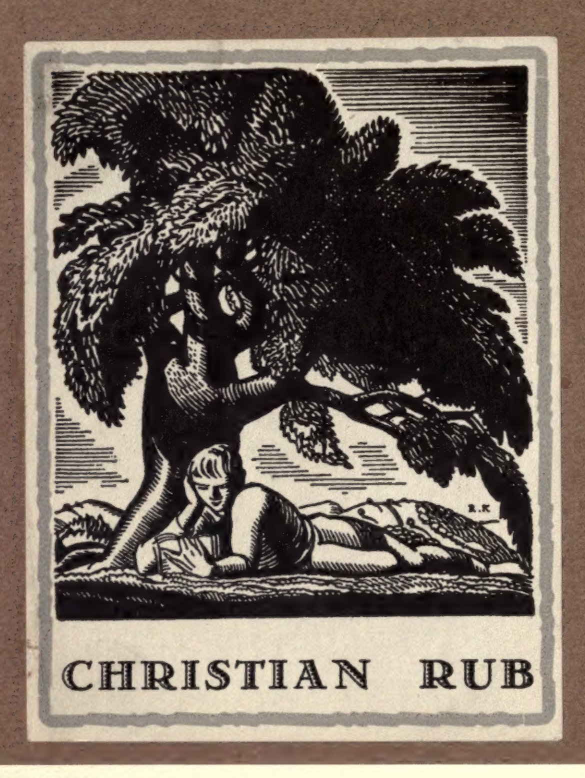
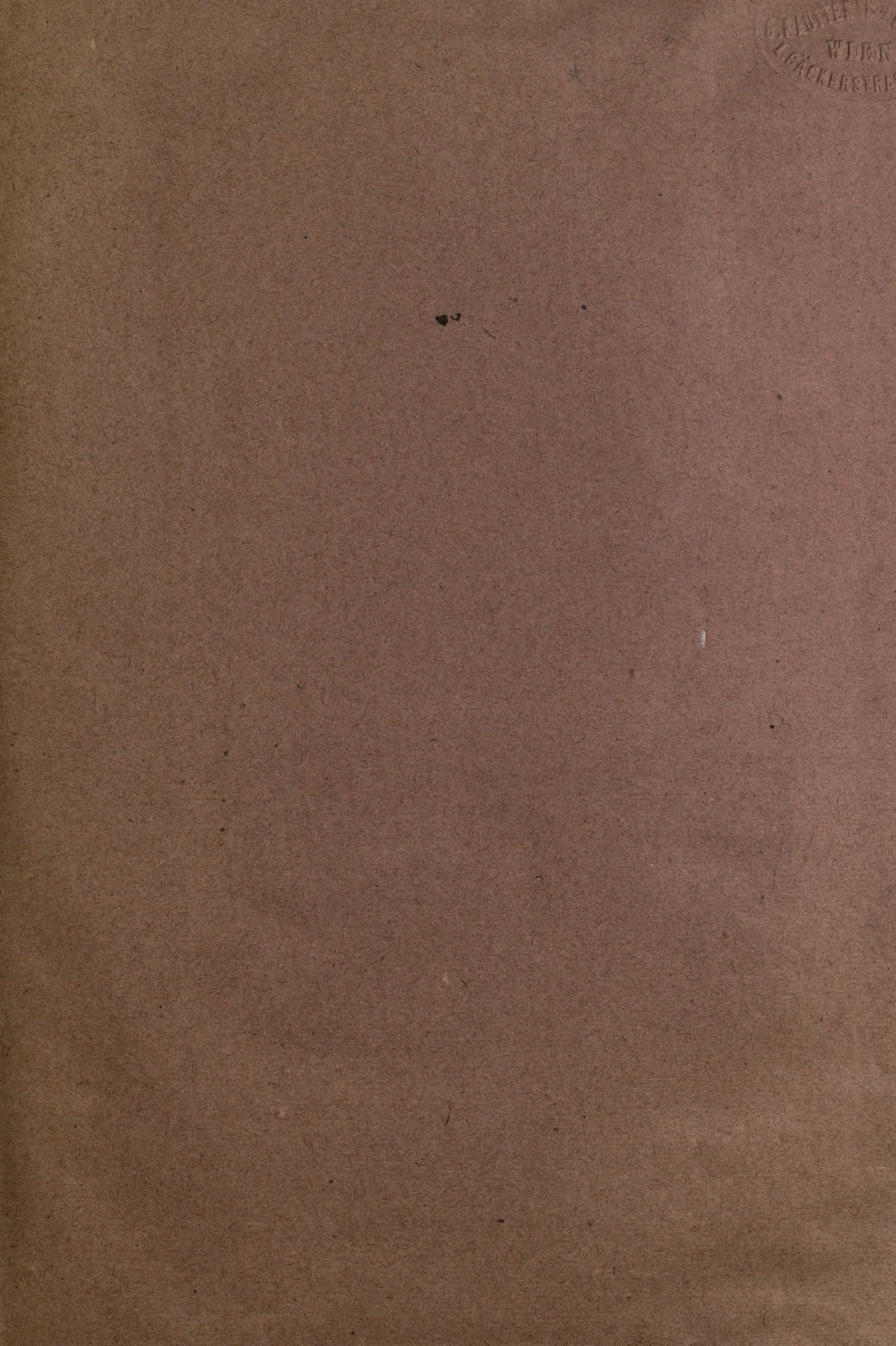



CHRISTIAN RUB




EX LIBRIS
Christian Rub

Nord-Amerika,

seine Städte und Naturwunder, das Land und seine Bewohner

in

Schilderungen

von

Ernst von Hesse-Wartegg,

Ehrenmitglied der Königl. belgischen geographischen Gesellschaft zu Brüssel und des deutschen Athenäums zu London; Korrespondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Newyork; der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien, der geogr. Gesellschaften zu Madrid, Metz, Hamburg ꝛc., Bevollmächtigter des Museums für Völkerkunde zu Leipzig ꝛc. Kommandeur und Ritter hoher Orden.

Auf Grundlage mehrjähriger Reisen durch den ganzen Continent, und mit Beiträgen von Udo Brachvogel, Bret Harte, Theodor Kirchhoff, Henry de Lamothe, Charles Nordhoff, Bayard Taylor u. A.

Mit gegen dreihundert Abbildungen.

Wohlfeile Ausgabe

der zweiten verbesserten und vermehrten Auflage.

Leipzig,

Verlag von Gustav Weigel.

1892.

Vorwort zur wohlfeilen Ausgabe der zweiten Auflage.

Seit dem ersten Erscheinen des vorliegenden Werkes sind nur einige Jahre verstrichen, während welcher Zeit der ungewöhnliche Erfolg desselben durch die höchst schmeichelhaften Urtheile der in- und ausländischen Presse, durch den Absatz vieler Tausend Exemplare und durch die Uebersetzung in fremde Sprachen hinreichend dargelegt wurde.

Der Verfasser des Werkes ließ es bei seinen auf früheren Amerika-Reisen gesammelten Erfahrungen nicht bewenden. Auf den seit dem Erscheinen der ersten Auflage unternommenen größeren Reisen in Nord- und Central-Amerika besuchte derselbe neuerdings fast sämmtliche Staaten und Territorien des Continents, jedem derselben einen längeren Aufenthalt widmend. Von diesen Reisen seien hauptsächlich hervorgehoben: Ein Besuch des ganzen Mississippibeckens und der mittleren Südstaaten, zu dem seither auch in's Französische übersetzten Werke Mississippifahrten (Leipzig 1881) Anlaß gebend. — Zwei weitere Reisen durch Dakota und Minnesota nach den Territorien des Saskatchevan und dem neu erschlossenen, rasch emporblühenden Manitoba — sowie nach den canadischen Provinzen Quebec und Ontario. — Eine längere Studienreise durch die schon 1876 besuchten Felsen-Gebirge nebst den hochinteressanten Territorien Arizona und Neu-Mexiko, in einem englischen Werke The New South West (London, Chatto & Windus) geschildert. — Eine im Winter 1883/84 unternommene Reise durch Virginien, Georgien, Florida und die anderen Südstaaten, nach Texas und Arkansas, in welchen der Verfasser mehrere Monate verblieb. — Schließlich während des Jahres 1886 eine neuerliche Reise von Ozean zu Ozean mit längerem Aufenthalt in Californien, welcher im Herbst desselben Jahres der dritte Besuch Canadas folgte. Von dort begab sich der Verfasser über die Nördliche-Pacific-Bahn wiederholt an den Stillen Ozean, zur Bereisung von Oregon, Washington, dem Puget-Sund, Britisch-Columbien und Vancouver bis Alaska. —

Auf den genannten sowie vielen anderen, kleineren Reisen nach dem canadischen Seenbecken, in die Kohlen- und Petroleum-Regionen u. s. w. legte der Verfasser seit 1879, die Ozeanfahrten nicht gerechnet, an vierzigtausend englische Meilen zurück — ein weiterer Beweis dafür, daß das vorliegende Werk ausschließlich auf

eigene Erfahrungen und Beobachtungen fußt, und sich dadurch im direkten Gegensatz zu den vielen über Amerika erschienenen, theilweise illustrirten Sammelwerken befindet. Hat der Verfasser dem vorliegenden Werke dennoch Beiträge von Mitarbeitern einverleibt, so geschah dies hauptsächlich, weil diese Mitarbeiter durch längeren Aufenthalt und tiefer gehende Kenntniß der Verhältnisse zur Abfassung der betreffenden Kapitel berufener erschienen. Ihnen sei hiermit der wärmste Dank des Verfassers ausgesprochen.

Die großen Umwälzungen in den Vereinigten Staaten, die starke Besiedlung von Texas, die Eröffnung der Nördlichen-Pacific-Bahn, die Erschließung des großen Nordwestens des Continents, dann der Hudsonbai-Länder bedingten auch eine gründliche Umarbeitung des vorliegenden Werkes. So wurden über die genannten Gebiete eigene umfangreiche Abschnitte neu verfaßt und dem Werke zugefügt, sowie auf alle wichtigen Aenderungen und Fortschritte Rücksicht genommen.

Für diese vorliegende, verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage hofft der Verfasser deshalb eine ähnlich freundliche Aufnahme, wie sie der ersten in so hohem Maaße zu Theil wurde.

German-Athenaeum-Club,
London.

Ernst von Hesse-Wartegg.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Band.

II. Band.

Der große Westen und die Felsengebirge.

III. Band.

Californien, der Nord- und Südwesten.

IV. Band.

Der Süden, die Neu-Englandstaaten und Kanada.



Die Bai von Newyork.

I. Newyork.

1. Die Einfahrt.

Wie die große Metropole der Neuen Welt gewöhnlich das erste Wunder ist, das der Europäer auf der Reise nach dem transatlantischen Continent von letzterem zu sehen bekommt, so sei auch das erste Kapitel dieses Werkes Newyork geweiht. —

Und wahrlich, es giebt auf der weiten Erde keinen schöneren, großartigeren Einzug als den nach Newyork, dieser Pforte der Neuen Welt, dieser Millionenstadt, an Größe, Reichthum und Wichtigkeit sich nur mit zwei Städten messend: mit London und Paris.

Newyork ist schon seit Langem die dritte in diesem Bunde; — mit gerechtem Stolz benennt sie der Amerikaner die Empire City — la Ville imperiale — denn sie ist die Herrscherin der Neuen Welt sowohl wie des Ozeans, der die Küsten der letzteren im Osten bespült — die Hauptstadt eines großen Continentes und die Hauptstadt des Weltmeeres.

Die alte Geschichte spricht uns von den einstigen Wundern der Welt. Wollte man die modernen Weltwunder zusammenstellen, so müßte man die Riesenstadt am

Hudson als erstes nennen. Und dies in jeder Beziehung: In Großartigkeit, in Bedeutung, in Größe und in Schönheit. —

Newyork ist eine der schönsten Städte der Erde. Man nenne dem Amerikaner den Namen Newyork, und er wird sein Haupt erheben und sich mit Stolz in die Brust werfen; man nenne den Namen der großen Metropole dem Touristen, dem Kaufmann, ja selbst dem ärmsten Emigranten, der getäuscht und enttäuscht nach der alten Welt zurückgekehrt, und sein Gesicht wird sich verklären und unwillkürlich wird er seufzend den Namen Newyork wiederholen. Keine Stadt des Globus präsentirt sich den Blicken in so großartiger, zauberhafter Weise wie Newyork — weder Constantinopel mit seinen Moscheen und Minarets, noch Neapel, noch Rio-Janeiro, noch San-Franzisco so feenhaft wie Newyork; und wie einst Columbus entzückt gewesen, als er nach monatelanger Fahrt das erste Land der Neuen Welt erblickte, ebenso entzückt, bezaubert ist der Europäer, dem sich zum ersten Male am Horizont die langen, blauen Linien zeigen, in deren Senkung der Hafen von Newyork gelegen.

Zahllose Schiffe aller Länder — Dampfer und Briggs, stolze Dreimaster und Schooner, Barken und Pilotenboote fliegen an ihm vorüber. Die Flaggen und Wimpel aller Nationen der Erde ziehen in wenigen Augenblicken an dem Schiffe vorüber, das in den ersten Hafen der Neuen Welt einfährt. Nach allen Küsten und Städten der Meere sind sie bestimmt — nach Indien wie nach Australien, nach England und Italien, nach Südamerika und Californien. — Die Segel sind vom Winde aufgebläht, die Flaggen flattern stolz an den Spitzen der Masten; die Schlote von hundert Dampfern pusten aufsteigenden schwarzen Rauch, der in langen Linien hinter ihnen sich verliert. — Der Bug der Schiffe taucht in den Wellen auf und nieder — überall Leben, überall Thätigkeit auf dem weiten Meere, zu dem am fernen Horizont die blauen Küsten das Relief bilden. Selbst die schaumgekrönten dunkelgrünen Wellen, die an dem Rand des Schiffes emporlecken und sich lustig eine um die andere drängen, scheinen dem Ankömmling ihr Willkommenlied zu singen. — Wie aus einem Riesen-Bienenstocke kommen und gehen die stolzen Schiffe.

Dort das Land ist Amerika, die Neue Welt. Die blauen, unbestimmten Linien nehmen allmählig schärfere Formen an, die großen langen Wellen des offnen Ozeans werden ruhiger und schwächer, der Lauf des Schiffes sicherer. — Da zur Linken in der Ferne erscheint ein großer Leuchtthurm, die erste Leuchte des Landes, gleichzeitig aber auch die erste Leuchte, das erste Bauwerk amerikanischen Schaffens — der Leuchtthurm von Sandy-Hook. An ihm vorüber und der Besucher ist in die Bai von Newyork eingefahren. Zur Rechten und Linken nähern sich die bewaldeten hohen Ufer, deren Saum zahllose im Licht der Sonne strahlende Städtchen und Dörfer bekränzen. — Schöne Landsitze krönen die Gipfel der Uferhöhen. — Es sind die beiden Inseln Long-Island und Staten-Island, zwischen denen das Schiff hindurchfährt, und

der Meeresarm, welcher sie von einander scheidet, sind die «narrows», der eigentliche Thorweg der neuen westlichen Welt.

War der Eindruck, den die paradiesischen Küsten der beiden bedeutendsten Inseln Amerika's auf den Ankömmling machten, schon ein unvergleichlich großartiger und erhebender, so bildet er doch nur das Vorspiel zu jenem Genuß, den der Anblick des Hafens von Newyork darbietet. Giebt es in der Welt außer Neapel überhaupt noch einen Punkt, auf welchen das Sprüchwort des Italieners: Napoli vedere et pui morire, anwendbar ist, so ist es dieser Hafen. — Zur Linken zunächst die gewaltigen Befestigungen von Fort Richmond und die Strandbatterien von Fort Tompkins am untern Rande des Staten-Island-Ufers, — graue Frontmauern mit schwarzen Feuerschlünden gespickt — die Portierloge von Newyork. — Fort Tompkins gegenüber, an den Ufern des großen Long-Island, liegt das furchtbare Fort Hamilton und davor das neugebaute, hellrothe Fort Lafayette, isolirt auf einem Felsen mitten in den Wogen.

Aber zwischen diesen gewaltigen Wächtern des größten Hafens der neuen Welt schweift der Blick hindurch nach der großen Wunder-Insel, auf welcher die Metropole der westlichen Hemisphäre ausgebreitet ist. — Noch wird die Aussicht durch andere Inseln und Forts gehemmt, welche sich aus der wellenbewegten weiten Wasserfläche erheben. — Hier Governor-Island, dort das alte Fort Columbus, die Schildwache Newyorks. — Sie sind passirt und da ruht nun, wie ein occidentales Mährchen — wie ein Traum aus Tausend und eine Nacht — die Millionenstadt in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit. — Da glitzern und scheinen im Sonnenglanze die Massen der weißen Segel, Schwänen gleich, auf den weiten Wasserarmen, welche die Riesenstadt umfangen halten; da schießen die zahllosen Eisenbahnzüge an den Ufern hin, und die Dampffähren, diese weltberühmten schwimmenden Paläste, durchfurchen mit ihrer breiten Brust die Wellen und ihre Balanciers tanzen in ewigem Spiel auf und nieder und treiben, selbst vom Dampfe getrieben, die mächtigen Schaufelräder. Da erhebt sich ein Wald von Masten, bewimpelt und beflaggt, mit eingezogenen Segeln, und zwischen ihnen ruhen die schwarzen Riesenleiber der transatlantischen Dampfer — aber alles, alles das verschwindet gegen den Mittelpunkt des Bildes, gegen die wogenumspülte Insel Manhattan, auf deren Rücken sich die hunderttausend Häuser von Newyork befinden, hoch überragt von drei bedeutungsvollen, bezeichnenden Gebäuden, deren Namen gleichzeitig den Charakter des amerikanischen Volkes in dreien seiner Hauptzüge — Schnelligkeit, Geschäftigkeit und Rastlosigkeit — kennzeichnen. Diese drei großartigsten, höchsten Monumentalbauten Newyorks sind: Das Telegraphen-Palais, das Postbureau und das Palais der Newyorker „Tribüne", der zweitgrößten Zeitung des Landes. Auf der äußersten Spitze der Insel, dort, wo sich die Wasser des Hudson mit denen des East-River begegnen, steht inmitten freundlicher, grüner Anlagen ein viertes bedeutungsvolles Gebäude — wenn auch niedrig und unschein-

bar — es ist Castle-Garden, der Landungsplatz und das erste Absteigequartier der europäischen Emigranten.

Und schweift der Blick über die beiden breiten gewaltigen Wasserstraßen hinüber auf die jenseitigen Ufer, da erblickt man links, am Festlande, jenseits des Hudson, die Hauptstadt des Staates New-Jersey — Jersey-City — rechts hingegen an den Ufern von Long-Island das Häusermeer von Brooklyn — die Schwester der Millionenstadt. — Ueber das ganze feenhafte Panorama jedoch erhebt sich der schlanke Thurm der Trinity- (Dreieinigkeits-) Kirche in die Wolken. Er ist das Wahrzeichen der Stadt Newyork.

Da ruht es nun vor unseren Augen, das Newyork unserer Träume, die Herrscherin über Land und Meer. Unwillkührlich schweifen unsere Gedanken zurück in vergangene Zeiten, und je weiter wir zurückdenken in den Jahrzehnten und Jahrhunderten, desto mehr fällt Stein um Stein, Straße um Straße, desto mehr kommt die rauhe, unebene Insel Manhattan zum Vorschein, ein Felsrücken, der von Nord nach Süden läuft, und sich in den ungeheuren Sümpfen und Sandanschwemmungen verliert, welche die Mündung des Hudson-Stromes bilden. — Im Osten ist das öde Felsen-Eiland von einem Meeresarme bespült, der sie, sowie eine andere Insel — Long-Island — vom Festlande trennt. Erst im Norden, in dem Thale des Harlem-Flusses, erscheinen liebliche, bewaldete Gegenden.

So war die Insel, als sie 1609 zuerst von Europäern betreten wurde. Ihre günstige Lage rief bald holländische Auswanderer herbei, die aber im Jahre 1656 die Zahl von 1000 noch nicht erreicht hatten. Und zwei Jahrhunderte nachher finden wir an der Stelle der Sümpfe und Felsen die Zwei-Millionen-Stadt der Gegenwart! Krieg und Feuer, Revolutionen und Seuchen konnten die junge Riesin in ihrem Wachsthum nicht aufhalten. Und dabei schmiegt sie sich nicht den Boden-Verhältnissen an, wie irgend eine europäische Stadt. Sie ist die Herrscherin, sie macht sich Land und Wasser unterthan, sprengt die Felsen und Berge hinweg, leitet die Ströme in andere Bahnen, füllt die Sümpfe und baut auf dem mühsam errungenen Boden ihre Prachtbauten, ihre Handels- und Industriepaläste, ihre ungeheuren öffentlichen Anstalten und Wohnhäuser für ihre Bewohner. — Alles in Allem das großartigste Beispiel, wie ein freies, junges Volk in kurzer Zeit sich zu Macht und Ansehen emporschwingt. — Wie eine Schneelawine, so entstand die Stadt aus unscheinbaren Anfängen, und wie die erstere größer und größer wird, je weiter sie in ihrem rasenden Laufe gelangt, so mehrt und vergrößert sich jene Volkslawine auf der Manhattan-Insel, das heutige Newyork. — — Der Patriotismus der Holländer hatte der Ansiedlung vor zwei Jahrhunderten den Namen Neu-Amsterdam gegeben; der Patriotismus der Engländer aber änderte nach ihrer Eroberung 1664 diesen Namen in Newyork.

Der Name war begründet, — so lange Newyork eine englische Colonie war — gegenwärtig fehlt ihm die Ursache des Daseins, denn erst aus jener Zeit, als die

ehemalige Colonie ihre Fesseln gesprengt und unabhängig geworden war — aus jener Zeit stammt ihre Blüthe. Die Einführung des Dampfes zu Schifffahrtszwecken (1807) und Eisenbahnen (1832), die erste Gründung einer regelmäßigen Packet-Schifffahrts-Linie nach Europa, und vor Allem die Vollendung des großen Erie-Canal beförderten das Wachsthum der Stadt unendlich. Insbesondere war es das letztgenannte Unternehmen, die Verbindung der canadischen Seen mit dem Meere durch einen Schifffahrts-Canal (1825), welchem die Hebung des Reichthums und Ansehens der amerikanischen Weltstadt zuzuschreiben ist.

Und dieses Wachsthum Newyorks wird desto großartiger, je mehr die Stadt in das gegenwärtige Zeitalter hineinreicht. Schon zu Beginn des Jahrhunderts hatte es seine ehemals bedeutenderen Rivalen, das puritanische Boston und das quäkerische Philadelphia überflügelt. — Seine Verbindungen mit den transatlantischen Häfen lenkten den Strom der Einwanderer nach Newyork, das die Fremden, insbesondere deutsche Elemente, gastlich aufnahm. Und so wuchs denn die Riesenstadt derart empor, daß die Insel, auf welcher sie gelegen, zu klein war, und sie ihren Ueberschuß an die nächstgelegenen Ufer nach Neu-Jersey und Long-Island abgeben mußte. So entstand allmählich, um die Inselstadt herum, jener Kranz von Großstädten, die zusammen an Einwohnerzahl der jungen Mutterstadt nahezu gleichkommen: Brooklyn, Williamsport, Astoria, Hoboken, Jersey-City und Newark — jede eine Stadt für sich — mit eigenen Behörden, eigener Gemeinde, aber mit ihren Interessen, mit ihrem Bestande an die Weltstadt des Manhattan-Eilandes gebunden: an Newyork.

---

2. Castle-Garden.

Folgen wir dem Strom der Einwanderung, wo er am stärksten nach der Hauptstadt fließt, jenem Strome, dem Amerika seine Größe verdankt, und der auch jetzt wieder stärker als je anschwillt. Er führt uns durch die Bai von Newyork an das äußerste Südende der Manhattan-Insel, von unzähligen Werften und Docks mit Schiffen und Barken umgeben. Sonderbar genug: während weiter oben die ganze Insel uns wie ein einziges Gewirre von Mauern und Dächern erscheint, und jedes leere Plätzchen zwischen dem Hudson und dem East-River schon vor Jahrzehnten von irgend einem Bauwerke in Beschlag genommen wurde, lacht uns hier, an dem wichtigsten, günstigst gelegenen Theile der Insel ein blühender Garten entgegen, mit stattlichen Bäumen und grünen Rasenflächen.

Es ist die Batterie, einer der historisch-denkwürdigsten Plätze von Newyork. Es giebt noch Newyorker Bürger, die sich der Batterie als der herrlichsten Promenade der Stadt erinnern, aber doch liegt zwischen dem Parke von damals und dem Parke von heute ein großes Stück Geschichte, und der Boden, auf welchem heute Baum und

Strauch so üppig grünen, wurde mehrmals aufgewühlt, mehrmals von der eisernen Hand der Geschichte durchfurcht, bis er wieder so friedlicher Bestimmung anheimfiel.

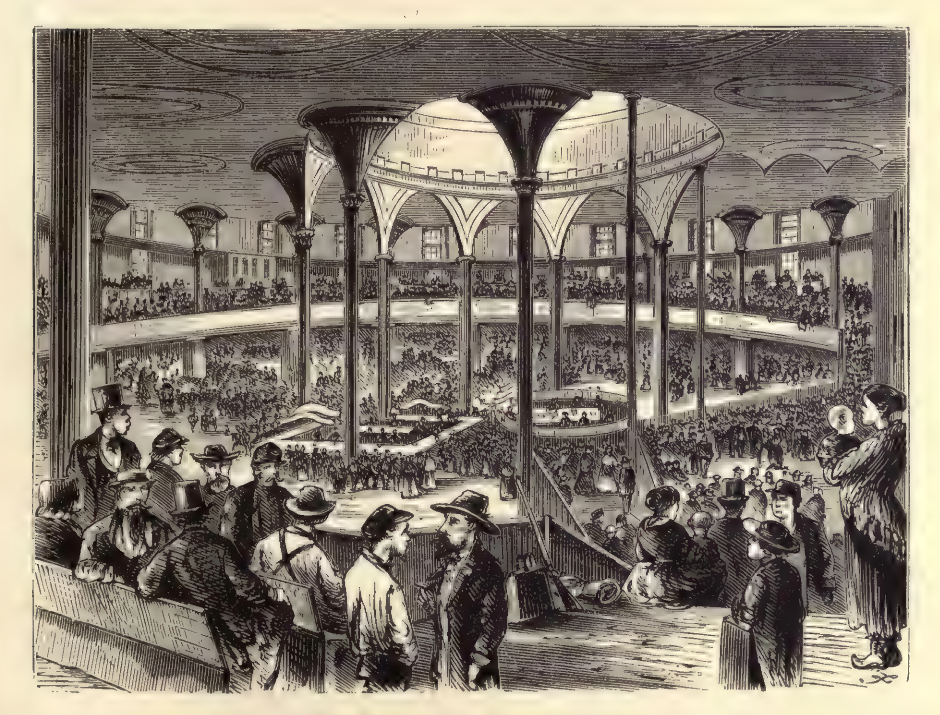
Das einfache, halb gemauerte, halb hölzerne, thurmartige Bauwerk, das sich auf der Westseite der Batterie erhebt, theilte deren Schicksal. Es ist Castle-Garden, eines der Wahrzeichen von Newyork. Einige Jahrzehnte zurück, war das alte Bauwerk der Wachtposten der meerumgürteten Insel, und aus seinen Schießscharten dräuten gewaltige eiserne Mündungen.

Dann kam eine Zeit, wo die Festungswerke über die Insel hinaus in die Bai von Newyork verlegt wurden, und Castle-Garden glättete die Falten seiner Kriegerstirne und wurde — der Mittelpunkt des Newyorker Kunstlebens. Anfangs eine Musikhalle untergeordneter Bedeutung, feierte bald nachher die unvergleichliche Jenny Lind hier ihre ersten öffentlichen Triumphe auf amerikanischem Boden. Hier veranstaltete man im November 1853 die erste Reihe von Monstre-Concerten, und noch bis zum Herbst 1854 hallten die alten Mauern wieder von dem Gesange einer Grisi, eines Mario und Susini, und lange Reihen von Equipagen und dichtes Gedränge umwogten die Eingänge von Castle-Garden. Aber das war auch sein höchster Glanz. Einige Monate darauf waren die großen, in allen Farben leuchtenden Plakate von den Mauern verschwunden. Equipagen und Spaziergänger hatten sich ängstlich aus seiner Umgebung geflüchtet, der Tempel der Kunst war in ein — Emigranten-Depot verwandelt worden, als welches es noch heute besteht. Die herrlichen Anlagen verfielen, und lange Jahre war die Batterie nichts als ein ungeheures Mistbeet, ein Opfer der Betrügereien der Stadtbehörden. — Erst in neuester Zeit wurden die Anlagen wieder hergerichtet und gepflegt, Castle-Garden aber wurde zu einem wohlthätigen, unter strenger Aufsicht stehenden Zufluchtsorte der Einwanderer, die mit den Verhältnissen des Landes noch nicht vertraut, früher nur zu häufig der gemeinsten Spekulation und Uebervortheilung professioneller Betrüger zum Opfer fielen. Und die Stadt war von der Wichtigkeit dieses Institutes so durchdrungen, daß sie das alte Gebäude, nachdem es im Ausstellungsjahre 1876 niedergebrannt war, sofort wieder in derselben Weise aufbauen ließ.

Die Einwanderer werden hier nach ihrer Landung sofort unter den Schutz der Beamten einer wohlthätigen Gesellschaft genommen und erhalten Kost und Quartier für die erste Nacht unentgeltlich. Im Innern des großen Gebäudes befindet sich ein Post- und Telegraphenbureau. Alle Geldsorten der Welt werden hier in amerikanische Greenbacks (so nennt man die Dollarscheine ihrer grünen Rückseite halber) umgewechselt, und den Emigranten Eisenbahnfahrbillets nach allen Theilen der Verein. Staaten zu ermäßigten Preisen verkauft. Diejenigen, welche sich Newyork zum ersten Aufenthalte wählen, erhalten Adressen von billigen, soliden Boardinghäusern, wo sie Kost und Wohnung um wenige Dollars pro Woche nehmen können. Ein Dienst-

Besorgungs-Bureau für Emigranten beiderlei Geschlechts sorgt nach Thunlichkeit für ihre Unterbringung in irgend einer Beschäftigung, und es wird mit einem Worte alles aufgeboten, um diesen jungen Bürgern der neuen Welt die Gründung ihrer Existenz zu erleichtern und sie zu nützlichen Mitgliedern jener großen Commune heranzuziehen. —

Wohl verunglücken Viele, und mögen sie auch glücklich über das Weltmeer gekommen sein, so scheitern und ertrinken sie doch in den Wogen des Lebens, die jenseits der Atlantis so stürmisch auf- und niedergehen. Die meisten aber kommen



Castle-Garden: Die Einwanderer-Halle.

durch Arbeit und Ausdauer zu Geld und Gut. Aller Anfang ist schwer, und merkwürdigerweise haben sich gerade in Amerika die größten Reichthümer aus den kleinsten Anfängen entwickelt, und vielleicht die Hälfte der Besitzer jener Prachtbauten der fünften Avenue, die Eigenthümer von Millionen, gingen aus jenem runden, alten, hölzernen Thurmbau hervor, der den Namen Castle-Garden führt.*)

*) Seit 1858 landeten mehr als 4 Millionen Einwanderer im Castle-Garden und genossen stets die Fürsorge und den Schutz der verschiedenen Beamten der Einwanderungskommission.

3. Der Broadway.

Von Castle-Garden und der Batterie angefangen, führt eine breite große Straße durch die Längenmitte der Insel Manhattan, durch die Mitte von Newyork hindurch bis über den berühmten Central-Park hinaus. Der untere Theil dieser Straße läuft durch das alte unregelmäßig gebaute Newyork mit krummen, engen, winkeligen Gassen, und die Längenavenuen richten sich hier mehr nach den Ufern der beiden, die Insel bespülenden Ströme, als nach der sie in der Mitte durchschneidenden Hauptverkehrsader. Erst im oberen Theile zeigt die Stadt jene amerikanische Regelmäßigkeit, die sich vor allem in Philadelphia kundgiebt. Die elf Längenavenuen und etwa zweihundert Querstraßen durchkreuzen sich in rechten Winkeln und schließen große, regelmäßige Häuser-Vierecke ein, welche in Amerika den Namen Blocks führen. Und je weiter man dem Nord-Ende der Insel zuschreitet, desto mehr gewinnt dieses Häuserschachbrett an Regelmäßigkeit und Einförmigkeit, desto mehr verliert die sie durchkreuzende Hauptstraße an Leben und Bedeutung, bis sich das Häusermeer endlich in den Gärten und Parks am Haarlem-Flusse, der nördlichen Begrenzung der Manhattan-Insel verliert.

Diese Hauptverkehrsader, welche die Großstadt von einem Ende bis zum andern durchschneidet, ist der Broadway.

Das Wort hat einen Zauberklang in aller Welt. Amerika ist mit Newyork, Newyork wieder mit dem Broadway so innig verknüpft, daß man unwillkührlich daran denkt, sobald von der neuen Welt die Rede ist. Es ist das drittgrößte Wort Amerikas, und es giebt keinen Menschen, der von Amerika, und nicht auch gleichzeitig vom Broadway gehört hätte. Die Geschichte der neuen Welt knüpft sich an diese eine Straße, und die Geschichte des Broadway ist die Geschichte Amerikas. London hat seinen Strand, Paris seine Boulevards, Wien seine Ringstraße — aber Strand und Boulevard und Ringstraße zusammengenommen, sind in geschäftlicher Bedeutung nicht das, was diese einzige Straße, dieser einzige Broadway. Während sie die Herzen der genannten Städte wie mit einem goldenen, schönen Ring umgeben, bildet der Broadway selber das Herz jener Riesenstadt, die durch ihn zu solcher Größe gelangte. Der Broadway ist der Stolz jedes Amerikaners, aber er ist zugleich der Stolz der Zivilisation der neuen, wie der alten Welt. Es giebt keine zweite Straße auf Erden, die sich mit dem Broadway vergleichen ließe, die ihm an Großartigkeit, an Schönheit, an Leben, an Abwechslung, an Bedeutung gleichkäme. Ein Spaziergang durch den Broadway ist eine Reise durch Amerika, ein Tag auf dem Broadway ist eine Reise durch den Continent. Es wäre eitles Bemühen, den Broadway und seine Geschichte schildern zu wollen. Man müßte Bände füllen, und diese Bände würden nichts enthalten,

als die Geschichte des größten Staatenkomplexes der Welt, die Geschichte der größten, verkehrsumwälzenden Erfindungen, die Geschichte der bedeutendsten Industrien, die



Der Broadway.

Geschichte des Weltverkehrs. Es geht in keinem Erdtheile, in keinem Lande irgend etwas von Bedeutung vor, das nicht irgendwo am Broadway mitgefühlt, mitem-

pfunden würde, und kein einziges Gebäude des Broadway könnte niederbrennen, ohne daß nicht in verschiedenen Theilen der Welt mehrere Firmen, mehrere Personen von dem Brande betroffen würden.

Broadway, — der breite Weg — das ist der einzig richtige, einzig mögliche Name für diese Straße — es ist die Rennbahn für das große amerikanische Wettrennen, dessen Pferde die Industrien und der Handel, dessen Jockeys die Menschen, dessen Preis die Dollars sind. Außerhalb der Rennbahn, im Lande irgendwo, vielleicht in den Felsengebirgen, vielleicht in Californien, werden diese Industrien, diese Erfindungen geboren und groß gezogen, in Newyork erhalten sie ihren Reiter und am Broadway werden sie auf die Rennbahn geführt und angetrieben. Wer am schnellsten läuft und am umsichtigsten lenkt, gewinnt den Millionenpreis. Der Broadway ist die Arena für die Neue Welt.

Der Eindruck, den ein Spaziergang durch diese Straße, dieses Weltwunder, in dem Spaziergänger hinterläßt, ist überwältigend, und mag dem Europäer auch alle Erinnerung an Amerika geschwunden sein, das Straßenbild des Broadway wird immer in seinem Gedächtnisse bleiben, immer vor seinen Augen stehen. Es sind nicht die fünf-, sechs-, acht- und neunstöckigen Paläste, die sich ihm auf mehrere Meilen Länge in ununterbrochener Doppelreihe darbieten, es sind nicht die Tausende von Fuhrwerken aller Art, die sich in meilenlangen Prozessionen hintereinander drängen und langsam wie bei einem Leichenzuge hintereinander herziehen, es ist nicht die Menschenmasse, die sich rasch in- und durcheinander, auf- und abwärts wälzt, — all' das ist bloß imponirend. Allein die Ruhe und Geräuschlosigkeit, mit der dieser Verkehr vor sich geht, diese Abwesenheit von Stoßen und Drängen, von Lärmen und Schreien ist überwältigend — und in keiner anderen Weltstadt mehr zu finden.

Man sieht, daß der Broadway die Straße ist, an deren einem Ende Europa, an deren anderem Amerika liegt. Wohin nun zuerst sich wenden, was zuerst sehen von all' dem Sehenswerthen, das so massenhaft hier aufgehäuft ist? Da liegt die Straße, fünf Meilen lang, auf beiden Seiten mit einer Reihe von Palästen besetzt, Palästen im wahrsten Sinne des Wortes, denn so viel man auch gegen den Baustyl auszusetzen vermöchte, sie bleiben doch Prachtbauten in Bezug auf Solidität des Materials, Reichthum und Verschwendung. Weißer Marmor und Eisen sind die am häufigsten vorkommenden Materialien, und die blendend weißen Palastfronten werden nur hie und da von rohen Ziegelbauten unterbrochen. Nirgends wird es größere, nirgends höhere Gebäude in solcher Masse geben, wie am Broadway, und die zahllosen großen Fenster, die bis an die Dächer hinaufreichenden, in Gold und Roth prangenden Annoncen und Firmentafeln, die mehrere Meilen lange, ununterbrochene Reihe von großen Kaufläden und Gewölben aller Art zeigen, daß all' diese Bauten nur und abermals nur dem Mammon: Gold geweiht sind.

Auf beiden Enden wird der Broadway von grünen Parkanlagen begrenzt, und auf seinem Wege nach dem nördlichen Ende läuft er an drei anderen Parkanlagen vorüber, die alle von ziemlicher Größe sind: der City-Park, der Union- und der Madison-Square. Die ersten beiden Meilen läuft die Straße schnurgerade von Süd nach Nord; in der Nähe der zehnten Straße ändert sich ihre Richtung etwas gegen Westen, und läuft, alle Avenuen der Reihe nach durchschneidend, ebenso gerade nach der West-Ecke des Central-Parks.

Die Breite des Broadway ist nicht viel geringer als jene der Pariser Boulevards, allein die Höhe der Häuser und der unendliche Verkehr lassen diese Breite viel geringer erscheinen. Breite, vorzügliche Trottoirs ziehen sich zu beiden Seiten des Broadway hin, und alles, was das moderne Städtewesen an Verbesserungen in Beleuchtung, Häuser-Nummerirung, Reinigung u. s. w. aufzuweisen hat, wurde an diesem Schooßkinde Amerikas, auf Kosten der anderen Straßen, verschwendet.

Das Spazierengehen wird einem auf dem Broadway bald verleidet. Man wird auf dieser großen Verkehrsader überhaupt nur äußerst selten Spaziergänger sehen, und dann sind es regelmäßig Fremde. Nicht, daß es in dem Strome von stumm und gedankenvoll dahin eilenden Menschen am Ende unmöglich wäre, langsam einherzuschreiten. Trotz der Tausende, die vorüber eilen, wird Niemand uns berühren. Alles windet sich so schnell und geschmeidig in- und durcheinander, daß man kaum beachtet wird. Allein man wird wider Willen mit in den Strom gerissen; es ist unmöglich, ihn vom sicheren Ufer aus zu betrachten. Man muß hinein, und schwimmt willenlos mit, um eine Strecke weiter ebenso willenlos wieder an den Strand gesetzt zu werden.

Wir beginnen unseren Spaziergang am unteren Ende des Broadway, an der Batterie, und wollen ihn nun bis zum Zentralpark ausdehnen. Das unterste Ende des Broadway mit den anstoßenden Straßen Bowling-Green und White-Hall wird beinahe ausschließlich von den Bureaus der unzähligen Dampfschiffahrtslinien eingenommen, die von Newyork aus nach allen Hafenplätzen der Welt auslaufen.

Das erste auffällige Gebäude inmitten dieser ungeheuren, marmornen Tempel des Mammon ist eine zwischen dem Laub alter Bäume halb versteckte Kirche aus „Braunstein" (brauner Sandstein, in Amerika Brownstone genannt) in edlem gothischen Style erbaut. Es ist die „Trinity-Church", die Dreieinigkeits-Kirche, der Stolz jedes Newyorkers. Das Schiff der mit einem hölzernen Dach eingedeckten Kirche wird von einem nahezu 300 Fuß hohen Thurme überhöht, von dessen Spitze man die herrlichste Aussicht auf die ganze Stadt und den Hafen genießt. Von den Uferhöhen New-Jersey's, bei klarem Wetter sogar von Sandy-Hook und dem Highland aus erstreckt sie sich weit über die Palissaden des Hudson hinauf, über den größten Theil der Stadt selbst und die malerischen Inselgruppen des Long-Island-Sunds. — Das Glockenspiel

des Thurmes wird nur von wenigen in der Welt übertroffen. An allen Festtagen, deren es in Amerika freilich kaum ein halbes Dutzend im Jahre giebt, ertönt es in patriotischen und religiösen Melodien, und den weithin vernehmbaren Klängen wird stets mit solchem Interesse gelauscht, daß es gebräuchlich ist, das Programm vorher in den Tagesblättern bekannt zu machen.

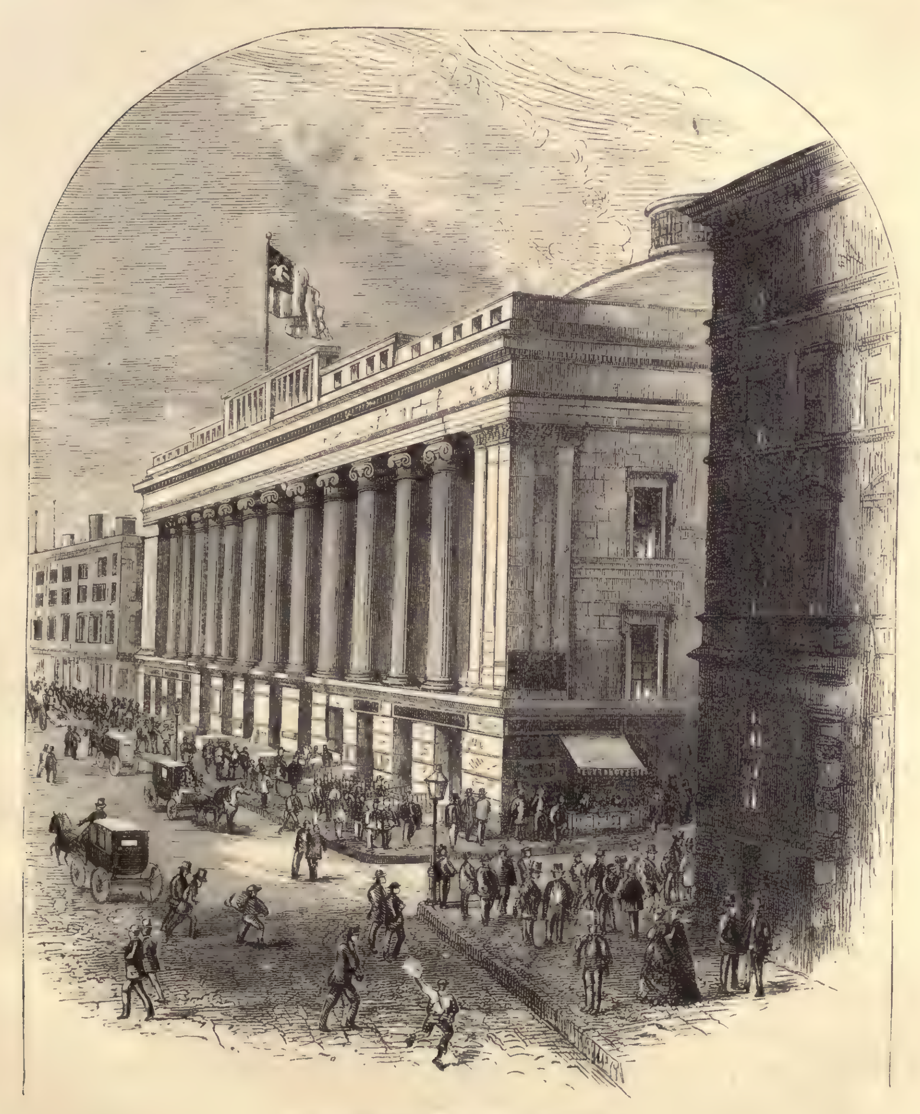
Die Kirche umgiebt ein ziemlich ausgedehnter Begräbnißplatz nach Art der Londoner Kirchen, und so mancher Liebling der amerikanischen Nation schläft hier den letzten Schlaf. Wind und Wetter, von drei Generationen her, haben freilich manchen Buchstaben verwischt, und den weichen Stein mit grüner Moosdecke umschleiert, so daß man die Namen der Verstorbenen kaum mehr unterscheiden kann. Allein die Kränze und frischen Blumen, die sie zu gewissen Zeiten bedecken, zeigen, daß die Todten im Andenken der Nachwelt nicht vergessen sind.

Und gegenüber diesem gottgeweihten Tempel mündet die weltberühmte Wall-Street, die verführerische Pforte zu Reichthum und Armuth, je nachdem die Karte fällt, oder das Tick-Tack des Telegraphen es verkündet. Mächtige Palastbauten, Lebensversicherungs-Compagnien und Bank-Instituten gehörig, begrenzen sie zu beiden Seiten. Wir schreiten zwischen ihnen hindurch und halten vor einer stolzen Säulenfront von weißem Marmor, die das Schatzamtsgebäude der Vereinigten Staaten ziert. Wir befinden uns jetzt im Mittelpunkt einer schönen Gruppe von Bauwerken in der Wall-, Nassau- und Broad-Street, wie sie nur in wenigen Städten der Erde ihres Gleichen findet. Aber sie alle werden von Makler-Comptoirs eingenommen, denn wir athmen hier die Luft, in welcher der Spekulations-Geist weht, der vielleicht mehr Einfluß ausübt auf den politischen, finanziellen, ja selbst moralischen Zustand des ganzen Landes, als alle Kriege und geschäftlichen Krisen der Welt.

Der berüchtigte Erie-Eisenbahnkrieg brach hier aus; der Handschuh ward hingeworfen und aufgehoben, und der Anstoß gegeben zu einem Netzwerk von Prozessen und Gegen-Prozessen, welche die Taschen von Advokaten und Spekulanten vollgepfropft, jene Anderer geleert haben und unmeßbares Unglück über das Land heraufbeschworen.

Das Bild, welches die Wall-Street alltäglich um Mittag darbietet, wo Gold, Bonds und Aktien in etwas lebhaftere Cirkulation gerathen, ist äußerst interessant, wenn auch nichts weniger als anziehend. Und nun gar an bewegten Tagen, zur Zeit der großen Krisen! Haufen von elegant gekleideten Männern drängen sich auf dem Trottoir und der Straße in wilder Hast; hier mit zerrütteten, dort mit lächelnden Mienen. Hier ist ein Vermögen verloren, dort ein anderes gewonnen worden. Hier stehen Tausende und Abertausende auf dem Spiele, dort wurden gleiche Summen mit einem Schlage gewonnen. Es ist keine Uebertreibung, man glaubt sich in eine ungeheure Spielhölle versetzt, wo alle Leidenschaften entfesselt sind, wo jedoch nur eine herrschend ist: Die Habsucht. — —

Hier sehen wir auch in die lange, düstere Nassau-Street hinein, — eine Straße voll Gerassel und Getöse, ein oft unentwirrbar scheinender Knäuel von Menschen, Pferden, Karren, Wagen, Kisten. Es ist der Ueberschuß des Broadway, der sich hier



Das Haupt-Zollamt von Newyork.

in diese Straße verläuft, und auch hier nicht genügend Platz findend, sich noch um mehrere Straßen weiter hinausdrängt. — Wie der Broadway das Prototyp einer schönen, großstädtischen Straße ist, so sind seine Nebenstraßen, und vor allem die

Nassau-Street, nur zu sehr vernachlässigt. Im Winter bei Schneefall ein fußtiefer, kohlschwarzer Morast, im Sommer eine Staubwolke, ist das Pflaster dieser Straße voller Löcher und Unebenheiten — und dabei ist sie, trotz ihrer Enge, nächst dem Broadway die vielleicht am meisten benutzte Verkehrsader zwischen den Geschäftsstraßen der untern und obern Stadt. —

Noch weiter abwärts in der Wall-Street, gelangen wir zu dem Newyorker Custom-House, dem Zollamte der Stadt, gleich berühmt durch seinen Bau, wie einstens berüchtigt durch die Corruption seiner Beamten. Kolossale Granitsockel, massive cylindrische Blöcke tragen eine Reihe schöner Frontsäulen, und auch die im Innern des Gebäudes befindliche Rotunde wird von acht stolzen Säulen aus italienischem Marmor getragen, deren korinthisches Capitäl in Italien gemeißelt wurde. Hier in diesem geräumigen Saale versammeln sich die Hauptbeamten des Zollamts, und eine Menge von Kaufleuten und Commis strömen ohne Unterbrechung ab und zu. — Aber das wichtige Gebäude war gleichzeitig bis in die letzten Jahre hinein der Sitz unglaublichster Corruption, vom obersten Beamten abwärts bis zum letzten Zolldiener. Es war der Hort des politischen „Ringwesens" von Amerika, und das ganze Zollamt übte, bei den oft in den Koth der Niedertracht herabsinkenden Wahlumtrieben, häufig seinen käuflichen, verderblichen Einfluß aus. Gleichzeitig stand die Bestechlichkeit hier in der vollsten Blüthe, und es wurde kein Stück Seide, kein Stückchen Waare im Hafen von Newyork eingeführt, ohne daß nicht eine bedeutende Summe als Schandgeld in die Taschen der Beamten gefallen wäre. Ja die Letzteren gingen in ihrer Kühnheit so weit, selbst die Passagiere der in Newyork landenden Dampfer um ihren Sündenpreis zu betteln, und so schon die Ehre des Beamtenstandes den aus Europa kommenden Passagieren zu verkaufen, ehe diese noch den Boden Amerikas betraten. — Die neue Regierung hat diesem schmachvollen Treiben, diesem offenen Millionenraub aus der Kasse der Vereinigten Staaten endlich ein Ziel gesetzt.

* * *

Wir sind jetzt mitten in einem Labyrinth von Straßen, die alle und ausschließlich dem Handel und der Geldspekulation gewidmet sind, und nur selten ragt irgend ein Zeitungspalast aus der Mitte der ihn umgebenden Geld-Institute hervor. Lebens- und Feuerversicherungsgesellschaften, Sparbanken, Eisenbahn-Direktionen und die Verwaltungen aller großen Geld- und Verkehrs-Institute des ganzen Landes haben hier ihren Sitz. Auf den Broadway zurückkehrend, sehen wir es schon aus dem wo möglich noch größeren Verkehr, daß wir uns dem Mittelpunkte der unteren Stadt nähern. Die Gebäude werden zu feenhaften Palastbauten, von denen jener der Spar-Bank den großartigsten Eindruck macht. Ueberall häufen sich Blöcke des kostbarsten Marmors und Granits, Statuen und reich geschmückte Häuserfronten aus Eisen und Stein. Von den Mansarden herab bis in die Keller ist alles mit großen Schildern und Plakaten

bedeckt, aus allen Fenstern und Thüren tritt das Geschäft dem Wanderer entgegen. Jedes Gassengewölbe ist mit Käufern gefüllt, über die Straße rollen ganze Colonnen von Stellwagen, Kutschen, Lastfuhrwerken und der ganze Broadway ist derart mit einer hin- und herwogenden Menschenmasse angefüllt, daß es uns Wunder nimmt wie sich dieser Knäuel nur lösen kann. — Und über das ganze bewegte Bild spannen sich unzählige Telegraphendrähte, diese einzigen sichtlichen Zeichen des Blitzverkehrs, der aus jenem Monstre-Gebäude zur Linken nach allen fünf Welttheilen geschleudert wird. —

Unser Auge kann den Gipfel dieser rothen Ziegel-Pyramide kaum erreichen; neun Stockwerke hoch, erhebt sie sich über alle Gebäude der Nachbarschaft empor in die Lüfte, und als wollte sie den Ausspruch wahr machen: «Coeli eripuit fulmen» ragt noch ein hoher Thurm über das Gebäude in die Wolken hinein. Die Aufschrift dieses Palastes zeigt die Worte: «Western Union Telegraph-Company». Es ist das Telegraphen-Amt von Amerika, jene in alle Theile der Welt reichende Institution, zu welcher der Amerikaner Morse den Grundstein gelegt. Die hohe Flaggenstange an der Spitze des Thurmes trägt eine große rothe Kugel, die alltäglich um Mittag von der Stangenspitze herabfällt, um so den Tausenden Schiffen im Hafen von Newyork die genaue Zeit anzuzeigen. Und so sieht man denn auch um diese Stunde alle Kapitäne mit ihrem Chronometer auf dem Verdeck ihrer Schiffe stehend, aufmerksam die rothe Kugel beobachten, welche in und für Newyork als Zeitbestimmer die Rolle der Sonne übernommen hat.*)

Noch einige Schritte weiter, und wir sind auf dem belebtesten Theile des Broadway, in dem Verkehrs-Mittelpunkt der Großstadt angelangt.

Und einen Verkehrs-Mittelpunkt, wie diesen, haben weder London noch Paris noch Wien aufzuweisen. Man spricht viel von Charing-Croß, der englischen, dem Opernplatz, der französischen, dem Stefansplatz, der österreichischen Metropole, aber sie alle zusammen werden nicht so viel Verkehr zeigen, wie dieses Plätzchen von Newyork.

Die drei Gebäude, welche seine Hauptfronten einnehmen, bilden jedes für sich ein Wunder der Neuen Welt: Das Postamt, an Pracht und Größe von keinem Postgebäude der Erde übertroffen. Das Palais des „Newyork-Herald", der größten Zeitung, und: das Astor-House, eines der größten Hôtels der Welt.

Die beiden letztgenannten Riesenbauten stehen einander gegenüber, während das Postamt seine Kolossalfront dem Broadway gerade entgegenstellt. Jedes einzelne Ge-

---

*) Die Vereinigten Staaten hatten Ende 1876 nicht weniger als 400,000 Meilen Kabel- und Land-Telegraphen-Leitungen, mit 1,000,000 Meilen Drähten, in Operation! 31,000 Telegraphenstationen vermittelten den Verkehr, welcher im Jahr ca. 80 Millionen Depeschen beträgt!!!

bäude mit ſeinen innern Einrichtungen, gleichzeitig das Prototyp für alle demſelben Zweck gewidmeten Gebäude Amerikas bildend, iſt viel zu wichtig, viel zu bedeutend, um ſie hier nur kurz zu beſprechen und ſie ſollen deshalb in folgenden Kapiteln eingehender gewürdigt werden.



Der Broadway und das Poſt-Gebäude.

An ihnen vorüberſchreitend gelangen wir zu dem erſten der drei Broadway-Plätze, dem ſogenannten „City-Park“.

*　*　*



Ansicht von Newyork aus der Vogelschau. Im Vordergrund Castle Garden, der Landungsplatz der Einwanderer.





Der City-Park und das Rathaus Newyorks.

Der „City-Park", ein offener, mit schönen, wohlgepflegten Baum-Anlagen geschmückter Platz, enthält gleichzeitig die städtischen Gebäude von Newyork, die „City-Hall" und das „Court-House" (das Rathhaus und den Gerichtshof), welch' beide in der Geschichte der Stadt zu trauriger Berühmtheit gelangten. — Sie waren das Danaidenfaß, durch welches Millionen über Millionen des städtischen Kapitals in die Säckel gewissenloser Beamten und Spekulanten geflossen waren, und so die Schuldenlast der Stadt und der Grafschaft auf die enorme Höhe von hundertfünfzig Millionen Dollars hinaufschraubten, für deren Interessen-Tilgung allein die Bürger mit 3 Prozent ihres Einkommens taxirt werden.

Aber wir wollen uns den Genuß des Anblicks dieser Prachtbauten nicht verkümmern lassen durch den schwarzen Schatten auf dem blendenden Weiß seiner Mauern, durch die Frevelthaten des „Ringes",*) welche bei der Erbauung derselben vorfielen. In architektonischer Hinsicht sind beide edle Bauwerke aus den kostbarsten Materialien aufgeführt und würdig der Größe und Bedeutung jener Stadt, deren Vertretungskörper sie beherbergen.

Zur Rechten des Cityhall-Parks finden wir den Park Row, die Residenz des Vertretungskörpers des ganzen Volkes von Amerika: Der Presse. Hier stehen sie Haus an Haus, die Zeitungsgebäude, alle noch um das Doppelte überhöht von dem Riesenbau der Tribüne — dem höchsten Gebäude Amerikas. Wir werden auf dieses kolossale Bauwerk noch gelegentlich der Besprechung der Presse zurückkommen und schreiten weiter, dem weißen Riesenbau der „Newyorker Staats-Zeitung" zu, dessen Fronte an Schönheit und Majestät nur von jener des Postbureaus übertroffen wird.

Es würde in dem engbegrenzten Raume unmöglich sein, alle die großen erdrückend imposanten Fronten, welche sich zu beiden Seiten des Broadway ohne Unterbrechung hinziehen, auch nur namhaft zu machen. Ueberall die gleiche Größe, die gleiche Pracht, das gleiche Leben, überall Banken, große Industrie- und Handelsfirmen, die Hauptstraße entlang, sowie in die zahllosen Neben- und Seitenstraßen hinein, die sich gegen Ost und West bis an die Flußufer erstrecken. Jede Straße, zu beiden Seiten besetzt mit vier bis sechs Stock hohen Häuser-Fronten, und jedes einzelne Gebäude aus Eisen und Stein aufgeführt, im Innern auf das Eleganteste eingerichtet und bis in die obersten Stockwerke hinauf mit Gas- und Wasserleitung und anderen Errungenschaften des amerikanischen Bausystems versehen. Elegante Elevatoren vermitteln den mühelosen Verkehr zwischen den einzelnen Stockwerken.

Die Straßenläden, die sich uns in der Nähe des City-Park am auffälligsten präsentiren, sind die Bureaus der Eisenbahnen und Dampfschiffe, in welchen man

---

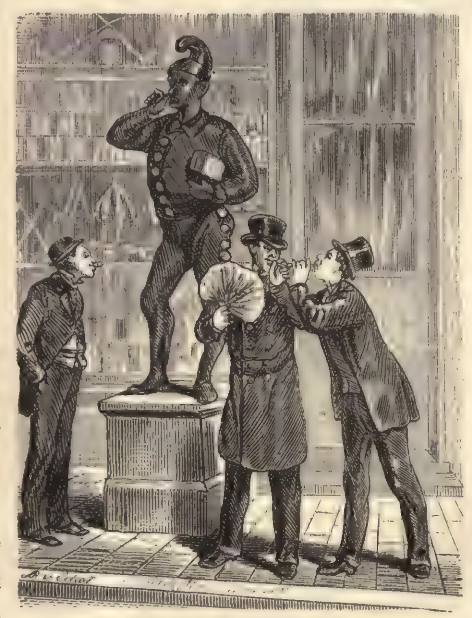
*) „Ring" bezeichnet man in Amerika die Vereinigung aller, bei derlei Betrügereien betheiligten Personen.



Das Gebäude der Newyorker „Tribüne".

die Fahrkarten, Eisenbahnpläne, Landkarten und Reisebücher über alle Bahnstrecken und alle Städte der Welt erhalten kann. Insbesondere besitzen die Eisenbahnen der westlichen Prairien wohleingerichtete Bureaus, da es ihnen meistens mehr um den Verkauf ihrer Ländereien an die Einwanderer, als um die Fahrbillete zu thun ist, und sie wenden in der That auch alles Mögliche auf, um die ersteren an sich heranzuziehen. In diese, sowie überhaupt alle anderen Straßenläden, die sich in unabsehbarer Reihe aneinander drängen, ist es Jedermann gestattet, einzutreten, selbst wenn er nicht die Absicht hat, Einkäufe zu machen.

Diese Straßenläden Newyorks sind allein schon einer eingehenden Studie werth, und die Schilderung ihrer spezifisch amerikanischen Eigenthümlichkeiten würde ganze Kapitel füllen. Auf dem Broadway erhielten sie allerdings bereits einen europäischen Anstrich, allein in den Seitenstraßen und vor Allem dem sonderbaren „Bowery" könnte man Tage mit ihrer Betrachtung verbringen. Was dem Europäer am meisten auffällt, sind die zahlreichen Barber-Shops (Barbierstuben) mit ihren vor dem Trottoir befindlichen weiß-roth-blau bemalten Pfählen, welche ihnen als Wahrzeichen dienen. Jede weitere Aufschrift ist überflüssig. Vor den Tabakläden prangt gewöhnlich eine mit den schreiendsten Farben bemalte, roh geschnitzte Holzfigur, zumeist ein Indianer in Kriegsrüstung, den blinkenden Tomahawk in der einen, ein Bündel Cigarren in der andern Hand haltend; eine passende Illustration zu dem bekannten Sprichwort: „Friß Vogel oder stirb". Oder es ist eine Indianerin, der buckelige Kikeriki, ein Matrose oder gar ein österreichischer Soldat, mit einer Hand salutirend, mit der andern wieder das obligate Cigarrenpacketchen entgegenstreckend.



Volkstypen: Vor einem Tabakladen.

Aber während außerhalb der Thüre die hölzerne Cigarre umsonst feilgeboten wird, wird in dem Laden selbst die wirkliche Cigarre desto theurer berechnet. Die gewöhnlichste, nur von Arbeitern gerauchte Cigarre kostet ca. 5 Cents (20 Pfennige), während der Preis einer halbwegs rauchbaren Cigarre sich auf 15 bis 25 Cents (60 Pf. bis 1 Mk.) beläuft. Dagegen ist der Kautabak desto billiger und in ganz Amerika viel gebräuchlicher als die Cigarre.

Der nächste Palast, der unter den beiden Häuserreihen des Broadway ins Auge springt, ist das Gebäude der Newyorker Lebensversicherung, zwischen Leonard-Street und Catherine-Lane. Es zählt ebenfalls zu den geschmackvollsten und großartigsten aus Privatmitteln aufgeführten Baulichkeiten. Das Aeußere ist sehr in die Augen fallend, im jonischen Style aus weißem Marmor erbaut. Es wird überhaupt schwerlich eine Straße in der Welt geben, in welcher mehr Marmor verschwendet wurde, als auf dem Broadway von Newyork, und hätte all dies Material aus Carrara kommen sollen, dann wären diese berühmten Marmorbrüche Italiens schon lange erschöpft.

Die Newyorker Lebens-Versicherungs-Gesellschaft ist die erste und größte aller jener zahllosen, aber auch ebenso unsicheren Gesellschaften dieser Gattung, die Amerika



Der Broadway: Palast der Newyorker Lebens-Versicherungs-Gesellschaft.

aufzuweisen hat. Die Lebens-Versicherung ist in Amerika unverhältnißmäßig mehr en vogue, als im alten Mutterlande, was wohl in der größeren Beweglichkeit des Kapitals und der leichteren Möglichkeit des Verlustes zu suchen sein mag. Die genannte Compagnie, eine der ältesten des Landes, wurde 1845 gegründet, und besitzt auch in jeder größeren Stadt Amerikas und Europas ihre Agenturen. Die jährlichen Einnahmen dieses Muster-Institutes belaufen sich auf die Riesenzahl von 7 Mill. Dollars und die Summe des versicherten Kapitals beträgt 150 Mill. Dollars.

* * *

Eine kurze Strecke in der Leonard-Straße nach Osten schreitend, gelangen wir zu einem Palaste, dessen Bewohner vergebens versuchen würden, ihr Leben durch

Geld zu versichern. Sie sind unwiderruflich dem Tode verfallen. Das Gebäude führt den bezeichnenden Namen «The Tombs» (die Gräber), und es sind in der That Gräber, welche die Feinde und Uebertreter des Gesetzes hier umschließen. Sie sind todt für die Welt, so lange sie dort verbleiben, und hängt nicht da über ihnen das drohende Schwert des Damokles, das Schaffot? — Derjenige, welcher noch nie die Gemächer der „Tombs" in Augenschein genommen hat, kann sich keine Vorstellung von der Verderbtheit ihrer Insassen machen. Natürlich findet sich auch manches mitleidswerthe Geschöpf, ja manche verfolgte Unschuld zeitweilig daselbst, oder auch solche, die in tiefster Reue ihren ersten Fehltritt beweinen, aber die große Mehrheit ist doch schlechter und niederträchtiger, als man sich im gewöhnlichen Leben vorstellt, und nur selten trifft den Verbrecher das Loos, das er in Wahrheit verdient hätte.

Einem Jeden, der die Tombs ansieht, werden sie unwillkührlich als eine Parodie auf irgend einen memphischen oder thebanischen Tempel erscheinen. — Die Fronte in der Centre-Street, mit ihrem trotzig plumpen Säulengang und Säulendach, dem schwerlastenden, glatten Viereck über uns, ist das Urbild der Strenge, Unbehaglichkeit und Düsterheit. Hier in einem Zimmer rechter Hand finden die Voruntersuchungen über begangene Verbrechen statt. Es ist der Polizei-Gerichtshof, wo am frühen Morgen ein Distriktsgericht Sitzung hält, um die vorzubringenden Anklagen zu hören und zu bestimmen, was vorläufig mit den Arrestanten geschehen soll. In Fällen von geringerer Bedeutung, wie Trunkenheit, unordentlicher Aufführung, Vagabondiren, verurtheilt diese Behörde zu Geldstrafen, Einsperrung oder entläßt den Gefangenen mit einem Verweis. Die Gefängnißstrafen unterliegen dann der Entscheidung der verschiedenen höheren Gerichtshöfe, von denen aber nur einer, der Court of Special Sessions, in den „Tombs" seine Sitzungen hält. Vor zwei Richtern werden dort die Fälle von kleinerem Diebstahl, thätlichem Angriffe und andere Vergehen verhandelt. Jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag thronen sie dort, ein Schrecken aller Unholde und Bösewichter, dem friedlichen und arbeitsamen Bürger zum Schutz und Heil. Durch die vielfache Uebung und Erfahrung ist ihre Thätigkeit meistens mit dem besten Erfolge gekrönt. Die der Gesellschaft gefährlichen Klassen der Bevölkerung sind ihnen so wohl bekannt, daß ihr Urtheil, wenn nicht beeinflußt durch irgend ein politisches Interesse, ein stets gerechtes und unparteiisches ist. Eine große Menge von Verbrechern wandern von diesem Gerichtshofe in die unteren Zellen der Tombs. In den beiden oberen Reihen befinden sich dann sechzig Zellen zur Aufnahme von allerlei anderen Arten von Verbrechern. Dies ist die Abtheilung für das männliche Geschlecht. Die für das weibliche enthält zweiundzwanzig Zellen, von denen die Hälfte zur zeitweiligen Aufnahme derjenigen benutzt wird, die nicht weiter als vor den Police Court oder den Court of Special Sessions zu kommen bestimmt sind. Jeder Gefangene kostet dem Staate an Unterhalt etwa dreißig Cents

täglich. Das innere Viereck, von den angrenzenden Zellen gebildet, ist der Ort, wo die letzte Strafe des Gesetzes gebüßt wird. Die Zeit einer zu vollziehenden Execution ausgenommen, bietet er nichts bemerkenswerthes, aber dennoch überschleicht einen Jeden, der seine Bestimmung kennt, ein unheimliches Gefühl, theilweise hervorgerufen, beengt durch die schwerfälligen, schmalen Eingänge, die düsteren, hohen Mauerwälle aus grauem Granit, an denen von Ecke zu Ecke, in der sonst lautlosen Grabesstille, kalt und eintönig die eigenen Fußtritte widerhallen.

* * *

Wenden wir uns von diesem Todtengewölbe nun wieder dem von Leben strotzenden Broadway zu, so kreuzen wir aufwärts die Canal-Street. Jetzt eine breite, geräumige Geschäftsstraße, ehemals ein schmutziger, sumpfiger Wassergraben, der gerade an dieser Stelle überbrückt war. Mit Ausnahme einiger alter Gebäude, die in der That noch



Die Tombs.

aus jener Zeit erhalten sind, erinnert nichts mehr weder an den Graben noch die Brücke, und überall herrscht längs den bunten Reihen der mannigfaltigsten Engros- und Detailetablissements das geschäftigste Treiben.

An der Ecke der nächsten, der Grand-Street, fällt uns Lord & Taylor's großer Geschäftspalast in die Augen, aus weißem Marmor und mit reicher Einfahrt. Dieser Theil der Stadt war, wenige Jahre vorher, fast gänzlich nur von Detailgeschäften besetzt, aber neuerdings hat der Unternehmungsgeist der Großhändler die Canal-Street bereits übersprungen und drängt die Lager und Verkaufsläden seiner Abnehmer weiter stadtaufwärts. Wir befinden uns jetzt in dem nächsten Häuserviertel, gerade im Angesicht des vornehmen St. Nicholas-Hotel, von wo aus unser Künstler uns wieder eines der lebendigsten und charakteristischsten Bilder, den Broadway aufwärts, vor Augen führt.

Der Blick erstreckt sich weithin, mannigfaltig und unterhaltend. Nehmen wir die glänzende und ausgedehnte Façade des St. Nicholas zum Stützpunkt, so schweift das Auge nach jeder Seite hin an Reihen von Geschäftspalästen entlang, wie sie keine andere Stadt der Welt aufzuweisen hat. Der hohe und zierliche Thurm der Grace-Church (Gnaden-Kirche) schließt die Aussicht ab, indem der Broadway an jener Stelle mit einer kleinen Biegung sich nordwärts wendet. Marmor und brauner Sandstein wechseln mit einander ab, und die Licht- und Farbeabstufungen, die von Gold, Silber und hellscheinenden Farben glitzernden Schilder und Embleme an den Fronten der Häuser geben uns ein Bild von ganz eigenthümlicher Wirkung und Stimmung; — und nun das Geräusch, das Gewoge, das Gedröhn des täglichen Verkehrs! Eine wahre Flut von Omnibussen, Geschäftskarren und Wagen, untermischt mit eleganten Privatequipagen; das Trottoir an beiden Seiten gedrängt voll von Fußgängern; — ein Spaziergang in diesem Theile des Broadway ist stets für jeden Newyorker, Mann oder Frau, ein nie ermüdendes Vergnügen und für den Fremden ein Hochgenuß. Es ist bekannt, wie Charles Dickens, als er zum ersten Male dieses Land besuchte, täglich stundenlang vom Fenster seines Hotels dem immer wechselnden Auf- und Abwogen der Fuhrwerke und Fußgänger zusah. Auch Thackeray war überrascht und angenehm unterhalten von dem Anblick dieser herrlichen Promenade und wurde nie müde des Selbstmitpromenirens und des Studiums der unaufhaltsam wechselnden Physiognomien. Er hat den Broadway oft die schönste und interessanteste Straße der Welt genannt. „Laß uns die Fleet-Street hinunter lustwandeln," pflegte der alte Johnson zu sagen, wenn er Erholung von seinen literarischen Arbeiten suchte oder den Trübsinn von seiner Stirn verscheuchen wollte. Wie sich der alte, Städte-liebende Doktor mit seiner Freude am geschäftigen Verkehr und seiner Abneigung gegen die Einsamkeiten des Landlebens wohl vergnügt haben würde in einer solchen Straße, wie dieser Broadway!

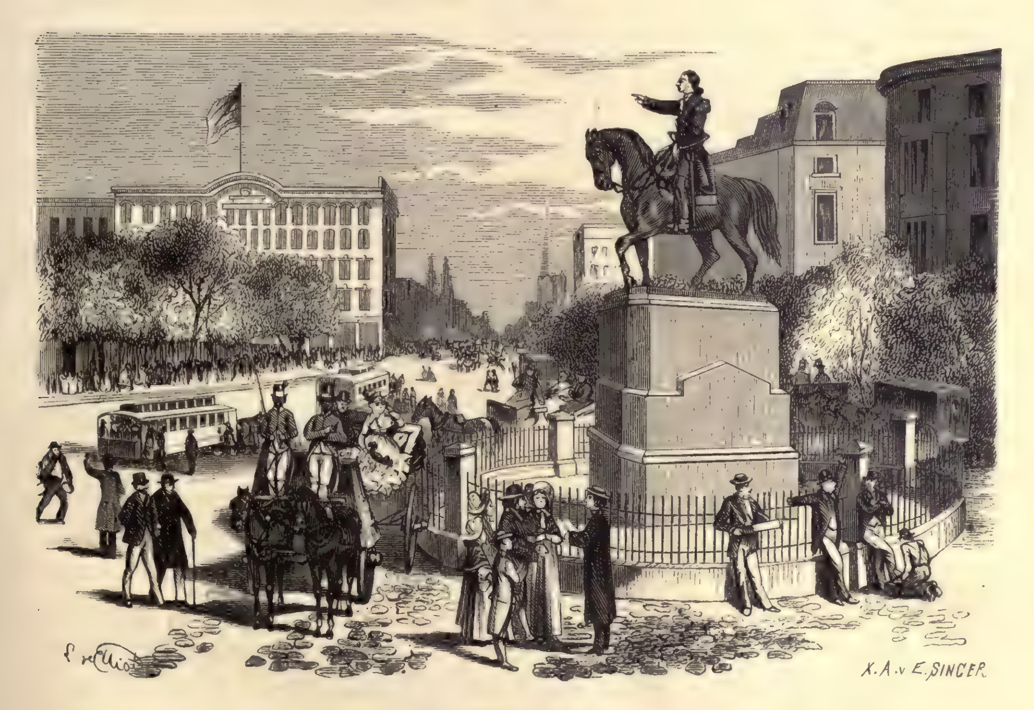


Volkstypen: Stiefelputzer.

Wohl giebt es noch andere Straßen in Newyork, die an Schönheit der Gebäude und der ganzen Anlage den Broadway übertreffen. Es giebt auch in anderen Städten Amerikas hübsche und ansehnliche, ja großartige Geschäftslokale. Für eine kurze Distanz — wenige Straßen weit — ist die Chestnut-Street in Philadelphia, Washington-

Street in Boston, die Lake-Street in Chicago u. s. w., dem Broadway ähnlich an Lebhaftigkeit des Verkehrs, aber an Fülle von architektonischen Wundern und der Regsamkeit und Rührigkeit in einer Ausdehnung von mehr als 3 Meilen ragt keine, auch nur halbwegs an ihn heran.

Ueber die Canal-Street hinaus kommen wir an die Kaufläden mit ihren lachenden, reichen, strahlenden Schaufenstern, die Nähmaschinenmagazine, die Blumenhandlungen, an die ungeheuren Hotels, die Theater, Restaurants und Cafés u. s. w. War der untere Theil des Broadway nahezu ausschließlich dem Geschäftsleben gewidmet, so



Der Union-Square.

begegnet man jetzt mehr und mehr der eleganten Welt, selbstgefälliger und weniger in Hast und Jagen.

Damen in reicher Kleidung beleben das schöne Bild und die tausend Farben und Formen ihrer feinen Toiletten heben sich anmuthig und gefällig ab von dem einförmigen Schwarz ihrer männlichen Begleiter. Gerade dieser Kontrast in den Kleidungen von Herr und Dame werden dem Europäer sofort auffallen. Der Amerikaner kleidet sich äußerst einfach, aber elegant. Seine Toiletten sind von gutem Schnitt und selbst beim gemeinen Mann viel sauberer gehalten, als dies in Europa in den gleichen Kreisen der Fall ist. Hemd und Kragen sind stets von ausnehmender Weiße und

die Fußbekleidung stets glänzend geputzt. An jeder Straßenecke, in jedem Thorweg und Hotel lauern dem Fußgänger Schuhputzer-Jungen, «Shoe blacks» genannt, auf, die keinen ungeputzten Stiefel in den Straßen Newyorks dulden, und den Unglücklichen, der in diesen Stiefeln steckt, so lange verfolgen und ihn so handgreiflich auf den zweifelhaften Zustand seiner Fußbekleidung aufmerksam machen, bis er sich an irgend eine Mauer lehnend, oder in einen Thorweg postirend, seine mehr oder minder großen Stiefel den Liebkosungen der kleinen Negerjungen überläßt. Einige Cents — jedoch niemals weniger als fünf — bilden die Bezahlung.

Ebenso einfach wie die Toilette der Herren, ebenso reich und geschmackvoll ist jene der Damen. Die Amerikanerinnen, von der Aristokratie herab bis zum Dienstmädchen, besitzen eine angeborene Eleganz und Grazie, die viel auffälliger, man könnte sagen unabhängiger auftritt, als in Paris und Wien. Dazu weiß sich die Amerikanerin selbst mit wenig Mitteln viel besser und vortheilhafter zu kleiden, als ihre Geschlechtsgenossinnen in Europa. Auf der Straße sind sie stets behandschuht, im Gegensatze zum Mann, der selbst bei Besuchen die Handschuhe in der Tasche oder zu Hause läßt. —

Je weiter aufwärts, desto eleganter und gewählter werden die hier hauptsächlich Toilette-Artikeln gewidmeten Läden, und haben wir die obere Stadt betreten, so finden wir die ganze Physiognomie verändert. Hier ist das Eldorado des allzeit kauflustigen schönen Geschlechtes, das in Amerika mit geringen Ausnahmen den Ausdruck „schönes Geschlecht" mehr als verdient. — Reiche Equipagen bedecken den Fahrweg und stehen in langen Reihen in den Seitenstraßen, und wie die Tauben am Schlage, leider nur nicht immer so sanften Gemüthes, rauscht hier die elegante Welt des oberen Stadttheiles in den von Waaren strotzenden Läden aus und ein. Da ist auch A. T. Stewart's, des verstorbenen Ellenkönigs berühmter Geschäfts-Palast, das größte Engros- und Detail-Geschäft der ganzen Welt. Ein ganzes Straßen-Viereck zwischen der 9. und 10. Straße, dem Broadway und der 4. Avenue einnehmend, fesselt der eiserne Bau sofort durch die Leichtigkeit und das Praktische seiner Architektur bei so enormer Größe. Aber eine Idee von der Ungeheuerlichkeit dieses Waarendepots kann man sich nur bei einer Durchwanderung der inneren Räume verschaffen. Der Blick aufwärts im großen Centralgewölbe, wo die Galerien der einzelnen Stockwerke sich ähnlich den Galerien eines Riesentheaters übereinander erheben, ist einzig in seiner Art. Die acht Galerien des Gebäudes in einer Fläche ausgebreitet, würden fünfzehn Acker Land bedecken.

Die Zahl der in diesem gewaltigsten aller Kaufhäuser angestellten Commis erreicht nahezu Tausend, und die Summen, welche alljährlich hier eingenommen werden, erreichen viele Millionen. — Der ganze Bau ist Tags über wie ein Bienenstock von Kauflustigen umschwärmt, die den Honig ihres Goldes hier in Austausch gegen

Waare ablagern wollen. Die Waaren beschränken sich ausschließlich auf Toilette-Artikel (falls das Wort „ausdehnen" hier nicht besser angebracht ist, als „beschränken"). Vom Hut bis zur Stiefelsohle, vom feinsten Pelz bis zum gröbsten Hemd ist hier für beide Geschlechter alles zu finden, was überhaupt Mode ist und zwischen dem atlantischen und stillen Ozean am Körper getragen wird. Das sagt Alles. Ob nun fertig oder in Stoffen, ob in Seide oder Wolle, sind hier Fragen, die in dem Worte „Alles" zur Genüge beantwortet werden. Dutzende von Hand- und Pferdewagen führen alltäglich die gekauften Waaren ohne weitere Berechnung an die einzelnen Adressen. Die Bezahlung der Einkäufe geschieht nicht nur hier, sondern auch bei allen andern Gelegenheiten, wo die Summe einige Dollars übersteigt, in «Cheques», wozu Damen und Herren ihre eigenen «Cheque books» besitzen. (Bücher mit leeren Bankanweisungen, in welche bloß die Kaufsumme eingeschrieben zu werden braucht.)

Außer diesem großartigen Etablissement besitzt die Firma A. T. Stewart noch ein zweites, ebenso großartiges «down town» (in der unteren Stadt). Hier, wie in den meisten großen Modewaarengeschäften, mit Ausnahme der Kleidermagazine, sind von Europa importirte Artikel am meisten begehrt und werden beinahe ausschließlich gekauft. Handschuhe, Seidenwaaren, Spitzen, Parfums, Leder- und Meerschaumwaaren, Kravatten u. s. w. werden trotz der ungeheuren Zölle vom europäischen Markt doch noch immer geliefert. Nur in Kleiderstoffen, in Amerika «Drygoods» genannt, wurde Europa beinahe vollständig aus dem Markte geschlagen, und die amerikanischen Stoffe werden gegenwärtig, ihrer Billigkeit und Solidität wegen, den europäischen sehr häufig vorgezogen. — Es giebt auch wohl einzelne Damen-Toiletten-Artikel, welche in Amerika mit wunderbarer Meisterschaft und in großen Massen verfertigt werden, allein sie gehören außer den Bereich dieser Schilderungen.

* * *

Die Bezeichnung „obere" und „untere" Stadt ist in Newyork sehr gebräuchlich, obgleich es keine eigentliche Abgrenzung zwischen beiden Stadttheilen giebt. Man kann jedoch die Grenze der oberen Stadt dorthin verlegen, wo die Benennung der Querstraßen des Broadway mit Namen aufhört und ihre Nummerirung mit fortlaufenden Ziffern beginnt, d. h. wo die europäische Straßen-Bezeichnnng durch die amerikanische ersetzt wird. Damit hören auch europäische Unregelmäßigkeit und europäisches Winkelwerk — mit einem Worte die Alte Welt auf und die Neue Welt beginnt. —

Der nächste anziehende Punkt oberhalb des Stewart'schen, Prinzessin „Mode" gewidmeten Palastes ist Grace-Church (die Gnadenkirche) mit ihrem leichten und zierlichen Thurme, dessen Anblick man schon vom City-Park aus genießt, und der einen der Marksteine des großen Broadway bildet. — Nebenan, in einer kleinen Straßen-Erweiterung, hat sich seit der letzten Weltausstellung zu Philadelphia ein elegantes Wiener Caffeehaus etablirt, das erste dieser Art in Newyork und Amerika. Den ganzen Tag

über von der eleganten Welt frequentirt, ist es der beste Beweis, daß Amerika Wiener Kipfeln und Wiener Kaffee nicht abhold ist. Beides hatte sich in der That in wenigen Monaten nach der Ausstellung den ganzen amerikanischen Markt erobert, und in jeder größeren Stadt sind gegenwärtig Wiener Kaffeehäuser zu finden.

Je weiter wir aufwärts schreiten, desto großartiger und breiter wird der Broadway, und öffnet sich endlich, an der vierzehnten Straße, zu einem ausgedehnten, mit den prachtvollsten Palästen umschlossenen, und mit üppigen, wohlgepflegten Parkanlagen bedeckten „Square", dem Stolz der Newyorker und einer der schönsten Plätze der Erde! Es ist der „Union-Square", von dem sich im Osten und Norden die Wohnungen und Clubhäuser der „Elite" der Stadt-Bevölkerung abzweigen. In der Mitte des Parkes erfüllt eine mächtige Fontaine an heißen Sommertagen die Luft mit Kühle und Frische. Die Wege sind den Tag über immer von Fußgängern belebt, und des Morgens und Abends lustwandeln hier die Herren und Damen der Nachbarschaft mit ihren Familien. Als ein drolliges Etablissement in dem schönen Park kann die hier gegründete Spatzenkolonie gelten. Eine kleine Anzahl dieser in Amerika nicht einheimischen und in der Insekten-Vertilgung so Großartiges leistenden Vöglein wurde vor einigen Jahren von London hierher importirt, und jetzt sind ihnen alle Anlagen und Parks in Newyork und Umgegend zur Heimat geworden, mit dem Stammquartier am Union-Square. Hier erhebt sich die hübsche chinesische Spatzenpagode mit Hospital und Restaurant, voll besetzt von den kleinen munteren Dingern, zahm und zutraulich, und meistens in schönster Harmonie, wenn nicht in der Paarungszeit etwa hin und wieder heftige Duelle, die immer Schaaren von Zusehern herbeiführen, dieselbe zeitweilig stören.

Statuen von Washington und Lincoln in wenig lobenswerther Ausführung und noch ein weit originelleres Monument zierte den Park: eine aufrechte Riesenhand aus Metall gegossen, eine Fackel umfassend. Es war jahrelang das einzige Stück jener größten Statue der Welt, die demnächst als Zeichen der Verbrüderung Frankreichs mit Amerika, dem Hafen von Newyork als Leuchte dienen wird.

Den ganzen Square umgiebt ein Kreis großer Theater, eleganter Hotels ersten Ranges, Restaurants, Läden und Privat-Wohnungen. Am Eingange der sich hier abzweigenden vornehmen „fifth Avenue" (5. Avenue) steht das kolossale „Everett-House", ihm gegenüber Clarendon-Hotel. Eine Straßen-Ecke wird von dem Palaste der Singer'schen Nähmaschinen-Niederlage eingenommen. — Aber auch die vornehmen, dem Union-Square nächstgelegenen Straßen besitzen manch' berühmtes und merkwürdiges Gebäude: in der 14. Straße gegen Osten zu steht der elegante Marmorbau der großen Pianofirma Steinway & Sons, dessen Inneres eine große Musikhalle zu Konzert-Aufführungen enthält. — Unweit davon erhebt sich die „Academy of Music" (dies der Name, welchen die großen Opernhäuser in Amerika führen), und die weiße, imposante Marmorfronte daneben zeigt Tammany-Hall, oft der Mittelpunkt wilder

und aufregender Szenen zur Zeit der Sitzungen der einstens die Stadt beherrschenden und aussaugenden demokratischen Partei („Tammany-Ring"). — Hier befindet sich auch das erste deutsche Theater Newyorks, das „Germania-Theater", das in den letzten Jahren unter guter Leitung stehend und mit guten schauspielerischen Kräften besetzt, von dem deutschen Publikum Newyorks mit Vorliebe besucht wird.

Der zwischen dem Union- und dem wenige Straßen darauf folgenden Madison-Square gelegene Theil des Broadway ist der eleganteste und schönste Theil der ganzen berühmten Straße. Wir sind auf dem Höhepunkt der Großartigkeit, der Schönheit und des Straßenlebens. — So kurz die Strecke auch sein mag, sie ist doch das treueste Bild der Weltstadt Newyork, und wer am Samstag Nachmittag die kleine Strecke zwischen den genannten Squares auf und ab promenirt, hat Newyork gesehen. Ein großartigeres Leben als sich an diesem Tage hier so schön entfaltet, ist in der Welt nicht wiederzufinden. — Auf dem Madison-Square selbst befinden wir uns im Centrum amerikanischer Hotelbauten, die von verschwenderischer Eleganz und Reichthum strotzen. Die schönsten und vornehmsten Straßen von ganz Amerika umschließen den mit Parkanlagen und Fontainen herrlich geschmückten Square: Der Broadway, die fünfte Avenue, die Madison-Avenue und die 23. Straße. Der hervorragendste Bau ist hier das „Fifth Avenue-Hotel", ein ungeheurer, vielstöckiger Marmorpalast, eines der größten und reichsten Hotels der Erde. — In der ihm diagonal gegenüberliegenden Ecke liegt das bekannteste und beliebteste Vergnügungs-Etablissement der Newyorker, Gilmore's Garden, nach dem bekannten Kapellmeister Gilmore so benannt. Es ist ein kolossaler, eingedeckter Wintergarten mit künstlichen Grotten und Kaskaden, zur Nachtzeit durch Tausende von Gasflammen feenhaft erleuchtet.

War schon die Umgebung des Union-Square unvergleichlich in Bezug auf die Schönheit, den Reichthum und die Großartigkeit der öffentlichen Gebäude, so ist es jener des Madison-Squares in noch viel höherem Grade. Das berühmte „Booth's" Theater, das Grand Opera-House, das Gebäude der „Young Mens Christian Association" (eine religiöse Vereinigung junger Männer — in jeder Großstadt Amerikas zu finden) und vor Allem die „Academie of Designs" sind in der Nähe des Squares. Das letztgenannte Gebäude vertritt in Newyork die Stelle des Pariser „Salon" oder des Wiener Künstlerhauses, und die alljährlich in diesem dem Dogenpalaste Venedigs nachgebildeten Palaste stattfindenden Gemälde-Ausstellungen zeigen zur Genüge, daß Amerika auch nun anfängt, auf dem Gebiete der Kunst Bedeutendes zu leisten.

Der Madison-Square ist gleichzeitig auch der Kreuzungspunkt des Broadway und der fünften Avenue. Während der erstere sich nun gegen Westen in die ruhigeren Quartiere der Riesenstadt verläuft, fließt der Strom des unteren Broadway in gerader Richtung weiter, durch die fünfte Avenue dem Centralpark zu. Und dieser vornehmsten Straße Newyorks sei das folgende Capitel gewidmet.

---

4. Die fünfte Avenue und ihre Nebenstraßen.

Was ein bekanntes geflügeltes Wort an der russischen Zivilisation, im Gegensatz zu der des westlichen Europa, das „zobel-verbrämte Barbarenthum" getauft hat, könnte als „vergoldete Primitivität" bezeichnet werden, sobald es sich um Charakterisirung des nämlichen Gegensatzes zwischen Amerika und den, vorzugsweise als Kulturträger anerkannten Völkern der Alten Welt handelt. Die Scholle ist aufgebrochen und eine üppige Vegetation bedeckt sie. Aber wie weit ist diese Vegetation davon entfernt, nur aus Weizen zu bestehen, und wie weit entfernt die Bebauung dieses jungen Erdreichs von der alten und gründlichen Durcharbeitung, welche in Deutschland, Frankreich und England der Stolz des Ackerbauers und zugleich eine Existenzbedingung für ihn ist! Die Parallele läßt sich weiterführen, — ja, mit Ausnahme der politischen Entwickelung, auf nahezu alles Uebrige, auf den ganzen Bereich des Kampfes zwischen Mensch und Natur, auf das gesammte Gebiet der Geistesbildung, des Verkehrwesens und vor allen Dingen des sozialen Lebens ausdehnen. Ueberall rollt der vollrauschende und majestätische Strom in einem Bett, dessen Breite das höchste Erstaunen erzwingt, zugleich aber über Untiefen und Klippen dahin, von denen es auf den ersten Blick unbegreiflich erscheint, daß er sie noch nicht ausgetieft, weggespült und abgeschliffen hat, oder daß er über einem solchen Untergrunde überhaupt so breit und gewaltig werden konnte. Das soll kein Tadel sein, — denn Jugend, am wenigsten die eines Riesen, welche für jeden Mangel ein Dutzend Verheißungen hat, ist das Letzte, aus dem sich ein Vorwurf machen läßt. Aber es ist eine Thatsache, — und selbst der größte Bewunderer Amerika's (vorausgesetzt, daß er Europa ebenso genau kenne) wird zugeben müssen, daß die Blüte seiner Zivilisation über Das, was oben als „vergoldete Primitivität" bezeichnet ward, im Großen und Ganzen noch nicht weit hinausgekommen ist. Sie ist die Signatur des Fünfte Avenue-Palastes, dessen Pracht-Parlors in Betreff ihrer Ausstattung sehr wohl den Vergleich mit den üppigsten Pariser Salons aushalten, während Ton und Leben in ihnen ebenso verschieden sind, als die komischen „Kunstsammlungen" irgend eines Shoddy-Millionärs und die Museen, welche die Schlösser englischer und österreichischer Aristokraten bergen. Sie drückt ihren Stempel den Fahrten in Pullman's Waggon-Wundern auf, welche den, auf Sammet-Polstern lehnenden Touristen über Eisenbahndämme und Brücken hinführen, die nicht nur gänzlich unüberwacht, sondern auch so wenig fest gebaut sind, daß sie in jedem Lande Europa's von den Behörden verboten würden. Sie ist das Kennzeichen des amerikanischen Hotels, das, halb Kaserne, halb Gesellschafts-Haus, dem Gaste nur die Wahl zwischen dem Aufenthalt in fürstlich eingerichteten Sälen, resp. der unendlichen Wartehalle mit hundert Andern zugleich, oder der Einsamkeit in einem

schwalbennestartigen Schlafzimmer läßt. Sie charakterisirt, mit wenigen Ausnahmen in den größten Städten des Landes, das Theater, den Konzertsaal, die Kirche und, wenn man den Kontrast zwischen den äußeren Mitteln und der geistigen Methode, der sie dienen, scharf in's Auge faßt, selbst die mit Recht so sehr gepriesene Volksschule.

Newyork wird die Empire-City, die Kaiserstadt, genannt. Newyork ist die Kaiserstadt und der Dollar ist der Kaiser, dessen Residenz die fünfte Avenue ist. Es ist die Straße, in welcher die Elite der Aristokratie residirt. Man wundere sich nicht über den Ausdruck „Aristokratie". Auch in der großen Republik jenseits des Ozeans giebt es eine Demarkationslinie zwischen den einzelnen Gesellschaftsschichten, die immer mehr und mehr zum Vorschein kommt, obgleich sie noch in den äußeren, allgemeinen Institutionen nicht so sehr wahrnehmbar ist. Es ist keine Aristokratie von Betitelten, sondern eine Aristokratie der Nabobs. Zu stolz, um sich mit Jenen zu vermengen, denen der Dollar noch nicht zu Hunderttausenden zugeflogen, wollten diese noblen Yankees ebenfalls ihre Chaussée d'Antin haben, sie wählten hier die fünfte Avenue.

Es wäre interessant, die Geschichte jener Reichthümer niederzuschreiben, deren Besitzer die Fifth Avenue bewohnen. Der eine gewann seine Millionen durch seine verbesserten Hosenknöpfe und patentirten Stiefelzieher, der zweite durch eine neue Einrichtung von Petroleumlampen, der dritte ist der Erfinder des berühmten Elixirs gegen Schnupfen und Erkältungen, der vierte war Minenbesitzer in Colorado, der fünfte Viehzüchter in Texas. Das sind die Geschichten der Reichthümer der fünften Avenue. Sie alle sind sehr anständig, allein es wäre angenehm, auch von den Reichthümern sprechen zu hören, welche von Künstlern, Malern, Componisten erworben wurden. In Amerika führt die Carrière des Künstlers nicht nach der fünften Avenue.

Alle diese großen Millionäre, seien sie nun Katholiken, Methodisten, Baptisten, Presbyterianer, Unitarier oder Quäker, sind nur dem Anscheine nach diesen Religionen ergeben, in Wahrheit huldigen sie doch nur dem Gott mit dem grünen Rücken, dem Gott „Greenback".

Aber so ungebildet, dem Golde ergeben und exclusiv diese in Amerika mit dem Namen „Shoddy-Aristokratie" bezeichneten Bewohner der 5. Avenue auch sein mögen, sie halten es zum Mindesten nicht so in ihren Taschen verborgen, wie die Philadelphiaer, sondern lassen es rollen, streuen es mit vollen Händen aus, und ebenso leicht, wie man sie es gewinnen ließ, ebenso leicht lassen sie es Anderen gewinnen. Oft verlieren sie das an einem einzigen Tage, was sie in Jahren gewonnen haben, und ihr finanzieller Ruin verursachte ihnen weniger Schmerz, als ihnen der Gewinn Freude verursacht hat. Das Wort „zusammenscharren" des Geldes ist nur in Philadelphia bekannt. In Newyork und den anderen Städten Amerikas gewinnt man das Geld, aber man scharrt es nicht zusammen.

Der Amerikaner wird niemals entmuthigt sein. Man kann jahrelang in Amerika leben, und wohl vielen enttäuschten, entmuthigten Emigranten oder Ausländern, aber niemals einem entmuthigten Amerikaner begegnen. Er hält sich an das bekannte Lied vom Kupferschmied: „Wenn er nicht weiter kann, fängt er von vorne an," — und dies thut er mit noch größerer Energie und größerer Ausdauer, als das erste Mal. Die niedergebrannten und im Nu wieder hergestellten Städte Boston und Chicago sind hier die besten Beispiele.

* * *

Das untere Ende der fünften Avenue bildet einen der schönsten Parks von Newyork, den großen schattenreichen Washington-Square, welcher bereits eine Reihe jener prachtvollen Residenzen besitzt, die sich in der Avenue selbst bis über den Central-Park hinaus ausdehnen. Der Baumschlag des schönen Squares ist üppiger und prächtiger als in irgend einem Square der Stadt, und die majestätische Fronte der Newyorker Universität, die eine Seite des Parkes einnimmt, verleiht ihm ein ehrwürdiges, vornehmes Aussehen, das mit dem modernen Leben in den Seitenstraßen seltsam kontrastirt.

Die Fünfte Avenue ist die Perle aller Straßen in Newyork, wenn sie auch in den letzten Jahren schon an manchen Punkten durch die überall sich hineindrängenden Geschäfts-Etablissements etwas von ihrem noblen, zurückgezogenen Charakter verloren hat. Zwar giebt es schöne, in vieler Hinsicht wohl elegantere und reichere Gebäude auch in anderen Gegenden der Stadt genug, aber das ganze Ensemble steht doch bisher noch unerreicht da. Vom Washington-Square aus erstreckt sie sich über fünfzig Straßen weit bis an den Central-Park hinan, überall in gleichem Luxus und Glanz außen und innen. Während die sogenannte „exclusive" Gesellschaft bereits mehr abgelegene Gegenden zur Errichtung ihrer Familienpaläste ausgewählt hat, repräsentirt die Fünfte Avenue so recht die Verschwendungsluft der vom Glück begünstigten Emporkömmlinge, obgleich mit diesen gemischt immer noch ein gediegenerer Stamm daselbst zurückgeblieben ist, der den Ton angiebt und die Gesellschaft etwas im Zaume zu halten bemüht ist. Auf eine nähere Beschreibung der vielen prachtvollen Gebäude dieses Eldorado einzugehen, ist hier unmöglich. Dergleichen muß gesehen werden, um mit ganzer Kraft zu wirken, und ein Ueberfluß oder überhaupt nur ein Reichthum an wirklichen Perlen der Architektur ist eigentlich nicht vorhanden. Die Reihen der Privatwohnungen sind fast in jedem zweiten oder dritten „Block" unterbrochen von großen Clubhäusern, Kirchen und Synagogen, theils einfach, theils mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, so namentlich eine der letzteren; denn auch das auserwählte Volk Jehova's feiert hier seine Triumphe und Siege in den Schlachten der Wall-Street und ihrer Umgebung. Zwischen der Zwölften und Dreiundzwanzigsten Straße sind bereits die Pioniere des Handels und der Gewerbe in die stolze Avenue

hineingebrochen. Da finden wir manche Paläste aus braunem Sandstein schon umgewandelt in Läden von Schnitt- und Putzwaaren; von Kleiderhändlern, Wagenfabriken, Restaurants, Musik- und Kunsthandlungen besetzt, die noch vor Kurzem durch



Newyork: Die Fünfte Avenue.

stille vornehme Zurückgezogenheit geheiligt waren. Auch Etablissements vom schlechtesten Charakter, die unter heuchlerischer Maske an der Untergrabung und Zerrüttung des Familienlebens und der Gesellschaft arbeiten, haben sich hier eingenistet. Die wilden

Thiere der Gesellschaft haben ihr Lager aufgeschlagen, die in nächtlicher Stille hinter Spiegelscheiben und seidenen Vorhängen sich gegenseitig bekämpfen und berauben. Faro blüht und Keno herrscht da, wo sonst am flackernden Kamine die Liebe den Penaten des Hauses ihre Opfer brachte.

Einen lieblichen Anblick gewährt uns die Fünfte Avenue an den sonnigen Sonntagmorgen in der fashionablen Jahreszeit, wenn die Kirchgänger, jung und alt und in feinster Toilette, die Seitenwege beleben. Wie in einem Kaleidoskop wechseln die Formen und Farben. Die frische, sorgenfreie Jugend, strahlend in Heiterkeit und Glanz: die genießenden Söhne und Töchter der erwerbenden Väter! die vielen feingeschnittenen Gesichter, die lachenden Mienen, und nur hie und da zeigt sich ein ernstes tiefgefurchtes Antlitz, in dem die Kämpfe des Lebens, die harte Arbeit um die Existenz sich versteinerten. Aber alles sittsam, züchtig und streng. In dem oberen Theile der Avenue, in der Nähe des Central-Parks, sammelt sich zu allen Zeiten, was die Stadt nur an eleganten Fuhrwerken mit den schönsten, oft so leicht wie ein Reh gebauten Pferden aufzuweisen hat, und in langen Reihen und größter Mannigfaltigkeit in Bau und Construction der Familien-, Lust- und Rennwagen eilen sie den breiten Chausseen des Parkes zu, an dessen Ostseite die Avenue bis über sein Ende hinaus entlang läuft, um sich in dem noch unbebauten oberen Theile der Insel zu verlieren.

Der Baugrund ist in dieser Straße von unglaublichem Preise; jede Residenz ist ein kleines Palais, von denen viele Millionen Werth besitzen. Im übrigen sehen sie sich jedoch alle gleich: Die Fronten sind alle aus chocoladefarbenem Braunstein erbaut, und drei oder vier Stockwerke (in Amerika wird Rez de Chaussee mit in die Zahl der Stockwerke eingerechnet) hoch bei vier bis acht Fenstern Front. Zu dem Hochparterre führt eine mit korinthischen Säulen besetzte und von einem dreieckigen Giebel überhöhte Treppe empor. Im Winter werden diese Treppen mit einer Holzverschalung verkleidet.

Diese Einförmigkeit des Baustyls prägt sich jedoch dem allgemeinen Eindruck, den die Avenue auf den Besucher macht, nicht auf. Hie und da sieht man blendende Marmorfronten, wie jene des Stuart'schen Palastes, kleine Gärtchen und vor Allem Kirchen, deren Thürme gewöhnlich in die Straßenfronte hineingebaut sind. Die Fünfte Avenue besitzt nicht weniger als ein Dutzend Gotteshäuser, meistens im gothischen Style erbaut und von schlanken schönen Thürmen überhöht — aber ebenfalls aus dem Newyork eigenthümlichen Braunstein hergestellt. Beim Betreten der einzelnen Kirchen wird man von der Verschiedenheit ihrer inneren Einrichtung überrascht, in denen sie sich je nach der Congregation, der sie angehören, präsentiren. Die einen sind mit Andächtigen überfüllt, die anderen vollständig leer. Die einen erinnern an die katholischen Kirchen Europas, die anderen gleichen mehr einem Conzertsaal, als einem Gotteshaus. Einige besitzen auch nicht ein einziges Kreuz, nicht

ein einziges Symbol, welches ihre Bestimmung als Gotteshaus verriethe — nichts als vier kahle Wände, Bänke in der Mitte, und eine kleine Tribüne an einem Ende, auf welcher der befrackte Priester (bei den Baptisten) Stellen aus der Bibel vorliest und den Text erklärt. Andere sind mit dem Luxus eines Krönungssaales ausgestattet. Weiche Teppiche bedecken den Boden, schwellende Kissen die einzelnen Bänke (Pews), welche von den Kirchenbesuchern oft um hohe Jahresrente gemiethet werden und auf kleinen silbernen Täfelchen den Namen ihrer Eigenthümer tragen. — Alles ist Bequemlichkeit, Ueppigkeit. Die Spekulation, um nicht zu sagen der Schwindel, hat nämlich auch auf kirchlichem Gebiete in Newyork und anderwärts gar üppige Blüten getrieben, und wie irgend Jemand ein Restaurant, ein Backhaus oder einen Kramladen eröffnet, so ging es auch mit den Kirchen. Irgend ein unternehmender Geistlicher baute mit der Unterstützung von Kapitalisten oder auf seinen eigenen Kredit eine Kirche, und suchte nun durch die eleganteste Ausstattung seiner Kirche und durch angenehme Predigten den Wünschen seiner zahlenden Kirchengänger Rechnung zu tragen. Der amerikanische Sekten-Unfug und die sich so breit machende Scheinheiligkeit leisteten diesem Schwindel mächtigen Vorschub. Spekulative, nach fetten Pfründen lüsterne Geistliche wurden nicht müde, neue Gemeinden zu gründen, für die weder Bedürfniß noch Raum vorhanden war. Mit drückenden Schulden belastet, würden diese Kirchen selbst bei günstigen Zeitverhältnissen nicht im Stande gewesen sein, sich zu behaupten, und so fielen denn Dutzende dieser kirchlichen Kartenhäuser zusammen und kamen unter den Hammer des Auktionators.

Die Religion ist überhaupt hier ein sonderbares Ding und für einen großen Theil der eleganten Welt nichts als Mode. Es gehört zum guten Ton, irgend einem Kultus anzugehören und sei er auch noch so absurd. Es giebt deren aristokratische und demokratische, je nach dem Bedarf. Die Kirchen der fünften Avenue werden ausschließlich von der Aristokratie besucht. Man fährt in der Equipage zur Kirche und entrichtet am Eingang einen Dollar. In minderen Kirchen pflegt man einen halben oder Viertel-Dollar „Armengeschenk" zu geben und in den von den Armen besuchten Kirchen beträgt das Entree einige Cents.*)

In der Nähe des Centralparks ist gegenwärtig die größte und schönste Kirche der Neuen Welt im Bau begriffen: Die (katholische) Kathedrale von St. Patrik, ein Triumph des gothischen Baustyls. Die Frontansicht in der fünften Avenue ist von

---

*) Die Zahl der Kirchen vermehrte sich in Amerika in viel größerem Maßstabe als die Bevölkerung. Die letztere ist gegenwärtig elfmal größer als vor 100 Jahren, während es hingegen 37 mal mehr Kirchen giebt. In den Verein. Staaten bestehen zur Zeit 72,000 Kirchen, also je eine Kirche für 530 Einwohner. Besondere Fortschritte macht der Katholizismus in Amerika.

unvergleichlicher Schönheit. Zu beiden Seiten ragen 328 Fuß hohe Thürme empor und der Mittelgiebel zwischen denselben besitzt eine Höhe von 156 Fuß.

Aber außer diesen, der eleganten Welt gewidmeten Kirchen- und Palastbauten, besitzt die fünfte Avenue noch einen Bau von ungleich größerer Wichtigkeit: das Reservoir der Newyork mit Trinkwasser versehenden, berühmten Croton-Wasserleitung, welche täglich an 60 Millionen Gallonen Trinkwasser aus einer Distanz von 32 Meilen der Metropole zuführt. Die großen hohen Steinwälle, welche das Reservoir einschließen, ziehen durch ihren egyptischen Baustyl mit den ungeheuren, massiven Stützpfeilern die Aufmerksamkeit sofort an sich und nehmen sich sonderlich aus in dieser reichen Umgebung von Clubhäusern und Palästen.

* * *

Parallel mit der fünften Avenue laufen noch zwei andere, nicht minder vornehme: Die Madison- und die Park-Avenue, welch' letztere durch den unter ihr hinlaufenden Tunnel der Hudson-River-Eisenbahn in neuester Zeit eine merkwürdige Berühmtheit erlangte. Die eigenthümliche insulare Lage Newyorks verhinderte die Anlage von Bahnhöfen innerhalb des Weichbildes der Stadt, und mit Ausnahme eines einzigen liegen sie sämmtlich in den Newyork umgebenden Städten: In Hoboken, Jersey-City und Brooklyn. Nur die Newyork Central- und Hudson-River-Eisenbahn übersetzt den Harlem-Fluß im Norden der Stadt und fährt bis zu dem großartigen, an der 4. Avenue und dem der 42. Straße gelegenen „Grand-Central-Depot", dem größten und schönsten Bahnhof Amerikas, über 20 Morgen Fläche einnehmend. Um jedoch den Straßen-Verkehr in einer der schönsten Avenuen Newyorks nicht unmöglich zu machen und die Bewohner derselben nicht durch Rauch und Geräusch zu belästigen, wurde die Bahn durch einen tief unter der Avenue hinführenden dreifachen Tunnel geführt, dessen Erbauung eines jener technischen Riesenwerke ist, deren Amerika so viele aufzuweisen hat. Der ganze, nahe an fünf Meilen lange Tunnel mußte durch den harten Fels, aus welchem die Manhattan-Insel besteht, gesprengt werden. In drei Korridore getheilt, besitzt der mittelste doppelte Geleise und ist ausschließlich für den Schnellzugverkehr bestimmt. Die beiden äußern Korridore sind eingeleisig und werden nur von, in ein und derselben Richtung laufenden Zügen benutzt, um Zusammenstöße unmöglich zu machen. Dieser großartige Tunnelbau wird in den nächsten Jahren bis in die ganze untere Stadt herabgeführt werden.

Der Stadttheil, unter welchen der Tunnel hinwegführt, ist einer der gesundesten Newyorks. Von Rauch und dem Geräusch der Züge, welche fast unaufhörlich unter der Straße auf- und niederfliegen, verspürt man hier nichts. Das Geräusch verliert sich vollständig in der dicken Felsenkruste.

Die Mitte der breiten Park-Avenue ist in regelmäßigen Zwischenräumen von niedlich umzäunten Busch- und Blumenanlagen bedeckt, in deren Mitte sich eine Ventilations- und Lichtöffnung für den Tunnel befindet.

* * *



Newyork: Die neue Kathedrale.

Wie die Gebäude der genannten Avenuen, so sind auch jene der nummerirten Seitenstraßen bis zur 59. an den Centralpark grenzenden Straße durchgehend aus dem chocoladefarbenen Braunstein hergestellt und in solch' absoluter Gleichförmigkeit in Höhe, Aussehen und Anlage erbaut, daß man die ganzen Straßen-Vierecke als

je ein einziges Haus anzusehen versucht wäre und das an die Abwechslung der unteren Stadt gewöhnte Auge an diesen unabsehbaren todten Braunsteinfronten ermüdet. In diesen Straßen würde man vergeblich nach einem Verkaufsladen oder überhaupt nur einer Firmatafel fahnden. Es sind ausschließlich Privat-Residenzen wohlhabender Geschäftsleute. Das Geschäftsleben und der durch die Verpflegung dieser zahlreichen Seitenstraßen-Bewohner hervorgerufene Verkehr bleibt in den Längen-Avenuen zurück, deren Charakter ein ähnlicher ist, wie in der unteren Stadt. Selbst der Baumschmuck fehlt den Querstraßen vollständig, und im Sommer, wo der größte Theil ihrer Bewohner sich auf dem Lande aufhält, gewähren sie einen trostlosen Anblick.

* * *

Und dieser Sommer ist in Newyork furchtbar. Von allen Städten Amerikas, selbst die Cuba's mit einbegriffen, sind Newyork und Philadelphia die von der Hitze am meisten heimgesuchten. Sie kommt plötzlich über die Stadt hereingebrochen, wie ein Regen von Feuerstrahlen, und gegen sie giebt es keine Hilfe, kein Mittel als die Flucht. Die Bevölkerung leidet unter dieser drückenden Temperatur über alle Maßen, und es vergeht kein Tag, wo nicht viele Menschenleben ihr zum Opfer fallen. Ein Spaziergang durch die Straßen ist bei derartiger Hitze mit Lebensgefahr verbunden, und um Mittag ist deshalb die Stadt nur in ihren Geschäftstheilen belebt. Der Fahrenheit'sche Thermometer (der in Amerika gebräuchliche) steigt an solchen Tagen häufig über 100 ja bis 110° im Schatten und die Personen, die solcher Hitze am häufigsten unterliegen, sind Briefträger, Polizisten und Arbeiter. Viel mehr jedoch leiden die Pferde, von denen täglich eine Anzahl während des Fahrens todt niederstürzt. Man schützt deshalb auch sie durch einen stets feucht erhaltenen, am Kopf befestigten Schwamm und einen eigenthümlichen, häubchenartigen Sonnenschirm.

Die Quantitäten von Limonaden, Fruchteis, Sorbets, Cobblers, Cocktails (wörtlich „Hahnenschwanz", ein gemischtes, in Amerika sehr gebräuchliches Getränk), Bier und Wein, welche an diesen heißen Tagen in Newyork und anderen amerikanischen Städten konsumirt werden, grenzen an's Fabelhafte; und demzufolge ist auch die Zahl der öffentlichen Schenken und Bierhäuser eine unglaublich große.*) Die amerikanischen Schenkwirthe, «Drinking bar keepers», sind wegen ihrer Fertigkeit in der Zubereitung kühlender Getränke berühmt, und man kann sich in Europa in der That keinen

---

*) Newyork allein, mit einer Bevölkerung von etwas über 1 Million Menschen besitzt 5700 „Saloons" (Wirthshäuser), also für je 175 Menschen eines. Chicago mit 1/2 Million Einwohner hat etwa 2000 Saloons, also je einen für 250 Einwohner. Boston mit 300,000 Einwohnern hat 1200 Saloons, oder einen für je 250 Einwohner, und Cincinnati (325,000 Einwohner) ebenso wie Baltimore 1100 Saloons resp. je einen auf 295 Einwohner.

rechten Begriff machen von der Schmackhaftigkeit der Strawberry-Limonade, der Champagner-Cocktails, Punch-Arten, „Eggnog's" und wie sie alle heißen mögen. Sie alle jedoch werden von dem Sodawasser beherrscht, das überall, in Apotheken, Bierhäusern, Conditoreien, Bäckerladen u. s. w. in prachtvollen marmornen Behältern aufbewahrt und mit irgend einem Fruchtsaft vermengt, für 5 bis 10 Cents per Glas verkauft wird.

Ebenso ungeheuer wie der Genuß von Getränken, ist der Verbrauch an Eis. Der Amerikaner trinkt, vom Wasser angefangen, Alles mit Eis, selbst Thee, Milch und Kaffee. Jeden Winter werden von den Eisfeldern des Hudson mehr als 100,000 Tonnen in den an seinen Ufern befindlichen Magazinen untergebracht; und daß Hudson sowohl wie Eeast-River im Winter auch zusammenfrieren, dafür sorgt die strenge Kälte, die alljährlich ebenso bedeutend ist, wie die Hitze des Sommers.

Aus diesen gewaltigen Eishäusern des Hudson wird das Eis durch eigene Gesellschaften an Zwischenhändler verkauft, die es wieder an die einzelnen Parteien abgeben. Man abonnirt sich in Amerika auf das Eis ebenso wie etwa auf eine Zeitung, und findet jeden Morgen neben der letzteren sein 1 oder 2 Pfund wiegendes Eisstück vor der Thüre auf der Straße liegen. In jeder Haushaltung befindet sich ein, gewöhnlich an der Treppe aufgestellter «Ice-Cooler», ein Wasserbehälter mit dicken Wandungen, in welchem das Eisstück placirt wird, und der das zugeschüttete Wasser dadurch auf der niedrigsten Temperatur erhält.

---

5. Der Central-Park.

Die Geschichte der Stadt Newyork weist manche öffentliche Unternehmungen auf, deren gute Absicht die Wohlfahrt und das Gedeihen seiner Einwohner war, die aber in Folge falscher Berechnungen oder der Corruption der Behörden ganz oder theilweise fehlschlugen. Eine jedoch übertraf selbst die höchsten Erwartungen, der Central-Park. Newyork ist mit Recht stolz auf seinen Park, und es giebt weder in Amerika noch in Europa einen zweiten von solcher Größe, welcher ihn an Schönheit und guter Pflege überträfe.

Der Fremde ist überrascht, mitten im Herzen des unendlich scheinenden Häusermeeres von Newyork eine derartige Anlage zu finden; noch mehr jedoch überrascht ihn, daß Newyork, welches auf seiner schmalen Insel kaum Platz genug für sich selber fand, einen so großen, an seiner besten Stelle gelegenen Raum zur Verschönerung der Stadt und zum Vergnügen ihrer Bewohner widmete.

Die Ausdehnung des Central-Parks ist so bedeutend, daß man sich, in dem kühlen Schatten seiner herrlichen Alleen verloren, eher hundert Meilen von Newyork

und jeder menschlichen Wohnstätte entfernt glauben möchte. Die Bosquets und Bäume sind mit Vögeln bevölkert; auf den Seen und Bassins ziehen Schwäne einher; bei jedem Schritt eröffnet sich dem Spaziergänger eine neue pittoreske Fernsicht, deren natürlicher Reiz niemals durch eine Mauer oder ein Gebäude zerstört wird. Hier sind es Seen, dort Kaskaden, an einer andern Stelle Flüßchen mit natürlichen Brücken überspannt; über Baum und Busch ragt zuweilen irgend eine Felswand empor, an deren Fuß ein kleiner See sich ausbreitet. Schöne Fahr- und Reitwege, überall schattig und staublos, durchziehen diese herrlichen Anlagen, in denen Natur und Kunst in wunderbarer Uebereinstimmung neben einander bestehen. Die seltensten Bäume, tropische Gewächse, Alleen, Laubengänge und dichte Wälder, kurz alles, was die Vegetation des Schönen aufzuweisen hat, ist hier zu finden und mit solchem Geschick vertheilt und angeordnet, daß man die Meisterhand beglückwünschen muß, die das zu Stande gebracht.

In der Mitte des Parks befinden sich zwei gewaltige Reservoirs der Croton-Wasserleitung, welche die Stadt mit Trinkwasser versieht. Das größere der beiden Bassins hat eine Ausdehnung von mehr als 100 Acker und faßt eine Milliarde Gallonen Wasser, so daß Newyork nicht in die Gefahr kommt, zu verdursten. Gute Wege umgeben das erhöht liegende Reservoir, von denen man die schönste Aussicht auf den Park und die Ufer des East-River genießt. Die Gesammtausdehnung des Parks beträgt bei einer Länge von 2½ und einer Breite von ½ Meile achthundert und vierzig Acker, und wenn man nun berücksichtigt, daß dieses Stück Erde noch vor zwanzig Jahren nichts war, als eine mit ungeheuren Felstrümmern bedeckte, in ihren tieferen Theilen sumpfige Wüste, dann kommt man in der That in Versuchung, an ein Wunder zu glauben. Das Werk kostete viele Millionen Dollars, aber es ist gegenwärtig für Newyork mehr als das Zehnfache werth. Nichts war vorhanden. Alles mußte erst geschaffen werden — man mußte sogar fruchtbare Erde herbeiführen, um die Viertelmillion Bäume anpflanzen zu können, welche den Anfang des Parks bildeten. Herrliche Fontainen und Statuen, darunter jene von Schiller und Humboldt, schmücken das untere Ende des Parks. Restaurants, Belvedère, ein reicher zoologischer Garten und ein naturhistorisches Museum sind die einzigen Bauten innerhalb seiner Umfassung. Er ist ausschließlich dem Vergnügen, dem Wohle der Bevölkerung gewidmet, und die letztere widmet ihm dafür auch jedes freie, dem Geschäfte abgezwungene Stündchen. An den Nachmittagen, und besonders am Sonntage gleicht dann die Fifth Avenue der Praterstraße oder der Avenue de la Grande Armée, der Central-Park jedoch dem Prater oder dem Bois de Boulogne. Dieselben reichen Equipagen und schönen Pferde, dieselben Prozessionen von elegant gekleideten Fußgängern, die sich alle dem Parke zuwälzen. Dann erst kann man sehen, daß der Newyorker den Dollar nicht höher stellt, als der Franzose den Frank, der Deutsche

die Mark. Aber gleichzeitig trägt der Newyorker den Dollar in der Tasche und genießt ihn im Kreise seiner Familie und Freunde draußen im Park, während er sich selbst ganz der schönen Natur widmet. Die Freigebigkeit und Liberalität des Newyorkers findet in der alten Welt nicht ihres Gleichen. Er ist gewinnsüchtig, schlau, ein Denker, der Welt gegenüber und so lange er im Geschäft, aber persönlich, im außergeschäftlichen Umgange und seinen Bekannten gegenüber ist er liebenswürdig, gastfrei, offen. Es kommt beispielsweise niemals vor, daß bei einem Diner, im Kaffeehaus oder im Konzerte Jeder seine Zeche für sich bezahlen würde, man streitet sich oft um das Vergnügen, die Zeche für die ganze Gesellschaft, und sei sie noch so groß, erlegen zu dürfen, und dieses Vergnügen wird nicht zur Schau getragen, sondern in der That gefühlt. Selbst beim Kauf der Eisenbahnbillete, Theatersitze, beim Zahlen der Omnibus- und Eintrittsgelder herrscht die gleiche, schöne Liberalität. —

Die Equipagen und „Buggy's" und „Drags", ein-, zwei- und vierspännig, welche den Park an den Nachmittagen nach allen Richtungen hin durchfliegen, sind in mehr als einer Beziehung der Beachtung werth. Sie zeigen vor Allem die leichteste, eleganteste und dabei doch solideste Bauart. Die vorgespannten Pferde sind stark und groß, wohl genährt und von edler Zucht, viel edler, als das gewöhnliche Equipagen-Pferd Europas, England vielleicht ausgenommen.

Die Neger, welche früher in Zivilkleidung die Stelle der Kutscher versahen, haben den Weißen Platz gemacht, und die früher in dem „gleichen" Amerika so verhaßte europäische Livree findet immer mehr Eingang. In den meisten Fällen lenkt jedoch der Amerikaner seine Gefährte selbst und darin wird ihn, mit Ausnahme des Ungarn, Niemand übertreffen. Es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit und Leichtigkeit der Amerikaner seine Pferde zu lenken versteht und dies durch den bloßen Zuruf, niemals aber mit Zuhilfenahme der Peitsche, die in Amerika, selbst bei den Pferden, nun ebenso sehr verpönt ist, wie sie früher bei den Menschen im Gebrauche war.

Dagegen ist der Amerikaner kein guter Reiter, und wenn auch im Westen viel geritten wird, so fehlt im Ganzen genommen doch die Schule. Erst durch die Bestrebungen des Newyorker Reit-Clubs kommt das schulgerechte Reiten in neuester Zeit immer mehr zur Entwicklung. An guten und billigen Pferden ist in Amerika Ueberfluß vorhanden, und die Kentucky-Pferde dürften als Traber unübertroffen dastehen. — —

Aber nicht nur zu Wagen und Pferd, auch im schlanken Nachen vergnügt sich das Volk im Central-Park. Der große See, unregelmäßig und in zahlreiche Felsbuchten sich ausdehnend, rund herum eingeschlossen von den schönsten Baumpartien, ist der Tummelplatz zierlicher Lustboote und im Winter die beliebteste Eisbahn für die Jugend der Metropole. Denn auch wenn Alles starrt von Eis und Schnee, lockt

der Park das lustige Völklein aus der Stadt heraus. Dann wimmeln die Seen und Teiche von flinken Schlittschuhläufern beiderlei Geschlechts, selbst bis in die späte Nacht hinein. Und manchmal, im magischen Mondlicht einer Winternacht, wenn die nackten Felsen und die schneebedeckten Bäume ihre langen dunklen Schatten auf die Eisbahn werfen, oder wenn blendendes Calciumlicht die Szenerie beleuchtet, dann bietet der Centralpark dem Fremden ein eigenthümliches, anregendes Lebensbild der amerikanischen Weltstadt dar.

---

6. Chatham-Street und Bowery.

Newyork besitzt eigentlich zwei Broadway's, die eine große Hauptverkehrsstraße, die von der Batterie nach dem Centralpark führt, und eine zweite breite Straße, die in ihrem ganzen Charakter, Aussehen und Volksleben das gerade Gegentheil des Broadway ist, aber vielleicht eben so viel Verkehr aufzuweisen hat: die Bowery, mit ihrer südlichen Fortsetzung der Chatham-Street.

Die Bowery, mit der letztgenannten Straße an den City-Hall-Park grenzend und östlich vom Broadway gegen Norden laufend, ist ausschließliches Eigenthum der unteren Stadt. Sie ist eine der breitesten Straßen Newyorks und jedenfalls auch eine der merkwürdigsten und sehenswerthesten. Vierfache Pferdebahngeleise nehmen die Mitte der Straße ein, und zweigen sich erst an ihrem oberen Ende in die dritte und vierte Avenue ab. Der Menschenverkehr ist des Morgens und Abends in keiner Straße bedeutender als hier.

Von dem bereits geschilderten City-Hall-Park ausgehend, schreiten wir durch eine fast ununterbrochene Reihe von jüdischen Unterhändlern, Juwelieren und sogenannten «mock auction Shops», in denen man den Ausschuß von Fabriken und Engros-Geschäften aller Art an den Mann zu bringen sucht. Das Pflaster ist schlecht und holperig, das Trottoir eng und halb von Krämern, halb von schlechten Kellertreppen eingenommen. Die Häuser sind alt und baufällig und die ganze Straße zeigt den entgegengesetzten Charakter des großartigen, neuen Broadway. Ueber uns baumeln an langen Rechen billige, möglichst gut zurechtgeputzte Kleidungsstücke in der Luft, die der Jude mit der nur ihm eigenen Zungenfertigkeit dem Vorübergehenden anpreist, auch fehlt es nicht an gelegentlichen handgreiflichen Aufforderungen und Herbeizerren, namentlich wenn man in dem auserwählten Opfer einen „Grünen" vor sich zu sehen glaubt. (Mit dem Namen „Grüner" bezeichnet der Deutsch-Amerikaner die mit den Verhältnissen des Landes unvertrauten Ankömmlinge.)

Der Schmuz und die Armuth sind die Haupt-Charakterzüge dieses Stadttheils. In der Gegend der Chatham-Street, wo die William-Street einmündet, lag früher

das bekannte Shakespeare-Hôtel, ehemals ein Hauptquartier der Flüchtlinge aus Deutschland, und zu jener Zeit war überhaupt der ganze Stadttheil der Mittelpunkt des deutschen Verkehrs.*)

Nicht weit den langen Abhang hinauf, welcher die Chatham-Street in den Bowery hineinleitet, passiren wir ein Gebäude, ehemals als Purdy's National-Theater bekannt, eine berüchtigte, vom niedrigsten Pöbel eifrig unterhaltene Schaubühne. Die ganze Umgegend ist hier mit Wirthshäusern, Schank- und Austernbuden überfüllt. Die Auster bildet bekanntlich eines der Hauptnahrungsmittel der Newyorker, und sie wird zu allen Mahlzeiten und zu jeder Tages- und Nachtzeit, auf alle mögliche Art zubereitet, genossen. Die große Wohlfeilheit ermöglicht auch dem Unbemittelten den Genuß dieses in Europa als seltener Leckerbissen betrachteten Weichthieres, und wo das Geld dazu nicht ausreicht, bilden Muscheln und Schnecken den Ersatz. Vor jeder Austernbude sieht man ganze Fässer voll Austern stehen, die durch das Auflegen von großen Eisstücken frisch erhalten werden. Die berühmtesten und theuersten Austern sind die winzigen Blue Points, denen an Schmackhaftigkeit die Saddle Rock's folgen. Der Durchschnitts-Preis eines Dutzend Austern (wobei gewöhnlich 13 gerechnet werden) beträgt 30 Cents (etwa 1 Mk. 20 Pf.). Der Amerikaner ißt die Austern gewöhnlich mit einer Gattung ungesalzenen Zwieback, den Crackers, die auf den Schanktischen zusammen mit kleinen Brodschnitten und Senf frei aufliegen und ohne irgend welche Kosten-Berechnung in beliebigen Quantitäten verzehrt werden. Des Morgens wird überdies in allen Restaurants und Bier-Kneipen nicht nur Newyorks, sondern auch ganz Amerikas der sogenannte «Free Lunch» an die Besucher unentgeltlich verabreicht. Es ist dies ein mehr oder weniger substantieller, aus Salat, kaltem Fleisch, verschiedenen Suppen, Würsten u. s. w. bestehender Imbiß, der während einer gewissen Stunde des Vormittags in großen Schüsseln auf den Schanktisch gestellt wird. Jeder Besucher, der auch nur ein einziges Glas Bier bestellt, hat das Recht, die Liberalität des Gastwirths auszunutzen, so viel er will, und es giebt in Newyork Tausende, für welche dieser «Free Lunch» die einzige tägliche und dabei kostenfreie Nahrung bildet. Es ist zu verwundern, daß die Schankwirthe bei so unerhörter und mit großen Auslagen verbundener „Gastfreundschaft" ihr Auskommen finden können.

Das Lieblingsgetränk Amerikas ist gegenwärtig das deutsche Lagerbier, das in der neuen Welt auch im Englischen den Namen beibehalten hat und von allen Gesellschaftsklassen und Nationen (die Irländer mit ihrem Whisky ausgenommen) in

---

*) Nach dem letzten, von der Regierung der Vereinigten Staaten alle Jahrzehnte einmal erhobenen Census, befinden sich in Newyork 202,000 Irländer, 151,000 Deutsche (in Deutschland geborene), 24,000 Engländer, 13,000 Neger, 8000 Franzosen, 7000 Schotten, 3000 Italiener, 2000 Polen u. s. w.

unglaublichen Quantitäten vertilgt wird. Milwaukee und Cincinnati sind für Amerika das, was Pilsen und München für Europa, und beide Biergattungen, wo möglich auch noch mit einigen europäischen Bieren, werden in jedem größeren Schanklokale Newyorks zu billigen Preisen feilgeboten. Ueberall ist das Bier frisch und genießbar, denn es wird stets mit eigenen Pumpvorrichtungen glasweise aus dem Keller heraufgepumpt. Selten ist in einem Bierausschank außer dem Schanktisch und einigen hohen „Lunchsesseln" noch sonst ein Möbel zu finden, und der stets eilige, stets geschäftige Amerikaner trinkt sein Glas, wenn auch in mehrfach wiederholter Auflage, immer stehend. — —

* * *

Ein Blick seitwärts in die Mulberry- oder Baxter-Street, oder eine der anderen engen, schmutzigen Gassen hinein, zeigt uns die Five-Points, noch heute ein Hauptsitz des Lasters und der Verbrechen in den ekelhaftesten und schmutzigsten Tenement-Baracken, obgleich die Stadtbehörden sowohl als verschiedene Wohlthätigkeits-Gesellschaften einigermaßen dort aufgeräumt haben.

Diese Tenementhäuser (oder Familien-Kasernen) zählen in vieler Hinsicht zu den Eigenthümlichkeiten Newyorks. Der verbesserte Verkehr mit den anderen Theilen der Stadt durch Straßeneisenbahnen, der Rauch der Fabrikschornsteine, die blauberockten Vertreter von Gesetz und Ordnung haben das Tenement-Dickicht der Gegend von Five-Point und Cow-Bay etwas mehr gelichtet; aber das mehr im Zu- als im Abnehmen begriffene System derselben zieht sich noch immer durch die ganze Region von Mackerelville hindurch, und auch in allen nach dem Alphabet benannten Avenues an der Ostseite der Stadt u. s. w. erheben sie fünf bis acht Stockwerke hoch ihr Haupt über die benachbarten Gebäude hinaus.

In der wohlbekannten Baxter- und Pearl-Street-Gegend lernen wir das System der Tenement-Wirthschaft am augenscheinlichsten kennen, wenn etwa ein Geschäftsgang oder die Neugierde uns in diese elenden Winkel des Lasters und der Verbrechen hineinführt. Der enge Durchweg zwischen den hohen Mauern voll schmutziger Fenster, eine Reihe über der andern, gleicht mehr einem Tunnel als einer Straße. Selten nur streift ein Strahl der Sonne an den Mauern hinab. Das räucherige, qualmende Pflaster wimmelt von Kindern, die in dem Schmuz der Gossen wühlen, — dort mit wildem Geschrei Steine und Austernschalen einem todten Kätzchen nachwerfen, das soeben aus der Thüre einer Branntweinspelunke auf die Straße fliegt; an jeder Ecke Gruppen von zankenden Männern, keifenden Weibern, deren blutleeres Gehirn Gram und Elend oder fuseliger Schnaps umnebelt. (Siehe Illustration Seite 48.)

Quer über die Gasse von Haus zu Haus, je höher desto mehr, ziehen sich Leinen voll trocknender Wäsche, zerlumpter Kleider, zerfressener Teppiche und Bettdecken; die Fenster voll Staub und Schmiere, oder zerbrochen und dann zugestopft mit Lumpen,

alten Hüten, verklebt mit Pappe u. s. w. — In der breiteren Gasse unterhalb, da haben wir ein so buntscheckiges, drastisches Bild vor uns, wie es nur je ein Hogarth oder Dickens darzustellen vermochte: Hökerkarren von Weibern belagert, stinkende Fische, verwelktes Gemüse, halbverfaulte Früchte feilbietend; Handlanger, Tagelöhner aller Art, Diebe aus Neigung und Beruf, halbtrunkene Vagabunden schlendern ihren Quartieren zu, die kostbare Flasche mit Gin oder Whisky im Arm; Kinder dazwischen, verkümmert und früh verwelkt, zwerghaften alten Männern und Frauen gleichend, — das sind die Repräsentanten der Species «homo sapiens» dieses erbärmlichen, elenden Fleckchens Erde. Das Bild ist ein trübes, schaudererweckendes, aber es ist ein Theil Newyorker Straßenlebens, und kein Porträt der Stadt wäre getreu ohne dasselbe. In das Innere jener Häuser wollen wir dem Leser nicht zumuthen, hineinzublicken; was aber hin und wieder die Reporter in den Tages- und Sensationsblättern enthüllen, und die Annalen der Gerichtshöfe darüber erzählen, übersteigt jede Vorstellung.

Die Trottoirs der Chatham-Street sind zu allen Zeiten des Tages voll belebt, aber des Nachmittags um sechs Uhr herum, wenn die Arbeiter: Männer, Frauen, Knaben, Mädchen, die letzteren in überwiegender Anzahl, aus den Fabriken, Druckereien u. s. w. der unteren Stadt heimeilen von der Arbeit, wälzt sich ein dicht geschlossener Menschenstrom uns entgegen.

Das düsterste Bild dieser berüchtigten Passage und eines Theiles der Bowery zeigt uns die lange Reihe der unterirdischen Conzertsalons, welche nichts weiter sind, als Bordelle der gemeinsten Art. In diesen Höllen, an denen täglich vielleicht Hunderttausende von Menschen achtlos vorübereilen, siechen Hunderte von Mädchen dahin, oft kaum den Kinderschuhen entwachsen, arme, vernachlässigte, unwissende Geschöpfe, hülflos, für Himmel und Erde verloren, einer noch elenderen Zukunft entgegen. Erst in den letzten Jahren hat man den lobenswerthen Anfang gemacht, diese Nester auszuheben und dem umsichgreifenden Unfuge zu steuern; ob mit dauerndem Erfolge, das läßt sich freilich noch nicht absehen.

Den nun folgenden Chatham-Square kreuzend treten wir in die Bowery ein, mit ihren ununterbrochenen Reihen von Kaufläden und öffentlichen Lokalen aller Art, ihren charakteristischen Schaustellungen, Frucht- und Zigarrenständen, billigen Bier- und Weinstuben, Austernsalons und der auf- und abwogenden Flut von Menschen, die hier ausschließlich der mittleren und niederen Volksklasse angehören und nahezu zur Hälfte aus Deutschen bestehen.

Das erste Gebäude, welches uns in die Augen fällt, ist das „Old-Bowery-Theater". Es steht auf einem Platz, auf dem bereits drei Theater nach einander niederbrannten und aus der Asche wieder auferstanden. Die gegenwärtige Fronte ist im dorischen Styl gehalten, mit breiter Treppenflucht und hoher Säulenhalle und macht immerhin einen imponirenden Eindruck. Aber wie vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein

Schritt, so ist es, wenn unser Blick auf die Bilder-Plakate fällt, die wie Banner zwischen den hohen Säulen baumeln und meist übertriebene Nachbildungen der Szenen sind, welche sich im Innern des Theaters allabendlich abspielen.

Es ist bekannt, welch' ungeheure Ausbreitung das Annoncenwesen in den Vereinigten Staaten genommen, und welch' wichtige Rolle es daselbst im gewöhnlichen Leben spielt. Abgesehen von den förmlichen Annoncenbüchern, welche die Beilagen des „Herald" und anderer großer Blätter Newyorks füllen, leistet man auch in Bezug auf die Straßenplakate Unglaubliches, und da sind es neben den Medikamenten: Haaröl-, Zahnpulver- und Gurgelöl-Fabrikanten, Nähmaschinen-Verkäufer u. s. w. vor Allem die Theater, welche das Publikum durch auffallende Bilder und hausgroße Plakate herbeizulocken suchen.

Dem Old-Bowery-Theater schräg gegenüber liegt das deutsche Newyorker Stadt-Theater, ein nicht unansehnliches Gebäude, dessen Umgebung leider den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr entspricht. Dawison, Friedrich Haase, Theodor Wachtel und andere bekannte europäische Theatergrößen traten einst auf diesem Theater auf, aber die Blütezeit desselben ist geschwunden.

An das Old-Bowery-Theater grenzt ein anderes stadtbekanntes und von Deutschen viel besuchtes Lokal, der Atlantic-Garden, wobei man jedoch, wie überhaupt bei allen anderen „Garden", diese Bezeichnung nicht wörtlich zu nehmen und mit „Garten" zu übersetzen hat. Atlantic-Garden ist das größte und besuchteste jener zahllosen Bierhäuser, die in der Bowery und den Avenuen des östlichen Stadttheils sich aneinander drängen. Der vordere Theil der weiten Halle zeigt das Speise- und Schanklokal, während dahinter eine Unmasse von Biertischen, von hölzernen Bänken umgeben, im Tabaksqualm verschwimmen. Eine Tribüne zur Linken giebt Raum für ein Orchester. Nach den Vereinssitzungen — die Zahl der Vereine unter den Deutschen ist Legion und viele haben in der Bowery ihr Vereinslokal — und den Theatern ist Atlantic-Garden tagtäglich festlich belebt, und dann bietet dieser Vergnügungsort thatsächlich ein Bild aus Deutschland dar. Geschäftige Aufwärter fliegen hin und her, zehn und zwölf Schoppen des schäumenden Getränkes in den Händen zusammengerafft, sich durch das Gedränge windend. Von der Tribüne schmettert Frau Musika in heiteren oder ernst getragenen Weisen ihre Accorde hernieder. In diesen Hallen pflegt sich dann auch der „Grüne" (Einwanderer) über seine ersten Enttäuschungen in der neuen Welt zu trösten oder mit philosophischer Resignation bereits thätig mit einzugreifen in das Getriebe. Manch' verbummelte Studenten, manch' zartes Lieutnantchen, das noch eben den Krallen unbarmherziger Manichäer entwischt, sieht man da schon als Kellner die erste Stufe auf der Leiter zur künftigen Million erklettern.

Je weiter wir Bowery aufwärts schreiten, desto belebter, großartiger wird das Straßenbild, ohne jedoch aus seinem volksthümlichen, derben Charakter auch nur einen

Moment heraus zu treten. Die lange Reihe der Ladenfenster, die bunte Menge der verschiedensten Schilder zu beiden Seiten mit entsprechenden Geschäfts-Emblemen, vom gemalten Regenschirm bis zum Portrait der „Riesen-Dame" irgend eines Museums, die Wimpel und Flaggen, die auf hohen Flaggenstangen nahezu jedes Haus schmücken, die zahllosen Verkaufsartikel, die überall vor den Gewölben aufgehängt sind, die kleinen Conditoreien, Caffees und Bierschenken, die unzähligen, prozessionsweise auf und abwärts laufenden Tramwaywagen und endlich jene unabsehbare Menschenmenge auf beiden Seiten der Straße — Alles in geschäftig beflügeltem Schritt, vereinigen sich zu einem Bilde voll Leben, voll seltener Abwechslung.

Am oberen Ende des Bowery, dieselbe in zwei Avenuen theilend, steht ein stattliches hohes Braunstein-Gebäude, Cooper-Institut, eine jener zahllosen, dem öffentlichen Wohle gewidmeten Anstalten, an denen Amerika, Dank der Liberalität und Hochherzigkeit seiner Söhne, so reich ist. Von dem bekannten Philantropen Peter Cooper gegründet, ist das Institut zur Hebung der geistigen Bildung des Volkes bestimmt. Während die ausgedehnten Kellerräume gewöhnlich Versammlungszwecken gewidmet sind, befinden sich in den vier Stockwerken reiche wissenschaftliche Sammlungen aller Art, sowie eine reichhaltige Bibliothek und ein Lesezimmer zur unentgeltlichen Benutzung des Publikums.

Unweit vom Cooper-Institut, auf dem Lafayette-Place liegt der große Palast der Astor-Bibliothek, von dem deutsch-amerikanischen Nabob J. J. Astor gegründet, die größte und reichste Bibliothek Newyorks, deren 120,000 Bände gleichfalls der freien Benutzung des Publikums offen stehen. — Das dritte öffentliche Gebäude dieses Platzes ist das Bibel-Haus, eines der größten Etablissements dieser Art in der Welt. Von einer ungemein reichen Gesellschaft gegründet, werden hier die religiösen Bücher der Christenheit alljährlich in hunderttausenden Exemplaren gedruckt und unentgeltlich im Lande vertheilt.

---

7. Die Verkehrsmittel Newyorks.

Keine Großstadt der Welt ist so eigenthümlich situirt wie Newyork. Die Mehrzahl von ihnen liegt auf dem Festlande und ihr Umfang nähert sich mehr oder weniger der Kreislinie, so daß die Distanzen von und nach den verschiedenen Enden der Stadt beiläufig gleich groß sind. Newyork hingegen liegt auf einer langen, unverhältnißmäßig schmalen Insel, von zwei, Meerengen gleichen Flüssen bespült, und während diese letzteren von einander so wenig entfernt sind, daß man von Osten nach Westen die ganze Großstadt in wenigen Minuten durchkreuzen kann, bedarf es Stunden, um von der Südspitze der Insel an das Nordende der Stadt hinaus in die

freie Natur jenseits des kleinen Haarlem-Flüßchens zu gelangen. — Dort wohnt ein großer Theil jener Million, die Newyork zu seinen Einwohnern zählt. Im frischen Grün, umschlossen von reizenden Blumengärtchen, haben sie dort ihre Landhäuschen und Wohnungen gebaut, nicht nur um die Vortheile eines Landaufenthaltes zu genießen, sondern gleichzeitig auch den hohen Miethzinsen im Innern der Stadt zu entgehen, die sich bei gewöhnlichen Wohnhäusern je nach der Lage auf 1500 bis 3000 Dollars jährlich belaufen. Ja der geschäftliche Theil der Stadt, die „City", ist durch das stete Zunehmen der kommerziellen und industriellen Firmen, durch die unglaubliche



Newyork: Straßen-Szene bei den „Five-Points".

Erweiterung des Geschäftsverkehrs derart überfüllt, daß die Comptoirs und Geschäftslokale, Waaren-Magazine und Kaufläden in allen Straßen bis in die höchsten Stockwerke hinauf, sämmtliche ehemaligen Wohnräume in Beschlag nahmen, und ihre Bewohner daraus in die Vorstädte oder an die jenseitigen Ufer der beiden Ströme verdrängten. Nur der Reiche war in der Lage, in dem weiter aufwärts gelegenen fashionablen Theil Newyorks, in der fünften Avenue und ihren Seitenstraßen bleibende Unterkunft zu suchen; der Comptoirist jedoch, der Arbeiter und Geschäftsmann mußte weit über diesen Stadttheil hinaus bis an die hundertste Straße und noch weiter

ziehen, um sich dort ein seinen Einkünften entsprechendes Heim zu suchen. Diese absolute Trennung der bewohnten von den geschäftlichen Bezirken der Großstadt hat natürlicherweise jeden Morgen und Abend, Jahr aus Jahr ein, eine förmliche Völkerwanderung, eine Ebbe und Fluth des Menschenmeeres zur Folge, dessen Masse sich nach Hunderttausenden berechnen läßt. Die Avenuen und Straßen sind dann von den frühen Morgenstunden bis in den späten Vormittag mit einem ununterbrochenen Strom von Männern überfluthet, die alle in derselben Richtung einem und demselben Ziele zueilen: Der City am unteren Ende von Manhattan-Island. Es ist interessant, sie zu beobachten: Am frühesten Morgen zwischen fünf und sechs Uhr sind es die Dockarbeiter, Lastwagenkutscher, Matrosen, Straßenkehrer; später ist der Menschenstrom



Volkstypen: Zeitungsjungen.

bereits mit einer besser situirten Gesellschaftsklasse untermischt, es erscheinen der Reihe nach Ladendiener, Commis, Laufboten, noch später die Bankbeamten, kleinere Kaufleute, die Angestellten der Zeitungs-Bureaus, der großen Geschäfts- und Exporthäuser — und sie machen endlich den Bankiers und Handelsgrößen der Hauptstadt Platz. Damit nimmt das Straßenleben in den Avenuen einen andern Charakter an. Während früher unter Allen die größte Eile herrschte, wird der Schritt der Fußgänger desto langsamer, je mehr die Morgenstunden vorschreiten; es entsteht allmählig ein Gegenstrom, von dem unteren Stadttheile nach dem oberen gerichtet; Damen erscheinen in dem Gewühle, und sie behalten in den hohen Nachmittagsstunden die Oberhand; dann beginnt die Fluth wieder straßenaufwärts zu gehen, nur ist die Reihenfolge der nach Hause Eilenden jetzt umgekehrt.

Dieser gewaltige, täglich nach Hunderttausenden zählende Verkehr hatte natürlich die Einführung ausgiebiger Communikationsmittel zur Folge, deren hervorragendstes noch immer die Pferdebahnen sind. Die ganze Großstadt ist von einem Ende bis zum andern, von der Batterie bis hinauf an das Nordende der Manhattan-Insel mit einem Pferdebahnnetze durchzogen, wie es in solcher Großartigkeit, Ausdehnung und praktischer Einrichtung vielleicht nur noch Philadelphia besitzt. Neunzehn Compagnien, von denen achtzehn erst innerhalb der letzten zwanzig Jahre entstanden, befahren nahezu sämmtliche Hauptstraßen Newyorks, häufig sogar auf doppelten, drei- und vierfachen Geleisen, und nur der Broadway und einige Straßen der unteren Stadt, sowie die vornehmen Avenuen in der oberen Stadt werden von der Pferdebahn nicht befahren. Und welche Wohlthat dieses Verkehrsmittel für die Bevölkerung der Metropole ist, das sieht man aus der unglaublichen Ueberfüllung, aus den zahlreichen Waggons, die in kurzen Zwischenräumen auf einander folgen. Sie ermöglichen es der ärmeren Bevölkerung, außerhalb der dunstigen, raucherfüllten Atmosphäre der Großstadt an gesünderen und billigeren Orten zu leben, ohne dadurch irgend, besonders an Zeit und Fahrkosten einzubüßen, denn der höchste Fahrpreis für die weiteste, nach Meilen sich berechnende Strecke beträgt erst 8 Cents, während der durchschnittliche Fahrpreis 5 Cents ist. Auch den Schulkindern kommen diese Straßenbahnen zu gute, und in so mancher Avenue begegnet man in den Nachmittagsstunden Waggons, die mit Mädchen gefüllt sind, welche aus den Schulen heimkehren. Die Pferdebahnen sind hier Gemeingut Aller, der Hohen und der Niederen, und der reiche Handelsherr fährt nicht selten in Gesellschaft seiner Arbeiter und untersten Beamten. Das Fahren ist eben hier weder Luxus noch Bequemlichkeit. Es ist Zeitersparnis, und dieses Zweckes wegen bedient sich Alles gemeinsamer Mittel.

Die Pferdebahnen sind hier einfach eingerichtet und kennen keine Klasseneintheilung, so daß sie, nachdem seit einigen Jahren auch die Ausschließung und Absonderung der Schwarzen aufgehoben ist, stets eine interessante Mischung von Newyorker Volkstypen zu beherbergen pflegen. Bis in die höchsten Klassen, ja bis zum Staats-Gouverneur hinauf, benutzt Alles zeitweilig die Pferdebahn, und oft sind die Wagen mit den elegantesten Damen gefüllt, denen die Männer in der Regel sofort ehrerbietig Platz machen, sobald kein leerer Sitz für sie vorhanden sein sollte. Diese Höflichkeit, welche von Seiten der Damen selten mit Dank oder auch nur mit einem Kopfnicken erwidert wird, ist ein (hier allerdings übertriebener) schöner Zug der Amerikaner, der theilweise noch aus den Zeiten vor einigen Dezennien herstammen mag, als die Zahl der Frauen im Verhältniß zu jener der Männer bedeutend geringer war denn jetzt, wo sich dies Mißverhältniß wenigstens in den östlichen Staaten bereits ausgeglichen hat.

Die Zeit, welche man in den Pferdebahnwagen zubringt, wird des Morgens gewöhnlich zum Lesen der Zeitungen verwendet, die ja bekanntlich in Amerika eine

so ungemein wichtige, einflußreiche Rolle spielen und besonders in Newyork von der größten Bedeutung sind. Zeitungsjungen mit den Hauptblättern der Stadt, dem „Herald", der „Tribüne", der „Sun" und den „Times", springen von einem der vorbeifahrenden Waggons auf den anderen, um ihre noch druckfeuchte Waare feilzubieten. Sie findet auch stets großen Absatz.

Die Wagen der Pferdeeisenbahn sind durch die Aufschrift ihres Bestimmungs- und Abgangspunktes und der wichtigsten Straßen, durch welche sie fahren, sowie noch durch besondere Farben ausgezeichnet, welche die Linie anzeigen, der sie angehören; sie sind zweispännig, haben im Innern zwei längslaufende, gepolsterte Bänke. In der Größe sind sie etwas verschieden, und die kleineren, auf den Seitenlinien gehenden sind nur mit einem Pferde bespannt und haben keine Schaffner. Das 5 Cents betragende Fahrgeld wird hier von den eintretenden Passagieren in einen gläsernen Kasten geworfen, der hinter dem Kutscher angebracht und so eingerichtet ist, daß er sich durch einen Blick von der Richtigkeit des eingezahlten Fahrgeldes überzeugen kann. Durch eine kleine Oeffnung in der Thür kann man auch im Bedarfsfalle Geldbeträge bis zu zwei Dollar durch den Kutscher einwechseln lassen, der dieselben bereits gewechselt in kleinen Brief-Couverts mit sich führt und gegen die ihm dargereichte Banknote oder Münze umtauscht. In den größeren „Cars" der Hauptlinien geschieht die Controle dadurch, daß der Condukteur beim Empfang des Fahrgeldes mit einer, bei jeder Pressung klingenden Zange ein Loch durch einen mit Nummern versehenen Papierstreifen preßt, den er an seinem Rock hängen hat.

Mag auch das Pferdeeisenbahnnetz der Stadt Newyork im Vergleich mit den Verkehrseinrichtungen europäischer Hauptstädte großartig und höchst zweckmäßig erscheinen, so ist doch nicht zu leugnen, daß es mit bedeutenden Uebelständen verbunden ist. Im Winter beeinträchtigen Schneestürme den Verkehr, im Sommer der Sonnenstich, dem oft viele Pferde zum Opfer fallen; dazu kommen noch die Conflikte mit den Omnibussen und anderen Wagen, die ja bei so gewaltigem großstädtischen Verkehr sehr zahlreich sind. Diese Uebelstände, sowie die verhältnißmäßig doch nur geringe Schnelligkeit des Transportes mittels Pferde-Eisenbahn ließen eine Reihe anderer Projekte reifen. Zunächst entstanden die „Stages", zierliche, weiße Stellwagen, welche den Verkehr auf dem Broadway und allen jenen Straßen herstellen, welche nicht von Pferdebahnen durchzogen werden. Aber sie sind demselben Uebel, wie die letzteren ausgesetzt. Im Sommer schützt sich der hoch oben auf dem Dache thronende Kutscher durch einen riesigen, mit Annoncen bedeckten Sonnenschirm, und setzt auch den Pferden ein komisch geformtes Häubchen auf den Nacken, um sie gegen den Sonnenstich zu sichern, während er sie gleichzeitig im langsamsten Schneckenpost-Trabe laufen läßt. Ungeachtet dieser langsamen Verkehrsmittel werden dennoch mittelst

Pferdebahn und Stellwagen zusammen täglich nicht weniger als 3 bis 400.000 Menschen befördert.

Am besten bewährte sich die „Elevated Rail-Road“ (Hochbahn), deren erste und älteste in der 9. Avenue und im unteren Stadttheile in der Greenwich-Straße bis nahe an die Batterie führt. Auf schlanken dünnen Pfeilern inmitten der engen Straße sind in der Höhe des ersten Stockwerkes die beiden Schienengeleise angebracht und über diese letzteren sausen die aus einer Locomotive und zwei bis drei großen Waggons bestehenden Züge mit Blitzesschnelle dahin; die an den Straßenecken befindlichen Stationen erreicht man mittelst eiserner Treppen. Das Publikum fand an dieser schnellen und bequemen Beförderung von einem Ende der Stadt zum anderen so großen Gefallen, und der Zuspruch war ein so beträchtlicher, daß innerhalb der letzten Jahre ein ausgebreitetes Netz dieser Hochbahnen in den Straßen Newyorks entstand, und damit auch eine vollständige Umwälzung der Verkehrs- und Wohnungsverhältnisse der Stadt zur Folge hatte. Von der „City“ und deren äußersten Ende, der „Batterie“, führen augenblicklich (1885) sechs solcher Hochbahnen durch die einzelnen Avenuen nach der oberen Stadt, speziell dem Centralpark, ja einige wurden sogar bis weit über die Stadt nach Harlem und dem beliebten Vergnügungsorte der Newyorker, nach „High bridge“ verlängert. Andere Hochbahnen durchziehen die Manhattan-Insel der Quere nach, und wie groß der Straßenverkehr in diesem großartigen Bienenkorbe Amerikas sein muß, geht schon daraus hervor, daß ungeachtet des kolossalen Verkehrs auf den Hochbahnen die anscheinend mit ihnen konkurrierenden Pferdebahnen von Jahr zu Jahr doch immer größere Einnahmen erzielen. Nur hat sich der Charakter der Pferdebahn-Passagiere ein wenig zu Gunsten der Hochbahnen verschlechtert. Den lebhaftesten Verkehr wird der Besucher Newyorks auf der „Bowery“ finden, wo eine Strecke mit zwei Hochbahnen und überdies vier Pferdebahnen mit einander parallel laufen, an manchen Seitenstraßen gekreuzt durch eine ebenso große Menge von Transversalbahnen. Dazu kommen noch der sonstige kolossale Privat- und Lastwagenverkehr, und man wird deshalb, ausgenommen vielleicht in der Londoner „Cheapside,“ kaum irgendwo anders einem ähnlichen Andrang begegnen. — Seitdem diese Hochbahnen vom oberen Ende der Stadt ohne Unterbrechung bis zum unteren führen, sind sie jedenfalls zu einem der wichtigsten Verkehrsmittel und gleichzeitig auch zu einer interessanten Sehenswürdigkeit Newyorks geworden. (Siehe Abbildung Seite 57.)

Miethwagen stehen in Newyork wie überhaupt in den Städten Amerikas nur wenig in Gebrauch, und die einspännigen Droschken, wie sie in Europa überall zu sehen sind, findet man nirgends, obgleich sie gewiß einem allgemein gefühlten Bedürfniß abhelfen würden. Die schweren zweispännigen Miethkutschen, wie sie in den Hotels der größeren Städte eingeführt sind, lassen sich viel zu hohe Preise zahlen,

um jemals in größere Verwendung zu kommen. Jedenfalls hätten die einspännigen billigen Miethkutschen in den Vereinigten Staaten Dank der Ausgiebigkeit der geschilderten Transportmittel kein so weites Feld wie in Europa.

Auch ein anderes europäisches Institut, das der Commissionäre, ist in Amerika unbekannt, und wird hier theils durch die Expreß-Compagnien, theils durch die „Messenger boy Gesellschaften" in der ausgiebigsten Weise ersetzt. Den „Local-Expreß"-Compagnien mit ihren billigen, leichten und schweren Lastfuhrwerken obliegt der Transport der Bagage-Stücke, Möbel, Einrichtungen u. s. w. innerhalb des Stadtgebietes, während Gepäckstücke, die für irgend einen Ort der Vereinigten Staaten bestimmt sind, durch die großen Eisenbahn-Expreß-Compagnien, und vor Allem die „Adams-Expreß-Compagny" um billiges Geld nach dem Bahnhof, und nach zurückgelegter Eisenbahnfahrt in die Wohnung des Adressaten befördert werden, ohne daß man sich weiter um das Gepäckstück zu sorgen hätte. Die genannte Expreß-Compagnie besitzt in den kleinsten Ortschaften der Vereinigten Staaten Zweigbureaus und ihre Frachtwaggons befahren alle Bahnlinien. Der ganze große Gepäck-Verkehr der Vereinigten Staaten liegt beinahe ausschließlich in den Händen der „Adams", sowie ihrer Konkurrentin, der „American"-Expreßcompagnie, ja selbst die Beförderung der täglichen Zeitungspackete, von Werthsachen und Juwelen, gemünztem Golde und Banknoten gehört in ihr umfassendes Ressort, und die Zahl der Angestellten, der Pferde und Fuhrwerke dieser Compagnie steigt in das Unglaubliche.

Der Lokalverkehr, die Zustellung von kleineren Packeten, Commissionen und Briefen obliegt den „Messenger boy", einer Institution, die sich innerhalb weniger Jahre über die meisten Großstädte Amerikas ausgedehnt hat und deren Einführung wohl auch in Europa bevorsteht. Der „Franklin-Telegraph", auch „District-Telegraph-Compagnie" genannt, besitzt z. B. in verschiedenen Stadttheilen Bureaus, in welchen sich zur Tag- und Nachtzeit und zu jeder Stunde Laufburschen, Polizisten und Feuerwehr-Männer, sämmtlich von der genannten Compagnie bedienstet, aufhalten. Jeder, der die Dienste dieser ungemein nützlichen Institution in Anspruch nehmen will, erhält gegen eine geringe Summe und einen gewissen jährlichen Beitrag einen kleinen Telegraphen-Apparat in seine Wohnung, welcher mit dem genannten Bureau in Verbindung ist, und aus einem einfachen winzigen Kästchen besteht, das irgendwo an der Wand angebracht wird. Bedarf man eines Laufburschen oder „Messenger boy", so genügt der Gebrauch des Drückers am Apparate, um in wenigen Minuten einen elegant uniformierten, gewöhnlich sehr verlässigen Jungen in das Haus zu bringen. Wird der Drücker zweimal oder dreimal hintereinander berührt, so hat dies ein unmittelbares Erscheinen des Polizisten oder eines Feuerwehr-Mannes mit Löschapparat zur Folge. Diese ungemein wichtige und wohlthätige Einrichtung wurde in der letzten Zeit noch weiter ausgedehnt, indem man dem Haus-Apparat ein selbst-

thätiges Alarmsignal im Falle eines versuchten Einbruchs oder beim Entstehen eines Schadenfeuers beifügt, so daß selbst in Abwesenheit des Betreffenden sein Haus vollkommen gesichert ist.

Die beiden wichtigsten Verkehrsanstalten, das Postbureau und die Telegraphenanstalt, sind hier, in der Metropole des Handels und einem der bedeutendsten Weltzentren, auch zu großer Vollkommenheit entwickelt. Beide besitzen im unteren Broadway gewaltige Steinpaläste, mitten im Herzen des Geschäfts-Distriktes von Newyork situirt. Während die eine dieser wichtigen Anstalten, die Post, von der Regierung der Vereinigten Staaten geleitet wird, befindet sich der Telegraph in den Händen von Privat-Compagnien, deren größte und wichtigste die Western-Union-Telegraph-Compagnie ist. Dieser letzteren und ihren Angestellten sind die weittragendsten Erfindungen auf dem Gebiete der Telegraphie, sowie die Vollkommenheit zuzuschreiben, welche das Telegraphenwesen in den Vereinigten Staaten erreicht hat. Außer der Western-Union-Telegraph-Compagnie, welche in allen wichtigeren Städten der Union Bureaus besitzt — es sind ihrer augenblicklich gegen 13000 — und über ein Drahtnetz von 150000 engl. Meilen verfügt, giebt es noch mehrere andere Privattelegraphen-Gesellschaften, worunter die Mutual-Union mit 1200 Bureaus und 8000 Meilen Drahtleitungen die bedeutendste ist. In neuester Zeit ringt auch eine „Postal-Telegraph-Co.", welche Bureaus in den Postbureaus der einzelnen Städte besitzt und sich durch große Wohlfeilheit auszeichnet, um die Gunst des Publikums. Das Telegraphiren ist in Amerika überhaupt viel wohlfeiler als in Europa und gewinnt an Bedeutung noch durch die sogenannten „night messages", welche um den halben Preis befördert werden. Ist nämlich der Inhalt einer Depesche nicht allzu pressant, so kann sie der Aufgeber als Nacht-Telegramm billiger bezahlen, in welchem Falle die Depesche erst nach Mitternacht abgesandt und am nächsten Morgen an den Adressaten abgeliefert wird. Diese Preiserleichterung wurde deshalb eingeführt, um den Depeschenverkehr auf Tag und Nacht möglichst gleichmäßig zu vertheilen. Bei den großen Distanzen Amerikas, wo Briefe vielleicht eine Woche lang unterwegs sind, ist das System der Nachttelegraphie eine große Wohlthat. Auch das Telephon hat sich in Amerika mit der überraschendsten Schnelligkeit ausgebreitet. 1876 war ich bei dem ersten Telephon-Versuche zwischen Boston und dem 18 Meilen entfernten Städtchen Salem zugegen, und 1880 hörte ich bereits in dem Bureau der „Chicago-Tribune" das Orgelspiel in einer Kirche von Indianopolis, 200 Meilen von Chicago entfernt. Oeffentliche Telephonstationen sind in den ganzen Vereinigten-Staaten eingeführt und erfreuen sich großen Zuspruchs.

Ebenso vollkommen ist der großartige, weitverzweigte Apparat, über welchen das Postamt in Newyork verfügt. Das Postbureau Newyorks, früher in einer alten halbverfallenen Kirche untergebracht, befindet sich gegenwärtig in einem der schönsten

Paläste Amerikas. Das Erdgeschoß mit seiner weiten prächtigen Halle ist für den Empfang und die Ausgabe der Briefe und Poststücke bestimmt. Die Zeitungen werden in einer ähnlichen Halle unter dem Erdgeschosse empfangen und vertheilt, in welche das Tageslicht durch die Glasplatten dringt, die hier das Steinpflaster ersetzen. In der Glaswand, welche das dem Publikum zugängliche, halbkreisförmige Vestibul von dem für die Postgeschäfte bestimmten Saale scheidet, befindet sich eine Anzahl großer Briefkästen, von denen die einen für Zeitungen und Drucksachen bestimmt sind und in das Kellergeschoß münden, während andere zur Aufnahme der Briefe bestimmt sind. Jeder Staat der Union, das Ausland und selbst jede bedeutendere Stadt Amerikas besitzen eigene, mit ihrem Namen bezeichnete Briefkästen, so daß auf diese Weise das Publikum selbst die sonst so zeitraubende Sortirung der Briefe übernimmt. Neben diesen Briefkästen befinden sich die Fenster für die poste restante-Briefe, von denen eines ausschließlich für Damen bestimmt ist. Die Adressen der eingelangten und nicht abgeholten Restante-Briefe werden täglich von der Postbehörde nach der Nationalität der Adressaten geordnet und in den Hauptzeitungen Newyorks veröffentlicht, um jede Anhäufung der Briefe zu vermeiden und den Betreffenden sobald als möglich in den Besitz seines Briefes kommen zu lassen.

Der Rest der Glaswand wird vollständig von einer nach mehreren Tausenden zählenden Menge von kleinen, versperrten und nummerirten Glasbriefkästen eingenommen, von denen nahezu jedes größere Geschäftshaus Newyorks gegen einen jährlichen Miethbetrag von 12 Dollars ein Kästchen miethet. Es genügt deshalb, auf den Briefadressen dieser Firmen nur die Nummer des Briefkastens zu verzeichnen. Sämmtliche für sie einlaufenden Poststücke werden von den Brief-Vertheilern in die betreffenden Kästchen gelegt und von einem Angestellten der Briefkasten-Inhaber, oder von den Letzteren selbst zu irgend einer Tageszeit abgeholt. Das erste Stockwerk ist für die rekommandirten Briefe und Werthsendungen, sowie die Anfragen bezüglich verloren gegangener Poststücke bestimmt. Die unbestellbaren Briefe werden in die sogenannte „Dead letter office" nach Washington gesandt, dort geöffnet und dem etwa aus dem Briefe entnehmbaren Absender zurückgestellt, oder wenn das nicht der Fall ist, verbrannt, der etwaige Werthinhalt jedoch von Zeit zu Zeit öffentlich versteigert.

---

8. Die Inselwelt am East-River.

Smaragden auf einem silbernen Bande gleich, ruhen auf der breiten schimmernden Wasserfläche des East-River eine Anzahl grüner Inseln, die den am fernen Flußufer Stehenden wie reizende Gärten erscheinen. Von verschiedener Größe und Form,

ragen sie mit ihren schattigen Bäumen und großen Gebäuden aus dem Wasser hervor, unberührt von dem fieberhaften, bewegten Verkehr auf dem Flusse, unbelästigt von Spaziergängern und Besuchern, abgeschieden von der Welt, eine Welt für sich.

Es sind ihrer hauptsächlich fünf, die sich durch ihre Größe und die auf ihnen befindlichen Gebäude auszeichnen. Allein diese Inseln, die sich, aus der Ferne betrachtet, so friedlich und bewohnenswert ausnehmen, sind sehr ernsten Zwecken gewidmet. Sie enthalten die gemeinnützigen Anstalten der Stadt Newyork.

Betrachten wir vor Allem die erste und größte dieser Inseln: Das Blackwell-Island. Es ist die Armen- und gleichzeitig die Straf-Colonie der Hauptstadt Amerikas, der Sitz der Wohlthätigkeits-Anstalten wie der Strafhäuser Newyorks. Es sind ihrer dreizehn an der Zahl: Hospitäler für Blinde, epileptische Kranke, Gemüthskranke, eine Irrenanstalt, ein Armenhaus, ein Strafarbeitshaus (Penitentiary) u. s. w. Die Armenbevölkerung ist von den Gefangenen räumlich vollständig geschieden, aber beide Klassen empfangen die gleiche Behandlung und Kost. Es liegt in dieser Gleichstellung ein Charakterzug der dünkelhaften, durch Zufall, Erbschaft oder glückliche Spekulationen zu Reichthum gelangten amerikanischen Gesellschaft, der die Armuth ebenso unverzeihlich und sündhaft erscheint, wie das Verbrechen. In allen Anstalten ist auch die vollständige Trennung der beiden Geschlechter durchgeführt. Die Gesammtbevölkerung von Blackwell-Island gleicht der einer kleinen Stadt, denn sie beträgt nicht weniger als 8500 Seelen, von denen über 6000 in den Wohlthätigkeits- und 2000 in den Strafanstalten untergebracht sind.

Alle diese Anstalten können als Muster ihrer Art aufgestellt werden. Es ist bekannt, daß Amerika auf seine öffentlichen Institutionen mehr Sorgfalt und mehr Geldmittel verwendet, wie irgend ein anderes Land. Zudem stammen alle diese Bauten erst aus neuester Zeit und konnten demnach mit allen neuen Einrichtungen und Verbesserungen ausgestattet werden. Von besonderem Interesse ist das Arbeitshaus, dessen nahezu 1000 Seelen zählende Bevölkerung ein eigenthümliches Streiflicht auf das dunkle Leben der amerikanischen Großstadt wirft. Das Gros dieser zwischen den Polizei-Gerichtshöfen und der Insel beständig hin- und herziehenden Sträflinge besteht aus Gewohnheitssäufern beiderlei Geschlechts. Heute zum wiederholten Male wegen Trunksucht abgeurtheilt, treten sie, erst halb entnüchtert von den Orgien der ersten Nacht, schon am nächsten Morgen die Fahrt nach Blackwell-Island wieder an, um dort ein, zwei bis drei Monate zu verbleiben, und kaum ein paar Tage nach ihrer Freilassung wieder dahin zurückzukehren. Die Insel ist ihre Heimath.

Das Armenhaus, das mit seinen Gebäuden und Hofräumen beinahe den dritten Theil der Insel einnimmt, zählt unter seinen Insassen nicht weniger als neunzig Prozent Ausländer und speziell Irländer, die vom ersten Tage ihrer Landung in Newyork der Gemeinde eine Last gewesen.

Der größte, massivste Bau der Insel ist das Penitentiary, das Strafarbeits-Haus, das etwa siebenhundert Verbrecher, größtentheils in den zwanziger Jahren stehend, beherbergt. Die Mehrzahl der Sträflinge verdankt ihr Hiersein der Arbeitsscheu und verwahrloster Erziehung. Ein kleiner Diebstahl, Rauflust, Ausschweifungen aller Art und der Gebrauch von Dolch und Revolver in einem Streit bringen den ohne Fürsorge und Zucht aufgewachsenen jungen Mann zum ersten Male vor das Strafgericht. Aber dieser erste Schritt abwärts ist nicht zugleich auch der einzige. An eine Besserung



Newyork: Die Pfeiler-Eisenbahn.

des jugendlichen Verbrechers im Strafarbeitshause, wo er mit dem Auswurf der menschlichen Gesellschaft in nächste Berührung kommt, ist nicht zu denken. Statt ihn zu bessern, werden die brutalen Instinkte in seinem Charakter nur noch zu größerer Entwickelung gebracht, und nach seiner Entlassung von der Insel geht es dann Stufe für Stufe abwärts, bis ihn die Gerechtigkeit zum zweiten Male ereilt und er in das Staats-Gefängniß von Sing-Sing wandert.

Die Insel, die uns vor dem Besuche als so reizend schön erschienen, läßt nur trübe Eindrücke in uns zurück. Die landschaftliche Szenerie bildet nur den Rahmen zu einem Bilde, dessen Sujet Laster, Verbrechen und Elend sind.

Wenn wir von Blackwell-Island den East-Riverstrom aufwärts fahren, so gelangen wir bald zu dem ehemaligen, im Jahre 1876 weggesprengten Hellgate bei Astoria, dem gegenüber eine kleinere Insel, Ward-Island, mitten im Flusse liegt. Diese Insel mit ihren schönen palastartigen Gebäuden und schattigen, wohlgepflegten Gärten ist gleichfalls das Asyl von Tausenden. Es ist die Colonie der armen und kranken Emigranten. — Unter den wohlthätigen Instituten Newyorks nimmt Ward's Island vielleicht die erste Stelle ein. An die Insel knüpfen sich dankbare Erinnerungen von vielen Tausend Einwanderern, welche einstens hier arm und elend anlangten und durch eine liebevolle und selbstlose Pflege in diesen Tagen der bittersten Noth und schwersten Prüfung, für ihre späteren Kämpfe um eine freie Existenz gestärkt und gestählt wurden. Ward's Island ist ein Ehrendenkmal, das sich die amerikanische Philantropie im Archipel des East-River gesetzt, und seine humanen Anstalten machen viele Lücken wieder gut, welche auf den anderen Inseln in der Verwaltung der öffentlichen Anstalten begangen wurden.

Der Mittelpunkt in der Gruppe großer und kleiner Gebäude auf Ward's-Island ist das Verplanck-State-Emigrant-Hospital, das Muster eines modernen Krankenhauses, von bedeutender Größe und für etwa 500 Kranke eingerichtet. Zur Rechten dieses Spitals befindet sich die „Nursery", das Asyl für die Kinder armer Emigranten, während die Letzteren selbst in dem „Refuge-Building", dem Asyl, Unterkunft finden. Das Asyl ist zur unentgeltlichen Aufnahme und Verpflegung von allen bedürftigen Einwanderern bestimmt, die, obwohl körperlich gesund und arbeitsfähig, wegen Geldmangel oder aus andern Gründen an der Fortsetzung ihrer Reise ins Inland verhindert wurden. Die Gebäude sind einfach, aber solid gebaut und sehr zweckmäßig eingerichtet. Dabei ist die Verpflegung so reichlich und gesund, daß die Mehrzahl dieser aus Böhmen oder Ostpreußen kommenden Einwanderer sich wahrscheinlich in ihrem Leben nie so wohl befunden haben mag, wie hier. Dabei werden jedoch die kräftigen Leute auch zur Arbeit verhalten. In Verbindung mit der Anstalt ist auch eine Schule, welche allen Emigranten-Kindern sofort Gelegenheit zur Erlernung der englischen Sprache bietet. — Wie zahlreich die Deutschen in dieser Anstalt vertreten sind, geht daraus hervor, daß unter den sechstausend Insassen nicht weniger als 1700 aus Deutschland kamen.

Weit ab von den Gebäuden dieser eigenartigen Inselstadt liegt der Friedhof, und so Mancher ist hier zur ewigen Ruhe gebettet, der einst voll Hoffnung und Lebenslust die Heimat verließ, um sich in dem Lande der Freiheit ein eigenes Heim zu gründen. Doch nur die Pforten dieses Landes sollte er zu sehen bekommen! Er zog durch sie in die Ewigkeit ein.

Noch weiter im East-River, hinter Ward's-Island, liegt Randall's-Island, auf welchem die Newyorker „Gesellschaft zur Besserung jugendlicher Verbrecher" eine groß-

artige Anstalt, ein „House of Refuge“, aus eigenen Mitteln errichtet hat. Vom Newyorker Ufer aus gesehen, gewähren die im italienischen Styl aufgeführten Rohziegelfaçaden einen palastartigen Anblick. Das größere der beiden Gebäude ist zur Aufnahme der Knaben, das kleinere für die Mädchen bestimmt. Andere Gebäude für Schul-, Arbeits- und andere Zwecke befinden sich im Hintergrunde. Der Zweck der Anstalt, die Besserung jugendlicher Taugenichtse, wird durch das hier eingeführte System allerdings theilweise erreicht, jedoch ist die Bestimmung eigenthümlich, zufolge welcher der Aufnahme der (unter 16 Jahren stehenden) Kinder bereits ein gewisses gerichtliches Verfahren vorangegangen sein muß. Von den 700 Kindern, welche alljährlich hier aufgenommen werden, sind in der Regel nicht weniger als 3 bis 400 von irischer Abstammung, ein weiterer Beleg dafür, welche hervorragende Stellung das irische Element in der Verbrecherwelt Amerikas einnimmt.

Im Durchschnitt bleiben die Delinquenten ein Jahr lang in der Zwangsjacke, welche die Disciplin der Anstalt ihnen anlegt. Die jugendlichen Insassen sind je nach dem Grade ihrer Besserung in vier Klassen getheilt, deren letzte die unverbesserlichen Missethäter enthält. Ein Aufenthalt von 52 Wochen hinter einander in der ersten Klasse berechtigt zur Entlassung aus der Anstalt, vorausgesetzt, daß dem Gebesserten ein passender Dienst verschafft werden kann. Außer den Elementar-Gegenständen wird der verdorbenen Jugend vor allem das Arbeiten gelehrt, und wie weit man darin geht, erhellt aus den statistischen Daten, nach welchen die Anstalt nach Deckung sämmtlicher Ausgaben noch einen Reingewinn von jährlich 50,000 Dollars abwirft.

Sechszehn Meilen von der Hauptstadt entfernt, im Long-Island-Sund gelegen, kommen wir nun zu einer andern Insel, dem Hart's-Island. Es ist die letzte Station auf unserer Archipel-Fahrt, es ist die Insel der Todten! Ein speziell für den traurigen Dienst der Leichenüberführung eingerichteter Dampfer stellt die Verbindung zwischen Stadt und Eiland her und schafft die Todten von dem Dock der Newyorker Morgue, am Fuße der 26. Straße tagtäglich nach der meerumspülten Ruhestätte. Das Cargo des Dampfers „Fidelity“ besteht nur aus den unbekannten oder nicht reklamierten Todten der Millionenstadt. Unter normalen Umständen kommen in Newyork täglich durchschnittlich sieben Personen ums Leben, welche auf diese Weise auf Kosten der Stadt beerdigt werden müssen, doch schwillt diese Zahl während der heißen Sommermonate, wo der Sonnenstich so viele Menschenopfer fordert, so gewaltig an, daß der Transportdampfer mitunter den Dienst kaum versehen kann. — Aber auch Noth und Mangel sind die Bundesgenossen des Todes, und dazu kommen noch die düsteren, geheimnißvollen Morde, denen Newyork vielleicht mehr als jede andere Großstadt zum Schauplatze dient, ohne daß es in den meisten Fällen gelingen würde, den Mörder zur Rechenschaft zu ziehen. Die Ströme, welche Newyork umspülen, sind stumme Zeugen dieser Unthaten und nehmen willfährig das menschliche Opfer in ihren Tiefen

auf, um es erst lange nachher, zur Unkenntlichkeit verstümmelt, wieder der Erde zurück zu geben. — Durch die Morgue führt dann der Weg nach Hart's-Island. Die Särge sind nummerirt, wie das Register der Morgue, und dieselben Nummern erhalten dann auch die Gruben, in denen die Unglücklichen sang- und klanglos verscharrt werden. —

Ebenso wie dieser Archipel im East-River, so besitzt auch die Hauptstadt selbst innerhalb ihres wogenumspülten Weichbildes eine Unzahl ähnlicher, dem Gemeinwohle, der Armuth, der Wohlthätigkeit gewidmeter Anstalten, theils von den Behörden, noch mehr aber von einzelnen Wohlthätern gegründet, deren ja Newyork eine so achtunggebietende Zahl besitzt. Hospitäler, Asyle für die verwahrloste Jugend, wie für das schwache Alter, Erziehungs- und Bildungs-Anstalten für die aufkeimende Generation, Versorgungshäuser für Waisen und andere Institutionen stellen sich dem Spaziergänger überall in imposanten palastartigen Bauten entgegen, Zeugen von der Armuth und dem Elend, aber auch gleichzeitig von der Hochherzigkeit der Bewohner Newyorks.

---

9. Das Fluß- und Hafenleben.

Newyork besitzt infolge seiner eigenthümlichen insularen Lage eine größere Hafenausdehnung als irgend eine andere Stadt, und eine Rundfahrt auf diesem herrlichen Wassergürtel gehört zu den interessantesten, die man unternehmen kann.

Wie die Hauptverkehrsstraßen zu Lande, der Broadway und die Bowery, auf der Insel nebeneinander nach Norden laufen, so auch die Hauptverkehrsstraßen zu Wasser: Der Hudson und der East-River. An Stelle der Omnibusse und Wagen unzählige Fischerboote, Schleppdampfer, Schaluppen und Fähren, an Stelle der großartigen Mammuthspaläste ebenso großartige transatlantische Fahrer, Dreimaster und die berühmten schwimmenden Paläste des Hudson — ein Verkehr, ebenso gewaltig wie auf dem Broadway, und ebenso unübertroffen in der Welt.

Betrachten wir zuerst die Flußufer! Wie die Eisenbahnen den ganzen Continent Amerikas durchziehen, so durchziehen auch die Tramways alle Städte und wir können auf einer solchen die ganze Stadt umfahren.

Von dem oberen Ende der Stadt, an der North-River-Seite ausgehend, ist der erste Eindruck kein günstiger. Wir finden nur vereinzelte Landungsbrücken in den Fluß vorgeschoben und große eingeschlossene Bassins angefüllt mit Schutt und dem Schmutz der Kloaken, und in der That scheint aller Abfall aus der Stadt hierher heruntergewaschen zu werden und sich in diesem Außengürtel festzusetzen.

Verweilen wir einen Augenblick am Fuße der 59. Straße, der südlichen Grenze des Central-Parks!

An diesem Punkte donnern die schweren Wagen der Hudson-River-Eisenbahn beinahe im Niveau des Wassers an uns vorbei, und ein wenig aufwärts zeigt das Flußufer fast den Charakter eines Seestrandes. Die roh gezimmerten Hütten, welche überall an den braunen Felsen hängen und allen Fortschritten der Zivilisation, allen Nivellirungs-Arbeiten der Stadt-Commission bis jetzt getrotzt haben, sind von Irländern bewohnt, und es ist ein treues Bild Amerikas, diese verfallenen zigeunerartigen, von Schmutz strotzenden Wohnstätten in der unmittelbaren Nähe von glänzenden Mammuthspalästen zu sehen. Nicht lange, so werden sich an ihrer Stelle Gebäude erheben, welche selbst die letzteren Bauten an Schönheit und Größe übertreffen werden.



Newyork: Flußleben auf dem Hudson.

Schoner und Schaluppen, mit Backsteinen, Brettern, Balken oder Lebensmitteln befrachtet, schäumen stromauf und -ab, und entfernt an der andern Seite tänzeln vielleicht ein oder zwei zierliche Lustboote beinahe im Schatten der Pallisaden des gegenüber liegenden Ufers. An den ausgedehnten Holzlagern, dem Resultat der gewissenlosen Waldausrottung in Maine und Newyork, abwärts schreitend, nähern wir uns bald dem Getöse und Gebrause der Stadt.

Die Hälfte der Landungsplätze, an denen wir vorüberschreiten, befindet sich in einem elenden, baufälligen Zustande. Sie sind die Kehrseite einer jeden Hafenstadt. Ein langes Vorgebirge von überhängenden, vermoderten Pfählen, grün und schwarz von dem Schlamm der Kloaken und den Anschwemmungen der Fluth. Todte Hunde

und anderes Aas, untermischt mit verfaultem Gemüse, von vorüberfahrenden Booten über Bord geworfen. Eine, der Ruine eines Riesen-Waschtrogs ähnliche Schaluppe versucht vielleicht, so gut es der unsichere Bretterbau gestattet, ihre Ladung ans Land zu schaffen; einige zerlumpte Jungen, Wharf mice (Werften-Mäuse), wie sie der Newyorker nennt, angeln von einem halbversunkenen Kanalboote aus, am Ende dieser Landungsbrücke, deren es in gleichem Zustande in dieser Gegend gar viele giebt. Glücklicherweise ist schon seit Jahren eine Commission mit der Erneuerung und dem Umbau dieser, für den Schifffahrtsverkehr so wichtigen Hafenbauten beschäftigt.

Der große offene Raum am Fuße der Christopher-Street, einem Endpunkte der Hoboken-Ferry, bietet einen erfreulichen Wechsel dar, und wir haben damit zu gleicher Zeit die Szenerie einer für jeden Fremden neuen und interessanten Uferstation erreicht: den Anlegeplatz der Austernboote. Schwimmende Buden würden sie vielleicht besser genannt werden können, wie sie sich dem Wanderer in langer Reihe am Ufer darbieten.

Bei weitem der größere Theil des Austernhandels geht durch diese Boote, deren Eigenthümer hin und wieder kolossale Reichthümer erworben haben. In Schonern, Schaluppen, Fischerbooten mit dem Aufgebot aller nur denkbaren Raffinirtheit werden die nahrhaften und wohlschmeckenden Mollusken von den großen Bänken der Prince-Bai, des Raritan-River, Shrewsbury u. s. w. herbeigeschleppt, und in der rechten Jahreszeit, im Herbst und Winter, wird man staunen über die langen Reihen von Fahrzeugen, die mit ihren lebendigen Schätzen der Millionenstadt zusteuern. Der von Jahr zu Jahr in größeren Dimensionen betriebene Eishandel sowohl, wie eine systematisch betriebene Austernzucht, lassen indessen auch den Verbrauch während der Sommermonate zunehmen und das Vorurtheil dagegen mehr und mehr verschwinden. Der Consum von Austern ist ein so allgemeiner, daß sie von einem Luxusgericht längst zu einem täglichen Nahrungsbedürfniß geworden sind.

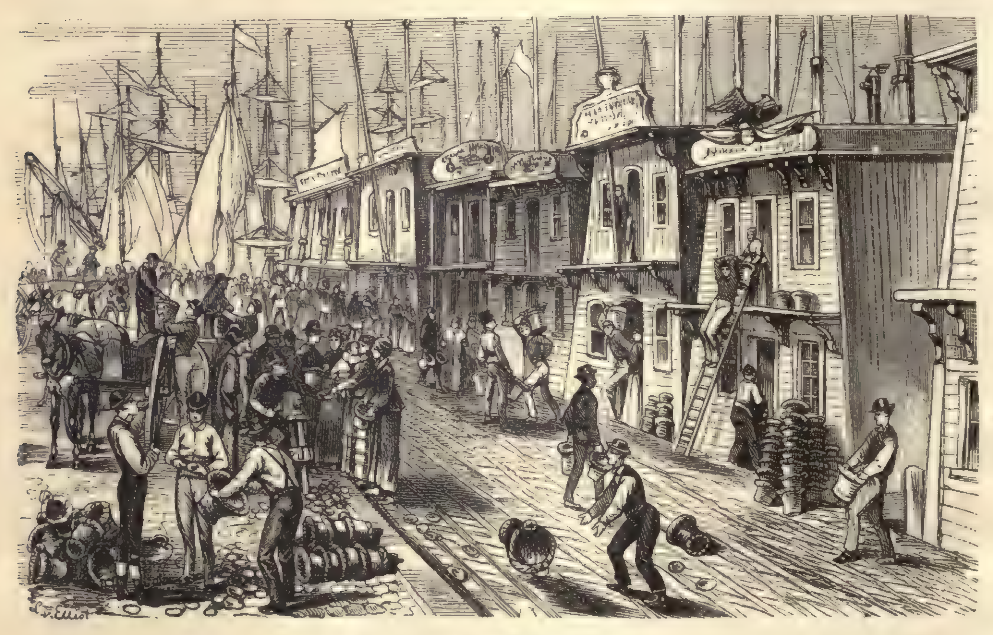
Je weiter wir nach abwärts kommen, desto größer werden die Docks, desto eleganter die Dockstationen und Landungsgebäude, und ihre großen hölzernen hellfarbigen Fronten werden in ihrer unendlichen Reihe nur von den Masten und Bugsprieten der Schiffe unterbrochen, die weit in die Straße hineinragen und dem ganzen Ufer einen höchst eigenthümlichen, seltenen Charakter aufprägen.

Jeder dieser eleganten, je einer transatlantischen, südamerikanischen oder westindischen Compagnie gehörigen Ufer-Pavillons trägt in seinem Giebel in großen Ziffern die fortlaufende Docknummer, die auf beiden Ufern der Manhattan-Insel bis nahe an die 100 hinaufreichen, ferner in großen Lettern den Namen ihrer Dampfschiffgesellschaft. Gewöhnlich sind sie noch mit den Flaggen ihrer Schiffe geschmückt und der fortwährende Lasten- und Personenverkehr auf ihnen, das Ausladen und Verladen von Waaren mittelst der bekannten ungeheuren Riesenkrahne u. s. w., dazu

die in förmlichen Prozessionen auf- und niederfahrenden Tramwaywagen vereinigen sich zu einem, in solcher Großartigkeit nie gesehenen Bilde. Gehen wir an das Ende irgend einer Landungsbrücke, so werden wir durch das bewegte Flußleben gefesselt, das von der Straße aus nur durch die Lücken der leeren Docks sichtbar ist. Eben zieht eine North-River-Flotille vorüber, die in geschäftiger Eile stromauf- oder abwärts arbeitet. Dieselbe besteht aus einem Schwarm von Canalbooten, Flößen und anderen mit Holz oder Brettern beladenen Fahrzeugen, in deren Mitte ein winziger Schleppdampfer, fast verschwindend unter der Zahl und Größe der Glieder seiner Heerde, keuchend und stöhnend, aber sicher unverdrossen, seine Last mit sich zieht Diese kleinen Schleppdampfer von ganz unansehnlichem Aeußern sind nur mit Rücksicht auf die Stärke und Dampfkraft ihrer Maschinen gebaut, und es ist erstaunlich, wie viel Arbeit sie zu leisten vermögen, und auf welche Weise sie den Traum Robert Fulton's realisiren, der auf diesem Flusse zu Beginn dieses Jahrhunderts seine ersten Versuche mit dem Dampfschiffe machte.

Der tiefe Ton einer Dampfpfeife lenkt unseren Blick auf einen großartigen Hudson-Dampfer, der majestätisch an uns vorüberzieht. Der Name „schwimmende Paläste" ist der einzig bezeichnende für diese stolzen, blendend weißen Riesenschwäne mit ihren zahllosen, spiegelnden Fenstern. Ihr stockwerkartiger Arkadenbau, ihre schlanken Flaggenstangen lassen den Bau nur noch zierlicher und eleganter erscheinen. Und neben ihm zieht ein gleich gewaltiges, gleich majestätisches Schiff, jedoch mit schwarzem Rumpfe und zwei hohen Masten einher, auf deren Spitze die deutsche Flagge weht. Es ist einer der transatlantischen Dampfer der beiden deutsch-amerikanischen Linien, die ihre Docks am jenseitigen Ufer, in Hoboken besitzen, des „Norddeutschen Lloyd" und der „Hamburg-Amerikanischen-Packetfahrt-Aktiengesellschaft". Unter all' den zahlreichen, die alte mit der neuen Welt verbindenden Dampferlinien nehmen diese beiden, und in Bezug auf die Schönheit ihrer Schiffe, die Sicherheit der Reise, die Vorzüglichkeit der Kost und Bedienung den ersten Rang ein. Wohl giebt es englische Linien, welche die deutschen in ein oder der anderen genannten Eigenschaft übertreffen, auch wohl von größerer Schnelligkeit sind. Allein auf keinem Dampfer wird man sich so wohl befinden, auf keinem angenehmer und sicherer reisen, als auf einem dieser prachtvollen Bremer oder Hamburger Dampfer, die sich mit Recht auch unter den Amerikanern größerer Beliebtheit erfreuen, als die englischen. Beide Linien besitzen in Hoboken ausgedehnte Docks und Hafenanlagen, und der Verkehr ist bei beiden in steter Zunahme begriffen, obgleich die anderen Dampferlinien stark mit den Verhältnissen zu kämpfen haben. Jedenfalls würde ich den Reisenden zunächst nur die beiden deutschen Dampferlinien empfehlen; obschon ich den Ozean im Laufe der letzten zehn Jahre wohl zwanzig Mal auf verschiedenen Dampferlinien gekreuzt, so kehrte ich doch stets mit Vergnügen nach den deutschen Linien zurück.

Der „Norddeutsche Lloyd" hat im Laufe der letzten zwei oder drei Jahre in Bezug auf die Größe, Eleganz und Schnelligkeit seiner neuen, wahrhaft prachtvollen Dampfer alle seine Conkurrenten überflügelt, und die erst 1884 dem Verkehr übergebenen schwimmenden Riesen: „Eider" und „Werra" zählen gewöhnlich die Crême der amerikanischen wie europäischen reisenden Gesellschaft zu ihren Passagieren. — Die Hamburger Linie erfreut sich hingegen des eifrigsten Zuspruchs der Mittelklassen, da man auf keiner anderen Linie für den bescheidenen Fahrpreis von 60 bis 70 Dollars von Hamburg bis Newyork ähnlichen Comfort und vorzüglichere Küche findet, als auf den Dampfern dieser Linie. Aber auch die Emigranten erfreuen sich ähnlichen,



Newyork: Im Austernhafen.

wenn natürlich viel bescheideneren Comforts. Ihre Quartiere sind rein, luftig und geräumig, ihre Kost schmackhaft und entschieden besser, als auf den englischen Linien. Zur Zeit, als der Strom der Einwanderer noch in ungebrochener Kraft sich nach Amerika ergoß, war es freilich anders. Das war damals, als die transatlantischen Packetbootcompagnien im wüthendsten Concurrenzkriege miteinander begriffen waren und das reisende Publikum durch die unglaublichsten Lockmittel einander abzujagen suchten. Preisherabsetzungen folgten einander so rasch, wie Coursstürze bei einer Börsenpanik, die Verpflegung auf den Schiffen wurde ins Luxuriöse getrieben, die Bequemlichkeit zu sardanapalischer Weichlichkeit gesteigert. Bald schwammen nur mehr Paläste mit Sammt- und Ebenholz-

Möbeln auf der See. Die Zwischendeckpassagiere bekamen weiche Betten und treffliche Beköstigung; wenig fehlte, so fütterte man irische Auswanderer mit Wildpret, Austern und Champagner. Damals trug sich auch ein komischer Zwischenfall zu, der noch heute bei Lloyd's in London ein homerisches Gelächter erweckt, wenn er zur Sprache kommt. Der Agent der Cunardlinie in Newyork erhielt von seinen Direktoren den telegraphischen Auftrag, seine Preise immer um 5 Pfund niedriger zu halten als die der Concurrenten und jeder Preisherabsetzung sofort zu folgen, ohne erst specielle Anweisung abzuwarten. Der Agent hielt sich buchstäblich an diesen Befehl. Die Red-Star-Linie kündigte Ueberfahrten um 4 Pfund Sterling an, der Cunardmann be-



Newyork: Die neue Brücke nach Brooklyn.

förderte um 1 Pfund Sterling. Die Inman-Linie ging auf 3 Pfund Sterling herab, der Agent kündigte sofort zum unsäglichen Erstaunen der Passanten in großen Plakaten an, daß auf den Cunard-Linien die Reise nach Europa gar nichts koste, und als drei Tage später die Red-Cross-Linie um $2^1/_2$ Guineen (2 Pfd. St. 12 sh. 6 d.) Passagiere aufnahm, bezahlte der gewissenhafte Vertreter der Cunard-Compagnie thatsächlich einigen glücklichen Passagieren 7 sh. 6 d. baar aus, und gab ihnen außerdem ihre Reisebillete nach Europa. Zur Betrübniß der Reisenden dauerte dieser paradiesische Zustand nicht lange. Die Concurrenten erkannten, daß sie bei diesem Kampfe einander zum Besten des Publikums ruinirten, und legten rechtzeitig die Waffen nieder, ehe sie völlig verblutet waren. Jetzt hat der Zwischendeckpassa-

gier wieder 5 Pfd. St. zu zahlen und sich mit gesalzenem Fleisch zu begnügen, und wenn die Dampfercompagnien trotzdem schlechte Geschäfte machen, so sind daran nicht die niederen Passagierpreise, sondern die großartige Concurrenz Schuld. Es vergeht mit Ausnahme des Sonntags fast kein Tag im Jahre, wo nicht ein halbes Dutzend dieser kolossalen transatlantischen Dampfer im Hafen von Newyork ein- und auslaufen.

Wir sind nun an dem großen Produkten-Markt angelangt, der sich nahe dem Südende der Stadt in den gegen den Hafen zuführenden Straßen konzentrirt und das gerade Gegentheil des oberen Theiles der Flußufer bildet; denn während an dem letzteren der Hauptmarkt für den gewaltigen überseeischen Import sich befindet, repräsentiren die Straßen, in welchen wir nun sind, vorzugsweise den Handel mit den benachbarten Landdistrikten und dem großen Westen des amerikanischen Continents. Mehl, Korn, Butter, Gemüse, Fleisch, Geflügel, Fisch, geräuchert, gesalzen oder frisch, füllen die hohen Lagerhäuser, welche das Flußufer umgeben, und besetzen die Trottoirs bis an den Rand der schlecht gepflasterten, löchrigen Straßen. Das frucht- und gemüsereiche Neu-Jersey ergießt vier Fünftel seines Ertrages in diesen offenen Schooß, der ihn wieder nach allen Richtungen hin austheilt und den ewig hungerigen Magen der Millionenstadt sättigt.

Der Mittelpunkt dieses Handels, das Füllhorn der Stadt, ist der Washington-Markt.

Der weite Holzbau mit seinen zahllosen Anbauten und Schuppen ist unregelmäßig und unansehnlich, aber voll des Lebens und der interessantesten Szenen. Weiber, Körbe voll Fisch und Fleisch und Gemüse auf dem Kopf tragend, wohlgenährte derbe Fleischerjungen, Hausirer, Produktenhändler und „Loafers“ (Herumstreicher) drängen sich hier durch- und ineinander, überwacht von den blau uniformirten riesenhaften Polizisten, deren Wachsamkeit in Newyork eben noch nicht sprichwörtlich geworden ist.

An dem Landungsplatze der Jersey-City-Fährbote vorbei nähern wir uns bald der Hafen-Abtheilung, wo die großen Ozean-Dampfer am North-River anlaufen. Zweiundfünfzig regelmäßige Linien haben hier ihre Landungsplätze und man kann sich daraus schon eine Vorstellung von der Großartigkeit dieses Bildes machen.

Und nun um die Batterie, das Südende Newyorks, herum an den East-River! Hier stoßen wir zuerst auf den Sammelplatz der Canal-Boote. Der Verkehr durch den Erie-Canal*) hat hier seinen Mittelpunkt. Mehl und Korn aus den weiten fruchtbaren Ebenen des Westens, wo kaum ein Viertel-Jahrhundert vorher noch die Rothhaut in Wald und Prairie mühsam seine blutige Nahrung erjagte — Mehl und

---

*) Kapitel V.

Korn ist hier die Hauptwaare und ungeheure Quantitäten finden wir um uns herum aufgestapelt.

Ein wenig seitwärts betreten wir das Gebiet jener Großhändler, deren Schiffe dem Laufe der Sonne folgen, die indischen und chinesischen Gewässer durchfurchen. Hier finden wir die echte alte Seeratte zu Hause, Kapitain Cuttle und Bunsby, wie sie Lied und Geschichte uns schildern, wahre Neptunsköpfe mit eisernen Zügen und festem Blicke.

Indem wir uns durch das dichte Gedränge der Kaufleute und Makler hindurcharbeiten, erreichen wir bald die Fulton-Ferry und den Fulton-Markt, wegen seiner vortrefflichen Austern wohlbekannt und viel besucht.

Hier blüht auch vor allem der Fischhandel und wir passiren eine Anzahl von Fischerfahrzeugen, auf denen überall die lebhafteste Bewegung herrscht: hier wird der Anker an die Landungsbrücke befestigt, dort die schuppigen Schätze der See auf den Quai entleert. Die meisten kommen soeben von den Fischereien von Barnegat, Long-Branch und den Buchten Neu-Englands, und in ihren Körben, angefüllt mit den gefangenen stummen Insassen des Meeres, unterscheiden wir den Porgy, den Blackfisch, Seebass, Bluefisch, Spanish Mackerel und wie sie sonst alle heißen mögen, die „kaltblütigen" Leckerbissen der Newyorker.

Oberhalb der Fulton-Ferry erhebt sich auch der eine der beiden gewaltigen Brückenthürme der neuen East-River-Suspension-Bridge. Dort hört das Schiffs- und Hafenleben allmählich auf, und an seine Stelle treten Schiffsbau-Werkstätten und Eisenwerke. — Der Handel hat der Industrie Platz gemacht, aber beide arbeiten rastlos einem Ziele zu: Dem Wohl der Menschheit.

---

10. Die Schwesterstädte Newyorks.

Unser nächster Besuch außerhalb der großen Metropole gilt den durch die beiden Flüsse von ihr getrennten Schwesterstädten Brooklyn, Jersey-City und Hoboken, die füglich besser als Vorstädte bezeichnet werden könnten. Denn obschon sie auch theilweise in einem anderen Staate liegen und ihre eigene Städte-Verwaltung besitzen, sind sie doch in ihrem ganzen Wesen und mit ihrer ganzen Bevölkerung so enge mit der großen Inselstadt verschmolzen, daß sie mit ihr als eine einzige Stadt von zusammen anderthalb Millionen Einwohnern angesehen werden können.

Die größte dieser Schwesterstädte, noch innerhalb des Staates Newyork gelegen, ist Brooklyn, das mit seiner halben Million Einwohner und seinen 50,000 Häusern jenseits des East-Rivers an der Südwestspitze der Insel Long-Island sich ausbreitet,

und seiner zahllosen Kirchen wegen als die „City of Churches", die Stadt der Kirchen" bekannt ist, womit die Bezeichnung „Stadt des Kirchenbesuches" und der Bigotterie innig zusammenhängt.

Das Wachsthum Brooklyn's war selbst für amerikanische Verhältnisse ein außergewöhnlich rasches und nur durch die unmittelbare Nähe Newyorks herbeigeführt. Während es im Jahre 1820 blos 7000 Einwohner zählte, wuchs es binnen 50 Jahren zu einer Großstadt von 600,000 Seelen heran, und doch besitzt es dabei keine eigene, aus sich selbst heraus gehende Entwickelung, keinen eigenen Handel, sondern ist ausschließlich auf Newyork angewiesen. Bis vor wenigen Jahren besorgten zahlreiche Dampffähren die einzige Verbindung zwischen dem Festlande und der stark bevölkerten, mit Sommer-Residenzen und Badeorten bekränzten reizenden Insel. Seit der Vollendung der berühmten größten Hängebrücke der Welt hat sich der Hauptverkehr selbstverständlich auf diese gezogen.

Diese Brücke, unter dem Namen East-River-Suspension-Bridge bekannt, wurde von einem deutschen Ingenieur, Namens Röbling, dem Erbauer der berühmten Niagara-Brücke, entworfen, und die ungeheuren massiven Pfeiler an beiden Ufern überragen, zwei Thürmen gleich, wie Wahrzeichen der Verbrüderung von Newyork und Brooklyn, das Häusermeer der Städte.

Von den Höhen aus in die Bucht von Newyork einfahrend, sind diese beiden Granit-Colosse die ersten Objecte, welcher der Reisende von Newyork zu Gesicht bekommt. Je mehr man sich ihnen nähert, desto großartiger und überwältigender wird auch der Eindruck, welchen diese amerikanische Auflage des rhodischen Colosses dem Besucher aufzwingt. Das Häusermeer von Newyork mit seinen vielen zehn- und zwölfstöckigen Geschäftshäusern, die selbst schon Thürmen gleich über ihre winzig erscheinenden vier- und sechsstöckigen Nachbarn emporragen, liegt diesen zwei Brückenthürmen einfach zu Füßen, und die gewaltige, auf Betten und Drahtseilen ruhende Brückenstraße ist so hoch über dem Meeresarm gelegen, daß die unter ihr hindurchfahrenden Ostindienfahrer mit thurmhohen Masten von dort aus wie Spielzeuge aussehen. Ich war selbst während meines dritten Aufenthaltes in Amerika 1881 der zweite Passagier, welcher auf dem eben vollendeten provisorischen Fußsteige, aus schwankenden schmalen Brettern hergestellt, die Brücke passierte, und nie werde ich die Eindrücke des Flußverkehrs zu meinen Füßen und der beiden menschlichen Bienenstöcke an den Enden der Brücke vergessen. Daß diese Brücke eine durch das Wachsthum der beiden Städte gebotene Nothwendigkeit war, ist leicht einzusehen. Dem Geschäftsmittelpunkte Newyorks ist der größere Theil von Brooklyn geographisch näher liegend, als das obere Newyork, und wäre es nicht der zweimaligen zeitraubenden und mitunter stürmischen Ueberfahrt über den Meeresarm wegen gewesen, so wäre Brooklyn, der Hauptstadt einen großen Theil ihrer Bewohner raubend, der

letzteren an Einwohnerzahl schon lange gleich. Die feste Verbindung Brooklyns mit Newyork durch Pferdewagen und Fußweg der Hängebrücke hat dem Verkehr zwischen den Schwesterstädten einen noch bedeutenderen Aufschwung gegeben.

Von dem westlichen Brückenthurm aus genießt man auf Newyork sowohl wie auf die jenseitigen Vorstädte die herrlichste Aussicht. Man ist überrascht von der Unzahl von Thürmen, Kirchen, Kuppeln und monumentalen Gebäuden, die sich über das Häusermeer erheben. Während sie in Europa Museen, Universitäten, Kunst-Gallerien umschließen würden, sind sie hier Assekuranz- und Bank-Gesellschaften gewidmet. Alles dem Handel, der Industrie, dem Verkehr. — Die Stadt mit ihren umschließenden Gemeinden Williamsburg, Greenpoint, Astoria u. s. w. steigt vom Flusse aus das hohe Long-Island-Ufer hinan und breitet sich in amerikanisch regelmäßiger Bauart nach allen Seiten hin weit über das Hochplateau aus. Obschon an Einwohnerzahl die drittgrößte Stadt Amerikas trägt sie doch mit Ausnahme der nach Newyork zugewendeten Hauptwerkehrsstraßen den Charakter einer Provinzialstadt. Was sie jedoch vor einer solchen ganz besonders auszeichnet, ist ihr Reichthum, ihre herrliche Lage und die Naturschönheiten, die sie in ihren Parks und Friedhöfen besitzt. Darunter sei besonders der Prospekt-Park hervorgehoben, am südöstlichen Ende der Stadt gelegen, und ein würdiges Seitenstück des Central-Parks von Newyork. Er bedeckt eine Fläche von 500 Ackern, ist von Natur aus reich bewaldet, mit künstlich angelegten Seen geschmückt und von weiten Fahrstraßen und herrlichen Spaziergängen durchzogen.

Nicht weit von Prospekt-Park gegen Süden zu liegt auf einem üppig grünenden Hügel, 330 Acker Landes bedeckend, der berühmte Greenwood-Cemetery (Greenwood-Kirchhof), ein in solcher Schönheit einzig dastehender Begräbnißplatz, voll der herrlichsten Anlagen, Baumgruppen und kostbarer Grabdenkmäler. Von den höchstgelegenen Punkten aus schweift der Blick weit über die Landstrecken von Long-Island, Manhattan und Neu-Jersey und den weiten Meerbusen, der ihre Küsten bespült. Der Lärm und das Getöse der Welt dringt nicht herauf bis zu diesen Höhen. Nur das eintönige Glöcklein an der Pforte kündigt zu gewissen Stunden des Tages fast ununterbrochen mit melancholischem Klange an, daß der Todtenstadt ein neuer Einwohner geboren wurde, und stumm kreuzen sich in allen Richtungen die langen Reihen der Leidtragenden. — Die Amerikaner ehren ihre Todten mehr, als irgend ein Volk der Welt, und ihre Begräbnisplätze werden selbst von den berühmtesten der alten Welt nicht übertroffen. Kostbare Marmor- und Alabaster-Monumente, wenn auch oft in zweifelhafter Ausführung, erheben sich überall; die Plätze sind wahrhaft paradiesische Park-Anlagen, die durch die Ueppigkeit ihrer Vegetation ihre traurige Bestimmung vergessen machen. —

Eine der schönsten Straßen Brooklyn's ist die Clinton-Avenue, eingefaßt von den zierlichsten und geschmackvollsten Wohnhäusern, mit Gartenanlagen umgeben. Der Stolz der Einwohner sind aber die Brooklyn-Hights (die Brooklyner Höhen), am bequemsten mittelst der Wall-Street-Fähre von Newyork aus erreichbar, von Palästen und prachtvollen Landsitzen gekrönt, von denen aus man am besten die unbeschreibliche Großartigkeit der ganzen Gegend erfassen kann.

Die „Atlantic-Docks" mit ihren gewaltigen, in die Bai vorgeschobenen granitenen Bollwerken, und die „Navy-Yard" (das Marine-Arsenal) an der Südseite der Wallabout-Bai am nordöstlichen Ende der Stadt sind ebenfalls bemerkenswerthe Punkte Brooklyns. Das Marine-Arsenal bedeckt etwa 40 Acker Landes. Zwei Werften zum Bau der großen Kriegsschiffe sind dort angelegt, mit Trockendocks, Maschinenwerkstätten u. s. w. Weiter nach Osten liegen die Marine-Akademie und das Marine-Hospital. Zur Zeit des Revolutionskrieges lagen in der Wallabout-Bai die englischen Galeerenschiffe, schwimmende Särge, in denen, wie es heißt, durch schlechte Behandlung und die verpestete Luft nicht weniger als elftausend kriegsgefangene Amerikaner starben.

An den Ufern von Long-Island entlang gegen Norden fortschreitend, gelangen wir nach Astoria, in dessen Nähe das berüchtigte Hellgate gelegen ist. Der lange, die Insel Long-Island vom Festlande trennende Meeresarm, Long-Islang-Sund genannt, wird nämlich in der Nähe von Newyork durch Felsvorsprünge und kleine Felsen-Inseln derart eingeengt, daß bei dem heftigen Fluthwechsel die durch den Sund ziehenden Schiffe nur unter den größten Gefahren dieser modernen Scylla und Charybdis entgehen konnten. Diese enge, vielgewundene Meerespassage führt den Namen Hellgate, und ihre Erweiterung und Fahrbarmachung war eines der hervorragendsten technischen Werke Amerikas. Das am meisten hinderliche, unter seichtem Wasser gelegene Felsenbett bei Astoria wurde vom Lande aus nach allen Richtungen hin unterminirt, bis das Bett des Meeresarmes nur von einer dünnen Felsenschicht getragen wurde. Im Ausstellungsjahre 1876 wurde diese durch eine gelungene Dynamitsprengung beseitigt, und die in den folgenden Jahren ausgeführten Sprengungen eröffneten Newyork einen wichtigen, allen Seefahrzeugen zugänglichen Wasserweg nach den Nordostküsten.

* * *

Die jenseits des North-Rivers gelegenen Städte Jersey-City und Hoboken haben hauptsächlich als Wohnstätten für die minder fashionable Geschäftswelt Newyorks, aber auch als Industriestätte besondere Bedeutung. Jersey-City, eine Stadt von weit über 100,000 Einwohnern, ist gleichzeitig der Ausgangspunkt für

alle großen, in Newyork mündenden Continentalbahnen und besitzt mit seinen großen Bahnhöfen und Frachtendepots einen sehr bedeutenden Eisenbahnverkehr. Auf der großen, hier endenden Pennsilvania-Bahn (gleichzeitig die Hauptlinie nach Philadelphia und den Weststaaten) kommen allein täglich 200 Eisenbahnzüge an, von denen etwa hundert Personenzüge sind. Auch die Cunard-Dampfschifflinie besitzt ihre Docks in Jersey-City. — Unter den zahlreichen Kirchen dieser Stadt befindet sich eine, welche früher in Wall-Street, Newyork, stand, und Stein für Stein abgetragen wurde, um in Jersey-City wieder aufgebaut zu werden.

Hoboken, der Landungsplatz der beiden großen Dampfschifffahrtslinien Deutschlands, des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft, ist ein beliebter Wohnort der Deutschen Newyorks, und bekannt wegen seiner deutschen Geselligkeits-Vereine. Der ganze Landstrich um Hoboken, die Anhöhen um das tiefe Hackensack-Thal entlang bis weit gegen Norden an die Palissaden des Hudson ist mit Landhäuschen und kleinen Städtchen bedeckt, deren Bewohner alle tagsüber nur in und von Newyork leben. Ein ausgebreitetes Netz von Eisenbahnen, Dampffähren, Straßenwagen und Drahtseilbahnen verbindet sie untereinander und mit Newyork, und des Morgens sieht man förmliche Karawanen die Anhöhen herab zu den Newyorker Fähren strömen, die des Abends bis spät in die Nacht hinein unter derselben menschlichen Rückfracht seufzen. Auch hier reichen die vorhandenen Transportmittel für den großartigen Verkehr nicht mehr aus und schon seit mehreren Jahren ist man mit der Herstellung eines unterseeischen Tunnels zwischen Newyork und dem Städtepaar von New-Jersey beschäftigt. Bei der großen Breite und Tiefe des sich hier zu einem Meeresarm erweiternden Hudson, und bei dem großen Hinderniß, welches Brückenpfeiler der ungemein regen Schifffahrt entgegensetzen würden, war an die Errichtung einer ähnlichen Brücke wie die Brooklyner nicht zu denken. Deshalb hat man sich die Erfahrungen mit den zwei Londoner Themsetunnels zu Nutze gemacht, und es wird wohl nicht mehr lange dauern, bis die großen Eisenbahnen ihre Endstationen von Jersey-City quer über, oder vielmehr unter dem Fluß hinweg nach Newyork verlegen werden — Alles, Alles in der Umgebung Newyorks bis Meilen weit ins Land hinein athmet Leben und Thätigkeit, selbst die durch das Meer von Newyork getrennten Länderstriche, wie z. B. das drei Meilen entfernt gelegene „Staten-Island", eine herrlich bewaldete Insel, von den Amerikanern gerne ihre „Insel Wight" benannt. Der Name ist keine Euphemie. Staten-Island ist ein wahres Sanssouci, ein Plätzchen, in dem man sich eher hundert Meilen weit von Newyork entfernt denken könnte. Der Pulsschlag der riesigen Metropole ist hier nicht mehr fühlbar. Das Wasser ist das Bollwerk von Staten-Island gegen allen geschäftlichen Verkehr. Es ist ausschließlich der Ruhe, dem Vergnügen gewidmet, und seine zahlreichen Newyorker Bewohner befinden sich wohl dabei.

Staten-Island gegenüber, auf dem Ostufer der Bai von Newyork, liegt eine andere Insel, Cony-Island (Kaninchen-Insel), nur durch ein seichtes Flüßchen vom Festlande getrennt und durch eine Eisenbahn mit Brooklyn verbunden. Es ist das beliebteste und besuchteste Seebad Newyorks, das in neuester Zeit durch zahlreiche Neubauten und Verschönerungen auch die bessere Klasse der Bevölkerung herangezogen hat. Die großartigsten Mammuth-Hotels Amerikas mit vielen Hunderten Zimmern, sowie zahlreiche Vergnügungsorte und absonderliche Bauten sind entstanden, darunter auch der sogenannte „Elefant" — ein in der Form dieses Vierfüßlers erbautes Riesen-restaurant. — Wer das ungenirte, tolle Treiben des Newyorker Sonntagspublikums kennen lernen will, scheue nicht den Besuch von Cony-Island.

II. Der Hudson und seine Romantik.

---

1. Auf dem Hudson bis Westpoint.

Wir verlassen nun Newyork und das aufregende Leben und Treiben, das geschäftige Jagen der Weltstadt, um die Schönheiten des Landes kennen zu lernen, nachdem wir seine Metropole gesehen. Wir können dies nicht besser thun, als wenn wir auf dem breiten Strome aufwärts ziehen, dessen Fluthen sich bei Newyork mit dem Meere vermengen, und dem die Newyorker den Namen North-River gegeben. Es ist der Hudson, der sagenreichste, historisch berühmteste und schönste Strom Amerikas.

Der Hudson ist in der Geschichte der Nil, in der Bedeutung die Themse, in Wassermasse die Donau, in Schönheit der Rhein der neuen Welt. Newyork verdankt ihm seine Entwicklung und Größe, und zum Danke dafür hat es ihn berühmt gemacht. Die Nähe der Hauptstadt machte ihn zum Lieblings-Ausfluge der Newyorker und aller Europäer, welche den transatlantischen Continent besuchen. Newyork und Hudson sind mit einander enge verknüpft, sie sind mit einander aufgewachsen und unterstützen und helfen sich gegenseitig noch weiter empor. Die schöne Großstadt, dieses einzige Newyork, bekränzte seine Gestade mit prachtvollen Gärten und Landhäuschen, es regelte seine Ufer, verschüttete die Sümpfe, welche zu beiden Seiten in früheren Jahren hier bestanden, und pflegt und behütet den alten Strom wie ihren

Augapfel. Aber dafür ist Papa Hudson seiner Pflegerin, der Millionenstadt, auch dankbar. Wohl weiß er, daß sie all' das aus purem Eigennutz und im Interesse ihres Handels und ihrer Bequemlichkeit that, aber er ist trotzdem erkenntlich und trägt geduldig die schwersten Lasten auf seinem Rücken, und schaukelt die kleinen Segler und Fischerboote in seinen Buchten, und läßt sich von dem scharfen Kiel der Dampfer und gewaltigen Dreimaster ruhig durchfurchen.

Aber auch ohne Newyork wäre der Hudson berühmt; berühmt durch die Schönheit und Romantik seiner Ufer, und läge er auch hunderte von Meilen weit im Inlande. Er wurde deshalb, wenn auch mit Unrecht, häufig mit dem Rhein verglichen. Der Hudson ist schöner als der Rhein. An den Ufern des Letzteren ist jeder Zoll eine Geschichte, jeder Berg wird von einer Ritterburg gekrönt — das macht den Rhein berühmt und interessant, aber nicht schön. Beim Hudson steht die historische Berühmtheit in zweiter Linie — vor Allem ist er schön und kein Strom von seiner Größe übertrifft ihn darin. Während der Rhein nur in seinem Ober- und Mittellaufe jenen romantischen Reiz besitzt, der ihn zum besuchtesten Flusse Europas machte, und im Unterlaufe völlig reizlos wird, fängt die Schönheit des Hudson schon bei seiner Mündung an, kaum daß man dem Häusermeer von Newyork den Rücken gewendet. Ueberall, wohin man sieht, bewaldete Berge, die in sanften Wellenlinien den Flußlauf in der Ferne begleiten. Ueberall das schöne üppige Grün, das der amerikanischen Landschaft so eigenthümlich ist und sich im Herbste in jene unglaublich grellen Farben verwandelt, welche der Amerikaner mit dem Namen „Indianersommer" bezeichnet. Vor Allem jedoch wirkt die imponirende gewaltige Breite und Wassermenge des Hudsonstromes, gegen welche jene des Rheins kaum in Vergleich gezogen werden kann.

Tag und Nacht über, Sommer für Sommer bis spät in den Winter hinein, wo das weite Strombett mit Eis bedeckt ist, schwimmen Tausende von Schiffen auf und nieder, und verleihen dem Flusse auf der ganzen hundertundvierundvierzig Meilen langen Strecke nordwärts bis Albany, das ungewöhnlichste Leben. In jedem Theile seines Laufes ist der Hudson belebt und voll wechselnder Bilder, wie kein Fluß der Welt, selbst den Mississippi nicht ausgenommen. Wohin man blickt, gewahrt man ganze Flotten von kleinen Segelbooten und Yachten, mit blendend weißen, entfalteten Segeln, wie Schwäne einherziehend. Goeletten, viereckige Schleppschiffe, ganze Ketten von Lastfahrzeugen, oft zwanzig und dreißig aneinander gehängt, und von stöhnenden, winzig kleinen Schleppdampfern gezogen, endlich Briggs und gewaltige Dreimaster und vor Allem jene großartigen, schwimmenden Paläste, jene Riesendampfer, welche das Staunen aller Europäer in so hohem Grade erregen. Auf einem dieser Dampfer nehmen wir Platz.

* * *

Zwei Dampferlinien sind es, welche die Verbindung zwischen der Stadt Newyork und Albany, der Hauptstadt des Staates Newyork, herstellen, und ihre Dampfer sind die größten Flußdampfer der Welt.*) Wie auf den Eisenbahnen, so ist auch das Reisen auf den amerikanischen Flüssen mit einem Comfort und Luxus verbunden, der in Europa niemals erreicht wurde, und von welchem selbst die transatlantischen Passagier-Dampfer blos ein schwacher Abklatsch sind. Auch im Aussehen sind sie von den in Europa eingeführten Dampfern sehr verschieden. Die meisten sind in mehrere Etagen oder Stockwerke getheilt, und ihre zahlreichen spiegelnden Fenster und der blendend weiße Anstrich lassen sie in der That schon von Außen wie schwimmende Paläste erscheinen, zu welchen sie sich in ihrer inneren Einrichtung auch verwirklichen. In der mittleren Etage befinden sich die kolossalen Hochdruck-Dampfmaschinen und die Waaren-Räume; unter diesen, im untern Schiffsraume, ist ein Restaurant mit großem Speisesaal, und in der ersten Etage ein ungeheurer Salon, der die ganze Länge des Schiffes einnimmt und den Passagieren während des Tages als Aufenthaltsort dient. Hätte man draußen unter dem Leinen-Flugdache am oberen Verdeck des Schiffes nicht das schönste Ruheplätzchen und die herrlichste Aussicht auf die romantischen Ufer des Hudson, dann könnte man sich keinen schöneren Aufenthaltsort vorstellen als diese Salons. Die Wände und der Plafond sind mit Holzgetäfel, Vergoldungen und einzelnen Bildern geziert; den Boden bedecken weiche, dicke Teppiche. Auf den Tischen in der Mitte des Salons liegen Prachtwerke, Atlanten und Bücher ausgebreitet, und an den Wänden entlang ziehen sich Sofas und Fauteuils, wie sie ein türkischer Harem nicht reicher und weicher aufzuweisen haben dürfte.

Der Salon reicht durch die zweite Etage hindurch. Im Innern des Salons besteht nur aus einer breiten Gallerie diese, von welcher aus man in die Schlaf-Cabinen der Passagiere tritt. Deren Einrichtung entspricht nur wenig dem Reichthum und der Eleganz des Salons. Wie im ganzen amerikanischen Leben, so zeigt sich auch hier wieder, daß man im transatlantischen Continente Alles zur Ausstattung der Gesellschafts- und Empfangsräume auf Kosten der Privat- und Schlafzimmer verwendet. In den Hôtels, in den Privathäusern und auch hier auf den Dampfschiffen kommt dies zum Vorschein. Nur ein oder zwei Schlafzimmer machen auf jedem Dampfschiffe eine Ausnahme: Es sind die sogenannten „Bridal chambers“ — „Brautgemächer", große Schlafsalons, mit fürstlichem Luxus möblirt. Gold, Sammet und Spitzen sind hier verschwenderisch angewendet, ein Beweis, daß die Schiffs-Eigenthümer für die diskreten Wünsche junger Eheleute mehr Rücksicht haben, als man es sonst zu finden pflegt. Dennoch bleibt das Brautgemach häufig jahrelang jung-

*) Der Mississippi-Dampfer „The Great Republic" auf der Linie St. Louis—New-Orleans ausgenommen.

fräulich, denn so diskret auch der Wunsch der Brautpärchen sein mag, so indiskret sind die Preise, welche man für die Benutzung der „Bridal chambers“ verlangt.

Im Allgemeinen sind jedoch die Preise für die Benutzung der Schlaf=Cabinen, sowie die Fahrpreise der Dampfschiffe äußerst gering bemessen, viel geringer als in der alten Welt. So lange eine Dampferlinie keine Concurrenz besitzt, so lange sind die Preise auf eine „schwindelnde Höhe“ hinauf geschraubt. Aber in dem Momente, wo die Concurrenz anfängt, stürzen die Preise mit ebenso rasender Schnelligkeit auf ein Minimum herab.

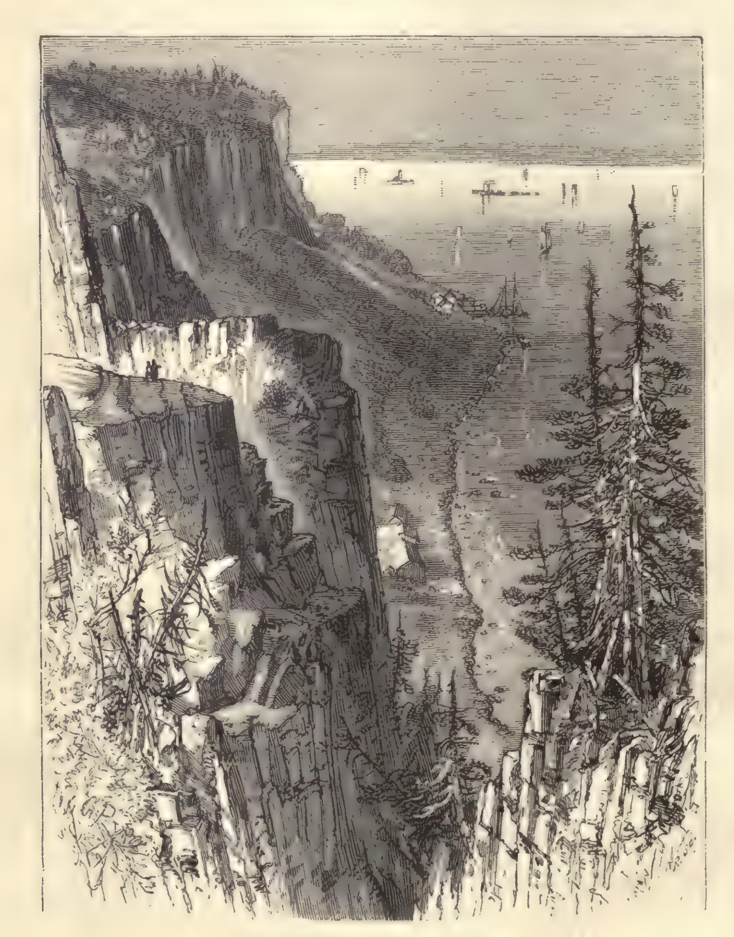
Unter allen Passagier=Dampfern des Hudson, welche die wässerige Promenade zwischen Newyork und Albany machen, war „Mary Powell“ bis auf die jüngste Zeit der schönste, größte und schnellste. Er fliegt mit der Schnelligkeit von 20 Meilen per Stunde den Hudson auf und nieder, und fährt sogar mit der Eisenbahn um die Wette — der Triumph jener Dampfschifffahrt, die heute über alle Welt verbreitet, vor siebzig Jahren gerade auf diesem Flusse, und noch dazu auf derselben Strecke, ihre ersten Kinderschritte gethan. Auf dem Hudson war es, wo der geniale Robert Fulton, nachdem seine Anträge von Frankreich wie von seinem Mutterlande Amerika spöttisch zurückgewiesen worden waren, mit dem ersten Dampfschiffe der Welt im Jahre 1807 die Reise von Newyork nach Albany machte.

* * *

Die schönste Flußreise in Amerika steht uns bevor. Die Natur hat den breiten Hudson verschwenderisch mit all' ihren Reizen ausgestattet, und sie scheint diese letzteren den westlichen Flüssen entnommen zu haben, um sie den Strömen des amerikanischen Ostens zuzuwenden. Ihr Charakter ist total verschieden: Während der Hudson, der Delaware, der Susquehanna und die anderen Ströme des Ostens wie stille, klare Bergseen zwischen bewaldeten Höhen eingesattelt liegen, und die Romantik sich still, unsichtbar, aber desto empfindbarer über sie gebreitet hat, fehlt den schmutzigen Lehm= und Schlammflüssen des Mississippi=Thales jeglicher Reiz. Traurig wälzen sie in starken Strömungen und Schnellen ihre rothgelben Wassermassen dem „Vater der Ströme“ zu. Ihre Ufer sind kahl und monoton, und die weiten Landstrecken zu ihren Seiten sind flach, unbebaut und reizlos. —

Die mächtigen Docks der Dampferlinien des Hudson liegen an der Westseite der Manhattan=Insel, und obgleich ziemlich hoch im Strome gelegen, sind sie doch noch im Mittelpunkte jenes Weltverkehrs, der sich mit Ausnahme der Themse in keinem Flusse so großartig offenbart, wie hier, und jenes Flußleben zur Folge hat, das bereits in einem der vorigen Kapitel geschildert wurde. — Der mächtige eiserne Balancier beginnt sich zu bewegen, die Räder peitschen das schwere Salzwasser in große Schaum=wellen, und ohne daß wir Zeit hätten es wahrzunehmen, befinden wir uns inmitten

des Stromes, zwischen den Flotten von Dampfern und Fahrzeugen, die aus den Docks am oberen Theile der Insel dem Meere zueilen. — Ehrerbietig weichen die kleinen Nußschalen dem mastlosen Kolosse aus, auf dessen weißen hohen Flaggenstangen der Name „Mary Powell" flattert. Sie haben Respekt vor dieser „Mary Powell" bekommen, diese kleinen Hudson-Fliegen, nachdem sie gesehen, daß, obschon sie Dame ist,



Der Hudson: Die Palissaden.

ihre Tugend nicht nur in ihrer Schönheit besteht. Was ihnen am meisten imponirte war die Verläßlichkeit und Sicherheit dieser größten Mary der Welt und das pünktliche Einhalten ihrer Stelldicheins, von denen sie täglich zwei abschließt: Eines in Newyork und eines in Albany.

Aber bald wird dieses Flußleben schwächer; die Häuserfronten auf beiden Ufern werden lückenhaft und verstecken sich endlich ganz hinter den Bäumen, die jetzt immer

zahlreicher werden. Der städtische Charakter ist verschwunden, und obschon die ganze Manhattan-Insel bereits in Anbetracht der „kommenden Geschlechter“ in Boulevards und Straßen zerlegt wurde, so sind sie doch nur wie das Skelett jenes Stadtkörpers, der sich in Jahrzehnten hier aufbauen wird. Landhäuser und ausgedehnte Parks, Wald und Wiese haben noch hier und da das Feld behauptet und sind noch nicht der Stadt-Erweiterung zum Opfer gefallen. Das jenseitige Ufer des Festlandes war



Der Hudson: Inneres eines Hudson-Dampfers.

schon früher gestiegen und hatte uns schon lange die Aussicht auf jene prachtvollen Höhen geraubt, die sich im Westen des Stromes erheben und erst weiter stromaufwärts wie Mauerwände in ihn abstürzen.

Endlich haben wir die Mündung des Harlem-Flusses erreicht, welcher die Nordgrenze der Manhattan-Insel bildet. Von hier aus genießt man den letzten Blick auf die große, die schöne Metropole Amerikas — und mit Wehmuth hängt das Auge an den zahlreichen Thürmen und den Mammuthpalästen, die über das Häusermeer

empor ragen. Ein Mastenwald umgiebt wie ein Kranz die schöne Stadt. Schwer hängt ein dichter Dunstkreis wie ein Schleier über deren Weichbilde, und das ferne Brausen und Tosen, das zu unserem Ohre herüberschallt, ist das einzige Merkmal des furchtbaren Kampfes ums Leben, der Jagd nach Erwerb, in welcher dort drüben Millionen von Menschen verwickelt sind. — Hier im stillen Hudson spürt man nur schwach den Pulsschlag von Amerikas gewaltigem Herzen — und das dumpfe Brausen klingt uns wie das letzte Adieu der fernen Stadt. —

Blicken wir jetzt um uns! Einige Meilen haben uns aus der Stadt mitten in die Idylle geführt. Einzelne Landhäuschen auf dem bewaldeten östlichen Ufer ragen mit ihren bewimpelten Thürmchen und Erkern hervor — selbst eine graue, treu nachgeahmte Burgruine erscheint, die sich mitten unter der jungen Zivilisation sonderbar ausnimmt. Zur Linken sind die Ufer imposanter geworden: die bekannten Palissaden des Hudson nehmen hier ihren Anfang. Es sind dunkle, senkrechte, aneinander gereihte Felsenthürme, eine kahle, zerklüftete, mehrere hundert Fuß hohe Mauer bildend, die sich seltsam von dem lieblichen Terrain des Ostufers abhebt. Sie gewähren einen phantastischen Anblick, diese enormen, aller Vegetation baren Abstürze, die den Fluß an seinem westlichen Ufer auf einer Strecke von dreißig Meilen begleiten und sich an ihrem nördlichen Ende bis auf nahezu 700 Fuß über den Wasserspiegel erheben.

Ueppiger Baumwuchs krönt den Gipfel dieser gigantischen, düsteren Bastionen, an deren Fuß die Vegetation gleichfalls versucht hat, einige ihrer Pflänzlinge anzubringen. Aber mit schwachem Erfolg, denn die verwitterten Felsen senden Trümmer um Trümmer die Halden herab, und was nicht ihnen zum Opfer fällt, wird von den Hochfluthen des Hudson entwurzelt. — Hier und da haben die Wasser senkrechte tiefe Rinnen in die Wände gegraben, aus denen die Bäche in schäumenden Kaskaden in den Strom hinabstürzen. — — Da hinan kann die Zivilisation nicht klimmen, und darum nahm sie das jenseitige Ufer in Beschlag und legte es in ihre Fesseln. Während links die unverfälschte Natur, sausen rechts auf vierfachen Schienengeleisen die Eisenbahnzüge mit dem Dampfschiffe um die Wette. Züge auf Züge fliegen wie Schatten die niedrigen Ufer entlang und verlieren sich vor uns in dem Dickicht. Indessen ist im Jahre 1883 doch auch auf dem rechten Ufer des Hudson eine bis nach Albany führende Eisenbahn entstanden, welche allerdings fast die ganze Strecke entlang unter großartigen Kosten in den Felsen eingesprengt werden mußte. Aber obschon sich solchermaßen die Verkehrsmittel fast alljährlich mehren, leiden sie doch unter der Concurrenz, denn die Vermehrung der Bevölkerung und des Verkehrs hält mit ihnen gleichen Schritt.

Zur Rechten, etwa siebzehn englische Meilen oberhalb der Hauptstadt, erscheint das reizende Villenstädtchen Yonkers, ein Lieblings-Aufenthalt der Newyorker. Auf

Meilen sind hier die gegen den Fluß geneigten Hügelabhänge in fast ununterbrochener Reihe mit Landhäusern und Gartenanlagen bedeckt, ein Bild, wie es etwa an der Elbe unterhalb Hamburg seines Gleichen findet.

Einige Meilen stromaufwärts erweitert sich der Fluß zu mehr als zwei Meilen Breite, die Wellen werden stärker und der Dampfer beginnt sich auf- und abzuwiegen. — Sind wir in einer Meeresstraße? Die zahlreichen Segelschiffe und Fischerboote und vor allem das Salzwasser des Flusses würden uns in diesem Glauben bestärken, wüßten wir nicht, daß wir in die große, stürmische Tappan-Bai eingefahren sind, jenen romantischen See, an dessen Ufern sich die meisten von Washington Irvings Legenden und Idyllen abspielen. — Hendrick Hudson, Seefahrer und Entdecker des Stromes, der ihm zu Ehren seinen Namen trägt, glaubte vor zwei Jahrhunderten in der That in einer Meerenge zu sein, durch welche er den lang gesuchten Wasserweg nach Indien zu erreichen hoffte! Das Gefälle des Stromes nämlich ist so unbedeutend, daß zur Zeit der Flut das Seewasser bis nach Albany, also nahezu hundertfünfzig Meilen aufwärts dringt.

Ueberall an den fernen Ufern erblickt man Städte und Dörfer in ununterbrochener Folge, viele davon noch durch die Holländer gegründet, die einst den ganzen Landstrich besaßen. Freilich ist ihre Herrschaft längst vergangen und vergessen und nur die Namen erinnern noch hier und da an die alten Zeiten. Mitten unter diesen Namen befindet sich jedoch ein chinesischer: Sing-Sing. — Haben die Chinesen nun auch hier an den Ufern des Hudson festen Fuß gefaßt, und machen sie, von Westen kommend, der Zivilisation des Ostens Concurenz? Nein. Schwerlich hat je eines Chinesen Fuß das hoch gelegene Dörfchen betreten, es sei denn als Gefangener, denn in Sing-Sing befindet sich das Staatsgefängniß von Newyork, und während wir unter demselben auf dem herrlichen Strome gegen Norden schwimmen, schmachten da droben Hunderte von Verbrechern. — — —

Bei Croton-Point, einem weit in den Strom ragenden steilen Vorgebirge vorüberziehend, fahren wir in einen zweiten See ein, der von noch größerer Breite als der erste ist, und den Namen Haverstraw-Bai führt. Zur Rechten, auf den bewaldeten Uferbergen, liegt das Städtchen Croton, von wo aus die Metropole am Meere durch eine großartige Wasserleitung mit frischem Trinkwasser gespeist wird.

Am Fuße derselben Hügel und auch an den jenseitigen Ufern der Bai erblickt man ungeheure Holzbarracken und Magazine. Es sind die Aufbewahrungsorte für das Eis, das hier in jedem Winter in ungeheuren Massen aus dem zugefrorenen See herausgesägt wird. Diese Eisernte übersteigt alljährlich 200,000 Tonnen und mehr als tausend Mann sind dann mit Eispflügen und Hacken beschäftigt, die großen Tafeln zu zersägen und in den Eishäusern unterzubringen.

Aber von diesen Bildern menschlicher Cultur wird das Auge durch die landschaftlichen Schönheiten abgewendet, die sich jetzt in größerer Fülle und Abwechslung entgegenstellen. Wir sind zwischen die „Highlands" eingefahren, die den Fluß hier wieder auf sein normales Bett verengen. — Berge von bedeutender Höhe und



Eine Hudsonlandschaft bei Yonkers.

schönen Contouren schließen uns von beiden Seiten ein. Dichter Wald bedeckt sie alle; nicht der einförmige Wald Mitteleuropas, sondern der üppige farben- und abwechslungsreiche Urwald Amerikas: Eichen, Ulmen, Tannen, Birken, Pappeln, alle stehen sie im dichten Gedränge untereinander, in verschiedenen Formen und

Farben. Die Windungen des Flusses lassen diesen häufig wie einen rings von Bergen umschlossenen Alpensee erscheinen. Wolkenmassen hängen an den Gipfeln des steilen Stony-Point und ziehen, von den Baumkronen zerrissen, den Abhängen entlang. Nur senkrecht über uns erblicken wir einen Strich des von der Abendsonne durchglühten, klaren Himmels, der in der Ferne von blauen, halb im Nebel verschwindenden Hügelketten begrenzt wird, und sich in der glatten, ruhigen Wasserfläche des Flusses so wunderbar wiederspiegelt. — — Es ist Abend geworden. Das Licht des Leuchtthurmes von Stony-Point ringt mit dem Tageslicht um die Herrschaft, aber so mächtig das letztere auch vor einer Stunde noch war, seine Macht ist erloschen. Dämmerung breitet sich über den scheinbaren Alpensee und mit ihr die Ruhe der Nacht. Aber „Mary Powell" durchfurcht noch emsig das Wasser. Die rothen und grünen Signallichter sind auf den hohen schlanken Flaggenstangen aufgezogen und spiegeln sich in den Fluthen wieder, bis dieser Wiederschein sich mit den Lichtern eines großen kasernenartigen Gebäudes vermengt, das in der Ferne gerade vor uns, auf waldiger Höhe erscheint. Es ist West-Point, die berühmte Militär-Akademie der Vereinigten Staaten. Hier verlassen wir das Schiff.

---

2. West-Point und die Catskill-Mountains.

Es giebt wohl keine Militairschule der Welt, welche so romantisch gelegen ist, wie jene von West-Point. Die Akademie mit ihren zahlreichen Gebäuden, Festungswerken, Exerzierplätzen und Parkanlagen ist auf einem weit in den Fluß springenden Hochplateau gelegen, von dem aus man ein herrliches Panorama des Flusses und seiner Uferlandschaft genießt. Es ist einer der lieblichsten Punkte Amerikas. Ein steiler Felspfad führt von dem Landungsplatz der Dampfschiffe auf die Höhe des Plateaus, das nebst dem umliegenden Terrain nicht zu dem Staate Newyork gehört, sondern Eigenthum der Vereinigten-Staaten-Regierung ist, und unter der Kontrolle der Militairbehörden steht. Ungeachtet der geringen Bedeutung der amerikanischen Armee und ihrer ebenso geringen, etwa vierzigtausend Mann zählenden Stärke verwendet der Staat die größte Sorgfalt auf die Heranbildung ihrer Offiziere, und die bedeutendsten Generale, wie Grant, Sherman, Sheridan, Lee, Stonewall-Jackson und andere waren Zöglinge von West-Point. Die Akademie kann in vieler Hinsicht als Muster aufgestellt werden, und die spartanische Strenge, welche man in der Erziehung, Ausbildung und nachherigen Prüfung der Zöglinge vor dem Eintritt in die Armee walten läßt, ist erstaunlich in einem Lande, in welchem die „Freiheit" über Alles gesetzt wird. Die Erziehung der Eleven geschieht unentgeltlich und die 250 bestehenden Plätze werden durch den Vereinigten-Staaten-Congreß mit Söhnen ver-

dienstvoller Bürger und Offiziere besetzt. Die Akademie zählt fünf Jahrgänge, und die Ausbildung, welche den Zöglingen während dieser Zeit zu Theil wird, umfaßt alle Zweige der Militair- und gemeinnützigen Wissenschaften. Sonderbarerweise wird jedoch auf das Studium fremder Sprachen kein Werth gelegt. Mögen sie wohl in dem großen transatlantischen Continente, wo die englische Sprache von der Behringsstraße herab nach Florida, und von Grönland bis Mexiko die herrschende ist, von geringerem Nutzen sein, als in Europa, so sind sie doch eine Nothwendigkeit für den Offizier, den Mann von Bildung.

Aber die Offiziere machen in dieser Unkenntniß fremder Sprachen keine Ausnahme unter den Amerikanern im allgemeinen. Die meisten der bisherigen Präsidenten der großen Republik waren keiner anderen Sprache mächtig als der englischen, und selbst unter den Mitgliedern des Senats und des Congresses wird man äußerst wenige Sprachenkundige finden. Im Gegensatze zu ihnen, sprechen viele Amerikanerinnen der gebildeten Stände französisch und deutsch mit vortrefflicher Aussprache. Der Erwerb, das Ringen nach Selbständigkeit unter den Männern ist die Ursache dieser Anomalie. In frühem Alter ist der Amerikaner gezwungen, den Kampf ums Leben, um den Dollar, aufzunehmen, und die geringe Zeit, die ihm zu seiner Ausbildung und zum Unterrichte bleibt, wird den nächstliegenden Fachstudien gewidmet, denen er sich ganz und mit allem Ernste hingiebt. Unter solchen Umständen und in einem so raschlebigen Lande wie Amerika, ist das Studium von Sprachen und bildenden Wissenschaften unmöglich. Der Amerikaner ist deshalb auch selten der Musik, des Zeichnens, des Malens kundig. Alle diese zarten Künste bleiben den Damen überlassen. Arme Männer! Wenn sie nur begreifen könnten, welches Vergnügen, welches Glück, welche Zerstreuung sie dem von Arbeit und Sorgen niedergedrückten Gemüthe geben, welche unendliche Reize, welche Sprache, welchen Ausdruck die Musik in sich schließt! — Sie wären gewiß zufriedener, glücklicher!

Doch zurück zu West-Point, das trotz des streng geregelten Lebens der Zöglinge doch ein Lieblings-Aufenthalt der Newyorker im Sommer ist! Washington, welcher zuerst die Errichtung einer Militair-Akademie in Anregung brachte, verlegte dieselbe mit der Absicht nach West-Point, die Zöglinge so viel als möglich von den Verlockungen des städtischen Lebens fern zu halten. Damals wurde der Zweck auch erfüllt. Aber die Zeit brachte ihre Eisenbahnen und Dampfschiffe, und gegenwärtig pilgert ganz Newyork wenigstens einmal im Jahre nach West-Point, die Alten um die Flußfahrt, die Jungen um ein Stündchen Gesellschaft mit den schmucken Zöglingen zu genießen. — Das große Cranston-Hôtel in der Nähe von West-Point ist den Sommer über mit Gästen überfüllt, und das Oertchen nichts weiter als eine Sommer-Colonie der Newyorker feinen Gesellschaft. Zur Zeit der Ferien verliert dann auch die Akademie ihr ernstes klösterliches Aussehen und wird der Schauplatz lebhafter

Unterhaltung, Dank dem Contingent junger Yankee-Töchterlein, die ihre Brüder, ihre Vettern in der Akademie zu besuchen kommen, selbst wenn sie gar keine besitzen. Unzählige Picknicks, Soirées dansantes und Gesellschaften verschönern dann das Leben der hoffnungsvollen jungen Krieger. — Die Liebeständelei wird in diesen glücklichen Monaten wahrhaftig zur epidemischen Krankheit, die allerdings nicht in den Miasmen der Luft, sondern in den zahllosen lauschigen Plätzen und schattigen Spaziergängen und dunklen Grotten zu suchen ist, welche West-Point und seine Akademie umgeben.

Wir verlassen nun diesen Schauplatz jugendlicher Lustigkeit, diesen Lieblingsaufenthalt der Newyorker, und eilen weiter, jenen Bergen zu, denen der stark entwickelte Patriotismus der Amerikaner den Namen „Amerikanische Schweiz" gegeben.

Oberhalb West-Point erweitert sich das Flußbett wieder allmählich, obgleich der romantische Charakter seiner Ufer und Höhenzüge derselbe bleibt. Bald sind die Akademie-Gebäude, das alte Fort Putnam und das malerisch gelegene Hôtel den Blicken entschwunden, aber der Fluß bleibt immer der Mittelpunkt einer ganzen Reihe der romantischesten Szenerien des Staates Newyork.

Von den näheren Flußufern grüßen uns eine große Zahl von Städten und Dörfern in herrlicher Lage, theils in sanfte Thäler gesenkt, theils an hügeligen Ufern emporsteigend: Newburgh, Fishskill, Poughkeepsie, Roudont u. s. w., — alle überhöht von in blauen Nebel gehüllten, Wolken-umzogenen Bergrücken, deren Masse und Umfang uns das nächste Reiseziel, die Catskills, die amerikanische Schweiz, verräth.

Aber diese Berge würden eher den Namen des amerikanischen Thüringer- oder Odenwaldes verdienen, denn ihre Höhe, wenn auch anscheinend sehr bedeutend, übersteigt nicht dreiundeinhalbtausend Fuß, und ihre sanften Kontouren haben mit den Alpen nichts gemein. Nur in einer Beziehung übertreffen sie den Thüringer-Wald. Sie sind wilder, romantischer, abgeschiedener. Ihre Wälder sind Urwälder, und die Seen und unzähligen Wässerchen und Quellen, die sie durchziehen, erhöhen noch ihren Reiz. So bilden sie denn auch, im Vereine mit dem ganzen Hügelland des Hudson, eine beliebte Sommerfrische der Newyorker und anderer Städtemüder, die dann gewöhnlich für einige Wochen in dem großen „Catskill-Mountain-Hôtel" Unterkunft suchen, das die Spekulationswuth irgend eines Yankee auf einer der höchsten Bergspitzen, 3000 Fuß über dem Hudson gelegen, erbaut.

Es giebt wenige Stellen in den Vereinigten Staaten, von denen man eine großartigere Aussicht genießt, als von jener Riesen-Karawanserei, so hoch über jede menschliche Ansiedlung auf tausende von Meilen in der Runde erhaben, und so häufig in den Wolken verborgen, welche die Catskill zu ihrem Lieblingsplätzchen zu wählen scheinen. Schon der Weg dahin von dem Landungsplatz der Hudson-Dampfschiffe ist des Besuches werth. Die Straße windet sich unzählige Male um Anhöhen und Vorsprünge herum, an steilen, tiefen Schluchten entlang, und von Urwaldsbäumen tief

beschattet, bis zu dem luftigen Außenposten menschlicher Zivilisation empor, und mag der Aufstieg auch beschwerlich sein, so wird man überreich durch die Aussicht auf das Hudsonthal belohnt, das sich in seiner ganzen Länge im Osten ausbreitet. Das Panorama umfaßt nicht weniger als zehntausend Quadratmeilen Landes mit ihren Flüssen und Bergen und Seen, ihren Städten und menschlichen Ansiedelungen, ihren Straßen und Eisenbahnen — es ist eine ungeheure Landkarte, im natürlichen Maßstab von der Meisterhand der Natur entworfen. Aber selbst wenn Wolken die schöne Fernsicht verhüllen sollten, so thun sie es nur, um noch schönere, phantastischere Bilder zu zeigen, die in ihrer Art an den Harz und seinen „Brocken" erinnern. Nicht selten spiegeln sich in diesen dunklen, dichten Nebelmassen die Gebirgsszenerien in aller Deutlichkeit und Naturwahrheit ab, ja selbst das große Hôtel mit seinen Bewohnern erscheint zuweilen als Nebelbild in den Lüften — natürlich bald auseinander gezerrt und in einzelne Stücke zerrissen.

Diese geisterhaften Bilder, sowie die tiefe Einsamkeit und Romantik, in welche das schöne Bergland der Catskills sich hüllt, waren auch die Ursache der zahlreichen Legenden und Sagen, welche sich, wie beim Brocken, auch hier in den Volksmund eingenistet haben, und in Washington Irving einen poetischen Erzähler fanden. Die Sage von Rip van Winkle, dem alten schläfrigen Einsiedler, ist die bekannteste darunter.

Die Catskills sind die schönsten, aber auch letzten Berglandschaften des Hudson, dessen Ufer weiter nach Norden sich abflachen und aus reizlosem, angeschwemmtem Sand und Schlamm bestehen, der sich manchmal in der Mitte des Flußbettes in Gestalt vieler bewachsener Inseln zeigt — alle sorgfältig mit Dämmen umgeben und mit Leuchtthürmen besetzt, um die hier so belebte Schiffahrt nicht zu gefährden. Alle diese wichtigen Flußbauten wurden von der Bundesregierung mit großem Kosten-Aufwande unternommen, obgleich der Hudson blos die Hauptverkehrsader eines einzelnen Staates bildet. Der Bundesregierung obliegt nämlich die Unterhaltung der Meeresküsten und aller Flußmündungen, soweit sie dem Einfluß von Ebbe und Fluth unterliegen. Der Staat Newyork hatte nun das Glück, einen Fluß zu besitzen, in welchem die Fluth sich bis auf anderthalb hundert Meilen ins Land hinein bemerkbar macht, und ersparte dadurch viele Millionen Dollars, welche er sonst zur Eindämmung und Herrichtung des Stromlaufes hätte verwenden müssen.

Von diesen Steindämmen und Inseln wird unser Blick bald durch ein schönes Städtepanorama abgelenkt, das sich am westlichen Ufer amphitheatralisch über den Strom erhebt. Es ist Albany, die Hauptstadt des Staates und der Sitz des Gouverneurs und der Regierung — eine schöne, bereits zwei Jahrhunderte alte Stadt mit etwa achtzigtausend Einwohnern, deren bedeutendste Gebäude die Regierungspaläste und jene große Zahl von Wohlthätigkeitsanstalten sind, auf welche ja die amerikanischen Städte ihre größte Sorgfalt verwenden, und auf die sie mit Recht stolz sein können.

Hinter den langen, mit Schiffen überfüllten Docks und den großen Lagerhäusern am Ufer erheben sich die Thürme und Kirchen und Häuser der Stadt, die sich, von unserem Dampfschiff gesehen, wie irgend eine Stadt der schönen Riviera di Ponente ausnimmt, gekrönt von dem erst 1882 vollendeten Staatskapitol, einem mit verschwenderischer Pracht ausgeführten Colossalbau, welcher dem Staat nicht weniger als zwölf Millionen Dollars kostete. — Albany bietet den letzten schönen Anblick auf der herrlichen Hudsonfahrt. Oberhalb Albany theilt sich der Strom in zwei Arme, von denen der eine aus dem westlichen Newyork, der andere aus der Adirondack-Wildniß herabkömmt. Albany mit ihrer gegenüberliegenden großen Schwesterstadt Troy ist auch die letzte Station der großen Palastdampfer des Hudson, und „Mary Powell" legt hart an der imposanten Stein- und Eisenbrücke an, die sich hier in gewaltigen Bogen über den Strom spannt. Wir landen. Unsere Hudsonfahrt ist beendet.

III. Saratoga.

Das einzige unter den Inland-Bädern Amerikas, das sich einiger europäischer Berühmtheit zu erfreuen hat, ist Saratoga im Staate Newyork, etwa fünf Eisenbahnstunden nördlich von dessen gleichnamiger Hauptstadt gelegen. Wohl erstreckt sich diese eigenthümliche Berühmtheit weniger auf die Heilquellen, als auf die Riesen-Hôtels, die es aufzuweisen hat, und die bekanntlich die größten der Welt sind. Und wenn die anderen zahlreichen Bäder Amerikas in Virginien, Arkansas und Colorado, wenn die White-Sulphur-Springs, die Hot-Springs, Manitou, Idaho und wie sie alle heißen, trotz ihrer heilkräftigen Wasser noch nicht bekannter sind, so liegt dies theils in ihrer verhältnißmäßigen Neuheit, theils darin, daß der Amerikaner nicht, oder nur wenig, in die Bäder geht, um zu baden und zu trinken, sondern um sich zu unterhalten und den Sommer so angenehm als möglich, fern von der drückenden Hitze der amerikanischen Hauptstädte, zu verbringen.

Und da nun auf die Heilquellen selbst im Allgemeinen so wenig Werth gelegt wird, so wird man in Amerika auch vergeblich nach den sozialen Zuthaten der europäischen Bäder, nach Kurtaxe, Bade-Direktion und Inspektion, Kursalon und Conversationshaus 2c. suchen. Man vermißt sie aber auch nicht. Es ist ein Vorzug Amerikas, daß dort Alles ohne jene Bevormundung, jene hofmeisterliche Aufsicht geschehen kann, welcher sich die europäische Badegesellschaft gleichsam unterordnet hat. Der Geist der Freiheit und Gleichheit, der Amerika erleuchtet, duldet sie nicht. Die

beste Badeinspektion sind die Hôtelwirthe der einzelnen Bäder, und es ist unglaublich, in welch' vorzüglicher Weise sie es verstehen, den Gästen den Aufenthalt in den Bädern angenehm und amüsant zu machen.

Dies gielt speziell wieder von Saratoga, wo jedes einzelne größere Hôtel seine eigenen großartigen Gesellschaftsräume, seine Salons, Ballsäle, seine Parks und Gärten, seine Kurkapelle und endlich seine eigenen Mineralquellen hat. — So besteht Saratoga eigentlich aus einem halben Dutzend großer fashionabler Bäder, die auf einer großen breiten Straße nebeneinander stehen; und diese Straße heißt der Broadway von Saratoga. —

Aber dabei würde Saratoga auch bestehen und blühen, wenn es seine Geyser- und Heilquellen gar nicht hätte. Die letzteren sind die Devise, ein Vorwand für die elegante Welt von Newyork, Boston, Havanna und Gott weiß welch' anderer Stadt der Erde, um sich an einem dazu geeigneten Plätzchen ein Rendezvous zu geben und sich da zwei Monate lang gut zu amüsiren. Ist das erreicht, so ist damit der Hauptzweck des Hierherkommens vollbracht. Man ist befriedigt. Und so könnte denn der ganze Badeort, d. h. seine vielen Riesenhôtels an irgend einem Orte im Umkreise der Hauptstädte liegen, er würde dennoch Saratoga, d. h. der eleganteste Badeort der neuen Welt bleiben.

Und das ist Saratoga. Es giebt sogar weder in Baden, noch in Wiesbaden, noch in Kissingen wenige Straßen, welche sich mit dem Broadway von Saratoga in irgend welcher Beziehung messen könnten. Es giebt keinen Badeort der Welt, wo man reichere Salons, reichere wenn auch nicht schönere Pariser Toiletten, größere Diamanten, und sagen wir es nur: — auch reizendere Frauengestalten finden würde, wie in Saratoga. Hierin werden gewiß die kühnsten Vorstellungen des europäischen Besuchers übertroffen; er mag den Badeort mit gemischten Eindrücken verlassen, er mag sich enttäuscht fühlen, allein er wird zugeben müssen, daß Saratoga an Großartigkeit in seiner Art ebenso unübertroffen ist, wie Newyork.

In gesellschaftlicher Beziehung sind auch die erste Hauptstadt und der erste Badeort Amerikas ein und dasselbe. Saratoga ist Newyork im Sommer. Es beherbergt gleichzeitig mit Newport, einem anderen bekannten Badeorte, die ganze fashionable Welt Newyorks zur Zeit der Pferderennen in seinen Mauern, und der größte Theil seiner Besucher besteht auch während der ganzen übrigen Saison aus Newyorkern. Es giebt in der englisch-amerikanischen Sprache kein Wort, das so viel Vergnügen, Leichtsinn und Frivolität enthielte, wie Saratoga. Seine Besucher rekrutiren sich aus allen Ständen. Es ist das Rendezvous für alle Schmetterlinge der Mode, für alle Löwen der Gesellschaft, für die Bureauxchefs aus Washington, die Handelsprinzen aus Boston und Newyork, die reichen Farmer und Viehzüchter aus den Prairien, die Krösusse aus den Minen Colorados und Californiens, und endlich einige wirklich

Heilbedürftige aus Westindien, Central- und Südamerika. Die größte Mehrheit aber kommt, um das zu treffen, nach dem man fortwährend sucht, und das jene Leute aber so selten finden — das Vergnügen.

Für beide Klassen, die Heilungs- und Vergnügungsbedürftigen, ist gesorgt. Für die ersten hat die Natur, für die letzteren haben die Hôtelwirthe gesorgt.

Die Quellen Saratogas, über zwanzig an der Zahl, wurden schon im vergangenen Jahrhundert von den Indianern sehr besucht, und gegenwärtig werden hunderttausende von Flaschen nach aller Welt versendet, die von Leber- und Magenkranken mit Vortheil getrunken werden. — Die Hauptquelle ist die im sogenannten Congreßpark zu Saratoga befindliche Congreßquelle, und ihr zunächst sind am beliebtesten die Empire- und Hathorn-Quellen, von denen die letzteren einem ziemlich bedeutenden, aus ihren mineralischen Ablagerungen gebildeten Kegel entspringen.

Um diese Quellen herum entstand die Stadt Saratoga, die eigentlich nur aus Hôtels, Boarding-Häusern und allem sonstigen Zubehör eines Badeortes besteht, und deren Einwohnerzahl während der Saison bis auf 20,000 steigt, von denen über die Hälfte Kurgäste sind.

Die Hauptstraße ist, wie jene vieler anderer Städte Amerikas, und speziell als Schooßkind Newyorks, Broadway benannt. Aus einer kleinen Parthie dieser breiten, schönen Straße besteht der eigentliche Badeort Saratoga. Er wird von den vier größten Hôtels, nicht allein der Stadt, sondern wahrscheinlich der Welt gebildet, die hier zu beiden Seiten des Broadway nebeneinander stehen, und deren prächtige Kolossalfronten nur durch den Congreßpark unterbrochen werden.

Als Theilungslinie des fashionablen, weltberühmten Saratoga und seines parasitischen Zubehörs könnte der Bahnhof gelten, der etwa in der Längenmitte des Broadway in einer auf diesen führenden Seitenstraße steht. Der unterhalb des Bahnhofes befindliche Theil ist der vornehmste. Hier strotzt alles von Reichthum der Toiletten, der Equipagen, der Pferde. Die Straße ist von beiden Seiten mit hohen, schattigen Baumreihen eingefaßt. Hinter ihnen erheben sich die bekannten „United-States-Hôtel“ und „Grand-Union-Hôtel“ auf der einen, und „Congreß-Hall“ auf der anderen Seite, während den südlichen Abschluß des Broadway auf einer mit Parkanlagen geschmückten Erhöhung die majestätische Fronte des „Windsor-Hôtel“ bildet.

Es ist von den erstgenannten 3 Hôtels keines als das beste zu bezeichnen, denn sie sind alle gleich groß, gleich vorzüglich, gleich vornehm.

Das Grand-Union-Hôtel hat etwa 900 Zimmer und 50 Säle, 1500 Thüren, 2000 Fenster und einen Speisesaal von 265 Fuß Länge und 60 Fuß Breite, groß genug, daß 1300 Personen gleichzeitig und in der bequemsten Weise darin speisen können, die dann von 250 dunkelfarbigen Kellnern bedient werden!

Das nächst größte United-States-Hôtel bleibt an Länge der Straßen-Fronte zwar hinter dem Grand-Union zurück, da es sich mit „nur“ 900 Fuß begnügt. Indessen darf man füglich die mit ihm verbundene Reihe dreistöckiger „Cottages“



Saratoga:

Längenansicht des Broadway.

in einer Länge von 516 Fuß hinzurechnen, um es auf diese Weise auch in Betreff der Front-Ausdehnung irgend ein Saratogaer, oder sonst ein Hôtel auf der Erde, schlagen zu lassen. Es bedeckt mit seinen drei Flügeln, welche als Hof eine Park-

Anlage von 5 Acres einschließen, einen Flächenraum von nahezu 10 Acres, und enthält 1000 Zimmer. Der Speisesaal ist 212 Fuß lang, 52 Fuß breit und 20 Fuß hoch. Sein Hauptstolz jedoch sind die Gesellschafts-Säle, deren es etwa ein Dutzend enthält. Der größte derselben, in dem man das berühmte „East-Room" des Weißen Hauses zu Washington nahezu drei Mal unterbringen könnte, und von dessen schneeigen Wänden sich die reichvergoldeten Spiegel und der hellblaue Atlas der Draperieen und Möbel in geschmackvollster Weise abheben, ist bei einer Breite von 50 Fuß 86 Fuß lang, während der Tanzsaal 117 Fuß lang, 53 Fuß breit und 26 Fuß hoch ist. Soviel was die Größe dieser Hôtels anbelangt. Nun geht die Ausstattung derselben, die Bedienung und die ganze Lebensweise darin mit der Größe Hand in Hand. Alle drei Hôtels sind solide Eisen- und Stein-Gebäude mit doppeltem Mauerwerk, um die Sommerhitze aus den inneren Räumen abzuhalten. Uebrigens ist diese Hitze im Hochsommer mitunter nicht so bedeutend, und es kommt nicht selten vor, daß man gezwungen ist, die Salons selbst während der Haute-Saison noch zu heizen. Daß man in jedem Zimmer dieser Hôtels Dampfheizung, Gasleitung und Ventilations-Einrichtung findet, ist wohl kaum noch zu erwähnen nothwendig.

Die Salons, Zimmer, ja selbst die Treppen und Corridors, sind mit Brüsseler Teppichen belegt, und mit solchem Reichthum ausgestattet, daß man sie eben so gut als Thronsäle von Herrscherpalästen, denn als Hôtel-Salons ansehen könnte. In jedem Hôtel findet man ein oder zwei Elevatoren, welche die Verbindung zwischen den einzelnen Stockwerken herstellen. Ihre Einrichtung gleicht einem Schatzkästlein, und ihr Preis dürfte sich bis auf 30- bis 40,000 Dollars per Stück belaufen.

Die Gesellschaftsräume sind geräumiger, eleganter und größer als die der vornehmsten Londoner Clubs. So besitzt z. B. das United-States-Hôtel außer dem riesenhaften Parlor noch an hundert kleine öffentliche Salons, reiche Spielzimmer, Billardsäle, Trinkhallen, Lesekabinete und Schreibzimmer.

Soweit die innere Einrichtung. Die äußere ist ebenso glänzend. So befinden sich vor der Fronte eines jeden Hôtels, sowie auch längs der ganzen innern Hoffronten breite, schön gebaute Veranden, oder auch „Piazzas", wie sie in Amerika genannt werden. Das Dach, von hohen schmucken Säulen getragen, ist gewöhnlich in gleicher Höhe mit dem dritten Stockwerk des Hôtels. Von der Straße aus führen breite Treppen zu den „Piazzas" und den in gleicher Höhe gelegenen Hôtel-Eingängen. Die inneren, mehrere Morgen umfassenden Höfe dieser Hôtels bilden hübsche Ziergärten mit Blumenbeeten, schattigen Baumanlagen und Fontainen. Auf den Musikständen in der Mitte findet in jedem Hôtel täglich dreimal Concert statt, denn jedes dieser Hôtels besitzt ein eigenes Orchester von zehn bis zwanzig Mann Stärke.

Man sieht, daß eigentlich jedes dieser Hôtels ein vollständiger Badeort für sich sein könnte. Es ist Wohnung, Bad, Kurhaus, Promenade, Park, Ballsaal, Conzert,

und alles das, wozu in europäischen Badeorten hundert verschiedene Gebäude bestehen Das Bedienungs-Personal beläuft sich in jedem Hôtel auf 800 bis 1200 Personen, unter denen oft 50 Köche, 300 Kellner u. s. w.

Das sind enorme Verhältnisse, und bei ihrer Betrachtung kommt man unwillkürlich auf die Frage: wie derartige Hôtelpaläste bei so ungeheurer Kapitalanlage und noch viel größeren Betriebskosten im Stande sind, aus einer dreimonatlichen Saison Nutzen zu ziehen? — Sie sind nur während dieser drei Monate des Jahres geöffnet und das Kapital ist somit während der übrigen Monate todt. Oder sollte man eher geneigt sein, daraus auf die Massen des Besuches schließen zu können? Er allein kann die Ursache großer Einnahmen sein, denn auch der Preis ist überall gleich gering, 5 Dollars pro Tag und Person.



Das United-States-Hôtel.

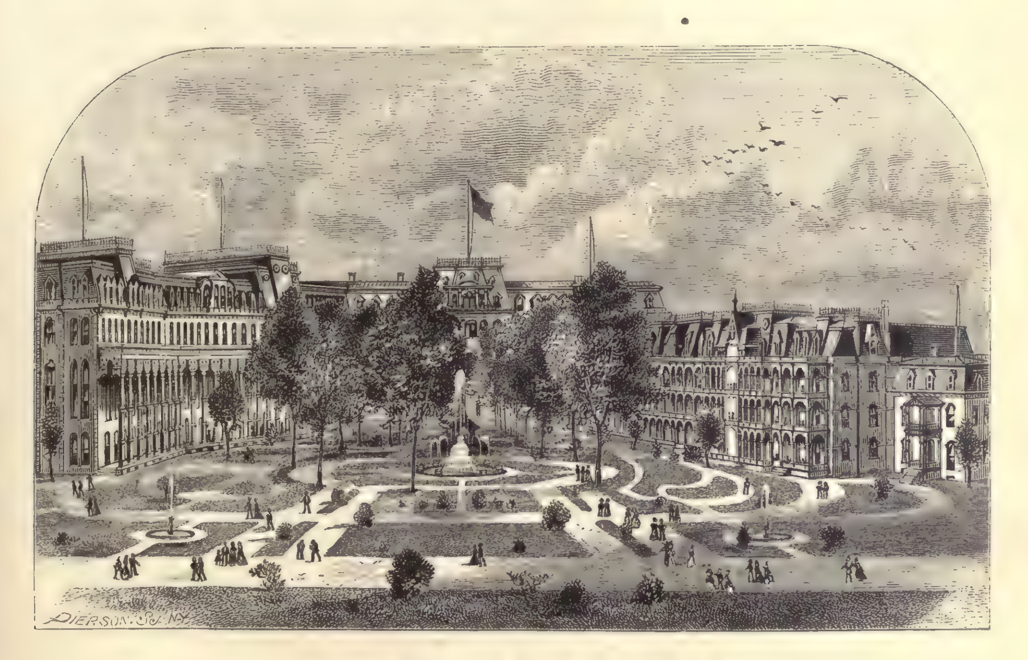
In diesen wenigen Hôtels konzentrirt sich das Leben von Saratoga, denn die Stadt selbst mit ihren alleenbesetzten, schattigen Straßen, hat nur wenige Clubs und Kurhäuser und Restaurants aufzuweisen. Sogar die übrigen zahlreichen kleineren, zusammen etwa 12,000 Menschen umfassenden Hôtels und Boardinghäuser sind wenigstens was die Unterhaltung betrifft auf diese Riesen-Karavansereien angewiesen.

Das Alpha und Omega des Tagesprogramms von Saratoga ist Essen, Trinken, Schlafen, Unterhaltung und — Klatsch. Sollte man deshalb allein nach Saratoga gehen? Die Leute wissen selbst nicht, warum sie den Sommer dort zubringen. Fragt man sie — dann sind sie verwundert über die Frage und antworten allenfalls: — Weil es Mode ist.

Was man der Mode nicht alles zu liebe thut! Mit Saratoga geht es ebenso wie mit Damenkleidern nach neuestem Schnitt. Sie sind häßlich, unästhetisch, beschwerlich, und fragt man die Damen, warum sie sich damit quälen, so ist die Antwort: — Weil es Mode ist.

Saratoga ist überreich an angenehmen Promenaden, Gärten, Parks und gesellschaftlichen Unterhaltungen, wenn nur jede Dame so viel Muth hätte, um sich von dem Vorsatze loszureißen, dasselbe zu thun, „was die Andern thun". — Und was thun diese „Andern"? Hier ist das Programm:

Nach dem gewöhnlich sehr reichhaltigen Frühstück, dessen Menu man sich aus einer, etwa dreißig Gänge umfassenden Speisekarte beliebig und ohne Preiserhöhung



Innere Ansicht des United-States-Hôtels.

aussuchen kann, setzt sich Madame Saratoga in einen der vielen hundert Schaukelstühle auf der Piazza, bis es anfängt warm zu werden, dann zieht sie sich zurück, um sich für das Diner anzukleiden. Nach dem Diner, das um zwei Uhr eingenommen wird, kommt abermals ein halbes Stündchen die Piazza an die Reihe, worauf sich Madame für ein Schläfchen zurückzieht, um etwa um 6 Uhr in brillanter Straßentoilette wieder zu erscheinen. Der Wagen steht bereit. Sie fährt nach dem schönen Saratoga-See, nimmt etwas Eis und Limonade, und kehrt gerade zur rechten Zeit zum Souper zurück. Um 9 Uhr begiebt sich Madame in ihr Boudoir, um große Abendtoilette zu machen und ihren erdrückenden Diamantenschmuck anzulegen. Ist

es dunkel geworden, dann steigt sie in Seide und Gold, mit Seidenstrümpfen und Schuhen mit Diamanten-Schnallen auf die Piazza herab, und dann beginnt in den Salons das elegante Leben. Die Gäste des Grand-Union-Hôtels gehen nach der Congreß-Hall, Congreß-Hall geht nach dem United-States, von „States" nach Grand-Union, und so fort, bis die ganze Runde gemacht ist, und bis alle die schönen Insassen des einen Hôtels, die Toiletten ihrer Rivalinnen in den andern Hôtels gemustert und kritisirt haben. Mitunter ist Madame Saratoga am Abend zum Tanzen aufgelegt, aber sie thut es eigentlich niemals. Die brillant illuminirten Ballsäle werden geöffnet. Die Orchester spielen die „Madame-Angot"-Quadrille oder die „Blaue-Donau". Die reichsten Toiletten, die schönsten Diamanten versammeln sich mit ihren resp. Eigenthümern, aber — Niemand tanzt, ausgenommen ein paar junge Leute aus den umliegenden Boardinghäusern, die sich heimlich ins Hôtel geschmuggelt haben.

Das ist das tägliche Leben in Saratoga — das ist, was von zehn Frauen neun beginnen.

Aus dieser Lebensweise lassen sich die Badegäste Saratogas nur durch außergewöhnliche Vergnügungen, wie fêtes champètres, Kinderbälle und Gartenfeste bringen, die von den unternehmenden Hôtelwirthen zur Belustigung der Kurgäste veranstaltet werden. Zu Gartenfesten wird von dem betreffenden Hôtelier die Elite der andern Hôtel-Gäste eingeladen. Der Garten wird mit Flaggen und Guirlanden geschmückt und in der Mitte unter einem Zeltdache ein Pavillon aufgeschlagen. Herren dürfen im Morgen-Anzuge — d. i. in geschlossenem Rock mit lichten Beinkleidern und ebensolchen Handschuhen — oder in Abendtoilette erscheinen; Damen jedoch müssen stets in großer Toilette sein. Die Kinder, die bei solchen Festen, wie überhaupt im amerikanischen Leben, eine Hauptrolle spielen — sind bei solchen Gelegenheiten überreich gekleidet und mit Schmuck so überladen, daß man glauben könnte, sie kämen schon mit diamantenen Ohrgehängen zur Welt. — Und was eine Frau an Diamanten besitzt, muß sie tragen, selbst wenn sie unter dem Drucke der Colliers und Brochen kaum athmen könnte.

Bei solchen Gelegenheiten kann man sehen, daß es in dem riesigen Bienenkorbe zwischen dem atlantischen und stillen Ozean doch ein Plätzchen giebt, wo das Massen-Faulenzen an der Tagesordnung und das Nichtsthun König ist. Die Leute, die Saratoga besuchen, kommen in der That, nur um sich von den geschäftlichen Anstrengungen der Winterperiode, von der Ueberarbeit zu erholen, und diese Leute, raffinirt in geschäftlicher Beziehung, gehärtet im Ringen nach dem allmächtigen Dollar, sind nicht im Stande, sich selbst zu unterhalten, selbst etwas zu veranstalten. Und so sitzen sie mit verschränkten Armen langweilig in den Schaukelstühlen, die Vergnügungen erwartend, die ihnen andere aufoktroyiren. Für sie werden die Wettrennen und Regattas veranstaltet, für sie besteht die Spielhölle des Morrissey'schen Clubhauses. —

Aber das genügt ihnen nicht. Es giebt unter dieser stillen trägen Menge der sogenannten Newyorker Shoddy-Aristokratie, die sich hier breit macht, gewiß Viele, die mit neidischen Augen jene betrachten, die im Stande sind, sich selbst untereinander zu unterhalten, ohne die Zuthat eines aufregenden Wettrennens oder einer Spielhölle.

Die Umgebung Saratogas ist mit Ausnahme des schattigen Excelsior-Parks und des Saratoga-Sees ziemlich reizlos, allein der letztgenannte See gewährt desto größeres Vergnügen durch seine schönen, mit Gärten, Restaurants und reichen Villen überhöhten Ufer und die vielen Regattas, Jagden und Fischpartien, die auf seiner spiegelglatten Fläche abgehalten werden. Er ist entschieden einer der reizendsten kleinen Seen Amerikas, und die Spazierfahrten der vornehmen Badewelt von Saratoga sind gewöhnlich seinen Ufern gewidmet.

Bei den Indianern, die noch jetzt zur Saisonzeit ein kleines, von Weißen vielbesuchtes Lager in der Nähe des Congreß-Parks aufgeschlagen haben, herrscht in Bezug auf den See ein eigenthümlicher Glaube. Wahrscheinlich hervorgerufen durch die ruhige, lautlose Wasserfläche. Sie glauben, der große Geist schwebe über dem Wasser und würde Jedem Verderben bringen, der es wagte, die Ruhe des Sees durch ein Wort zu unterbrechen. Man erzählt sich hierüber eine charakteristische Anekdote. Vor langen Jahren wollte eine der vorgeschilderten Saratogaer Damen in einem Indianer-Kanoe über den See fahren. Die wackeren Mohawks warnten sie davor, während der Ueberfahrt ein Wort über ihre Lippen kommen zu lassen. Als sie jedoch in die Mitte des Sees gekommen waren, stieß die Dame, um den Aberglauben der Indianer zu zerstören, einen Schrei aus. Entsetzt führten die in Todesangst schwebenden Indianer das Kanoe über den See und erreichten auch ohne den mindesten Unfall das jenseitige Ufer. Lachend hielt nun Madame dem düsteren Mohawk seinen Aberglauben vor. Er jedoch antwortete: „Der große Geist ist gnadenvoll. — Er weiß, daß eine weiße Frau die Zunge niemals halten kann.“ —

VI. Die Adirondacks und ihr Seen-Gebiet.



Lake George.

Die große Zahl der durch Schönheit und Mannigfaltigkeit gleich ausgezeichneten Bergseen ist einer der auffallendsten Charakterzüge der amerikanischen Szenerien, und der „Empire-State" — wie Newyork von seinen Einwohnern gerne genannt wird — besitzt innerhalb seiner Grenzen den Löwen-Antheil an diesen Perlen der Natur. Zwischen den canadischen Seen im Westen, dem Champlain-See im Osten und dem Lorenzo-Strom im Norden windet sich eine ganze Perlenschnur von diesen Seen in dreifacher Reihe um den Nacken des jungfräulichen Gebirges, das sich hier noch unberührt von der Hand der Zivilisation in die Wolken erhebt. Es sind die Adirondacks.

Der Staat Newyork hat es kaum nöthig, sich mit seinen anderen so herrlichen Seen, dem Seneca, dem Saratoga, Cayuga, Pleasant, Paradox u. s. w. zu brüsten, denn mit dem einzigen Horicon-See kann er Schottland und Norwegen in die Schranken rufen.

Der Horicon liegt in einem der lieblichsten und schönsten Landstriche der Vereinigten Staaten, und von der weißen Zivilisation sind bis jetzt nur die Wohlthaten, nicht aber die Schattenseiten bis zu ihm gedrungen. Den Rauch der Locomotive kennt er noch nicht, und seine Ufer sind noch von keinen Schienenfesseln umspannt. Der Canadier, der mit der Eisenbahn längs des Lake-Champlain heruntergefahren kommt, muß am nördlichen Ende des Horicon am romantischen Fort Ticonderoga das Boot besteigen und seinem klaren, silbernen Wasser huldigen, wenn er zu dem See gelangen will. Auch der Newyorker kann auf seinem Fluge aus der Hauptstadt längs des Hudson und über Saratoga hinauf nur bis Glenfalls, einem kleinem am Fuße der Adirondacks gelegenen Landstädtchen, mit der Eisenbahn vordringen. Eine Postkutsche bringt ihn dann auf den herrlichsten Waldwegen nach Caldwell, dem Südende des Sees.

Horicon ist der Name, welchen der Indianer dem See gegeben. Er bedeutet „Silbernes Wasser"; er nannte den See auch Canideriout, oder der „Schweif des Sees" in Bezug auf seine Verbindung mit dem großen Lake-Champlain. Die katholischen Franzosen, die nach den Indianern die Besitzer dieses irdischen Paradieses waren, tauften ihn Lake-Sacrament, und der Engländer, damals noch treu seinem Königshause ergeben, nannte ihn, nach dem Zurückdrängen der Franzosen Lake-George. Der Amerikaner hätte ihn demgemäß eigentlich nach der Unabhängigkeits-Erklärung in „Lake-Republic" umtaufen sollen, allein er war barmherzig. Nachdem er ja den englischen Regenten einen ganzen Welttheil entrissen, wäre es grausam gewesen, ihnen nicht dieses herrliche Fleckchen der Erde wenigstens im Namen zu belassen. So blieb denn sein Name Lake-George.

Der See ist ein Traum aus grünem Wald und Berg und blauem Wasser, in dessen krystallenen Fluthen sich der Himmel widerspiegelt. Nur der wird ihn schön finden, der selbst ein Stückchen Himmel in seinem Herzen hat. Der gewöhnliche Besucher ist in der Regel enttäuscht und findet ihn langweilig. Es giebt eben zweierlei Gattungen von Landschaften: die eine imposant, wildromantisch und niederdrückend durch die Majestät — sie allein wird den entzücken, der den George-See unschön findet. Die andere lieblich, mild, ein Traumbild aus dem Paradiese. — Die eine wird berauschen für den ersten Moment, den ersten Tag vielleicht — aber die zweite wird man erst allmählich liebgewinnen, je länger man in ihr verweilt. — So geht es dem Besucher mit Lake-George.

Der See liegt an dem oberen Ende eines Seitenthales des St. Lawrence. Am Ostabhange der Adirondacks sich nach Süden erstreckend, besitzt er eine Länge von über dreißig Meilen, und eine Breite von 1 bis 3 Meilen. Der See ist berühmt wegen der Tiefe und Klarheit seines Wassers und der großen Zahl von Inseln jeder Größe, die aus der Spiegelfläche emporragen. Seine Ufer sind steil, und hohe

dicht bewaldete Berge umschließen ihn von allen Seiten. — Es ist keine leichte Aufgabe, hier all' die Romantik zu schildern, die sich dem glücklichen Besucher des Sees auf jedem Wege entgegenstellt. Am Lake-George ist Alles schön, und selbst wenn man es versuchen würde, einzelne Stellen in Wort und Bild zu schildern, man erschiene doch nur wie der Pedant in Heracles, der einen Ziegel als Probe der Schönheit eines Hauses mit sich nahm.

Dem Besucher erscheint der See idyllisch, jungfräulich selbst, erst in jüngster Zeit in der Einsamkeit des Waldes entdeckt, der Menschheit erschlossen. Und sonderbar!



Lake-Champlain und die Ruinen von Ticonderoga.

Gerade dieser See mit seinen lieblichen Ufern und seiner von allen Hauptrouten der Zivilisation entfernten Umgebung war einstens der Schauplatz blutiger, grausamer Kämpfe, und das schon zu den Zeiten, wo noch der „rothe Mann" der Herr und Gebieter dieser Ufer war.

Welch' ungeschriebene, unbekannte Thaten aus jener Zeit mögen nicht in den schweigenden Wässern begraben liegen! Ja selbst nach jenem Zeitpunkte, wo der See in den Bereich des Historikers kam, finden wir zahllose Kriegsthaten in seiner Geschichte. Tapfere Armeen ruhen unter den Wäldern begraben, die heute die Seeufer

bedecken, und viele der kühnsten und bedeutendsten Thaten der Colonial-Kriege fanden hier ihren Schauplatz. Hier ist es auch, wohin James F. Cooper die Szenen seines berühmten Romanes „der letzte Mohikaner" verlegte.

Lake-George ist gegenwärtig im Vergleich zu den Bergseen der alten Welt das, was eine schüchterne, in Waldes-Einsamkeit aufgewachsene Jungfrau zu der eleganten Salondame sein mag. Die verfeinernde, verschönernde Hand der Kunst wird ihr bald ein anderes Ansehen geben. An die Stelle der Ruinen- und Legenden-umhüllten



Ein Bergsee in den Adirondacks.

Plätzchen werden lachende Villen und Gärten kommen, und schon hat das Hôtelwesen begonnen, sich an den herrlichen Ufern breit zu machen. Ob jedoch diese Verwandlung dem schönen, jungfräulichen See zum Vortheil gereichen wird, ist die Frage.

Bedeutend größer an Ausdehnung, aber nicht an Schönheit, ist der nördlich an den Lake-George schließende Lake-Champlain. Beide Seen, sowie noch mehrere andere mit ihnen verbundene, könnten eher als Nebenflüsse des St. Lorenzo bezeichnet werden, denn ihr nördlich aus dem Lake-Champlain tretender Abfluß, der Richelieu-River, mündet in ihn, und der ganze Charakter der Seen mit ihren langgestreckten, ge-

wundenen Bett beweist, daß sie nur ehemalige Flußthäler ausfüllten, welche gleichzeitg die Scheide zwischen zwei Gebirgszügen bilden: den Adirondacks und der Franconia Mountains, die ersteren westlich, die letzteren östlich des Lake-Champlain.

Ein System von Dampferlinien durchzieht das ganze Seen- und Flußgebiet, und eine solche Dampferreise vom Südende des Lake-Champlain, an welchem auch die stattlichen Ruinen des alten Fort Ticonteroga liegen, nach dem Lorenzo gehört zu den schönsten Partien Neu-Englands. Der Champlain-See bildet nämlich gleichzeitig auch die Grenze zwischen den Staaten Newyork und Vermont, während sein nördliches Ende bis in das Gebiet von Canada hineinreicht. Zwei Flüsse münden am Westufer in den See: der Au-Sable und der Saranac-River, beide berühmt wegen ihrer Szenerien und der furchtbaren Schlünde, welche sie auf ihrem Laufe durchfließen. An ihnen aufwärts dringend, gelangt man in das Herz jener zwischen dem Lorenzo und dem Champlain-See sich ausbreitenden Wildniß, die Adirondacks genannt. —

Der Charakter dieses zerrissenen, wilden, urwüchsigen Berglandes ist kaum in irgend einem anderen Gebirgssystem der Welt wiederzufinden. Es sind unzählige, aneinanderstoßende Bergkegel, weder in Gruppen, noch in Ketten beisammenstehend, sondern wie ungeheure Wellen des Meeres in ihrem Wüthen plötzlich aufgehalten und versteinert und im Laufe der Zeit mit Wäldern bedeckt.

Und was für Wälder! Tausende von Quadratmeilen Landes sind hier mit undurchdringlichem Dickicht, mit Urwäldern bedeckt, in welche einzudringen die Axt des Holzfällers vergeblich versuchen würde. Hochwild, Bären und Wölfe hausen hier noch unbelästigt von dem Jäger. Zahlreiche Engpässe und Bergparthien wurden noch niemals vom Fuße des Menschen betreten und liegen noch unentdeckt und unerforscht in der Wildniß. Man sieht sie wohl, diese Berge nnd Seen, von dem Gipfel irgend einer überragenden Berg-Höhe, allein das Dickicht und das Labyrinth von Schluchten, Flüssen und Seen macht das Vordringen zu ihnen unmöglich. Unzählige Seen von größerer und geringerer Ausdehnung ruhen in romantischer Einsamkeit zwischen den Berggipfeln droben gebettet, und nur selten gelangt ein Jäger oder Fischer in diese Regionen, um reiche Ernte zu halten. Am besuchtesten ist die Gegend an dem wilden Racket-Fluß, und der gleichnamige See bildet gewöhnlich den Ausgangspunkt der Jäger, welche während des Sommers die Vorberge der wilden Adirondacks durchstreifen. Aber selten gelingt es ihnen, das Herz dieser Urwald-Region zu erreichen.

V. Von Newyork nach Buffalo.

Der Erie-Canal, Rochester und Syrakuse.

Eine der schönsten Eisenbahnfahrten Amerikas steht uns bevor. Die Staaten Newyork und Pennsylvanien sind nicht nur ihrer großartigen industriellen Entwickelung, sondern auch der herrlichen Szenerien wegen berühmt, die sie innerhalb ihrer Grenzen umfassen. Ich habe auf meinen vierjährigen selten unterbrochenen Reisen in Nord-Amerika sämmtliche Staaten und nahezu alle sehenswerthen Gegenden von Oregon bis Florida und von Mexiko bis Labrador besucht, aber keinen Staat gefunden, welcher es an landschaftlichen Schönheiten jeder Art mit dem Staat Newyork aufnehmen könnte. In zweiter Linie kann dies, meinen Erfahrungen nach, von Pennsylvanien behauptet werden. Das zweitmächtigste Gebirgssystem des Continents, das Alleghany-Gebirge, durchzieht diese beiden Staaten in mehreren parallelen Ketten, sich bis auf 4000 Fuß über das Meer erhebend, in nördlicher Richtung. Die schönen, historisch berühmten Ströme Hudson, Delaware und Susquehanna sind Eigenthum der beiden Staaten, und sie berühren und beherrschen das große Gebiet der canadischen Seen.

Die Erie-Eisenbahn, eine der vier großen westöstlichen Hauptrouten des Continents, verbindet dieses Seengebiet mit der Hauptstadt des atlantischen Ozeans, mit Newyork, und an der Grenze zwischen den Staaten Newyork und Pennsylvanien nach Buffalo und dem weltberühmten Niagara laufend, durchzieht sie die genannten pittoresken Gebirge, übersetzt die Ströme und endlich auch das Seengebiet des westlichen Newyork.

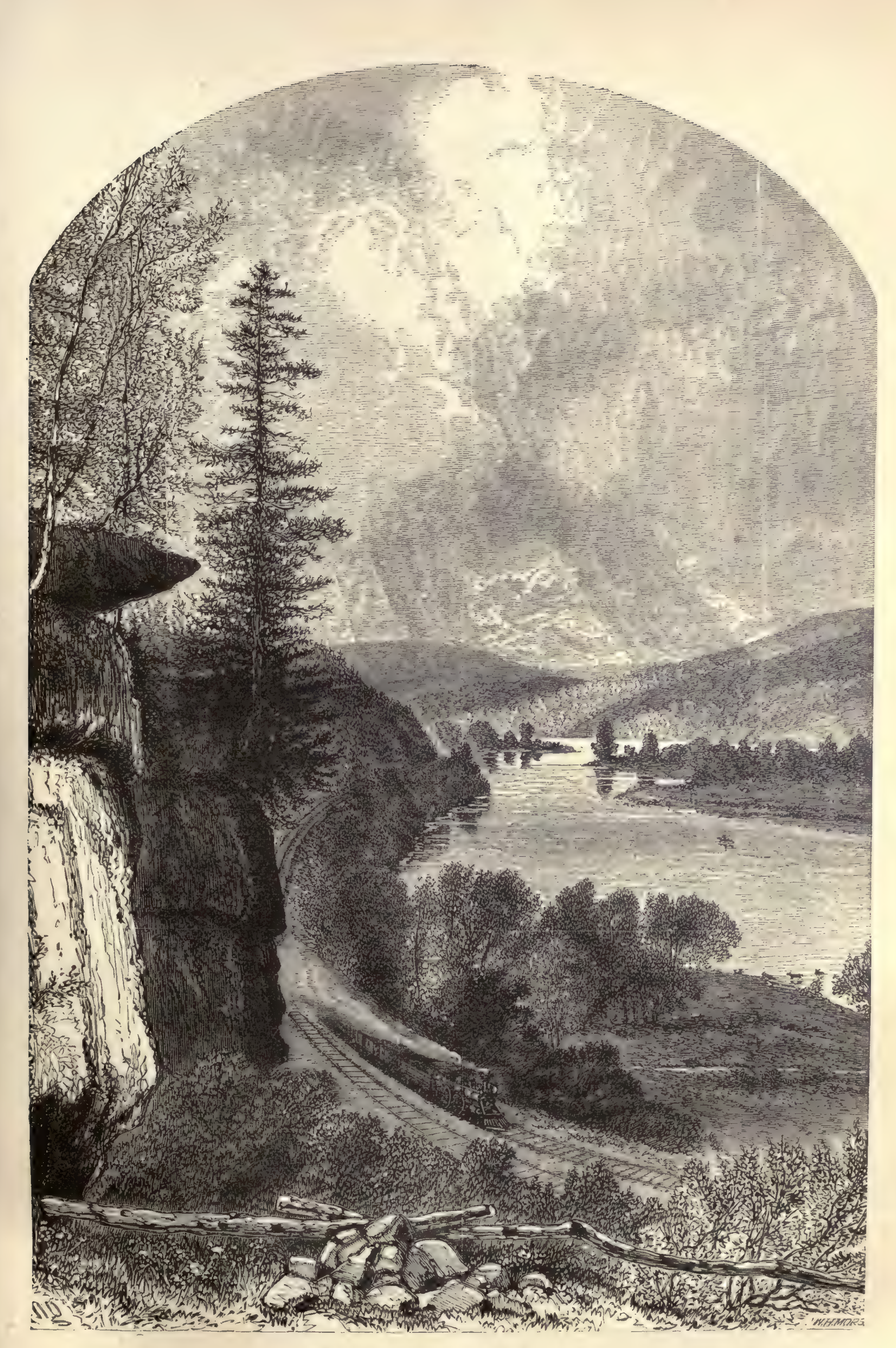
Folgen wir auf ihren Wagen. Die Bahnhöfe sämmtlicher nach dem Westen und Süden laufenden Bahnen befinden sich nicht in Newyork, sondern in der am Festlande liegenden zweiten Hauptstadt des Staates New-Jersey, Jersey-City, und die Passagiere werden von Newyork aus dahin auf den großen schwimmenden Palästen — den Ferrybooten — über den breiten, tiefen Hudson gebracht, der hier in die Bai von Newyork, und damit in's Meer mündet. Das majestätische Flußleben, das wir bereits in den früheren Kapiteln geschildert, und das sich in solcher Großartigkeit vielleicht nur noch in London und Liverpool wiederholt, zeigt sich bei jeder Ueberfahrt mit dem Fährboote in seinem vollsten Glanze. Wir kreuzen auf der wenige Minuten dauernden Ueberfahrt das Kielwasser von mächtigen Dreimastern, nach Australien oder Indien bestimmt, von großen transatlantischen Passagier-Dampfern, von Kriegsschiffen

Dampfkähnen, Fischerbooten und Schleppschiffen. Sorgsam beobachten die Steuerleute in den kleinen Glashäuschen oben das Fahrwasser, und nicht selten wird es nothwendig, inmitten des Stromes anzuhalten, um eines der unbeholfenen Segelschiffe vorbeipassiren zu lassen. Mit seltener Geschicklichkeit steuert unser Boot endlich in die engen Fährhäuser hinein, und hier steht schon der Zug bereit, der uns aus dem geschäftigen, großartigen Treiben der Weltstadt hinausbringen soll in's Freie, in Feld und Flur.



Eine Wasserstation der Erie-Eisenbahn.

Aber damit hat es noch gute Weile. Wohl trägt nur das Häusermeer auf der langen Manhattan-Insel den Namen Newyork, allein das Gebiet der Metropole Amerikas erstreckt sich noch weit in's Land und ihr Pulsschlag ist noch für hundert Meilen landeinwärts fühlbar. Schon die soweit über 100,000 Einwohner zählende Großstadt, in der wir uns nun befinden, Jersey-City, lebt und blüht nur als Vorstadt von Newyork. Die fünf- bis sechshundert Züge, die täglich aus allen Theilen des Continents hier einlaufen, sind für Newyork bestimmt, und die Bevölkerung der



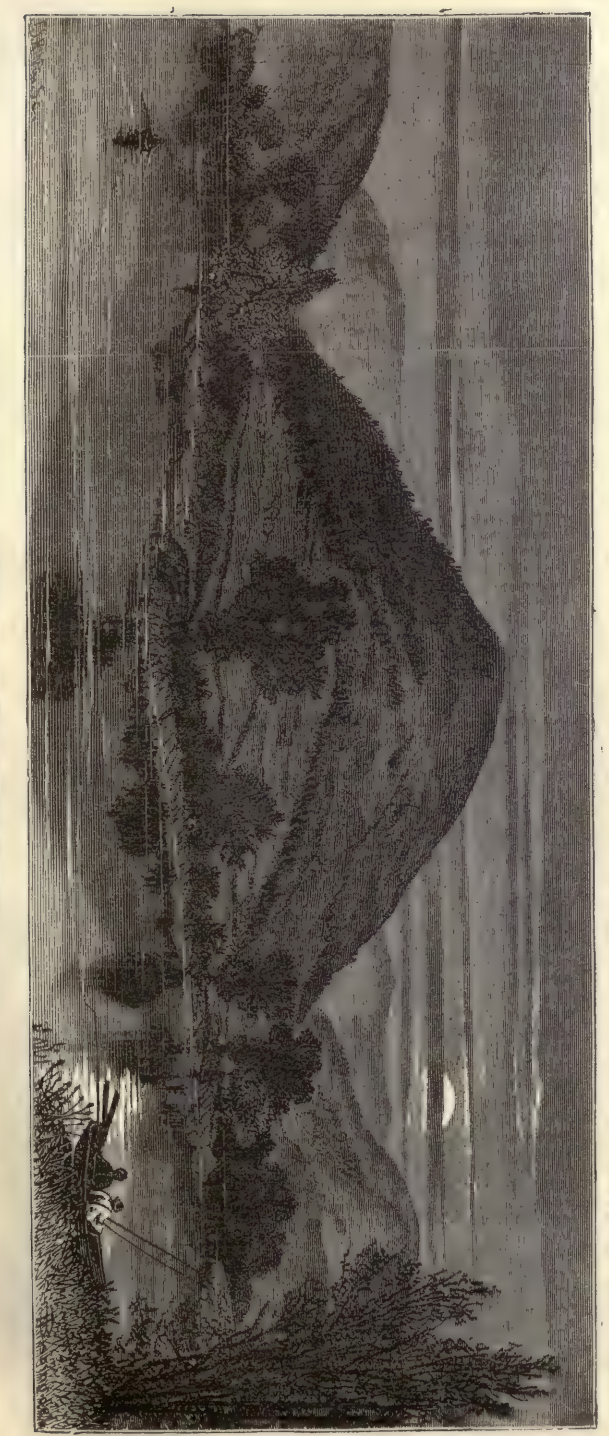
Der Delaware-Strom bei Callicoon.

Stadt lebt und arbeitet für Newyork. Hier, sowie in dem benachbarten Hoboken befindet sich, so zu sagen, der Mittelpunkt, die Handhabe jenes eisernen Schienenfächers, der seine Blätter strahlenförmig über das ganze Land sendtet. Von hier laufen die Jersey Central, die Pennsylvania, Delaware und Lackawanna, die Lehigh Valley, Erie und endlich die West Shore Eisenbahnen nach Süden, West und Nord, aus, in unmittelbarer Verbindung, mit Mexico, Neworleans San Francisco und Montreal. Hier ist der Knotenpunkt eines Eisenbahnnetzes, welches zur Zeit meines ersten Besuches der Vereinigten Staaten 1875 noch siebzigtausend, heute, acht Jahre nachher schon hundertundzwanzigtausend Meilen umfaßte.

Wir sind im bevölkertsten, industriereichsten Theile Amerikas, und das rege Leben, die zahlreichen Eisenbahnen, die wir kreuzen, die vielen Städte und Fabriken und Landhäuser, an denen wir vorüberfliegen, erinnert uns an die Umgebung Londons, wie man sie auf der Einfahrt von Greenwich aus zu sehen bekommt. Alles ist in regster Thäkigkeit. Dutzende von Eisenbahnzügen fliegen hintereinander der Hauptstadt zu; das Läuten der Locomotiv-Glocken, das Dröhnen von Dampfhämmern und Schmieden, das Pusten und Blasen der Dampfmaschinen, und dazu der Ausblick auf die Industriestädte und Fabriken in der Umgebung, machen einen überwältigenden Eindruck selbst auf Jene, die an das Leben in den Hauptstädten Europas gewöhnt sind.

Erst nachdem Paterson, eine reiche Industriestadt Neu-Jersey's, passirt ist, gelangt der Zug in freieres Land, in ein Gebiet, wo der Pflug dem Dampfhammer die Herrschaft streitig macht. Immer mehr gewinnt er Oberhand, und auch an die Stelle der rauchenden Schlotte und geschwärzten Fabriken sind freundliche, zwischen Bäumen und Hügeln halb verborgene Städtchen getreten, in denen der Newyorker Bürger während der heißen Sommertage Unterkunft sucht. Ueberall zweigen sich von der zweigeleisigen Hauptbahn Nebenbahnen ab, deren es auf der 444 Meilen langen Strecke von Newyork nach dem Niagara nicht weniger als etliche dreißig giebt. Man sieht, daß man sich auf einer Hauptader jenes Riesenkörpers befindet, dessen Herz und Seele Newyork ist. —

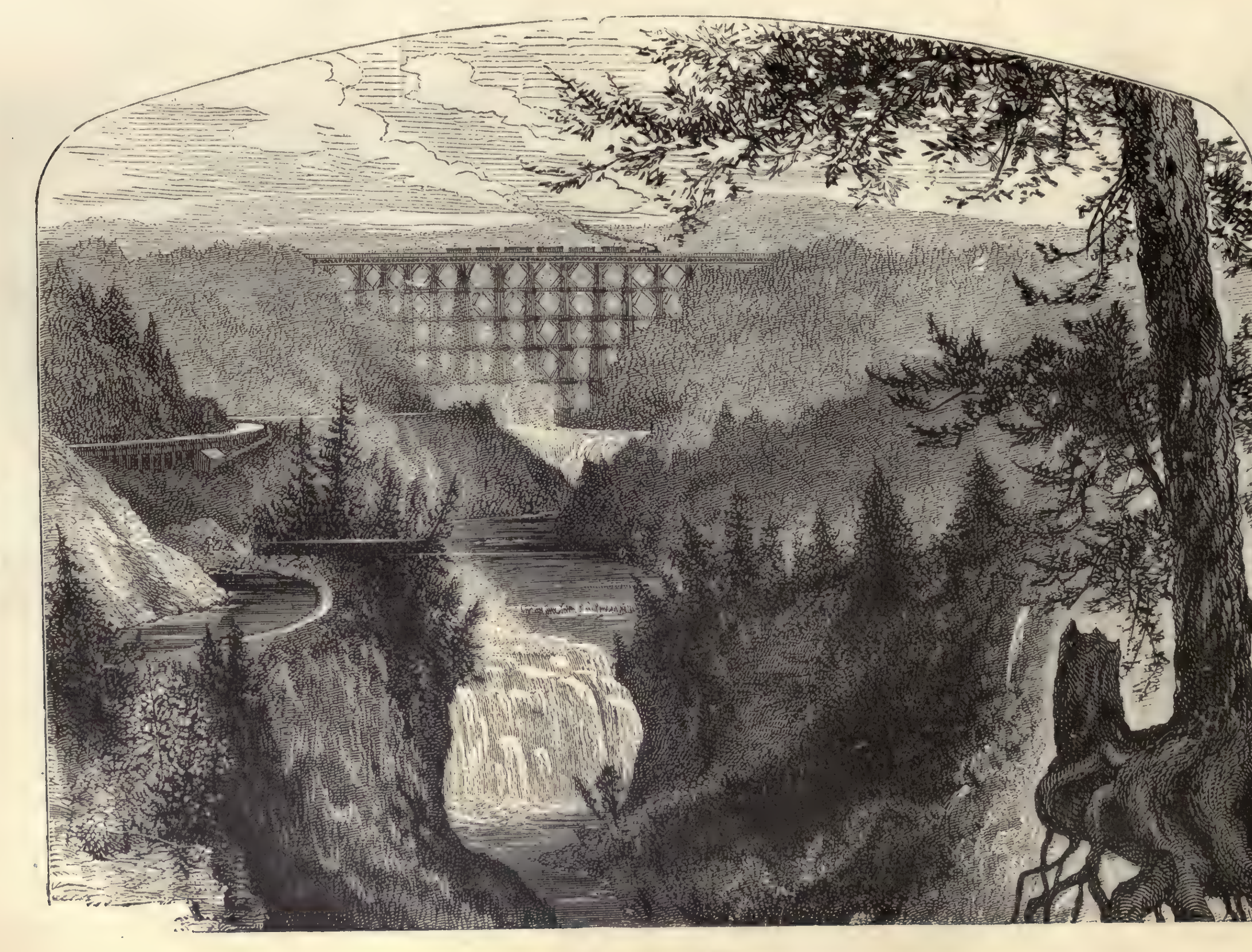
Nach kurzer Fahrt ist der Delaware-Strom erreicht. Schon viele Meilen zuvor, auf der Höhe der Wasserscheide zwischen seinem und dem Stromgebiet des Hudson, der sogenannten Shawangunkkette, konnte man seine spiegelnde Wasserfläche und die glitzernden Thürme von der an seinen Ufern liegenden Stadt Port-Jervis zwischen den Bergen hindurch erkennen. Der Zug fährt, nur von seiner eigenen Schwere geführt, donnernd den westlichen Abhang der Bergkette herab, und mit seiner nun folgenden Ueberfahrt über den hier schon majestätischen Strom tritt er in eines der schönsten Flußthäler der Vereinigten Staaten. Dem Europäer sind die Szenerien, die ihm hier mit jedem Schritte entgegentreten, neu und fremd. Diese Ueppigkeit des Baumwuchses, diese Kühnheit der Gebirgsformen, diesen malerischen Reiz des mit grünen Inseln be-



Fluß-Scene am Delaware bei Hancock.

deckten sehr breiten Fluß-bettes sucht er in seiner Heimath vergeblich. Hier tritt er in die Heimath des, in diesen Regionen mythisch gewordenen Indianers, und seiner reizenden Idyllen, wie seiner blutigen Kämpfe. Wohl wird ihn die Erinnerung an das Gelesene, Fels und Wald mit den kühnen, rothhäutigen Heldengestalten bevölkern lassen, aber der Flug seiner Phantasie wird durch die Locomotive gehemmt, die hier über Werke der weißen Generation hinwegführt. Nur die Namen und der Schauplatz ihrer Thaten sind von dem verschwundenen Volke geblieben.

Ein einziger, großer jugendlicher Wald mit dem üppigsten Baumwuchs bedeckt, die ganze Gegend weit über alle Berge hinweg. Er ist noch die Heimstätte von scheuem Hochwild, und nur wenige Köhlerhütten, geschweige denn Ortschaften sieht man auf diesem Gebiete. Aber es währt nicht lange. In weniger als einstündiger Fahrt liegt das Thal des Delaware mit seinen berühmten Szenerien hinter



Die Portage-Fälle.

Der Starucca-Viaduct.

uns, und wir sind zu einem dritten Strom, dem Susquehanna, gelangt. Hier treten an die Stelle von Wald und Berg das hügelige, stark bevölkerte Ackerland und reiche Industriestädte, wie Binghampton, Waverly und Elmira. Die letztere, eine der bedeutendsten Städte des Staates Newyork, liegt im Mittelpunkte einer reizenden Gegend, die besonders in nördlicher Richtung das berühmte Seengebiet des westlichen Newyork mit seinem Schluchtensystem, den Watkins und Havanna-Glens, dem Seneca, Cayuga, Keuka und Canandaigua-See umfaßt. Wir behalten uns den Besuch dieser schönen Alpenseen für später auf, und eilen weiter mit den nahezu ganz aus Salon- und Schlafwaggons bestehenden, sogenannten „Pacific-Expreß"-Train, der in sechstägiger Fahrt von den Ufern des atlantischen bis an jene des pazifischen Ozeans, von Newyork nach San-Francisko, eilt. In Hornesville, der gewöhnlichen Mittagsstation, befindet sich ein großes, der Eisenbahngesellschaft gehöriges Restaurant, und während wir hier für den festgesetzten, auf den meisten Bahnen Amerikas gleichen Preis von einem Dollar unseren Imbiß einnehmen, werden die nach Buffalo und dem Niagara bestimmten Waggons von dem Expreßzuge abgekuppelt und nach der Zweigbahn geschoben, auf welcher wir auch bald in nordwestlicher Richtung weitereilen.

Bevor wir Buffalo erreichen, müssen wir an einer der großartigsten Szenerien des Staates Newyork vorüber. Es ist die über 230 Fuß tiefe, steile Felsschlucht des Genesee-Flusses, über welche die Eisenbahn setzen muß, und dabei vor den Augen des Reisenden ein wildromantisches Panorama entrollt. Es sind die sogenanten Portage-Fälle. Von der gewaltigen, hoch über den wasserreichen, rauschenden Strom setzenden Brücke kann man sein zerrissenes, manchmal von 400 Fuß hohen Felswänden eingeschlossenes Bett auf Meilen verfolgen. Die drei Wasserfälle selbst sind ebenso großartiger Natur. Der oberste oder sogenannte Horseshoe- (Hufeisen-) Fall ist etwa siebzig Fuß, der mittlere 110 Fuß hoch. Aber noch meilenweit hinter den Fällen besitzt der Strom dasselbe zerrissene Flußbett, dieselben Windungen und rauschenden Katarakte. —

Noch kurze Zeit, und Buffalo ist erreicht.

* * *

Buffalo ist nicht nur der Endpunkt der großen Erie-Eisenbahn, sondern noch zwei anderer der fünf großen Verkehrsstraßen, welche die atlantischen Hafenstädte mit dem Westen verbinden. Während die Baltimore-Ohio-Eisenbahn am Michigan-See, und die Pennsylvania-Eisenbahn am Erie-See münden, laufen in Buffalo noch die Newyork-Central-Eisenbahn und vor Allem der berühmte Erie-Canal aus, welcher Buffalo mit Albany und das große Gebiet der Canadischen Seen mit Newyork und dem atlantischen Ozean verbindet.

Diesem Riesenwerke verdanken nicht nur Newyork, sondern auch Buffalo und eine große Zahl anderer Städte ihre Blüthe, theilweise sogar ihren Bestand. Der Canal, über 320 englische Meilen lang, wurde 1825 mit einem Kosten-Aufwand von nahezu 40 Millionen Dollars vollendet, aber diese Herstellungskosten wurden vielfach durch den Segen wieder eingebracht, den die große Verkehrsstraße Newyork und dem ganzen Staate brachte. Wohl ist der Canal den Winter über zugefroren, und seine Rivalen, die Eisenbahnen, übernehmen die Frachtbeförderung zwischen dem Westen und den atlantischen Häfen, was besonders der parallel neben dem Canal hinlaufenden Newyork-Central-Bahn zufällt. Aber sobald das Eis im Canale zerschmolzen ist, beginnt das Leben und der Verkehr. Nicht weniger als 28,000 Menschen und 16,000 Maulthiere und Pferde sind dann beschäftigt, das Getreide und sonstige Bodenprodukte des Westens nach Newyork zu schaffen, und wie groß dieser Verkehr während des Sommers ist, kann daraus bemessen werden, daß von den jährlichen zehn Millionen Tonnen Fracht drei auf diesem Wasserwege befördert werden. In der geschäftigen Periode erreichen den Hudsonstrom bei Albany täglich über 150 aus dem Canal kommende Boote, und jedes Boot enthält mehr Fracht, als ein ganzer Eisenbahnzug im Durchschnitt enthält. — Wohl scheint der Verkehr dem Auge des Beobachters nicht so bedeutend zu sein, und wenn er westlich von Albany die langsam dahinziehenden Boote wahrnimmt, so verlieren sie unendlich im Vergleich zu den blitzschnell dahinfahrenden Zügen der Newyork-Central-Eisenbahn. Aber sollte in dem Canal nur für einen einzigen Tag eine Stockung eintreten, so würden innerhalb seiner Schleusen Hunderte von ungeheuren Booten aufgehalten werden, die eben so viel Getreide an Bord führen, als hinreichen würde, um eine Armee für Wochen hinaus zu verpflegen.

Die Städte Buffalo, Rochester, Syracuse, Utica, Rom, Schenectady und Albany — moderne Städte mit antiken Namen — liegen an der schmalen unscheinbaren Wasserstraße, und auf ihr geschieht nahezu ausschließlich der Frachtenverkehr zwischen diesen bedeutenden, industriereichen Städten. Rochester verschifft auf ihm seine Maschinen, Syracuse das Salz aus seinen ausgedehnten Salinen, und ebenso wie alle diese Städte vor der Eröffnung des Erie-Canals unansehnliche Dörfchen waren, so wirkte der letztere auch als einer der mächtigsten Faktoren für die Entwickelung des Staates selbst zu seiner gegenwärtigen leitenden Stellung unter den 48 Staaten und Territorien der Union. —

Die beiden Städte Rochester und Syrakuse gehören zu den schönsten und anmuthigst gelegenen Städten der Vereinigten Staaten, und es muß zur Befriedigung gereichen, daß das in diesen Städten hochentwickelte, gebildete Deutschthum viel zu dem gegenwärtigen Wohlstande und der Blüthe derselben beigetragen hat. Die großartigen breiten, geraden Geschäftsstraßen mit ihren kolossalen Palästen, Hotels,

und öffentlichen Gebäuden tragen das Gepräge großen Wohlstandes, lebhaft pulsirenden Verkehrslebens. Die gewaltigen Häuserfronten sind bis zum Dach hinauf mit den buntesten, farbenreichsten Schildern und Aufschriften bedeckt; mehrfache Stränge der in Amerika überall eingeführten Pferdebahnen durchziehen die Straßen, und selbst die Lokomotive saust durch manche dieser Verkehrsadern — alles ist wohlgepflastert, wohlerhalten, und die reichen Schaufenster, die großen, wohlgefüllten Kaufläden, die großen anspruchsvollen Bankhäuser zeigen, wie gesund und kräftig wenigstens hier im Staate Newyork dieser rasche Städtewachsthum war. — Vielleicht noch besser wird man dies in den, von den Geschäftsstraßen streng gesonderten Stadtvierteln der vornehmen Welt erkennen, welche die schönsten und angenehmsten Villen und Sommeransiedlungen, umgeben von prächtigen Gärtchen enthalten. Die Straßen sind mit schattigen Bäumen bepflanzt, hier und da gelangt man zu öffentlichen Squarés und Gärten, die Avenuen entlang fahren hübsche elegante Equipagen und die kleinen leichten in Amerika allgemein eingeführten sogenannten „Buggies", bespannt mit flinken, wohlgenährten Pferden. Alles athmet Wohlstand, Freundlichkeit, Gastlichkeit, nicht zu wundern, wenn sich der europäische Tourist, sowie der Einwanderer selbst trotz aller Liebe für sein Vaterland nach diesen hübschen neuen Heimstätten der großen Union hingezogen fühlt. — Rochester, wo ich auf meinen Reisen in verschiedenen Jahren mehrfach wochenlang verweilte, erschien mir nach diesen Richtungen besonders reich gesegnet zu sein und ein Aufenthalt hier wird den Touristen auch schon des großartigen romantischen Genesee-Thales wegen lohnend sein. Im Herzen der Stadt stürzt sich der wasserreiche Geneseefluß in eine wohl hundert Fuß tiefe Schlucht hinab, um auf seinem Laufe nach dem Ontario-See noch weitere schäumende Wasserfälle zu bilden. —

Watkins-Glen und Trenton-Falls.

Ein eigenthümlicher romantischer Hauch umweht die vielen kleinen Alpenseen des nordöstlichen Amerika — zwischen dem Lorenzo-Strom und dem atlantischen Ozean. Ich nenne sie „Alpenseen", denn wenn auch die Berge in ihrer Umgebung nicht in die Schneeregion emporsteigen, so sind doch Wasser, Ufer, Tiefe und — Romantik dieselben, wie bei den Seen der Schweiz. — Es ist seltsam, daß es hier in dem Lande des Geschäftes, des Mammons Gold, des industriellen Schaffens, noch so unentweihte Plätzchen giebt. Ist für den Spekulationsgeist des Amerikaners hier nichts zu holen, oder besitzt er in der That Pietät für diese Gemmen, die hie und da in den Bergen und Wäldern zerstreut liegen? —

Ja. Der Amerikaner ist für Naturschönheiten sehr empfänglich. Sein stetes Geschäftsleben, sein, das ganze Jahr dem Erwerbe und dem industriellen Schaffen gewidmeter Geist ist desto empfänglicher für alles Schöne, je weniger Zeit er sich und seiner Erholung widmen kann. Leider stehen eben Zivilisation und Romantik auf gespanntem Fuß. Die Zivilisation mit ihren Eisenbahnen und Hôtels hat die Schönheit, die Romantik des Niagarafalles zerstört, und überall wohin sie kömmt, da flieht die Romantik wie ein scheues Reh.

Darum ist es desto ergreifender, wenn man sie inmitten eines großartigen, ausgedehnten Eisenbahnnetzes und in der Umgebung großer Städte findet. So ist es mit dem Seneca-See, dessen Ufer eine große Indianer-Nation, die Senecas, einst bewohnte. Ihr Schritt ist verhallt, ihr Gesang ist verklungen. Im Kampfe mit einem andern Stamm ihrer Rasse, den Wyandottes, gingen sie zu Grunde, und was nach der Invasion der Weißen übrig blieb, wurde verjagt. Ihre spärlichen Nachkommen leben auf einer Reservation fern von ihrer Heimath, im äußersten Westen des Staates Newyork, in der Nähe der Stadt Salamanca.

Am nördlichen Ende des Seneca-Sees liegt die Stadt Geneva oder Genf. Nicht umsonst legten die Ansiedler ihrem Städtchen den Namen jener Schweizer Stadt bei. Er war gut gewählt. Dampfschiffe vermitteln den Verkehr zwischen Genf und dem südlichen Ende des Sees, an welchem das Dörfchen Watkins liegt. Hier ist gleichzeitig die Mündung des wasserreichen Stromes, der aus den Bergen kommend, sich die tiefe, Watkins-Glen genannte Schlucht durch die Felsen gewaschen.

Begeben wir uns dahin.

Die kleinen, von den Rädern des Dampfschiffes aufgeworfenen Furchen sind die einzige Bewegung auf der spiegelglatten Fläche des romantischen Sees. Seine Wasser

sind von krystallener Reinheit und an manchen Stellen von außerordentlicher Tiefe, während seine Ufer aus einer Reihenfolge von bewaldeten Hügeln bestehen, deren sanfte Wellenlinien sich in weiter Ferne verlieren. Schöne Dörflein, umgeben von Feldern und Gärten, ruhen hier und da an den Ufern. Niemals verliert man diese auf dem von 2 bis 5 Meilen breiten See aus dem Auge, niemals wird das letztere müde, sie zu betrachten. Am Ende des vierzig Meilen langen Sees liegt Watkins, wo Kutschen bereit stehen, uns die steile Anhöhe hinauf nach dem an der berühmten Felsschlucht gelegenen vorzüglichen Hôtel, dem Glen-Mountain-House, zu bringen. Hier befindet sich auch der einzige Zugang zu der Schlucht.

Bis vor Kurzem war das Vorhandensein einer solchen wohl bekannt, allein sie war gänzlich unzugänglich, und Niemand hatte zuvor ihren Grund betreten. Es erforderte langjährige Arbeit, um die etwa 12 Meilen lange Schlucht nur auf ein Viertel dieser Entfernung dem Publikum zugänglich zu machen, und nicht weniger als dreißig Brücken, und vielleicht ebensoviele in den Felsen gehauene, vielstufige Treppen erleichtern gegenwärtig den Besuch, ohne den letzteren jedoch ganz gefahrlos zu machen.

Der klare, wasserreiche Bergstrom, der die Kluft durchfließt, hat sie auch im Laufe der Jahrtausende geschaffen, allein die senkrechten, viele hundert Fuß hohen Felswände, die Klaffungen und Windungen lassen den Glauben erwecken, als wären die Berge einstens vom Gipfel bis zum Grunde jäh entzwei gespalten worden. Erst bei näherer Betrachtung sieht man, daß diese ganze Unterwelts-Region aus einer Serie von Klüften besteht, die stufenförmig übereinander sich bis zum Kamm des hohen Gebirgsrücken südlich des Sees erheben. Bei jedem Schritt stößt man auf natürliche Fels-Arkaden, Gallerien, Grotten, große, majestätische Amphitheater und enge, dunkle Schlünde. Dieses Gebiet der Gnomen bildet das Bett eines Stromes, der in seinem exzentrischen Laufe Myriaden von Wasserfällen, und Katarakten bildet, deren abwechslungsreiche Schönheit wirklich unvergleichlich ist. — Die Schlucht erinnert an Vaucluse, allein an Stelle der traurigen, öden Felsen, die sich über Petrarca's Fontaine erheben, sind hier bemooste, grüne Wände, aus denen die üppigste, reichste Vegetation emporschießt. Finstermünz ist unendlich großartiger, aber bei weitem nicht so reich an Abwechslung und Anmuth.

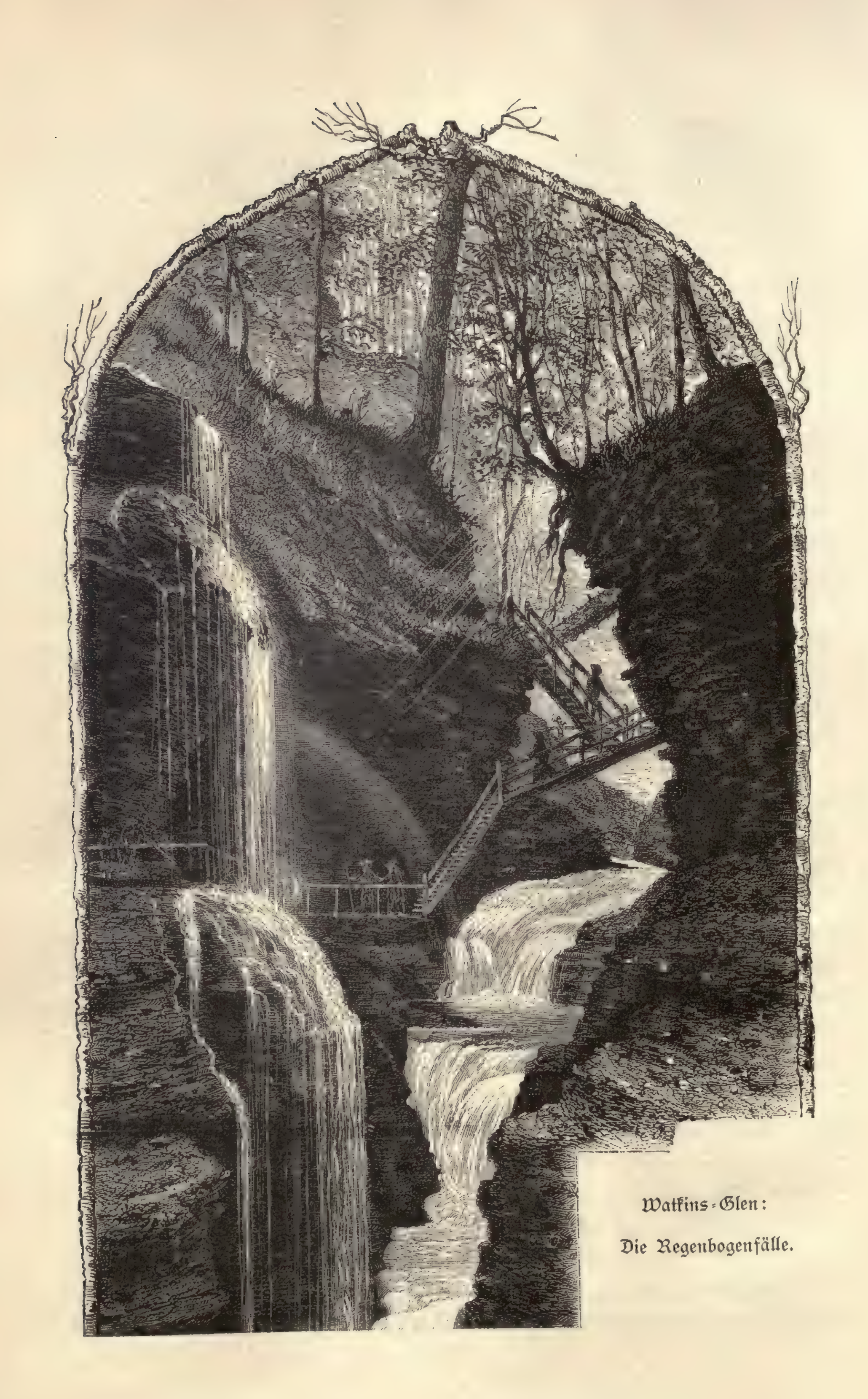
Der Besuch der „Glen", zu welcher ein halber Tag genügt, wird gewöhnlich an ihrem unteren Ende, nahe ihrer Mündung in den Seneca-See, begonnen. Anfänglich von hohen, steilen Bergen eingeschlossen, wird die Szenerie immer wilder je höher man in der Schlucht emporklimmt. Stellenweise ist man auf engem Raume so vollständig von thurmhohen Felsen umgeben, daß man nur durch die Führung des „Guide" den Fußsteig oder die Treppe findet, auf welcher man weiter emporklettern kann, zu Füßen den brausenden, in Caskaden zerrissenen Strom und darüber senkrechte, feuchte, kaum wenige Fuß von einander entfernte Felswände. Plötzlich steht man

wieder am Grunde eines vollständig kreisrunden Schlundes, mit glattgemeiselten Wänden, an einzelne Stellen des bekannten Gletscher-Gartens von Luzern erinnernd, nur in viel großartigerem Maßstabe. Jahrtausende lang haben Wasser und Stein an seiner Vollendung gearbeitet. Noch jetzt kann man am Grunde des klaren Wassers die kugelrunden Steine sehen, die zur Zeit des Hochwassers im wüthenden Wirbel herumgedreht werden, und dadurch den Schlund noch immer tiefer graben. Es ist dies die sogenannte „Grotte", eine der bemerkenswerthesten Stellen des „Glen".

Jeder einzelne Theil der Schlucht führt seinen eigenen, meist absonderlichen Namen, keiner jedoch wurde zutreffender gegeben, wie der Name „Kathedrale", mit dem man hier ein von steilen, senkrechten Felswänden umschlossenes Amphitheater bezeichnet. Die Form, Höhe und der vollkommen ebene Boden erinnern in der That an ein gigantisches Kirchenschiff, dessen Decke hier der Himmel ist. Die üppigste Vegetation allüberall, so daß man sich inmitten eines tropischen Urwaldes versetzt fühlen könnte, würde nicht die kühle Temperatur den Besucher eines Andern belehren. An der Stelle des Chors ist hier die mächtige „Central-Caskade", und ihr Murmeln und Rauschen und Sausen ist ein Gesang, der mächtig zum Herzen dringt, wie die Töne einer gewaltigen Orgel. Sechzig Fuß tief stürzen die Wasser hier über die Felsen herab. Eine hohe Brücke führt gerade über den Fall hinweg. Die Brücken, hier gleichzeitig Treppen von mitunter 70 bis 80 Fuß Höhe bildend, werden immer häufiger, bis man die „Triple-Cascade" und die „Regenbogen-Fälle" erreicht hat.

Dies ist der schönste Theil von Watkins-Glen. Wie schon der Name besagt, stürzt der Strom hier in einer Aufeinanderfolge von drei gleich hohen, aber in Form und Lage vollkommen verschiedenen Caskaden in die Tiefe hinab. Gerade unterhalb des dritten Falles strömt ein kleiner Wildbach über die südliche Felswand, und ergießt sich, durch einen breiten Felsenvorsprung in seinem Sturze gehemmt, in Myriaden von winzigen Tröpfchen und Strahlen, wie aus einer großen Gießkanne, auf einen darunter befindlichen Felsen, um erst von hier in den Hauptstrom zu fallen. Hinter diesem sogenannten „Regenbogen-Fall" und unter dem Felsvorsprung hinweg führt der schlüpfrige Weg. Von der großen, oberhalb der Caskaden befindlichen Treppe, wie auch hinter dem nassen Schleier des geschilderten Falles, genießt man zu Zeiten das Bild zweier Regenbogen in der unmittelbarsten Nähe vor sich. Dazu die überhängenden, gewaltigen Felsen in kuriosen Formationen, das üppige Grün der Bäume, die Aussicht auf den Strom und die Schlucht! — Fürwahr ein Anblick, den man nie vergessen kann.

Wohl kommen noch oberhalb der Triple-Cascade immer neue Wunder, neue Wasserfälle und Wirbel. Allein mit dem Regenbogen-Falle haben wir den schönsten Theil der Schlucht erreicht, und kehren nun nach dem mitten im Walde herrlich gelegenen Glen-Mountain-Hôtel zurück. Eine eiserne Hängebrücke führt von hier über



Watkins-Glen:

Die Regenbogenfälle.



Der Seneca-See
und das „Glen-Mountain-Hôtel".

die Kluft nach dem auf dem jenseitigen Ufer gelegenen sogenannten „Schweizerhäuschen", in dem sich die Speisesäle und Gesellschaftsräume des schönen, wohlfeilen Hôtels befinden. — Eine Woche Aufenthalt genügt kaum, um die herrliche, wald- und berg-



Watkins Glen: Das Schweizerhäuschen.

reiche Umgebung von Watkins kennen zu lernen, aber mit dem Kennen hat man sie auch lieben gelernt, und dann schiebt man die Trennung noch auf weitere Wochen hinaus. Watkins-Glen ist jedenfalls eines der angenehmsten, trautesten Plätzchen des Staates Newyork.

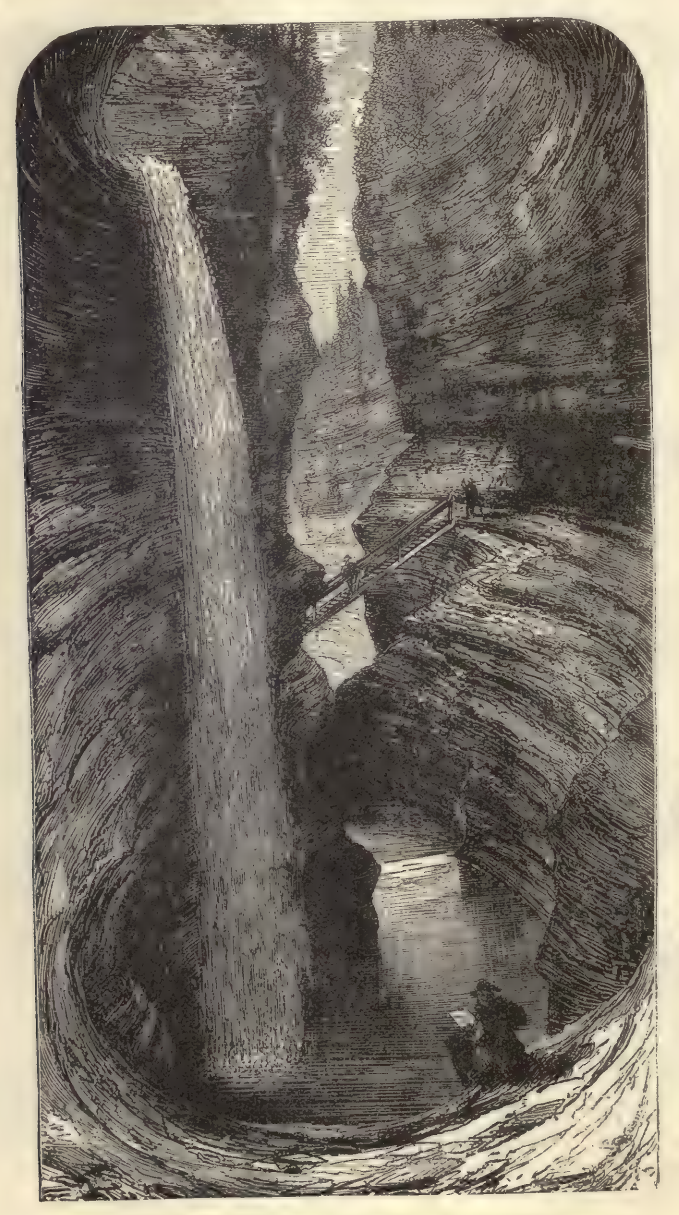
Das westliche Seengebiet Newyorks ist übrigens auch der Sitz der ältesten menschlichen Zivilisation. Wer würde daran zweifeln, wenn er die Städte Syracuse, Carthago,



Watkins-Glen: Die Hauptschlucht.

Utica, Scipio, Apulia und gar auch die größte und bedeutendste Stadt, das alte Rom, auf der Landkarte so nahe nebeneinander findet? Und das ist noch nicht Alles.

Amerika will noch älter sein, und darum entstanden denn auch in der Nähe Athen, Ninive und Delhi. Aber alle diese Städtegründer zusammen hat einer der Pioniere



Watkins-Glen: Des Teufels Punschkessel.

des Staates dadurch überboten, daß er seiner Ansiedlung und gegenwärtigen Stadt den Namen Adam gab.

Inmitten dieser Wiege der Menschheit, zwischen Syracuse und Utica liegt der Oneida-See, einer der schönsten Wasserspiegel des Staates Newyork und ferner eine, dem Watkins-Glen ähnliche, unter dem Namen „Trenton-Falls" bekannte Schlucht, durch welche der West-Canada-Greek, ein Nebenfluß des sich in den Hudson ergießenden Mohawk-Flusses, strömt. Die Schlucht wird dadurch besonders merkwürdig, daß sie nicht Absätze und Fälle, sondern eine einzige Stromschnelle von etwa drei Meilen Länge und vielen hundert Fuß Höhe bildet, die besonders im Frühjahre, zur Zeit der Hochfluthen, von dem gewaltigsten Effekt ist. — Die bedeutendste Caskade von Trenton-Falls führt den Namen des berühmten amerikanischen Generals Sherman. Hier wusch sich das mit furchtbarer Gewalt von den Höhen herabstürzende Wasser in den Felsen ein großes, kreisrundes und über 40 Fuß tiefes Bassin, mit so glatten, architektonisch vollkommenen Wänden, als seien sie durch die Hand des Bildhauers gemeiselt worden. Hier ist auch der Donner am größten; die Felsenwände sind am höchsten und der Sturz des inmitten von Dampfwolken und Sprühregen herabdröhnenden Wassers am gewaltigsten. Regenbogen, bald im vollkommenen Halbkreise bald in kleinen Stückchen, zittern und tanzen auf und nieder. Die flüssigen Krystallmassen eilen und drängen sich zwischen diesen engen Felswänden mit echt amerikanischer Hast hindurch. — Dazu bildet die Gegend mit ihrem dichten Urwald, ihrer undurchdringlichen Laubdecke und ihren grotesken Felsenformen eine Staffage, wie sie das Auge des Malers nicht besser wünschen kann. — An dem vorerwähnten Oneida-See liegt das gleichnamige Städtchen, das in der modernen Kulturwelt durch eine der absonderlichsten, verabscheuungswerthesten Verirrungen bekannt geworden. Oneida ist nämlich der Sitz der Anhänger der „freien Liebe", und die geschlechtlichen, sowie sozialen Verhältnisse eines kleinen Theiles der Einwohner gaben zu vielfachen Protesten Anlaß, welche diesem Treiben wohl bald ein Ende bereiten werden. — Unweit von „Trenton-Falls" beginnen bereits die ersten Vorberge der wilden Adirondacks, die in einem früheren Kapitel geschildert wurden.

II. Buffalo und der Erie=See.

Dem europäischen Touristen sowohl wie dem geborenen Amerikaner bleiben auf seinen Reisen über den Continent die großen Canadischen Seen gewöhnlich unbekannt. Sie liegen zu sehr im Norden, zu sehr außerhalb der großen Hauptroute nach Westen, der Weltverkehrslinie zwischen Newyork und San=Francisko. Zudem ist viel zu wenig über sie geschrieben worden und zu wenig von ihnen bekannt, als daß der Reisende es der Mühe werth finden sollte, diese „Meere von Süßwasser", wie Michelet sie nennt, zu besuchen. Die einzigen beiden Seen, welche von Vergnügungsreisenden zuweilen befahren werden, sind die beiden östlich gelegenen — der Erie= und der Ontario=See, mit ihrer weltberühmten Flußverbindung, dem Niagara.

Am östlichsten Ende des Erie=Sees, nahe an dessen Ausfluß in den Ontario=See, und nur eine Stunde von dem großartigen Naturwunder, den Niagara=Fällen, entfernt, liegt Buffalo. Der zweitgrößte Handelsplatz des Staates Newyork, ist es zugleich die am weitesten vorgeschobene größere Stadt desselben, halb dem Lande, halb dem Wasser gehörig, mit seinem Lebensnerv, seinen Erwerbsquellen jedoch hauptsächlich an den Erie=See, dieses vierte Glied der gigantischen Seenkette, gebunden.

Fünf große Inlandhäfen sind an diesen fünf Seen gelegen: Chicago und Milwaukee am Michigan=See, Detroit zwischen dem Huron= und Erie=See, und Cleveland und Buffalo am Erie=See selbst. Alle diese Städte verdanken mehr oder weniger ihre Blüthe, ja zum Theile sogar ihren Bestand dieser ungeheuren Seenplatte, denn sie sind die Entrepots und Mittelglieder für die gewaltigen Frachten, welche von ihren ausgedehnten Hinterländern auf die Seen, oder von den östlichen Staaten über die Seen nach dem Westen befördert werden.

Die fünf canadischen Seen bilden zugleich ihrer ganzen Längen=Ausdehnung nach die nördliche Grenze der Vereinigten Staaten. Während ihre nördlichen Ufer von der Westspitze des Superior=Sees bis weit in den St. Lorenzo=Strom hinein durchaus der englischen „Dominion" Canada angehören, sind ihre Südufer der ganzen Länge nach „amerikanisch".*)

---

*) Die Bewohner der Vereinigten Staaten nennen sich zum Unterschiede von den Canadiern blos „Amerikaner", wie man denn auch im gewöhnlichen Leben die Vereinigten Staaten als „Amerika" bezeichnet, unter welchem Namen der nördliche Theil des Continents, Canada, nicht mit einbegriffen ist.

In dieses „amerikanische“ Süduferdes Erie-Sees theilen sich drei große Staaten der Union: Ohio, Pennsylvanien und Newyork, von denen jeder einen eigenen Hafen besitzt: Cleveland, Erie und Buffalo. Vor der Vollendung des berühmten, die Seen mit dem atlantischen Ozean verbindenden Erie-Canals war Buffalo wenig mehr als ein Dorf. Aber seit die Wasser der canadischen Seen mit jenen des Hudson-flußes vermählt wurden, seit jener Zeit wuchs das unbedeutende Dorf mit wahrhaft magischer Geschwindigkeit, und ist gegenwärtig eine der blühendsten Städte Amerikas, mit einer Viertel Million Einwohner. Wo Buffalo heute liegt, mußte eine Großstadt entstehen — denn hier ist der Schlüssel zu dem großen canadischen Seenbecken, das Durchfahrtsthor zwischen Ost und West. Deshalb steht Buffalo noch eine bedeutende weitere Entwickelung bevor. Es wäre wünschenswerth, wenn dies auch von dem hiesigen, numerisch besonders starken Deutschthum behauptet werden könnte, denn augenblicklich läßt sich dasselbe in Bezug auf Bildung und Wohlhabenheit mit jenem anderer Städte nicht vergleichen. Die Vereinsmeierei, das Wirthshausleben und Coteriewesen hat sich dort besonders ausgebildet, und mehr als irgendwo anders zeigt sich hier die geistige, gesellige und commerzielle Superiorität der Amerikaner gegenüber den Deutschen. —

Wie nahezu alle Städte der canadischen Seen, so ist auch das junge Buffalo großartig angelegt, weit und luftig, mit breiten, schönen Avenuen und prachtvollen Baumpflanzungen. Die alten Bäume jener Wälder, welche früher das Weichbild der Stadt bedeckten, wurden überall dort vor dem Fallbeile bewahrt, wo sie dem Wachsthum der Stadt nicht hinderlich waren, und die langen Avenuen mit ihren schattigen Baumalleen besitzen demnach ein ganz ehrwürdiges Aussehen. Zwei und mitunter sogar drei Reihen von Ulmen und anderen Bäumen begrenzen mehrere der Hauptstraßen zu beiden Seiten, und für Den, der an die langen kasernartigen, rothen Häuserreihen von Philadelphia und anderer Städte Amerikas gewöhnt ist, bietet demnach Buffalo einen etwas wohlthuenderen Anblick.

Die Main-Street (Hauptstraße) ist, wie schon ihr Name besagt, die bedeutendste Avenue und das Zentrum des Handelsverkehrs, aber die Reihen der, dem Dienste des Mammon geweihten Häuser werden nicht selten durch schöne Kirchenbauten unterbrochen, von denen die Kathedrale zu St. Paul die großartigste ist.

Unter den Straßen, welche die schönsten Privatgebäude der Stadt besitzen, verdienen besonders die Delaware- und Niagara-, sowie die Court- und Genesee-Straße genannt zu werden, die alle nahe beieinander liegen und sich unter verschiedenen Winkeln kreuzen. — Ein System von Squares und kleineren Parks, durch einen breiten Boulevard in Zukunft mit einander verbunden, verschönern die Stadt.

Bis jetzt war Fort Porter der Vergnügungs-Platz für Buffalo, und die Aussicht von da auf die Stadt ist großartig. Gegen die Seeufer zu liegen die Docks,



Erie und der Erie-See.



Niagara: Die amerikanischen Fälle.

Entrepots von Buffalo, mit dem langen Hafenquai und dem Leuchthurm. Darüber hinweg gewahrt man die lange niedrige Linie des neuen Wogenbrechers. — Aber der Mittelpunkt des Panoramas ist die prachtvolle schaumgekrönte Wellenfläche des Sees, hier im Sonnenlichte gebadet, dort jenes Grün zeigend, welches dem Wasser der canadischen Seen so eigenthümlich ist, und das sich dem Beschauer am schönsten in dem Abfluß der Seen, im Niagara-Fall, darstellt. Zur Rechten liegen die niedrigen Ufer Canadas mit den Ruinen des alten englischen Forts Erie. Noch weiter gegen Westen leuchten die Häuser und Thürme des Städtchens Victoria, und wendet man den Blick in der entgegengesetzten Richtung, dem breiten Stromlaufe des Niagara entlang, nach Norden, dann erscheint die majestätische neue Eisenbahnbrücke über denselben, mit ihren Pfeilern sich scharf vom Horizonte abhebend. — Die ganze Seefronte der Stadt wird durch einen starken Steindamm gegen die Wogen geschützt. Diese Dämme sind nicht nur für Buffalo, sondern auch für alle an den Seen gelegene Städte eine Nothwendigkeit, denn die Wasser des Erie-Sees sind tückischer als das Meer, und der glatte, ruhige Riesenspiegel, der sich vielleicht gegenwärtig dem Beschauer zeigt, ist im nächsten Momente in ungeheure Sturmwellen gepeitscht, denen schon unzählige Schiffe und Menschenleben zum Opfer gefallen. Ueberdies schützen sie die weitausgedehnte, niedrig gelegene Stadt theilweise vor den häufigen Ueberschwemmungen, welchen sie stets ausgesetzt ist, wenn starke Westwinde, Eisgang oder andere Umstände die Wasserfluthen hier am Ausflusse des Sees fast plötzlich heben.

Der See, obschon etwa zweihundertundvierzig Meilen lang, und an zwanzig bis dreißig Meilen breit, besitzt nur an wenigen Stellen eine größere Tiefe als hundertundzwanzig Fuß. Diesem Umstande werden auch die furchtbaren Stürme zugeschrieben welche den See so häufig und unerwartet heimsuchen, und die sich dem Schiffer bei der Spärlichkeit an guten Häfen als besonders gefährlich erweisen.

Zahlreiche pittoreske Inseln bedecken den westlichen Theil des Sees, in der Nähe der Bai von Sandusky, alle mit schönen Weingärten bedeckt, die alljährlich einen reichen Ertrag liefern. Man kann also getrost behaupten, daß der wildbewegte Erie-See nicht nur Wasser, sondern auch Wein enthält, wenn auch der letztere in der Regel nicht so gefährlich wird wie das erstere.

Am westlichen Ende des Sees liegt eine amerikanische Hafenstadt spanischen Namens, Toledo. War ihre spanische Namensschwester ihrer Waffen wegen berühmt, so zeigt das Toledo Amerikas Stahl und Eisen in anderer Gestalt: Es ist ein Hauptknotenpunkt der Eisenbahnen, von denen die Lake-Shore- und Michigan-Southern-Eisenbahn gegen Osten hart an den Ufern des Sees bis Buffalo läuft, und alle Haupthäfen, so auch Cleveland und Erie, mit einander verbindet.

Cleveland ist die zweitgrößte Hafenstadt des Sees, von ihren großentheils deutschen Einwohnern mit Stolz die „Forest-City“, die „Waldstadt“, genannt. Und sie verdient

den romantischen Namen, mit ihren breiten schattigen Avenuen, ihren Gärtchen, ihren vornehmen Residenzen, von denen die in Amerika berühmte Euclid-Avenue die schönsten enthält. Aber der Wohlstand und die Blüthe, die sich hier so wohlangelegt und in so anheimelnder Weise breit macht, wurde hauptsächlich durch das Petroleum gewonnen. Die Petroleum-Raffinerie ist die Haupt-Industrie der anscheinend poesievollen Stadt, und die zahlreichen Fabriken außerhalb der Stadt beweisen zur Genüge, daß in Amerika solcher Reichtum nicht durch Poesie gewonnen werden kann. Man sieht aus Allem, daß die Reinigung des Erdöls eine sehr einträgliche, wenn auch ungemein gefahrvolle Beschäftigung ist. Die rohen, schmutzigen Oelmassen werden aus den nahegelegenen Petroleum-Regionen Pennsylvaniens in langen Zügen von eisernen Kesselwaggons herbeigeführt, die das Aussehen von ungeheuren Dampfkesseln mit Rädern haben. Aus diesen Kesseln, die man übrigens auch auf den pennsylvanischen Bahnen in Baltimore häufig zu sehen bekommt, wird das rohe Petroleum durch lange Röhren in große Ständer abgezogen, aus denen es nach einem gewissen Zeitraum in die Destillir-Apparate gebracht wird.

Die dritte der obengenannten Hafenstädte, Erie, liegt im Staate Pennsylvanien. Sie ist die kleinste und stillste unter ihnen, und verhältnißmäßig wenig Schiffe legen in Erie an, das zugleich die Winterstation des einzigen Kriegsdampfers („Michigan") ist, aus welchem die Flotte der Vereinigten Staaten auf dem Gebiete der canadischen Seen besteht. Was Erie indessen am Handel und Wandel abgeht, ersetzt sie durch reges geistiges Leben und eine kleine gebildete Gesellschaft, die im Sommer durch zahlreiche auswärtige Gäste verstärkt wird. Erie ist nämlich ein gern besuchter Sommeraufenthalt der Pennsylvanier.

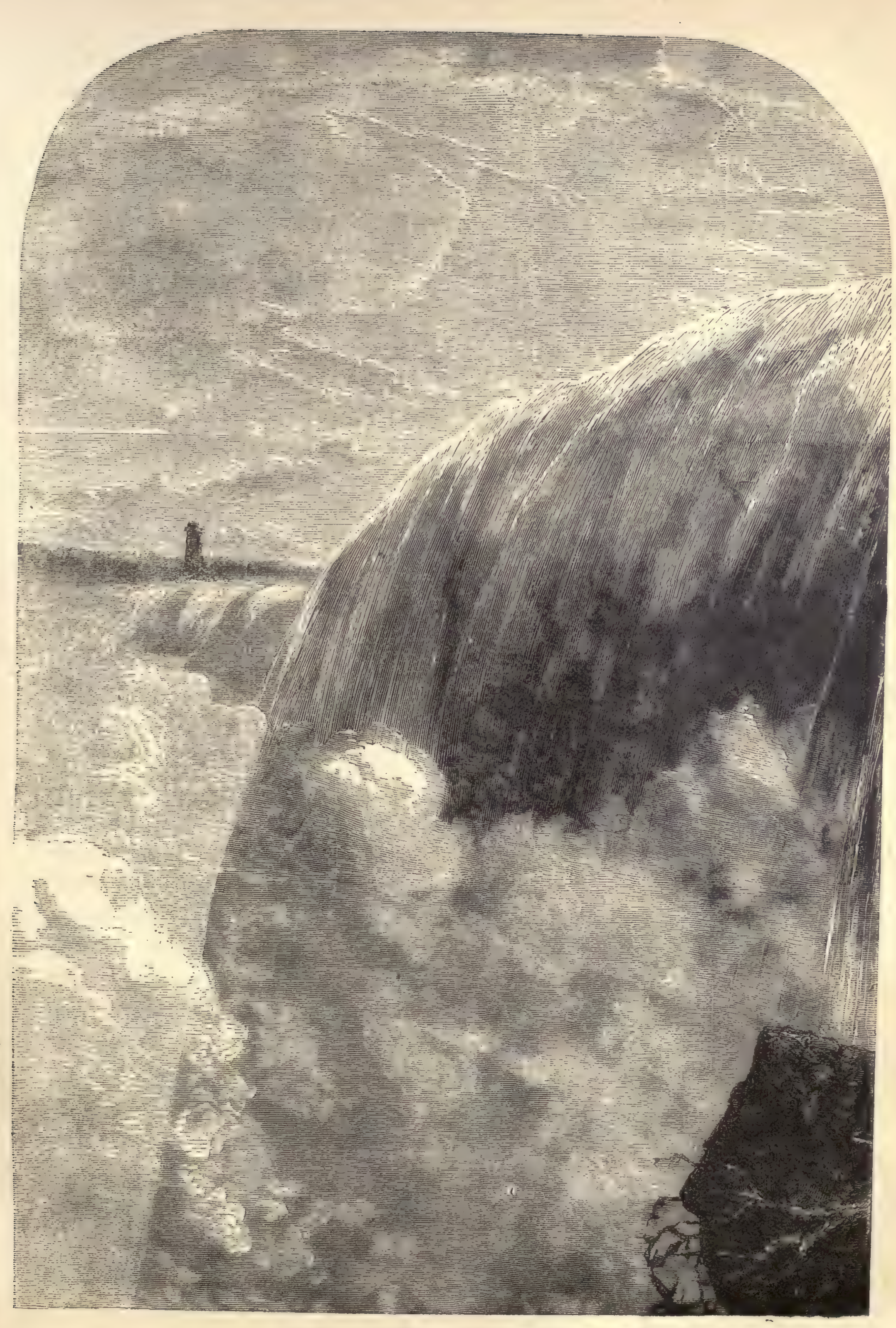
Die Fälle des Niagara.

Zwei Eisenbahn-Linien führen von Buffalo aus gegen Norden, jenem großen Strome entlang, zu welchem sich die Wasserfläche des Erie-Sees verengt. Dieser Strom ist der Niagara. Breit und majestätisch wälzt er die ungeheuren Fluthen der größten Land-Seen des Erdballs dahin. Nur wenige Meilen noch, und seine Fälle sind erreicht. Aber wie? Kann eine so schmucklose Gegend, wie diese, wirklich die Fassung, wirklich der Rahmen sein, mit welchem die Natur ihre kolossalste Schaustellung umgeben? Es will dem erwartungsvollen Reisenden nicht glaublich werden. Es ist immer dasselbe flache, ausdruckslose Land, durch welches der Schienenweg dahinführt. Ueber den Erie-Canal führt er hinweg, auf dem sich Boot an Boot, des Westens Getreideschätze dem Osten zutragend, drängt. Der Spiegel dieses mächtigen Stromes scheint mit der Landfläche umher im gleichen

Niveau zu liegen. Nirgends eine Anschwellung des Bodens, nirgends eine Abwechslung für das suchende, von dieser Eintönigkeit ermüdete Auge. Und doch ist dieses Stromwesen der Niagara! Und doch zittern seine so ruhig anzusehenden Fluthen in ihren Tiefen bereits in schnellerer Strömung dem ungeheuren Wasser-Sturz entgegen, den gesehen zu haben ein Unerläßliches ist, um sagen zu können: „Auch ich war in Amerika!"

Eine halbe Stunde fliegt dahin, — die letzte Zwischenspanne der Fahrt. Eine kleine Stadt mit breiten Straßen und vielstöckigen Kasernen zeigt sich. Von den Lippen des Conducteurs tönt der Ruf „Niagara-Falls!" der alle Passagiere in drängender Hast aus dem Wagen lockt. Jene vielstöckigen Kasernen sind Hôtels, und wenn nichts Anderes, so lehrt wenigstens ihr Anblick, daß hier der Zielpunkt eines ungewöhnlichen, von allen Richtungen der Windrose herbeiströmenden Fremdenverkehrs erreicht ist. Das ist aber für den ersten Moment auch Alles. Eine desto heiterere Unterhaltung gewährt es Dem, der hier nicht zum ersten Male aussteigt, die Gesichter jener Reisenden zu betrachten, welche, vom Verlangen nach dem Anblick des berühmten Naturschauspiels verzehrt, herbei eilen und vor der Hand nichts Anderes entdecken, als eine gewöhnliche Eisenbahnstation und eine gewöhnliche kleine Stadt mit breiten, offenen Straßen, riesigen Hôtels und Indianer-Bazars. Aber nur wenige Minuten Geduld, nur wenige Schritte vorwärts, — und schon drängt sich die Gewißheit der Nähe von Außerordentlichem mit Macht auf. Das Gehör empfängt die erste Kunde davon. Ein fernes Sausen und Rauschen, verhallendem Donner und zügellos aufschlagendem Wolkenbruch ähnlich, tönt heran. Lauter und lauter schwillt es mit jedem weiterführenden Schritt herüber. Schon schlägt es voll und Alles übertäubend an das Ohr. Und jetzt erscheint der Strom auch dem Auge wieder, in wilder Empörung einherrasend, — derselbe Strom, dessen Spiegel noch kurz vorher in ruhigster Majestät herüberstrahlte. Wenige hundert Ellen weiter jedoch, wo er plötzlich aufzuhören scheint und die schneeweißen Wolken zum Himmel stäuben: dort ist es, — dort stürzt er in die Tiefe!

Aber schon die Strecke vorher gleicht einer Wasser-Lawine, und nichts ist natürlicher, als daß der Fremde, von ihrem Anblick überwältigt, im ersten Moment vergißt, daß er es hier nur mit dem Präludium zu der rauschendsten aller Elementar-Symphonien zu thun hat. Stromschnellen, „Rapids", heißt diese Strecke, und es ist ein einziges Bild, welches die enorme Masse des Stromes, haltlos ihrem Sturze entgegenwirbelnd, gewährt. Aus der grünenden Fluth entspringenden, schimmernden Rossen mit Schneemähnen gleich, schäumt es und bäumt es sich empor, — ein Wellen-Bacchanal, welches, von der eigenen Wuth berauscht, dem Abgrunde entgegentaumelt. Hier und da ragt aus ihm ein schwarzer Steinblock oder eine cypressenbewachsene Klippe auf. Vergebens hat das Ungestüm der Fluthen an ihnen bisher gerüttelt.



Niagara: Die canadischen Fälle.

Dort bildet sich, geheimnißvoller Gewalt auf dem Grunde des Felsenbettes gehorsam, ein weißschäumender Trichter. Hier wieder schlägt ein mächtiges Wogenbündel zurück, aber nur, um schon im nächsten Moment von der eigenen Wucht dem tobenden Reigen der übrigen nachgepeitscht zu werden. Ueberall siedendes, fieberndes, jedes Zügels bares Voranstürzen, wüthendes Kämpfen und Strudeln und eine Entfesselung des grimmigen Elements, als gälte es, Himmel und Erde mit sich in die Vernichtung zu reißen. Und zu dem allen der donnernde Triumphgesang des wiedergebornen Chaos, — das sind die Rapids!

Und doch ist dies nur die Hälfte, und zwar die kleinere Hälfte des Stromes. Ein umfangreiches Felsen-Eiland wirft sich quer vor den Flußriesen hin, ehe dieser in den Abgrund stürzt, seine stolze Masse in zwei Arme scheidend, von denen ein jeder seinen eigenen Fall bildet. Ein jeder aber welch' ein Katarakt-Koloß! Ein jeder ein Weltwunder für sich! Es ist, als ob die Natur nicht zufrieden gewesen wäre, ihr erhabenstes Schauspiel nur Ein Mal zu geben. Sie theilte es — und gab es doppelt. Goat-Island, die Ziegen-Insel, heißt jenes Eiland. Und es ist ein entzückendes Stück Erde! Wie die Stromarme, welche es umschlingen, Wasserfälle bilden, so bildet das Eiland, zu derselben Tiefe hinabstürzend, einen mächtigen Felssturz. Zu seinen Füßen aber schäumen die gestürzten Niagara-Hälften wieder in Eines. Sollte es von dem Strom überfluthet werden, dann würden die beiden Fälle in der Breite von einer englischen Meile einen einzigen Katarakt bilden.

Doch wie? Wohin stürzt dies Alles? Diese Stromarme, Inseln und Felsenwände mitten in der endlosen Ebene? Oeffnet sich die Erde, um den bis dahin so friedlichen Fluß in ihre Tiefen zu reißen? Klafft die Unterwelt auf, um ihn zu verschlingen? Führwahr, so ist es! In scheitelrechter Jähe fällt plötzlich um nahezu zweihundert Fuß das Flußbett, während die Ufer sich einförmig und eben in ihrem bisherigen Niveau dahinbreiten. Zu einem gähnenden Riesenspalt, einer klaffenden Schlucht vertieft es sich, haarscharf in die weite Fläche hineingerissen. Auf ihrer Sohle schäumt der gestürzte Strom weiter. Schwindelnd überblickt der Wanderer die Kluft von ihrer Kante aus. Kaum hundert Schritt davon zurücktretend, sieht er ihre Ränder sich scheinbar wieder an einander schließen, und über sie hinweg schweift sein Blick, als sei die Ebene durch nichts unterbrochen. Sein Ohr aber vernimmt fort und fort das brausende Lied der Tiefe, als klagten die Fluthen, früher dem Himmel so nahe, ob ihrer Verbannung in den Abgrund.

Und doch müssen sie da unten ihren Weg fortsetzen, bis die Ebene umher, gleichfalls sich senkend, dort wieder mit ihrem Niveau zusammenfällt, wo sie das Ufer des Ontario-See's bildet, und wo der Niagara seine und der vier übrigen „großen Seen" unendliche Wasser in diesen ausgießt. Um vierhundert Fuß niedriger liegt sein Spiegel, als der des Erie-See's. Die Strecke zwischen beiden ist zu kurz, als daß ein Strom

von der Breite und Tiefe des Niagara mit gleichmäßigem Gefäll auf ihr hernieder fließen könnte. Und so thut er denn, was er muß, — er führt in ihrer Mitte jenen chaotischen Fluthen- und Felsen-Saltomortale aus, der in seiner Art auf unserem Erdball einzig ist.

Goat-Island ist mit dem Städtchen am östlichen Ufer des Flusses durch eine für Wagen sowohl, wie für Fußgänger bequem zu passirende Brücke verbunden, welche quer über die Rapids führt. Eine breite Fahrstraße ist rund um die ganze Insel angelegt, die von üppigem Walde und smaragdenen Rasenflächen parkartig bedeckt ist und nach allen Richtungen hin von wohlgehaltenen Fußwegen durchschnitten wird. Dichtbelaubte Weidenbäume, Cypressen und blühende Gesträuche kränzen im Frühling die Ufer und tauchen ihre niederhängenden Zweige in die Wirbel der Rapids. In ihren Dickichten aber nistet zwitscherndes Vogelvolk und erhebt, uneingeschüchtert durch das Toben der Wasser, seine zarten Stimmen zum Preise der Naturgewalten. Kleinere Inseln und Klippen, — so die „Drei Schwestern", so das „Luna-Island", — gruppiren sich um Goat-Island, wie Hofgesinde um seinen Fürsten.

Der östlich von Goat-Island stürzende Katarakt (es ist jener, welchen der von Newyork Kommende zuerst erblickt) führt den Namen des „amerikanischen Falles". Sein westlicher, ihn an Größe fast um das Doppelte überragender Zwilling ist der „Hufeisen-Fall". Er hat seinen Namen von der hufeisenförmigen Biegung, welche er nach Innen macht, und welche er dem canadischen Ufer (nach welchem er auch als „canadischer Fall" bezeichnet wird) zuwendet. Von einer von Goat-Island aus weit in ihn hineinspringenden, selbst schon von Fluthen überwaschenen Klippe kann man bequem in das Chaos brandenden Wassers, zackigen Gefelses und weißer Schaumwolken auf dem Grunde der Schlucht hinabsehen. Aber wie scharf man auch den Blick hinuntersende, — ein klares Bild der wilden Szene ist nicht zu gewinnen. Die dem Sturze sich zuwälzende Wassermasse leuchtet im ungetrübten Schimmer hellgrünen Chrysopras-Gesteines. Von dem Moment jedoch, da sie die Felskante überschritten, verwandelte sie sich in eine Lawine zitternden Schaumes. So stürzt sie und überstürzt sie sich und nichts Formbestimmtes vermag das Auge mehr festzuhalten, mehr zu erzwingen. Schimmerndes Gewölk breitet sich über den Anprall der Wogen auf die Felsen des Abgrundes. Als Silbernebel steigen sie empor, die Milliarden zerschellter Wassertropfen, und hüllen das Vermählungs-Geheimniß der Tiefe in ihre keuschen Schleier. Sobald die Sonne auf dieses Gewölk scheint, bilden sich vollfarbige, mitunter kreisrunde Regenbogen, und selbst das sanftere Licht des Mondes ruft das schöne Phänomen matt, aber deutlich wahrnehmbar hervor. Von Luna-Island, einer kleinen, durch einen schmalen Arm des amerikanischen Falls von Goat-Island getrennten Insel, genießt man das seltene Schauspiel am vollkommensten. Einem verhüllten, träumenden Sonnen-Regenbogen ist das wunderbare

Lichtgebilde zu vergleichen. Wie eine matt-glänzende Schleierbrücke wölbt es sich über dem Aufruhr des Abgrundes, fast farblos dem gewaltsam andringenden Blicke, und doch für den leicht darüber hingleitenden deutlich in siebenfarbigem Lichte spielend.

Zwei der größten Nationen der Erde, — das Volk der Vereinigten Staaten und das von England, — begegnen sich an den Fällen des Niagara. Europa und Amerika, alljährlich durch Tausende ihrer Reisenden vertreten, reichen sich über sie hinweg die Hand. Ein internationales Stelldichein, zu dem sich kein Schauplatz darbieten könnte, welcher auf das Attribut der Unvergleichbarkeit ein größeres Anrecht hätte! Und wenngleich die Natur versäumt hat, eine ebenbürtige Berg- und Felsen-Szenerie um das ungeheure Wasser-Schauspiel aufzuthürmen, so ist dieses doch an sich so übergewaltig, so jedem Maße entwachsend, daß es, einem unschätzbaren Juwel gleich, ein Recht darauf hat, jeglicher Fassung zu entrathen. Dieses Gefühl nimmt schon nach der ersten Minute, welche ihn in die Mitte jener Wunder führt, Besitz von der Seele des Fremden. Wie von einem Zauberstabe berührt fühlt er sich. Spurlos ist der noch eben beklagte Eindruck der dürftigen Gegend, durch die er herannahte, ausgetilgt, und von Stunde zu Stunde wird er sich klarer bewußt, daß die Elementar-Gewalten, zu denen er hier staunend die Hände erhebt, auf Erden ihresgleichen nicht haben, nicht haben können!

In scheinbar gleichbleibender Mächtigkeit zeigen sich die Katarakte. Die Einflüsse des wechselnden Jahres und des wechselnden Himmels rühren an ihrer Majestät nicht mehr, als ein Lufthauch an den wuchtigen Falten eines Kaiserpurpurs. Keine Dürre vermag die unendlichen Wassermassen zu schmälern, kein Wolkensturz sie anzuschwellen, und nur wenn die Stürme des Frühjahres und Herbstes die Fluthen des Eriesees in ungewöhnlichen Mengen in den Niagarastrom hinunterpeitschen, wird es an der in trübes Gelb veränderten Farbe der Fälle erkennbar, daß Tausende und aber Tausende von Kubikfuß Wassers in der Secunde mehr fallen, als gewöhnlich. Die Masse selbst aber erscheint unverändert die nämliche.

Es ist möglich, von Goat-Island unter den Fall selbst zu gelangen, d. h. in jenen Raum hineinzuschreiten, der sich zwischen der Felswand und den über sie im Bogen hinwegstürzenden Fluthen bildet. Der Sprühregen, welcher diesen ganzen Raum erfüllt und den Eindringling im Zeitraume weniger Sekunden auf das unbarmherzigste durchnäßt, hat einen erfinderischen Kopf auf den Gedanken gebracht, diejenigen, die diese Wagefahrt unternehmen wollen, mit einem eigenen Toiletten-Apparat zu versehen. Das Vermieten dieser Anzüge, von denen versichert wird, daß sie der andrängenden Nässe durchaus Trotz bieten, ist ein Zweig jener Industrie, welche, auf des Fremden Börse spekulirend, auch am Niagara in vielerlei Gestalt lästig wird. Man empfängt weite Kleidungsstücke, die, aus zitronengelbem Oeltuch angefertigt, weder durch ihre Farbe, noch durch ihren Schnitt die Gestalten, welche



Niagara: Total-Ansicht von der canadischen Seite.

sie umhüllen, besonders heben, und deren Undurchdringlichkeit sich schon nach wenigen Minuten als illusorisch erweist. Als desto zuverlässiger, ja als völlig unentbehrlich bewähren sich die unförmlichen Filzpantoffeln, die an die Füße festgebunden werden. Nur sie ermöglichen ein Voranschreiten auf dem Gestein, welches durch die Nässe der Jahrtausende so glatt und schlüpfrig geworden ist, daß der ungerüstete Fuß auch nicht den mindesten Halt darauf zu finden vermag. Aber das Unheimliche der Expedition liegt nicht in der Glätte und Zerklüftung des Pfades, auf welchem man sich zwischen der Wasser- und der Felsenwand hindurchzwängen muß. Auch hier hat die obenerwähnte Industrie zu des Reisenden Bequemlichkeit und ihrem eigenen Nutzen Stege, Geländer und Stufen hergestellt, die, wenngleich nicht durch die Solidität imponirend, doch leidlich sicher in dem tobenden Aufruhr dahinführen. Wirklich beängstigend hingegen, ja überwältigend und nicht von Jedem zu ertragen, wirkt der ungeheure Luftdruck, der athemraubende Zug, welcher schneidend und pfeifend dem Eindringling entgegenschlägt. Es ist, als ob die Geister der Tiefe, welche hier ihren Wohnsitz haben, dem seltsam vermummten Menschenkinde ihr Reich mit unerbittlicher Entschiedenheit verwehren wollten. Ganze Sturzwellen schleudern sie ihm entgegen. Alle Getöse des Abgrundes entfesseln sie. Die Windsbraut lassen sie gegen ihn anrasen. Aber er dringt vorwärts, und schon steht er in der Mitte dieses ganzen Hexensabbaths von Wogen, Sturm und Donnergetöse. Graue, neblichte Dämmerung umgiebt ihn. Kaum das Nächste vermag er durch die Massen des hin und her gepeitschten Seeregens zu erkennen. Ueber seinem Haupte wölbt sich der Fall. In rinnenden Pilastern, in flüssigen Arkaden strömt die viele Fuß dicke Wasserdecke hernieder. Das Gestein unter seinen Füßen bebt. Betäubt und nach Luft ringend, drückt er sich, Hülfe suchend, an die Felsenwand. Auch der stärkste Schrei, welcher jetzt seiner Brust entstiege, — schon dem dicht dabei Stehenden würde er ungehört verhallen. Aber es giebt kein Rückwärts. Voran muß, wer einmal so weit gedrungen. Längs der Felsenmauer auf und nieder fährt der glatte, schlüpfrige Steg. Von Klippe zu Klippe durch das Bacchanal von hundert Ungewittern führt er dahin. Endlich wird es wieder heller und heller, — schon löst sich der unsägliche Druck auf Gehör und Lunge, — noch diesen Steinblock empor, und der volle Tag fluthet aufs Neue dem Aufathmenden entgegen. —

Das ist die berühmte Cave of the winds, die „Höhle der Winde", das Luftrevier des Aeolus, das Hochzeitsgemach des Wassers und der Sturmbraut! Aber ein wie winziger, ein wie verschwindend kleiner Theil der Katarakte ist es, unter welchen sich der Mensch auf diese Weise wagen kann. Es ist nur der schmale Arm des amerikanischen Falls zwischen Goat- und Luna-Island, der sich über der Cave of the winds wölbt. Unter den großen, den eigentlichen Fällen würde jeder menschliche Organismus in Atome zerschellt und zermalmt werden. Nicht eher werden sich die dort lauernden

Elementar-Mysterien vor eines Lebenden Augen entschleiern, als bis ein neues Geschlecht von Enakssöhnen mit Muskeln aus gediegenem Gußstahl die Erde bevölkern wird. Und doch reizt den Menschen nichts in solchem Maße, als der Natur gerade dort, wo sie sich in ihrer stolzesten Unabhängigkeit zeigt, Fesseln anzulegen. Wie er unter den größten Wasserfall der Erde, soweit er dort seine Existenz-Bedingungen findet, vordringt, so fährt er auf leichtem Nachen quer vor den Fällen von einem Ufer des gestürzten Stromes zum andern hinüber. Kräftiger Arme und mächtig geschwungener Ruder bedarf es da freilich, um das Fahrzeug durch die Tücke der kochenden, grundlosen Fluthen zu lenken. Von der Höhe des Ufers, neben den Fällen, oder von Goats-Island scheint das Spiel um so verwegener, je winziger sich der Kahn darstellt. Aber es ist keine Gefahr dabei, sondern nur Poesie. Ein Windstoß treibt die von den Fällen aufsteigenden Schaumwolken über das Boot fort, oder es legt sich auch ein vollleuchtender Regenbogen über die muntere Gesellschaft dahin, welche schon nach wenigen Minuten auf dem schmalen, künstlich an der andern Uferwand emporgebauten Pfade zur Höhe aufsteigt.

Eine ungleich bequemere Verbindung der beiden Schluchtränder als diejenige per Kahn, bietet die, eine englische Meile weiter gelegene, weltberühmte Hängebrücke. Die erste Idee zu einer derartigen Ueberbrückung des Niagara oder besser gesagt des Felsenschlundes, auf dessen Sohle der gefallene Strom seinen Lauf fortsetzt, muß durch einen Vogel angeregt worden sein, welchen der Erbauer von einem Rande dieses Schlundes zum andern hinüberfliegen sah. So leicht und so graciös spannt sich das merkwürdige Bauwerk über die Tiefe. Der Name des Mannes, welcher es schuf, hat deutschen Klang: Johannes Röbling. Und schon sind die Riesengefüge jenes andern Baues, der Ueberbrückung des East-River zwischen Newyork und Brooklyn, vollendet, welcher diesem Namen noch weitere Glorie verleiht. Aber auch ohne sie bleibt der Ruhm unseres kühn-genialen Landsmannes durch die Ausführung der Suspension-Bridge über den Niagara gesichert. Zierlich und imponirend zugleich heben sich ihre Linien von dem blauen Hintergrunde des Himmels ab. Ein eiserner Gedanke, welcher über den gähnenden Abgrund hinweg England und die Union verbindet. Und wie verbindet! Aus zwei Etagen bestehend, bietet die Brücke in der unteren derselben den trefflichsten Heerweg für Wagen, Reiter und Fußgänger. Die obere trägt die Eisenbahn. Gitter- und Flechtwerk von Eisen, durch dessen quadratische Riesenmassen man bequem den Kopf hindurchstecken kann, umschließt käfigartig den unteren Weg. Zwischen zwei Paaren verhältnißmäßig schlanker Pfeiler, die im Felsengrunde der Ufer wurzeln, hängt das Ganze. Nicht viele Passagen gleich dieser bietet die Welt. Unten in schwindelnder Tiefe erblickt der die Brücke beschreitende Fußgänger den schäumenden Strom. Die Fälle selbst, wiewohl eine englische Meile oberhalb, senden ihm ihre donnernden

Grüße herüber. In derselben Entfernung unterhalb, zur Hälfte schon durch eine Biegung der Schlucht dem Blicke entzogen, gewahrt er die Charybde des Whirl-pool, einen grimmigen Strudel, eine Orgie rasender Fluthenwirbel, ähnlich den Rapids, nur zügelloser als diese im verengten Klippenbett emporkochend. Ueber seinem Haupte aber poltert der wagenreiche Eisenbahnzug dahin. Und er, der Fußgänger selbst? Gelassen schaut er von der Mitte der Brücke durch das Gitterwerk hinunter in den Abgrund, fest und sicher auf beiden Füßen an einer Stelle stehend, wo früher nur der Adler seine luftbeherrschenden Schwingen wiegte, oder der Fischweih hing, bereit, nach dem Element, welches ihm seine Nahrung liefert, hinunterzuschießen. Er weiß



Niagara: Die neue Kettenbrücke.

jetzt, was es heißt: „Zwischen Himmel und Erde". Seit er auf der Suspension-Bridge gestanden, weiß er es! Und doch schien Blondin, der bekannte Seiltänzer, anderer Meinung zu sein. Ihm genügte das „Zwischen Himmel und Erde" der Suspension-Bridge nicht. Wie überall, so auch hier, beschloß der Waghals seinen eigenen Weg zu gehen. Nachdem er etwa tausend Schritt unterhalb der Fälle ein Seil von einem Rande des Abgrundes nach dem anderen gespannt (schon diese Vorbereitung war eine in ihrer Art merkwürdige Leistung), promenirte er auf diesem luftigen Pfade vom Unionsgebiet nach Canada hinüber. Der Niagara selbst spielte bei dem Wagniß eigentlich nur eine untergeordnete Rolle. Wer Hunderte von Fuß

hinabstürzt, für den ist es gleichgültig, ob er dort unten auch noch in's Wasser fällt. Phaeton's Sturz wäre poetischer geworden, wenn er, statt in den Ozean, in ein Bett von Rosen gesunken wäre. Die Entfernung vom Himmel und sein Verderben wären dasselbe geblieben. Uebrigens ist Blondin nur ein Seiltänzer, und Phaeton war der Lieblingssohn des Lichtgottes. Aber die Tollkühnheit, für welche das Wort: „Rührt nicht an die Vorrechte der Götter!" keine Geltung hat, theilt der Gaukler des neunzehnten Jahrhunderts mit dem Helden der schönsten Sage des Alterthums.

Dem stets wachsenden Verkehr zwischen den beiden Weltreichen zu beiden Seiten des Niagara genügte in den letzten Jahren die eine Suspension-Bridge nicht mehr. Eine zweite führt seit diesem Jahre (1884) ganz nahe der ersten über den mächtigen Schlund, so daß man in der That kaum weiß, was mehr zu bewundern: die Wunder der Natur oder der Unternehmungsgeist und die Kühnheit der Menschen.

Das canadische Ufer ist bis auf eine Art Terrasse, zu der es sich in einiger Entfernung vom Rande der Niagaraschlucht erhebt, ebenso flach, wie das amerikanische.



Niagara: Ein Riesenhôtel.

Man rollt in leichtem Wagen zehn Schritte, und kaum das, vom Abgrund entfernt auf der ebensten Chaussee dahin. An einer Stelle ist es sogar möglich, auf einem Wege, der im weiten Zickzack an der Schluchtwandung aufgeschüttet ist, hinunter zum Wasser zu fahren. Verschiedene Hôtels und Landhäuser fallen auch hier, zerstreuter und mehr vom Ufer ab liegend, aber nicht minder großartig, als auf dem amerikanischen Ufer, in's Auge. Auch ein „Museum" befindet sich dicht am Hufeisen-Fall und sendet dem Fremden eine ganze Schaar zudringlicher Agenten entgegen, um ihn zum Besuche halb einzuladen, halb zu zwingen. Vor dem Besuche der Jahrmarktsbude am Niagara jedoch sei entschieden gewarnt. Nicht weil der Humbug dabei ärger ist, als bei sonstigen Instituten dieses Gelichters, oder weil man unverschämteren Prellereien ausgesetzt ist, — das nicht. Aber warum dem erlauchtesten aller Naturschauspiele eine Stunde, ja nur zehn Minuten um ein paar mottenzerfressener Eidergänse oder einer Kollektion indianischer Armseligkeiten willen entziehen?



Niagara: Die Strudel unterhalb der Fälle (Whirl-pool).

Nur wenige Schritte vom Museum und ganz nahe dem Hufeisen-Fall bot bis vor wenigen Jahren der Table-Rock (Tafel-Felsen), eine zungenartig über den Abgrund hinausragende Felsplatte, den schönsten Standpunkt, um den ganzen Fall mit Goat-Island in der Mitte in voller Breite zu überblicken. Seitdem hat sich der merkwürdige Felsen, — müde, tausend und aber tausend Reisenden zum Piedestad zu dienen, — losgelöst und ist in den Schooß jener Fluthen gestürzt, deren Gesang er seit Aeonen gelauscht. Er hatte ihrem Locken lange genug widerstanden. Das göttliche Naturbild aber, welches von ihm gewonnen wurde, ist dadurch, daß der Beschauer seitdem dreißig oder vierzig Fuß weiter zurückstehen muß, um Nichts verkümmert worden.

Ein göttliches Bild, fürwahr! Gegenüber die weithin sichtbaren Hôtels des amerikanischen Städtchens. Rechts davon der amerikanische Fall, eine gerade, schneeige Schaumwand bildend, und begränzt

von der Felsenmauer von Goat-Island, grau und nackt zur Tiefe hinunterstürzend. Ihr Fuß badet sich in grünleuchtenden Fluthen, die Stirn wird von grünleuchtendem Walde begränzt. Von da, nach dem canadischen Ufer, in wunderbar kühnem Bogen hinübergeschwungen, der Hufeisenfall mit der auf der Goat-Island-Seite keck in seine Brandung hineinragenden Klippe. Tief unten endlich schäumendes, bacchantisch bewegtes, smaragdenes Element, aus welchem duftiger, als Indiens duftigste Schleiergewebe, jene Wasserstaubwolken zum Himmel aufsteigen, die das eigentliche Geheimniß des Katarakts verhüllen. Es ist ein Anblick, groß, und zur vollsten Erhebung emporreißend, — und die Titanen-Musik der stürzenden Wasser vollendet, was das Auge ja versäumen mag, der Seele zu übermitteln, — daß nichts erübrigt, als schweigendes Staunen! Aehnlich großartig, aber noch viel fremdartiger ist das Bild des Niagara*) im Winter, wenn der breite tiefe Schlund mit gewaltigen Eisbergen angefüllt ist, die sich an breiten Ufern aufthürmen und fast mit den Spitzen der Eiszapfen zusammentreffen, welche umgekehrten Kirchthürmen gleich von den überhängenden Felsen in die Tiefe fallen. Eis und Schnee bedecken die ganze Landschaft, der Fluß ist unten bis nahe an den Fall gefroren, aber selbst diese fortwährend stöhnende, krachende, zuweilen donnernde Eisdecke zeigt, wie schwer ihr die unterhalb tobenden Fluthen das Leben machen. Die Fälle sind fast bis auf zwei Drittel ihrer Höhe mit Eis umgekleidet, eingefroren. Die Tannen und Fichten auf den Inseln, sowie auf den beiden Ufern sind durch den Staubregen mit einer klaren krystallenen Eisschicht bekleidet, jedes Zweiglein, jedes Blättchen für sich, daß sie im Sonnenlichte glänzen und strahlen wie die Prismen eines Glaslüstre. Bei jedem Windhauch klirren und klappern die spröden aneinander schlagenden Zweige, und fast wird das Märchen von dem Bäumchen, das andere Blätter gewollt, hier in tausend und abertausendfacher Weise bewahrheitet. Tiefe Ruhe ist über diese wahrhaft canadische Winterlandschaft gebreitet, und nur oben an den tosenden Rapids, sowie weiter unten am Whirl-pool, wo der eingeengte, mehrere hundert Fuß tiefe Strom die dahinsausenden Wogen in Wirbel und Strudel schlägt und in der Mitte zu einer konvexen Wasserfläche emporhebt, ist die Eisbildung unmöglich. Und mit diesem Bilde, als einem dauernden Besitzthum, sei auch hier vom Niagara geschieden. Unzertrennlich aber von ihm, ja, nach jedem wiederholten Erschauen nur um so gebieterischer das Gemüth erfüllend, bleibt die Sehnsucht, auf's Neue seinen Gewalten gegenüber zu stehen, seinen Donnern zu lauschen, vor seinen Offenbarungen zu vergehen.

---

*) sprich Neiāgără

Pennsylvanien und Neu-Jersey.

XI. Philadelphia.

Philadelphia, die Hauptstadt Pennsylvaniens, ist zugleich die zweitgrößte Stadt Amerikas in Bezug auf die Einwohnerzahl — die erste Stadt Amerikas jedoch in Bezug auf ihre großartige Industrie. Die beiden Metropolen der Industrie am Delaware sind nur durch eine breite, den Staat Neu-Jersey formirende Halbinsel von einander getrennt, und die Eisenbahn legt die etwa 90 Meilen betragende Entfernung in etwa drei Stunden zurück. Ueberall zeigen sich die Spuren des geschäftigsten Verkehrs, des größten industriellen Reichthums, der sorgfältigsten Agrikultur und schließlich auch der — ausgebreitetsten, sich frech hervorthuenden Reklame. Eisenbahnen, Wasser-Kanäle, große Städte, ungeheure Fabriken und Werkstätten folgen unmittelbar aufeinander; große Flüsse werden überschritten. Bei Trenton, einer reichen Stadt am Delaware-Strom, treten wir in das Gebiet des Staates Pennsylvanien, und nicht lange, so fahren wir in das gewaltige Gebiet der großen, nahezu eine Million Einwohner zählenden Weltstadt ein. Längs des malerischen Schuylkill-Flusses dahineilend erblicken wir zur Linken einen Theil des Fairmount-Parkes, mit seinen schöngepflegten Gartenanlagen und Monumenten, mit den kleinen zierlichen Boothäuschen der Rudervereine an den Ufern des Flusses und den Thürmen der Fairmount-Wasserleitung, welche sämmtliche Häuser der Stadt bis in die oberen Stockwerke hinauf mit Wasser versieht. Wir fahren an den Gebäuden und Bassins des reichhaltigen zoologischen Gartens vorüber, und gelangen endlich zu einer Stelle, von der sich uns auf beiden Seiten der Bahn ein hübsches Panorama darbietet: zur Rechten die nunmehr verlassenen Gebäude der Weltausstellung von 1876, zur Linken jedoch das Häusermeer von Philadelphia, unabsehbar am Horizont verschwimmend, und überhöht von den Thürmen und Kuppeln seiner fünfhundert Kirchen, zu denen sich in weiter Ferne der kaum noch durch den Dunstkreis der Stadt dringende Mastenwald jener vielen Schiffe gesellt, die stets den breiten Rücken des von Ebbe und Fluth stark beeinflußten Delaware-Stromes bedecken. Es ist ein Städtebild, wie man es in solcher Großartigkeit nur selten genießt. Hier tritt uns Amerika abermals in seiner Macht und Allgewalt



Philadelphia: Der Bahnhof der Pennsylvania-Eisenbahn.

entgegen! Hier zu unseren Füßen liegt die Stadt ausgebreitet, deren Weichbild der Schauplatz der hervorragendsten Momente in der Geschichte Amerikas geworden, und die uns gegenwärtig mit ihrem Reichthum, ihren öffentlichen Anstalten, ihren Industrien, ihrer Schifffahrt als das Urbild amerikanischen Schaffungsgeistes und amerikanischer Thätigkeit erscheint. Der Charakter der Bevölkerung, ihre Lebensweise und Denkungsart ist hier eine ganz andere, als in Newyork. Hier ist das Leben viel ruhiger, viel abgeschlossener und begrenzter, als in Newyork. Die fieberhafte Thätigkeit, das Rennen und Jagen nach dem Dollar, das bewegte Straßenleben machen hier einem emsigen Schaffen in industrieller Beziehung Platz. Das Leben, die Thätigkeit zieht sich in Philadelphia in die Maschinenfabriken, die Werkstätten zurück. Die Zahlen beweisen dies, denn Philadelphia besitzt gegenwärtig nicht weniger als zwölftausend Fabriken mit Dampfmaschinen von 80,000 Pferdekräften und über 130,000 Arbeitern und Angestellten. Das in den Fabriken angelegte Kapital übersteigt 250 Millionen, der Werth ihrer Produkte 400 Millionen Dollars, und diese Zahlen sind in so ungeheurem Steigen begriffen, daß sich die Erzeugnisse etwa von 15 zu 15 Jahren verdoppeln. Eisen, Stahl, Maschinen, Webereien, Kleider und Schuhe sind die hervorragendsten Produkte, und die Etablissements, die ihnen gewidmet sind, zählen zu den größten Amerikas. Die meisten dieser Fabriken liegen theils in den Vorstädten, theils außerhalb der Stadt, und man sieht es an dem weiten Kranz von hohen Schornsteinen, welche die Stadt umgeben, daß die letztere selbst in ihrem Innern nur wenig von dieser gewaltigen Industrie besitzt.

Endlich haben wir den westlich des Schuylkill-Flusses gelegenen Stadttheil, West-Philadelphia genannt, erreicht, und fahren in den großen Bahnhof der Pennsylvania-Eisenbahn ein.

Bisher konnte sich die große, der deutschen Reichshauptstadt an Einwohnerzahl und commerzieller Bedeutung nur wenig nachstehende Stadt in Europa keiner großen Berühmtheit erfreuen. Der Einwandererstrom, sowie der Zug der Vergnügungsreisenden wandte sich vornehmlich nach Newyork und von da nach dem Westen, ohne Philadelphia zu berühren, und so kommt es auch, daß man in Europa nur von dem großstädtischen Leben von Newyork, von den prachtvollen Palästen Chicagos, von der herrlichen Lage von St. Franzisco spricht, ohne von Philadelphia viel mehr zu wissen, als daß es von William Penn gegründet wurde, und daß es gerade vor hundert Jahren die Wiege der amerikanischen Unabhängigkeit war.

Im Vergleiche zu anderen Städten von gleicher Einwohnerzahl und Bedeutung hat Philadelphia in der That wenig Sehenswürdigkeiten aufzuweisen, und hierin wird es von den meisten Städten Deutschlands und Frankreichs übertroffen. Dagegen ist die Hauptstadt Pennsylvaniens in anderer Beziehung merkwürdig. Sie ist das Prototyp, das Urbild der altamerikanischen Stadt und trägt deren Eigenthümlichkeiten in



Fernsicht auf Philadelphia vom Fairmountpark aus.



Philadephia: Arch-Street.



Philadelphia: Chestnut-Street.

Aussehen und im gesellschaftlichen Leben an sich, während die anderen Großstädte der amerikanischen Staaten-Union vom europäischen Geiste schon stark beeinflußt wurden.

Besehen wir uns die Straßen; es giebt vielleicht keine Stadt der Welt, in welcher die Straßeneintheilung, die Nummerirung und Bezeichnung regelmäßiger, dabei aber auch langweiliger und monotoner wäre, als in Philadelphia. In der Mitte der vom historisch berühmten Delaware und dem Schuylkill-Flusse gebildeten Halbinsel erstreckt sich von Osten nach Westen die breite Marktstraße und parallel mit ihr laufen etwa 30 bis 40 Straßen, die alle gleich weit von einander entfernt sind. Diese Straßen werden in senkrechter Richtung von anderen durchschnitten, welche zum Unterschiede von den mit Namen bezeichneten ersteren durch Ziffern bezeichnet werden. So z. B. erste, zweite, dritte Straße u. s. f. bis gegen fünfzig. Jedes der so gebildeten Straßenvierecke fängt in der Hausnummerirung mit einem Hundert an, sodaß sich z. B. zwischen der dritten und vierten Straße überall die Nummern 300 bis 400, zwischen der zehnten und elften Straße die Hausnummern 1000 bis 1100 befinden. Für die transversalen Straßen gilt die vorerwähnte Market-Street als Theilungslinie, indem von ihr aus die Häusernummerirung nach Norden und Süden beginnt, sodaß man beispielsweise sagt: Nord, vierte Straße Nr. 20, Süd, sechste Straße Nr. 45 u. s. f.

In solchen Häuservierecken ist mit geringen Ausnahmen die ganze Stadt erbaut und sie läßt demnach mit Bezug auf Regelmäßigkeit nichts zu wünschen übrig. Ein halbes Dutzend Squares wurde dadurch geschaffen, daß man an verschiedenen Stellen Häuservierecke, in Amerika „Blocks" genannt, wegließ, und auf dem so entstandenen Raume Baum-Pflanzungen anlegte.

Durch diese Regelmäßigkeit, sowie durch den Mangel an offenen Plätzen, an breiten Straßen und an Vegetation gewährt Philadelphia dem Fremden einen eigenthümlich todten Anblick, und nur in zwei oder drei Hauptstraßen erwecken das rege Geschäftsleben, die unzähligen Fahnen und Firmatafeln, die Lastwagen und Straßeneisenbahnen, die schönen Gewölbe und Verkaufsmagazine seine Aufmerksamkeit.

Zu dieser Stille und Einförmigkeit der Quäkerstadt trägt die ungeheure Ausdehnung derselben nicht wenig bei. Um sich eine Vorstellung von dieser Ausdehnung machen zu können, sei hier einigen statistischen Daten Raum gegeben.

Die 900,000 Einwohner Philadelphias wohnen in rund 150,000 Häusern; die Stadt hat Straßen und Wege von zusammen eintausend englischen Meilen Länge, von denen jedoch nur wenig mehr als die Hälfte gepflastert sind. Unter diesen Straßen befindet sich eine zweite unterirdische Stadt von hundertundvierzig Meilen Abzugs-Kanälen, sechshundert Meilen Gasleitungen und ebensoviel Wasserröhren. Die Stadt besitzt über zweihundertundfünfzig Meilen Straßen-Eisenbahnen mit zweitausend Passagierwaggons; vierhundert öffentliche Schulen, mit über zweitausend Lehrern und über achtzigtausend Schülern. —

In Bezug auf das geschäftliche Leben hat Philadelphia auch gewisse Eigenthümlichkeiten, die es mit keiner anderen Stadt gemein hat. Jeder Industriezweig, jeder Lebensberuf hat sich in gewissen Straßen festgesetzt. So z. B. wird die erste und zweite Straße nur von Schiffsmaklern, Rhedern, Export- und Import-Geschäften und Waarenhäusern eingenommen. Ein anderer Geschäftszweig würde in diesen Straßen unbedingt zu Grnnde gehen, da niemand in ihnen anderes als die obenbezeichneten Geschäfte sucht.

Die nächsten beiden Straßen, d. i. die dritte und vierte, sind bis zu einer gewissen Ausdehnung von den Banken, Versicherungscompagnien und Geldwechslern besetzt. Jedes Haus ist hier der Sitz irgend eines Geldinstitutes, und die diesen Anstalten gehörigen Gebäude sind besonders in der Nähe der Walnut- und Chestnutstraße monumentale, in Marmor und Eisen aufgeführte Paläste.

Zwischen der fünften und sechsten Straße, mit der Hauptfronte gegen die Hauptverkehrsader der Stadt, gegen die Chestnutstraße gerichtet, steht die „Independence-Hall", die Unabhängigkeitshalle, in welcher vor einem Jahrhundert die Erklärung der Unabhängigkeit Amerikas beschlossen wurde und in der sich gegenwärtig die Mayors-Office, d. h. das Bureau des Bürgermeisters, sowie die städtischen Kanzleien und die Gerichtshöfe befinden. Während man demnach in den ersten zwei Straßen nichts als Dock-Arbeiter, Matrosen, Schiffskapitaine u. s. f. erblickt, sind die fünfte und sechste Straße wieder von Leuten belagert, die bei Gerichten und Stadtämtern Beschäftigung finden. An jedem Hause der Umgebung wird man die Aufschrift „Attorney at Law" — Advokat, Gerichtshof 2c. finden, und dieser Theil der Stadt ist in der Regel der belebteste, da sich hier auch die Paläste der größten Zeitungen Philadelphias, wie des „Public Ledger", des deutschen „Demokrat", „Evening Bulletin", „Time" u. s. w. befinden.

Die beiden nächsten Straßen sind den Confections- und Kleidergeschäften gewidmet. Von hier an beginnt der fashionable Theil der Straßen, und die beiden ungeheuren Hôtels, das „Continental" und das „Girard house" bilden dessen Pforten. Während in den meisten Longitudinalstraßen Kaufläden gar nicht mehr vorkommen, sind in den beiden Hauptverkehrsadern Chestnut- und Walnut-Street nur mehr Optiker, Gold- und Silber-Läden, Buch- und Bilderhandlungen zu treffen, die in der sechzehnten Straße gänzlich aufhören, um eleganten Privatwohnungen Platz zu machen.

Eigenthümlicherweise hat sich der Hauptverkehr Philadelphia's aus der breiten Market-Street in die enge Chestnut-Street verlegt, und letztere dazu gemacht, was die Boulevards für Paris, was die Oxford-Street für London ist.

Jede Stadt der Welt hat mehr oder weniger ihre „City", den Sitz des Handels- und Geschäftslebens. So auch Philadelphia, und dieser Theil der Stadt dehnt sich zwischen der zweiten und neunten Straße und der Arch- und Walnutstraße aus.



Philadelphia: Broad-Street und das neue Stadthaus.



Philadelphia: Die Unabhängigkeits-Halle.

Darüber hinaus sind in den Querstraßen die Quartiere der Arbeiter und kleinen Geschäftsleute, in den Längenstraßen hingegen die Hôtels der eleganten Welt.

Die Straßeneisenbahnen, jene amerikanische Erfindung, die sich bis nach Japan und an die Ufer des Bosporus Bahn gebrochen, sind in Philadelphia in jeder Straße zu finden, und zwar ist die Einrichtung derart, daß die Straßenwagen in den nach geraden Nummern benannten Straßen gegen Süden, in den anderen gegen Norden laufen, und so die äußersten Enden der Stadt miteinander verbinden. In ähnlicher Weise sind die Linien in den Längenstraßen vertheilt.

Dem Fremden, der an die vorzügliche Straßenbezeichnung von Wien und Paris gewöhnt ist, wird das Auffinden derselben anfänglich schwerer fallen, indem hier sowie auch in Newyork, Baltimore und anderen Städten der Straßenname auf den Scheiben der Gaslaternen angebracht ist. In den Seitenstraßen fehlt er gänzlich und man muß sich mit Zuhilfenahme der Hausnummer in der vorne angedeuteten Weise zurechtfinden.

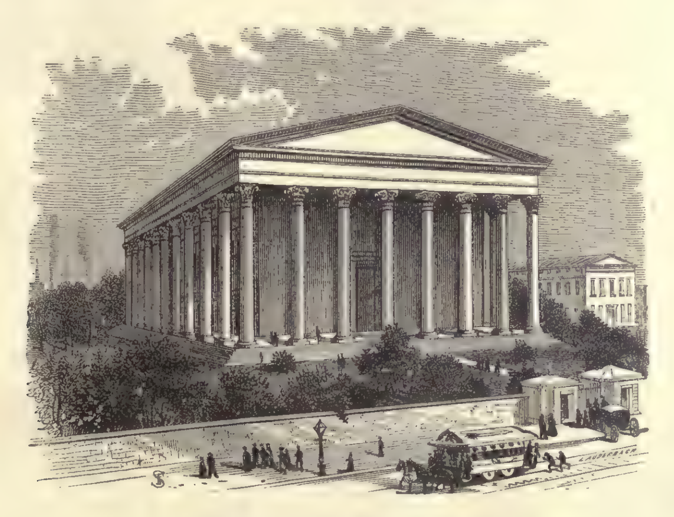
Die amerikanische Großstadt trägt in der Regel einen ganz eigenthümlichen Charakter an sich, der sich in Amerika überall wiederholt, so daß es vollkommen berechtigt ist, zu sagen: „Hat man eine amerikanische Großstadt gesehen, so kennt man alle anderen.“ — Dieselbe Straßeneintheilung, dieselben Namen, dasselbe Ansehen. Wie man in England überall einen Waterloo-Place oder Wellington-Street kennt, so sind in Amerika Washington, Madison, Broadway, Jefferson u. s. f. „Standart-benennungen“, die sich natürlich auch in Philadelphia vorfinden.

In den östlichen Städten, wie in Philadelphia, sind die Straßen häufig enge und mit hohen Häusern eingefaßt, die gewöhnlich von einem hohen Flaggenmast überragt werden. — Nirgends wird man an einem Festtage mehr Flaggen entfaltet finden, als in Amerika und das „Star-spangled-banner“, die Nationalflagge Amerika's, prangt auf jedem Hause. Besonders galt dies 1876 von Philadelphia, wo die Welt-Ausstellung, die fremden Gäste und die Feier der hundertjährigen Unabhängigkeit Amerikas einen Flaggenschmuck mit sich brachten, der wirklich überraschend war.

An dieser Stelle dürfte es vielleicht nicht unpassend sein, die Bedeutung des amerikanischen Banners zu erwähnen. Die dreizehn weißen und rothen Streifen des Banners bedeuten die dreizehn Originalstaaten der Staaten-Union, welche noch als englische Colonien vor einem Jahrhundert ihre Unabhängigkeit erklärten; die Zahl der Sterne im blauen Felde hingegen entspricht der Zahl sämmtlicher Staaten der Union (gegenwärtig 38) und es wird jedesmal bei der Einverleibung eines neuen Staates in die Union ein neuer Stern eingefügt.

Mit den Flaggen und Bannern wetteifern die Reclamen und Firmenschilder. Amerika ist das Land der Reclame und kein Geschäft wird hier reussiren, das nicht auf dem Wege der Reclame seinen Platz sichert. Die Häuser sind demnach mit den

auffälligsten Schildern bedeckt, und jede Ecke, oder Winkel ist mit einer Annonce versehen. In den höchsten Stockwerken der Häuser sind Drahtseile quer über die Straße gespannt und auf ihnen hängen die ungeheuersten Reclamen. Eigenthümlich ist es hierbei, auf welche Weise sich einzelne Gewerbe ankündigen. So wird man z. B. vor jedem Haarschneide-Salon einen Pfahl errichtet finden, der in den Nationalfarben weiß, roth und blau angestrichen ist. Vor jedem Tabakladen in den Vereinigten Staaten prangt eine hölzerne, in den schreiendsten Farben bemalte Figur in Lebensgröße oder wenig darunter. Gewöhnlich stellen diese Figuren Indianerweiber oder Häuptlinge mit geschwungenem Tomahawk vor, die in einer Hand ein Päckchen Cigarren halten. Ja selbst österreichische und preußische Soldaten sind unter diesen Figuren nicht selten vertreten.



Philadelphia: Das Girard-College.

Eine andere Eigenthümlichkeit von Philadelphia, wie der anderen amerikanischen Städte im allgemeinen sind die hohen Telegraphenstangen, die in vielen Straßen aufgepflanzt sind und, an Höhe die meisten Häuser überragend, einige Dutzend von Drähten tragen. Es ist sonderbar, daß man in dem sonst so praktischen Amerika noch nicht darauf verfiel, unterirdische Drahtleitungen anzulegen. So bilden diese Leitungen nicht allein ein Hinderniß des Verkehrs, sondern auch des Lichtes, das in die engen Straßen ohnehin nur spärlich eindringt.

Ein großer Uebelstand amerikanischer Städte ist das elende Pflaster, das man mit Ausnahme weniger Straßen überall antrifft. Philadelphia z. B., das jährlich Millionen zur Verschönerung und Einrichtung von gemeinnützigen Instituten verwendet, besitzt ein noch schlechteres Pflaster, wie Newyork oder Baltimore, obgleich die herrlichsten Steinquadern in der Umgebung der Stadt in Massen vorhanden sind. Ein



Philadelphia: Der Delaware-Strom.

ordentliches Trottoir ist nur in einigen Hauptstraßen zu finden, so z. B. in der Chestnutstraße, wo man mitunter über Steinplatten von 5 bis 6 Meter Länge und 3 Meter Breite dahinschreitet. In den anderen Straßen jedoch besteht das Trottoir aus schlechten Ziegeln, das Straßenpflaster aus holperigen spitzigen Steinen, das die Pferde häufig stürzen läßt. Der in der Mitte jeder Straße angelegte Schienenweg der Pferdeeisenbahn ist der einzig fahrbare, und die Privatwagen, Equipagen und Lastkarren Philadelphias haben insgesammt eine derartige Geleisweite, daß sie durchaus die Schienen der Pferdebahnen benützen können. Auf die letzteren wird auf Kosten des sonstigen Wagenverkehrs alle mögliche Sorgfalt verwendet, und wenn beispielsweise starker Schneefall die Passage versperrt, so wird der Schnee durch Schlitten der Eisenbahngesellschaft auf beiden Seiten der Schienengeleise derart aufgethürmt, daß er an manchen Stellen das Trottoir bedeckt. An ein Wegschaffen des Schnees von Seite der Gemeinde oder an das Bestreuen des Trottoirs mit Asche u. dergl. bei Glatteis ist nicht zu denken; es bleibt häufig der Sonne überlassen, Glatteis und Schnee hinwegzuschmelzen.

Ein ebenso bedeutendes Verkehrshinderniß bilden in dem unteren Theile der Stadt die am Trottoir aufgethürmten Waarenballen und Kisten, welche die Passage für die Fußgänger oft vollständig absperren, und die Letzteren nöthigen, auf die kothige Straße zu treten. In dieser Beziehung müssen die amerikanischen Städtevertretungen noch von Europa lernen, und dann wird das gegenwärtig für so vieles Nutzlose hinausgeworfene Geld die gehörige Verwendung finden.

Die amerikanischen Häuser können, insoweit von Wohnhäusern die Rede ist, ihr englisches und in mancher Hinsicht holländisches Muster nicht verläugnen. Die ganze Anlage gleicht jener des englischen Wohnhauses, nur ist in Philadelphia, wie auch in anderen Städten, das Material durchschnittlich ein besseres, was in dem großen Reichthum des Landes an prachtvollen Marmor- und Quadersteinen seinen Grund hat. So sind hier auch die Häuser der vornehmen Familien aus schönem, blendend weißem Marmor, jene der besseren Mittelklassen aus grünem oder braunem Sandstein, die übrigen aus Ziegel erbaut.

Anders die Geschäftshäuser, denn für diese war Newyork das Beispiel. Die schönsten und größten Geschäftshäuser sind nahezu durchgehends Eisenconstructionen, die in neuester Zeit immer mehr Boden gewinnen und auch in Philadelphia in großer Zahl zu treffen sind. Die meisten sind von bedeutender Tiefe und die in ihnen untergebrachten Kaufläden werden ihrer enormen Größe wegen auch das Erstaunen der Fremden erwecken. Gewöhnliche Handschuh- oder Hutläden haben vielleicht mehr denn hundert Fuß Tiefe; ebenso manche Juwelier- oder Galanteriewaarenhandlungen, die oft 50 mal so groß sind als die kleinen Juwelierläden im Palais Royal zu Paris. Durch diese großen Waarenhandlungen mit eleganten Auslagen, durch



Philadelphia: Der Zeitungspalast des Public Ledger.

die prachtvollen Hôtels und Zeitungsgebäude, durch den festlichen Schmuck der Häuserfronten und das geschäftliche Treiben in zwei oder drei Straßen erhält Philadelphia auch das Ansehen einer Weltstadt, zu welcher es sich allmählig ohne äußeren Anstoß hauptsächlich aus sich selbst heraus entwickelte, und welche Bezeichnung man ihm gegenwärtig wohl beilegen kann.



Philadelphia: Das Grab Benjamin Franklin's.

Wie die meisten amerikanischen Großstädte, so hat auch Philadelphia seinen charakteristischen Beinamen: „the City of Homes". Die Bezeichnung ist zutreffend, denn Philadelphia ist die häuserreichste Großstadt Amerikas, die über ein Areal ausgebreitet sind, welches unter allen Städten der Welt an Ausdehnung nur von London übertroffen wird. Der Mittelpunkt dieses großen Häusergebietes ist der Kreuzungspunkt der zwei breitesten und längsten Straßen der Stadt, der Market- und der

Broad-Street. Hier erhebt sich gegenwärtig das neue, noch kaum vollendete*) Stadthaus von Philadelphia, welches an Großartigkeit und Schönheit dem Capitol zu Washington würdig zur Seite gestellt werden kann. Der Reichthum des Staates Pennsylvanien an Marmor und Granit läßt sich an diesen ungeheuren Monolithen, diesen gewaltigen Quadern und Blöcken leicht erkennen, und wie das Material des Baues den natürlichen Reichthum vertreten soll, so kann die Größe und Pracht des-



Das Lincoln-Monument im Fairmount-Park.

selben dem Reichthum und der Größe Philadelphias zum Symbol dienen.

Diesem kolossalen Prachtbau gegenüber erhebt sich ein zweiter, ebenso großer, ebenso reicher Bau. Der erste ist der Sitz der freien Stadtgemeinde, der zweite der Sitz der freien Weltgemeinde, die in der Stadt der „brüderlichen Liebe" diese letztere zuweilen zur Wahrheit macht. Es ist der Freimaurer-Tempel, dessen Erbauung und innere Einrichtung mehrere Millionen kostete. Ebenso großartig wie dieser im normännischen, massiven Baustyl gehaltene, und von einem 230 Fuß hohem Wachtthurme

---

*) Herbst 1884.



Philadelphia: Am Wiſſahickon.

überhöhte Palast dem Besucher von Außen entgegentritt, ebenso großartig ist der Eindruck, den man im Innern von der Ausstattung der Logen-Räume empfängt. Die Teppiche, Möbel und Einrichtungsstücke, die reichen Lampen und Vergoldungen, der Luxus der Corridors und Ankleide-Gemächer, die Pracht des Banquetsaales — alles das giebt Zeugniß von den großartigen Mitteln, über welche die hiesigen Logen verfügen. — Das Freimaurerthum, sowie überhaupt die geheimen Orden, wie die Kreuzherren, Tempel-, Pythia-Ritter u. s. w. sind in Philadelphia sehr verbreitet und dürften in keiner anderen Stadt Amerikas ähnliche Verhältnisse erreicht haben. Von Zeit zu Zeit werden von diesen, zumeist wohlthätigen Zwecken gewidmeten Orden Festlichkeiten veranstaltet, bei welcher Gelegenheit man die Ordensritter in ihren originellen Trachten, mit ihren Bannern und Abzeichen sehen kann. Der Freimaurer-Orden ist unter ihnen der reichste und angesehenste. Die Neger haben bei ihrem exzentrischen, neugierigen Charakter dem Geheimthun dieser Gesellschaften viele Sympathie entgegengebracht und die große Mehrzahl unter ihnen gehört irgend einem der Brüder- oder Ritterorden an, deren Zweck bei diesen Schwarzen trotz aller Geheimthuerei und pomphaften Schabernack, Straußenfedern, Schärpen und Degen fast ausschließlich die Krankheitspflege und Alters-Versorgung, sowie die würdige Leichenbestattung ihrer dunkelhäutigen „Ritter" ist.

Philadelphia ist reich an vornehmen Prachtbauten und Kirchen, obgleich sie größtentheils in die Straßenfronten hineingebaut sind, und unter der Masse anderer Gebäude verschwinden. In Amerika ist es überhaupt nicht Sitte, öffentliche Bauten wie in europäischen Städten mit großen freien Plätzen zu umgeben, und sie dadurch mehr hervortreten zu lassen. Dies gilt besonders von Philadelphia, wo jedes Theater, jede Kirche, jedes öffentliche Gebäude mit in die Straßen gebaut, und mit anderen Gebäuden umgeben wurde, so daß sie trotz ihrer Schönheit nicht zur Geltung gelangen und nichts dazu beitragen, die unendliche Einförmigkeit der Häuserwüste Philadelphias zu heben, in welche nur die Hauptstraßen einige Abwechslung bringen. Es sieht wahrhaftig aus, als ob die guten Städtebauer fürchteten, in den über drei Millionen Quadratmeilen großen Vereinigten Staaten nicht genug Platz für ihre Städte zu finden. Die hervorragendsten Bauten, wie das große, prachtvolle Opernhaus (Academy of Music), die Akademie der schönen Künste, einige Kirchen und Riesenhôtels 2c. liegen in der Nähe der genannten zwei Monumental-Gebäude, der „City-Hall", und des „Freimaurer-Tempels".

Von den tausend Meilen Straßen zeigen höchstens fünfzig einige Abwechslung, der Rest besteht aus Wohnhäusern, die einander in Aussehen und Größe vollkommen gleichen, und in ihren unendlichen Reihen nur hie und da durch eine Wirthsstube (Saloon genannt) oder einen Kaufladen unterbrochen werden. Die Einkäufe an Lebensmitteln, Provision u. s. w. werden in Philadelphia in großen Markthallen gemacht, deren

die Stadt in verschiedenen Theilen einige besitzt, so daß selbst die den europäischen Städten eigenthümlichen Butter- und Gemüsehändler in den Wohnstraßen fehlen.

Das typische Wohnhaus Philadelphias, nach dessen Muster wohl vier Fünftel aller Wohnhäuser der Stadt gebaut sind, ist ein rother, ein bis zwei Stockwerke hoher Ziegel-Bau, mit Hochparterre, zu welchem eine mehrstufige, mit eisernen Geländern



Der Schuylkill-Fluß: Falls-Bridge.

versehene Treppe hinanführt. Die allerwenigsten Wohnhäuser Philadelphias besitzen eine Wagen-Einfahrt, oder ein mit der Straße im gleichen Niveau befindliches Thor. Diese Treppen, sowie die Schwellen, Thür- und Fensterumrahmungen sind gewöhnlich aus weißem Marmor hergestellt. Vor den bessern Häusern befindet sich nahe der Straße auf dem Trottoir eine schmale Marmorstufe eingemauert, die als Aufstieg in die Privatwagen dient. In den oberen Theilen der „hocharistokratischen" Walnut-Street

und ihren nicht minder feinen Nebenstraßen wurde mit Vorliebe brauner Sandstein, wie er in Newyork sehr gebräuchlich ist, verwendet, und nicht wenige Gebäude sind bis an das Dach hinauf ganz mit weißem Marmor überkleidet. Auf das Aeußere der Häuser wird von den Philadelphiaern große Sorgfalt verwendet, und Marmor wie Ziegel und Treppen werden an Samstagen und oft mehrmals in der Woche sorgfältig mit Bürste und Seife gewaschen, ganz nach den Gebräuchen der ersten Besitzer des Landes, der Holländer, von denen noch heute viele Familien vorhanden sind, und mit zu den „Aristokraten" der Gesellschaft gerechnet werden.

Die Bauplätze sind zumeist lange Rechtecke, und das Haus nimmt ihre ganze Tiefe mit Ausnahme einer der beiden hinteren Ecken ein, die als Hofraum benutzt wird. In Philadelphia werden die unterirdischen Räumlichkeiten nicht wie in Newyork

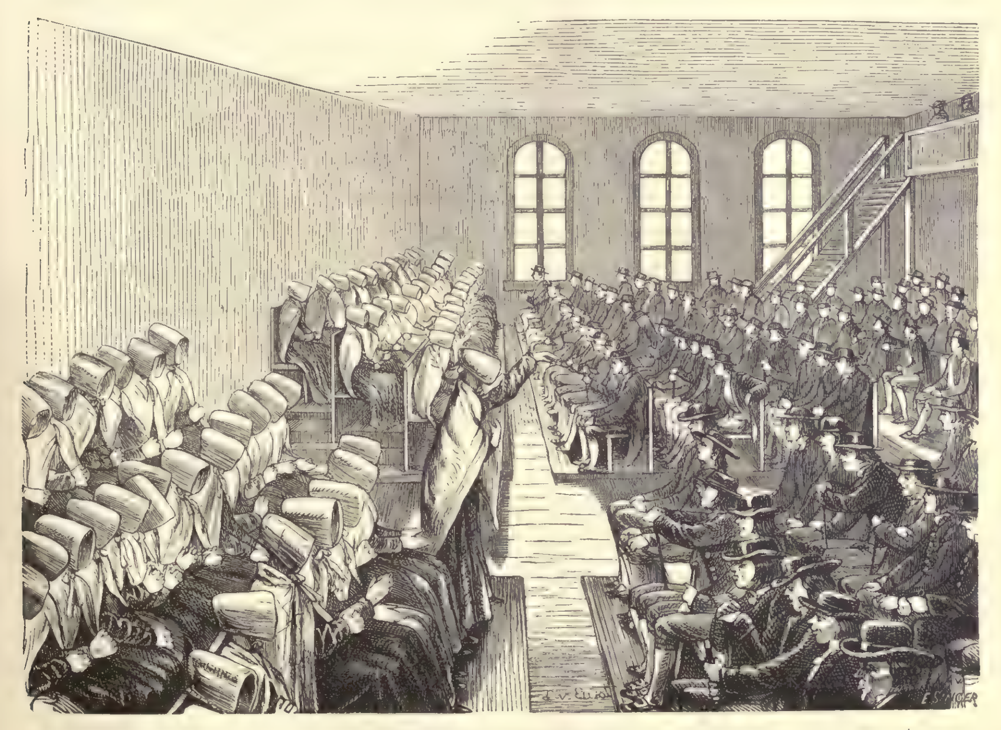


Volkstypen: Ein Negerpärchen.

zur Wohnung mit einbezogen, und der in Newyork dahin verlegte Speisesaal, Küche, u. s. w. nehmen in Philadelphia das Erdgeschoß ein, dessen Frontgemach der Empfangssalon oder das „Parlor" bildet. Die Schlafzimmer und das Drawing-Room der Damen befindet sich im nächsten Stockwerk. — In den Vorstädten sind viele Häuser mit reizenden, wohlgepflegten Blumengärten umgeben, und besitzen hübsche Veranden und Vorbauten, so daß man sich in der That nichts Hübscheres denken kann, als diese amerikanischen „Cottages", die ihren Bewohnern ihr größter Stolz sind. Da eben das Wirthshaus- und Clubleben in Philadelphia unter den Mittelständen gar nicht existirt, und die Familien Sommer und Winter größtentheils zu Hause verbringen, so wird auch auf die innere Einrichtung dieser Häuser große Sorgfalt verwendet. Die „Parlors" und andere Gemächer sind mit dicken, größtentheils in Philadelphia an-

gefertigten, vorzüglichen Teppichen belegt und mit vortrefflichen Möbeln ausgestattet. Das Hausgesinde rekrutirt sich zumeist aus Negern und Mulatten, welche ungeachtet ihrer angeborenen Trägheit und Naschsucht doch noch den hierzu ganz untauglichen Amerikanern vorzuziehen sind, und in vielen Fällen treue, diskrete und ganz tüchtige Diener abgeben.

Die Gärten um die Häuser und Alleen in den Straßen finden sich jedoch, wie bemerkt, nur in den Vorstädten Philadelphias, hauptsächlich in West-Philadelphia und dem lieblichen, anheimelnden Germantown, während in der Stadt selbst die



Philadelphia: Quäkerkirche.

Häuserwüste ein unbeschreiblich ödes und trauriges Ansehen hat. Und dieses Ansehen ist das treue Spiegelbild des Philadelphiaer Alltagslebens. Es ist ebenso öde und einförmig und großentheils auf das Hauswesen und die Lektüre irgend eines Buches, oder auf den Kirchgang beschränkt, welch' letzterer in der scheinheiligen Quäker- und Muckerstadt besonders unter den Amerikanern eine große Rolle spielt. Die Stadt besitzt nicht weniger als fünfhundert Kirchen, unter denen sich auch eine große Zahl von Quäker-Kirchen befindet. Sie unterscheiden sich von den anderen Gotteshäusern hauptsächlich dadurch, daß sie sämmtlich in mit hohen Mauern umgebenen und von

der Straße abgesperrten Gärten stehen, und weder Thurm noch sonst einen architektonischen Schmuck aufweisen, so daß man sie für gewöhnliche, einstöckige Wohnhäuser halten könnte. Ebenso kahl sind sie auch im Innern. Vier glatte, weiße Wände, ohne irgend welchen Kreuz- oder Bilderschmuck. Auf dem Boden stehen einige Reihen roh gezimmerter Bänke, deren eine Hälfte für die Frauen, die andere für die Männer bestimmt ist. Die Quäker haben keinen Priester. Sie versammeln sich des Sonntags in der Kirche und warten auf den „heiligen Geist", der gewöhnlich so gnädig ist innerhalb kurzer Frist eine oder die andere Person, Mann oder Frau zu überschatten. Die Betreffende erhebt sich dann und giebt der versammelten Quäkergemeinde die Eingebungen des heiligen Geistes von ihrem Platze aus kund. Nicht selten kommt es jedoch vor, daß die Gemeinde vergebens auf diese Eingebungen wartet, und es gewährt einen sonderbaren Anblick, die versammelten, Grau in Grau gekleideten Quäker regungslos stundenlang dasitzen zu sehen.

Diese Abkömmlinge William Penns gehen in neuerer Zeit einer radikalen Umwandlung ihres Lebens und ihrer Religionsformen entgegen. Wohl haben die Alten noch ihre einfache, zurückgezogene, wahrhaft patriarchalische Lebensweise, ebenso wie das trauliche „Du" im Umgange untereinander beibehalten, aber unter der jüngeren Generation giebt sich bereits die Reaktion kund. Die langweiligen, grauen Quäker-Gestalten verschwinden allmählich aus dem Straßenleben, und nur des Sonntags werden die Quäkertrachten zum Kirchgang angelegt. Die Frauen sind dann sämmtlich in graue Gewänder ohne irgend die geringste Verzierung gehüllt, während der Kopf unter großen, häßlichen Hauben verborgen ist. Die Männer tragen Frack und enge Beinkleider, Strümpfe und Schnallschuhe und einen niedrigen, breitkrämpigen Zylinderhut. — Die Quäker Philadelphias genießen den Ruf großer Vorsicht in ihren Geschäften, übertriebener Sparsamkeit und bedeutenden Reichthums.

Während die Quäker, wie man behauptet, von wahrer Religiosität beseelt sind, geben sich leider die Baptisten, Methodisten und Dutzende Andersgläubiger den Anschein der Religiosität, wovon sich die Deutschen der Stadt glücklicherweise ausschließen. Der Kirchenbesuch ist hier durch dieses Muckerthum nahezu obligatorisch geworden, und ohne irgend einer Religionssekte anzugehören, und ihre zeitraubenden, religiösen Uebungen an Sonn- und Wochentagen fleißig mitzumachen, wird ein junger Mensch vergeblich nach Beschäftigung oder Erfolg in seinem Geschäfte streben. Diese religiösen Versammlungen, in und außerhalb der Kirche, religiöse Bankete, Zusammenkünfte in Feld und Wald (Camp-Meetings) u. s. w. haben gerade in Philadelphia einen, man könnte sagen, krankhaften Charakter angenommen, der sicherlich nicht zum Wohle der Stadtbewohner beiträgt. Diese Scheinheiligkeit geht so weit, daß es Caffeehäusern, Restaurants, Theatern u. s. w. absolut nicht möglich wäre, ohne die deutsche Bevölkerung und die vielen Fremden hier zu bestehen. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß

der Consum von Branntwein und Bier hier geringer sei, als anderwärts. Es ist hier nur der Schein, der gewahrt sein will, und ungeachtet der zahllosen Kirchen und Wohlthätigkeitsanstalten und religiösen Gemeinden giebt es hier mehr verborgene Sünde und Elend, als in anderen Großstädten. Nur die sogenannten Variety-Theater mit ihren Schaustellungen halbentblößter Frauengestalten, und Produktionen der niedrigsten Sorte geben mit ihren stets vollgefüllten Häusern Zeugniß von der Geschmacksrichtung einer gewissen Volksklasse. Ebensowenig werden der Stadt, selbst von Seiten der Amerikaner, besonders gute Sitten nachgerühmt, und es wäre allerdings traurig darum bestellt, wenn man all' den Gerüchten hierüber Glauben schenken wollte. Es ist etwas Eigenthümliches um das gesellschaftliche Leben in Philadelphia; die abendlichen Besuche und Zusammenkünfte in den unerleuchteten Parlors, die religiöse Heuchelei, der Mangel an äußerer Anregung und Erheiterung des Geistes tragen zu dieser, man könnte sagen, Verkommenheit des sozialen Lebens viel bei. Es wäre erfreulich, wenn die Ausstellung von 1876 das korrupte, gesellschaftliche wie geschäftliche Leben ein wenig aufgerüttelt hätte.

Die Wissenschaft besitzt in Philadelphia einige hervorragende Institute, und vor Allem die „University of Pennsylvania", die sich, wie die anderen Hochschulen des Landes, allmählich aus dem Gymnasium und der Realschule, dem College, zu einer der ersten Universitäten Amerikas entwickelte. Ihre großartigen, palastähnlichen Gebäude gehören zu den schönsten der Stadt. Der Lehrkörper besteht aus einigen vierzig Professoren, die einem „Board of Trustees" unterstehen, deren Präsident der jeweilige Gouverneur des Staates Pennsylvanien ist. Im Departement of Arts werden vorwiegend die Gymnasialfächer vorgetragen, während das Departement of Science mit seinen vier Jahrgängen hauptsächlich die Heranbildung von Chemikern, Bergwerk- und Hüttenkundigen, Architekten, Maschinenbauern, Ingenieuren ꝛc. zum Ziele hat. Das Schulgeld beträgt in beiden Facultäten jährlich 150 Dollars. Die medizinische und juristische Facultät sind ausschließlich Fachschulen, und es genießt insbesondere die erstgenannte einen vorzüglichen Ruf. Ebenso bekannt ist auch das „Dental-College", das Institut für Zahnärzte, das unter seinen vielen Hundert Studenten zahlreiche Europäer aufweist. Hier erhalten die mit Recht so berühmten amerikanischen Zahnärzte ihre Ausbildung.

Es sei hier noch eines Umstandes erwähnt, der bis jetzt geeignet war, den guten Ruf der pennsylvanischen Universität im Auslande zu schwächen. Außer dieser Hochschule besteht in Philadelphia noch dem Namen nach eine zweite, welche die Benennung „Philadelphia University" führt und sich hauptsächlich mit der Ausstellung von Doktordiplomen gegen Erlegung eines gewissen Geldbetrages befaßt. Dieses schwindelhafte, in Europa bekannte Unternehmen hat mit der vorgenannten großen Universität nichts gemein, und es ist demnach gerathen, die beiden Institute von einander wohl zu unterscheiden.

Die ältere Hochschule Philadelphias, nach ihrem wohlthätigen Stifter Girard-College genannt, ist zur Zeit berühmter als die Universität. Girard, dem die Stadt eine ganze Anzahl gemeinnütziger Stiftungen verdankt, widmete zwei Millionen Dollars und einen großen Baugrund der Errichtung dieser Lehranstalt, die gegenwärtig über 500 Schüler, ausschließlich Waisen, zählt und zu den bestgeleiteten Anstalten Amerikas gehört.

Außerdem besitzt Philadelphia noch in seinem Franklin-Institut mit seiner reichhaltigen technischen Bibliothek und Modellensammlung und seinen gelehrten Mitgliedern eine hervorragende Heimstätte für die Wissenschaft, und seine Zeichnenschule, Vorlesungen und Lesesäle erfreuen sich stets zahlreichen Besuches.

Es muß überhaupt anerkannt werden, daß nicht nur in Bezug auf freien Unterricht in populären Wissenschaften in Amerika und speziell in Philadelphia von edlen Männern viel geleistet wird, sondern daß auch das Publikum, und besonders die Frauen-Welt, bei dem gänzlichen Mangel anderweitiger erbaulicher Zerstreuungen diesen Vorträgen großes Interesse entgegenbringen.

Die beiden größeren Bibliotheken, die Mercantile- und die Philadelphia-Library, werden ebenfalls mehr in Anspruch genommen, als dies mit den Bibliotheken anderer Städte der Fall ist.

Das Deutschthum Philadelphias erfreut sich in Amerika keines günstigen Rufes. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der geselligen Unterhaltung scheint den Deutschen der Stadt stark abzugehen, und die deutsche Bevölkerung setzt sich auch theilweise aus Elementen zusammen, denen jedwede Bildung entschieden abgeht. Das Wirthshaus-Wesen gilt einer großen Zahl der Deutschen als das Ziel ihres Strebens, und von den vielen Trinkstuben und Kneipen, Hôtels niederen Ranges und schlechten Boardinghäusern ist die Mehrzahl in ihren Händen, während andererseits auch anerkannt werden muß, daß die gesammte Bierbrauerei nicht nur Philadelphias, sondern von ganz Amerika in den Händen der Deutschen ruht. Ihre Vereine, Clubhäuser und besseren Vergnügungslokale, deren nahezu jede amerikanische Großstadt eine bedeutende Zahl besitzt, sind in Philadelphia selten, und ohne irgend welchen Werth. Das Deutschthum gelangte deshalb hier zu keiner Geltung und keinem Einfluß, und wenn dessen ungeachtet eine Reihe von Deutschen öffentliches Ansehen und hohe Achtung genießen, so haben sie dies ihren persönlichen Verdiensten und nicht ihrer Partei zuzuschreiben. Das einzige bedeutende Institut der Deutschen ist die „Deutsche Gesellschaft" mit hübschem Vereinslokale, großer Bibliothek und einem vortrefflich ausgestatteten Hospital.

Der Grund dieser ungünstigen Verhältnisse mag theilweise in der großen Ausdehnung der Stadt zu suchen sein, die den in allen Stadttheilen zerstreut wohnenden Deutschen das gesellige Beisammensein u. s. w. sehr erschwert. Die Deutschen, vereinzelt

wohnend, verschwinden in der Masse der sie umgebenden Anglo-Amerikaner, und assimiliren sich mit ihnen mehr und früher als in irgend einer anderen Stadt, sie raffen sich nur in einzelnen Bezirken zu kümmerlichem Vereinsleben auf.

Die farbige Bevölkerung Philadelphias beläuft sich auf ca. 30,000 Seelen und lebt vielleicht in besseren Verhältnissen als in irgend einer anderen Stadt Amerikas. Die Neger haben ihre Kirchen und Schulen, ihre Priester und Advokaten und werden von der weißen Bevölkerung freundlicher behandelt als anderwärts. Sie liefern das Hauptkontingent der Diener und Aufwärter in den Hôtels und den Philadelphia so eigenthümlichen Boardinghäusern und sind als solche in der That unersetzlich.



Philadelphia: Szenen am Schuylkill-Fluß.

Vergleicht man Newyork in gewissen Beziehungen mit Paris, so kann man Philadelphia in derselben Weise mit London vergleichen. Es ist voll der interessantesten Anstalten, Gebäude, Monumente, Sehenswürdigkeiten, aber ebenso wie in London würde man Monate brauchen, sie aufzusuchen, und ganze Bücher, sie zu beschreiben. So die kolossalen Maschinen-, Teppich-, Möbel-Fabriken, die Gießereien, Schulen, Spitäler, Museen und Gefangenhäuser. Aber wir eilen vorüber, den Ufern des Schuylkill-Flußes zu, an denen sich das Sehenswertheste Philadelphias, der reizende, große Fairmount-Park ausbreitet. Die Welt-Ausstellung von 1876 machte ihn der ganzen Welt bekannt, und jeder Besucher wird sich mit Vergnügen an die prächtigen

Ausstellungsbauten, an die herrlichen Thäler und wasserreichen Schluchten des Parks erinnern, der mit jenem, dem Amerikaner so eigenthümlichen Enthusiasmus und Selbstgefallen als der größte und schönste der Welt gepriesen wird.



Der Schuylkill-Fluß

bei Laurel-Hill.

Es ist nicht der einzige Park Philadelphias. Die Quäkerstadt besitzt deren noch mehrere in Gestalt ihrer wunderherrlichen Friedhöfe, denen das Vorrecht unter allen Ruhestätten der Todten in der ganzen weiten Welt nicht bestritten werden kann.

Mag man über den wunderlichen Styl der Steinmonumente und Obelisken, mit denen man hier die Gräber der Verstorbenen ziert, auch lächeln. Das Grün der hohen Bäume, die sie beschatten, und die herrlichen Parkanlagen, die sie umgeben, versöhnen uns damit, sowie mit der traurigen Bestimmung dieser paradiesischen Ruhestätten.

X. Die Seebäder von Neu-Jersey.

---

1. Long-Branch.

Die Badelust, die Liebe zur See, hat sich von Europa auch nach Amerika verpflanzt. Man ist dem ewigen Ozean, dem alten Gesellen, von Herzen gewogen, so lange man sich bloß an seinen Küsten, aber nicht — in irgend einem Schiffe auf ihm befindet.

Wie in Europa, so finden sich auch in Amerika die Seebäder hauptsächlich an jenen Küsten, welche den großen Städten am nächsten gelegen sind, und so ist denn auch die atlantische Küste Nordamerikas von Boston herab bis nach Cape-May, an der Mündung des Delaware, ein einziges Seebad.

Bisher war die alte Dame Europa mit dem noch älteren, stets galanten Ozean im besten Einvernehmen, seitdem aber die junge Riesin Amerika zu solcher Schönheit herangewachsen, wandte er sich von seiner alten Liebe theilweise ab, um sich die Zuneigung der jungen, transatlantischen Schönen zu gewinnen.

Und er gewann sie auch, aber erst seit wenigen Dezennien. Die Damen brachten die Seebäder in die Mode. In Trouville und Brighton und anderen fashionablen Orten hatten sie kennen gelernt, wie schön und angenehm und leicht es sich an der See leben läßt, und wie Amerika in allen Dingen den europäischen Moden und europäischem Geschmack folgte, so war es auch hier ohne Seebäder nicht mehr glücklich.

Prinzessin Mode zog sich von den Landhäuschen aus der Umgebung Newyorks und aus den Kurorten des Inlandes an die See und behauptet sich da bis auf den heutigen Tag.

So bekam denn Amerika seine Seebäder, — sein Newport und Cony-Island, sein Manhattan-beach, Long-Branch, Atlantic-City und Cape-May. Newport im kleinen Staate Rhode-Island ist der Rendezvousplatz der amerikanischen Aristokratie, Long-Branch ist die Favoritin der Newyorker eleganten Welt, und Atlantic-City ist das Seebad von Philadelphia, „the Quaker-City on the Sea“, die Quäkerstadt an die See



Aus den Seebädern: Mondnacht am Meeresstrand.

verpflanzt. Es ist überraschend, daß man in dem ungeheuren Bienenkorbe zwischen der Atlantik und Pacific, in dem rastlosen, schnelllebigen, thätigen Amerika überhaupt Orte findet, wo Müßiggang und Nichtsthun an der Tagesordnung sind, Orte, von derselben Bevölkerung wie sie Newyork und Chicago und Boston bewohnt, und doch so unendlich ruhig, so gänzlich außerhalb des fieberhaften Gelderwerbes, des ewigen Spekulirens und Calkulirens, das doch nirgends mehr zu finden ist, als eben in den ungeheuren Geschäftszentren der neuen Welt. —

Die amerikanische Seeküste von Boston bis zur Mündung des Delaware herab ist wie eigens für Badezwecke geschaffen; die schöne Mutter Erde, die sich in England in schroffen, hohen Kalk-Klippen Poseydon entgegenstellt, schmiegt sich hier so sanft und weich an das Meer wie in Trouville, und damit sich die zarten Schönen Amerikas ihre Füße nicht verletzen, oder gar wie in Etretat und Brighton zu derben Strohpantoffeln greifen müssen, bestreute sie die ganze Küste mit so feinem weichen Sand, daß es eine wahre Freude ist, mit nackten Füßen darauf herumzutrippeln. Nördlich von Newyork bis nach Canada hinauf ist jedoch die Küste ebenso felsig und steil, wie die Südwestküste Englands.

Long-Branch ist das Prototyp des amerikanischen Seebades. Seine geringe, nur etwa dreißig Meilen betragende Entfernung von der Metropole des Continents hat es zum beliebtesten und bekanntesten Badeorte der Transatlantischen Seeküste gemacht. Mehrere Wege, zu Land und zu Wasser, führen von Newyork dahin. Der schönere ist die Fahrt mit dem Dampfboote über die herrliche Bai von Newyork nach Sandy-Hook, die wohlbekannte Landspitze, das erste Stückchen Amerikas, das der Europäer gewöhnlich zu sehen bekommt, sollte er nicht schon zuvor an den Bänken von Neufoundland gescheitert sein. Dann freilich ist es anders. Von Sandy-Hook führt eine Eisenbahn nahezu am Rande des Meeres über eine jener langen Nehrungen dahin, wie sie Ostpreußen aufzuweisen hat. Elf Meilen Fahrt durch kahle, neugebaute, wie Pilze aus dem Boden gewachsene Seebäder bringen den Besucher nach Long-Branch.

Wie in den europäischen Bädern, so macht sich der Geschäftsgeist der Hôtelbesitzer auch hier schon bei der Ankunft am Bahnhofe breit, wo ein halbes Hundert Omnibusse bereit stehen, die Badegäste nach diesem oder jenem Hôtel zu führen. Man kann sich glücklich schätzen, wenn man den Ueberfällen der Kutscher und Condukteure mit heiler Haut entrinnt. Ein Schreien und Lärmen, ein Gedränge und Stoßen, das uns zur Verzweiflung bringen könnte. Endlich ist man in einen Omnibus gestiegen. Die Thüre wird zugeschlagen und fort geht's, dem Orte zu, der sich wie Brighton mehrere Meilen weit längs der Küste hinzieht. Long-Branch ist so lang, als man Lust hat, eigentlich noch viel länger, denn die ganze Meeresküste, von Sandy-Hook herab bis Cap-May, der Südspitze von Neu-Jersey, ist ein einziges Seebad, und da

zwischen den einzelnen Badeörtchen keine Grenzen gezogen sind, und man nicht weiß, wo das eine aufhört und das andere anfängt, so kommt man aus Long-Branch eigentlich gar nie ohne Benützung der Eisenbahn heraus.

Und was ist der Ort?

Eine unendlich lange Reihe von großartigen Hôtel- oder besser gesagt von Kasernenbauten und kleinen eleganten Landhäuschen in Reih' und Glied, auf kahlem gelben Sande stehend, die Fronten dem Meere zugewendet. Alles Tannenholz und Oelfarbe, grüne Fensterläden, breite Verandas um das Haus und hohe Fahnenstangen auf dem Dache. Hier ist der Sitz der Crême, des leichten Schaumes der Newyorker Codfish-Aristokratie. Ihm gegenüber der Schaum, die Brandung des Meeres, in langen Wellenlinien auf dem Strande spielend. Und zwischen beiden eine schöne, ebene, breite Fahrstraße, die gegen die See zu von einem schattenlosen Fußwege mit kleinen Pavillons und Sitzbänken begleitet wird. Unterhalb dieser Promenade, am Fuße einer etwa zwanzig Fuß hohen Klippe, ist der Meeresstrand mit seinen zahlreichen Badehäuschen.

Außer dieser fashionablen Avenue — die in mehr als einer Beziehung dem „Drive" von Brighton gleicht — sind wohl noch viele andere Straßen landeinwärts zu. Allein es sind traurige Straßen, ohne Baum und Gras — auf weißem Sand erbaut — und von der einzigen Anziehung — dem Meere — über eine Meile weit entfernt.

Dennoch sind alle Häuser und Häuschen in diesen Vorstädten, oder vielmehr Hinterstädten von Long-Branch ebenso mit Gästen überfüllt, wie die „Sea-Avenue" selbst. Und warum? Es ist eben Newyorker Mode, in Long-Branch den Sommer über zu wohnen, und ob es nun in den eleganten Kartenhäuschen am Meere, oder in den Bretterhütten dahinter ist, — es gilt in der nächsten Wintersaison in der Hauptstadt gleich: Man hat eben in Long-Branch gewohnt.

Wie in London, so ist auch hier das Westende mit dem großartigen, aber hölzernen Westend-Hôtel, der Villa des ehemaligen Präsidenten Grant und anderen eleganten Bauten, der fashionable Theil, und man ist wirklich überrascht von der Pracht der Toiletten, der Schönheit der Equipagen und Pferde, vom Reichthum der Hôtel-Parlors oder „Salons"! Man könnte sich nach Saratoga oder Vichy oder Baden-Baden versetzt fühlen, wüßte man nicht, daß diese glänzende Außenseite hier wie im ganzen eleganten Leben Amerikas nur innere Beschränktheit deckt. So in den Hôtels: Ueberall sind die Empfangsräume, die Speisesäle und Salons mit überraschender Eleganz möblirt, und anscheinend die arabischen Märchen verwirklicht; aber sieht man erst die eigentlichen Wohnräume, die Schlafzimmer 2c., so ist man enttäuscht von ihrer grenzenlosen Kahlheit und Einfachheit. Keine Bilder, keine Teppiche, keine Möbel — bis auf das Bett, den Waschtisch und ein paar Stühle. Das ist die

vielgerühmte Pracht der amerikanischen Hôtels. — Ebenso ist es mit dem Theater und dem Conzertsaale, die Long-Branch besitzt. Man spielt Alles, vom französischen Lustspiele bis zur klassischen Tragödie, vom Strauß'schen Walzer bis zur Haydn'schen Schöpfung — aber die Aufführung läßt überall viel zu wünschen übrig. Man besucht diese Lokale, besetzt alle Tische, aber welches Verständniß bringt man den Aufführungen entgegen!

Desto schwerer und echter ist es mit dem Aufwand an Toiletten und Equipagen. Worth's berühmte Toiletten sind am Strande von Long-Branch viel häufiger zu finden als in Trouville und Brighton. Die Brillanten glänzen hier feuriger, wie in den Sälen der alten französischen Aristokratie, und die Equipagen, Pferde und Geschirre sind ebenso reich wie auf der Praterstraße in Wien. Karossen fliegen vorüber, von reichen Rentiers sicher gelenkt. Offene Landauer, steife Diener auf dem Bock und eine nachlässig hingestreckte Schöne auf den Kissen im Innern, Reiterpaare auf feurigen Kentucky-Pferden, und daneben elegant gekleidete Fußgänger auf den Promenaden.

Aber das größte Leben findet man an den Ufern des launischen Meeres, das hier ebenso leicht tödtet als es liebkost, denn Long-Branch ist berüchtigt wegen der Menschenopfer, welche es alljährlich während der Badesaison fordert.

Auch die Schiffstrümmer, die hie und da aus dem weichen Sand hervorlugen — ein Stückchen Tau, eine zerrissene Kette, — beweisen zur Genüge, daß das schöne Meer bei all' seiner Schönheit hier ebenso treulos sein kann, wie — das Weib. Und auch die Seepflanzen am Strande — man fängt sich in ihren unter dem weichen, zarten Sande verborgenen Schlingen — erinnern sie nicht ebenso sehr an das Weib? Nur daß jene dies unbewußt und zufällig, diese jedoch zuweilen auch systematisch betreiben.

Für das Weib ist der Ozean ein ewiger Carneval, ein alter vergnügungslustiger Knabe, dem es sich ungenirt in die Arme werfen kann. Er umfängt sie und küßt sie und spielt mit ihr wie mit seinem Bräutchen. Er wiegt sie auf seinen Armen, und — hierin beweist er seinen überirdischen Charakter — er läßt sie unverletzt und ohne gebrochenes Herz weiterziehen. Aber dafür kommt die Schöne auch wieder, immer wieder, und enfin: ist es nicht besser, so einige Monate hindurch täglich schäkern zu können, als ihr einmal das Herz zu brechen? —

Das Baden ist der schönen Welt hier leichter und angenehmer gemacht, als in den europäischen Seebädern. Die beiden Geschlechter baden hier lustig und ungenirt untereinander, ja noch mehr, es ist sogar die Pflicht der Herren, irgend eine oder zwei Damen unter ihren persönlichen Schutz zu nehmen, sie ins Wasser zu geleiten, sie über die Wellen zu halten und bei ihren Schwimmversuchen zu unterstützen. Im Wasser wird bald Freundschaft geschlossen, und selbst wenn man sich in den Salons zu Lande kaum anblickt, ist man im Wasser miteinander mehr als vertraut. Im

Wasser und am Strande wird Alles zum Kinde — Frauen und Männer und Mädchen, Alles ist im tollen Durcheinander, lacht und schäkert und spielt. Man wirft sich in den Sand und bewirft sich gegenseitig damit, und balgt sich herum, bis unter lautem Jubel und Geschrei eine große Welle über alle hinwegstürzt und sie für einen Augenblick begräbt. Aber kaum ist die Brandung vorüber, als auch schon das tolle Treiben aufs Neue beginnt.

Man bleibt in Amerika durchschnittlich viel länger im Wasser, als in England und Frankreich, wo es als Regel angesehen wird, nicht über ein Viertelstündchen in der See zu verweilen. Hier weilt man während des Vormittags stundenlang darin oder zum Wenigsten im Badeanzuge, indem man die Zeit etwa wie die Amphibien zwischen Land und Wasser theilt.

Aber die Badeanzüge! Nichts ist schrecklicher als diese dunkelblauen, weiten, schmucklosen Flanellsäcke, die bei Herren und Damen vom Halse bis an die Knöchel reichen!

Wenn man in diesen schweren Büßerkutten ins Wasser schreitet, dann begreift man, warum alljährlich so viele Badende hier ertrinken. Weshalb die schöne Welt Amerikas sich in diese Kotzen vergräbt, in denen selbst Venus häßlich aussehen müßte, und nicht die leichten und schönen französischen Bademoden adoptirt, ist unbegreiflich — es wäre denn, sie wollten ihre ausgesprochene Magerkeit verbergen, die viele Illusionen zerstören könnte.

Es ist überhaupt ein merkwürdiges Ding um den sogenannten Anstand. Auch er ist den launischen Moden unterworfen. Während die Schönen am Abend bei den häufig stattfindenden Tanzkränzchen oder hier sogenannten „Hups" doch Hals, Busen und Arme entblößt tragen, würden sie eher vor Scham vergehen, als sich in derlei Kostüm, welches ihre Reize nicht verhüllt, dem doch so alten Ozean in die Arme zu werfen!

Die Badehäuser sind in Long-Branch und den andern Seebädern sehr bequem eingerichtet. Jedes Hôtel, ja sogar jedes einzelne größere Landhäuschen hat sein eigenes Badehaus am Strande. Aber dennoch lassen Viele sich es nicht nehmen, schon in ihren Häusern Toilette zu machen, und in dem häßlichen Kostüme durch die Straßen nach dem Meere zu wandern. Sie können zum wenigsten sicher sein, daß kein neugieriges Auge ihnen folgt.

Außer den Bädern ist der abendliche Tanz in den Hôtelsalons und der damit verbundene Klatsch das einzige gesellige Vergnügen. Den Nachmittag pflegt man durch Fahren und Reiten auf Grande-Promenade zuzubringen, wenn man Wagen und Pferde besitzt. Der Rest der Badegäste promenirt an der Seeküste oder ruht unter den, amerikanischen Hôtels eigenthümlichen, breiten Verandas — hier Piazzas

genannt — auf den obligaten Schaukelstühlen, halb ein Opfer der Conzertproduktionen des Hôtelorchesters, halb in Morpheus' Armen gewiegt. Die in England so beliebten Spazierfahrten auf dem Meere sind hier in den meisten Bädern weniger beliebt, wozu wohl auch die hier immer unruhige, wellenbewegte See beitragen mag. Dagegen werden alljährlich in der Nähe von Long-Branch die berühmtesten Pferderennen Amerikas, die Monmouth-Park-Races abgehalten, die dem fashionablen Badeorte dann für wenige Wochen ungewöhnliches Leben verleihen.



2. Atlantic-City.



Atlantic-City,
vom Leuchtthurm aus gesehen.

Etwa in der Mitte zwischen den beiden „Watering-Places" Amerikas — zwischen Long-Branch und Cape-May — liegt das große Seebad Philadelphias, das den stolzen, königlichen Namen „Atlantic-City" — „Altstadt der Atlantis" führt. Daß dieser Name von Rechtswegen anderen Seebädern eher gebühren würde, sehen alle fünfzig Millionen Menschen Amerikas ein, nur nicht die Indianer und die Million Einwohner Philadelphias, denen Atlantic-City dasselbe ist, was Cony-Island den Newyorkern, und Margate den Londonern, d. h. das Seebad und die Sommer-Residenz des guten, ehrsamen Volkes. —

Die stolzen atlantischen Rivalen von Philadelphia haben den Namen dieses Seebades mit vollem Rechte spottweise in „the Quaker-City on the Sea" — die Quäkerstadt an der See" umgetauft, und dieser Name vereinigt in sich all' die Eigenschaften, welche dem Seebade Philadelphias anhängen. Dieselbe massenhafte Ausdehnung, dieselbe Unzahl von Straßen mit Privat-Residenzen, dieselbe Scheinheiligkeit und dieselbe Langweiligkeit. — Und dazu gesellen sich noch ein paar andere Eigenschaften, die auch nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehören: fußtiefer Staub in den Straßen, und eine Armee von Fliegen in den Häusern und Hôtels.

Atlantic-City kann auf internationale Berühmtheit noch viel weniger Anspruch machen, als irgend eine Stadt Amerikas. Es ist spezifisch quäkerhaft, und nahezu das ausschließliche Eigenthum der Philadelphiaer.

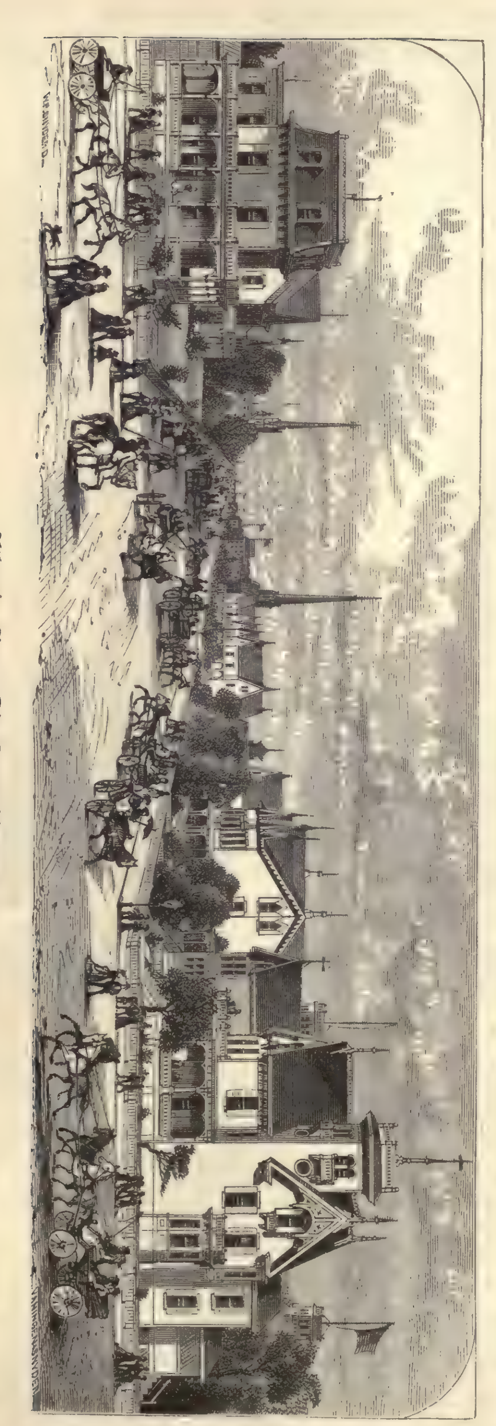
An Zuspruch mangelt es nicht und trotzdem fehlt es dem so herrlich an der Küste des Ozeans angelegten Orte an Leben. Es fehlen die Equipagen und Karossen in den Straßen, und das Aufwirbeln des Staubes fällt nur den Eisenbahnzügen und Omnibussen zu, welche die einzelnen Straßen mit dem Bahnhofe verbinden. Und auch die Schaaren von Spaziergängern und Badegästen, welche in anderen Seebädern die Promenaden so belebt machen, fehlen hier. Der Philadelphiaer verläßt sein Haus, sein „Parlor" in der Quäkerstadt nur, um ein paar Wochen — nicht in der freien



Atlantic-City: „Der Leuchtthurm".

Natur oder an der See, sondern anscheinend wieder nur in seinem „Parlor", seiner „Cottage" in Atlantic-City zuzubringen. Die Sommer-Ausflügler hocken in ihren Cottages, und hie und da sieht man ein lockiges Köpfchen hinter den Gardinen oder Blumenstöcken am Fenster neugierig hervorgucken, wie um den Frechen zu erspähen, der die Ruhe der Straßen durch seinen Spaziergang stört.

Und doch entbehren diese breiten, mit weißem Staub bedeckten Straßen nicht allen Reizes. Die einzelnen Villen und Lustschlößchen, die sie umschließen, sind ganz comfortable gebaut, und jedes einzelne mit blühenden, schattigen Gärtchen umgeben, die ein wahres Paradies für eine minder langweilige, quäkerhafte Bevölkerung sein würden. So jedoch erscheint jedes dieser Sommerhäuschen wie eine alte, unzugängliche



Atlantic-City: Die Haupt-Avenue.

Ritterburg mit Wällen und Gräben, deren Zugbrücken nur für die Mitglieder der Familie herabgelassen werden. In Long-Branch und Cape-May ist das Leben auf den Straßen und am Strande, in den großartigen Hôtels und Tanzlokalen. In Atlantic-City ist es in den Parlors der eigenen Häuser und den Badekämmerchen, und nur am Abend kommen die grauen Quäkerlein aus ihren Schneckenhäusern hervor, wie Regenwürmer nach einem Regen.

Der Zeitvertreib der Einsiedler von Atlantic-City ist während des Tages zwischen Essen und Schlafen getheilt. Am frühen Vormittage wird das obligate Bad genommen, und dann erscheint man erst wieder am späten Abend nach Sonnenuntergang, wenn das Licht des hohen, schönen Leuchtthurmes der Stadt, über die Dämmerung siegend, auf die Klöster und Einsiedlerhütten zu seinen Füßen strahlt. Da beginnt sich's auf dem fußtiefen, losen Sande von Atlantic-City zu regen und zu strecken. Die Damen und Herren und Kinder erscheinen wieder und waten stumm durch den Sand spazieren. —

Das einzige rege Leben auf dem Strande entwickelt sich an den Abenden der Samstage, wo es den Männern die Zeit gestattet, von Philadelphia aus ihre Penelopen in dem zwei Stunden von dort entfernten Atlantic-City zu besuchen. Dann sieht man in der That Tausende den Strand entlang auf und nieder wandeln, dann herrscht auch Leben und Lärm und Freude, die bis



Atlantic-City: Das Seebad vom Meere gesehen.

tief in die Nacht hinein währt. Am Montag Morgen jedoch ist die Stadt wieder in jene trostlose Monotonie und Langeweile gehüllt, die dem Fremden und Unbekannten den Aufenthalt unmöglich machen.

Und doch ist dieses Seebad den Philadelphiaern so ans Herz gewachsen, daß sie bei jeder Gelegenheit eine Lanze dafür einlegen. Die Macht der Gewohnheit, die Bequemlichkeit hat es ihnen lieb und theuer gemacht, und sie mögen sich wahrscheinlich recht wohl darin fühlen. Dem Fremden aber, dem Newyorker und dem „Westernman" erscheint es ebenso todt, ebenso langweilig, wie — die Quäkerstadt selber.

Und was Einem auch in Atlantic-City an Comfort abgeht, was man sich auch über das quäkerhafte Leben und Treiben ärgern muß, die Natur — nicht am Lande, — sondern am Ozean ersetzt es Einem tausendfach. Es liegt etwas Unsagbares in den Reizen und der Romantik des Ozeans! — Es ist ewig das Gleiche, ewiges Einerlei und doch wird man von Tag zu Tag mehr hingezogen. —

Und so mag es denn sein, daß Atlantic-City nur seines Meeres wegen besucht wird. Ist es so, dann erscheint dieser Besuch vollkommen gerechtfertigt. Allein wenn man den einsamen, todten Strand betrachtet, dann glaubt man nicht daran.

3. Cape-May.

Die Poesie des Meeres läßt sich übrigens am ungestörtesten empfinden, wenn man — festen Boden unter den Füßen — nur die Blicke über die unermeßliche Wasserwüste schweifen läßt. Cape-May, das liebliche Seebad an der Südküste New-Jersey's, ist ein solcher Küstenpunkt, der den Besucher durch manches anmuthige und interessante Strandbild erfreut. Cape-May ist als Badeort nicht ganz so „fashionable", wie seine stolzeren Rivalen Newport und Long-Branch. Doch besitzt der Badeort als einer der nächsten Küstenpunkte für die Bevölkerung von Philadelphia und Baltimore eine ganz besondere Anziehungskraft. Die Sonntags-Excursionszüge bringen regelmäßig eine ganze Emigration Städtemüder nach Cape-May. Die heilsame Sonntags-Lehre, die der Ozean der stolzen Nachbarstadt predigt, wird trotzdem nicht verstanden. Die Naturmacht, die das wilde Meer an diesem Ufer in eine Heilquelle für die Menschheit verwandelt hat, beugt sich vor keiner Menschensatzung. Man beherzigt hier dieses Urgesetz aller Schöpfung und läßt daher die regelmäßige Badezeit auch am Sonntage ohne jede Unterbrechung fortbestehen.

Der Strand von Cape-May bietet ein sehr bewegtes und lebensvolles Bild während der regelmäßigen Badezeit von 11—1 Uhr Mittags. In allen Badehäuschen vollziehen sich dann Metamorphosen, die jeder Beschreibung spotten. Der strenge Meeresgott duldet keinen Schein. In seinem Reiche herrscht nur die Wahrheit, aber leider nicht immer die Schönheit. Dieselben Frauengestalten, die noch auf der Morgen-Promenade am Strande in allen Reizen erborgter Anmuth prangten, verzaubern

sich plötzlich zu Erscheinungen, die man sehen muß, um an ihre ganze unästhetische Möglichkeit zu glauben. Es ist sicher eine Mythe und zwar die allerfabelhafteste, daß die Göttin der Schönheit, die Schaumgeborene, aus dem Meere entstiegen ist. Wäre sie im Badecostüm von blauen Flanell und im nassen Riesenhute erschienen, so wäre sie sicher weder Göttin, noch Teufelin geworden, und Lied und Klang vom Tannhäuser wäre nie gesungen und erklungen. Die badenden Herren repräsentiren mehr, je nach Alter und Gestalt, die verschiedenen Größen des niederen und höheren Sport, vom Clown bis zum Jockey. Doch diese bunte und unschöne Gesellschaft befindet sich recht wohl in ihrem nassen, wenn auch nicht eben schweigsamen Fischelement und findet die verjüngende Lebensquelle, die Ponce de Leon vergeblich in Florida gesucht hat, in der Brandung des alten Ozeans.

Die zwei „leitenden" Hôtels der Stadt, das „Stockton Hôtel" und die „Congreß Hall", sind hölzerne Mammuths Karavansereien. Die Zauberteppiche der arabischen



Atlantic-City: Ein Strandhôtel.

Märchen scheinen in ihre Salons verpflanzt, die Felsenquelle Sinai, die Moses Gefährten einst als ein Wunder erschien, findet man in den Waschtischen der übrigens sehr kahlen Schlafzimmer und das zauberhafte „Tischlein deck' Dich" in den für viele hundert Personen berechneten Speisesälen dieser Hôtels. — Um jedes derselben sind breite Gallerien angelegt, die fashionable Promenade während der heißen Tageszeit.

Cape-May besitzt auch das, was man in England „Ladies Mile" nennt, d. i. ein breites hölzernes Trottoir, das zwischen der Hauptavenue und dem Meere bis an das Ende des Ortes läuft und einerseits von der fashionablen, mit Equipagen und Reitern stets belebten, vorzüglichen Straße, andererseits von der Brandung des Meeres nur wenige Schritte entfernt ist. Dies ist die „grande promenade" von



Cape-May: Der Strand bei Sonnen-Untergang.

Cape May, das Rendezvous der Senatoren und Kongreßmännner von Washington, der Geldaristokratie von Baltimore und Philadelphia. Hier kann man, an der hölzernen, dem Meere zugewendeten Barrière lehnend, in einem Viertelstündchen die schönsten Frauen Amerika's sehen; wahrhaftig junonische Gestalten mit den reizendsten Gesichtern, üppigem, dunklem Haar und herrlichen Augen. — Amerika ist nicht umsonst berühmt wegen seiner schönen Frauen und Baltimore hat den Ruf, von der Göttin der Schönheit am meisten begünstigt zu sein. Deshalb ist auch das Holztrottoir der „Ladies Mile“ nicht breit genug für den Strom von Spaziergängern, der sich während des ganzen Tages, besonders aber in den Nachmittagsstunden aus den Hôtels hierher ergießt. — Selbst der mit weichem, festen Sande bedeckte Uferboden ist dann eben so sehr mit Equipagen und Spaziergängern besäet, wie die „Ladies Mile“ und die Fahrstraße jenseits derselben. — Ebbe und Fluth haben auf das heitere, vornehme Strandleben von Cape May bei schönem Wetter keinen Einfluß. Die See tritt nur um Weniges von den Ufern zurück und schleicht zur Fluthzeit so langsam und ruhig wieder die Ufer hinan, daß man es kaum wahrnimmt.

Cape-May bietet vorzüglich in seinen großen Hôtels, Stockton, Kongreß und Columbia-Hall, alle wünschenswerthen Bequemlichkeiten. Die Verbindung mit Sea-Grove, dem erst seit zwei Jahren bestehenden, rasch emporblühenden Badestädtchen am Cape-May-Point, wird durch Straßen-Eisenbahn und bequemere Fuhrwerke aller Art in der regsten Weise unterhalten. Sea-Grove besitzt einen Leuchtthurm nebst meteorologischer Station und erfreut sich der Nähe der Bai und eines reizend gelegenen Landsees. Das junge Städtchen, in das nach Schluß der Weltausstellung einige der neuen Hôtelbauten der Centennial-Stadt verlegt wurden, mag nach einigen Jahren erfolgreich mit Cape-May rivalisiren.





Cape-May: Der Bahnhof am Meere.

XI. Die amerikanischen Eisenbahnen.

Es ist bekannt, daß kein Land der Erde ein nur halbwegs so ausgebreitetes Eisenbahnnetz besitzt, wie die Vereinigten Staaten. Ebenso wenig giebt es ein Land von solcher Ausdehnung, in welchem blos eine Sprache herrschte, ein Land, in welchem sich so viel Comfort und so viele Annehmlichkeiten im Reisen darbieten würden, wie eben hier. Eine einzige Sprache herrscht von den Küsten der Hudsonbai bis nach Mexiko, von Alaschka bis nach Florida. Wohl giebt es hunderte von anderen Sprachen hier, aber blos das Englische ist herrschend und diese Sprache genügt weitaus, mit ihr durch's ganze Land zu kommen. Und während in den anderen Welttheilen, Europa mit inbegriffen, oft zu Wagen und Pferd, und häufig selbst zu des Schusters Rappen gegriffen werden muß, um irgend eine Gegend, oder eine Stadt zu erreichen, führt in Amerika die alles nivellirende Eisenbahn überall hin überall in des Wortes vollster Bedeutung. — Hundertzwanzigtausend Meilen Eisenbahnen haben in den letzten zwanzig Jahren den ganzen Continent in ihre eisernen Fesseln geschlagen, sie sind nicht nur überall dorthin vorgedrungen, wo ein Fünkchen Kultur Feuer gefangen, sie selbst waren die Pioniere, die der Kultur ihren Weg durch die größten Wildnisse Amerikas, mitten durch das Gebiet des wilden Indianers, über die größten Ströme, über die höchsten Gebirge gebrochen. Kein Plätzchen ist von ihnen unberührt geblieben. Die Lokomotive braust über die Bergspitzen der Rocky-Mountains und der ganze Continent ist heute mit Eisenbahnschienen umschnürt, auf denen man im Fluge von einem Weltmeere zum andern gelangen kann. — In einem solchen Lande ist das Reisen leicht. —

Und dazu kommt der Comfort, den man in jeder Stadt der Union, sei es wo immer antrifft. In den atlantischen Staaten, wie in den pazifischen und in den Prairien wird man keinen Ort, wenn auch nur mit fünfhundert Einwohnern, finden, welcher nicht ein gutes Hôtel mit halbwegs genießbarer Küche besäße. Ja noch mehr: in den Prairien ist sogar das Hôtel schon vorhanden, bevor von der zukünftigen Stadt auch nur das erste Haus erbaut ist. Die Romantik des Campirens im Freien hat sich auf die Berggipfel oder nach Texas und Neu-Mexiko zurückgezogen, und man giebt diese, mit Rheumatismus verbundene Romantik gewiß mit Vergnügen auf, um in einem guten Hôtel schlafen zu können.

Zudem sind in den ganzen Vereinigten Staaten, von der großen Metropole am Hudson bis zu den kleineren Städten von zehntausend Einwohnern herab, die Hôtelpreise ziemlich dieselben — zwischen drei und fünf Dollars pro Tag variirend, — so daß Amerika in der That das einzige Land genannt werden kann, in welchem man die Reisekosten mit ziemlicher Bestimmtheit im Voraus berechnen kann.

Unter den Hauptvorzügen, welche die amerikanischen Eisenbahnen charakterisiren, wird man viele finden, welche auch in Europa als ein wahrer Segen betrachtet



Inneres eines Pullmann'schen Palast-Waggons.

werden könnten. Schon das Fahrbillet nach irgend einer Stadt der Staaten-Union, ja selbst nach irgend einer größeren Stadt Europas und über die verschiedenen Reiserouten dahin, ist in allen Hauptstädten Amerikas käuflich, und nicht nur, wie in Europa, für einen bestimmten Tag, sondern für lange Zeit hinaus gültig. Das, wenn auch mitunter ziemlich umfangreiche Gepäck des Reisenden wird nach irgend einem Orte, und sei es auch von Newyork nach San-Franzisko, unentgeltlich befördert, ohne daß man sich um den Transport weiter zu bekümmern hätte. Nur einige Bahnen Neu-Englands, zum Beispiel die von Newyork nach Boston führende, machen

hiervon eine Ausnahme und lassen sich „Uebergewicht" ziemlich theuer bezahlen. Schon in dem Hôtel der Abfahrtsstation erhält man von dem sogenannten Baggage Porter, einem Hotelbediensteten, eine metallne Nummer, die man vor der Ankunft am Bestimmungsorte noch im Eisenbahnwaggon bei dem Agenten der lokalen Transportgesellschaft unter Angabe des Hôtels, in welchem man abzusteigen gedenkt, gegen einen Empfangsschein umtauscht, und man ist nicht selten überrascht, das Gepäck schon bei der Ankunft in seinem Hôtel, ja selbst in seinem Zimmer zu finden. Die Beförderung eines Gepäckstückes nach dem Hôtel kostet durchschnittlich 25 bis 35 Cents am., weshalb man wohlthut sich statt mehrerer kleinerer Gepäckstücke einen größeren amerikanischen Koffer anzuschaffen. Das ist schon deshalb geboten, als mit dem Passagiergepäck gewöhnlich in der rücksichtslosesten Weise verfahren wird. Ich selbst habe auf meinen Reisen durch den Continent durchschnittlich alle sechs Monate meinen Koffer erneuern müssen.

Auf den Bahnen Amerikas giebt es außer den Emigranten-Waggons scheinbar nur Waggons erster Klasse. Das amerikanische Volk kennt dem Prinzipe nach keine Kasten oder Klassen, und es konnte vorkommen, daß der Gesandte, der Senator, ja selbst der Unionspräsident mit seinem Diener zusammen in demselben Waggon, ja selbst auf derselben Sitzbank zu reisen hatte! Das ist die amerikanische „Egalité"! — Allein in der letzten Zeit macht sich das, der französischen Revolutionszeit abgelauschte geflügelte Wort nicht so breit. Es wurde in der That geflügelt und — flog davon. Zurück blieben der „Parlor-Car" und „Sleeping-Car" — (Salonwagen und Schlafwagen) beide von der elegantesten Einrichtung. Der erstere ein wahrer Salon mit schwellenden Kanapees und Fauteuils, etwa wie die Hofwaggons europäischer Herrscher; die letzteren elegante, mit Spiegeln, Tischen, Toiletten und „Closets" ausgestattete Waggons, deren Sitze zur Nachtzeit in bequeme Betten umgewandelt werden. Für ihre Benutzung hat der Passagier außer dem Fahrpreise noch anderthalb bis zwei Dollar pro Nacht zu entrichten.

Daß die Schlafwaggons in dem Lande der größten Entfernungen eine wahre Nothwendigkeit sind, und sich der ausgedehntesten Benutzung erfreuen, ist selbstverständlich. Amerika besitzt jetzt drei Schlafwagen-Compagnien, von denen die Pullmann'sche Compagnie die älteste und größte ist, und alle Eisenhahnen des Westens befährt. Die Schlafwaggons der Wagner'schen Compagnie sind auf den nordöstlichen, jene der Woodruff'schen Compagnie auf den südlichen Bahnen vorherrschend. In neuester Zeit lassen jedoch auch einzelne Eisenbahn-Compagnien, wie z. B. die große Pennsylvania-Bahn, auf ihre eigene Rechnung Salonwaggons mit ihren Zügen laufen, eine Einrichtung, welche der europäischen Eintheilung in Waggonklassen entspricht. Auf einigen Bahnen des Westens ist die Konkurrenz und die Sucht, so viel als möglich Passagiere heranzuziehen, so groß, daß sie eine Art Schlafwagen, die sogenannten

„Recliming chair cars“ dem Publikum ohne weitere Vergütung zur Verfügung stellen. So hat z. B. die von Chicago nach den Prairiestaaten führende „Chicago- und Rock Island“ Bahn einige dieser prächtigen Waggons erbauen lassen.

Die Zahl der Schlaf- und Salonwaggons, welche jedem Eisenbahnzuge hinter den gewöhnlichen Passagierwagen angehängt werden, richtet sich nach dem Bedarf, übersteigt aber blos in seltenen Fällen zwei oder drei. Zudem sind die amerikanischen Waggons im Allgemeinen doppelt, ja dreifach so lang als die europäischen, und wenn sie dessen ungeachtet bei großen Krümmungen nicht aus den Geleisen springen, so hat dies seinen Grund in ihrer eigenthümlichen Bauart. Sie ruhen nämlich mit ihren Enden nicht auf festen Achsen, sondern wie Lafetten auf sogenannten „trucks“, deren jeder zwei bis drei Paar kleine Räder besitzt, und die allein den Krümmungen der Bahn folgen, während der auf vertikalen Walzen sitzende Waggonkasten sich von diesen führen läßt. Auf den westlichen Bahnen giebt es Schlafwagen von über 100 Fuß Länge.

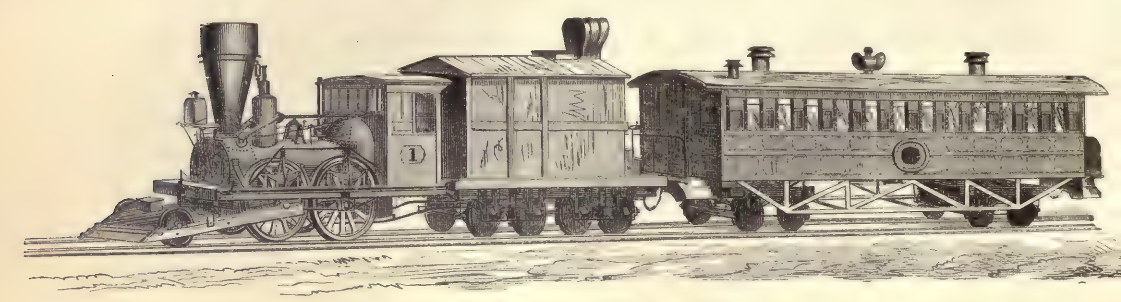
Wenn man der Sache auf den Grund geht, so wird man finden, daß die Eisenbahnen in Amerika eine subtilere Eintheilung nach Personenklassen besitzen, als in Europa. Allerdings nennt man die gewöhnlichen Waggons durchgehends Waggons I. Classe; aber es ist doch bei jedem Zuge auch ein Waggon zweiter Classe, der Rauchwaggon oder „Smoking Car“, in welchem die Passagiere nur Fahrbillete zweiter Classe zu zahlen brauchen, ein Zugeständniß, welches sich viele Geschäftsreisende, ärmere Volksklassen beiderlei Geschlechts und schließlich auch die Neger zu Nutze machen, denn weder ihre Mittel, noch die allerdings ungeschriebenen Gesetze gestatten es dem Schwarzen und dem Mulatten, in einem Waggon I. Classe zu reisen. In den Mittelstaaten erfreuen sie sich allerdings größerer Toleranz, in den Südstaaten jedoch dürfte es wohl kein Schwarzer wagen, mit den Weißen im selben Waggon zu reisen. Die dritte Waggonklasse wird den gewöhnlichen Personenzügen nicht angehängt, sondern wird in eigenen, langsamer fahrenden sogenannten Emigrantenzügen zusammengestellt, da sie hauptsächlich von Emigranten benutzt werden. Das gäbe somit vor der Hand drei Klassen. Höher als die erste Klasse stehen die erwähnten Salon- und Schlafwaggons, und wer noch besser, schneller und bequemer reisen will, als in diesen, der wird die gewöhnlichen Personenzüge überhaupt aufgeben und die auf manchen Bahnen, wie der „Pennsylvania-Bahn“, gebräuchlichen „Heizzüge“ benützen, welche z. B. die Strecke zwischen Newyork und Chicago in vierundzwanzig Stunden zurücklegen, und sowohl in Bezug auf Schnelligkeit, wie auf Luxus unerreicht dastehen dürften. Sie setzen sich nur aus Palast- und Schlafwagen, ferner einem höchst eleganten Rauchwagen und ein oder zwei Hôtelwaggons zusammen und werden hauptsächlich von der vornehmen Welt, oder was man eben in Amerika darunter versteht, benützt. Die Einrichtung dieser Hôtelwagen gleicht ganz jenen

eines eleganten großstädtischen Restaurants nebst Küche, Speisekammer und Eiskeller (die beiden letzten zwischen den Rädern unter dem Wagen befindlich), in welchem man für einen Dollar ein nach allen Regeln der Kochkunst zubereitetes, aus etwa einem Dutzend Gängen bestehendes Diner servirt bekommt. Die Speisen werden selbstverständlich während des schnellsten Fahrens zubereitet, und ebenso auch eingenommen. Nach dem Diner begeben sich die Herren nach dem ganz wie ein amerikanisches „Hotel-Parlor" eingerichteten Rauchwagen, in welchem sich eine kleine Reisebibliothek, Lehnstühle, Sofas und Feldsessel befinden. Des Abends wird vielleicht in einem der Salons oder „State Rooms" der Salonwagen ein Spielchen Whist oder „Poker" gemacht, und gegen zehn Uhr das bequeme Bett aufgesucht. Am nächsten Morgen wird das Frühstück wieder in dem Hôtelwagen eingenommen, oder man kann sich seinen Thee oder Caffee nach dem Schlafwagen bringen lassen.

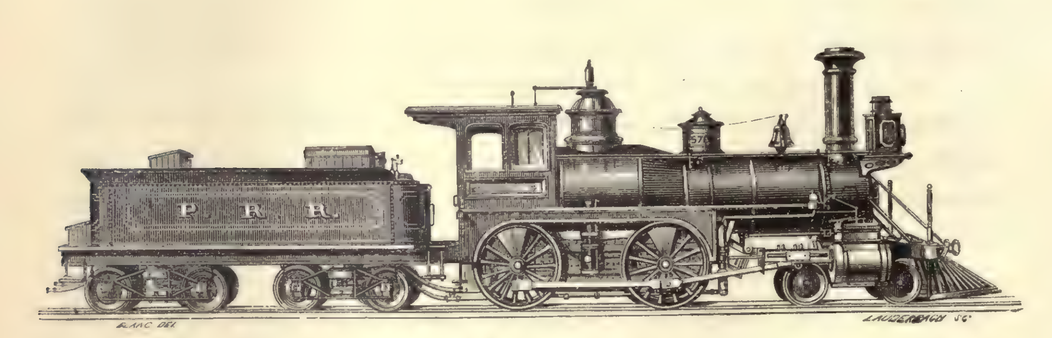
Einen noch weitergehenden Luxus erlauben sich einzelne Krösusse und Eisenbahnpräsidenten, welche für ihre oft monatelangen Vergnügungs- oder Geschäftsfahrten über den ganzen Continent einen eigenen Salonwagen miethen, so daß sie nicht gezwungen sind, in den einzelnen Städten ihre Bagage nach den Hôtels und zurückschleppen zu lassen, Waggons zu wechseln oder in Gesellschaft des gewöhnlichen Reisepublikums zu fahren. Diese Waggons besitzen eine ganz bequeme und praktische Einrichtung und werden auch von allen Künstlern, welche sich den Luxus erlauben können, wie z. B. von Mad. Patti, der berühmten Amerikanerin Minnie Hauk, der englischen Schauspielerin Langtry, von Sarah Bernhardt, Henry Irving und Anderen auf ihren Reisen stets benützt. Ebenso wie Schiffe, haben auch diese Waggons ihren eigenen Namen, und zwar jenen des Künstlers, welcher sie miethet. Der Preis dieser großen, bequemen und elegant eingerichteten Waggons beträgt per Tag 30 bis 50 Dollars, wobei jedoch für die den Waggon benützende Anzahl Passagiere natürlicherweise noch das gewöhnliche Fahrgeld erster Klasse entrichtet werden muß. Ein solcher Wagen enthält die Einrichtung eines Miniaturhotels auf Rädern — einen kleinen Salon und Schlafzimmer und Toilette für die Primadonna und einen elegant eingerichteten Salon mit zusammenfaltbaren Betten für die Begleitung. Am vorderen Ende befinden sich zwei Toiletteräume, am hinteren eine kleine Küche. Jeder Wagen besitzt einen eigenen Kondukteur und einen schwarzen Diener, der den Morgenkaffee und zeitweilig auch einen Lunch ganz vortrefflich zubereitet. Der Waggon wird den gewöhnlichen Personenzügen angehängt, und am Bestimmungsorte auf ein Seitengeleise geschoben, wo er bis zur Weiterfahrt stehen bleibt. Ist das Hôtel zu weit entfernt oder das Wetter zu schlecht, so zieht man es vor, im Waggon zu übernachten, wozu man bei den Nachtreisen manchmal doch gezwungen wird.

Das weibliche Geschlecht gewöhnte sich in Amerika leicht an den Gebrauch der Schlafwaggons, obwohl es in denselben keine Scheidung der Geschlechter giebt. — Der

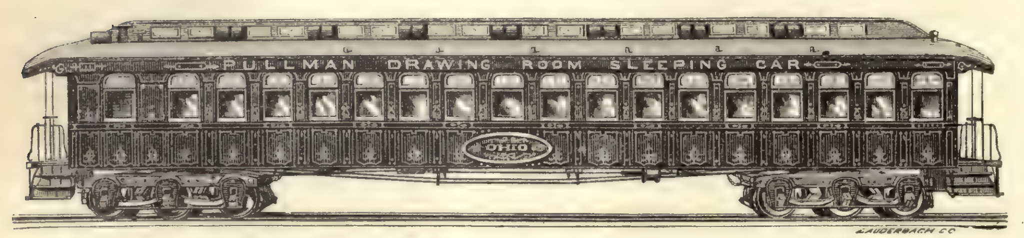
Grund liegt weniger in den emanzipirten Ideen der amerikanischen Frauen, als in der bekannten Rücksicht, welche der Amerikaner als wahrer „Gentleman" dem weib-



Die älteste Lokomotive Amerikas.



Eine amerikanische Lokomotive der Neuzeit.



Aeußeres eines Pullmann'schen Schlaf-Waggons.

lichen Geschlechte ohne Unterschied der Rangstufe zollt, und die er nur der Negerin gegenüber zuweilen vernachlässigt.

Ob nun diese Achtung und Rücksicht sich auf die gegenwärtige Generation aus früheren Zeiten vererbt hat, wo das numerische Verhältniß der Geschlechter besonders

im Westen so verschieden war, oder ob es aus innerer Ueberzeugung stammt, thut hier nichts zur Sache. Jedenfalls ist es ein großer Fortschritt, wenn die Frau oder selbst ein junges Mädchen jede Eisenbahn- oder Dampfschifffahrt allein unternehmen darf, ohne irgendwie Zudringlichkeiten ausgesetzt zu sein. Niemand wird sie belästigen, denn sie steht unter dem Schutze des gesammten mitreisenden Publikums, das mit jedem Dawiderhandelnden auf ziemlich summarische Weise verfährt, ohne erst den Richterspruch oder den Henker abzuwarten.

In den Waggons ist das Rauchen strenge untersagt, ob sich nun Damen in ihnen befinden oder nicht. Dafür ist jedem Zuge ein Rauchwaggon angehängt, in den man sich begiebt, sobald man während des Fahrens Lust verspüren sollte, seine Cigarre zu rauchen. Und daß man auch im schnellsten Fahren nach dem Rauchwaggon, dem „Smoking-Car", gelangen kann, dafür ist durch die an den Enden der Waggons in deren Längenachsen befindlichen Thüren Sorge getragen, so daß man während der Bewegung des Zuges von einem Ende des letzteren durch sämmtliche Waggons hindurch bis zum andern gelangen kann. Auch zur persönlichen Sicherheit trägt diese Verbindung, sowie die enorme, auf mehr als sechzig Personen berechnete Größe jedes Waggons viel bei. — Die allgemeine Sicherheit des Zuges gegen Unfälle u. s. w. befördern die auf allen amerikanischen Bahnen eingeführten, sogenannten Westinghouse'schen Luftbremsen, mit denen man von der Lokomotive aus durch das einfache Drehen an einer Handhabe den ganzen Zug in kürzester Frist zum Stillstand bringen kann. Jede Lokomotive hat überdies an ihrer Stirnseite den sogenannten „Cow-Catcher" (Kuhfänger), einen schneepflugartigen Holzrechen, mit welchem alle auf den Geleisen befindlichen Gegenstände zur Seite geschafft werden. — Im Nebel oder zur Nachtzeit mahnt eine große, gleichfalls auf der Lokomotive befindliche Glocke an den herankommenden Zug und die sonnenhellen Lichter an der Stirnseite des eisernen Rosses beleuchten überdies die Schienen schon auf weite Strecken hinaus, so daß jeder Art von Unfällen auf das umfassendste vorgebeugt ist. Der Telegraph thut das Uebrige, und all' diese Einrichtungen machen die europäische Institution der Bahnwächter entbehrlich, die man auf amerikanischen Bahnen vergebens suchen würde.

Eine weitere Errungenschaft amerikanischer Waggons sind die bequemen, für zwei Personen berechneten Sitze, deren Lehnen derart umgelegt werden können, daß man entweder mit dem Rücken gegen oder in der Zugrichtung sitzen und sich sein Gegenüber nach Belieben auswählen kann. — Am Ende eines jeden Waggons befindet sich eine Toilette und ein Reservoir mit frischem, stets in Eis gehaltenen Trinkwasser, und in jedem einzelnen Zuge, selbst in denen des fernsten Westens befindet sich eine mitfahrende Miniatur-Buchhandlung mit den neuesten literarischen Erscheinungen, Novellen, Monatsschriften, Tagesblättern und dem obligaten „New-

york Herald". Allerdings ist diese Eisenbahnliteratur mitunter auch etwas zweifelhafter Natur. Der Buchhändler ist gewöhnlich auch der Restaurateur des Zuges, obschon sich sein Speisezettel nur auf Südfrüchte, Schinken-Brote, Bonbons und im Sommer auf vorzügliches Frucht-Eis beschränkt, das er auf einzelnen Stationen mitnimmt.

Die Bevormundung der Passagiere durch den Zugführer ist in Amerika gänzlich unbekannt. Das Mahnen zum Einsteigen, das Ausrufen der Stationsnamen und der Aufenthaltsdauer in den einzelnen Stationen u. s. w. wird man niemals hören. Jeder Amerikaner, mit nur äußerst geringen Ausnahmen, kann lesen und schreiben. Jeder besitzt eine schön ausgestattete, mit der Eisenbahnkarte versehene Fahrordnung, die überall in jedem Hôtel, jedem Bahnhof und Telegraphenbureau zu finden ist, und von denen sich der Reisende ohne irgend welche Vergütung so viele nehmen kann, als er braucht. Er weiß daher genau die Abfahrts- und Ankunftszeit in den einzelnen Stationen, und da jeder reisende Amerikaner auch eine Uhr besitzt, so ist er über alles, was er zu wissen braucht, genau informirt.

Diese ungemeine Selbstständigkeit in allen Handlungen und in dem ganzen Wesen des Amerikaners gehört zu seinen hervorragendsten Charakterzügen, und sie äußert sich gerade auf den Reisen in einer, dem Europäer auffälligen Weise. Der Luxus, welcher sich in der neuesten Zeit auf den amerikanischen Eisenbahnen entfaltet, hat wohl wie bemerkt hauptsächlich in der kolossalen Conkurrenz seinen Grund, die auch in Bezug auf die Fahrpreise ungemein wohlthätig für die reisende Menschheit ist, wenn dies auch auf Kosten der Bahn-Aktionäre geschieht. Es ist in Bezug auf den Eisenbahnbau in Amerika sehr stark gesündigt worden. Wo früher eine einzige Bahn war, sind heute deren zwei, drei, vier, ohne daß sich jedoch der Verkehr in demselben Maße gesteigert hat. So laufen z. B. von Newyork nach Chicago augenblicklich theils direkt, theils auf kleinen Umwegen, beinahe ein Dutzend Bahnen, die natürlich bestrebt sind, die anderen durch Luxus und Schnelligkeit, noch viel häufiger jedoch durch beispiellose Herabsetzung ihrer Fahrpreise zu überbieten. Dies wurde in manchen Staaten allerdings bereits durch die Gesetzgebung verhindert, wie z. B. im Staate Newyork, wo der Fahrpreis I. Classe pro engl. Meile 2 Cents also 8 Pfennige beträgt. Auch versuchten die einzelnen Eisenbahnen durch Abschließung von Verträgen oder sogenannten „Pools" unter einander den Fahrpreis auf allen Bahnen gleich zu machen. Indessen wurden derlei Verträge vielleicht schon am selben Tage gebrochen. —

Der Fahrpreis fällt dann von Tag zu Tag so weit herab, daß man z. B. in manchen Wochen die nahezu 1000 Meilen weite Fahrt von Newyork nach Chicago um 5 bis 6 Dollars statt um den vorgeschriebenen Preis von 25—30 Dollars machen kann. Aehnlich bekriegten sich die von Chicago nach Minnesota laufenden zwei Con-

kurrenz-Bahnen, die Chicago und North Western und die Chicago-Milwaukee-St. Paul-Eisenbahn vor Kurzem derart, daß man eine Zeit lang die etwa fünfhundert Meilen betragende Strecke für einen Dollar zurücklegen konnte. Eisenbahnkriege sowohl im Passagier- wie Frachtenverkehr kommen hier und dort in dem großen Lande fast täglich vor, und die bedeutenden Schwankungen in Eisenbahnwerthen haben theilweise darin ihren Grund. —

Zudem sind in diesem von den größten Strömen durchzogenen, dem Wüthen der Elemente viel mehr ausgesetzten Continente die Eisenbahnen nicht auf so solide Weise erbaut wie in Europa. — Durch die stets fortschreitende vandalische Wälder-Ausrottung sind die ohnehin wilden Flußläufe lange nicht mehr so geregelt, wie in früherer Zeit. — In manchen Monaten herrschen die kolossalsten Ueberschwemmungen, nicht nur den Städten und Pflanzungen, sondern natürlich auch den Eisenbahnen den größten Schaden verursachend. Die Schienenstraßen werden dann auf viele Meilen unter Wasser gesetzt, Brücken und Dämme fortgerissen, oder von Bergstürzen verschüttet. Auf meiner letzten Reise von Central-Amerika zu Land durch Mexiko und Texas nach Newyork im Mai 1884 fand ich bei meiner Ankunft in Osttexas das ganze Land bis weit in's Herz von Arkansas und Louisiana hinein unter Wasser und mußte einen vierzigstündigen Umweg machen, um nach St. Louis zu gelangen. Zu den Ueberschwemmungsgefahren im Mississippibecken kommen noch die furchtbaren Wirbelstürme der Tornados im Nordwesten, welche nicht nur Brücken umstürzen und Bahndämme aufreißen, sondern selbst ganze Eisenbahnzüge von den Geleisen heben; Schneeverwehungen welche die Bahnen im Norden und Westen auf Wochen hinaus unfahrbar machen. Im Jahre 1882 war ich selbst mit meinem Zuge auf den Steppen von Dakota zwischen Fargo und Manitoba drei Tage lang weit von irgend welcher Station in der grimmigsten Kälte eingeschneit. Die so beschränkten Einnahmen der Eisenbahnen werden übrigens noch weiter beträchtlich durch die vielen Unfälle reduzirt, die nicht nur große Materialverluste, sondern auch sehr hohe Summen Schadenersatz für die Beschädigten mit sich bringen. — In welchem Maße sich das Eisenbahnnetz der Vereinigten Staaten entwickelte, geht aus den nachstehenden Zahlen hervor.

Im Jahre 1832 besaßen die Vereinigten Staaten nicht mehr als 210 Kilometer Eisenbahnen, 1842 bereits 6230 Kilometer, weitere zehn Jahre nachher 17,700 Kilometer und 1862 war die letzte Zahl bereits verdreifacht worden, während sie sich heute auf nahezu 200,000 Kilometer beläuft.

Im Januar 1875 endlich standen in Amerika 114,260 Kilometer Eisenbahnen im Verkehr, deren Bau im Ganzen 21½ Milliarden Francs kostete, und somit auf einen Kilometer Eisenbahn nicht mehr als 188,000 Francs entfallen. Die 26,500 Kilometer

englischer Eisenbahnen kosteten jedoch mehr als 15 Milliarden, so daß ein Kilometer englischer Eisenbahn im Durchschnitt auf 544,000 Francs, also mehr als auf das Dreifache der amerikanischen Eisenbahn, zu stehen kommt.

Dieser enorme Preisunterschied im Eisenbahnbau findet seine Erklärung in den ungeheuren Prairien und den großen Landstrecken des Südens, wo das Land den Eisenbahn-Compagnien geschenkt wurde, in der Wohlfeilheit des Bauholzes und der Seltenheit der Stationen.

Auf den gesammten Bahnen Amerikas laufen ca. 20,000 Lokomotiven.

XII. Ost-Pennsylvanien und die Kohlen-Region.

Es giebt in Amerika mehrere große Staaten, in welchen die Mineral-Produkte den anderen Produkten an Werth fast gleichstehen und die Quelle des Reichthums und Wohlstandes der Bevölkerung bilden.

Zu den vornehmsten Staaten gehören Pennsylvanien an der atlantischen und Californien an der pazifischen Küste Amerikas. Aber die Gattung ihrer Mineralprodukte ist sehr verschieden: In Californien ist es Gold und Silber, in Pennsylvanien Eisen und Kohle. Mögen auch die beiden letzten Minerale im Vergleich zu den edlen Metallen rauh und unscheinbar klingen, sie sind doch für Pennsylvanien, für Amerika, ja für die ganze Welt von unmeßbar größerem, wohlthätigeren Einfluß gewesen, als all' das glänzende Gold und Silber des Wunderlandes Californien. — Und zu diesen zwei unscheinbaren mineralischen Produkten kam noch ein drittes: Das Petroleum, das in Amerika beinahe ausschließlich in dem glücklichen Staate zwischen Delaware und Erie-See gewonnen wird.

Der Hauptschatz für Pennsylvanien und die Haupterwerbsquelle für eine große Zahl seiner Bewohner ist jedoch die Kohle, an welcher der Staat allein viel reicher ist als ganz Mitteleuropa. Nicht weniger als 14,000 Quadratmeilen des Staates bilden das Areal des schwarzen Minerals, und wenn auch noch andere Staaten und Territorien der Union erheblich ausgedehntere Kohlenfelder besitzen, so sind sie doch nirgends mehr der Benutzung und Ausbeutung eröffnet, nirgends durch so vorzügliche Eisenbahn- und Wasserstraßen mit den Haupthäfen verbunden, wie in Pennsylvanien. — Das eine große Kohlenlager befindet sich in der Umgebung von Pittsburg, das zweite an den Quellen des kleinen romantischen Schuylkill-Flusses und das dritte an dem kleinen Lehigh, einem Nebenfluße des Delaware.

Wir haben Philadelphia gesehen und seinen industriellen Reichthum bewundert, wir haben seinen Fluß, den Schuylkill, befahren und haben seine Schönheit bewundert — wir wollen nun seinem Laufe aufwärts folgen, und indem wir so an seine Quelle gelangen, werden wir gleichzeitig auch auf eine Quelle des Reichthums der Quäkerstadt stoßen.

So öde und traurig auch das Aussehen und das Leben Philadelphias sein mag,



Der Schuylkill bei Port-Clinton.

seine Umgebungen sind voll der schönsten Szenerien, der herrlichsten landschaftlichen Reize, und es wird wenige Städte geben, die sich einer gleichen Umgebung rühmen können. Der breite Wasserweg des Delaware führt uns aufwärts in die Gebirge, von denen auch der bescheidene Schuylkill kommt, um sich im Angesichte Philadelphias mit dem Hauptstrome zu vereinigen.

Wohl sind die Ufer des Schuylkill in der unmittelbaren Umgebung der Stadt und des berühmten Fairmount-Parkes am schönsten, aber auch oberhalb dieses

paradiesischen Gartens sind sie nicht ohne Reiz. Wir fahren auf der nach Reading, der drittgrößten Stadt Pennsylvaniens, führenden Eisenbahn seinen Ufern entlang, durch reiche Kulturlandschaften, die oberhalb Reading sich allmählich in den wilden Berg-Szenerien der Alleghanykette verlieren. Bei Port-Clinton, einem kleinen Bergstädtchen, vereinigt sich der Fluß mit dem sogenannten „kleinen Schuylkill", und hier treten wir in die berühmte reiche Kohlen-Region ein, deren Centrum wir in dem 93 Meilen von Philadelphia entfernten „Pottsville" erreichen.

Pottsville ist die Metropole der Schuylkiller Kohlen-Industrie. Am Fuße eines steilen, zerklüfteten Berges, des „Sharpe-Mountain", gelegen, war es die Szene der ersten Minen-Operationen dieses Gebietes, das sich nachträglich zu einer so ungeheuren Kohlen-Region entwickelte und gegenwärtig etwa vier Millionen Tonnen Kohlen pro Jahr abwirft, die vermittelst der Reading-Eisenbahn und auf dem Schuylkill-Canal hauptsächlich nach Philadelphia geführt werden, um von dort aus zur Verschiffung zu gelangen. — Fünfzig Jahre vorher war kaum ein Haus an dieser Stelle zu finden, und heute winden sich die Straßen von den Flußufern die Anhöhen hinan, desto reicher, je tiefer, desto ärmer, je höher sie gelegen sind, bis sie sich endlich in den ärmlichen, schwarzen Mineur-Ansiedelungen verlieren. Am Flußufer jedoch dehnte sich die Stadt bis auf die andere Seite des Berges aus, und die so entstandene Vorstadt führt den Namen „Mount-Carbon".

Eben so schön wie die Aussicht von dem genannten Sharpe-Mountain, eben so schön ist auch das Thal, das sich an seinem südlichen Fuße, östlich vom Schuylkill, entlang zieht, und den „Fairmount-Park" von Pottsville bildet. Hier machte sich die „Schuylkill-Navigation-Company" die Wasser eines kleinen Bergstromes zur Speisung ihres Canals dienstbar, und dämmte dieselben zu zwei reizenden kleinen Seen ein, deren Ueberschußwasser in rauschenden Kaskaden dem Schuylkill zuströmt. Diese „Tumbling-Run" genannten Kaskaden sind im Vereine mit dem Thale der Stolz von Pottsville, das überhaupt weit schöner ist, als man es von einer inmitten von Kohlenstaub und Eisenbahnen gelegenen Mineurstadt erwarten sollte. Seine Einwohner, großentheils aus Welschen, Schweden und alten deutschen Ansiedlern bestehend, verwenden viel zur Verschönerung der Stadt, aber die prachtvollen Sommerhäuser und Schlößchen, die überall in der Umgebung zu sehen sind, beweisen auch, daß der Reichthum dazu vorhanden ist.

Reichthum? — In der That. Reichthum, der von selbst entstand, den die Natur den abenteuerlichen, rohen Mineuren in die Taschen schüttete, die zuerst vom Zufall geleitet hierher gelangten. Das Land kam in ihren Besitz und sie hatten nichts zu thun, als mit dem Verkauf des Landes einige Jahre zu warten, bis durch Neu-Ankömmlinge der Preis desselben genügend gestiegen war. Andere arbeiteten und strebten und schafften und stürzten in dasselbe Nichts zurück, aus dem sie mühsam

emporgeklettert waren. Wieder andere kamen mit einigem Geld in der Tasche, um Kohlenfelder zu kaufen, Kohlenfelder, so viel und so groß als möglich, und so bald als möglich, denn die Sache war neu, kaum entstanden, kaum bekannt geworden, und wo in Amerika derartiges entstand, ist das Fieber gleich bei der Hand: Das Goldfieber, das Baumwollenfieber, das Petroleumfieber, das Kohlenfieber. Es sind



Tumbling-Run.

Epidemien, die unheilbar sind. Sie liegen nicht in der Luft, nicht in den Miasmen, nicht in den Winden. Sie liegen im Gehirn, und das ist unheilbar. Das einzige Mittel dagegen ist der kalte, ruhige Verstand, die Berechnung, aber keines von beiden ist mit dem Fieber gleichzeitig in ein und demselben Kopfe zu finden.

So stürzten sie herbei, die Leute, aus allen Theilen der Union, und kauften, wo



Der Delaware-Durchbruch.

kauften, wo zu kaufen war. Sie hatten Augen, um zu sehen, aber eben, weil sie blos mit den Augen sahen, stürzten sie in's Unglück. Ihre Augen sahen die breiten, fetten, schwarzen Kohlenadern entgegen glänzen, sobald sie die Erdschichten mit den Nägeln wegkratzten. War da an sicherem Gewinn zu zweifeln? So wurde gekauft, die Mine eröffnet — aber — es gab keinen Weg, die schönen, die guten, die glänzenden Kohlen nach der Eisenbahn, überhaupt dorthin zu schaffen, wo man sie verwenden, verkaufen konnte. Die Minen und Kohlenfelder lagen, mit einem Worte, in Regionen, die wohl für den Fußgänger zugänglich, aber nicht für schwere Lastwagen und Lokomotiven befahrbar waren. Da saßen sie nun, die Dummköpfe, aber sollten sie den Verlust allein tragen? — Niemals. Eine „Coal-Mining-Company" wurde nach der andern gegründet, und wie sich zuerst Dummköpfe gefunden hatten, um die unzugänglichen Ländereien zu kaufen, so fanden sich wieder vom Fiber besessene, welche die Aktien und „First-mortage-Bonds" der neuen „Coal-Company" kauften. Die Gründer kamen zu ihrem Gelde, die Aktionäre verloren es, denn die Aktien waren werthlos, und wieder andere kamen, schlaue Leute, sicheren Gewinn vor Augen und sichere Wege zum Gewinn an der Hand. Das Fieber hatte sich ja gelegt. Es geht mit diesem Fieber, wie mit allen Epidemien. Es steckt etwas Dämonisches in ihnen, etwas vom Sensenmann. Sie verlangen ihre Opfer. Haben sie diese gefunden, so verschwinden sie urplötzlich, wie sie gekommen, um an andern Stellen wieder ebenso rasch aufzutauchen. — Das Fieber hatte sich also gelegt, und an seiner Stelle nahm Verstand und Berechnung wieder ihren Herrschersitz im Gehirn ein. Die schlauen Leute kauften die Aktien nnd Bonds um den Papierpreis. Dann bauten sie Kanäle und umgaben das ganze Kohlengebiet mit einem Netz von Eisenbahnen, wie das Netz einer Spinne, dessen Centrum Pottsville war. Praktisch gingen sie zu Werke, kauften jenen Tollen noch andere schwer zugängliche Ländereien ab, machten sie durch Eisenbahnen zugänglich, „starteten" neue Gruben, und verwertheten das Ergebniß. — Auch sie wurden reich. So ist das Auf und Ab in den Kohlenminen beschaffen, geradeso zeigt es sich in den Goldminen Colorados und in den Petroleum-Gruben am Alleghany-Fluß. — So entsteht und vergeht amerikanischer Reichthum.—

* * *

Man könnte die ganze Kohlenregion und das Eisenbahnnetz, das in alle Theile desselben eingedrungen ist, mit einem großen Strome vergleichen. An Stelle des Wassers tritt die Kohle, an Stelle des Flußbettes die Eisenbahn. Die Quellen und Bergwässerchen und Flüßchen, die überall oben in den schwarzen Kohlenbergwerken entspringen, sind nichts als ein paar harte, vom steten Gebrauch meist glänzende Schienen, die zusammenfließen; zwei vereinigen sich, und zwei solcher vereinigten Schienenstränge kommen wieder zusammen, und so fort, bis aus den vielen Wässerchen,

den vielen Geleisen ein starker vielgeleisiger mächtiger Strom geworden, der „Reading Railroad" heißt, und in den Häfen und Kohlendocks des Delaware-Flusses bei Philadelphia mündet.

Die schwarzen Kohlenfluthen, die, von Waggons getragen, von den Bergen herabkommen, vereinigen sich, und gleiten auf dem schönen glatten Stahlbette der Haupt-



Die Kohlen-Region:

Ultima-Thule.

stadt zu, wo sie sich dann in dem Häusermeere Philadelphias und Newyorks ebenso sehr verlieren, wie die wahren Wasserfluthen eines Stromes sich im Meere verlieren.

* * *

So könnten wir nun dem Laufe eines jeden Nebenflusses, einer jeden Zweigbahn aufwärts folgen, um überall landschaftliche Reizen, vereinigt mit Wundern des Minen-

weſens zu begegnen. — So könnten wir auf einer Bahn vorwärts dem Thale des Susquehanna zueilen, bis wir in dem Mineurſtädtchen Brookſide die herrliche Gebirgsſzenerie von „Ultima Thule“ erreichen.

„Ultima Thule“ — iſt es möglich, daß in der amerikaniſchen Eiſenbahnſprache ein derartiges Wort exiſtirt? — daß für die amerikaniſche Eiſenbahn das Sprüchwort — „Bis daher und nicht weiter“ — doch exiſtirt? — Endlich! rufen wir. Endlich ein Punkt, wo das ſcharfe Schwert amerikaniſcher Ziviliſation auf gleich



Die Kohlen-Region:
Die Seilbahn von Mahanoy.

harten Stahl trifft! — Das kann uns Wunder nehmen, aber ebenſo wunderbar iſt es, daß die Bahn überhaupt bis da herauf gedrungen iſt, wo es kein Weiter giebt — wo ein unergründeter ſenkrechter Abgrund ſich den glatten Schienen entgegenſtellt, die ſich wie Schlangen bis da herangeſchlichen hatten, um die Kohlen herab zu bringen, die Kohlen, unter deren ſchwarzem Gewand der allmächtige Dollar verborgen iſt. Der Dollar, das iſt ja doch das Ende vom Ganzen! —

* * *

Zurück! Verfolgen wir ein paar andere Schienengeleiſe, die uns durch ein un-

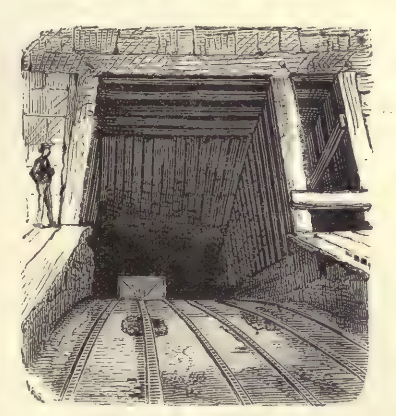
entwirrbares Netz von Bahnen, Weichen und wieder Bahnen, an Bergen von Kohlenstaub und Meilen von Kohlen-Waggons vorüber nach Port Carbon und St. Clair führen, zwei blühenden Mineurstädtchen — wenn bei den schwarzen, rußigen Ansiedelungen von Blüthe überhaupt die Rede sein kann. Und da gelangen wir an ein komisches Husarenstückchen im Eisenbahnwesen. Die Lokomotive verläßt ihren Platz an der Spitze unserer stattlichen Wagenkolonne, kehrt um, läuft an das Ende der letzteren, und wie sie uns bis jetzt gezogen hat, so drückt und schiebt sie uns nun nach aufwärts. Es ist eine seltsame Prozedur und nicht gerade eine Probe amerikanischer Geschwindigkeit, aber sie wird durch eine Gefahr geboten, die auf anderen Bahnen nicht leicht eintreten kann. Die Steigung ist nämlich hier so bedeutend (pro Meile 180 Fuß), daß, falls der Train auf die gewöhnliche Weise gezogen würde, das Gewicht der Waggons von den Kuppelungen allein getragen werden und einen Bruch derselben zur Folge haben müßte. Der losgerissene Theil des Zuges wäre dann unrettbar verloren. So drückt uns denn die Lokomotive von rückwärts empor auf den Gipfel des Broad-Mountain, und langsam hinein nach der Mineurstadt „Frackville". Wir fragen uns, wozu denn die Eisenbahn sich den steilen Berg hinaufwindet, um so auf dem halben Wege in die Wolken zu endigen? Die langen Reihen von leeren und gefüllten Lastenwaggons, die im steten Wechsel kommen und gehen, sind die Antwort. Wir springen den zahllosen Lokomotiven und Lastenzügen aus dem Wege und gelangen zu der Aussicht auf ein wunderherrliches Thal — das Mahanoy-Thal — ein Hauptsitz der Kultur und Industrie in der ganzen Minen-Region, bedeckt mit Dörfchen und Kohlen-Breakers. Aber unsere Eisenbahn ist 360 Fuß über jene erhaben, die drunten im Thale die Kohlenminen unter einander verbindet. Sie beide sind nur durch eine Drahtseil-Bahn verbunden, den sogenannten Mahanoy Plane, deren Länge etwa 2509 Fuß beträgt, und auf ihren Doppelgeleisen gehen die Züge auf und ab.

Da drunten im Thale, abgeschlossen von aller Außenwelt, da leben die Argonauten des Anthracits ihr eigenes Leben, und ein Bret-Harte würde da ein ausgiebiges Feld seiner Thätigkeit finden. — Aber wir müssen weiter, und wenn wir auch einem Hundert solcher Zweigbahnen folgen würden, wir kämen doch immer in dieselben Landschaften. — Berge, mit üppigem Waldwuchs bedeckt, von Bahnen überfahren und von dunklen Kohlenminen nach allen Richtungen durchzogen, Kohlenminen, deren Tiefen Millionen Dollars enthalten und für Hunderte von Jahren bearbeitet werden können, und Schachte, die bis auf 1500 Fuß Tiefe ins Innere der Erde reichen. —

* * *

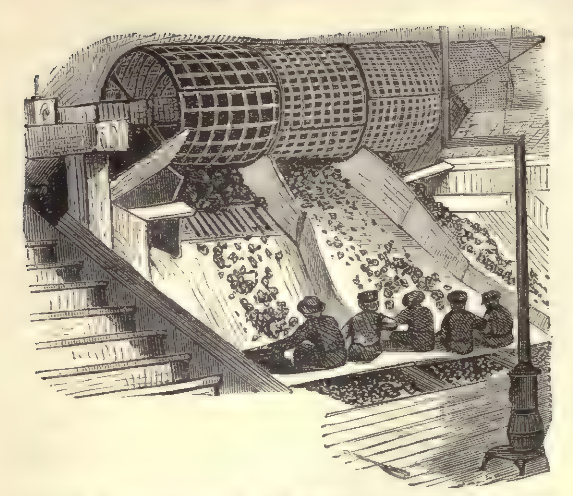
Außer diesem großen Kohlengebiete der Reading-Eisenbahn befindet sich in der weiten Region zwischen den Strömen Susquehanna und Delaware noch ein zweites

von gleicher Ergiebigkeit, das auch ebensolche Naturschönheiten darbietet, wie das geschilderte. — Wie das erste am Schuylkill-Flusse gelegen ist, so liegt das zweite an einem andern Nebenfluß des Delaware, dem Lehigh, und sein Hauptort ist Mauch-Chunk — eine Stadt mit indianischem Namen, dessen Bedeutung „Bären-Berg" ist. — Das ganze Gebiet mit den industriereichen, ganz reizend gelegenen, hauptsächlich von deutschen Herrenhutern bewohnten Städten Bethlehem und Allentown, ferner den mehr amerikanischen Wilkesbarre und Scranton, ist ebenso ausgedehnt und bedeutend, wie jenes von Pottsville, voll von Minen, von Eisengießereien und Maschinenfabriken, Walzwerken und Stahlhütten. — Was den Touristen aber vor Allem fesselt, das ist das Thal des Lehigh-Flusses, mit seinen steilen, dicht bewaldeten, eng aneinandergedrückten Bergen von 700 bis 1000 Fuß Höhe, in deren Innern sich die ausgedehntesten, reichsten Anthracit-Kohlenlager — bis zu 55 Fuß Dicke — befinden. Und wo solche Schätze im Innern der Erde verborgen liegen, da mögen die Hindernisse noch so groß sein, der Mensch wird sie doch erreichen und ausbeuten.

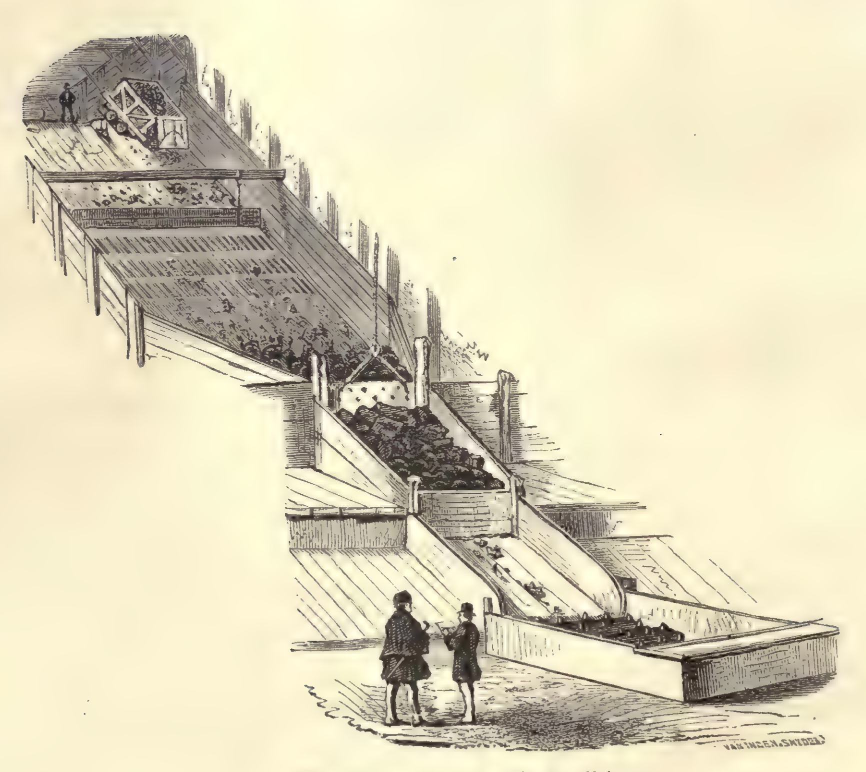


Die Kohlen-Region:
Eingang in die Mine.

Die Kohle wurde in dieser Region im Jahre 1791 entdeckt, und schon damals formirte sich eine Compagnie zu deren Gewinnung, nahm ohne Weiteres zehntausend Acker Land in ihren Besitz, und da der größte Reichthum an Kohle gerade am Mauch-Chunk-Berge gelegen war, so entstand auch hier am Fuße desselben, tief im Thal des Lehigh verborgen, die gleichnamige Stadt. Sie hatte freilich keinen rechten Platz im Thale drunten, aber — — hier in der nächsten Nähe lag ja die Kohle, das schwarze Gold, und in Anbetracht dessen hockte und drückte sie sich zusammen, und läßt sich von Sturm und Wetter auch jetzt noch gar vieles gefallen — Alles, Alles des schwarzen Goldes halber. Die ganze Stadt ist nur eine Straße breit, und das Thal ist so eng, daß selbst die Häuser dieser einen Straße an den Berg hinan gebaut sind, und ihre Gärten und Höfe sich in gleicher Höhe mit den Dächern befinden — aber (und die Einwohner zucken die Achseln) da droben liegt das schwarze Gold — und als das letztere immer mehr Menschen herbeizog, und sie drunten nicht mehr Platz fanden, da bauten sie sich eine eigene Stadt, Upper-Mauch-Chunk — (Ober-Mauch-Chunk), die mit der untern zusammen etwa 7000 Einwohner zählt. Da nun die Gegenden in der That reizend sind, auch von Sanguinikern als die „amerikanische Schweiz" bezeichnet werden, — die zwölfte uns bekannte „amerikanische Schweiz" — so entstanden auch ungeheure Hôtels, von denen das „Mansion-House" das bedeutendste ist. —



Die Kohlen-Region: Die Reinigung der Kohlen.



Die Kohlen-Region: Die Zerkleinerung.

Auch Mauch-Chunk besitzt in seiner unmittelbaren Umgebung eine Drahtseilbahn, die von den zahlreichen Sommertouristen stets in den Bereich ihres Programms aufgenommen wird. Es ist die Mount-Pisgah-Bahn, 700 Fuß über die Thalsohle erhaben. — Aber die Aussicht von dem Gipfel des Berges ermuntert uns nur zu längerem Verweilen, und dazu fehlt uns die Zeit. Wir verlassen die Kohlen-Region und den Lehigh-Fluß, um uns an seinen Hauptstrom, den Delaware zu begeben und auf seinem breiten Rücken nach Philadelphia, der Hauptstadt des Staates, zurückzuschwimmen. —

* * *



Die Kohlen-Region: Die Verladung in die Waggons.

Der Delaware entspringt aus zwei in den Catskill-Bergen gelegenen Quellen, die sich bei Hancock an der Eriebahn vereinigen. Von dort bildet er bis Port-Jervis die Grenze zwischen den Staaten Newyork und Pennsylvanien, um dann in südöstlichem Lauf dem Fuß der „Kittatiny" oder „blauen Berge" zu folgen, die er endlich bei dem „Water-Gap" durchbricht. Es ist dies eine enge, von gewaltigen, bis auf 1600 Fuß Höhe emporsteigenden Felsen eingeschlossene Schlucht, so enge, daß sich die dem Flußlaufe folgende Bahn durch die Felsen hindurchhauen mußte, und sich zwei Meilen lang auf dem gefährlichen Schienenpfade — über sich die Felsen, unter sich

den tiefen Strom — fortbewegen muß. Schon die Annäherung an den Durchbruch zeigt die wildromantischen Formen der Alleghany in ihrer ganzen Pracht, die in dem „Gap" selbst ihren Gipfelpunkt erreicht und in der beigegebenen Illustration (Seite 192). durch Meisterhand wiedergegeben wird.



Die Steigung bei Frackville.

XIII. Die Gegenden der Pennsylvania-Bahn.

Von Newyork, dem Herzen der großen transatlantischen Riesin Amerika, führen drei große Haupt-Reiserouten, mächtigen Arterien gleich, durch den Continent.

Die erste und kleinste führt nach Norden, dem amerikanischen Rhein, dem Hudson entlang über Saratoga und die prachtvollen Seen des Staates Newyork nach der Adirondack-Wildniß und dem Stromgebiete des St. Laurenz in Canada, — eine Reiseroute, welche bereits in früheren Kapiteln theilweise geschildert wurde.

Die zweite und längere Route führt nach dem sonnigen Süden: Nach Baltimore und Washington, der Hauptstadt des Staatenbundes; weiter in die prachtvollen Höhenzüge und Gebirgslandschaften der Alleghany, in das romantische Virginien, und durch die anderen ehemaligen Sklavenstaaten bis in die Tropen von Florida.

Die dritte und größte Reiseroute geht jedoch quer durch den amerikanischen Continent nach Westen — dreitausend dreihundert Meilen weit von einem Weltmeere zum anderen; sie enthält das Schönste, Größte, Merkwürdigste des ganzen Continents. Die größten Ströme, der Mississippi mit seinen tributpflichtigen Unterthanen Ohio und Missourie, die weiten Prairien von Kansas und Nebraska, und die noch viel berühmteren Felsen-Gebirge von Colorado und Wyoming liegen auf dieser großen Ueberlandsroute. Und noch weiter gegen Westen liegt der Silberstaat Nevada, die Mormonenstadt am Salzsee, und endlich das gesegnete Wunderland Californien mit seiner prächtigen, halb angloſächsischen, halb chinesischen Hauptstadt, der Hauptstadt des pazifischen Ozeans, mit San Francisco.

Unter den Eisenbahnlinien, welche diese Verbindung zwischen Ost und West, zwischen den atlantischen Küsten und dem Mississipi-Becken — gewöhnlich mit dem Worte „der Westen" bezeichnet, — herstellen, ist die Pennsylvania-Eisenbahn, die Musterbahn Amerikas, eine der hauptsächlichsten.

Die Länge sämmtlicher, dieser Compagnie gehörigen oder von ihr in Betrieb gesetzten Bahnen beläuft sich auf nicht weniger als 6616 engl. Meilen, so daß dieselben aneinander gereiht von London bis San Francisco reichen würden. Außerdem besitzt die Bahn Schifffahrts-Kanäle von 405 Meilen Länge, großartige Kohlen- und Petroleum-Gruben, ausgedehnte Bergwerke und Maschinenfabriken, Walzwerke und Schmieden. Der Werth der Lokomotiven und des Waggonparks übersteigt 100 Millionen Mark, der Werth der Bahnhöfe und Bauten über 150 Millionen. Das Gesammt-Eigenthum der Compagnie erreicht nahezu eine Milliarde.

Wenn man bedenkt, daß in Amerika für Eisenbahnbauten in der Regel keine Staats-Subventionen oder Zinsengarantien geleistet werden, daß eine Bahn somit ihr weitverzweigtes Unternehmen aus eigenen Mitteln aufbauen und führen muß, so muß man den Unternehmungsgeist und die Thätigkeit dieser Eisenbahngesellschaft bewundern, die mit ihren Mitteln binnen weniger als 40 Jahren ein so großartiges Schienennetz herzustellen und derart zu führen wußte, daß seine Erträgnisse eine Quelle reicher und sicherer, stets wachsender Einnahmen bilden. Die breitesten Flüsse und Meeresarme wurden mit Brücken überspannt, die ungeheuren Bergrücken der Alleghany mit Schienenfesseln umgeben, und an ihrem höchsten Kamme eine zweite Semmeringbahn geschaffen. Die mächtigen, schwer zugänglichen Kohlen- und Petroleumlager im



Die Pennsylvania-Eisenbahn: Speise-Wasser-Gräben.

Innern Pennsylvaniens wurden mit den atlantischen Seehäfen verbunden und dem Welthandel zugänglich gemacht. Sämmtliche Brücken der 444 Meilen langen Route Newyork-Pittsburg sind aus Stein und Eisen erbaut und Muster von Eleganz, Sicherheit und Dauerhaftigkeit. Die Schienengeleise sind zwischen den einzelnen Telegraphenstationen in Sektionen getheilt, die in Amerika „Blocks" genannt werden, und diese Blocks werden beständig von Telegraphisten signalisirt, so daß jeder Zugführer sofort weiß, ob er anhalten, vorsichtig oder mit vollem Dampfe fahren darf. Um bei den Schnellzügen den langen Aufenthalt in den Wasserstationen zu vermeiden, wurden auf der Pennsylvaniabahn an geeigneten Stellen zwischen den Geleisen lange Wassergräben eingerichtet, aus welchen die Lokomotive während des schnellsten Fahrens das

Speisewasser auffaugt, und so auf Hunderte von Meilen Entfernung nicht anzuhalten braucht. Zum Beweis der durch Construktion, Einrichtung und Verwaltung der Bahn erzielten Sicherheit möge der Umstand genügen, daß von etwa 6 Millionen Passagieren, die im Jahre 1874 von Philadelphia nach Pittsburg befördert wurden, nur ein einziger getödtet wurde, und dieses Verhältniß hat sich auch in den späteren Jahren nicht erheblich geändert. —

* * *

Die Gegenden, welche man auf dem 355 engl. Meilen langen Wege von Philadelphia nach Pittsburg durchfliegt, gehören zu den schönsten in den atlantischen Staaten Amerikas. Pennsylvanien, der „Keystone-State",*) ist einer der kultivirtesten und bevölkertsten Staaten Amerikas und seine Agrikultur-Landschaften gleichen den herrlichen Gegenden von Kent und Sussex. Jedes Stückchen Land ist bebaut, die Anhöhen entlang ziehen sich schöne Getreidefelder und Obstgärten, auf den saftigen, sorgfältig umzäumten Wiesen weidet das schönste Vieh und zwischen dem Grün der Bäume sieht man reizende Farmen, liebliche Häuschen hervorlugen. Auf den Feldern sind allenthalben gutgekleidete, wohlgenährte Bauern beschäftigt, aber während man in Europa noch in den meisten Gegenden Sense und Sichel erblickt, herrscht hier überall die Maschine. Es wird gemäht und gepflügt, gesäet und gedroschen, aber die Maschine, die in den weiten unbesiedelten Länderstrecken Amerikas wirklich als der größte Segen des Ackerbaues genannt werden kann, hat hier dem letzteren das Werkzeug den Händen entwunden. Selbst bei dem Fällen der Waldbäume und dem Ausroden der Wurzelstöcke ist die Maschine zur Hand. Nicht in Europa, sondern hier kann man erst den Werth der Maschine kennen lernen, die so mancher europäische Bauer noch als seinen Concurrenten betrachtet. Was wären diese weiten schönen Agrikulturgegenden des ganzen Continentes, hätte nicht die Maschine den harten Wald- und Prairieboden aufgerissen und gewendet, und dem Segen der Kultivirung zugänglich gemacht?

Der östliche Theil Pennsylvaniens ist eine der ältesten Kultur-Gegenden der neuen Welt, und seine Einwohner bestehen zum großen Theile aus Deutschen, welche bereits im vergangenen Jahrhundert eingewandert waren, und noch heute ganze Grafschaften ausschließlich bewohnen. Stadt und Grafschaft Lancaster, an der Pennsylvania-Eisenbahn gelegen, sowie die Städte Allentown und Bethlehem sind das Centrum dieser deutschen Colonien, die ihre Sprache und Sitten bis auf den heutigen Tag, wenn auch nicht unverfälscht, bewahrt haben. Englische und holländische Wörter wurden

---

*) Der „Schlußstein-Staat", so genannt, weil er als letzter in den Staatenbund der von der englischen Herrschaft befreiten Colonien getreten war.

in ihre Sprache aufgenommen, deutsche dagegen fallen gelassen, so daß eine in Amerika unter dem Namen „Pennsylvania-Dutch" bekannte Sprache entstand, die für den gewöhnlichen Deutschen nur schwer verständlich ist, aber ihre eigene Literatur und ihre Zeitungen besitzt. Sie kann in der That als eine neu gegründete Sprache bezeichnet werden, die fortwährenden Aenderungen unterliegt, und wahrscheinlich im Laufe der Zeit in irgend eine der beiden Hauptsprachen des Landes, ins Englische oder Deutsche, aufgegangen sein wird.

Auch in ihrer Tracht unterscheiden sich die pennsylvanischen Bauern auffällig von den Englisch-Amerikanern. Während sich die letzteren, selbst als Bauern, des städtischen Gewandes mit hohem Filzhut, weißen Hemdkragen und Manschetten, niemals entledigen, tragen die ersteren dunkelgraue kurze Jacken und enge Beinkleider, mitunter auch lange bis an die Knöchel reichende Röcke von gleicher Farbe, hohe Stiefel und schwarze breitkrämpige Hüte. — Es sind zumeist große, vierschrötige Gestalten mit Vollbärten und langem, bis zum Nacken fallenden Haar, langsam und bedächtig in ihrem Benehmen, und schwer zugänglich für Fremde.

Außer diesen pennsylvanischen Deutschen und den böhmischen, schwedischen und irländischen Emigranten, die als Bauern auswandern, und hier, nach ihrem Durchzug durch die östlichen Großstädte, auf ihren Landstrecken wieder zum Bauer werden, giebt es in Amerika verhältnißmäßig nur wenig Bauern, wenig Dörfer. Der Amerikaner ist auch als Ackerbauer Gentleman, und seine Dörfer sind Cities, sind Städte.

Von Lancaster führt die Bahn durch die schönsten Agrikultur-Landschaften Amerikas nach der Hauptstadt des Staates Pennsylvanien, nach Harrisburg, das etwa hundert Meilen von Philadelphia entfernt, an den Ufern des herrlichen Susquehannaflusses gelegen ist.

Eine Eigenthümlichkeit der amerikanischen Staaten ist der Umstand, daß die commerziellen und industriellen Hauptstädte derselben nicht auch zugleich die Regierungssitze sind, was unter andern auch darin seinen Grund findet, daß diese Hauptstädte meistentheils in den äustersten Ecken ihrer Staaten liegen. Die Regierungssitze wurden ihrer zentralen Lage wegen zu solchen gewählt. Nachdem das Meer, die Seen und Flüsse in Amerika, wo nur immer möglich, zu Grenzlinien zwischen den einzelnen Staaten benutzt wurden, diese großen Wasserstraßen aber gleichzeitig auch die günstigsten Stellen zur Anlage und zum Entstehen von Großstädten bildeten, so ist dieser Umstand leicht erklärlich. Die Staaten Illinois und Chicago, Ohio mit Cincinnati, Missouri und St. Louis, Pennsylvanien mit Philadelphia, Newyork mit der gleichnamigen Hauptstadt und andere Staaten beweisen dieses eigenthümliche Verhältniß zur Genüge.

Harrisburg, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von einem Engländer, Namens John Harris, gegründet, hat gegenwärtig dreißigtausend Einwohner. An

Merkwürdigkeiten besitzt die Stadt nichts. — Welche amerikanische Kleinstadt hätte deren auch aufzuweisen? — Sie selber sind eine Merkwürdigkeit. In Europa führt man den Fremden in Museen, und zeigt ihm Ruinen, alte Kirchen und Denkmäler. In Amerika führt man ihn außerhalb der Stadt, auf einen Hügel, und deutet herab auf das freundliche, blühende, aufstrebende Kulturbild, und sagt ihm: „Sieh, Fremder, das war vor zwanzig Jahren Wüste und Urwald!"

Das Staats-Capitol von Harrisburg, der Sitz des Senats und des Kongresses von Pennsylvanien, zeigt durch keinen äußeren Schmuck seinen Zweck und seine Bedeutung an, und könnte ebenso gut die Residenz eines Dorfpfarrers als der Regierungspalast eines großen, an Bedeutung und Größe Bayern übertreffenden Staates sein. Auf äußeren Pomp wird in Amerika desto weniger Werth gelegt, je höher man in der Stufenleiter der amerikanischen Gesellschaft emporsteigt. Nur der reich gewordene Viehhändler und Mineur, und jene Parvenus, denen die sittliche Bildung fehlt, zeigen sich protzig mit ihrem Reichthum. Der wahrhaft große, hochstehende Bürger ist schlicht und einfach in seinem Wesen.

Harrisburg wird für seine Armuth an baulichen und städtischen Reizen durch seine herrliche Lage an einem der schönsten Flüsse Amerikas, am Susquehanna, entschädigt, an dessen Ufern die Geleise der Bahn eine Zeit lang dahinziehen, ehe sie in die Engpässe des Alleghany-Gebirges einfahren. Nach dem Hudson und St. Lorenzo ist der Susquehanna der breiteste Strom des atlantischen Flußgebietes von Nordamerika. Nahezu eine Meile breit, wälzen sich seine gelben, erdigen Fluthen gegen die Chesapeake-Bai, nicht selten mächtige Baumstämme, Gerölle und kleine schwimmende Inseln mit sich führend. Steil erheben sich zu beiden Seiten des Flusses gewaltige, dicht mit Pinien bewaldete Felsen, hinter denen man die Gebirgsketten der Alleghany terrassenförmig emporsteigen sieht. Das ganze breite Flußbett ist mit Wassermassen gefüllt, hie und da von winzigen, üppig überwucherten Inseln oder ungeheuren Steintrümmern unterbrochen.

Aber so reizend sich der Strom auch dem Auge des Touristen darbietet, und so groß auch seine Wassermenge sein mag, so ist er doch für die Schifffahrt ungeeignet. Dieselben Felstrümmer, dieselben Inseln, welche dem Flusse inmitten seiner waldigen Umgebung ein so romantisches Aussehen verleihen, machen selbst kleinen Schiffen die Passage unmöglich. Deshalb wurde zur Seite des Flusses ein Schifffahrts-Kanal angelegt, dem entlang die Pennsylvania-Eisenbahn dem Gebirge zuführt.

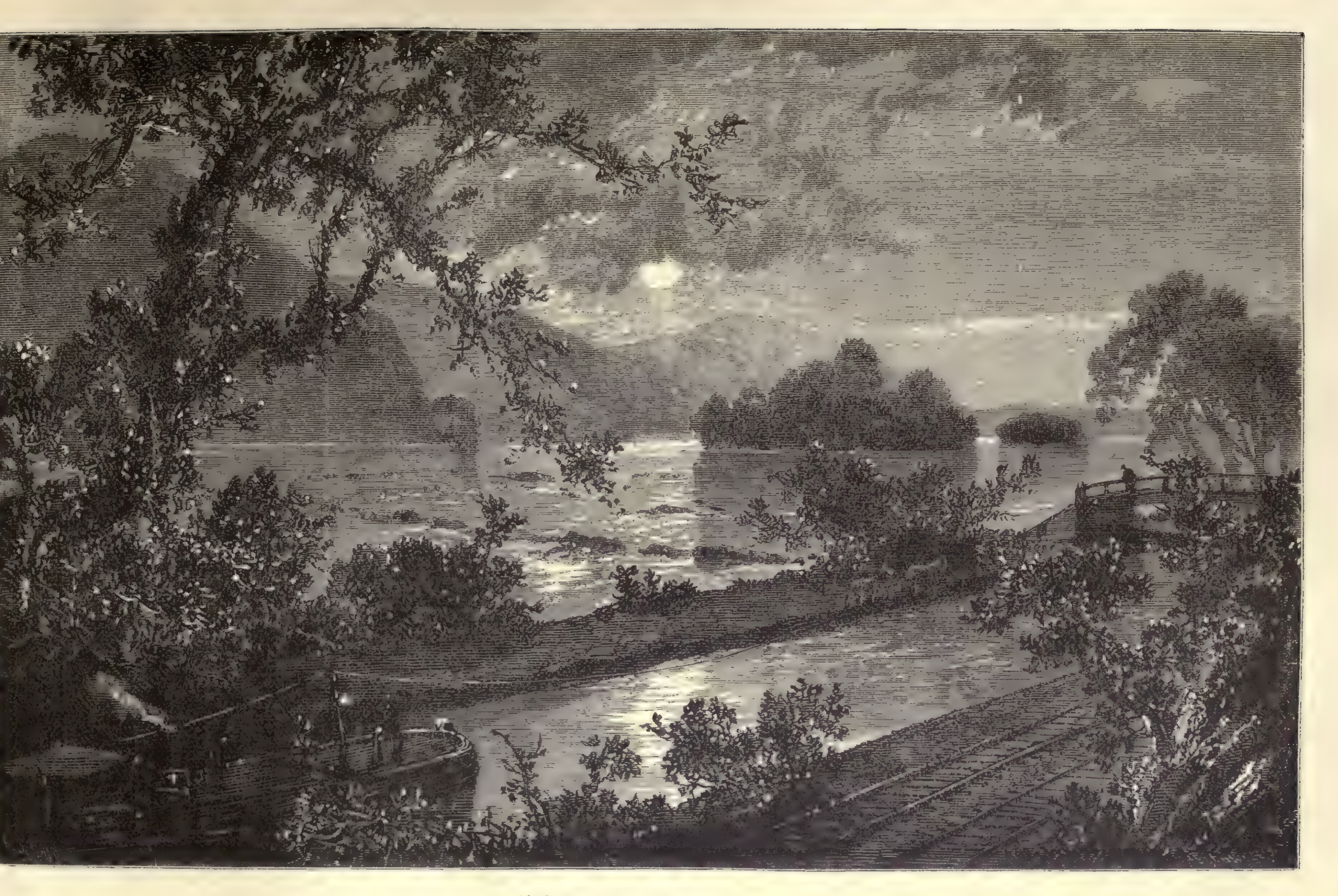
Eine lange Brücke spannt sich unmittelbar hinter Harrisburg über den gewaltigen Strom, so daß man von den Waggonfenstern des Zuges aus seinen ganzen Lauf auf Meilen stromabwärts verfolgen kann. Stromaufwärts versperrt ein hoher, vulkanartig emporsteigender Bergkegel, der Kittatinny, die Aussicht.

Je weiter wir auf der Bahn stromaufwärts fliegen, desto steiler und höher

werden die Felsen an seinen Seiten, desto wilder wird die Gegend. Wir winden uns durch die Eingeweide des zweithöchsten Gebirgszuges Nord-Amerikas, und wenn auch der Fluß schon vor Jahrtausenden die Bahn gebrochen und uns den Weg vorgezeichnet, so zeigen doch die überhängenden Felsen und Bastionen in den berühmten „Lewistown Narrows" und die Wände des „Jack Narrow" benannten Engpasses, daß die Felsen im Kampfe mit dem Wasser gar gewaltigen Widerstand geleistet.

Wir steigen, — doch je höher wir steigen, desto massiver thürmen sich die Berge über unseren Köpfen auf. Wir wissen nicht, wie und wo wir die Kette überschreiten können, denn nirgends bietet sich eine Oeffnung, nirgends ein Thal dar, gangbar genug für das eiserne Roß, das uns durch die Wildniß befördert. Und auch dieses ist für den schweren Marsch über die Berge zu schwach. Wir halten in Altoona, nicht um das eiserne Relais zu wechseln, sondern ein zweites vorgespannt zu bekommen. Altoona ist zugleich die Mittagsstation für die von Philadelphia nach Pittsburg fahrenden Passagiere. Der weithin tönende „Gong", an Stelle der Glocke in Amerika gebräuchlich, belehrt uns darüber, und der unter der Hôteleinfahrt stehende Neger, dessen Obhut der „Gong" anvertraut ist, waltet mit Würde seines Amtes. Die Eisenbahn-Mahlzeiten, sei es nun „Breakfast", „Dinner", oder „Supper", werden stets mit einem Dollar oder auch nur 75 Cents bezahlt, aber dafür steht es dem Reisenden auch frei, zu essen, was und wie viel er will. Das „Menu" bietet überall dieselben Speisen dar. Mag man nun Strecken zurücklegen, welche denen von Spanien bis nach Norwegen, oder von Schottland bis Constantinopel gleichen, man wird auf der ganzen Fahrt dasselbe Roastbeef, dieselben Speckschwarten mit Bohnen, dieselben Gemüse, denselben „Apple pie", und Alles das noch dazu auf dieselbe Art zubereitet vorfinden. Eine Anzahl von Tischen sind bereits gedeckt und mit gewöhnlich schon erkalteten Speisen überladen, sobald der Zug in die Station fährt. Die Passagiere strömen in den Speisesaal und wählen sich nach Belieben ihre Plätze. Eine halbe Stunde Zeit ist ihnen gegönnt, und sobald sie ihren Hunger gestillt, verlassen sie den Saal, an dessen Ausgangsthüre sie dann ihren Dollar zu zahlen haben. Dreißig Minuten nach dem Eintreffen fährt der Zug auch wieder ohne besonderes Signal weiter, diejenigen zurücklassend, welche das Diner zu Altoona der Weiterfahrt vorziehen sollten.

Diesmal pusten zwei starke Lokomotiven vor unserem Zuge, denn es gilt, auf eisernem Schienenwege die höchsten Kämme des Alleghany zu übersteigen.



Fluß-Szene am Susquehanna.

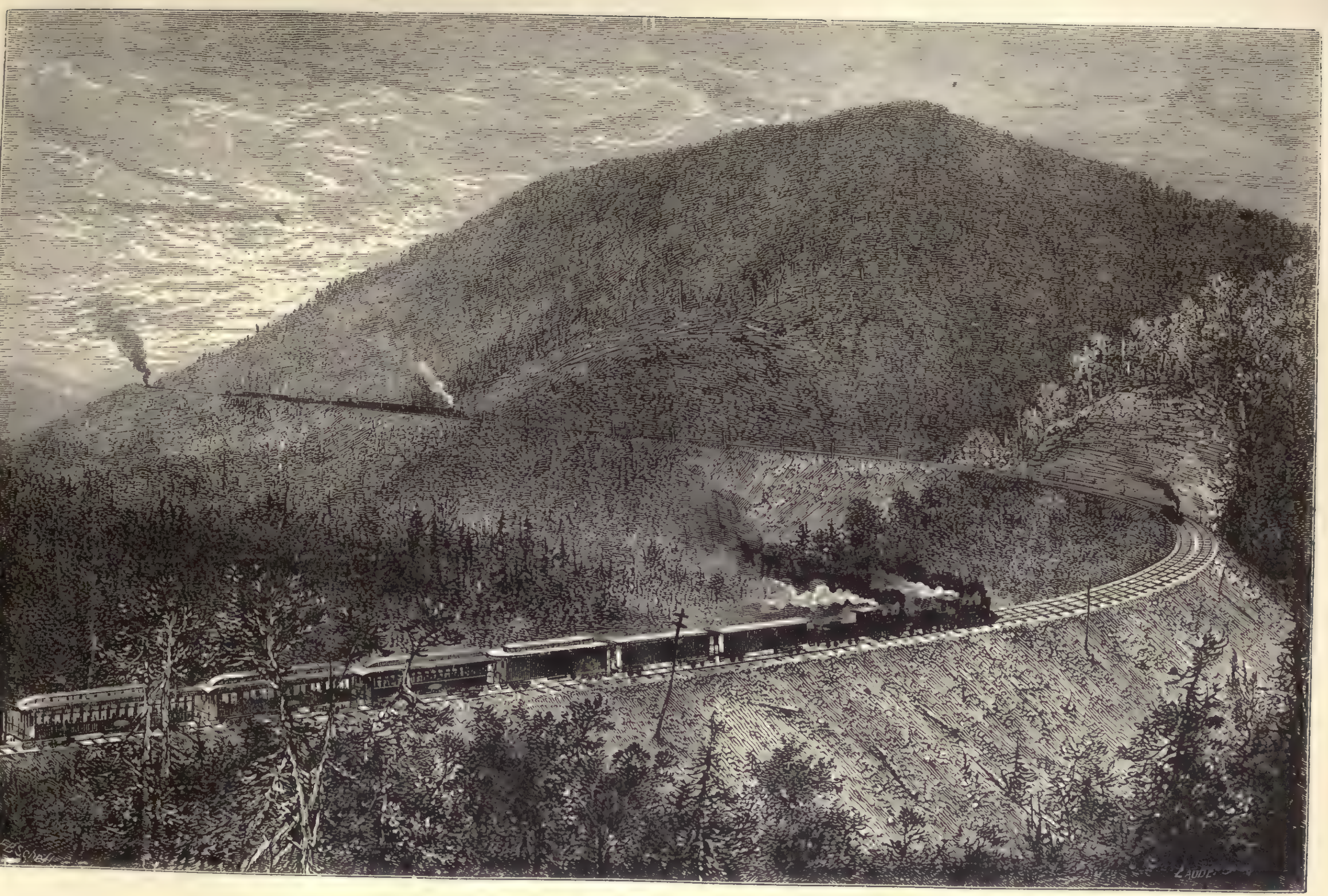
XIV. West-Pennsylvanien und die Petroleum-Region.

Wenn wir auch auf der Reise bis Altoona einen Theil des Alleghanny-Gebirges zu sehen bekamen, so waren dies doch nur die Vorberge jener titanischen Gebirgsmauer, die den großen Continent, östlich des Mississippi, von Georigien aus bis in den Staat Newyork, also auf eine Strecke von mehr als tausend Meilen in parallelen Gebirgsketten durchzieht, und in dem, seiner romantischen Berglandschaften wegen so berühmten Virginien ihre höchsten Erhebungen besitzt. Unter den zahlreichen, über 6000 Fuß emporragenden Bergspitzen ist der Clingman's-Mountain mit 6707 Fuß der höchste*).

Aber auch in Pennsylvanien erhebt sich das gewaltige Gebirgssystem zu respectabler Höhe, und ihre Uebersetzung durch die Pennsylvania-Bahn ist ein Meisterwerk der Eisenbahnbaukunst, das seinen Ingenieuren zur großen Ehre gereicht. Altoona liegt am östlichen Fuß des gewaltigen Bergrückens, und von hier aus beginnt die Bahn sich merklich zu heben. Fortwährend am Abhange steiler Schluchten, oder in Felswände gehauen, hinanziehend, erreicht die durchaus doppelgeleisige Bahn nach wenigen Minuten die Höhe von zweitausend Fuß über dem Meere. Die Szenerie wird immer wilder, die menschlichen Wohnungen werden immer seltener, und bloß vereinzelte Kohlenhütten sind hie und da an den Berglehnen wahrzunehmen. In den tiefen dunklen Schluchten drunten rauscht der Juniata-Fluß über Fels und Stein. Beide dem Zuge vorgespannten Lokomotiven arbeiten mit voller Kraft, und die lange Reihe der Waggons windet sich mühsam um die Bergwand herum. Plötzlich stellt sich eine ungeheure Schlucht in ihren Weg, und wir sehen keinen Ausweg. Auf der gegenüberliegenden Bergwand scheint uns ein Zug auf demselben Geleise und mit gleicher Schnelligkeit entgegenzukommen. Welch' furchtbarer Schreck! — Zusammenstoß und Herabstürzen in die dunkle Tiefe stehen uns bevor! — Aber es ist nur Täuschung. Wir sind auf der berühmten hufeisenförmigen Horseshoe-Curve (Hufeisen-Curve) angelangt, und der verhängnißvolle Zug befindet sich wohl vor uns, bewegt sich jedoch in derselben Richtung dem Gipfel weiter zu. Die starke kurze Krümmung und die sonderbaren Windungen der Bahn haben die Täuschung bewirkt.

Höher und immer höher geht es aufwärts, wilder und immer wilder werden die Gegenden, und erreichen in dem romantischen Allegrippus ihren schönsten Punkt.

*) List of Elevations 2c. — Washington 1875.



Hufeisen-Curve.

Der höchste Gipfel der Hauptkette wird durch einen nahezu eine Meile langen, durch den Fels gesprengten Tunnel unterfahren. Dreihundert Fuß hohe Felsen hängen über unseren Köpfen, wenn wir dem dunklen Tunnel zufahren, aber so sehr auch die Elemente die Gebilde der Menschenhand hassen mögen, sie haben nicht immer die Kraft, sie auch zu zermalmen. Und so gelangen wir denn unverletzt ins „glückliche Jenseits" der Alleghany, nicht um rasch die Thalfahrt zu unternehmen, sondern allmählich, wie wir gekommen, an Bergwänden entlang und über tiefe Schluchten und Thäler in das große Stromgebiet des Mississippi zu gelangen. Mit dem Horseshoe haben wir nämlich auch die Wasserscheide zwischen dem atlantischen Ozean und dem mexikanischen Golf überschritten.

Die erste Ansiedlung, die man hier oben in den Gebirgen jenseits der Hauptkette antrifft, führt den Namen Gallitzin, nach ihrem Gründer, einem russischen Prinzen Gallitzin so benannt. — Gallitzin war nicht der einzige europäische Aristokrat, der in der neuen Welt zum „Gründer" wurde — ein Beruf, welcher wohl in neuester Zeit in Europa in schlechten Ruf gelangte, im vorigen Jahrhundert jedoch reine Humanität und Edelmuth zur Triebfeder hatte. So gründete noch vor Gallitzin der österreichische Graf Zinzendorf die mährische Ansiedlung und heutige Stadt Bethlehem, Prinz Solms-Braunfels die texanische Stadt Neu-Braunfels, der zweite Lord Baltimore die gleichnamige Großstadt an der Atlantis u. s. w.

Drei Meilen hinter Gallitzin sieht man zur Rechten, zwischen schattigen hohen Bäumen verborgen, einige schöne Landhäuschen, Villen und Hôtels. Es ist der kleine Kurort Cresson, und das fashionable Leben, die eleganten Wagen und Reiter kontrastiren gar seltsam zu der romantischen Wildheit dieses Höhenzuges. Aber wie die Figuren eines Kaleidoskops, so schnell wechseln auch die Szenerien, und verschwindet das schöne städtische Bild, um anderen Platz zu machen. Wald und Flur, Berg und Thal sind die Hauptfiguranten dieses Kaleidoskops der Natur, aber anstatt daß wir dieses drehen, drehen und winden wir uns selbst den Bergwänden entlang und bekommen dadurch all' die herrlichen Szenerien eines Mittelgebirges zu sehen, das in seinem Charakter jenem des Taunus ähnelt.

So geht es fortwährend abwärts und zwar derart steil, daß die beiden Dampfrosse an unserem Zuge entgegen arbeiten müssen. Auf derartigen Thalfahrten wechseln Lokomotive und Zug ihre Rollen. Die Lokomotive hält zurück, und der Zug wird vermöge seiner eigenen Geschwindigkeit zur Lokomotive, bis man die Station Connemaught, und mit ihr den westlichen Fuß des Alleghany-Gebirges erreicht. Die Breite des letzteren zwischen Altoona und Connemaught beträgt vierzig Meilen.

Das Gebirge ist nun überschritten, und wir rollen zwischen den westlichen Vorbergen mit vierzig Meilen Geschwindigkeit pro Stunde der Hauptstadt des westlichen

Pennsylvaniens, Pittsburg zu. Vierzig Meilen Geschwindigkeit! Eine Meile in 90 Sekunden! Und sie wird doch noch von den „Lightning Expreß", jenen Blitzzügen, übertroffen, welche mit einer Geschwindigkeit von einer engl. Meile pr. Minute den Continent durchfliegen!

Das sind Wettrennen mit der Zeit, Jagden um eine Minute, glücklicherweise nur Ausnahmsfälle, etwa um zu zeigen, was man in Amerika alles zu leisten im Stande ist. Im Allgemeinen gleicht die Schnelligkeit der Eisenbahnzüge jener Europas.

Endlich nähert sich der Eisenbahnzug Pittsburg, der ersten großen Stadt des Mississippi-Beckens. Man sieht von der Stadt freilich nicht mehr als eine das Tageslicht verdunkelnde Rauchwolke, unter welcher Pittsburg liegen soll. Selbst mit Zuhilfenahme aller möglichen Augenwaffen wird man auf dem in einen grauschwarzen Wolkenmantel gehüllten Horizont nichts entdecken können, als rauchende niedrige Schornsteine. Es erscheint wie das verbrannte Sodoma, von dem nichts übrig ist, als die rauchenden Trümmerhaufen. Und doch ist Pittsburg das gerade Gegentheil dieser biblischen Stadt und auch mit der Mythologie steht es nur insofern in Verbindung, als man es die oberirdische Schmiedewerkstadt Vulkans nennen könnte.

Pittsburg ist das Birmingham von Amerika, die Stadt der Maschinen, der Kohle, des Eisens und des Schmutzes. Das Sprichwort: „Napoli vedere e pui morire" könnte auf Pittsburg auch seine Anwendung finden, sobald mit „morire" der Erstickungstod gemeint ist. Schon bei der Annäherung gegen die Stadt beginnen wir zu husten, und auch die Lokomotive scheint zu viel Kohlenstaub in die Gurgel bekommen zu haben, denn sie hustet und pustet mit uns um die Wette. Man fährt aus dem Tag in den Abend, aus dem Sonnenschein in die Dämmerung, und dabei ist der Rauch nicht ohne Abwechslung. Man sieht ihn in allen Farben: weiß, schwarz, roth und gelb — der Hintergrund ist grau. Sieht man sich selbst aber nachher in dem Spiegel, dann kommt man zur Ueberzeugung, daß schwarz bei weitem vorherrschend ist.

Erst allmählich kann man durch die Wolken hindurch die Lage der Stadt unterscheiden. Man muß gestehen, Pittsburg ist eine der schönstgelegenen Städte Amerikas, und seine pittoreske Lage wird vielleicht nur von einer Stadt — von Quebec — übertroffen. Steile, viele hundert Fuß hohe Felsbastionen begrenzen gegen Nord und Süd ein weites Thal, in welchem sich zwei große Ströme, der Alleghany und der Monongahela zu einem einzigen Strome vereinigen, und dieser Strom ist der Ohio, der größte östliche Nebenfluß des Mississippi, die ungeheuren Wassermassen der Alleghany-Ketten dem Vater der Ströme zuführend.

Auf der durch die Vermählung der beiden Ströme gebildeten Landzunge liegt Pittsburg, und auf dem jenseitigen Ufer des Alleghany, durch schöne Kettenbrücken mit Pittsburg verbunden, liegt Alleghany-City.

Aber das Thal war zu klein, um die Straßen der Schwesterstädte alle zu fassen. Sie ziehen sich zu beiden Seiten die Anhöhen hinan, nesteln auf Vorsprüngen und bedecken die Gipfel, deren höchster der stets in Rauch gehüllte Mount-Washington ist. Eine Drahtseilbahn führt unter beinahe senkrechter Steigung den Berg hinan. Die Ufer der beiden Ströme sind mit Kohlenwerften, Stahl- und Eisenwerken, Glasfabriken und Gießereien dicht besetzt, und eine lange Linie von massiven, kohlschwarzen, rauchenden Schornsteinen bezeichnet weithin die Flußgrenzen des Ohio.

Pittsburg liegt nämlich im Zentrum der größten Kohlen-Region Amerikas, und nicht weniger als 100 Millionen Zentner davon werden alljährlich auf seinen großen Wasser- und Eisenbahn-Wegen in alle Welt transportirt. In der Umgebung von Pittsburg befinden sich 103 Kohlen-Bergwerke, deren Einrichtungen allein — ohne den Werth der Gruben — über 11 Millionen Dollars Werth besitzen. — Petroleum ist eine zweite große Erwerbsquelle für die Stadt, in welcher sich gegen 60 Raffinerien mit einem Kapitalsaufwand von 8 Millionen Dollars befinden, während die Eisenbahnen, Petroleum-Waggons, Barken u. s. w. zur Beförderung des Erdöles aus den Gruben in die Raffinerien weitere 6 Millionen kosteten. Der Werth des jährlich von hier in alle Welt versendeten Beleuchtungsmaterials beläuft sich auf 11 Millionen Dollars, und 60 Prozent des ganzen Petroleum-Exportes werden von Pittsburg aus bestritten.

In Pittsburg befinden sich ferner die Hälfte sämmtlicher Glasfabriken der neuen Welt. Vierzig Firmen beschäftigen in der einen Stadt 5000 Arbeiter in 60 Fabriken. Der Werth der jährlichen Produktion an Tafelglas allein beträgt gegen 5 Millionen Dollars, und mit Kohlen, Oel und Glas gehen Stahl und Eisen Hand in Hand, und der jährliche Werth ihrer Produktion übersteigt 30 Millionen Dollars.

Aber nicht allein die Stadt selbst ist so reich an den größten Industriezweigen der Welt. In ihrer Umgebung liegen unerschöpfliche Eisen- und Kohlen-Minen, und in dem sogenannten „Pittsburg-Country" giebt es eine derartige Masse von Eisen-, Stahl-, Kupfer-, Oel-, Wolle-, Messing- und anderen Fabriken, daß sie aneinandergereiht eine Länge von 35 Meilen besitzen würden.

Die beiden Schwesterstädte haben zusammen eine Bevölkerung von einer Viertel Million Seelen, von denen die Hälfte Arbeiter sind. Zwanzigtausend Arbeiter gehören allein der Eisen-Industrie an.

Aus alledem kann man leicht ersehen, daß Pittsburg, dieses amerikanische Birmingham, die industriereichste Stadt Amerikas ist. Die Straßen sind breit und mit schönen Häusern besetzt, und in dem östlichen Stadttheile findet man schöne und reiche Privatgebäude. Aber der furchtbare Rauch schwärzt die lichten Fronten und hüllt das ganze Weichbild der Stadt in so düstere Wolkenschleier, daß dem Fremden der Aufenthalt gar bald verleidet wird.



Durch das Alleghany-Gebirge: Der Allegrippus.

Das Leben, das sich in dem ganzen weiten Thale des Ohio und auf den drei Strömen selbst breit macht, ist wahrhaft imponirend. Hunderte von mächtigen Dampfern und Booten fahren die Ströme auf und nieder. Selbst diese Fahrzeuge waren des großen Verkehrs wegen gezwungen, sich so schlank als möglich zu machen und ihre Schaufelräder nicht an den Seiten, sondern rückwärts am Schiffe anzubringen. Aus allen Gebäuden tönt das Pusten und Stöhnen der Dampfmaschinen, der Klang von Hammer und Amboß, der dumpfe Schlag des Dampfhammers. Sie sind die Trommeln und Pauken dieses gewaltigen industriellen Conzertes, dessen Blasinstrumente die zahllosen Dampfpfeifen und Gebläse bilden, die sich Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein, ohne Unterbrechung hören lassen, und im fortwährenden Crescendo begriffen sind. Und mit diesem Pittsburger Riesen-Conzerte ist bei Tag die Verfinsterung, bei Nacht die Beleuchtung des „äußeren Schauplatzes" verbunden, und wenn man des Nachts die Stadt verläßt, dann geben Einem Myriaden von Feuergarben das Geleite, Feuergarben, die den Schlotten der Schmelzwerke und Erzgießereien entspringen, und hoch in die Rauchwolken emporschießen. Aus allen Fenstern und Thüren strahlen die Gluthen des geschmolzenen Erzes durch die dunkle Nacht. Die über den Fluß schießenden Dampfer sind hell erleuchtet und ihre rothen und grünen Signale erblassen förmlich in dem weißen Lichte der vielen elektrischen Lampen, das auf die Rauchwolken fallend, sich mit ihnen formt und ballt, bis sie gegen den Himmel steigend, seine Sternenbilder verdunkeln. Es ist die wahre Höllen-Szenerie von Vulkans Schmiede, doch Segen spendend in alle Welt.

Jener Theil von Pennsylvanien, der seit der ersten Entdeckung des Petroleums zu so unendlicher Bedeutung gelangte, und diese Bedeutung bis auf den heutigen Tag erhielt, ist nahezu ausschließlich auf das Thal des Alleghany-Flusses beschränkt. Der produktivste Theil dieses Thales bildet ein unregelmäßiges Viereck, dessen Seiten je fünfzehn bis zwanzig Meilen Länge betragen, und dessen Achse nahezu mit dem Laufe des „Oil-Creek" (Oelbaches) zwischen den Petroleumstädten Titusville und Oil-City übereinfällt.

Es ist überflüssig, an dieser Stelle die Geschichte des Petroleums zu wiederholen. Jedes Mineral, jeder Artikel, Gold, Silber, Kohle — Alles und jedes hat in Amerika seine Geschichte. Nicht in die graue Vorzeit zurückgreifend und in derselben verloren, sondern frisch, neu und bewegt — der gerade Gegensatz zu der alten Welt. In der letzteren entwickelte sich Alles auf kleinen beschränkten Anfängen — in der neuen Welt waren schon diese Anfänge so groß, daß sie selbst — im wahren Sinne des Wortes ihrer Zukunft vorauseilten — ihre Zukunft zu ihrer Vergangenheit machten. Es giebt keinen Dichter, groß genug, um die Geschichte der amerikanischen Entdeckungen,

und vor Allem des Goldes, der Kohle und des Petroleums niederzuschreiben und jene Völkerwanderungen, jenes Fieber zu schildern, das durch den Drang nach Gold und Gewinn entstand.

Aber Alles das gehört der Vergangenheit an, und wie an jener Erdstelle, welche das Blut eines Erschlagenen getränkt, das Gras nur um so üppiger emporschießt, und den Schauplatz der grausigen That nur durch sein üppigeres, reicheres Wachsthum zu erkennen giebt, so auch mit dem Schauplatz jener materiellen Kämpfe. Nirgends beweist sich mehr der Ausspruch: „Durch Kampf zum Sieg", und je größer, je wüthender der Kampf, desto größer der Sieg. Wo den zertretenen Rasen kein Blut gedüngt, da verkümmerte das Gras — und mag man auch vor den Kämpfen selbst seinerzeit zurückgeschaudert haben, man wird doch den Segen einsehen müssen, den sie der Nachwelt gebracht!

Das Erdöl wurde zuerst von den Indianern als Heilmittel angewendet, und die ersten weißen Ansiedler dieser Gegenden nannten es von dem Namen jenes Indianerstammes her „Seneca-Oel". Erst 1850 begann der Gebrauch des Petroleums als Beleuchtungsmittel, und von jener Zeit steigerte sich der Bedarf immer mehr, und mit so großer Geschwindigkeit, daß das schmutzige, übel riechende Oel in wenigen Jahren die ganze weite Welt im wahrsten Sinne des Wortes erobert hatte. Die erste Compagnie, die sich zur Gewinnung des Erdöls gebildet hatte, war die „Penn-Rockoil-Company", die aus einem artesischen Brunnen etwa acht Barrels Oel per Tag gewann. Das war der erste Anfang einer Aera der Spekulation und eines Fiebers, das nur in den Gold-Entdeckungen Californiens seinerzeit seines Gleichen fand und in einzelnen Gegenden, bald hier bald dort, noch heute fortbesteht. Die Folge davon war eine derart enorme Produktion, daß sie bald nationale, und endlich auch Welt-Bedeutung erlangte, und sich im Jahre 1873 auf nicht weniger als 7 Millionen Barrels belief.

Die Schwierigkeiten des Transportes derartiger Oelmassen in einem halbwilden, jungfräulichen Lande, ohne Verkehrsmittel, können eher gedacht als geschildert werden. Nachdem man sich lange mit der Beförderung mittelst Wagen und Pferd beholfen hatte, kam irgend jemand auf den Gedanken, das Oel der seichten Flüsse wegen in flachen Booten den Oil-Creek hinab nach dem Alleghany-Fluß zu befördern. Da jedoch das Wasser in dem erstgenannten Flusse zu gewissen Zeiten viel zu seicht war, so wurde es abgedämmt und mit den darauf befindlichen Booten wieder abgelassen, so daß die letzteren bis in den Alleghany gelangen konnten. Die Quantität Oel, die man mittelst jeder derartigen künstlichen Flußanschwellung befördern konnte, betrug von 15 bis 20000 Barrels.

Auf dem Alleghany wurden nun die Boote nach den Oelwerften von Pittsburg gezogen, und von dort nach aller Welt versandt. Es gab eine Zeit, wo nicht we-

Pittsburg.

niger als tausend solcher Boote und etwa dreißig Dampfer auf diese Weise beschäftigt wurden, zu deren Bedienung über 4000 Menschen nöthig waren. — Aber die Aera der Eisenbahnen änderte diese Beförderungsmethode. „Cartanks" (Faßwaggons) kamen in den Verkehr, und bestanden anfänglich aus gewöhnlichen Lastwaggons mit zwei großen hölzernen Petroleumbehältern, von je vierzig Barrels Gehalt. Sie machten bald den eisernen Kesselwaggons Platz, die einem horizontalen, auf einem Waggon ruhenden Dampfkessel gleichen, und gegenwärtig in einer Zahl von über 3000 auf den Eisenbahnen in Verwendung stehen.



Ein Eisenwerk bei Pittsburg.

Ein Besuch der ausgedehnten Petroleum-Regionen von Oil-City, Titusville und dem neuen „Petroleum-Emporium“ Bradford ist noch heute im höchsten Grade interessant, denn mögen auch mit dem Verschwinden des Erdöls in einigen Gegenden die Städte, die es hervorgezaubert, verschwunden sein, so entstanden dafür doch und entstehen noch immer fast täglich neue Quellen, neue Oelpumpen und mit ihnen auch neue Ansiedlungen, neue Städte. Die vorgenannten drei Städte sind jedoch die Zentren der ausgedehnten Petroleumstädte im nordwestlichen Winkel von Pennsylvanien, und noch immer werden fast täglich große Vermögen gewonnen, andere verloren. Oil-City ist die große Oelbörse, ebenso wie San Francisco der Hauptmarkt für Gold- und Silberminen, Neworleans für Baumwolle und Zucker, Chicago für Getreide und Schlachtvieh, Philadelphia für Kohlen ist. Mit den Tausenden von Oelfässern und dem Steigen und Fallen der Preise je nach dem täglich wechselnden Ertrag der Quellen wird ebenso tollkühn spekulirt, wie mit den Getreidesäcken in Chicago. Der Telegraph hat in Oil-City eine der wichtigsten und einträglichsten Stationen und hundert Hände setzen hier Tag und Nacht den Apparat in Thätigkeit. In den Thälern, auf den Berghängen der ganzen waldreichen Umgegend, auf viele Meilen hinaus sieht man die kolossalen, in Form und Umfang den städtischen Riesen-Gasometern ähnlichen Petroleum-„Tanks“ oder Behälter, in welche das Petroleum aus den einzelnen Quellen mittels Röhren geleitet wird. Die Mehrzahl dieser riesigen Tanks gehören der „Standard-Oil-Company“ an, welche das Petroleum massenhaft aufkauft, und mittelst eigener Röhrenleitungen die ganze mehrere hundert Meilen weite Strecke nach Pittsburg, Newyork und Philadelphia je nach dem Bedarf ablaufen läßt, wo es raffinirt wird. Neben den „Tanks“ sind die „Derricks“ oder Petroleumpumpen eine höchst charakteristische Erscheinung der Oelregionen, thurmartige, aus Holz gezimmerte Gerüste, welche sich über den vertikalen Bohrlöchern erheben und die Oelpumpen tragen. Neben ihnen befindet sich bei solchen Quellen, wo das Erdöl nicht natürlich hervorquillt, eine kleine Dampfmaschine zu ihrem Betrieb. In der unmittelbaren Umgebung von Oil-City, und mehr noch des wie ein Pilz emporgeschossenen Bradford ragen diese hohen Derricks so massenhaft empor, wie Bäume eines Waldes. Sie bedecken die Anhöhen wie die Thäler, sie sind in den Straßen der Stadt, und selbst in den Höfen einzelner Häuser zu finden, Tag und Nacht arbeitend. Allerorts entquillt der Erde nicht nur das Oel, sondern auch Brenngas in so unzähliger Menge, daß es demnächst aufgefangen und zur regelrechten Stadtbeleuchtung benutzt werden wird. Bradford, eine Stadt, welche mitten in der Petroleumwildniß innerhalb eines Zeitraums von vier oder fünf Jahren von ein paar Hütten zu einer Stadt von 15000 Einwohner heranwuchs, erinnerte mich in ihrem ganzen Aussehen, ihrem lebhaften Straßenleben und ihrer Unfertigkeit 1884 ganz an die Minenstädte von Colorado und Nevada, die ich 1876 und 1879 besuchte. —

Washington,

die Bundes-Hauptstadt der Vereinigten Staaten.*)

Es giebt in den Vereinigten Staaten keine Stadt, welche, wie London für England, und Paris für Frankreich, gleichzeitig die politische, kommerzielle und soziale Hauptstadt ihres Landes wäre. — Die Vereinigten Staaten haben hiefür nicht eine, sondern drei Hauptstädte, unter denen Washington die politische, Newyork die kommerzielle und vielleicht Boston die soziale Hauptstadt ist. Bei Newyork und Boston ist es nicht ausgeschlossen, daß sie außerdem noch einmal die anderen Bedingungen in sich aufnehmen könnten, Washington aber wird zur sozialen oder gar zur kommerziellen Hauptstadt Nord-Amerikas niemals werden können. Washington ist eben nur der Sitz der Regierung, und die Capitale des Landes, aber nicht dessen Herz. Es ist eine künstlich, wie durch den Willen eines Machthabers geschaffene Stadt, ohne jeden inneren, aus sich selbst entwickelten Charakter.

Man braucht die Nordamerikanische Bundes-Capitale weder unter die großen noch unter die schönen Städte zu rechnen, und wird doch zugestehen müssen, daß sie einer der merkwürdigsten Orte der Vereinigten Staaten und selbst der ganzen Welt sei. In den ersteren bildet sie einfach eine Kategorie für sich, und was die Landes-Haupt- und Residenz-Städte der letzteren anbelangt, so findet sich keine unter ihnen, an die sie in anderer Weise erinnerte, als daß hier wie dort die zahllosen Fäden einer immensen Regierungs-Maschine zusammen laufen. Ihre Hauptmerkwürdigkeit ist eine dreifache. Sie beruht in ihrer äußeren Anlage und Erscheinung; in Allem, was mit ihrer Würde als Bundes-Hauptstadt zusammenhängt; und endlich in dem hieraus erwachsenden Gegensatz zu sämmtlichen übrigen Hauptorten des Landes.

In seiner äußeren Erscheinung muß Washington, so wie es heute ist, für Jeden, der sich nur auf seine eigenen Augen und nicht auf die Versicherungen der mit ihrer Stadt stark auf die Zukunft ziehenden Washingtoner verläßt, ein Zwitter der wun-

*) Von M. B.

derlichsten Art sein. Alles daran ist Unfertigkeit, Uebergangs-Studium, Halbheit. Die größten Widersprüche drängen sich mit einer Naivetät neben einander, welche selbst auf amerikanischem Boden, dem vorzugsweisen Boden des „Werdens", überraschen muß: ein riesiger Landflecken mit ein paar belebten, großartigen Geschäftsstraßen, und einer Anzahl städtischer Gevierte voll ansehnlicher und eleganter Wohnhäuser — dazwischen der eine oder andere Square mit hübschen Park- und Garten-Anlagen, ein Straßen-Netz, das an Gradlinigkeit, Planirung und Pflasterung nicht seines Gleichen hat, und endlich ein Dutzend öffentlicher Gebäude, welche gleich architektonischen Enaks-Söhnen über das sie umgebende winzige Alltagsvolk hinausragen.

Washington gehört verhältnißmäßig zu den ältesten Städten Amerikas, ist jedoch unter allen noch am wenigsten „fertig", und wird es aller Wahrscheinlichkeit nach auch niemals sein. Die Amerikaner, die der Mehrzahl ihrer größeren Städte mehr oder minder zutreffende Beiwörter gegeben haben, nannten Washington „Die Stadt der großen Entfernungen". Und dies mit Recht. Man kann innerhalb der Stadt absolut keinen Spaziergang machen, ohne überall ungeheure Terrainflächen anzutreffen, die seit der Gründung der Stadt noch wüste daliegen, oder in neuester Zeit mit Garten- und zarten Parkanlagen nothdürftig bedeckt wurden. Wenige Schritte von der Residenz des Präsidenten entfernt, dehnt sich heute noch eine ungeheure wüste Landstrecke aus, auf welcher nicht ein einziges Haus, nicht eine Mauer, oder ein Baum zu sehen ist! Die Begrenzung dieser Wüste bildet der breite Potomac mit seinen gelben schmutzigen Fluthen und ausgedehnten Sümpfen, in denen Myriaden von Fröschen ihre nächtlichen Conzerte abhalten! Leuchtkäfer durchschwirren zur Nachtzeit in unglaublicher Zahl die Luft, und man könnte sich dort, inmitten dieser Wildheit und Stille, eher an die Ufer irgend eines Flusses im Innern Afrikas versetzt glauben, als an den historischen Potomac, wenige Minuten von dem Capitol und dem Palaste des Präsidenten entfernt!

Dies sind natürlich schreiende Gegensätze, aber sie genügen, um die Stadt interessant zu machen. Ja, sie könnte trotz derselben schon heute eine schöne, imposante Stadt sein, hätte man dies nicht bereits im ersten Entwurfe ein für allemal dadurch vereitelt, daß man in der Absicht, ein Wunder von Regelmäßigkeit zu schaffen, es glücklich fertig bekam, die verzwickteste, ungleichmäßigste und unruhigste Städte-Anlage der Welt ins Leben zu rufen. Man begnügte sich nicht, wie in Philadelphia, ein ebenmäßiges Netz gerader, in gleichen Entfernungen einander rechtwinklig schneidender Straßen zu planen, sondern durchschnitt dieses Schachbrett noch mit breiten Avenuen, die vom Capitol, dem Mittelpunkt des Ganzen, als Radien nach allen Richtungen der Windrose ausstrahlen. Und nicht genug damit; im Weißen Hause gab man dem, auf diese Weise ohnehin um seine rektanguläre Regelmäßigkeit

gebrachten Stadt-Netz ein zweites Zentrum für ein anderes System radialer Avenuen, zu dem sich dann noch, um das Wirrsal vollständig zu machen, verschiedene Nebenzentren an andern Stellen der Stadt gesellten. Die Methode, welche in diesem Wahnsinn ist, tritt auf dem Papier deutlich und übersichtlich genug hervor. Aber was sich auf dem Plane, mit dem stolzen Capitol-Bau in der Mitte, durchaus stattlich und klar ausnimmt, gestaltet sich in der Wirklichkeit zu einem Chaos einander nach allen Richtungen durchschneidender Langstraßen, Querstraßen und Avenuen, in welchen sich heimisch zu machen, es eines Ortsinns bedarf, wie er nur den bevorzugtesten Wesen verliehen ist. Ueberall spitze und stumpfe Winkel, in welche die trapez- oder trapezoidförmigen Stadt-Gevierte auslaufen. Ueberall scharfe Dreiecke, von verschobenen Rasen und Strauch-Anlagen oder ebenso verschobenen Häusergruppen bedeckt, zu welchen sich dieselben Gevierte zuspitzen, resp. abstumpfen. Eine gleichmäßig geschlossene Häuserfront bietet sich nur ausnahmsweise. Die Pennsylvania-Avenue, die große, das Capitol mit dem Weißen Hause verbindende Hauptpulsader des gegenwärtigen Washington, müßte man mit ihren von beiden Seiten spitz in sie hineinlaufenden Querstraßen wie eine Artischoke abblättern, wollte man längs ihrer Trottoire Raum für regelmäßig gegliederte Häuser-Quadrate gewinnen.

Hierzu kommt, um dem Fremden die letzte Möglichkeit einer baldigen Orientirung zu nehmen, dieselbe hypersystematische Schlauheit und Raffinirtheit in der Bezeichnung der Straßen, wie in ihrer kaleidoscopischen Auslegung. Man hat eine quadratische Generaleintheilung des ganzen Stadtweichbildes beliebt, so daß vier Hauptdistrikte, der nordöstliche, der südöstliche, der nordwestliche und der südwestliche, entstanden. Die geraden Querstraßen tragen Zahlen, die sie rechtwinklich kreuzenden Langstraßen Buchstaben als Bezeichnungen. Die das Ganze nach allen möglichen Richtungen durchschneidenden Avenuen hingegen sind nach den verschiedenen Unions-Staaten genannt. Die Numerirung der einzelnen Häuser findet in ähnlicher Weise wie in Philadelphia statt, wo die erste Stelle der Nummer das Geviert, in welchem das fragliche Haus liegt, markirt. Hält man bei den Buchstaben-Straßen noch die Zahl des betreffenden Buchstaben zu Rath, so kann für Denjenigen, der ein Vierteljahrhundert in Washington gelebt hat, auch nicht der geringste Zweifel über die genaue Stelle existiren, an welcher er irgend ein ihm bezeichnetes Haus zu finden hat. Er lächelt einfach, wenn ihm eine Formel wie die nachstehende genannt wird, „1224 N. W. (North West) 12. Str. betw. N and M“ oder „2426 S. E. (South East) 16½ Str. betw. X and Y“, und findet mit geschlossenen Augen was er sucht, während der Fremde im ersten Moment vor der Lösung einer cubischen Gleichung zu stehen vermeint, im nächsten aber schon gar nichts mehr vermeint und empfindet als das Gefühl absoluter Hilflosigkeit, gemischt mit einer Art abergläubischer Bewunderung für eine Stadtbevölkerung, die sich nicht nur spielend in derartigen Räthselwesen zurecht

findet, sondern auch nicht müde wird, dasselbe als das Einfachste und Bequemste seiner Art anzupreisen.

Die Washingtoner sind überhaupt — es wurde dies schon oben angedeutet — leidenschaftliche Lokal-Patrioten. Vor allen Dingen ist ihnen der Gedanke, daß der Sitz der Bundes-Regierung aus ihrer Mitte hinweg nach dem Westen verlegt werden könne, mit der Vorstellung des Welt-Unterganges gleichbedeutend. Es ist unmöglich, das Gesicht eines ächten Washingtoners zu beschreiben, wenn man es wagt, ihm von dieser Eventualität zu sprechen. Erstaunen, Mitleid, Ingrimm, Hohn, Verachtung und Haß — das Alles spiegelt sich in vielsagendem Verein darin ab. Aber sie haben es, kluge und praktische Leute, wie sie sind, nicht beim Gesichterschneiden bewenden lassen. Als vor einigen Jahren die Frage allen Ernstes ventilirt wurde, daß das Uebergewicht, welches der Westen demnächst in der Kongreß-Repräsentation haben werde, sich sehr leicht dahin äußern könne, daß das Capitol plötzlich vom Potomac hinweg nach dem Mississippi votirt würde: da säumten sie keinen Moment, dieser Aussicht dadurch Rechnung zu tragen, daß sie Washington so unumgänglich nothwendig wie nur möglich, d. h. so anständig und würdig wie möglich, zu gestalten anfingen. Und in der That hat der kleine Schreck wundervolle Früchte getragen. Ihm in erster Reihe ist es zu danken, daß das Mittelding von südlichem „Kraal" und westlichem Prairie-Dorf, welches die Stadt noch bei Ausbruch des Bürgerkrieges war, in den letzten Jahren denn doch begonnen hat, ein wirklich großstädtisches Aussehen zu gewinnen. Ihm allein, daß in Bezug auf Gradirung und Pflasterung der Straßen neuerdings das Außerordentlichste geleistet worden, dessen sich nur eine amerikanische Stadt rühmen darf. Ihm allein, daß sich die offenen Squares selbst der entlegensten Stadttheile mit freundlichen Anlagen bedeckten, und daß die Entwickelung des Straßen-Bahnen-Systems in wahrhaft großstädtischer Weise gefördert ward. Und nicht genug damit — im Kongreß selbst erwuchsen ihnen Schützer und Retter, als der Bau des großen, sämmtliche Ministerien aufzunehmen bestimmten Palastes, westlich vom Weißen Hause beschlossen wurde, ein Bau, welcher das in Washington in Regierungs-Bauten angelegte Bundes-Capitol um mindestens acht bis zehn Millionen vermehrt. Zehn Millionen — immerhin ein gewichtiges Glied mehr in der Kette praktisch-zwingender Rücksichten, welche den Regierungssitz an die Potomacstadt fesselt! Ob freilich diese und noch weitere Millionen, sammt dem kostbaren neuen Pflaster der Stadt, das Schicksal derselben als Bundes-Capitale für länger als zehn oder zwanzig Jahre entschieden haben, bleibt eine andere Frage, die mindestens allen Denen, die an das Westward moves the Star of the Empire glauben, in der verletzendsten Weise verneint wird. Sie haben für alle Erfolge, welche die Washingtoner auch in der „Festnagelung" ihrer Hauptstadt errungen haben und noch erringen mögen, nur ein Kopfschütteln, und berufen sich einfach auf das physikalische Gesetz, welches den

Schwerpunkt von irgend etwas normal Angelegtem nach dessen Mitte hin, und nicht an seine äußerste Grenze verlegt. Dieses physikalische Gesetz genügt ihnen. Es giebt ihnen die Bürgschaft, daß, allen marmornen Kapitolen, allen granitnen Schatz-Amts-Palästen und selbst allen Asphalt-Corso's zum Trotz, das Todesurtheil Washingtons, als Hauptstadt der Vereinigten Staaten gesprochen ist.

Die Einwohnerzahl Washingtons genau anzugeben, ist unmöglich, denn sie wechselt von einer Saison zur andern, wie etwa jene der Badeorte. Nach dem Schluß des Congresses, der stets die Beamtenwelt der Vereinigten Staaten in Washington vereinigt, besitzt die Stadt hundertsechzig Tausend Einwohner, von welchen vierzig Tausend Neger sind. Das milde Clima des Winters läßt die Bevölkerung für einige Monate um Tausende anschwellen, dagegen ist die Hitze im Sommer so unerträglich, daß Washington in den warmen Monaten vollständig ausgestorben ist. Dann wird die Stadt auch häufig von Cholera und Fieber heimgesucht, was großentheils den versumpften Ufern des Potomac und den dadurch entstehenden höchst ungesunden Ausdünstungen zuzuschreiben ist. — Das „weiße Haus", der offizielle Sitz des Regierungs-Präsidenten, in der unmittelbaren Nähe des Potomac gelegen, leidet am meisten unter dieser gefährlichen Nachbarschaft und so mancher der bisherigen Präsidenten konnte hiervon erzählen.

Washington hat seine ungesunde Lage eigentlich seinem gleichnamigen Gründer zu verdanken, dessen Absichten allerdings der besten Art waren. Er wählte den am Potomac gelegenen Distrikt, um den Regierungssitz im Mittelpunkt der damaligen Unionsstaaten zu haben, und daraus eine wichtige See- und Hafenstadt zu machen, die überdies vom Meere genug entfernt und vor jedem feindlichen Ueberfall geschützt sein sollte. Merkwürdigerweise erfreut sich Washington keines einzigen der damals geträumten Vorzüge. In strategischer Hinsicht ist und war es so wenig gesichert, daß es bereits zwanzig Jahre nach seiner Gründung (1814) den Engländern in die Hände fiel. In kommerzieller Hinsicht hingegen wurde es von dem nachbarlichen Baltimore vollständig in den Schatten gestellt. Der Potomac nämlich ist zu seicht, um großen Schiffen die Fahrt stromaufwärts bis Washington zu gestatten. In politischer Hinsicht endlich hat die Stadt aufgehört, im Mittelpunkt der Staatenunion zu sein, seitdem sich an die ursprünglichen dreizehn Staaten noch fünfundzwanzig andere anschlossen. Heute ist der Mittelpunkt nicht Washington, sondern zweitausend Meilen weiter westlich, im Herzen des Staates Kansas gelegen, und die Hauptstadt somit an der Ostgrenze statt in der Mitte des Staatenbundes.

Washington zerfällt in zwei durch das Capitol von einander geschiedene Hälften, von denen nur erst die eine in Wirklichkeit besteht, während die andere sich vor der Hand noch mit einer Existenz auf dem Plane begnügen muß. Leider ist die letztere die schönere und verdient es, daß das Capitol ihr seine Pracht-Façade zukehrt. Auf



Washington: Das Capitol.

dem Plateau eines mäßigen Hügels gelegen, steigen die schneeweißen Massen in einer Mächtigkeit der Formen und einer Kostbarkeit des Materials empor, daß man sich in der heutigen Welt vergebens nach etwas Gleichem umsieht. Eine stattliche Park-Anlage umgiebt das Ganze, aus deren Grün die Eisen- und Marmorglieder des monumentalen Giganten in zwiefachem Glanz auftauchen, um sich nicht minder frappirend von dem tiefblauen Himmel des Südens darüber abzuheben. Was man auch sagen mag — das Capitol ist einfach wundervoll. Der gelehrte Architektur-Krittler stehe hundertmal neben uns und thue uns hundertmal dar, daß der Riesenbau nicht aus einem Guß entstanden, daß die Kuppel verfehlt, daß hier Etwas zu gedrückt, dort Etwas zu kühn sei, — wir werden sein Urtheil über uns ergehen lassen, aber unser Auge wird wieder und immer wieder entzückt an diesem blendenden Pomp korinthischer Säulen, grandioser Treppenfluchten und in Marmor blühender Architrave und Kapitäle haften. Den Eindruck der Großartigkeit, den wir empfangen, vermag uns nichts zu verkümmern. Das eine oder andere Einzelne aber, wie sehr wir auch zugeben müssen, daß es verfehlt sei, kann nur in dem Moment, in dem wir es in's Auge fassen, stören, — darüber hinaus verschwindet es sofort wieder in dem stolzen Ganzen.

Werfen wir einen Blick auf die Verhältnisse dieses stolzen Gebäudes! Es besteht, — und wem schwebte es nicht, wenn nicht aus persönlicher Anschauung, so doch mindestens aus einer der zahllosen Abbildungen vor, die jedem Amerikaner sein Capitol so vertraut machen, wie dem Engländer sein Parlamentsgebäude oder dem Preußen das Brandenburger Thor, — es besteht aus drei Theilen: dem älteren, kuppelgekrönten Mittelbau des ursprünglichen Capitols und den neuen Seitenflügeln des Repräsentantenhauses und des Senats. Jener in weißgestrichenem Acquia-Creel-Sandstein und Eisen, diese in Marmor aus den Brüchen von Lee in Massachusetts aufgeführt. Die Länge des Ganzen ist 751, die Breite der Flügel an ihren Ost- und West-Fronten 354 Fuß. Die das Crawford'sche Erzbild der Freiheit tragende Kuppel ragt zu einer Höhe von 307 Fuß empor. Der Mitteltrakt sowohl, wie die gleich mächtigen Flügel sind auf allen Seiten von Säulen-, Pilaster- und Architrav-Schmuck umblüht, wie die üppige korinthische Bauweise ihn erfordert. In der Front führen drei gewaltige Freitreppen, gleich schimmernden, kunstvoll von Menschenhand gebildeten Marmorterrassen, zu dem Mittel- und den Seitenflügeln empor. Ueber den Platformen aber, auf die sie ausmünden, erheben sich drei mächtige Pforten, weithin sichtbar und stattlich wie die Eingänge eines Tempels und eines Palastes zugleich.

Freilich soll das Innere nicht recht halten, was das Aeußere verspricht. Nicht als ob es an Pracht darin fehle, — im Gegentheil, in einigen Theilen des Gebäudes, so namentlich im Senats-Flügel, giebt es viel zu viel. Hier wird man geradezu den

Vorwurf des Byzantinismus erheben dürfen. Man begnügte sich nicht mit marmornen Treppenhäusern (von welchen namentlich das westliche, mit seinen Doppelfluchten von Carrara-Stufen, Geländern und Strebepfeilern zum Schönsten gehört, was man in dieser Art sehen kann) und mit Wänden aus gleichem Material, wie in dem berühmten „Marble-Room“, sondern man nahm auch noch die Leistungen des Vergolders, des Malers, des Möbelfabrikanten und Teppichwebers in einer Weise in Anspruch, daß der Eindruck des antik Großartigen nothwendigerweise in dem des modern Ueberladenen untergehen muß. Es ist gewiß nur in Ordnung, daß man eine so erhabene Körperschaft, wie den Senat, auf das Bequemste und Würdigste einquartirt. In der Muster-Republik des alten Roms that man dies auch. Aber diese Fülle prachtvoller Salons, gold- oder farbenstrotzender Korridore und boudoirartiger Kommitteezimmer, welche sich um die Sitzungshalle der amerikanischen patres conscripti reihen, erinnern schon mehr an eine der Thermen der Kaiserzeit, als an jenes Heiligthum Volkswohl-berathender Thätigkeit, welches den Gipfel des alten Mons Capitolinus krönte. Das Repräsentantenhaus, welchem der südliche Flügel des Gebäudes gehört, ist von den Baumeistern und Dekorateuren des Capitols ungleich stiefmütterlicher behandelt worden, während der mittlere Theil und speziell die Halle unter dem Dom mit einer Anzahl ziemlich mittelmäßiger, auf die Landesgeschichte bezüglicher Skulpturen und Oelgemälde ausgestattet ist. Die Idee, das Capitol in seiner inneren Ausschmückung zu einer Art nationalen Museums zu machen, ist nicht nur in Erwägung der Bestimmung des ganzen Baues, sondern auch in Anbetracht der hierzu disponibeln Räumlichkeiten, welche sich seit Unterbringung der eigentlichen Gesetzgebung in den Seitenflügeln, im Mittelraum gewissermaßen von selbst darbieten, sicherlich ein naheliegender und trefflicher. In seiner Ausführung hat er freilich bis jetzt nur Bedenken und Spott wachrufen müssen.

Die Rotunde macht, wie jeder Bau dieser Art, auf den Hereintretenden erst dann einen vollen Eindruck, wenn er sich mit ihren Verhältnissen zurechtgefunden hat. Sie ist unter den Kuppelbauten der Welt die vierte. Fast in derselben Größe wie der Dom der St. Petersburger Isaaks-Kirche, wird sie an Höhe und Weite nur von den Kuppeln der römischen Peters-Basilica, der Londoner Paulskirche und des Pariser Invaliden-Doms übertroffen. Ihr Material ist Eisen, und mit Leichtigkeit kann Derjenige, der zu ihrer Höhe emporsteigt, von der zwischen der inneren Wölbung und dem Dach hinanführenden Treppe aus das ganze ebenso mächtige wie kunstvolle Gefüge dieser ehernen Himmelsstürmerei überblicken. Und in der That, es läßt sich Niemand, der Washington besucht, so leicht die Gelegenheit dazu entgehen. Man steigt bis zum Fuß der Laterne empor und genießt von dort eine weite, zu gleicher Zeit wechselreiche und liebliche Rundsicht. Der von den Grenzen des Stadtweichbildes an meerbuchtartig sich erweiternde Potomac breitet seine unregelmäßigen Silberflächen in

reicher, sanftgewellter Landschaft gen Süden dahin. Von seinem Westufer grüßen die Höhen von Arlington herüber, während des Bürgerkrieges von Verschanzungen starrend, heute auf's Neue in dem alten Schmuck von Wäldern, Wiesen und Gärten prangend, den sie bereits vor hundert Jahren trugen. Zu Füßen des Beschauers liegt die Stadt — jener Theil, welcher bereits existirt sowohl, wie jener schönere, der noch im Schooß der Zukunft ruht. Aus dem Park in der Front des Capitols leuchtet die sitzende Kolossal-Statue Washingtons zu ihm hinauf, mit einem der schönsten Mottos geschmückt, das je für ein Monument ersonnen wurde. Dasselbe, auf drei Seiten des Granit-Piedestals vertheilt, lautet: „First in Peace, First in War, First in the hearts of his Countrymen."*) Ueber des Beschauers Haupt aber, vom Scheitel der Laterne noch weitere 20 Fuß emporsteigend, erhebt sich ein anderes Standbild, die Erzgestalt der Crawford'schen „Freiheit", den Gewölben unter sich eine Bronce-Last von 15,000 Pfund aufbürdend. Aber was haben 15,000 Pfund mehr bei den acht Millionen Pfund zu sagen, welche die Metallmassen dieser Gewölbe wiegen? Die Statue steht auf einer Erdkugel, auf welcher man die Devise der Vereinigten Staaten „E pluribus unum" sieht. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erleuchten jeden Morgen die, die ganze Umgegend weitaus überhöhende Statue in wunderbarer Weise.

Die Laterne, eine Imitation des Monumentes des Lysikrates in Athen, wird zur Zeit der Congreßsitzung allabendlich durch ein mächtiges, weithin sichtbares Feuer erleuchtet. Bei Tage bilden zwei auf dem Capitol aufgezogene Flaggen das Signal, daß der Congreß und der Senat versammelt sind.

Den Hauptschmuck des Innern der Rotunde bilden außer einem die höchste Wölbung ausfüllenden allegorischen Deckengemälde, 7 große in einer Höhe von etwa 5 Fuß über dem Fußboden und in gleichen Entfernungen um die ganze Rundung vertheilte Wandbilder, wichtige Scenen aus der Geschichte der Vereinigten Staaten, von der Entdeckung Amerikas bis zur Resignation Washingtons darstellend.

Eine mächtige Broncethüre, gleich allen Werken dieser Art in der Weise der Thüren des Ghiberti am Florentiner Battisterio gehalten, und in neun Hauptfeldern Ereignisse der amerikanischen Geschichte darstellend, schließt den Haupteingang zur Rotunde von der großen östlichen Freitreppe her. Sie ist wohl das bedeutendste bildnerische Kunstwerk, welches das Capitol zur Zeit enthält, und hat Randolph Rogers zum Meister, welcher sie in den Jahren 1858 bis 1868 in Rom modellirte. Sie bildet die würdigste Pforte, durch welche man das Capitol von der schimmernden Treppenflucht und der mächtig aufragenden korinthischen Säulenhalle der Mittelfront

*) Der erste im Frieden, der erste im Kriege, der erste im Herzen seiner Mitbürger.

her betreten kann. Ob ihre Schönheit freilich den pessimistischen Zeitgenossen verhindern wird, in Gedanken die reichen Gewinde, welche ihren ehernen Sims schmücken, durch die berühmten Worte, die Dante über seinem Hölleneingang flammen läßt, zu ersetzen, — das ist eine andere Frage, deren Lösung schon nicht mehr in das Gebiet der Aesthetik allein fällt.

Westlich von der Rotunde und den ganzen hinteren Theil des Hauptkörpers des Mittelflügels einnehmend, befindet sich die Kongreß-Bibliothek mit etwa 600,000 Bänden. die größte Bibliothek Amerikas, die alljährlich dadurch, daß ihr jedes in den Vereinigten Staaten erscheinende Werk in doppelten Exemplaren zugesandt werden muß, große Bereicherung erfährt.

Das Verhältniß des Senates der Vereinigten Staaten zu dem Abgeordneten-Hause wurde häufig mit jenem der europäischen Oberhäuser zu den entsprechenden zweiten Kammern verglichen, ohne jedoch irgend welche Begründung hierfür zu haben. Der Vereinigten Staaten-Senat unterscheidet sich von dem Unterhause hauptsächlich dadurch, daß seine Mitglieder auf sechs Jahre, die des Unterhauses jedoch nur auf zwei Jahre gewählt werden, und daß die Wahl der letzteren nach dem Verhältniß der Bevölkerungszahl, die der Senatoren jedoch nach der Zahl der Staaten erfolgt. Jeder Staat der Union sendet ohne Rücksicht auf seine Größe und Bevölkerungszahl zwei Senatoren zum Congreß, so daß beispielsweise der kleine Staat Rhode Island mit seinen dreihunderttausend Einwohnern im Senat ebenso stark vertreten ist, wie Newyork mit seinen fünf Millionen Einwohnern. Gegenwärtig zählt der Senat 76 Mitglieder, eine Anzahl, welche nach den bevorstehenden Erhebungen der selbstständigen Staaten auf 80 bis 86 wachsen dürfte.

Bei dem Repräsentantenhause ist es die Einwohnerzahl, welche die Zahl der Abgeordneten bestimmt, und zwar entfällt je einer auf hundertzwanzigtausend Seelen. Während also der Staat Newyork beispielsweise deren fünfzig zählt, haben andere Staaten nicht mehr als zwei Abgeordnete. Im Abgeordnetenhause wird der Präsident unter seinen Collegen gewählt, im Senat jedoch ist dessen Präsident der jeweilige Vicepräsident der Vereinigten Staaten.

Die höhere Stellung des Senates zeigt sich auch in einigen Aeußerlichkeiten, wie z. B. in dem höheren sozialen und offiziellen Rang des Senators, der feierlicheren Form der parlamentarischen Amtsausübung und der größeren Pracht der Sitzungsräume. In dieser letzteren tritt der Unterschied, welcher zu Gunsten des Senats dem weniger „aristokratischen" Hause gegenüber besteht, am deutlichsten, weil am Aeußerlichsten, zu Tage. Er erstreckt sich sogar bis auf die Sitze, die in der Repräsentantenhalle in Rohrsesseln aus hellem Holz, in der Senatskammer aus dunkeln Lederfauteuils bestehen, auch befindet sich unter den mit höchstem modernen Luxus ausgestatteten Empfangs-Parlors, welche den Sitzungssaal der Senatoren umgeben, nicht nur das

kostbare „Marble-Room“ mit weißen und rothbraunen Marmor-Säulen und Wänden, sondern auch jenes von Stuccatur-Ornamenten, Vergoldungen und buntfarbigen Fresken starrende Gemach, in welchem sich der Präsident aufhält, wenn er aus den „Höhen“ des Weißen Hauses in die Mitte der Volksvertretung herabsteigt. Wahre Prachtwerke sind auch die Treppenhäuser zu beiden Seiten des Sitzungssaales, von denen namentlich das südliche in der ganzen Schönheit edler Verhältnisse und herrlichsten Materials, Carrara-Marmor, strahlt, sowie die Crawford'sche Broncethüre, welche der Senat gleichfalls vor dem Repräsentantenflügel voraus hat. Das Alles vereinigt sich, um von vornherein dem lebenden Bilde, dessen Rahmen es ist, etwas Feierliches, Gemessenes und Vornehmes zu leihen, wenn es dasselbe auch nicht von selbst besäße.

Aber es besitzt es auch von selbst, und man hat keineswegs nöthig, direkt aus dem Lärm und der Hast des Repräsentantenhauses zu kommen, um sofort zu empfinden, daß hier eine andere Atmosphäre weht. Die Geschäftsordnung ist eine ungleich gemessenere. Im Verein mit der beschränkten Anzahl der Mitglieder schließt sie das rastlose Hin- und Hereilen der Einzelnen, das Ineinandertönen verschiedener Stimmen, den Anschein von wirrem Durcheinander, welchen die Halle des Unter-Hauses während der Sitzung fast immer darbietet, so gut wie aus. Und eine Ruhe liegt über den Verhandlungen und dem ganzen Treiben, welche nicht verfehlen kann, auf den fremden Besucher einen durchaus ansprechenden und würdigen Eindruck zu machen.

Die Halle selbst, gleich der des Repräsentantenhauses, nur kleiner als diese, ein längliches Rechteck, gewinnt durch die halbkreisförmige Aufstellung der ansteigenden Sitze ein amphitheatralisches Ansehen. Ein broncenes Geländer, in dessen Bann nur die Mitglieder, die Beamten und die „Pagen“ des Senats Zutritt haben, trennt diesen geweihten Halbkreis von dem übrigen Flur, den auch noch andere Personen von Stellung und Rang, oder unter der Aegide eines bekannten Senators jeder gewöhnliche Sterbliche betreten darf.

Die Gallerien, welche die ganze Halle umgeben, und von denen die Abtheilung über dem Präsidentensitz für die Berichterstatter, jene ihm gegenüber für die Angehörigen des Präsidenten, der Senatoren und das diplomatische Corps reservirt ist, bieten Sitze für 1200 Personen, eine Zahl, welche bei ungewöhnlichen Gelegenheiten schon auf 1500 anwuchs.

Der Präsidentensitz ist um etwa vier Fuß erhöht. Die Tribüne, zu welcher sich die ihn tragende Estrade aufbaut, ist von Marmor. Vor ihm, auf niedrigerer Plattform, hat der „Clerk“ des Senats seinen Platz, vor diesem wieder, und schon auf ebener Erde, sind Plätze der Stenographen und Sekretäre.

Im Repräsentantenhause ist von der Ruhe und Pracht der Senatsräume ebenso wenig zu finden, wie von der Würde der Senatoren. Die Gesellschaft ist eine sehr gemischte, und einen großen Theil der Zeit hindurch mehr oder minder lärmend und beinahe zügellos. Das amerikanische „Sans gêne" äußert sich hier ebenso sehr wie auf der Prairie oder in den Eisenbahnwaggons und Hôtels.

Man kann hier sämmtliche Bevölkerungstypen des weiten Continents von dem langen knochigen Yankee der Neu-England-Staaten bis herab zu dem armen kohlschwarzen Neger Süd-Carolinas oder dem texanischen Viehzüchter der südwestlichen Prairien erblicken, und es fehlen nur die Indianer und Chinesen, um den Vereinigten-Staaten-Congreß zu einem Rassen-Congreß zu machen, bei welchem sich die Natur der betreffenden Repräsentanten in ihrer ganzen Urwüchsigkeit zeigt. Man sieht hier die Gesetzgeber nicht selten auf ihren Sitzen nachlässig hingestreckt, die Beine auf den Schreibpulten, die Arme über die Sessellehne nach rückwärts herunterhängend, und den unvermeidlichen Kautabak im Munde. Häufig, besonders an warmen Tagen, liegt die Majorität des Abgeordnetenhauses im tiefen Schlaf versunken und es bedarf einer großen Tagesfrage oder des Talentes eines bekannten Redners, um diese so gemischte Versammlung der amerikanischen Gesetzgeber wach zu erhalten.

In dem ehemaligen Sitzungssaale des Senats tagt gegenüber der oberste Gerichtshof, der aus einem „Chief Justice" und acht Richtern besteht, welche der Unionspräsident auf die Dauer des Lebens ernennt, vorausgesetzt, daß sie sich stets „gut aufführen", („during good behaviour"), widrigenfalls der Präsident sie durch andere ersetzt. Der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten ist der einzige Körper, dessen Mitglieder auf Lebenszeit ernannt werden. Die Gerichtshöfe der einzelnen Staaten werden vom Volke auf verschiedene Dauer gewählt.

Das Capitol steht, wie bereits erwähnt, an einem Ende der majestätischen breiten Pennsylvania-Avenue, der schönsten Straße Washingtons und einer der schönsten Straßen Amerikas. An ihrem entgegengesetzten Ende befindet sich das „Weiße Haus", die Residenz des Vereinigten Staaten Präsidenten. Es ist ein einfaches, einstöckiges Gebäude ohne irgend welchen äußern Schmuck bis auf einen, von jonischen Säulen getragenen Porticus. Nichts — weder eine Garde noch eine Ehrenwache, ja nicht einmal eine Flagge zeigt die Bestimmung dieses Gebäudes an, das an gewissen Tagen in der Woche jedem Besucher, vom Senator bis zum letzten schwarzhäutigen Dockarbeiter geöffnet ist. Jeder Bürger der Vereinigten Staaten hat das Recht, den Präsidenten zu besuchen und ihm die Hand zu schütteln und Tausende machen an manchen Empfangstagen von diesem Rechte Gebrauch.

Der reizende schattige Park, welcher das „Weiße Haus" von allen Seiten umgiebt, wird seinerseits wieder von Gebäuden eingeschlossen, deren architektonische Pracht mit der Einfachheit des ersteren lebhaft kontrastirt. In diesen Gebäuden sind die

Ministerien untergebracht, von denen das Finanz-Ministerium (the treasury Department) am schönsten logirt. In dem letzteren wird man von der höchst eleganten Einrichtung und der großen Anzahl der hier angestellten weiblichen Beamten seltsam überrascht.

Washington besitzt eine große Zahl von prachtvollen Marmorpalästen, deren Architektur ausschließlich den Monumenten der antiken Welt entnommen wurde, und wohl keine Stadt der Welt verdient in dieser Beziehung mit vollerem Rechte den Namen des „modernen Athen", wie die Capitale am Potomac. Sie allein besitzt vielleicht mehr an klassischen Säulenfronten, wie das ganze Griechenland, und es giebt dort keinen Tempel, der nicht an den Ufern des Potomac allerdings nicht für religiöse, sondern administrative Zwecke reproduzirt wurde. Der Staatsschatz ruht im Tempel der Minerva; das General-Postamt im Tempel des Theseus und das Patentamt ist eine Wiederholung des Parthenon.

Dieses letztere zählt übrigens im Vereine mit dem Wetteramt und dem „Smithsonian Institut" zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten der Vereinigten Staaten, denn in seinen ungeheuren Räumlichkeiten ist das, durch einen jüngst stattgehabten Brand allerdings bedeutend reduzirte Patent-Museum untergebracht, das die Original-Modelle sämmtlicher bisheriger Erfindungen der Amerikaner, an Zahl weit über fünfzig Tausend, enthält. Ueberdies sind hier auch eine Serie von amerikanischen Reliquien, wie z. B. die Druckerpresse Benjamin Franklin's, der Säbel Washingtons 2c. ausgestellt.

Das Wetter- oder Signalamt ist insofern interessant, als hier aus den jeden Tag von den meteorologischen Stationen der sämmtlichen Unionsstaaten einlaufenden telegraphischen Wetterberichten die bekannten „Probabilities" (Wetter-Vorhersagungen) zusammengestellt werden, die in den Tagesblättern zur Publikation gelangen und den Amerikanern von San Francisco wie von Newyork oder einem andern Orte Nordamerikas die voraussichtliche Witterung für den folgenden Tag verkünden. Diese Vorhersagungen treffen in 100 Fällen 80 bis 90 mal ein, und es ist daraus auf die Genauigkeit zu schließen, mit welcher der weitverzweigte Apparat mit seinen 60 Beobachtungsstationen arbeitet.

Und nun noch einige Worte über das Smithsonian-Institut, die höchste wissenschaftliche Anstalt Amerikas, in einem eigenthümlichen unregelmäßigen Rohbau untergebracht, der sich mit seinen Thürmchen und Erkern und Pfeilern inmitten eines schönen Parks außerhalb der Stadt erhebt. Durch die Munificenz eines den Wissenschaften geneigten Engländers Namens James Smithson im Jahre 1846 gegründet, besteht die Hauptarbeit dieses großartigen Instituts in dem Austausch wissenschaftlicher Publikationen und ebensolchen Lehr- und Forschungs-Materials. Es ist gewissermaßen der Vermittler zwischen den gelehrten Vereinen und Anstalten Europas und Amerikas,

gleichzeitig aber auch mit seinem Stabe von namhaften Gelehrten und Schriftstellern der Centralpunkt des wissenschaftlichen Lebens Amerikas. Die naturhistorischen Sammlungen und die Bibliothek des Instituts sind sehr reichhaltig und werden mit jedem Jahre beträchtlich vermehrt. Sollte der Plan zur Gründung einer „National-Universität" in Washington zur Verwirklichung kommen, so könnte die Stadt bald neben dem staatlichen auch zum geistigen Mittelpunkt der Vereinigten Staaten werden.



Druck von Greßner und Schramm in Leipzig.

Nord-Amerika

von

Ernst von Hesse-Wartegg.

II. Band.



I. Durch Ohio.

Den Franzosen muß unstreitig die Ehre gelassen werden, das Herz des nordamerikanischen Continents entdeckt und durchforscht zu haben, und dies zu einer Zeit, als sich England damit begnügte, Virginien und die atlantischen Colonien zu kultiviren aber gleichzeitig auch auszusaugen. Französische Soldaten und Missionäre zogen von den Ansiedelungen am Lorenzostrom gegen Süden, immer mehr und mehr Ländereien westlich der Alleghanyketten unter das Scepter ihres Herrschers beugend. Sie verfuhren vorzugsweise friedlich mit den angestammten rothhäutigen Herren des Continents, und unter deren Führung und Beistand durchforschten sie jenes große Stromgebiet, das zwischen dem Alleghany- und dem Felsengebirge das ganze Herz des nordamerikanischen Continents von den canadischen Seen im Norden bis zum mexikanischen Golf im Süden umfaßt. Schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts hatten sie von dem ganzen Lande Besitz genommen, eine Reihe von Militärforts und Faktoreien den Stromläufen entlang angelegt, und ein freilich erfolgloses, undankbares Werk, die Bekehrung der Rothhäute unternommen. Die letzteren nahmen von den französischen Missionären wenig mehr an, als zahlreiche Wörter aus deren Sprache; sie, und die französischen Städtenamen am Mississippi und Ohio sind die einzigen Ueberreste jener französischen Eroberung. Die französischen Ansiedler jedoch haben sich auf drei kleine Gebiete Amerikas zurückgezogen: den südöstlichen Theil von Canada mit Quebec, Louisiana mit New-Orleans, und — einen kleinen Theil vom Staate Georgia — die Zufluchtsstätte der emigrirten Hugenotten. Auch St.-Louis, von den Franzosen gegründet, hat noch eine geringe Zahl derselben aufzuweisen.

Die Eintheilung des amerikanischen Continents, wie sie im Volksmunde gebräuchlich, ist ebenso eigenthümlich als unbestimmt. Wie der Europäer unter dem Namen „Orient" ein Ländergebiet umfaßt, dessen Grenzen bestimmt nicht angegeben werden können, so geht es dem Amerikaner mit der Bezeichnung „The East und „The West", der Osten und der Westen. Selbst in New-York, also an der Küste des Atlantischen

Ozeans wird man noch vom „Osten" sprechen hören, worunter dann die Neuengland-Staaten verstanden werden. In den Staaten am Missouri und Ohio werden unter „Osten" auch Newyork und Pennsylvanien mit verstanden. — „The West" — der Westen hingegen umfaßt hauptsächlich das zwischen dem Ohio, Mississippi und den kanadischen Seen gelegene Ländergebiet, mit den Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Michigan und Wisconsin, ohne jedoch damit seine bestimmte Abgrenzung zu finden. — Die Prairiestaaten jenseits des Mississippi, also Jowa, Minnesota, Nebraska, Missouri und Kansas werden gemeinhin als „the Far West" — der „ferne Westen" bezeichnet, obschon Missouri und Jowa noch häufig als „Westen" gelten. Die Staaten jenseits der Felsen-Gebirge werden „Pacific-States", jene südlich des Ohio und Arkansas „The Southern-States", die Südstaaten genannt.

Der folgende Abschnitt ist dem „Westen" — jenem großen Industrie- und Agrikulturgebiete zwischen dem Mississippi und Ohio gewidmet, einem Länderkomplex, welcher nach den Neu-England-Staaten der bevölkertste und industriereichste des Continents ist, auch in den Städten Chicago, Cincinnati und St.-Louis drei Geschäftscentren besitzt, die schon seit einer Reihe von Jahren eine Weltbedeutung erlangt haben, und in stetigem Wachsthum begriffen sind. — Der fruchtbare Prairie- und Waldboden in diesen Staaten, ihre günstige Lage als Vermittler zwischen dem fernen Westen und den atlantischen Staaten, und ihre vorzüglichen natürlichen Wasserstraßen waren die Hauptursachen der raschen Entwickelung dieser westlichen Staaten, von denen Ohio mit $3^1/_4$ *) Millionen Einwohnern der bevölkertste ist. Ihm zunächst folgen Illinois mit über 3 Millionen, und Indiana mit 2 Millionen Einwohnern. Südlich des Ohio liegt ein vierter großer Staat, Kentucky, dessen Industrie und Handel ihm allmählig den Charaker eines südlichen Staates benehmen, und der wohl ebenfalls dem „Westen" beigezählt werden könnte; seine Einwohnerzahl beträgt über $1^1/_2$ Millionen.

Wie scharf der Charakter der genannten vier Ohio-Staaten als Agrikultur- und Industrie-Gebiete gegenüber den vier südlichen Staaten des Mississippi (Louisiana, Mississippi, Arkansas und Tenessee) hervortritt, kann man am deutlichsten aus der Zahl der Farmen und Manufakturen entnehmen, die in den letztgenannten Staaten etwa 450,000 der ersteren und nur 10,000 der letzteren beträgt, während die vier Staaten des Ohiogebietes nicht weniger als 800,000 Farmen und 60,000 Manufakturen besitzen. Innerhalb der letzten zehn Jahre hat die Zahl der Manufakturen im Mississippibecken überhaupt nur wenig zugenommen.

Der bedeutendste und vorzüglichste der westlichen Agrikulturstaaten ist entschieden Ohio, dessen mildes Klima, vortreffliche Bewässerung und vorwiegend hügelige Bodengestalt mit abwechselndem Wald- und Wiesenterrain ihm schon im vergangenen

---

*) Volkszählung von 1880.

Jahrhundert einen Strom von Einwanderern zuführte, während das Gebiet der heutigen Staaten Indiana und Illinois in Folge der langwierigen und blutigen Indianerkriege erst viele Jahrzehnte nachher der Einwanderung erschlossen wurde. So war denn auch von den drei Großstädten des Westens das im Staate Ohio gelegene Cincinnati für lange Zeit die erste und bedeutendste, denn erst mit der zunehmenden Bedeutung des Mississippigebietes wurde es von seinen Rivalen Chicago und St.-Louis überflügelt.

* * *

Von Pittsburg aus können wir auf Eisenbahn oder Dampfschiff nach der nächstgelegenen Hauptstadt des Westens gelangen. Allein die Schifffahrt auf dem vielfach gewundenen, den Staat im Süden begrenzenden Ohio ist im Sommer, in Folge des häufig niedrigen Wasserstandes zu ungewiß, und wir ziehen deshalb die Eisenbahnfahrt vor, die uns gleichzeitig durch Columbus, die Hauptstadt des Staates Ohio, führt. Die Stadt selbst mit ihren 60,000 Einwohnern bietet wohl wenig des Interessanten. — Weder das im Mittelpunkte der Stadt auf einem großen, freien Platze sich erhebende Staats-Capitol noch irgend ein anderes der öffentlichen Gebäude der Stadt zeigen besondere architektonische Schönheiten. Allein was Columbus, wie den meisten Städten Amerikas, zu verhältnißmäßig größerer Zierde gereicht als alle Paläste des Adels, alle Museen und Theater in den Städten der alten Welt, das sind die Wohlthätigkeits-, Unterrichts- und sonstigen gemeinnützigen Staats-Anstalten, die Spitäler, Armen- und Waisenhäuser, die Schulen und Gefängnisse. Viele der ersteren, ja sogar die große Mehrzahl derselben, wurden von hochherzigen Privaten aus eigenen Mitteln erbaut und reich dotirt, und ihre Einrichtung diente schon häufig ähnlichen Anstalten der alten Welt als Muster. So erwerbssüchtig der Amerikaner auch sein mag, er besitzt einen viel höheren Grad von Wohlthätigkeit als man ihm zumuthen sollte, und zahlreiche Universitäten, Schulen und Spitäler in allen Städten der Union beweisen dies zur Genüge. Auch der Staat selbst verwendet einen verhältnißmäßig großen Theil seiner Einnahmen für gemeinnützige Zwecke, und mit Stolz weisen die Amerikaner auf ihre oft großartigen Staatsanstalten hin, selbst in solchen Staaten, die kaum eine Million Einwohner zählen und deren Einkünfte gegenüber jenen der europäischen Länder gering genannt werden können. In der Regel befinden sich diese Staatsanstalten in den betreffenden Hauptstädten oder vielmehr Regierungssitzen.

In Columbus, dem Regierungssitze des Staates Ohio, ist es zunächst das Staatsgefängniß, nach dessen Vorbild in Europa schon mehrere ähnliche Anstalten eingerichtet wurden. Es enthält etwa zwölfhundert Gefangene, welche von einjähriger bis zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurtheilt sind. Zwei geräumige, vierstöckige Gebäude sind ausschließlich zu Wohnungen, zwei andere zu Arbeitslokalen und eines zu

Kirchen- und Schulzwecken bestimmt. Die Wohngebäude sind von sonderbarer Einrichtung. Jedes derselben besteht nur aus den vier Mauern mit darübergebautem Dache, ohne weitere Eintheilung in Stockwerke und Gemächer. Innerhalb dieses Riesen-Käfigs befindet sich ein zweites Gebäude, in vier Stockwerke getheilt, denen entlang eiserne Balkone hinlaufen. Jedes Stockwerk enthält etwa zweihundert Zellen, deren eiserne Thüren im untersten Stockwerke auf den Korridor, in den oberen Stockwerken auf die erwähnten eisernen Balkone ausmünden. Jede Zelle ist 4 Fuß breit, 8 Fuß lang und, dem System der Einzelnhaft gemäß, stets nur für einen Gefangenen bestimmt. In diesen Zellen haben die Gefangenen täglich 12 Stunden, von 6 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens, zuzubringen, während die 12 Stunden des Tages der Arbeit in den hierzu bestimmten Lokalen gewidmet sind. Es ist selbstverständlich, daß jeder Gefangene die Arbeitsstunden mit Freuden als eine zeitweilige Erlösung aus den dunklen, schlecht ventilirten Zellen begrüßt und sich so leicht an die Arbeit gewöhnt. Den Gefangenen ist der gegenseitige Verkehr aufs strengste untersagt, und jedes Wort, jedes Zeichen, jeder Wink wird geahndet. Den neu ankommenden Gefangenen steht es frei, sich irgend ein Handwerk zur Ausübung oder Erlernung auszuwählen, und ihren Wünschen wird nach Thunlichkeit entsprochen.

Die Arbeitslokale sind ausgedehnte Räumlichkeiten mit Schmiede- und Schlosserwerkstätten, Eisengießereien, Tischler-, Wagenbauer- und sonstigen industriellen Etablissements, selbst Schneider- und Schuhmacher-Werkstätten mit inbegriffen. Jeder einzelne Arbeiter, vom Werkmeister angefangen ist ein Sträfling, und der Aufseher hat bloß den Fortgang der Arbeiten und das Benehmen der Sträflinge zu überwachen. Bei so langer Arbeitszeit und durch nichts gehemmten Fleiß ist es selbstverständlich, daß die Produktion auch eine enorme ist, und daß die Anstalt demnach einer großen Zahl von Industriellen gewaltige Konkurrenz macht. Auch in anderen Staaten erweckt die erdrückende Concurrenz der Straf- und Correctionsanstalten unter den Industriellen nicht selten Proteste. — Alle durch die Waaren-Verkäufe erzielten Einnahmen fließen in die Staatskasse, und das Gefängniß, nach dem „Self-Supporting“, dem Selbsterhaltungs-System angelegt, deckt nicht nur seine eigenen Kosten, sondern liefert gleichzeitig eine ganz erhebliche Staats-Einnahme, die beispielsweise in den letzten 6 Jahren nahezu 100,000 Dollars betrug.

Die Behandlung der Gefangenen ist nur in mancher Beziehung eine vortheilhafte. Die Organisation ist ganz militärisch. Die Kleidung besteht aus weiß und schwarz gestreiftem Drillich, der auffallend genug ist, um jeden Sträfling sofort kenntlich zu machen. — Eigenthümlich ist die Art und Weise, wie die gefangenen Yankees in den Gefängnißhöfen spazieren geführt werden. Es sind Abtheilungen von zehn bis zwölf Mann, die im Gänsemarsch hintereinander derart einherschreiten, daß ihre Brust den Rücken ihres Vordermannes berührt. Sie sind auf diese Weise zum genauen

Einhalten des Marschtempos und der Reihenordnung gezwungen. Die Kost der Gefangenen ist nach alle Dem, was wir selbst zu sehen und zu kosten Gelegenheit hatten, vorzüglich, und die humane Behandlungsweise geht soweit, daß man den Sträflingen von tadelloser Aufführung sogar Bücher, Zeitungen und Wochenschriften gestattet, um sie nicht in gänzlicher Unwissenheit über die Vorgänge der Außenwelt zu lassen. Desto strenger sind die für Fluchtversuche und andere Vergehen bestimmten Strafen. Obgleich körperliche Züchtigungen nur selten vorkommen, so ist doch die Absperrung in dunkler Zelle für mehrere Tage ebenso schlimm. Außerdem giebt es noch eine an Grausamkeit grenzende Strafe für Widerspenstigkeit oder Auflehnung gegen die Wärter. In einer Ecke des Wohngebäudes befindet sich nämlich ein steinernes Wasserbassin, in welches der Sträfling in solchen Fällen, angekleidet wie er ist, getaucht und so lange unter Wasser gehalten wird, bis die krampfhaften Zuckungen vorüber sind, er also dem Ertrinken nahe ist. Dieselbe Prozedur wird mehrmals wiederholt, und wir bedurften nicht erst der Versicherung des Gefängniß-Direktors, um an die Heilkraft dieser Kaltwasserkur zu glauben.

Die Körperstrafe ist wohl in den einzelnen Staaten der Union abgeschafft, aber wie man sieht, hat man hierfür nicht minder strenge Ersatzmittel gefunden. Nur in dem kleinen atlantischen Staate Delaware besteht noch gesetzlich körperliche Züchtigung für Diebstähle und ähnliche Vergehen. Der Verurtheilte, ob Mann oder Frau, wird dort im Freien an einen aufrechten Pfahl gebunden, der Kleider bis zu den Hüften entledigt und mit Ruthen oder Stöcken über den Rücken gepeitscht. —

— Sobald der Sträfling seine Strafe überstanden hat und freigelassen wurde, tritt er sofort wieder in den Vollgenuß seiner bürgerlichen Rechte. Sein Vergehen wie seine Strafe sind vergeben und vergessen, und nicht selten werden aus diesen ehemaligen Sträflingen geachtete, wohlhabende Bürger, denen der Gefängniß-Direktor selbst, obwohl er ihre Vergangenheit kennt, Gruß und Handschlag nicht verweigert. —

Außer den öffentlichen Staats-Anstalten besitzt Columbus wenig des Sehenswerthen. Breite gerade Straßen mit hübschen Rohziegel-Gebäuden und Baumalleen besetzt, nach der in Amerika epidemisch gewordenen Schachbrettmanier sich rechtwinkelig durchschneidend. Ueberall durchziehen die doppelten Geleise der Pferde-Eisenbahnen die Straßen. Columbus liegt im Herzen des Staates Ohio. Eine Eisenbahnfahrt von etwa dreistündiger Dauer (120 englischen Meilen) bringt uns nach der eigentlichen Hauptstadt des Staates, nach der „Queen-City“, — nach Cincinnati.

II. Cincinnati.

Cincinnati ist eine der ältesten, blühendsten und reichsten Städte Amerikas. Der Yankee gab ihr den Beinamen „die Königin des Westens“ zu einer Zeit, als weder St.-Louis noch Chicago größere Bedeutung erlangt hatten, aber den Einwohnern der Ohio-Metropole war selbst dieses schmeichelhafte Prädikat nicht genügend und sie nannten Cincinnati das „amerikanische Paris.“ Im gewöhnlichen Leben jedoch wird es mit etwas unzarter Anspielung auf seine zahlreichen Schweine-Schlächtereien mit viel mehr Fug und Recht „Porcopolis“ genannt.

Noch kein Jahrhundert ist vergangen, seitdem sich der erste Pionier auf einem „Flatboat“ (Flachboot) den Ohio-Strom herabkommend, an jener Stelle etablirte, auf welcher sich gegenwärtig die große Stadt erhebt. In der ersten Zeit hatte die junge Ansiedelung viel von den Einfällen der Indianer zu leiden und erst 1819 wurde ihr gesetzlich der Charakter einer Stadt zugesprochen. Sechszig Jahre nachher ist sie eine der Zentren amerikanischer Industrie mit über 250,000 Einwohnern!

Unter den drei Metropolen des Westens, St.-Louis, Chicago und Cincinnati ist die letztgenannte wohl die zweitälteste, aber auch kleinste, denn trotz ihres enormen Wachsthums wurde sie von ihren rivalisirenden Schwestern um ein Bedeutendes überholt. Ein deutliches Bild hiervon giebt das Verhältniß der Einwohnerzahl der drei Städte von zehn zu zehn Jahren, von 1840 angefangen:

Cincinnati wuchs in dem Maßstabe:	1 : 2 1/2 : 3 1/2 : 4 1/2 : 6
St.-Louis:	1 : 4 3/4 : 9 3/4 : 19 : 21
Chicago:	1 : 6 1/2 : 24 1/2 : 67 : 221.

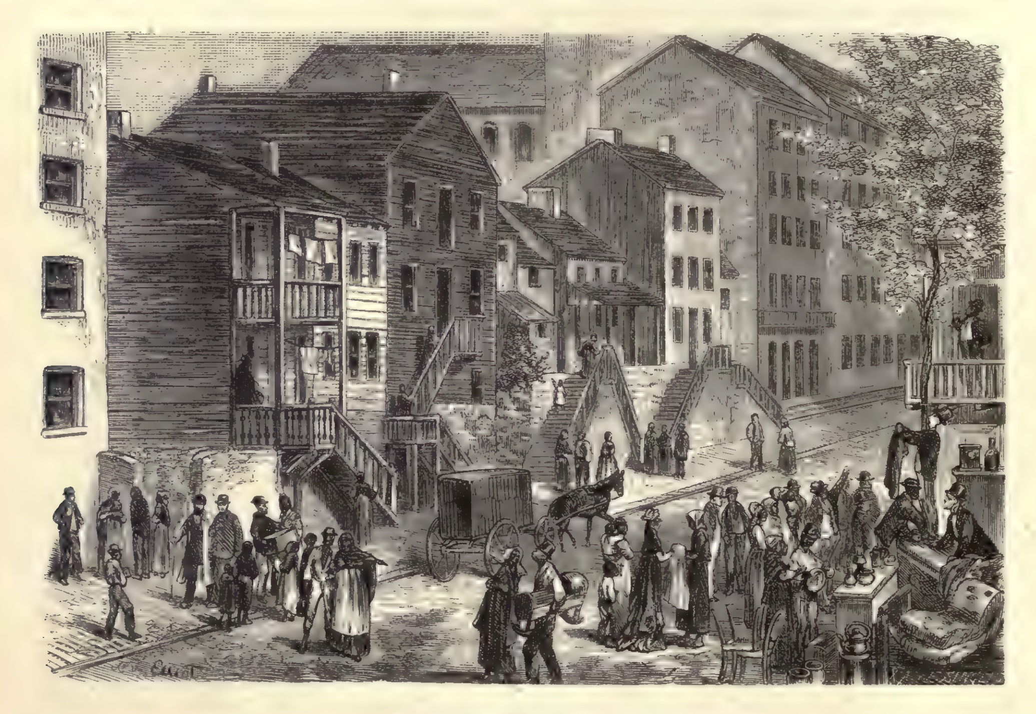
Während also Cincinnati in den letzten Dezennien immer nur um je die Hälfte der Einwohnerzahl zunahm, wuchs St.-Louis um das Doppelte, Chicago jedoch um das Dreifache. Die günstigere Lage und die rasche Entwicklung der ungeheuren Hinterländer bedingte dieses Wachsthum der beiden letztgenannten Städte, während Cincinnati diese Bedingungen nicht besaß, denn seine Lage am Ohio kann mit jener der beiden andern Städte am Mississippi und am Michigan-See kaum verglichen werden, ja der Verkehr und die Ausnutzung seiner Hinter- oder vielmehr umliegenden Länder wurde ihm theilweise von den mächtig emporstrebenden Städten Indianopolis und Louisville entzogen. Indessen werden die abnormalen Verhältnisse,

welche bis auf die letzten Jahre den Städten Chicago und St.-Louis zugute kamen, innerhalb der nächsten Jahre ebenfalls in geregeltere Bahnen einkehren, und mit dem Siebenmeilenstiefel-Wachsthum hat es dann ein Ende. Wie Cincinnati so hat auch St.-Louis schon seinen Höhepunkt erreicht, seine Entwickelung geht im natürlichen Prozentsatz vor sich. Die westlich von St.-Louis entstandene Metropole Kansas-City schöpft von dem westlichen Handel der Missouristadt den Rahm ab. Ebenso wird Chicago seine dominirende Stellung im Nordwesten einbüßen und das Monopol mit Minneapolis und St. Paul theilen müssen.

Wie die beiden andern Metropolen, so ist Cincinnati nicht geworden, sondern es wurde, wie Mommsen von Rom sagt, geschaffen. Der Handel hat es geschaffen, aber während dieser Handel in St.-Louis und Chicago bisher in stetem rapiden Wachsthum begriffen war, trat bei Cincinnati allmählig die Industrie in den Vordergrund.

Cincinnati verdient nur theilweise den stolzen Namen der „Queen-City." Am rechten Ufer des gewaltigen Ohio, in einem von hohen Bergen umschlossenen Thalkessel gelegen, besitzt es allerdings von allen westlichen Städten die reizendste Umgebung, und diese Umgebung hat es in echt großstädtischem Sinne zur Anlage von Parks und Promenaden verwendet. Die äußere Erscheinung der Queen-City ist um vieles moderner, wenn auch nicht eleganter, als jene Baltimores oder des klösterlich todten Philadelphia. Die breiten geraden Straßen mit ihren unzähligen Pferdebahnlinien und ihrem regen, geschäftigen Leben, die hübschen Squares, die zahlreichen Kirchen und öffentlichen Anstalten, die prachtvollen großen Hôtels — — alles das macht sofort einen gewinnenden Eindruck auf den Besucher. Nach Boston und Newyork ist Cincinnati wohl auch die erste Stadt, welche sich die Pflege der Kunst und des Theaters mehr angelegen sein läßt, als irgend eine andere Stadt Amerikas. Dank dem Unternehmungsgeist und der Munifizenz seiner Bürger besitzt Cincinnati Kunstgallerien, große öffentliche Bibliotheken, schöne Theater und vor allem ein in den ganzen Vereinigten-Staaten berühmtes „College of Music", ein prachtvoller Colossalbau, in dessen, über sechstausend Personen fassendem Festsaal alljährlich die auch über die Grenzen Amerikas bekannt gewordenen „Opern festivals" abgehalten werden. Die großen italienischen Operntruppen von Newyork, mit den berühmtesten Künstlern der Gegenwart, wie Adelina Patti, Christine Nilson, Minnie Hauk, Sembrich und anderen an der Spitze, geben hier, verstärkt durch die lokalen Chöre und Orchester, gewöhnlich im Frühjahre, eine Reihe von Festvorstellungen, welche die Kunstliebhaber aus allen Theilen des Ohio-Thales nach Cincinnati locken und in künstlerischer Hinsicht wenig zu wünschen übrig lassen. — Die Einnahmen dieser Vorstellungen erreichen pro Abend nicht selten zehn- bis fünfzehntausend Dollars (vierzig bis sechzigtausend Mark), woraus allein schon auf die Großartigkeit dieser Opernfeste geschlossen werden kann.

Cincinnati ist nach einem verständigen, großstädtischen Plane angelegt, besitzt architektonisch schöne Bauten und kann sich des schönsten öffentlichen Brunnens in den Vereinigten Staaten rühmen, um den sie übrigens wohl auch so manche europäische Stadt beneiden dürfte: eine hohe Fontaine aus Bronze mit allegorischen Figuren geziert, das Werk eines Münchener Künstlers, von einem Bürger Cincinnatis der Stadt zum Geschenk gemacht. Dafür aber lassen die Pflasterung der Straßen, die Reinhaltung der Plätze und Flußufer — mit einem Worte die in die städtische Verwaltung einschlägigen Arbeiten sehr viel zu wünschen übrig. Cincinnati ist unge-



Cincinnati: Im Negerviertel.

achtet der erwähnten Vorzüge eine rauchige, rußige, schmutzige Industriestadt, an deren Atmosphäre man sich erst gewöhnen muß, um sie nach Verdienst würdigen zu können.

Der größte Stolz Cincinnatis ist die berühmte Kettenbrücke über den breiten, gelben Ohio, im Süden der Stadt. Sie besitzt nur zwei steinerne 200 Fuß hohe Pfeiler, gewaltigen Steinthürmen gleich, über 1000 Fuß von einander entfernt. Die Totallänge der Brücke beträgt 2252 Fuß. Die Brückenbahn von zwei einfachen Kabeln getragen, besitzt zwei Fahrwege, einen Fußweg und zwei Geleise der Pferde-

eisenbahn. Von dem deutschen Ingenieur Röbling, dem berühmten Erbauer der Niagarabrücke und der Brooklyner East River-Brücke, um nicht weniger als acht



Cincinnati: Oeffentlicher Brunnen.

Millionen Mark hergestellt, ist sie eines der technischen Wunderwerke Amerikas. Wenn man den luftigen, leichten Bau vom Strombett des Ohio aus betrachtet, so scheint

es, als ob ein einfacher Windstoß die Brücke umstürzen und zertrümmern könnte, aber selbst eine Herde Elefanten würde sie kaum in erhebliches Schwanken bringen, und die schwersten Fuhrwerke passiren sie täglich ohne die geringsten Schwierigkeiten. Von der Mitte der Brücke genießt man einen herrlichen Anblick auf das Flußleben des Ohio und die im Norden sich ausbreitende, schöne Stadt. Der Ohio ist stets mit unzähligen Dampfschiffen, Frachtfahrzeugen und Booten bedeckt, und seine Fluthen werden unaufhörlich nach allen Richtungen hin durchfurcht, während an seinen Ufern unabsehbare Reihen von Fahrzeugen der Verfrachtung harren, denn Cincinnati ist nicht nur eines der größten Eisenbahnzentren, sondern auch einer der größten Flußhäfen des Mississippibeckens, von wo Dampfer nach allen anderen Hauptstädten des Flußnetzes, bis nach Neworleans, regelmäßigen Verkehr unterhalten.

Die Stadt ist ganz von hohen Bergen eingeschlossen, auf deren Gipfel sich Landhäuschen, Restaurants, ja sogar ein katholisches Kloster erheben. Das im Thalkessel gelegene Zentrum der Stadt ist dem Handel und der Industrie gewidmet und wird von einem breiten, mit Bäumen und Garten-Anlagen geschmückten Gürtel von Wohnhäusern umschlossen. Die zahlreichen Parks, die unzähligen Kirchthürme und Schornsteine, dazu in der Ferne die reizenden bewaldeten Hügel mit dem breiten Strombande des Ohio dazwischen vereinigen sich zu einem Städte-Panorama, wie man es in dieser Schönheit und Großartigkeit selbst in Europa selten findet.

Auf zwei der Höhen im Norden der Stadt kann man mittelst Drahtseilbahnen („inclined plain Railways“) gelangen. Auf dem Gipfel des näher gelegenen „Lookout Mountain“ befindet sich ein vortreffliches, im europäischen Styl eingerichtetes Restaurant, von dessen Terrasse die Fernsicht über Stadt und Umgebung überraschend schön ist. Die andere Höhe wird ganz von ausgedehnten Parkanlagen eingenommen, die eine Hauptzierde der Stadt bilden. Hier liegt auch das große Reservoir der Wasserleitung, welches sämmtliche Häuser der Stadt mit frischem Trinkwasser versieht.

Am südlichen Ufer des Ohio, im Staate Kentucky gelegen, und durch die genannte Kettenbrücke sowie eine weiter stromabwärts gelegene Eisenbahnbrücke mit Cincinnati verbunden, befinden sich die Vorstädte Covington und Newport.

Innerhalb dieses großen Thalkessels liegt nun einer der industriellen Mittelpunkte Amerikas, dessen weiteres Aufblühen wohl keinem Zweifel unterliegt. Waren Cincinnati bezüglich seines Handels in den weiter westlich gelegenen Städten bedeutende Concurrenten entstanden, so wird doch die Groß-Industrie und die Versorgung der umliegenden Staaten und speziell der Uferländer des unteren Mississippi mit Industrie-Produkten noch für lange Zeit hinaus gleichsam das Monopol der Hauptstadt von Ohio bleiben. Gegenwärtig sind in den ausgedehnten Werkstätten, den Brennereien

und Brauereien nicht weniger als fünfzigtausend Arbeiter beschäftigt, und der Werth der jährlichen Produktion kann auf hundert Millionen Dollars veranschlagt werden.

Unter den Industrieen Cincinnatis sind besonders drei von hervorragender Bedeutung: die Bierbrauerei, die Branntwein-Brennerei und die Schweineschlächterei. Man sieht, daß die Bürger Cincinnatis nicht nur auf das leibliche Wohl ihrer Mitmenschen, sondern auch in hervorragender Weise auf ihr geistiges Wohl bedacht sind. Und wie weit ihre Fürsorge darin reicht, geht daraus hervor, daß die Stadt jährlich für circa 5½ Millionen Dollars Whiskey, für 5 Millionen Dollars Bier und für 12 Millionen Pökelfleisch produzirt.*) Die berühmten Schlachthäuser Cincinnatis sind nur im Winter in Thätigkeit, so daß es uns nicht vergönnt war, in jene Großindustrie Einblick zu nehmen, welche der schönen Ohiostadt den Namen „Porcopolis" eingetragen. Desto mehr hatten wir Gelegenheit, die Güte der Cincinnatier Brauerei-Produkte zu prüfen, die sich in ganz Amerika großer Beliebtheit erfreuen. Man wird in den größeren Städten der Vereinigten Staaten nur wenige halbwegs bedeutende Bierhäuser finden, in denen nicht das „Cincinnati-Lager" verschenkt würde. Damit sei jedoch nicht gesagt, daß die Bürger Cincinnatis nicht auch von „der Suppe äßen die bei ihnen gekocht wird." Schon ihr behäbiges Aussehen, das von dem des schlankeren Yankee der Oststaaten sonderbar absticht, verräth ihre Sympathien für den braunen Gerstensaft. Die Zahl der „Lagerbeer"-Häuser (der Name „Lagerbeer" wurde ebenso wie die Worte „Sourcrout" [Sauerkraut] und „Liverwurst" [Leberwurst] von den Amerikanern in ihre Sprache aufgenommen) erreicht in Cincinnati eine ganz enorme Höhe, was in der That aber mehr den verführerischen Eigenschaften des erwähnten Brauproduktes als dem Durst der Einwohner zugeschrieben werden kann. Der nördliche Stadttheil Cincinnatis, größtentheils von Deutschen bewohnt, ist entschieden der am mindesten kirchlich gesinnte, und „Ueberm Rhein" — dies der Name desselben — ist auch außerhalb des Staates Ohio seiner vielen Restaurants und Schenken, seiner Gemüthlichkeit und seines lustigen, geselligen Lebens wegen bekannt. „Ueberm Rhein" ist eines der wenigen Plätzchen in den Vereinigten Staaten, wo sich deutsche Geselligkeit und deutsches Leben unverfälscht erhalten hat und wo beinahe der Amerikaner als Fremder erscheint, soferne er sich nicht dem Deutschthum assimilirt. —

Im Ganzen genommen macht die erste Hauptstadt des Westens auf den Europäer, allerdings nur an klaren sonnigen Tagen einen angenehmen, freundlichen und dabei doch großartigen Eindruck, der sich im Winter oder bei schlechtem Wetter

*) Auch in Bezug auf die Eisenindustrie nimmt Cincinnati einen hervorragenden Platz ein. Der Werth der Gießerei- und Maschinenprodukte beläuft sich jährlich auf ca. 7 Mill. Dollars, was jenem von St.-Louis oder Pittsburg gleichkommt.

wohl in das Gegentheil verwandeln könnte, würde nicht die Gastfreundschaft und der Freisinn der Bevölkerung ein Wörtchen zu Gunsten der Stadt mitsprechen. Der Wahlspruch der deutschen Turner scheint den Bewohnern Cincinnatis in der That zur Lebensregel geworden zu sein. — Von einer so strengen Handhabung des Sonntags-Gesetzes wie in Newyork oder der Quäkerstadt Philadelphia ist hier keine Rede. Die Geschäftslokale sind theilweise geöffnet, statt wie in Philadelphia in schwarzen Kleidern mit gefalteten Händen in ihren Häusern zu sitzen, unterhält sich die Bevölkerung hier auf den Promenaden wie in den Vergnügungslokalen. Das Räthsel erklärt sich zum Theile daraus, daß ein sehr bedeutender Theil der Stadtbevölkerung aus Deutschen, der Rest jedoch aus jüngeren, aus allen Theilen der Union herbeigeströmten Ansiedlern besteht, die weder von den Quäkern Philadelphias noch von den Puritanern Neu-Englands abstammen, nicht von religiösen Traditionen befangen sind und ebensowenig in der im Osten so häufig auftretenden Scheinheiligkeit auferzogen wurden. —

Den Beinamen „das amerikanische Paris" trägt Cincinnati in nicht ganz unverdienter Weise. Es existirt gewiß keine zweite Stadt in den Vereinigten Staaten, die ihren Bewohnern vielseitigere und überraschendere Vergnügungen widmete. Seiner schlechten, raucherfüllten Atmosphäre und seiner großen Temperaturwechsel wegen, bietet die innere Stadt keinen angenehmen Aufenthaltsort, aber die Stadtbewohner haben eigentlich nur ihre Geschäftslokale in dem Thalkessel drunten, und wohnen auf den luftigen, schönen Hügeln in der Umgebung der Stadt, die durch ein vollständiges, ausgebreitetes System von Tramways und Drahtseilbahnen so nahe gelegt sind, daß man in wenigen Minuten aus dem Herzen der Stadt in die frische klare Bergluft gelangen kann. — Cincinnati hat gegenwärtig vier solcher Seilbahnen, von denen zwei, wie bereits erwähnt, nach dem im Norden der Stadt, dem deutschen Quartier nahegelegenen Lookout- und dem Bellevue-Hause führen. In rascher Folge entstanden darauf für die Bewohner des östlichen Quartiers, die Ostender, das Hochland-Haus, und für die Westender der Price-Hill.*) Von dem letztgenannten Berge ist die Aussicht auf das Weichbild der Stadt und ihre Umgebung am schönsten. Er ist am weitesten von der Stadt entfernt und zugleich der höchste, so daß man auch das Hügelland von Ohio und Kentucky und endlich das schöne Ohiothal stromauf- und abwärts übersieht.

Lookout-Haus und Bellevue werden schon ihrer Lage wegen meist vom deutschen Massenpublikum besucht. Zum „Highland-House" (dem elegantesten Gebäude von allen) zieht sich, wenigstens an Concertabenden, die „Aristokratie", und zum Price-Hill die eleganten Westender und die — Mucker. Price-Hill ist nämlich eine Tem-

*) Newyorker Belletrist. Journal.

perenzwirthschaft, in welcher man sich nur mit Milch und Wasser, Fruchteis und Limonade den — Magen verderben kann, und aus welcher Bacchus und Gambrinus unerbittlich verbannt wurden. In den drei obigen Restaurants wird natürlich den durstigen Göttern in jeder möglichen Weise gehuldigt. Dazu ist in allen Restaurants Musik und zwar concertiren im Lookout-Haus die „Preußen" und im Bellevue-Haus die „Hessen". Von bedeutendstem künstlerischen Werth sind die Concerte auf dem Price-Hill. Außer den genannten Vergnügungsorten hat jedoch Cincinnati noch eine Unzahl anderer aufzuweisen, wie z. B. jenes von Willert im deutschen Quartier. Ferner ist die Zahl der deutschen Musik-, Gesangs- und Geselligkeits-Vereine so bedeutend, daß das Leben in der größten Stadt Ohios in keiner Weise mit jenem der östlichen Städte verglichen werden kann. Deshalb ist auch der Zuzug freisinniger, jovialer Bürger aus allen Theilen der Union ein beständiger, und es ist zu hoffen, daß Cincinnati seinen stolzen Beinamen des „amerikanischen Paris" zu bewahren wissen wird.

III. Auf dem Ohio nach Louisville.

Die Dampfschifffahrt auf dem Ohio wird durch den ewigen Wechsel des Wasserstandes in dem launischen Flusse sehr unsicher gemacht. Wohl ist der ganze Ohio von seiner Mündung bei Cairo bis nach Pittsburg in Pennsylvanien hinauf schiffbar, aber doch nur mit kleineren Dampfern mit flachem Boden. Selbst dann kommt es noch häufig vor, daß die Dampfer inmitten des Stromes auf irgend eine verborgene, tückische Sandbank auffahren und oft viele Stunden lang warten müssen, bis ein Regenguß in den Alleghany-Bergen den Wasserstand wieder erhöht. Der Strom ist deshalb Sommer wie Winter über der Gegenstand der größten Aufmerksamkeit von Seiten seiner Uferstädte Pittsburg, Wheeling, Cincinnati und Louisville, und die Zeitungen dieser Städte widmen den telegraphischen Nachrichten über den Wasserstand und das Wetter täglich eine eigene Rubrik.

In den letzten Jahren, besonders 1884, richteten die Frühjahrsüberschwemmungen in dem ganzen Thale von Pittsburg bis Cairo die furchtbarsten Verheerungen an und der Schaden belief sich stets auf viele Millionen. Das ganze weite Thal und die am Strome gelegenen Städte standen 1884 unter Wasser. In den unteren Stadttheilen von Cincinnati, Pittsburg, Wheeling und anderen Orten konnte man nur mit

Booten verkehren. Der ganze Verkehr, die Werkthätigkeit war Wochen und Monate lang unterbrochen. Zahllose Häuser, Farmen, Stallungen und Fabriksanlagen wurden von den Fluthen vollständig weggerissen, und ein großer Theil der Bevölkerung dadurch in das größte Elend gestürzt. Diese Ueberschwemmungen, hauptsächlich durch das gewissenlose Aushauen der Waldungen am oberen Stromlaufe veranlaßt, sind hier umso beklagenswerther, als, mit Ausnahme des Hudsonstromes, der Ohio die dichteste Bevölkerung sämmtlicher Flußläufe des Continents aufweist.

Neben Pittsburg ist Cincinnati der Hauptflußhafen des Ohio, und von hier fahren täglich ein oder mehrere Dampfer stromauf- und abwärts aus, die selbst den Mississippi hinauf nach St.-Louis und abwärts bis Neworleans gehen. Am bedeutendsten ist der Verkehr jedoch zwischen den beiden, nur etwa hundertzwanzig Meilen von einander gelegenen Städten Cincinnati und Louisville, der kommerziellen Hauptstadt des Staates Kentucky, und auf dieser Strecke wollen wir uns mit dem Flußleben auf dem Ohio vertraut machen. Da liegt der Dampfer vor uns im Strome. Sein Aussehen ist von den bereits geschilderten Hudson- und St.-Lorenzo-Dampfern sehr verschieden. Die meisten Ohio-Dampfer haben, wegen des niedrigen Wasserstandes im Sommer, flachen Boden und besitzen an Stelle der seitlichen Schaufelräder ein einziges großes Rad am rückwärtigen Ende des Schiffes, welches das letztere gleichsam vorwärts schiebt (sogenannte Stern-wheelers).

Am Eingange in den großen Passagiersalon befindet sich eine Ticket-Office, wo jeder Passagier seinen Namen in ein Buch zeichnet, auch sein Fahrbillet für den Salon und, falls er eine weitere Reise zu machen hat, auch für die Schlafkabine und die Mahlzeiten nimmt. Die Cabinen sind zu beiden Seiten des Dampfers angeordnet und öffnen sich auf der Innenseite nach dem Salon, auf der Außenseite nach der großen Gallerie, die rings um das Schiff läuft. Die Tageseintheilung ähnelt jener auf den Seeschiffen. Um 6 Uhr morgens werden die Passagiere durch die Gongschläge erweckt. In Amerika vertritt der chinesische „Gong" oder „Tam-tam" die Stelle der Glocken, er ist überall, in den Hôtels, auf den Schiffen, den Bahnhöfen 2c. in Anwendung. Gewöhnlich obliegt das Geschäft des Gongschlagens einem Neger. Die ersten Schläge sind sehr schwach und werden allmählig verstärkt, so daß das ungewohnte Geräusch dem Europäer anfänglich wie ferner Donner vorkommt. Die Chinesen und Japanesen allein kennen das Geheimniß der Gongfabrikation und die zahllosen Tam-tams, die täglich zu den Stunden der Mahlzeit von einem Ende Amerikas bis zum andern geschlagen werden, kommen sämmtlich aus China.

Wir hatten in der Nacht keine bedeutende Distanz zurückgelegt, denn unser Boot war nach Mitternacht auf dem weichen, molligen Sandbett des Ohio festgefahren und dies mit solch augenscheinlicher Uebung und solcher Sanftmuth, daß wir nicht das geringste davon verspürten. Wir mußten also inmitten des Flusses sitzen

bleiben, bis Jupiter Pluvius in den Bergen von Pennsylvanien oder sonst irgendwo in der oberen Flußregion der Erde neuen Regen, und dem Flusse damit frisches Fahrwasser spendete.

Bei dieser Gelegenheit mußten wir die Gleichmuth und Geduld der Amerikaner bewundern. Obgleich wir nun die Aussicht hatten, vielleicht noch einen zweiten halben Tag auf der Sandbank sitzen zu bleiben, war von Seiten der Passagiere doch nicht eine Klage zu vernehmen. Im Gegentheile, die meisten beglückwünschten uns, daß der Unfall nicht von anderen Folgen begleitet war, und erwarteten auf den Schaukelstühlen und Fauteuils ruhig hingestreckt, die Stunde des Dejeuners. Selbst der Mohammedaner könnte bei solchen Gelegenheiten nicht kaltblütiger sein, als es der Yankee ist. —

Der Amerikaner ist auch im gewöhnlichen Leben und im Umgange mit Anderen schwer aus seiner Ruhe, seinem Gleichmuth zu bringen, und wir hatten während mehrjähriger Reisen auf dem transatlantischen Continent niemals Gelegenheit, auch nur einer Schlägerei unter geborenen Amerikanern beizuwohnen. Das rohe Element Amerikas sind die Irländer. Sie sind mit ihrem Hang zur Trunksucht und Schlägerei, mit ihrem heftigen, leicht entzündbaren Temperament das gerade Gegentheil des Amerikaners. Selbst wenn der letztere beleidigt wird, so bleibt er ruhig und sucht sein Recht vor dem Gericht, oder er zieht mit derselben Gelassenheit den Revolver, mit der ein Europäer den Zahnstocher aus der Tasche nehmen würde.

Giebt es überhaupt einen verwundbaren Fleck, so ist es — der Nationalstolz, und am Ende haben auch wenige Völker der Erde mehr Grund auf ihr Vaterland und auf sich selbst stolzer zu sein, als eben das amerikanische. — Hat der Amerikaner unter den Passagieren einen Ausländer entdeckt, so ist seine erste Frage gewöhnlich: „Sind Sie zum ersten Male in diesem Lande?“ und nachdem man sie beantwortet, folgt die zweite: „How do you like America?“ Wie finden Sie Amerika? und diese Frage wird in einer Weise gestellt, als ob gar keine andere, als eine äußerst günstige Antwort möglich wäre. Dann folgt regelmäßig die Anpreisung der Errungenschaften Amerikas im letzten Jahrhunderte. Er erzählt nun von den wüsten Zuständen vor den Zeiten Washingtons, des amerikanischen Halbgottes, von der Bildung der Staaten, dem Wachsthum der Städte, von dem Bau der Brücken und Bahnen, den Industrieen u. s. w. und dies mit einer Ruhe und Würde, als hätte er selbst einen Hauptantheil an diesen unzweifelhaft großen Errungenschaften. Es genügt ihm nicht, wenn man dies alles anerkennt. Er lobt so lange, bis man zugesteht, Amerika sei das größte, das schönste und beste aller Länder. Er giebt sich nur mit dem Superlativ zufrieden. Der Hudson und St.-Laurenz sind nicht schöne Flüsse, sondern die schönsten der Welt; Newyork und Chicago sind die großartigsten Städte der Welt, und das Kapitol zu

Washington das prachtvollste Bauwerk der Welt. — Nur die Amerikaner, welche Europa bereist haben, sind in ihren Ansichten über ihr Vaterland etwas gemäßigter ohne jedoch ihre angeborene Abneigung gegen die Engländer verloren zu haben. Die Deutschen und Franzosen stehen sich individuell nicht so feindlich gegenüber, wie Amerikaner und Engländer.

Doch wir befinden uns noch immer auf dem Strombette festgefahren und erwarten die Ankunft des bereits telegraphisch angezeigten Hochwassers. Inzwischen versucht der Capitän das Schiff flott zu machen. Boote, mit Negern bemannt, werden ausgesetzt, Winden, Taue, Hebbäume in Anwendung gebracht, und endlich nach mehrstündiger Arbeit sind wir wieder flott. Allein wir fahren nur mit halbem Dampf und sehr vorsichtig, während an der Spitze des Schiffes ein Matrose unausgesetzt die Tiefe des Wassers mißt. Sie schwankt zwischen vier und acht Fuß. Auf dem Schiffe stehen beinahe ausschließlich Neger in Verwendung, die in Amerika „colored people“, farbiges Volk, genannt werden. Das Wort „Neger" (Nigger) ist selbst bei dem Weißen verpönt und gilt als Beleidigung, gegen die sich der „Colored Gentleman", der farbige Gentleman, sofort auflehnen würde. Die Gleichheit der Rassen ist seit dem letzten Bürgerkriege im Prinzipe so vollständig, daß alles Gentleman ist. Der Amerikaner, selbst der am höchsten stehende, kennt das Wort „befehlen" gar nicht, denn er weiß, daß einem „Befehle" ungern Folge geleistet wird. Er wird deshalb stets in die Form einer Bitte gekleidet und dem Auftrage das Wort „Please“ vorgesetzt. Trotz dieser scheinbaren gesetzlichen Gleichheit ist die soziale Stellung des Weißen dem Neger gegenüber schroffer und unnahbarer denn je, besonders im Süden.

Es giebt viele Neger und Mulatten in den nördlichen Staaten, die sich zu ganz bedeutendem Wohlstand emporgearbeitet haben, allein nichtsdestoweniger wird doch kein Weißer mit ihnen Umgang pflegen, selbst wenn das afrikanische Blut kaum wahrnehmbar wäre und sich nur in dem Kraushaar und den etwas dickeren Lippen verriethe. Niemals wird sich ein Weißer mit einem Neger zu irgend einem geschäftlichen Unternehmen vereinigen. Die Neger bilden überall in den Vereinigten Staaten eine Rasse und Gesellschaftsklasse für sich. Sie haben ihre eigenen Kirchen, Schulen und Handwerker, in manchen Städten sogar ihre eigenen Quartiere, außerhalb welchen sie beinahe niemals Geschäfte treiben, sondern nur in den niedrigsten Stellungen oder als Diener und Aufwärter zu finden sind. Noch jetzt erregt das Erscheinen eines, wenn auch noch so elegant gekleideten Negers im Omnibus, in den Theatern und Hôtels Aufsehen, und man trachtet deshalb auch, sie so gut als möglich ferne zu halten, obgleich sie vor dem Gesetze dieselben Rechte und Ansprüche haben wie die Weißen. Wir sahen in den nördlichen und westlichen Staaten niemals einen Neger oder auch nur einen Mulatten in einem Dampf-

schiffsalon oder einem Pullmann'schen Salonwagen, und selbst in den gewöhnlichen Personenzügen wird man Neger meistens nur in den Rauchwaggons (Smoking-Cars) finden, obschon heute zwanzig Jahre seit ihrer gesetzlichen Gleichstellung mit den Weißen vergangen sind. — Es ist nicht Haß oder Verachtung welche die Amerikaner von dem Umgang mit den Negern ferne hält, sondern eine natürliche, instinktive, angeborne Abneigung, die überdies in der kindischen Unbildung des Negers, in seinem häßlichen Aeußeren, seinen rohen Manieren und im Sommer seiner nichts weniger als angenehmen Ausdünstung ihre Ursachen findet. — Deshalb wird man auch niemals einen Weißen mit einem Neger zu Tische sitzen sehen, deshalb wird auch im Rauchwaggon der Sitz neben einem Neger stets leer bleiben, selbst wenn kein anderer Sitz in dem Waggon zu haben ist. — Aber diese Bemerkungen gelten nur für die freien Neger. Desto lieber sucht man sie als Diener: der weitaus größte Theil der „Farbigen" ist in den nördlichen Staaten als Aufwärter in den Hôtels, als Diener und Kutscher in den Privathäusern zu finden, und in diesem beschränkten, ihren Verstand jedoch vollkommen in Anspruch nehmenden Wirkungskreise können sie durch den Weißen gar nicht ersetzt werden. Als Diener sind sie vorzüglich, und wie vor dem Secessionskriege, so sind auch gegenwärtig noch, die Weißen die herrschende, die Farbigen mit ganz wenigen Ausnahmen, die dienende Klasse.

Wir hatten auf unserem Schiffe die beste Gelegenheit, dies wahrzunehmen. Ueberall sind es Schwarze, die uns die Speisen serviren, die Kabine besorgen, die Kleider und Schuhe reinigen. Selten und nur in Ausnahmefällen läßt sich ein Weißer zu derartigen Verrichtungen herbei, ja diese letzteren dürften also noch für lange Jahre hinaus das Monopol der farbigen Gentlemen bleiben.

Die Flußfahrt auf dem Ohio bietet in landschaftlicher Hinsicht bei weitem mehr Reiz als jene auf dem Mississippi oder Missouri. Zur Rechten des Ohio, der hier die Staatengrenze bildet, erblickt man das Hügel- und Prairieland von Ohio und Indiana, zur Linken jenes von Kentucky, einem Gliede der ehemaligen Südstaaten. Man sieht es wohl, daß Kentucky vor nicht langer Zeit ein Sklavenstaat war, denn während wir auf dem nördlichen Ufer überall Städtchen und Dörfer, Fabriken, Leben finden, scheint das südliche Ufer von allen Einwohnern entblößt. Hier und da bemerkten wir einige Neger-Ansiedlungen, von emanzipirten Sklaven bewohnt und von kümmerlichen, verwahrlosten Pflanzungen umgeben. Der Strom selbst nimmt seinen vielfach gekrümmten Lauf zwischen grünen, theilweise bebauten, theilweise dicht bewaldeten Hügeln, und wahrscheinlich waren diese letzteren die Ursache, daß die Indianer dem Strome den Namen „Ohio" (der „schöne Fluß") gaben. Die Indianer, die mit ihren Benennungen stets das Richtige trafen, thaten indessen bei dem Ohio einen gewaltigen Fehlgriff, denn die Bezeichnung des tausend Meilen langen Stromes wäre besser

der „launenhafte Fluß.“ Hochwasser und die unglaublichste Wasserarmuth wechseln fortwährend mit einander ab. Die Höhe des Wasserstandes in den einzelnen Jahreszeiten differirt um nicht weniger als fünfzig bis sechszig Fuß, und in der Regensaison steigt und fällt das Wasser oft einen Fuß in der Stunde. Der breite Stromspiegel ist überall mit langen Sandbänken oder dicht bewachsenen Inseln übersäet, die das Aussehen des Ohio nach jeder Viertelmeile verändern, und wohl nicht wenig zu der Romantik der Flußfahrt beitragen, aber der Schifffahrt bedeutende Hindernisse und Gefahren in den Weg legen, so daß man an vielen Stellen wie beim Mississippi gezwungen war, dem Strom durch Eindämmung ein künstlich tiefes Bett zu geben.

Der Ohio zeigt bereits in mancher Hinsicht den Charakter der Prairieströme, wie der Kansas, Platte, Missouri und Arkansas. Er führt enorme Massen von Erde, Schlamm, Pflanzen und Baumstämmen mit sich, die unter dem schmutzigen, kaffeegelben Wasser verborgen, schon zahllose Schiffe in den Grund bohrten. Die mittlere Dauer eines Flußdampfers ist deshalb in Amerika sehr gering und wird auf vier Jahre bemessen.

Wir nähern uns der industriellen Hauptstadt des Staates Kentucky Louisville*), das übrigens mit Cincinnati auch durch eine schlechte Eisenbahn verbunden ist. Louisville mit seinen 130,000 Einwohnern (worunter viele Deutsche) ist entschieden eine der schönsten Städte der Vereinigten Staaten, wenn nicht die schönste. Man kann sich kein angenehmeres und ruhigeres Städtebild denken als Louisville, mit seinen breiten, mit schattigen Baumalleen bepflanzten Avenuen, seinen prachtvollen vornehmen Privatresidenzen und den zahllosen, wohlgepflegten Gärtchen, die sie umgeben. Der Baustyl in den besseren Stadttheilen unterscheidet sich auf das vortheilhafteste von jenem der anderen amerikanischen Städte. Diese aristokratische Einfachheit und Eleganz, die breite Behaglichkeit, die aus jedem dieser von prächtigen Magnolien-Gärten umgebenen Miniaturpalästen spricht, ist für den an die Ziegelwüste Philadelphia gewohnten Besucher überraschend. Die leichtere freiere Bauart der Häuser, die fremdartige Vegetation, der ewig blaue, heitere Himmel, der das Weichbild der Stadt überwölbt und endlich die große Zahl von Negern und Mulatten in den Straßen sind untrügliche Zeichen, daß wir auf unserer Fahrt nach dem „Westen“ eine Stadt des Südens berührt haben. —

Alles athmet Frieden, aber dabei auch Wohlstand, und Louisville, das in der That an der Seite der Südstaaten focht, scheint sich von den verheerenden Wirkungen des letzten Krieges am schnellsten erholt zu haben. Auf dem breiten Ohio, der hier von einer gewaltigen Eisenbahnbrücke überspannt wird, herrscht reges Leben, denn

---

*) Der Regierungssitz von Kentucky ist in Frankfurt.

Louisville ist eine Hauptstation der großen Wasserstraße von Pittsburg nach Neuorleans. Der Strom selbst ist hier seiner gefährlichen, den Nilkatarakten ähnlichen Stromschnellen wegen nicht schiffbar, und ein schöner breiter Canal verbindet das Fahrwasser unterhalb mit jenem oberhalb der Stadt. Besonders auffällig war uns in Louisville wie in ganz Kentucky die Schönheit der weiblichen Bewohner.

Ihre hohen, vollen warmen Gestalten mit den dunklen Augen und üppigem schwarzen Haarwuchs kontrastirten lebhaft mit dem uns bisher bekannten Yankee-Typus. — Auch das ganze Geschäftsleben hat hier einen anderen, ruhigeren, weniger marktschreierischen Charakter angenommen, und die Hauptprodukte des Südens, Baumwolle und Tabak, treten bereits mehr in den Vordergrund. —

Kentucky ist einer der schönsten und reichsten Staaten Amerikas, berühmt wegen seiner herrlichen Pferde, seines vortrefflichen Whiskey und seines guten Tabaks, von welchem es alljährlich nicht weniger als 171 Millionen Pfund, also ein Drittel des Gesammtertrages der Vereinigten Staaten produzirt.*) Der landschaftlich schönste Theil des Staates ist der östliche, der von den Ausläufern der blauen Berge durchzogen wird. Am fruchtbarsten ist jedoch der von den Flüssen Kentucky, Cumberland und Tennessee durchzogene westliche Theil dieses größten und bedeutendsten der eigentlichen Südstaaten.

* * *

Von Louisville führt uns die Eisenbahn durch die Staaten Indiana und Illinois nach der Metropole des Mississippi, nach St.-Louis. Illinois ist noch gegenwärtig die Kornkammer Amerikas und übertrifft an Ertrag, an Fruchtbarkeit und Güte des Bodens alle Staaten der Union**). Aus einer einzigen, ungeheuren Prairie bestehend bedurfte es hier nur des Pfluges, um den Boden fruchtbringend zu machen, und dann war der Ernteertrag so reich, daß man einst einen großen Theil desselben auf den Feldern liegen und verrotten ließ. Das Land war durch eine Jahrhunderte alte Vegetation fruchtbar gemacht worden, ja die Tiefe der guten Erde erreicht in den Thälern nicht weniger als 28 bis 30 Fuß. Der durchschnittliche Ernteertrag von

*) Von den jährlich in den Vereinigten Staaten produzirten 473 Mill. Pfund Tabak entfallen auf Kentucky 171 Mill., Virginien 80 Mill., Pennsylvanien 37 Mill., Ohio 34 Mill., Tennessee 29 Mill., Nord Carolina 27 Mill., Connektikut 14 Mill. Der einzige Unionstaat der gar keinen Tabak produzirt ist Colorado.

**) Der jährliche Ertrag von Illinois an Weizen beträgt 51 Mill. Scheffel, an Mais 325 Mill. Scheffel, Hafer 63 Mill. Scheffel, Gerste 2 Mill. Scheffel. Unter den übrigen Agrikulturstaaten dürften nach Illinois zunächst Ohio, dann Jowa, Indiana und Missouri kommen; ferner der Reihenfolge nach Pennsylvanien, Michigan, Minnesota und Newyork.

Illinois ist etwa zwanzig Scheffel Weizen oder vierzig Scheffel Mais pro Acker, trotzdem der Ackerbau in Amerika bei weitem nicht so rationell betrieben wird als in Europa. Das Düngen der Felder oder das Wechseln der Saaten ist in manchen Gegenden vollständig unbekannt, und es ist bei dem gegenwärtigen Aussaugen der Länder, nur der unglaublichen Fruchtbarkeit des Bodens zuzuschreiben, daß derselbe noch so reiche Ernten liefert. Der Amerikaner wird in Europa gewöhnlich durch die Sorgfalt, die man dem Ackerbaue zuwendet, überrascht und findet sie unbegreiflich. Aber es wird nicht lange dauern, so wird er sich an der alten Welt ein Beispiel nehmen. In Amerika wird der Boden ausgesaugt, in Europa aber kultivirt.

IV. Die Mammuth-Höhle in Kentucky.

Nach einer langen, monotonen Fahrt auf der vom Ohio nach dem Süden führenden Bahn, durch das mit Wein und Sorghum bepflanzte Hügelland von Kentucky, gelangte unser Bahnzug nach Cave-City, jener Station, welche der berühmten Mammuth-Cave, dem achten Weltwunder (wenn es deren nicht schon mehrere Dutzend gäbe) am nächsten liegt.

Daß das Leben in jenen Gegenden ein anderes ist als in den neuenglischen Yankeestaaten, konnten wir schon aus dem Benehmen unserer Mitpassagiere und dem Treiben auf den Bahnhöfen erkennen. Auf diesen sahen wir nur wenige Leute zu Wagen anlangen. Die Meisten waren beritten und von ihnen gehörte kein geringer Theil dem schönen Geschlechte an. Uebrigens konnte man hier darüber in Zweifel kommen, welches eigentlich das schöne Geschlecht sei. Die Männer groß und wohlgebaut, mit braunen, bärtigen Gesichtern und blitzenden Augen, — die Frauen wahre Amazonen, mit schwarzem Haar und ebensolchen feurigen Augen, die Originale jener Schilderungen aus dem Pflanzerleben, das ja hier in Kentucky seinen Anfang nimmt.

Cave-City — Höhlenstadt — das war unser Reiseziel, denn von ihr liegt die Höhle blos etwa 9 Meilen entfernt. Die Stationsgebäude — wenn man hölzerne Schuppen so bezeichnen kann — und das Cave-City-Hôtel, das dem Stationsgebäude auf ein Haar ähnlich sieht, sind die Sehenswürdigkeiten der Stadt, durch welche die Eisenbahn mitten hindurch fährt. Ein unbemerkter Funke könnte die ganze hölzerne Stadt dem Erdboden gleich machen.

Eine Reisekutsche stellt die Verbindung zwischen der „City“ und dem am Höhlen-Eingange gelegenen Cave-Hôtel her. Der Kutschenbesitzer jauchzte beinahe vor Freude auf, als er so viele Passagiere für sein Vehikel erblickte, denn wie er uns später gestand, bestände seine Reisegesellschaft oft Wochen lang, außer seinen vier Pferden nur noch aus einer Zeitung, welche er dem Hôtelbesitzer aus Freundschaft gratis befördere, gelegentlich auch aus den kleinen augenlosen Höhlen-Fischlein, welche der letztere mitunter an einzelne gelehrte Gesellschaften sende. An menschlichen Höhlenbesuchern gäbe es im Jahre kaum einige Hundert. —

Leider waren die Dachsitze dieser Diligence nur dreien von uns beschieden, und selbst wir drei Glücklichen konnten uns auf den luftigen Sitzen nur durch krampfhafte Zufluchtnahme zu allen Henkeln und Lehnen behaupten. Der Rest der Gesellschaft wurde im Innern dieser Reiseschublade eingepökelt. Die frische Luft und die Aussicht auf das herrliche umliegende Bergland versüßten unsere mehrstündige Fahrt bergauf und bergab durch verlassene Gegenden, in denen wir nur vereinzelte, aus Dielen zusammengenagelte Farmhäuser und eine ebensolche Kirche bemerkten.

Aber dessenungeachtet gelangten wir mit heiler Haut nach dem Cave-Hôtel. Es ist ein großer hölzerner Colonnadenbau, in dem sämmtliche Höhlenbesucher eines Jahres gleichzeitig Platz finden könnten, womit nicht allein die Größe des Hôtels, sondern auch der schwache Besuch des Welt- oder besser gesagt Unterwelt-Wunders angedeutet werden soll. Für diesen mangelhaften Besuch entschädigt sich der Hôtelier dadurch, daß er als jedesmaligen Eintrittspreis in die Höhle 12 Mark pro Person anrechnet. Es ist diese Geldschneiderei eine amerikanische Unsitte, die sich am großartigsten beim Besuch der Niagarafälle kund giebt.

Man könnte in der That annehmen, daß mehr Gold in die Tasche der Niagara-Hôtelwirthe flösse als Wasser in den Ontariosee. In die Tasche unseres Mammuthhöhlen-Wirthes floß entschieden weniger Gold, aber sie war nichtsdestoweniger ebenso weit geöffnet wie der Eingang in die Grotte.

Der Besuch der Höhle nimmt zum mindesten zwei Tage in Anspruch.*) Wir brachen nach einer zweifelhaft verbrachten Nacht, in alte zerrissene „Waterproof“-Anzüge gekleidet, nach diesen Katakomben der neuen Welt auf. Der Eingang, offenbar durch den theilweisen Einsturz der Höhlendecken entstanden, liegt wenige Steinwürfe vom Hôtel entfernt.

---

*) Die Höhle ist weder an Größe und Höhe der einzelnen Räume, noch an Schönheit und Großartigkeit mit den Grotten von Adelsberg und Adersbach in Oesterreich oder der berühmten Stalaktiten-Höhle von Bellamar auf der Insel Cuba vergleichbar, die Fingalsgrotte auf Staffa gar nicht zu nennen. Sie genießt indessen den Ruf die größte Höhle zu sein, denn die Länge sämmtlicher Avenüen soll über hundert Meilen betragen.

Die Temperatur der Höhle ist Jahr aus Jahr ein etwa 15° Celsius. Der Wechsel der Jahreszeiten hat keinen Einfluß auf die Höhle, Tag und Nacht, Morgen und Abend existiren hier nicht. Es ist eine ewige Gleichheit, die sich nirgends in der Natur, weder in den Ozeanen, noch in den Gebirgen, noch in der Sternenwelt ebenso unveränderlich äußert, wie hier — im Hades.

Ewige Nacht herrscht hier. Nicht der geringste kalte Zug, nicht der leichteste Windhauch ist bemerkbar. Man hört weder das Donnern noch sonst irgend ein Geräusch der Außenwelt, und wir waren bald nach unserem Eintritt in tiefes Schweigen und eine Finsterniß gehüllt, für welche selbst die Bezeichnung „egyptisch" Euphemie wäre.

In den ersten Partien der Höhle, von der sogenannten „Rotunde" angefangen, befinden sich die Ueberreste vieler aufgegebenen Salpetergruben, und die Passage über den löcherigen Boden hatte merkwürdige Aehnlichkeit mit jenem Wege, über welchen wir Tags zuvor zur Höhle fuhren. Zudem laufen an den Seiten des schmalen Fußpfades schwarze gähnende Abgründe entlang, deren Tiefe und Ausdehnung gewiß noch Niemand erforschte. Ungeheure Steintrümmer und Felsmassen, von den hohen Wänden oder den Decken herabgestürzt, erschweren das Vorwärtsdringen noch mehr. Der größte dieser Steintrümmer ähnelt einem ungeheuren Sarkophag, und es wurde ihm denn auch der Name „der Sarg des Riesen" beigelegt. Wäre es in der That ein Sarkophag gewesen, es hätte ihm an Menschenleichen nicht gefehlt, denn die Mammuthhöhle wurde schon vielen eine Gruft, ein Grab ihrer eignen Dummheit. Vor etwa dreißig Jahren wurde nämlich jener Theil der Höhle, in welchem wir uns eben befanden von einer Kolonie Schwindsüchtiger besiedelt, die in der reinen Höhlenluft ihre Gesundheit wiederzuerlangen hofften. Sie bauten sich steinerne, noch gegenwärtig vorhandene Häuser, und bewohnten die Höhle, um natürlich niemals wieder ans Tageslicht zu kommen. Sie hatten ihre Wohnungen im Hades gebaut.

Die Windungen der Höhle, ihre Abgründe und Seitengänge, ihre Felsen-Gebilde, Klippen und Dome zu beschreiben, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Sie ist das grandiose unterirdische Bett eines Höhlenflusses, der einst den Ausfluß eines Sees in den nahen Green-River bildete. Der See sowohl wie sein Abfluß sind längst vertrocknet, aber während der See spurlos verschwand und üppige Felder den einstigen Seeboden bedecken, blieben die Höhlen zurück, welche die Wasser des Flusses mit furchtbarer Gewalt in den Stein gewaschen.

Von den styrischen Wässern, die einst dieses Labyrinth durchflutheten, sind nur einzelne Tümpel und kleine Bächlein zurückgeblieben, in denen man jene bekannten, durchsichtigen, augenlosen Fischlein findet, welche auch in anderen Grotten vorkommen. Sie bringen lebendige Junge zur Welt. Der Mangel an Licht nahm ihnen die Farbe und das Sehvermögen. Man erzählt von einer schönen Mulattin, daß sie vor Jahren beim Anblick der farblosen Fischlein den Entschluß faßte, einige Zeit in

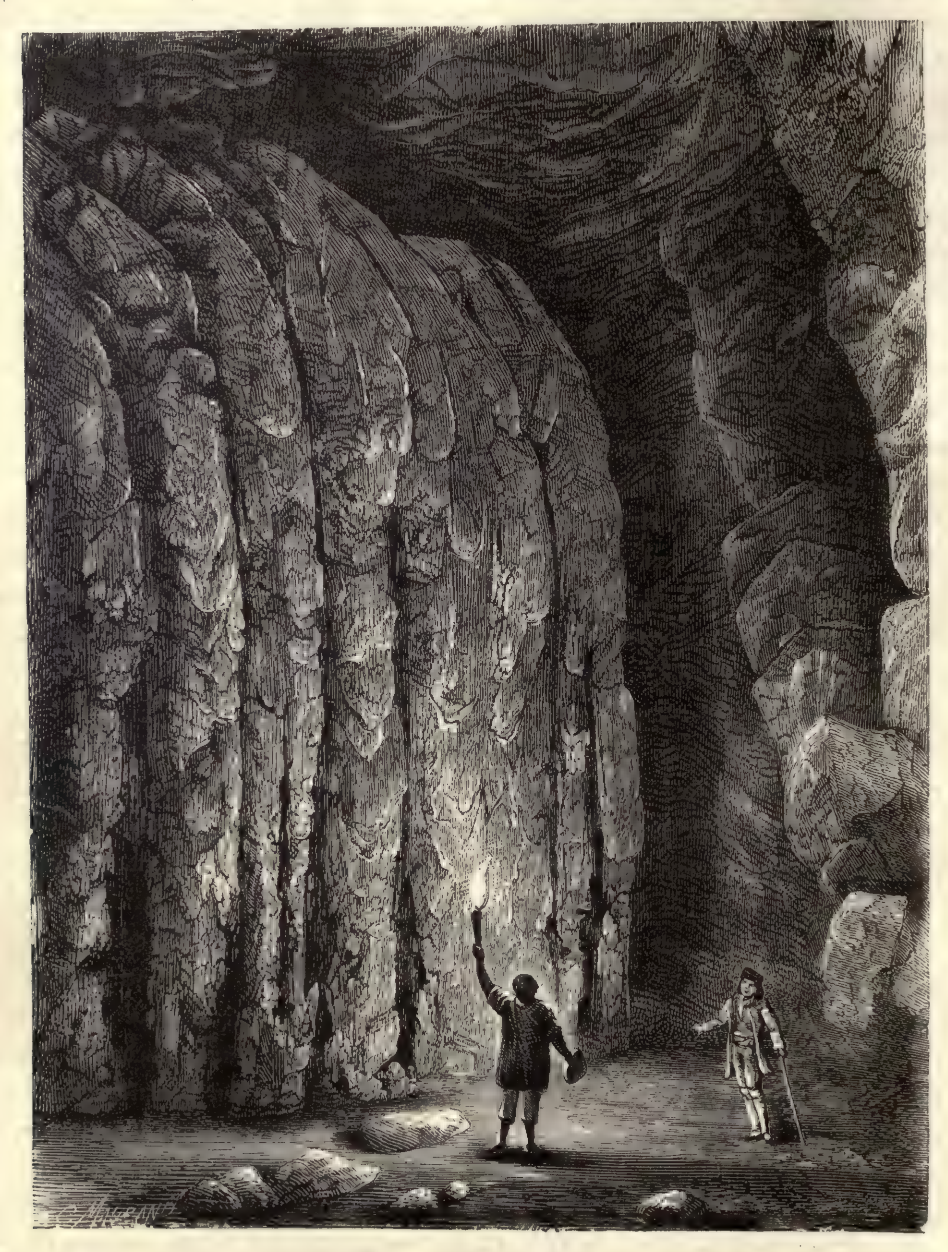
der Höhle zu verweilen, um auch ihre Farbe zu verlieren. Die Geschichte schweigt jedoch darüber, ob sie wie die Fische gänzlich durchsichtig geworden. Ueber Abgründe und Schluchten, durch hohe Korridore und tiefe Löcher ging es hinter unserem kundigen Führer einher, ohne daß wir mehrere Meilen weit auf etwas Bemerkenswerthes gestoßen wären. Es sind unterirdische Klüfte in der unglaublichsten Zerstörung. Der Boden der Höhle ist seiner ganzen Ausdehnung nach mit Steintrümmern bedeckt, und wo die Wände durch chemische Einflüsse nicht zerbröckelt und zerfallen sind, da zeigen sie die abgerundeten, glänzendpolirten Ecken und Karniese der Architektur des Wassers. Hier und da, in besonders großen Domen oder bei tiefen Abgründen, halten wir stille, um ihre Ausdehnung durch die Feuerwerkskünste unseres Führers, eines waren Adepten hierin, sehen und bewundern zu können. Es sind denkbarst kühne Formen, dieselben, wie sie Verne in seiner Reise in das Innere der Erde in so glühenden Farben schildert. Wäre er je in Amerika gewesen, man könnte glauben, er hätte den ersten Impuls zu seinem genannten Werk hier in diesen Eingeweiden der Erde bekommen.

In den „gothischen Arkaden", einem dumpfen Felsen-Corridor, in welchen wir eben gelangten, sahen wir eine lange Reihe von Monumenten, aus Felstrümmern zusammengeworfen wie die Steinhaufen an Judengräbern. Aber es waren keine Gräber, sondern Monumente, zu Ehren der einzelnen Kulturstaaten der Welt errichtet, bei welchen deren Baumeister, den vorhandenen Inschriften zufolge, auf Taxes (Trinkgelder) rechneten. Hier wurde auch zu Ehren unseres Besuches ein großer natürlicher Obelisk, ein Pendant zur Nadel der Kleopatra errichtet, und auf seinen Flächen die Namen jener Hauptstädte Europas eingegraben, welche wir vertraten. In Eintracht und Frieden stehen hier Frankreich und Oesterreich neben Deutschland, England neben Rußland, und dieser unterirdische Friede dürfte wohl länger währen als jener auf Erden.

Endlich sind wir in der Sternkammer, dem Glanzpunkt der ganzen Höhle angelangt; ein Corridor von mehr als hundert Fuß Höhe und ebensolcher Breite, nicht gemauert durch menschliche Hand, nicht so glatt und eben aus den Felsen gemeißelt, sondern herausgewaschen durch die Gewalt des Wassers in Jahrtausenden.

Und diesem hohen, mächtigen Gewölbe, schwarzgrau und feucht, wurde der Name Sternkammer gegeben? — Aber Geduld. Was in den Sälen, den Sternkammern der Königspaläste das Licht hervorbringt, das thut in dieser Sternkammer der Unterwelt die rabenschwarze Finsterniß. Unser Führer heißt uns Platz nehmen auf einem langen halbvermoderten Balken, der Gott weiß auf welche Weise bis hierher, 15 Meilen weit unter die Oberfläche der Erde gelangte. Dann nimmt er unsere Lampen und entfernt sich damit durch einen Seitengang, uns in völliger Dunkelheit zurücklassend. Was ist die Winternacht in der Polar-Region, was die dunkle sternenlose Waldesnacht gegen diese grausige schwarze Larve, dieses unsägliche Nichts, in

welches wir lebendig Begrabenen hineinstarren! — Und diese Nacht verbindet sich mit Grabesstille. Die Schritte unseres Führer sind verhallt, der letzte blasse



Die Mammuthhöhle in Kentucky.

Lichtschein, der sich mühsam aus einer Spalte hervorwand, ist verschwunden, Meilen und Meilen trennen uns von der Außenwelt, die wir verlassen haben. —

Verlassen? Wann? Vergeblich bemüht sich das Gehirn, den Zeitpunkt in Erinnerung zu bringen. War es heute, war es vor Zeiten? — Es ist als wären wir hinausgestoßen



Die Mammuthhöhle in Kentucky: Der Styx.

in die ewige Schöpfungsnacht, in jene Leere, die der göttliche Machtspruch des „Es werde Licht!“ noch nicht durchdrungen. Wir wollen sprechen, uns rühren, um diese

Todtenstille zu unterbrechen. Vergeblich. War es die Ehrfurcht vor der Erhabenheit der Natur, die uns davon abhielt? — In solchen Momenten verstummt der Scherz, das lose Treiben; als legte sich eine gewaltige göttliche Macht über uns, so sind wir gefangen und gebeugt vor ihrer Erhabenheit.

Stumm, betäubt, halb träumend lagen wir da. Da streift ein Hauch, wie aus weiter Ferne kommend, ein schwacher Hahnschrei unser Ohr. Woher kam er zu uns in die Unterwelt? Horch, ein zweiter stärkerer Schrei! — Tagt uns der fröhliche Morgen? — Nein. Es ist noch Nacht. Aber die Gnomen hatten Erbarmen mit uns, und während wir im Halbschlaf versunken waren, zogen sie die Felsendecke über unseren Köpfen hinweg. Es ist Wahrheit, seht nur hinauf! Es war die Erdennacht hereingebrochen, droben blinkten die Sternlein am Himmel. Dank der Vorsehung, daß sie uns in tiefer Höhle Begrabenen, doch den Anblick des Himmels wieder gestattet.

Aber welcher Himmel ist es, der sich über uns befindet? — Wohl blinken die Sternlein lieb und freundlich hernieder, aber das sind die Bilder nicht, die wir zu sehen gewohnt sind, das ist nicht der glänzende Sirius, nicht Castor und Pollux, nicht die Plejaden. — Es ist auch nicht der Himmel des Südens, denn es fehlt ihm das südliche Kreuz, sein ewiges Sternbild. Und doch kann es keine Täuschung sein. Seht nur, wie die Wolken über unseren Köpfen hinwegziehen und die Sternbilder zeitweilig verhüllen. Es muß gar stürmisch da droben in den Lüften sein, denn die Wolken jagen und drängen sich geisterhaft, wie von Adlers Schwingen getragen.

Der Tag muß nun bald Erlösung bringen, denn da drüben, wo die niederen Wände unserer Felsschlucht weiteren Ausblick in die freie Natur gestatten, da drüben sehen wir ja den blassen rothen Morgenstrahl erscheinen. Da drüben muß die glänzende Scheibe hervorkommen, — aber sie läßt lange auf sich warten. Die Hähne aus der Nachbarschaft sind erwacht und bringen dem Tag ihren ersten Morgengruß. Die Hunde bellen, wir sind in der Nähe von Menschen. Gott sei gedankt! Aber die Sonne, die glänzende Scheibe erscheint nicht, obgleich die Dämmerung sich immer mehr lichtet. —

„Sie kommt auch nicht!", so ertönt es hinter uns. Unser Führer war mit den Lampen wieder erschienen und leuchtete uns damit lächelnd in's Gesicht. Wo sind die Sterne, wo der Tag, wo die Schlucht? Wir sahen umher. Ueber und neben uns dieselben schwarzgrauen Wände, feucht und kalt, und den Boden bedeckte dasselbe Trümmermeer. War es ein Traum, den wir durchlebt? War es Wirklichkeit, die wir geträumt?

Es war nichts weiter als die unglaubliche Geschicklichkeit des Führers. Indem er das Licht der Lampen schräge über die Decke der Höhle gleiten ließ, leuchteten die

kleinen Glaubersalz-Krystalle an der Decke, während diese selbst wie das Himmelszelt erschien. Er war es auch, der die Wolken, den Hahnenschrei und das Bellen nachahmte, aber alles mit einer Routine, die uns zu dem schönsten Traum verhalf.

Nach einem kurzen Besuch der gothischen Kapelle, dem einzigen Theile der Höhle, welcher einige Stalaktiten-Bildungen von geringer Schönheit aufweist, beschlossen wir unsere unterirdische Tagereise von achtzehn Meilen Länge.

Der nächste Tag war der sogenannten „langen Route" gewidmet, deren Besuch 14 Stunden in Anspruch nahm. Hier bilden die vielen Gewässer das einzig Merkwürdige, und unser Führer wußte uns auf den kleinen Booten unter niedrigen, nahezu ans Wasser reichenden Felsen so geschickt zu führen und dabei durch das Echo seines Gesanges und andere Kunststückchen uns derart zu fesseln, daß wir den 18 Meilen langen Weg durch diese unterirdische Wüste, dieses steinerne Meer nicht bereuten. Am Ende des Weges belohnte noch ein herrlicher Anblick unsere Mühen. Es sind Selenitblumen, weißglänzend, in den verschiedensten Gestaltungen, welche die Wände des sogenannten „Cleveland Cabinet" bedecken. Lilien und Cacteen in den ausgeprägtesten Formen, Rosen, kaum aufgeblüht und so natürlich, daß wir sie pflücken möchten, Tulpen und Hyazinthen — mit einem Worte, ein Blumengarten, gepflegt von der Hand der Gnomen.

Auf unserem Rückwege nach der Außenwelt hätten wir zwei unserer Reisegefährten beinahe verloren. Um den Weg um einige Meilen abzukürzen, wählten wir die sogenannte „Korkzieher-Route", die sich schneckenförmig aus den Tiefen der Höhle zur Erdoberfläche emporwindet. Allein Worte können die Mühen und Gefahren dieses Aufstieges nicht beschreiben. Es ist eine ungeheure Pyramide von Steintrümmern, unter welcher wir gleichsam begraben waren. Durch die Lücken und Spalten zwischen den einzelnen Trümmern galt es nun sich durchzuwinden. Nur mit größter Mühe zogen wir nach mehrstündigem Suchen zwei Gefährten aus einer Seitenhöhle hervor, in welche sie sich, sehr gegen ihren Willen verkrochen hatten.

Erst spät am Abend, erreichten wir den Ausgang der Höhle, um nie wieder dahin zurückzukehren. Der Besuch war schön und interessant, allein es wäre zweifelhaftes Glück, ihn zu wiederholen.

V. St.-Louis.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, als wir nach einer langen ermüdenden Fahrt auf elenden Eisenbahnen, die große Mississippibrücke bei St.-Louis erreichten. Die Verwirklichung unserer Wünsche erregt stets eine gewisse Befriedigung in uns, und wer hätte nicht schon als Kind von dem großen Mississippi, dem „Vater der Ströme" geträumt? Wer sich nicht als Knabe danach gesehnt, den gewaltigen Strom zu befahren und das interessante Leben selber mitzumachen, von dem er in Romanen und Reise-Schilderungen gelesen? Und da fließen nun seine gelben, gewaltigen Fluthen zwanzig Meter unter uns! Unser Zug fährt langsam über die Brücke und wir haben Muße das Strombild zu genießen. Der Anblick, den Stadt und Fluß dem von Osten kommenden darbieten, ist überraschend großartig und wir empfinden ganz unwillkürlich eine gewisse Aufregung, die sich vor dem Erreichen des Niagara, oder beim ersten Anblick der Küsten Amerikas von der See aus, in gleicher Weise äußerte. Zu unseren Füßen den breiten Wasserrücken mit den unzähligen Schiffen und Dampfern, den größten Dampfern der Welt, mit seinen Quais und Magazinen und ungeheuren Getreidespeichern an den Ufern. Vor uns jedoch das sanft aufsteigende Häusermeer, der Metropole des westlichen Amerika, mit seinen Kuppeln und Riesenbauten, seinen Thürmen und Rauchschloten. — Zu kurz dauert dieser Anblick, denn die Brücke ist überschritten, und wir fahren in einen unterirdischen Tunnel ein, der von den Flußufern, unter den Häusern und Straßen der Stadt hinweg, nach deren geschäftlichen Mittelpunkt führt.

St.-Louis, das seiner jungen, glücklichen Rivalin Chicago den stolzen Namen „Metropole des Westens" streitig macht, liegt im Centrum des Mississippi-Becken, das eine Million Quadratmeilen umfassend, sich von den Alleghany-Bergen im Osten, bis zu den Felsengebirgen im Westen erstreckt. Auf dem Westufer des Stromes und beiläufig in dessen Längenmitte gelegen, ist es unstreitig der kommerzielle Schlüssel des ganzen Flußlaufes. Von St.-Louis aus können Ströme von nicht weniger als zehntausend Meilen Länge mit Dampfschiffen befahren werden. Alle diese Ströme und unter ihnen hauptsächlich der Mississippi, Missouri, Ohio, Arkansas, Kansas, Platte, Illinois, Red River u. s. f. durchfließen Länder, die an Boden- und Metallprodukten, Wäldern, Getreide, Eisen, Kohle, den reichsten der Welt beigezählt werden können; sie sind gleichsam die Arterien eines Riesenkörpers, dessen Herz St.-Louis bildet, das alle diese Produkte der verschiedensten Art empfängt und verarbeitet.

Die Boden-Erzeugnisse des halbtropischen Louisiana und jene von Minnesota, Länder, die von einander ebenso entfernt liegen und verschieden sind, wie Algier und Norwegen, finden hier ihren hauptsächlichsten Markt.

Aber auch das umliegende Terrain mit seinen Hanf-, Tabak- und Maisfeldern, seinen reichen Eisen- und Kohlenminen trägt zu Handel und Industrie von St.-Louis das Seinige bei, und wenige Städte dürften sich ähnlicher Vorzüge der Lage rühmen können. Deshalb war auch das Wachsthum dieser Stadt ein ungewöhnlich schnelles. Vor hundert Jahren von den Franzosen gegründet, zählte St.-Louis 1822 als es den Titel einer Stadt erhielt, etwa 5000 Einwohner, 1850 enthielt es 80,000, 1860 das Doppelte, nämlich 160,000, und weitere zehn Jahre nachher, 1870 abermals das Doppelte, 311,000. Heute dürfte die Stadt das vierte Hunderttausend erreicht haben. Nur eine Stadt Amerikas kann sich eines schnelleren Wachsthums rühmen. Es ist Chicago. In St.-Louis verdoppelt sich die Bevölkerung von zehn zu zehn Jahren. In Chicago verdreifacht sie sich.

Die Amerikaner lieben es, die beiden Metropolen des Westens mit einander zu vergleichen. Die Städte sind ihrem Aussehen und ihrem Charakter nach ebenso sehr von einander verschieden wie ihre Einwohner. Chicago ist die Stadt der größten Paläste. Fortwährend stehen neue Straßen im Bau, fortwährend wechselt die Fluth des ab- und zufließenden Menschenstromes. Das Leben ist geräuschvoll, schnell, fieberhaft und steten Schwankungen unterworfen. St.-Louis dagegen wächst viel langsamer, aber desto sicherer. Alles trägt einen solideren Charakter an sich. Es wagt weniger, als Chicago, gewinnt weniger, aber verliert auch weniger als seine Rivalin am Michigan-See. Nur wenn wir alle Verhältnisse, alle die Bedingungen des Wachsthums der beiden Städte ins Auge fassen, so erscheint es uns, als ob St.-Louis in der Zukunft vielleicht eine noch größere Rolle spielen wird, als Chicago. Den Städten geht es in manchen Beziehungen wie den Menschen. Allzuschnelles Wachsthum ist nicht ein Zeichen von Gesundheit, früher Reife folgt auch früher Verfall.

Das Aussehen von St.-Louis als Stadt ist von jenem der anderen Großstädte der neuen Welt nur wenig verschieden. Die meisten Städte Amerikas sind nach demselben Plan, derselben Schachbrettform angelegt. Alle Straßen haben beiläufig dieselbe Breite, dasselbe Aussehen und dieselben Namen, gewöhnlich Namen von Bäumen oder von berühmten Amerikanern. Ueberall findet man z. B. eine Jefferson-Straße, einen Washington- oder Madison-Square u. s. w. Und diese so benannten Straßen werden zumeist von Avenüen gekreuzt, welche statt Namen fortlaufende Nummern tragen. Dabei sind die Kirchen, die Schulen, die Zeitungspaläste, die Hôtels in ihrem Baustyl und ihrer Einrichtung einander so ähnlich, daß man einzelne Stadttheile miteinander verwechseln könnte. Verläßt man eine Stadt des Abends in dem Schlafwagen des Eisenbahnzuges und erwacht am Morgen an dem neuen Bestimmungsort,

so könnte man in der That daran zweifeln, aus der ersten Stadt herausgekommen zu sein. Der Omnibus, der uns zum Hôtel bringt, ist derselbe, den wir gestern in X. hatten. Das Hôtel selbst zeigt dasselbe Aussehen, dasselbe Portal, denselben Cigarren- und Zeitungsverschleiß dem Eingange gegenüber, denselben Elevator (Aufzug) mit vergoldeten Holzschnitzereien und Spiegelglas, dieselben langen Corridors mit weichen Teppichen, den gleichen ungeheuren Speisesaal mit weiß gekleideten Negern, die heerdenweise hin- und herlaufen.

Verlassen wir das Hôtel, so finden wir zur Seite dieselbe Ticket-Office, wo wir unsere Fahrbillete und unser Gepäck nach irgend einer Stadt der neuen Welt besorgen können, an der Ecke des Gebäudes sehen wir denselben Apothekerladen mit den großen, rothen und grünen Glaskugeln in den Fenstern und dem marmornen, eleganten Soda-Wasser-Apparat auf dem Verkaufstisch.

Wenn sich die Gleichförmigkeit irgendwo begegnet, so ist es in Amerika und sie erstreckt sich bis auf die kleinsten Dinge, bis auf den Zimmerschlüssel und die wie ein Brett gesteifte, handgroße Serviette.

Aber bei all' dieser Gleichförmigkeit in den Details unterscheidet sich St.-Louis doch vortheilhaft von anderen Städten gleichen Ranges. Die Stadt ist nicht wie die Ziegelwüste Philadelphia flach und reizlos, sondern erhebt sich amphitheatralisch auf dem westlichen Ufer des Mississippi — die Straßen sind belebter und von freundlicherem Aussehen. Die Gebäude sind ganze Berge von Eisen, Spiegelglas und Stein. Die Einrichtung der Kaufläden und Schaufenster ist eleganter, großartiger und die Bevölkerung kosmopolitisch. Das fremdgeborene Element ist in keiner Stadt westlich der Alleghany-Ketten so bedeutend und einflußreich wie in St.-Louis, es setzt sich hauptsächlich aus Deutschen, Franzosen, Böhmen und Irländern zusammen. Das deutsche Kontingent ist bei einer Kopfzahl von über 150,000 entschieden das bedeutendste und sein Einfluß macht sich hier in der hervorragendsten Weise geltend. Es herrscht mehr öffentliches Leben. Turn-, Gesang-, Musik- und Schützenvereine heben die Geselligkeit gerade so wie in Cincinnati. Man findet mehr Gefallen an Ausflügen, an gemeinschaftlicher Unterhaltung und an Zusammenkünften. In den Straßen findet man überall Bierhallen und Restaurants nach deutschem Muster, schöne Club- und Versammlungshäuser, Conzerthallen und Theater, und durch das ganze städtische Leben weht ein Geist der Freiheit, Offenheit und Geselligkeit, der sich von dem scheinheiligen Treiben der Mucker von Philadelphia auf das günstigste abhebt. — St.-Louis gilt deshalb auch bei den Deutschen Amerikas als eine der angenehmsten Städte der Union.

Auch das französische Element ist in St.-Louis, sowie in dem jenseits des Mississippi gelegenen Vorort St.-Geneviève stark vertreten und besitzt seine eigenen Kirchen, Schulen und Zeitungen. Die Böhmen zählen in St.-Louis etwa sechs- bis siebentausend

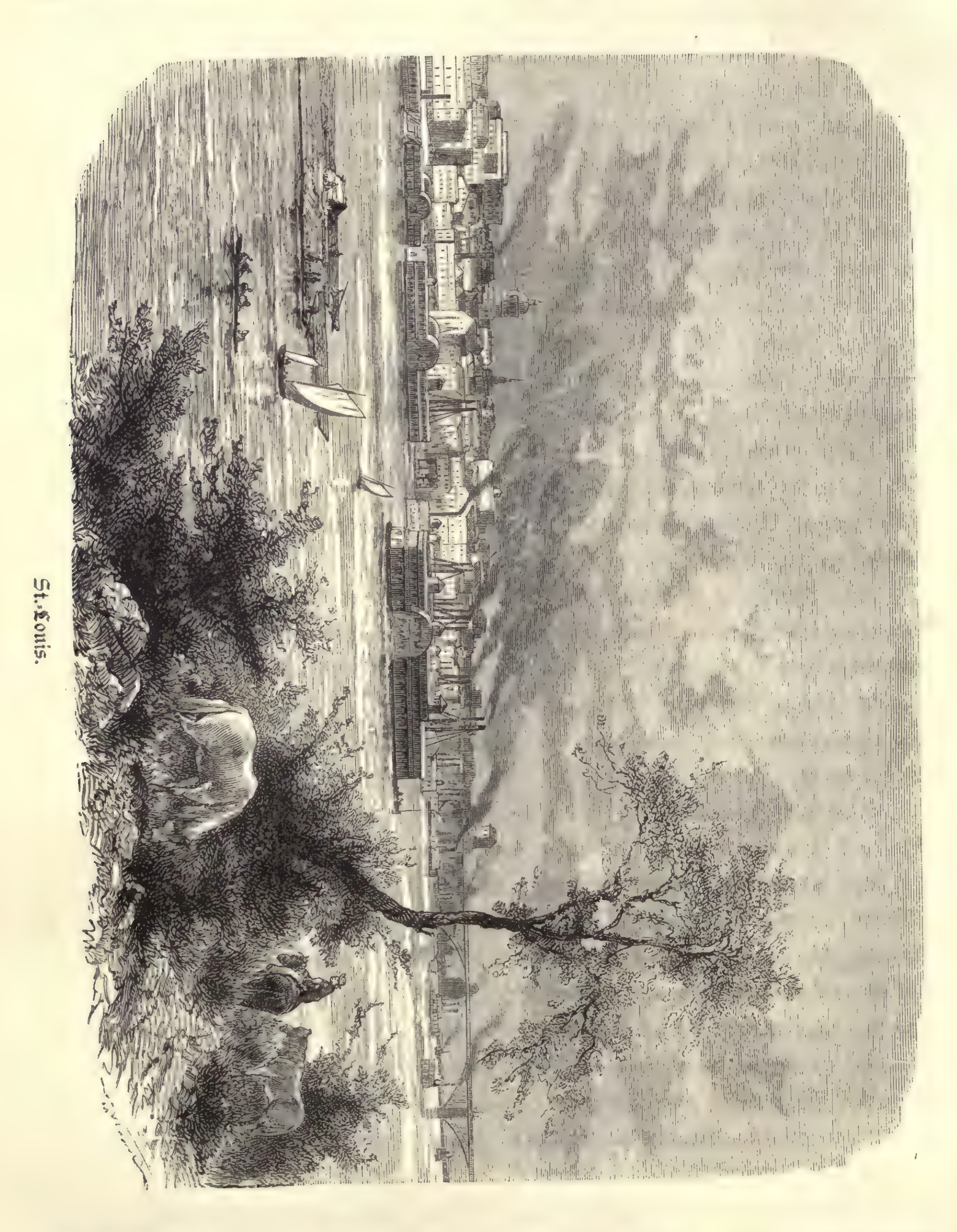
Seelen und bilden gleichfalls ein eigenes Gemeinwesen für sich, mit Kirche, Schulen, Journalen und Geselligkeitsvereinen.

Ein großer Vorzug von St.-Louis, eine Errungenschaft, die es dem deutschen Elemente zu danken hat, sind seine zahlreichen Parks und öffentlichen Gärten, deren schönster der Lafayette-Park ist. Eine herrliche, schattige Anlage im Herzen der Stadt, mit prachtvollen Blumenbeeten und Bosquets, schönen Fontainen und Statuen — eine wahre Wohlthat für die Bevölkerung der Stadt. Der Amerikaner lebt nämlich nahezu das ganze Jahr über in der Stadt, einen Sommeraufenthalt auf dem Lande, wie es in Europa allgemein Sitte ist, kennt man in Amerika kaum. Nur die Newyorker und die Bewohner der atlantischen Städte haben damit begonnen, sich dem Hudson entlang und an anderen romantischen Orten Landhäuschen und Villen zu bauen. Das Streben des Amerikaners geht vor allem dahin, ein eigenes Haus ein „Home" in irgend einem der aristokratischen Stadttheile zu besitzen und dieses schmückt er auch, so weit es ihm seine Mittel gestatten, reich und behaglich aus. Die teppich- und spiegelreichen „Parlors" der amerikanischen Privathäuser sind ja ebenso sprichwörtlich geworden, wie der Schaukelstuhl, das Piano und der Kühlapparat für das Trinkwasser (Ice-cooler), Gegenstände die in keinem Hause fehlen. —

Die öffentlichen Gebäude von St.-Louis sind durchweg großartig und zumeist in ebenso reichem, als schönem Styl erbaut. Das Bemerkenswertheste unter ihnen ist entschieden die neue Handelskammer, in welcher sich die Fruchtbörse und andere große Handelsinstitute befinden. Es ist ein stolzer, im edelsten Style gehaltener Prachtbau, der ebenso sehr Paris und Wien zur Zierde gereichen würde, wie er der Stolz von St.-Louis ist.

Auch die den meisten amerikanischen Großstädten öffentlichen Bibliotheken fehlen St.-Louis nicht; es besitzt in seiner Mercantile Library mit schönen, reichhaltigen Lesesälen ein wahres Muster-Institut. Amerika thut für die Verbreitung populären Wissens überhaupt ungemein viel. Man findet freie Universitäts- und Lehrkurse, Abendschulen u. s. w., die von beiden Geschlechtern zahlreich besucht und dem Publikum unentgeltlich geboten werden. St.-Louis besitzt in seiner Jesuiten-Universität eine der besten Lehranstalten Amerikas. Die guten Väter sind in Amerika nicht weniger mächtig, als sie es in Europa sind oder vielmehr waren, denn ihrem Treiben wird hier kein Widerstand entgegengesetzt. Sie theilen die Vereinigten Staaten in vier Provinzen mit den Hauptorten St.-Louis, Neworleans, Baltimore und Newyork und besitzen drei Universitäten, von denen die in Rede stehende die bedeutendste ist. Der Unterricht ist hier in die humanitäre und kommerzielle Abtheilung getheilt, und die Professoren — etwa zwanzig an der Zahl, sind zumeist französische Jesuiten. — Auch die Damen des Sacré Coeur besitzen in St.-Louis ein prachtvolles Erziehungs-Institut,

in einem noch unvollendeten Palaste, der den schönsten Universitätsgebäuden zur Seite gestellt werden kann. Der Katholizismus macht sich überhaupt in St.-Louis sehr



St.-Louis.

bemerkbar, und die Stadt theilt mit Baltimore den Namen des „amerikanischen Rom“. Die vielen Katholiken, mit ihren dreißig Kirchen und viel zahlreicheren Priestern, die

vielen Klöster und Schulen stempeln es hierzu! Dabei sind die Priester sehr wohlhabend, denn das Vermögen des Erzbischofs von St.-Louis wird z. B. allein auf hundert Millionen geschätzt. — In Amerika giebt es nämlich kein Kirchenvermögen, und das Ergebniß von Sammlungen, die Legate ꝛc. fallen lediglich den betreffenden Priestern zu.

Aber der Katholizismus hat auf das geistige, geschäftliche und politische Leben von St.-Louis nur geringen Einfluß. Die Bevölkerung ist durchaus freisinnig und bringt ihre Zeit nutzbringender als mit Kirchenbesuchen zu. Das sieht man in dem großartigen Verkehre der Stadt, in den achtzehn Eisenbahnen, die in St.-Louis einmünden, und auf denen täglich Hunderte von Zügen aus- und einfahren. Nicht weniger als 3000 Dampfer und 10,000 andere Schiffe landen alljährlich in St.-Louis, und dieser großartige Verkehrsapparat allein ist im Stande, den Handelsbedürfnissen dieser Riesenstadt gerecht zu werden. Vieh, Getreide und andere Nahrungsmittel bilden weitaus den größten Theil der Ausfuhr, allein die Industrieprodukte kommen immer mehr zur Geltung und schon ist St.-Louis nach Newyork und Philadelphia die bedeutendste Industriestadt der neuen Welt.

Ein Spaziergang an den Ufern des Mississippi gab uns ein getreues Bild des großartigen Handels der Stadt. Der breite majestätische Strom ist zu beiden Seiten mit ungeheuren Magazinen, Waarenhäusern, thurmhohen Getreidespeichern und Lagerschuppen besetzt, in den hier ausmündenden Straßen drängen sich Kaufleute und Matrosen, Schiffsarbeiter und geschäftige Clerks. An Matrosenherbergen, Kneipen und schmutzigen, rauchgeschwärzten Baracken fehlt es auch hier nicht. Sie sind das gewöhnliche Zubehör aller See- und Flußhäfen.

St.-Louis ist ein solcher Flußhafen ersten Ranges. Hunderte von Dampfern liegen an den Ufern oder durchfurchen den Strom. Die größten schwimmenden Paläste befinden sich unter ihnen, reich und luxuriös ausgestattet, je für tausend bis fünfzehnhundert Passagiere und die ungeheuersten Waarenlasten bemessen. Der Riese unter ihnen und gleichzeitig der größte Flußdampfer Amerikas ist der „Great Republic", der eben von einer Reise nach Neworleans zurückgekehrt war und vor uns im Strome lag. Wir hatten Gelegenheit ihn zu besuchen: seine Dimensionen sind nur mit denen des „Great Eastern" oder des „Leviathan" vergleichbar, aber an Eleganz der Ausstattung dürfte er sie wohl beide übertreffen. —

Das Wasser des Mississippi ist schmutziggelb, voll Schlamm und Sand, der sich bei Hochwasser oft mehrere Fuß hoch auf den gepflasterten Ufern ansetzt und dann regelmäßig wieder abgeschwemmt oder abgespritzt wird, indem man einen Wasserstrahl darüber leitet. Trotzdem liefert der Strom das Trinkwasser für die Stadt, das ungeachtet seines trüben Aussehens sehr gesund ist und gern getrunken wird.

Das größte Wunderwerk von St.-Louis ist entschieden die neue herrliche Mississippibrücke, deren Erbauung nicht weniger als 11 Millionen Dollars kostete und von

unglaublichen Schwierigkeiten begleitet war. Da die Stromtiefe dermaßen veränderlich ist, daß die Fluth nicht selten eine Schlammschicht von vierzig und mehr Fuß Höhe auf der Sohle des Bettes anschwemmt und wieder hinwegwäscht, mußten die Brückenpfeiler auf dem Felsengrunde unter dem Schlamme gegründet werden, so daß die Fundamente des einen Pfeilers 90 Fuß, jene des andern 120 Fuß unter dem normalen Wasserstande liegen. Andrerseits besteht ein Gesetz, welches bestimmt, daß jede Brücke mit Rücksicht auf die Schifffahrt fünfzig Fuß — vom normalen Wasserstand gerechnet — hoch sein muß. Die Spannweite zwischen den einzelnen Pfeilern ist je 500 Fuß, jene zwischen den beiden mittleren Hauptpfeilern 520 Fuß. Das Werk ist sonach in seiner kühnen Ausführung ein wahrer Triumph amerikanischer Baukunst. Die große Frage war nun, wie man den Aufgang von den niedrig gelegenen, unmittelbar bis an das Flußufer hinabgebauten Straßen der Stadt auf diese Brücke herstellen solle. Aber der Amerikaner kennt keine technische Schwierigkeit. Die Brücke wurde durch einen Viaduct von 1050 Fuß, mit fünf Bogenwölbungen, verlängert, der nun in einer Höhe von fünfzig Fuß, vom Ufer bis in die Hauptstraße der Stadt, die breite Washington-Avenue, hineinreicht, ohne daß man auch nur ein Haus oder ein Local hätte vermauern, oder den Verkehr einer Gasse hätte absperren müssen. Dort tritt dann der Eisenbahnzug in einen 4800 Fuß langen Tunnel ein, der unter einem großen Theile der Stadt hinzieht und erst in der elften Straße am großen Bahnhof der St.-Louis Central-Railroad wieder zu Tage tritt.

Und über diese große, einzige Brücke geht der ganze Verkehr mit den Oststaaten, gehen Tag für Tag, Nacht für Nacht hunderte von Zügen, mit zehntausenden von Menschen, während unter ihren mächtigen Bögen die gefüllten Dampfer stromauf- und abwärts fahren. Es ist eines der gewaltigsten Verkehrskreuze des Continents, — aus dessen belebtesten Schienenweg und dessen größten Wasserweg gebildet.

VI. Chicago.

Eine zehnstündige Fahrt auf einer der drei, die Königin des Mississippi mit jener der kanadischen Seen verbindenden Eisenbahnen führt uns durch die flachen, äußerst fruchtbaren Agrikulturdistrikte des mittleren Illinois, durch die hübschen, wohlhabenden Städte Peoria, Springfield (die Staatshauptstadt) oder Bloomington nach der drittgrößten Metropole Nordamerikas, nach Chicago.

Da liegt vor uns, das größte Wunder der neuen Welt, der gewaltigste Städte-Phönix aller Zeiten; die halbe Millionenstadt, deren Pulsschlag in den großen Zentren Europas ebenso verspürt wird wie an den Küsten des Stillen Oceans; Chicago, der größte Markt Amerikas, das Nischni-Nowgorod eines ganzen Continents! —

Nur einmal im Leben empfand ich die gleiche Aufregung, dieselben hochgespannten Erwartungen. Es war als ich in die ewige Stadt, in Rom, einfuhr. Und welch' gewaltigen Kontrast bieten diese beiden, gleich besuchten, gleich berühmten, gleich merkwürdigen Städte! — Dort die älteste Stadt der alten Welt — hier die neueste Stadt der neuen Welt — dort die einstige Residenz der Kaiser-Despoten und Päpste — hier die Residenz des freien Bürgers — dort Verfall, hier der größte Reichthum, die höchste Blüthe. — Ein Brand zerstörte sie beide — beide wurden sie wieder aufgebaut — beide bestehen. — Aber während auf das ewige Rom Jahrtausende herabsehen, sind es in Chicago fünf Jahrzehnte. Wie würden sich Gregorovius und Mommsen in Chicago ausnehmen? — „Rom wurde nicht an einem Tag erbaut" lautet ein vielgebrauchtes Sprüchwort, — aber es wäre gewagt, es auf Chicago anzuwenden. Die Geschichte eines Tages von Chicago, des Tages nach dem Brande, sagt uns warum.

„Viele Wege führen nach Rom". Noch mehr führen nach Chicago: Nicht weniger als ein und vierzig Eisenbahnen münden in dieser „Perle des Westens". Nahezu zwanzig Minuten lang läuft unser Zug zwischen den Häusern nach dem Herzen der Stadt, und das erste Wunder, das wir wahrnehmen, ist der Wald von bewimpelten hohen Masten, der über die Häuser emporragt.

Masten? — In einer Stadt, die tausend Meilen vom Atlantischen und zweitausend Meilen von dem Stillen Ozean entfernt ist? — Ja. — Sie sind uns zugleich die Erklärung für die Größe und den Aufschwung Chicagos.

Chicago ist, wie gesagt, zweitausend Meilen vom Stillen Ozean entfernt und doch besitzt es Wasserstraßen, die es bis auf dreißig Meilen dem letzteren nahe bringen. Durch den großen Illinois- und Michigan-Kanal steht es nämlich mit dem Mississippi und dadurch auch mit dem Golf von Mexiko und der Landenge von Panama in ununterbrochener Wasser-Verbindung. — An dem Südwest-Ende des Michigan-See gelegen, fahren seine Schiffe nordwestlich in den Superior-See, nordöstlich durch den Huron-, Erie- und Ontario-See nach dem St.-Lorenzo, der sie in den Atlantischen Ozean bringt, oder die Schiffe treten bei Buffalo am Nordostende des Erie-Sees in den Eriekanal, durch welchen sie den Hudson-Strom und damit den Hafen von Newyork erreichen. Chicago ist demnach, obwohl im Herzen des Kontinents gelegen, nichts als ein Seehafen in der vollsten Bedeutung des Wortes. Es ist, als stände Wien durch eine Kette von Seen und Flüssen mit Havre, Hamburg oder Triest in Verbindung! — Dazu ist Chicago das Centrum des amerikanischen Eisenbahnnetzes, des größten und ausgedehntesten der Erde. Vor ihr liegt ein See, der es

mit allen Meeren des Erdballes verbindet, hinter ihr liegt ein Land, das an Ausdehnung, Reichthum und Fruchtbarkeit seines Gleichen sucht.

Wo also Chicago gegenwärtig steht, dort mußte eine Weltstadt entstehen. Nicht der Zufall hat Chicago groß gemacht. Es ist geschaffen worden, und selbst als es vom Feuer verzehrt, — zerstört wurde, wurde es wieder geschaffen. Und käme ein zweites Feuer und würde es abermals dem Erdboden gleich gemacht, so würde man nicht auf seinen Trümmern, sondern mit diesen ein drittes Chicago bauen, welches das zweite ebenso sehr übertreffen würde, wie dieses das erste Chicago übertraf.

Dieses erste Chicago ist spurlos verschwunden. Kein Stein, keine Ruine spricht mehr davon, daß vor einigen Jahren die größte Feuersbrunst des Jahrhunderts die Stadt zerstörte, daß damals 20,000 Häuser ein Raub der Flammen wurden!

Die Geschichte Chicagos ist bald erzählt. Viele Bewohner der Stadt kennen sie seit ihren ersten Anfängen. Der erste Weiße, der sich trotz Wildniß und Indianern in den Sümpfen und Niederungen, auf denen die Stadt gegenwärtig steht, häuslich niederließ, war John Kinzie. Dies war im Jahre 1804. Einige Ansiedler kamen im Laufe der nächsten Jahre noch hinzu, aber die kleine Colonie wurde 1812 von den Indianern massakrirt. 1830 — also vor etwa 50 Jahren stand abermals ein Dutzend Holzhütten an dieser Stelle und vor etwa 40 Jahren wurde die auf viertausend Einwohner angewachsene Ansiedlung zur Stadt erhoben. Ein Jahrzehnt nachher, 1850, hatte sich die Einwohnerzahl verfünffacht; 1860 war aus dem Landstädtchen eine Großstadt von 120,000 Einwohnern geworden; 1870 besaß es deren 300,000 und gegenwärtig über eine halbe Million. Am 9. Oktober 1871 durch eine Feuersbrunst verzehrt, war es im gleichen Monat von 1872 bereits wieder aufgebaut.

Dieses Dutzend Zeilen enthält die Geschichte einer Stadt, die sich an Größe mit Pest, Moskau, Petersburg, Madrid, in kommerzieller Bedeutung mit Paris und Liverpool messen kann. Die Geschichte ihres Brandes und Wiederaufbaues aber ist zu großartig, um sie nicht näher zu betrachten.

Das Feuer brach am Abend des 8. Oktober 1871 — er fiel auf einen Samstag — in einer Scheune aus. Durch die herrschende Dürre und einen heftigen Westwind begünstigt, verbreitete es sich wie eine flammende Sündfluth über das Häusermeer der Stadt. Kaum daß die Bewohner Zeit hatten, dem wüthenden Brande Vorsprung abzugewinnen, um sich in die offene Prairie zu flüchten, die damals Chicago von drei Seiten umgab. An ein Löschen war natürlich nicht mehr zu denken. Nur von oben, aus den Wolken konnte Rettung kommen. Die Stadt war von den Einwohnern ganz verlassen und Hunderttausende brachten die Nacht, den folgenden Tag und abermals Nacht und Tag bis zum Dienstag Morgen auf der Prairie zu, ohne Kleidung, ohne Lager, ohne Brot, einige Minuten von ihren Häusern, ihrem Vermögen entfernt, ohne es retten zu können! Wohl standen ihre Häuser

vielleicht unversehrt da, aber schon die nächste Minute konnte sie in Flammen setzen. Die ganze Stadt wäre dem Element zum Opfer gefallen, wenn nicht am Dienstag Morgen ein heftiges Regenwetter der Feuersbrunst Einhalt gethan hätte.

Zwanzigtausend Häuser, und mit ihnen eine Milliarde Werth waren innerhalb zweier Tage vom Erdboden verschwunden.

Aber diese Feuersbrunst zeigte die bewundernswerthe Zähigkeit und Ausdauer des amerikanischen Volkes, das an Größe — die Größe des über sie hereingebrochenen Unglücks bei weitem übertraf. Noch brannte die Stadt, als auch schon die Männer auf der offenen Prairie — ohne Mittel, ohne Werkzeug, wie sie waren — an den Wiederaufbau derselben dachten. Noch rauchten die Trümmer — als auch schon längs der Seeufer eine Bretterstadt neu errichtet war, der bald darauf die steinernen Paläste der Gegenwart folgen sollten. Ein Jahr nachher stand auf demselben Grund und Boden die schönste, prächtigste, großartigste Stadt Amerikas. Aber dies geschah nicht durch die Bewohner Chicagos allein. Ganz Amerika baute Chicago, und darin schon liegt ein Beweis von der Nothwendigkeit und der Lebenskraft dieser Stadt. Das Zutrauen und die Großmuth der zahlreichen Gläubiger, die Wohlthätigkeit von ganz Amerika äußerte sich hier in der ehrendsten Weise, sie bewies, daß der Amerikaner, so sehr er auch nach dem Dollar jagt, ihn ebenso leicht und ebenso gerne wieder denen giebt, die Noth leiden. — Aus Wohlthätigkeit bot er seine Unterstützung, — aus Spekulation sein Kapital den Einwohnern der abgebrannten Stadt, und so entstand das heutige Chicago. In dem Zeitraum vom 15. April bis 13. Dezember 1872 — also innerhalb 200 Wochentagen von je 8 Stunden Arbeitszeit, wurde in jeder Stunde ein Eisen- und Steinpalast von 25 Fuß Façade und vier bis sechs Stockwerken Höhe erbaut! Gegenwärtig besitzt die Stadt wieder 60,000 Häuser, über 200 Kirchen, 50 Banken und nahezu ebensoviel der großartigsten Hôtels, ein Dutzend großer Tageszeitungen u. s. w. — In den 14 Riesen-Speichern (Elevatoren) wurden 1875 nicht weniger als 72 Millionen Scheffel Getreide untergebracht und wieder auf die Schiffe zur Ausfuhr verladen. In den Viehgärten (Stock-Yards) kampirte im gleichen Jahre eine Rindvieh-Armee von einer Million Köpfen und das Vierfache an Schweinen. Schon das Jahr nach dem Brande war in kommerzieller Beziehung besser als alle vorhergehenden gewesen und seit jener Zeit wachsen Handel und Industrie in noch viel größerem Maßstabe, so daß Chicago gegenwärtig bereits zum bedeutendsten Getreide- und Viehmarkt der Welt geworden ist.*)

Von Chicago aus wird der größte Theil der eintreffenden Viehheerden lebendig nach den östlichen Märkten verschickt, während ein anderes, nicht minder bedeutendes

*) 1872—1873 kamen in Chicago allein nicht weniger als 52 Millionen Hektoliter Getreide zur Ausfuhr, während in demselben Jahre ganz Rußland nur 45 Millionen Hektoliter exportirte.

Kontingent von Schweinen die schöne Stadt nicht anders, als in Fässern verpackt und eingesalzen verläßt. Vor nicht ganz zwanzig Jahren besaß Cincinnati die unbestrittene Ehre, die größten Schweinefleisch-Manufakturen recte Schlachthäuser der Welt zu besitzen und führte demgemäß auch mit vollem Rechte den stolzen Namen „Porcopolis".

Seit einigen Jahren ist es anders, denn während schon in der Campagne 1874—1875 Cincinnati nur noch einer halben Million Schweinen den Garaus machte, erreichte ihre Zahl in Chicago das Dreifache, und heute hat die Zahl der jährlich in Chicago geschlachteten Schweine sechs Millionen erreicht, die einen Werth von 58 Mill. Dollars repräsentiren. Chicago ist also das eigentliche Porcopolis der Gegenwart; es ist wahrscheinlich nichts als eine reine Höflichkeit seitens Chicagos, diesen Titel der Rivalin am Ohio zu belassen.

Auch als Industriestadt nimmt die „Königin der Seen" einen hervorragenden Rang ein, und diese großartige Industrie entstand innerhalb der letzten zehn Jahre.

Während sich die darin angelegten Werthe in Newyork während des genannten Zeitraums um 200, in Philadelphia um 240 Procent vergrößerten, geschah dies in Chicago um 700 Prozent! Der Werth der jährlichen Industrieprodukte von Chicago beläuft sich auf 250 Mill. Dollars, also eine Milliarde Reichsmark!

Bei diesem kolossalen Aufschwung in Handel und Industrie kann der große Reichthum der Stadt, der sich in den Häusern, den Hôtels, Geschäften und in der ganzen Lebensweise der Bevölkerung äußert, nicht Wunder nehmen. Der schönste und großartigste Stadttheil ist der zwischen dem Michigan-See und dem Chicagofluß gelegene, also gerade jener Theil, der durch den Brand von 1871 vollständig zerstört worden war. Er erhob sich aus seiner Asche schöner und prächtiger als je. Das neue Chicago ist das größte Wunder der Vereinigten Staaten, selbst die Metropole Newyork durch seinen Glanz überstrahlend. Die zahlreichen Avenüen übertreffen an Breite und Großartigkeit die Pariser Boulevards und führen die Namen der bisherigen Präsidenten der Union: Washington, Monroe, Adams, Jackson, Van Buren etc. Sie werden von Straßen gleicher Breite durchschnitten, in denen sich das Geschäftsleben konzentrirt.

Die Paläste, welche diese kolossalen, von zwei- bis dreifachen Pferde- und Kabelbahngeleisen durchzogenen Straßen einfassen, sind wahre Riesen-Bienenkörbe, sämmtlich aus Eisen und Stein, in unglaublich reichem und größtentheils schönem Style erbaut, dabei fünf bis acht Stockwerke hoch. Die Straßen sind mit getheerten Holzwürfeln gepflastert, die nicht wenig zu dem Brande von 1871 beitrugen. Dagegen werden die breiten Trottoirs von ungeheuren, oft zwölf bis fünfzehn Fuß langen Steinplatten gebildet, die nahezu zwei Fuß über das Straßenpflaster erhaben sind, so daß der Fußgänger bei jedem Straßen-Uebergange ein oder zwei Stufen hinabsteigen muß.

Die Hauptstraßen werden ebenso wie in Philadelphia und Baltimore von einem unentwirrbaren Netz von Telegraphen- und Telephon-Drähten durchzogen, die von



Chicago: Hôtel Sherman.

haushohen mastbaumstarken Telegraphenstangen getragen werden, — quer über die Straßen sind vielfach Drahtseile gespannt, an denen in großen glänzenden Metall-

buchstaben die Namen von Restaurants oder Geschäftshäusern baumeln. Ebenso und die Häuser selbst mit Firmentafeln und Aufschriften über und über bis in die höchsten Stockwerke bedeckt, was den Straßen ein eigenthümlich lebhaftes, geschäftiges Aussehen verleiht. Bierhäuser und „Saloons" sind auch hier überall zu finden und das Wahrzeichen, das sie alle führen, beweist, daß die geschäftige Bevölkerung der Metropole des Westens im Gambrinus gerne der Götzendienerei huldigt. Wenigstens kann dies mit Recht von der deutschen Bevölkerung behauptet werden, die ebenso wie in den beiden andern Hauptstädten des Westens auch hier einen bedeuten-



Chicago: Ein Elevator.

den Theil der Bevölkerung bildet und mit ihrer Solidität, ihrem Fleiß, ihrer Arbeitsamkeit nicht wenig zu dem materiellen wie intellektuellen Aufbau Chicagos beitrug. Chicago, wie seine ungeheuren westlichen Hinterländer Illinois, Jowa, Minnesota und Wisconsin waren in den letzten Dezennien das Hauptziel deutscher Einwanderung, und nirgends kam das Deutschthum zu solcher Bedeutung und solchem Einfluß, wie eben westlich des Michigan-Sees.

Der Chicagofluß mit seinen beiden Armen theilt die Stadt in drei Theile von ungleicher Größe, die durch Brücken mit einander verbunden sind. Aber da diese letzteren in Folge des unausgesetzten Schifffahrtsverkehrs häufig geöffnet werden müssen, und der Straßenverkehr dadurch gestört wird, so legte man einfach an Stelle der oberirdischen — unterirdische Verkehrswege in Gestalt von weiten gemauerten Tunnels an, die 8 bis 900 Fuß Länge besitzen und unter dem Fluß hinwegführen.



Chicago: Das Grand Pacific Hôtel.

Der geschäftliche Theil der Stadt befand sich früher auf tiefem, sumpfigen Boden, der die Kanalisirung und Wasserableitung sehr erschwerte. Aber der Chicagoer schreckt vor nichts zurück. Es gab nur ein Mittel: den ganzen Stadttheil um einige Fuß zu erhöhen. Und das that man, — der Sicherheit halber gleich um 8 Fuß. Die Gebäude wurden mit Zuhilfenahme von einfachen Wagenwinden und Hebebäumen in die Höhe geschraubt, die Grundmauern um das betreffende Maß erhöht die Straßen angeschüttet und der ganze Stadttheil, früher feucht und ungesund, ist gegenwärtig einer der gesündesten der Stadt. Ähnlich ging es mit der Verbreiterung der Straßen. Dem kolossalen, von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag steigenden Verkehr genügte die Breite der Straßen nicht mehr. Was that man? Die kolossalen Geschäftspaläste niederreißen und an einer anderen Stelle wieder aufbauen? Das wäre der Chicagoer Ingenieure wahrhaftig nicht würdig gewesen! Sie bauten einfach an der betreffenden Stelle neue Grundmauern, hoben die Häuser von ihren alten Grundmauern empor und schoben sie auf den neuen Unterbau! Den Bewohnern von Chicago scheint der Begriff des Unmöglichen, des Großartigen anscheinend abhanden gekommen zu sein. Sie schrecken vor keiner Schwierigkeit zurück. Sie behandeln die größten Häuser als wären sie Würfel, spielen mit Kanälen, Flüssen und Seen, gründen und erbauen Städte mit demselben Gleichmuth und derselben Leichtigkeit, mit welcher Kinder die hölzernen Häuschen und Kirchen ihrer Bauschachtel zusammenstellen!

Ein Beispiel davon ist die Stadt Pulmann, in der Nähe von Chicago. Pulmann ist der Erfinder und Besitzer der auf den meisten Bahnen Amerikas und theilweise auch Englands eingeführten Schlaf- und Hôtelwaggons. Das Geschäft ging flott, der Bedarf an Schlafwaggons wurde immer bedeutender. So baute er denn an den Ufern eines kleinen Sees, in der Nähe von Chicago im Handumdrehen eine ähnliche Stadt, wie Krupp in Essen, und gab ihr den Namen Pulmann. Heute, vier oder fünf Jahre nach ihrer Gründung, besitzt Pulmann großartige Waggonbauanstalten und Werkstätten, in denen mehrere Tausend Arbeiter sämmtliche Bestandtheile dieser Paläste auf Rädern*) verfertigen; Straßen und Plätze mit schönen Häusern für die Beamten und Arbeiter; Theater, Concertsaal, Hospitäler, mit einem Worte alle Anstalten einer idealen Stadt des modernen Amerika. Pulmann ist noch auf keiner Karte verzeichnet, der beste Beweis seiner Jugend.

Chicago litt noch an einem andern Uebelstande. Da sich die Bevölkerung in Zeiträumen von zehn zu zehn Jahren verdreifachte, so wurde es immer schwieriger, die erforderliche Menge Trinkwasser herbeizuschaffen. Wohl mangelt es nicht daran in dem Süßwasser-Meere, an dessen Küste die Stadt gelegen, allein die Unreinigkeiten der letzteren und der Hafenverkehr machten dasselbe ungenießbar. Man beschloß

---

*) Paläste in der That, denn manche darunter kosten vierzig bis fünfzig tausend Dollars.

deshalb es aus der Mitte des Sees herbeizuholen, baute dazu einen zwei Meilen langen Tunnel unter dem Grunde des Sees und führte das in dieser Entfernung von der Stadt vollkommen klare Seewasser nach der letzteren. Das Werk ward in drei Jahren vollendet. Vier enorme Dampfmaschinen pumpen das Wasser in einen Thurm, von wo es in die einzelnen Röhrenleitungen abfließt. Eben ist man im Begriffe, einen zweiten, noch größeren Tunnel zur Wasserversorgung des südlichen Stadttheiles zu graben, und außerdem besitzt Chicago noch etwa dreißig artesische Brunnen!! Noch ein anderes Beispiel. Der Chicagofluß, welcher die Cloaken, den ganzen Abfall der Halbmillionenstadt aufnimmt, mündete in der unmittelbaren Nähe der Stadt in den See. Das Seewasser wurde demnach trotz der sorgfältigsten und kostspieligsten Wasserleitungsanlagen und Vorkehrungen verpestet. Da half nur ein einziges Mittel, das allerdings auf Gottes weiter Erde niemandem als einem Yankee einfallen konnte: die Chicagoer drehten den Fluß einfach um, und ließen ihn stromaufwärts von seiner Mündung nach seiner Quelle fließen.

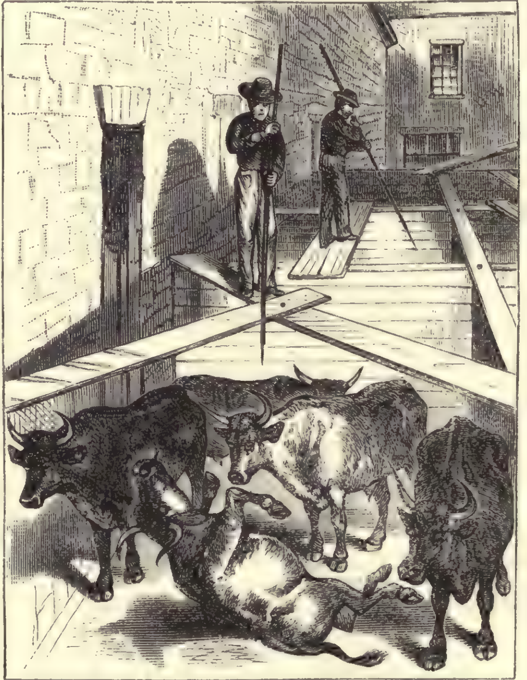
Das Gefälle ist gering, und sein Oberlauf liegt im Stromgebiet des Mississippi. Sie verbanden nun den Chicagofluß durch einen Canal mit diesem letzteren, sperrten die Mündung ab, und pumpen Seewasser in den Fluß, so daß er statt in den See, nach dem Mississippi abfließt und den Unrath der Stadt diesem letzteren zuführt!

Wenn man diese Arbeiten, die Brücken- und Hafenbauten, die Stadt, den großen Illinois- und Michigan-Canal u. s. w. betrachtet, so erscheint es unglaublich, daß all' dies innerhalb weniger Jahre hergestellt worden sein soll. Daraus kann man den Fleiß, die Ausdauer, den Unternehmungsgeist dieser westlichen Yankees am besten erkennen; man muß ihnen unwillkürlich die größte Bewunderung zollen. Kein Volk der Welt verdient sie mehr als das amerikanische, — keine Stadt mehr als Chicago. —

Neben dem Geschäftstheile der Stadt ist der Hafen am interessantesten. Er ist der größte Binnenhafen Amerikas und im Jahre 1883 gingen nicht weniger als 12000 Schiffe mit 4 Millionen Tonnen von hier nach allen Weltgegenden aus. Die Fahrzeuge kommen flottenweise, um ihre Ladung zu nehmen. Dem ganzen Hafendamm entlang stehen die ungeheuren, thurmhohen Getreide-Speicher die in Amerika Elevatoren genannt werden, — große Ziegel- und Holzbauten von 8 bis 9 Stockwerken Höhe. Besuchen wir sie. Auf der einen Seite führen die Eisenbahnen an ihnen vorbei, während sie auf der anderen von den Schiffskanälen begrenzt sind. Die mit Getreide gefüllten Waggons fahren bis in das Innere des Speichers ein. Hier wird das Getreide aus ihnen heraus und in die höheren Stockwerke gehoben von dort aber durch große hölzerne Röhren in die Schiffe hinabbefördert, die hart an die Mauern dieser Mammuthspeicher anlegen. Die Schnelligkeit, mit welcher dieses Umladen des Getreides vor sich geht, übersteigt alle Vorstellungen. Alles wird mit Dampf betrieben, und die Hebevorrichtung gleicht einer Baggermaschine. An

einer endlosen Kette befinden sich große Eimer, die gefüllt aufwärts gehen, ihren Inhalt oben entladen und unten neuerdings Ladung einnehmen. Achttausend Scheffel Getreide werden auf diese Weise pro Stunde aus den Waggons auf die Schiffe befördert und nur mit solch' großartigen Apparaten ist die Handhabung jener 150 Millionen Scheffel Getreide möglich, die von hier aus jährlich nach aller Welt verschifft werden. Eine eigene große Seeflotille besorgt den Transport des Getreides von Chicago auf dem Seewege nach Buffalo. Manche dieser Transportschiffe wie z. B. der Propeller „Java" oder der „Onoko" fassen an hundert bis hundertsiebzig tausend Scheffel Getreide.

Der Markt für diese Agrikulturprodukte des Westens ist auf der Börse. Täglich um Mittag wird hier der Cours der einzelnen Getreide-Gattungen, wie er aus London und den anderen Städten Europas telegraphirt wird, ausgerufen — zahllose Getreide-Proben in Säcken, Schalen und Schüsseln stehen hier auf den Tischen und auf dem Boden umher, der Gegenstand eifriger Untersuchung der Kaufleute. Ist der Cours einmal bekannt gemacht, dann beginnen die eigentlichen Geschäfts-Abschlüsse.



Chicago: Das Tödten der Thiere mittelst Spießen.

Und ebenso wie Chicago der größte Getreide-Markt der Welt ist, so ist es auch der größte Fleischmarkt. Die Schlachthäuser und Viehplätze sind einige Meilen außerhalb der Stadt gelegen. Wir besteigen in der großartigen State-Straße einen Omnibus und durchschneiden die Vorstädte von Chicago, die mit ihren Holzhütten ebenso elend sind, wie der innere Theil der Stadt prachtvoll ist. Erst hier, mit den sich hie und da darbietenden Ausblicken in die offene, öde Prairie sehen wir, daß wir uns in einer jungen Stadt befinden. Nach einstündiger Fahrt haben wir die Union-„Stock-Yards" — die Viehparks — erreicht. Sie sind eine Stadt für sich, deren Bewohner jedoch nicht ausschließlich aus Rindvieh bestehen, denn zur Seite der eigentlichen „Yards" entstanden in den letzten Jahren einige von hübschen Holzhäuschen besetzte Straßen, in denen die Angestellten und die Schlachthausarbeiter wohnen. Auf der andern Seite der Yards befinden sich die Eisenbahnen, von denen

nicht weniger als neun hier Zweiglinien besitzen; ferner sehen wir noch eine Reihe großer Gebäude, von gewaltigen Schornsteinen überhöht. Es sind die Schlachthäuser für die Schweine.

Die Viehparks umfassen ein Gebiet von nahe 350 Morgen Land; die Einzäunungen allein erforderten nicht weniger als 15 Millionen Quadratfuß Bretter. Ueber achttausend Hirten und Arbeiter sind in ihnen beschäftigt. Treten wir ein. Wir haben eine breite, lange Avenue zu durchschreiten, in der das Leben ebenso geschäftig ist, wie auf dem Broadway von Newyork, aber begreiflicherweise etwas verschiedener Natur. Es sind Makler, Kaufleute, Viehtreiber, Hirten, Schlächter, Arbeiter, Eisenbahn-Kondukteure. Auf einer Seite der Avenue befindet sich ein großes Gebäude,



Chicago: Ein Schlachthaus.

in welchem die Eigenthümer der „Stock-Yards" residiren. Die Geschäftslokale befinden sich im Erdgeschoß, während der andere Theil des Gebäudes von den Bureaus der Commissionäre eingenommen wird, die sich mit dem Empfang und Verkauf des Viehes beschäftigen. Diese Procedur ist sehr einfach. Ein Viehzüchter in Texas, der beispielsweise tausend Stück Rindvieh verkaufen will, sendet sie per Eisenbahn nach Chicago und bittet telegraphisch einen der Commissionäre, dieselben zu den bestmöglichsten Preisen an den Mann zu bringen. Der Commissionär empfängt die Thiere bei ihrer Ankunft, zahlt die Transportkosten, logirt seine vierfüßigen Gäste in einen der vielen Parks, in welche die Stockyards eingetheilt sind, und den er hierzu von dem Yard-Eigenthümer um eine gewisse Summe pro Tag miethet. Diese letzteren haben gleichzeitig auch für die Wartung und Verpflegung ihrer Pensionäre Sorge zu tragen. Sobald sich ein Käufer gefunden hat, werden die Thiere aus ihren

„Hôtels“ direkt in die Schlachthäuser oder nach einer der vorbeiführenden Eisenbahnen gebracht und auf dieser ihrem östlichen Bestimmungsorte zugeführt.

Die Stockyards sind, wie wir später von einem Belvedere aus wahrnahmen, in mindestens 5 bis 600 derartige Parks von ungleicher Größe eingetheilt, deren jeder durchschnittlich 4 bis 500 Köpfe Vieh beherbergen kann. Die einen ungedeckten sind für das Hornvieh bestimmt. Andere, welche mit Flugdächern eingedeckt sind, bilden die Logements für die Schweine und Schafe. Krippen und Wasserbassins, die durch einen artesischen Brunnen gespeist werden, bilden die ganze Einrichtung der Parks, die ziemlich rein gehalten sind. —

Wie schon vorhin bemerkt, wird ein großer Theil der Schweine sofort geschlachtet, und im vergangenen Jahre betrug die Zahl dieser Schlachtopfer nahe an 6 Millionen! Die Schlachthäuser sind nur während der kälteren Monate des Jahres in Thätigkeit, aber da einzelne von ihnen täglich bis zu 12,000 Schweine ins Jenseits befördern, so genügt diese Zeitperiode vollkommen für den Bedarf.*) In Folge der Theilung der Arbeit, entfallen auf das Tödten, Häuten, Oeffnen, Zerlegen und die Verwandlung in Schinken, Speck und Würste je eines Thieres nicht mehr als zehn Minuten! Welchen Gewinn Chicago aus der Schweineschlächterei allein schon zieht, geht aus einer einfachen Zahlenzusammenstellung hervor: Die 6 Millionen Schweine, welche jährlich hier abgeschlachtet werden und einen Werth von 58 Millionen Dollars repräsentiren, liefern 474 Millionen Pfund Schinken, 305 Millionen Pfund Pökelfleisch und viele andere Produkte im Gesammtwerthe von 97 Millionen Dollars. Nach Abzug der obigen 58 Millionen bleiben somit Chicago jährlich 40 Millionen Dollars Gewinn aus diesem einzigen Industriezweig.

Doch genug von diesen unreinen Beigaben der Civilisation. Dringen wir nicht zu tief ein in die Mysterien der Verpflegung der Menschheit! So interessant sie auch sein mögen, so abstoßend widerwärtig sind sie dabei, und Chicago besitzt ja noch andere Orte von größerem Interesse, als diese Schlachtfelder der Schweine.

Es ist zunächst die drittgrößte und drittbedeutendste Industriestadt der Union, und damit auch der beiden amerikanischen Continente, mit einer jährlichen Produktion von 250 Millionen Dollars. In den viertausend industriellen Etablissements sind neben achtzigtausend Arbeitern, Dampfmaschinen von nahezu hunderttausend Pferdekräften beschäftigt. In jener Stadt, deren Industrie vor fünfzehn Jahren verhältnißmäßig gleich Null war, befinden sich heute Eisengießereien, Stahlwerke, die jährlich für fünfzehn Millionen Dollars Erzeugnisse liefern — Brauereien und Brennereien liefern deren für 8 Millionen, Gerbereien verarbeiten jährlich für 7 Millionen Material,

---

*) Die Einrichtung eines derartigen Schweine-Schlachthauses ist im Kapitel: „Kansas-City“ geschildert.

Drahtziehereien für 2 Millionen, Brücken für denselben Betrag u. s. w. Der gesammte Waarenumsatz von Chicago beträgt jährlich 500 Millionen Dollars oder 2 Milliarden Mark, also ca. fünfzehntausend Mark für jeden erwachsenen Mann! — Das ist Chicago als Industriestadt!

Aber der kommerzielle und industrielle Aufschwung der Weltstadt hält auch mit ihrer Verschönerung gleichen Schritt. Ein Kranz von Boulevards und öffentlichen Parks umgiebt die Stadt nach drei Seiten hin. Da ist vor allem der schöne schattige Lincoln-Park mit seinen herrlichen Anlagen, seiner klaren reinen Seeluft und seiner Aussicht auf den gewaltigen Lake-Michigan. Der „schöne See"! Da ruht er mit seiner unübersehbaren blauen, spiegelglatten Wasserfläche, seinen zahllosen Schiffen, seinen Barken und Kähnen. Er bietet den Anblick eines Meeres, aber ohne die Wellen, ohne den Fluthwechsel des letzteren. Doch auch er hat seine furchtbaren Stunden; nicht selten ist er in der kälteren Jahreszeit in wüthende Wellen gepeitscht, — schon unzählige Schiffe sind ihm zum Opfer gefallen! —

Das aristokratische Viertel Chicagos kann sich in jeder Beziehung mit der fünften Avenue von Newyork messen. Die Fürsten des Dollar thaten wohl daran, sich an die schönen Seeufer zurückzuziehen. Von ihren prächtigen, mit Gärten umgebenen Steinpalästen genießen sie den erhebenden ruhigen Anblick des Sees und gewahren nichts von dem Treiben der Riesenstadt. In der Michigan- und der Calumet-Avenue findet man Schlößchen, die eher für Künstler und Poeten erbaut zu sein scheinen, als für diese Nabobs der Viehmärkte und Getreide-Schuppen. Hier hat auch der berühmte Pullmann, der Löwe von Chicago, seine Residenz, hier erheben sich vornehme Clubhäuser, prachtvolle Kirchen; die Straßen werden von hübschen Baum-Alleen überschattet, und die in reizendsten Villenstyl gehaltenen „Homes" der vornehmen Welt liegen halb verborgen inmitten ihrer kostbare Gewächse enthaltenden Gärten. Nicht weit davon gelangen wir in das Zentrum des geschäftlichen Lebens. Dort ist alles Ruhe, Vornehmheit, Eleganz, — hier alles Leben und Bewegung. Die Pferdebahn-Wagen und die Züge der durch unterirdische endlose Drahtseile getriebenen Kabelbahnen sind gefüllt mit Menschen; die Trottoirs, die Straßen, die Kaufläden, voll von Menschen, die sich um nichts als um ihr Geschäft bekümmern. Keine Spaziergänger, keine Faullenzer. Alles dabei ruhig, schweigend, schnell. In den Straßen selbst die Parasiten dieses Lebens: Der Fruchthändler mit seinen Pea nuts*), seinen kalifornischen Trauben, seinen Florida-Orangen, der wandelnde Plakatenträger oder Sandwichman mit den vorn und hinten an seinem Halse befestigten Anzeigen; der kleine Negerjunge mit seinem Schuhputzzeug und dem kleinen, mit Messing-Nägeln hübsch beschlagenen Kästchen; der „Newspaper boy", der Zeitungs-

---

*) Erdnüsse, in Amerika allgemein und gern gegessen.

junge mit der neuesten Ausgabe des „Newyork-Herald“ oder der „Chicago-Tribune“, und zwischen allen hindurch schießt blitzschnell der Laufbursche des Stadt-Telegraphen mit seiner Depesche. Man fühlt sich in diesem Leben wie verloren. Tausende eilen in der Minute an uns vorüber, aber keiner blickt uns an, keiner kennt uns. Jeder hat seine Beschäftigung, sein Ziel, nur wir nicht. Es ist unbehaglich. Gehen wir weiter. Hier sind die großen Zeitungs-Paläste der „Tribune“, der vortrefflichen deutsche Illinois „Staats-Zeitung“, der „Times“, des „Inter-Ozean“ u. s. w. Mit der Stadt brannten sie nieder, aber schneller als diese standen sie wieder fertig da. Ja die Stadt brannte noch, als schon die neuesten Tagesnummern trotz der verbrannten Redaktions-Bureaus und der vernichteten Druckereien in den ebenso rasch auf der offenen Prairie der Umgebung entstandenen Druckereien feilgeboten wurden! — Der großartigste und für den europäischen Besucher interessanteste Bau Chicagos ist der neue Justizpalast, in seiner kolossalen Höhe und Ausdehnung, wie in seinem monumentalen Baustyle an die sagenhaften Tempelruinen Hinterindiens oder Ober-Aegyptens erinnernd. Inmitten des belebtesten und großartigsten Stadttheils von Chicago gelegen, umgeben von sechs- bis achtstöckigen steinernen Geschäftspalästen und Hôtels, erdrückt er sie doch insgesammt durch seine enorme Größe. Er ist das Wahrzeichen, das vornehmste Exempel der Großartigkeit dieser Stadt, die auf den Fremden noch erdrückender wirkt, als Newyork oder die Londoner City. Von keiner Stadt kann man so sehr in Superlativen sprechen, als von Chicago. Es ist dort alles in viel größerem Maßstab angelegt als irgendwo anders, vom Gemüseladen bis zur Börse oder zu den Hôtels.

In keiner Stadt der Welt, Newyork, London, Wien nicht ausgeschlossen, findet man Hôtels in solcher Größe, wie etwa das Tremont-House, Palmer-House, Grand Pacific-Hôtel und das Sherman-House. Man denke sich einen Palast, mit dem Kostenaufwand von 8 bis 10 Millionen Mark erbaut, eine Riesen-Karawanserei, wie wir sie bereits in Saratoga gefunden haben, nur noch reicher, schöner, eleganter lebhafter. Diese Hôtels sind ein Lebensbedürfniß für einen großen Theil des amerikanischen Volkes.

In keinem Lande der Welt giebt es eine größere „Floating Population“, umherwandernde Bevölkerung, als hier. Hunderttausende von Amerikanern bringen ihr ganzes Leben, von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode in Hôtels zu. Sie sind ewig auf der Jagd. Das Wild ist der Goldfuchs, der Dollar, das Jagdterrain der ganze Kontinent; sie sind die Jäger, ihre Waffen sind der Verstand, der Unternehmungsgeist, die Zähigkeit. Das Wild ist manchmal schwer, manchmal leicht zu treffen. Einmal versteckt es sich in der Fabrikation von verbesserten Hosenknöpfen, ein andermal erscheint es in den Goldminen von Colorado, ein drittes Mal in den Baumwollpflanzungen des Südens, ein viertes Mal in einer neu gegründeten Dampfer-

linie. Aber wo es auch immer sein mag, nirgends lassen ihm diese amerikanischen Jäger Ruhe. Kaum daß die Kunde zu ihrem Ohr gedrungen, als auch schon der „Trunk“ (Reisekoffer) gepackt und das Fahrbillet genommen ist. Schlau gehen sie dann zu Werke. Sie legen die Schlingen ihres Verstandes, spicken sie mit Annoncen als Köder, — verstecken sich hinter einer großen Firmatafel und — lauern.

Der Goldfuchs kommt auch. — Manchmal läuft er direkt in die Schlinge, aber manchmal ist er vorsichtig, riecht und schnüffelt umher und trabt davon, wenn es ihm nicht geheuer vorkommt. Dann ist die Jagd umsonst gewesen. Der Koffer wird wieder gepackt und wieder geht es weiter, vom Mississippi nach den kanadischen Seen, von Californien nach Florida, bis man den Dollar erwischt. Aber kaum hat der Jäger ihn in der Tasche, — als er selber Jemandem in die Schlinge läuft. Das Vermögen ist wieder verloren, und wieder heißt es von Neuem jagen.



Chicago: Das Verpacken des Fleisches in Blechdosen.

Für diese irrende Menschheit, vorausgesetzt, sie habe noch genügend Dollars in den Taschen, sind nun diese Hôtels. An ein Familienleben ist bei diesen Leuten natürlich nicht zu denken; das Hôtel ersetzt ihnen Alles, die Heimath, die Frau, die Familie — für drei bis vier Dollars pro Tag! —

VII. Milwaukee und die Länder am Michigan-See.

Der Michigan-See besitzt außer Chicago noch eine zweite große und wichtige Hafen- und Handelsstadt, die der „Königin der Seen“ nicht wenig Concurrenz macht, auch in Folge ihrer günstigen Lage und ihres schönen, sicheren Hafens einer bedeutenden Zukunft entgegensieht. Es ist Milwaukee, die Hauptstadt des Staates Wisconsin,

und neben Chicago einer der größten Getreidemärkte Amerikas. Dazu ist Milwaukee eine größtentheils deutsche Stadt und mit ihren Hinterländern Wisconsin und Minnesota schon seit Langem das Hauptziel der deutschen, böhmischen und schwedischen Einwanderung. Vor einigen vierzig Jahren gab es hier, mitten unter den Indianern nicht genug Weiße, um die Beamten-Stellen der Grafschaft Milwaukee auszufüllen, — heute besitzt die Stadt allein schon hundertzwanzigtausend Einwohner. Großartige Damm- und Hafenbauten, die breite Wasserstraße des hier in den See mündenden Milwaukee-Flusses, wie die zahlreichen hier auslaufenden Eisenbahnen zogen einen beträchtlichen Theil des ganzen Schifffahrts-Verkehrs nach der schönen Stadt, in deren Docks nunmehr durchschnittlich achttausend Fahrzeuge im Jahre anlegen und Ladung nehmen.

Wie in Chicago, so war auch in ihrer nördlichen Schwesterstadt der Getreidehandel vor Allem die Quelle der Reichthümer Milwaukees. Gewaltige Elevatoren erheben sich an den Ufern des Flusses und dem Hafen, und ungeheure Quantitäten von Getreide werden von hier aus alljährlich nach den Märkten des Ostens verschifft. Dazu kommt die schon gegenwärtig bedeutende Eisen-Industrie, die mit der besseren Ausbeutung der beinahe noch unberührten Mineral-Schätze Wisconsins bald größere Dimensionen annehmen wird. Die dritte Haupterwerbsquelle Milwaukees ist die Bierbrauerei. Nur Cincinnati kann sich in dieser Hinsicht mit der Hauptstadt Wisconsins messen. In den ganzen Vereinigten Staaten, von Neu-England bis Californien spielt das „Milwaukee-Bier“ in jeder Schankwirthschaft eine bedeutende Rolle, — die alljährlich von den Deutschen vertilgten Quantitäten steigen ins Unglaubliche. Daß Milwaukee selbst zu dieser Massen-Vertilgung gehörig beiträgt, braucht auch hier nicht erst versichert zu werden, wenn man bedenkt, daß das deutsche Element 60 Prozent der ganzen Stadtbevölkerung bildet. Man sagt übrigens, daß Milwaukee ebenso sehr dem Biere wie der Kunst huldigt, und daß Gambrinus hier mit den neun Musen in einer Art von Mormonen-Ehe lebt. Wie München in der alten Welt, so führt Milwaukee in der neuen Welt den stolzen Namen „Deutsch-Athen“. Da es uns jedoch nicht bekannt ist, daß in Athen Lagerbier ebenso stark vertilgt wurde, wie in den beiden erstgenannten Städten, so muß sich das Epitheton auf die Kunst beziehen. Außer einem allerdings vortrefflichen deutschen Theater, mehreren Musik- und geselligen Vereinen, sowie fünf täglich erscheinenden deutschen Zeitungen besitzt jedoch Milwaukee keine anderen „Kunst-Institute“, welche es zu dem Namen „Deutsch-Athen“ berechtigen würden. Indeß das Deutschthum ist hier aus entschieden besseren und gebildeteren Elementen zusammengesetzt, als z. B. jenes von Philadelphia und anderen Städten. —

Neben den Deutschen besitzt Milwaukee auch noch ein starkes Kontingent von Böhmen, Polen, Dänen, Schweden und Irländern, deren nationale Eigenthümlich-

keiten sich hier viel länger erhalten als anderwärts. Es ist vielleicht die einzige Großstadt Amerikas, in welcher man europäische Nationaltrachten, Hochzeits-Aufzüge u. s. w. ebenso unverfälscht sehen kann, wie in Europa.

Aber dies gilt nur von dem Volksleben, den Trachten. In ihrem Aussehen und Einrichtungen ist Milwaukee ebenso gut eine durchaus amerikanische Stadt, wie Chicago oder St. Louis. Der breite tiefe Milwaukee-Fluß zieht, einem mächtigen Kanal gleich, mitten durch die Stadt, bei jeder zweiten Straße durch Zugbrücken überspannt, die in häufiger Bewegung sind, um die großen hochbemasteten Seeschiffe durchzulassen, die auf dem Wisconsin und seinem hier einmündenden Nebenflusse, dem Menomonee, bis weit ins Land vordringen können. Die Straßen sind breit und sauber gehalten, die Häuser groß und häufig aus weißem Backstein erbaut, von dem die Stadt auch den Beinamen die „Cream-City", die „Sahne-Stadt", erhielt. — Auch in den anderen Städten Wisconsins, Oshkosh, Sheboygan, Racine und der schöngelegenen, auch als Badeort bekannten Staatshauptstadt Madison ist das deutsche Element fast ebenso stark vertreten wie in Milwaukee, und Wisconsin kann deshalb in Bezug auf das Deutschthum unter allen Staaten der Union in erster Linie genannt werden. — Der südliche Theil enthält sehr reiches, vorzügliches Agrikulturland, während der nördliche bis gegen die canadischen Seen-Ufer in einer Ausdehnung von 10,000 Quadratmeilen mit dichtem Urwald bedeckt ist, dessen reicher auf dreißig Milliarden Fuß geschätzter Holzbestand das Material für eine großartige, nur vom Staate Michigan übertroffene Holzindustrie liefert. Ebenso wie der ganze Nordwesten bis an den Missouri-Strom, ist auch Wisconsin sehr wasserreich; es fehlt nicht an großen und kleinen Seen, an Flüssen und Bächen, die reichlich Wasserkraft liefern — mit einem Worte wenige Staaten sind von der Natur — das rauhe unregelmäßige Klima ausgenommen — so sehr begünstigt, wie Wisconsin. Ähnlich liegen auch die Verhältnisse in dem benachbarten, durch den Michigan-See von Wisconsin getrennten Staate Michigan, nur schienen mir dort die Bevölkerung noch wohlhabender, die Städtewesen schöner und lebhafter, das Land reicher zu sein. Es ist kaum faßlich, welch' ein reges, geistiges Leben, welcher Kunstsinn und Wissensdrang in diesen, Europa kaum dem Namen nach bekannten Städten steckt. Abgesehen von dem großen, am Ausfluß des Huronsees in den Eriesee gelegenen Detroit, einer der schönsten und großartigsten Städte der Union, zeigen auch die anderen Hauptorte dieser großen weit in den canadischen Seen-Komplex hineinragenden Halbinsel: Kalamazoo, Grand Rapids, Grand Haven, Lansing, East Saginaw u. dgl. rasch pulsirendes frisches Leben, das seltsam mit jenem des benachbarten Canada oder der nördlichen Neuengland-Staaten kontrastirt. Die Städte sind in großem Style angelegt, die öffentlichen Institute und Ämter in prachtvollen Monumentalbauten untergebracht, die Straßen breit und lebhaft, überall Gas, Wasserleitungen, elektrisches Licht, Telephon,

Tramway; überall Universitäten, Schulen, herrliche Theater und Concertsäle, elegante Clubhäuser, gut redigirte Zeitungen mit europäischen Depeschen — ja es ist hier gewiß für geistige Bedürfnisse in ebenso großem Maße gesorgt, wie für die leiblichen, was in einem so reichen Staate, wie Michigan, viel sagen will. Ich erinnere mich mit großem Vergnügen meiner wiederholten Reisen durch das Land und der freundlichen gastfreien Aufnahme, die ich dort gefunden.

Die alles absorbirende Hauptindustrie des Landes ist die Holzgewinnung. Michigan allein liefert von der Gesammtproduktion der Vereinigten Staaten, die waldreichen Staaten Maine, Oregon, ferner Newyork, Pennsylvanien und Wisconsin mit ihren unermeßlichen Urwäldern mit eingeschlossen, nicht weniger als ein Viertel! Der Gesammtwerth der jährlichen Industrieprodukte Michigans beläuft sich auf 150 Millionen und hiervon entfallen auf Holzprodukte allein 100 Millionen. Michigan besitzt auch die großartigsten Sägewerke, Möbelfabriken, Schiffswerften u. dgl., wovon man bei einer Reise durch den Staat die augenscheinlichsten Beweise erhält. Nirgends, weder in Norwegen noch Canada, noch in Maine sah ich größere Holzmassen, als in den Häfen von Bay-City und East Saginaw; auf Meilen und Meilen Entfernung fuhren wir durch Holzgärten in denen hohe Pyramiden von Bauholz, roh und verarbeitet, der Verschiffung harren, und wenn Michigan sich in so wenigen Dezennien zu einem so stark bevölkerten, wohlhabenden und angesehenen Staate entwickelte, so hat es dies vor Allem, das sieht man dort auf den ersten Blick — seinen heute noch unermeßlichen Waldungen zu verdanken.

VIII. Der Mississippi und sein Stromgebiet.

Vom Ursprung bis St. Louis.

Mississippi, „Vater der Ströme", — die Romantik des amerikanischen Nordens, — der Segen des Westens, — der Schrecken des Südens, — in allen drei Eigenschaften jedoch der Traum des Europäers, der ihn selbst als Tourist selten, oder doch nur an wenigen Stellen zu Gesicht bekommt.

So bekannt der Name dieses größten aller Ströme der Erde auch ist, so unbekannt sind seine Gewässer, ja selbst der Amerikaner kennt ihn in der Regel nur von seiner Mündung bei Neu-Orleans aufwärts bis einige Meilen oberhalb St. Louis, also bis zu jener Stelle, wo der Missouri in ihn mündet, oder besser, wo der

Mississippi sich in den Missouri ergießt. Bei St.-Louis, der Hauptstadt des amerikanischen Westens, bringt man gewöhnlich der großen Flußmajestät Amerikas seine erste Huldigung dar, und während der Reisende dann stets nach dem Goldlande Californien weiter zieht, oder sich von einem der ungeheuren, schwimmenden Strompaläste den Mississippi abwärts nach Neu-Orleans tragen läßt, bleiben die schönsten und prächtigsten Szenerien am Oberlaufe des Stromes abseits liegen.

Wenn vom Mississippi die Rede ist, dann wird darunter fast immer der Unterlauf des Stromes von seiner Vereinigung mit dem Missouri bis zu seiner Mündung



Das Staats-Capitol von Minnesota.

gemeint, und darum genießt der mächtige Strom auch einen so üblen Leumund, darum ist er als der majestätischste, aber auch als der häßlichste und langweiligste Strom der Welt bekannt; lassen wir ihm nun Recht widerfahren und folgen wir ihm und seinen Uferlandschaften, nicht nur von St.-Louis angefangen, sondern auf seinem ganzen, 3160 engl. Meilen langen Laufe von Canadas Grenze bis zum Golf von Mexiko, von seinem Ursprung bis zu seiner Mündung. 3160 Meilen! Ein gewaltiger Weg fürwahr, mitten durch das Herz des amerikanischen Continents. Die Verkehrslinien Amerikas bilden ein gewaltiges Kreuz, das größte und zugleich großartigste der Welt, dessen Arme von Meer zu Meer reichend, über 6000 Meilen Länge besitzen. Der westöstliche Arm dieses Verkehrskreuzes wurde von dem Menschen

geschaffen, den meridionalen riß die Natur durch den Continent. Der erste ist die Pacificbahn, vom Atlantischen zum Stillen Ozean, der zweite der Mississippi von dem canadischen Seen-Gebiet zum Golf von Mexiko.

Wohl ist es erst einige Jahrzehnte her, daß der Riesenstrom in der Mitte des civilisirten Landes liegt, und daß seine Ufer vom nördlichen Staate Minnesota bis herab nach Louisiana mit Faktoreien und Städten bedeckt sind, welche eine hohe Civilisation aufweisen. Früher war der Mississippi der Styx der neuen Welt, an dessen jenseitigen Ufern die Unterwelt lag, die Unterwelt, die Hölle in Gestalt eines Wüsten- und Urwald-Landes, in welchem die kriegerischen, grausamsten Indianerstämme hausten. Aber das sind vergangene Zeiten und gegenwärtig ist von jenem wilden Leben kein anderes Andenken mehr übrig, als der indianische Name des Stromes Mississippi (Vater der Ströme).

In Minnesota, jenem großentheils von den deutschen und skandinavischen Immigranten bewohnten nördlichsten Agrikulturstaate Amerikas*), nimmt der Mississippi seinen Ursprung. Ein kleiner Wassertümpel, von den benachbarten Hügeln gespeist, giebt seinen Ueberschuß an ein winziges, kaum eine Spanne breites Bächlein ab, das in seinem kiesigen Bett einige Meilen fortläuft, bis es sich in den Itaska-See ergießt. Dieser See bildet den Anfang einer Serie von größeren und kleineren Seen, welche das Bächlein, rasch größer werdend, durchfließt; schon dort die ersten Anfänge jener Größe verrathend, welche an seinem unteren Laufe so imponirend wird. — Sein Wasser ist hier so herrlich grün und klar, so krystallen, wie das Wasser seines berühmten indianischen Namensbruders, des Niagara. Noch keine Spur von jenen poesielosen, aufgelösten Erdmassen, welche dem ganzen Strom in seinem unteren Laufe so charakteristisch sind.

Seine eigentliche kommerzielle Bedeutung erhält der Mississippi unterhalb seiner in der Nähe der Hauptstadt von Minnesota, St. Paul, gelegenen Wasserfälle, denn nur bis zu diesen können die weltberühmten großen Mississippi-Dampfer vordringen, während oberhalb der Fälle der Fluß wohl noch für 200 Meilen, jedoch blos für kleinere Dampfer schiffbar ist. Die Landstriche, welche der Strom hier durchfließt gehören zu den besten Agrikulturgegenden Amerikas, wie denn überhaupt die Staaten Wisconsin, Minnesota und Jowa in neuerer Zeit die Hauptansiedelungsorte der deutschen, böhmischen und ungarischen Immigranten bildeten. Es sind meist fruchtbare wellenförmige sehr wasserreiche Prairieländer, die sich westlich von den canadischen Seen bis gegen den Missouri hin erstrecken; ihre vielen Flüsse und Seen sind ihres

---

*) Die Hälfte der Gesammtbevölkerung besteht aus fremdgeborenen Einwanderern. Von den drei Viertel Millionen Einwohnern sind hundertzwanzigtausend Schweden und Norweger, etwa ebenso viele Deutsche, Schweizer und Oestreicher, und ebenso viele Engländer und Canadier.

enormen Fischreichthums wegen berühmt. Der Staat Minnesota allein enthält nicht weniger als fünftausend größere und kleinere Seen, mit krystallhellem frischen Wasser und festen, zumeist dicht bewaldeten Ufern. Viele andere Vortheile, die sich außerdem den Einwandernden boten, ließen auch hier die Bevölkerung mit wahrhaft amerikanischer Schnelligkeit zunehmen. Vor vierzig Jahren war Minnesota noch ein Jagdgebiet der wildesten Indianerstämme. An der Stelle, wo heute die Staatshauptstadt St. Paul sich befindet, waren damals einige Zelte und drei oder vier hölzerne Hütten zu sehen. Jetzt, vier Dezennien nachher, ist daraus eine Stadt mit über fünfzigtausend Einwohnern geworden, deren Kirchen- und Schulbauten, Eisenbahnbrücken und Hafenwerke am deutlichsten für ihre Bedeutung und ihren Reichthum sprechen.

Von den wilden Indianerstämmen sind nur mehr spärliche und höchst harmlose Ueberreste in einer einige Meilen unterhalb St. Paul gelegenen Reservation übrig. Sie leben von ein bischen Ackerbau und der Anfertigung der von europäischen und amerikanischen Touristen gerne aufgekauften Indianer-Kuriositäten, Bogen und Pfeilen, Köchern, Moccasins und Tomahawks. Sie haben ihre malerische Originaltrachten längst mit den prosaischen Kleidungsstücken der Amerikaner vertauscht, und sind deshalb bei ihren häufigen Besuchen in der Stadt nur an ihrer rothen Hautfarbe und dem eigenthümlichen Gesichtsschnitt erkennbar. Wohl hausen noch weit im Norden in den Urwäldern von Minnesota und der zwischen dem Superior- und Michigansee eingeschobenen Halbinsel des Staates Michigan einige Tausend uncivilisirte heidnische Chippewa-Indianer, von Jagd und Fischfang lebend, allein sie kommen aus ihren noch unbesiedelten, von Weißen noch nicht berührten Einöden nicht heraus.

Unweit St. Paul, aber am jenseitigen westlichen Ufer des Mississippi liegt Minneapolis, die Schwesterstadt von St. Paul, durch eine Reihe kleiner Ortschaften nahezu mit dieser vereinigt. Die beiden so zu sagen noch in den Kinderschuhen steckenden Städte zählen zusammen bereits weit über Hunderttausend Einwohner. Sie haben viele gemeinschaftliche Verkehrslinien, eine gemeinschaftliche Presse, und es ist gar nicht zu zweifeln, daß sie, obschon ihre Bahnhöfe eine halbe Eisenbahnstunde von einander entfernt sind, bald ein einziges Städtewesen bilden dürften. Während das angloamerikanische St. Paul den Großhandel und den Waarenvertrieb für den ganzen Norden und Nordwesten, das Redriver Thal hinauf bis Winnipeg, übernommen hat, ist Minneapolis mehr Industriestadt und zählt viele Schweden und Deutsche zu seinen Einwohnern.

Wie Chicago durch seine Schlächtereien, Cincinnati durch sein Bier, Pittsburg durch seine Kohle sich bereichert hat, so sind in Minneapolis die Getreide-Mühlen die Quelle großen Reichthums. Zu Füßen der Stadt bildet nämlich der hier noch jungfräuliche, klare Mississippi einen ziemlich bedeutenden, von einer prachtvollen



Minneapolis und die Mississippi-Fälle.

Kettenbrücke überspannten Wasserfall, die St. Anthony Falls. Früher mit ihrer romantischen Umgebung ein kleiner Abklatsch der Niagarafälle wurden sie im Laufe der letzten Jahre vollständig der Industrie unterworfen, und statt wie früher, donnernd und schäumend über die starren Felsen in die Tiefe zu stürzen, wälzen sich die Wassermassen des Mississippi jetzt zahm und manierlich über mächtige Triebräder, die Hauptmotoren der zwanzig Mehlfabriken und doppelt so vielen Sägemühlen am Minneapolis Die Mahlmühlen allein verarbeiten jährlich nicht weniger als 2 Millionen Faß Meh und sind als die größten und besteingerichteten der Gegenwart anerkannt — ein kleines Beispiel der allmähligen Umwandlung der Agrikulturstaaten in Industriestaaten. Früher übernahm der industrielle Osten die Verarbeitung der Naturprodukte des Westens; heute ist dieser entwickelt genug um in vielen

Branchen nicht nur seine eigenen Bedürfnisse zu produziren, sondern den Ueberschuß auch noch nach dem Osten zu senden. —

Hier unterhalb der St. Anthonyfalls ist es nun auch, wo wir einen der Riesendampfer besteigen um vor Allem nach dem Hauptflußhafen des ganzen Mississippibeckens, nach St.-Louis zu fahren. Das Flußleben ist von hier angefangen, bis an die Mündung des Stromes großartig, und wenn auch die berüchtigten, von Gerstäcker und Anderen beschriebenen Wettfahrten der Dampfer, ihre Explosionen, Untergänge, das Sklavenleben u. s. w. in mancher Hinsicht ein seliges Ende genommen, so blieb doch die Romantik zurück, und diese letztere kann auch ohne Gefahren dem Reisenden imponiren.

Betrachten wir die Einrichtung dieser schwimmenden Paläste, welche gegenwärtig an Stelle der alten hölzernen Baracken die Strecke New-Orleans, St.-Louis und St. Paul befahren, und von denen die neugebaute „Great-Republic" der größte Flußdampfer der Welt ist. Wir nahmen auf den nahezu ebenso großen Robert E. Lee Plätze. Man denke sich ein dreistöckiges, architektonisch schön gebautes hölzernes Gebäude, von 317 Fuß Länge und etwa 90 Fuß Breite (also etwa doppelt so lang und



St. Paul, die Hauptstadt von Minnesota.

dreimal so breit als das Hauptschiff der Westminster-Abtei in London) auf ein Floß gesetzt, das an der Spitze und am Ende nur wenige Fuß über den Wasserspiegel hervorragt so hat man ein Bild des „Robert E. Lee." Die unterste Etage dieses Kolosses ist zur Aufnahme von Waaren bestimmt, und man kann hier nicht weniger als 6000 Ballen Baumwolle aufspeichern. Die zweite Etage ist der Empfangssaal dieses öffentlichen Palastes; ein einziger großer Raum von der elegantesten Ausstattung, mit sammtenen Möbeln, weichen Teppichen, Bibliothek, Klavier u. s. w., nicht weniger als 214 Fuß lang und 18½ Fuß breit. Zu beiden Seiten befinden sich die Schlafkabinen der Passagiere mit den bekannten auf jedem großen Flußdampfer Amerikas eingeführten Bridal-Rooms (Braut-Gemächern). Es sind dies zwei, mit wahrhaft fürstlichem Luxus ausgestattete Schlafgemächer, in denen viele Amerikaner jene mehr oder weniger gefährliche, mehr oder weniger abenteuerliche Reise anzutreten pflegen, welche man die — Ehe nennt. — Aber auch die anderen Schlafkabinen sind bequem eingerichtet und enthalten große, breite Betten, in denen bei großem Passagier-Andrange je zwei Personen untergebracht werden. — Die dritte Etage des Dampfers enthält die Wohnräume des Kapitän und der Schiffsmannschaft; auf dieser höchsten Etage sitzt schließlich noch das kleine Glashäuschen des Piloten. Zwei hohe schlanke Rauchfänge und mehrere Laternen- und Flaggenstangen überhöhen den ganzen schwimmenden Kolossalbau.

Das schlammige Wasser des unteren Mississippi und seiner größten Nebenflüsse machen die Anwendung von Hochdruck-Dampfmaschinen nothwendig, deren Mechanismus viel weniger complicirt ist, als die der Niederdruck-Maschinen. Würde man die Letzteren verwenden, so wären die Sieheröhren des Kessels bald mit den erdigen Rückständen des schmutzigen Flußwassers ausgefüllt, und die Gefahr des Platzens herbeigeführt. In dem oberen Gebiete des Mississippi, das wir nun auf dem Dampfer von St. Paul angefangen, durchfahren, ist diese Gefahr des klaren reinen Wassers wegen freilich nicht vorhanden.

Bald nachdem wir St. Paul verlassen haben verbreitert sich das tief eingeschnittene, ohnehin schon ungeheure Bett des Stromes bis auf drei Meilen, und bildet einen etwa 25 Meilen langen See, Lake Pepin genannt, dessen hohe steile Felsenufer dem Strome ein pittoreskes Ansehen verleihen. Unterhalb von Lake Pepin, bei der Stadt La Crosse verlieren sich die Hügel, und der Strom tritt in die Prairien von Jowa und Illionois ein, zwischen welchen Staaten er die Grenze bildet.

Damit beginnt auch der Flußverkehr lebhafter zu werden. Lastenschiffe, Flöße, kleine und große Dampfer, Segelboote und Fischerbarken bedecken die schöne Wasserfläche, allein nur die sogenannten „Rafts" sind uns eine neue Erscheinung. Es sind große, aus riesigen Baumstämmen gezimmerte Flöße, auf denen sich mitunter Hütten und Getreidespeicher befinden, unter deren Dach die Feldfrüchte aus den Farmen

Iowas und Wisconsins nach den größeren Flußhäfen gebracht werden. Die Flöße selbst jedoch ziehen vom Strome getrieben bis nach New-Orleans hinab und werden dort erst an den Mann gebracht.

An den schönen großen Städten Dubuque, Rock-Island, Quincy u. s. w. vorbeifahrend, gelangen wir in immer eintönigere Gegenden, die des Interessanten nichts bieten, als die mitunter allerdings großartigen Naturschauspiele und das Leben auf dem Dampfer selbst, auf dem wir uns befinden. Die Fahrt auf dem Mississippi nach New-Orleans ist überhaupt eine der langweiligsten Reisen, die man unternehmen kann, und die Illusionen, die der Europäer aus falschen romanhaften Schilderungen schöpft, werden beim Anblick dieser Wasserstraße in der That stets zu Wasser.

Wir sind nun nach tagelanger Stromfahrt in die Nähe der Missouri-Mündung gekommen, und diese ist entschieden der interessanteste Punkt der Reise bis nach St.-Louis. Einige Meilen oberhalb dieser Stadt erhält man den Ausblick auf die beiden Ströme, deren einer, der Mississippi, grün und klar, vom Norden herabfließt, während der andere mächtigere, mit unheimlichen trüben Fluthen ihm vom Westen her fast rechtwinklig in die Seite fällt. — Es ist kein bescheidenes Ergießen des Nebenflusses in seinen Hauptstrom. Es ist ein vernichtender Flanken-Ueberfall. Noch drei bis vier Meilen weit kämpft der Mississippi um seine grün-reinliche Fluth-Existenz. Aber wie er sich auch gegen die Uebermacht des flüssigen Felsengebirgsschmutzes wehren mag, mit dem ihn sein Nebenfluß überwältigt, — es bleibt ihm nichts als sein Name. Sein vornehmes, flußgöttisches Wesen geht ganz und gar unter in dem Gräuel des „Bigg-Muddy" (des „großen Schlammes"), welcher von ihm Besitz ergreift, um den Schlamm der Felsengebirge und der nördlichen Territorien den subtropischen Fluthen des Golfes von Mexiko zuzuführen. Die Hauptzeit dieses unsaubern, auch noch dazu mit größter Unregelmäßigkeit betriebenen Geschäftes ist der Hochfrühling. Von Ende April an schmelzen die Schneemassen des Hochlandes von Montana und Wyoming, und mit ihnen stürzen gelbe und braune Erdmassen in die Flußthäler hinunter und lassen sich dem fernen Süden zutragen.

Die Farbe und Beschaffenheit des Stromwassers zu dieser Zeit ist unbeschreiblich. Man hat es mit fließendem Lehm verglichen; mit Kaffee, der durch einen spärlichen Milchzusatz nur etwas um seine allerschlimmste Schwärze gebracht worden; mit dem zähen Teig, aus dem man Lebkuchen bäckt. Am treffendsten jedoch ist die folgende Charakteristik der Mississippi- oder richtiger der Missouri-Hochfluthen: „Sie sind zu dick, um darin zu schwimmen, und doch zu dünn um darauf zu gehen".

Aber hier liegt St.-Louis, die Metropole des Westens vor uns, und unser Interesse wird von dem Flusse selbst abgezogen und auf sein bewegtes Leben gelenkt, das sich nunmehr auf der ganzen Stromfläche breit macht. —

Der Hafen von St. Louis. — Das Flußleben.

Der Handels- und Schifffahrtsverkehr von St. Louis wird durch das alljährliche vollständige Zufrieren des Mississippi auf das beträchtlichste geschädigt. Dann ist es, als wären die Quellen versiegt, der Strom vertrocknet, als besäße die Halbmillionenstadt ihren Mississippi nicht mehr. Aus der Fluß- und Hafenstadt ist ein trockener Inlandort geworden, dessen Verkehr mit der übrigen Welt einfach durch Eisenbahnen besorgt wird. Zu unsern Füßen liegt der Strom — nicht wie ein mit Eis bedeckter See, sondern wie eine riesige gefrorene Schmutzlache. Die weite Fläche ist an Stellen schwarz, an andern schmutzig gelb und grau, undurchsichtig und trocken, wie gefrorenes Land. Wir sind im Monat Februar und schon seit vielen Wochen schmachtet St. Louis, die Metropole des ganzen, eine Million Quadratmeilen umfassenden Mississippithales unter der Eisdecke des Stromes. Die großen Dampfer der „Anchor"- und der „Kountz"-Linie liegen unthätig in ihren Docks, und Kapitaine wie Piloten halten ihren Winterschlaf. Ebenso ist es längs des ganzen Stromes aufwärts, bei Dubuque, und Quincy und Rock Island, wo ich selbst 1883 mittelst eines zweispännigen Wagens zur Nachtzeit über das rauhe zerklüftete Eisbett des Mississippi ans jenseitige Ufer, nach Davenport fuhr. Das währt gewöhnlich bis Anfang Februar. Dann kommen endlich die langersehnten Depeschen aus der Umgegend, die den Bruch der Eisdecke verkünden. „The ice-gorge begins to move" so läuft es den Fluß entlang auf den Telegraphendrähten und tickt laut in jeder Station und klappert die Beamten und Flußbewohner aus ihrem Winterschlaf, damit sie sich rüsten mögen. Die Dampfer in den Häfen werden mit starken eisernen, mannsdicken Ketten aneinander und an die Ufer gefesselt, die Fährboote und „tugs" und „towboats", die irgendwo im Flusse festgefroren, werden durch das Eis näher an die Ufer gebracht, und alles erwartet die Ankunft der Eisberge aus dem Norden. In der Nacht ist die Decke geborsten, die den Fluß bedeckte; der Wasserspiegel ist frei und die kaffeegelben Schmutzfluthen wälzen sich langsam gegen Süden. Endlich sieht man den Fluß oberhalb der Brücke durch eine niedere Eismauer abgesperrt, die immer näher und näher rückt. Dumpfer Donner, wie von Kanonenschüssen herrührend, läßt sich in der beweglichen Masse vernehmen. Dazu ein Krachen und Scharren, ein Auf- und Niedergehen gewaltiger, klafterdicker Eisfelder, die sich wie Mühlsteine aneinander reiben und aufeinander stauen und untertauchen, und sich zwischen den hohen steilen Ufern des Strandes gewaltsam hindurchpressen, gleichsam wie Menschengewühl. Endlich erreichen diese ungeheuren, in einander gekeilten Massen die Brücke von St. Louis und stauen

sich an den mächtigen Steinpfeilern, schieben sich übereinander und bahnen sich langsam den Weg durch die Bögen.

Aber so groß auch diese Eiskolosse sein mögen, sie thun keinen bedeutenden Schaden. Sie sind zu alt dazu. Sie lagen ja seit Weihnachten im Wasser und die Wärme hat ihnen zugesetzt, daß sie mürbe und altersschwach geworden sind, und an den harten, glatten Planken der Dampfer zerbröckeln, statt ihnen Schaden anzuthun. So ziehen diese Eisgreise den Hafen von St. Louis entlang an Carondelet vorbei, weiter nach Süden in den offenen, warmen Strom. Die Wellen spielen mit ihnen und belecken sie und tauchen sie unter und rollen sie an den harten Felsufern entlang, die mächtigen Blöcke schwinden unter ihrem Spiel, werden kleiner und kleiner und dort, wo den Strom die ersten Magnolien und Orangen begrüßen, da sind die stummen starren Gesellen aus dem Norden verschwunden, zerschellt, zerflossen. —

Der Mississippi ist frei. Die Schifffahrt auf der Haupt-Arterie des Continents hat begonnen. In den Annoncenspalten der großen Tagesblätter erscheinen wieder die Dampfboot-Vignetten mit der Anzeige, daß die Dampfer X, Y und Z an diesem und jenem Tage nach Cairo und Cincinnati, Pittsburg, Kansas City, Davenport und New-Orleans, nach Ost, West, Nord und Süd, auf viele hundert Meilen in der Runde abfahren werden.

Der Hafen von St. Louis besteht eigentlich in nichts weiter als dem künstlich hergestellten Flußufern, die sogenannte Levée. An Stelle der kostspieligen steinernen Quais, wie sie die Donau und Seine besitzen, hat man die Ufer durch Erdwerke einfach erhöht, und nur die verwundbarsten Stellen mit Steinpflaster belegt. Hunderte von gewaltigen Dampfern und Frachtschiffen, Kohlen- und Eisenbooten liegen in unabsehbarer Reihe nebeneinander, und ebensoviele schießen auf den gelben schmutzigen Fluthen auf und nieder. Hohe Speicher und Magazine schließen das rechte Flußufer ein, und empfangen tagsüber — monatelang — die reichen Schätze des Bodens, die Baumwolle, den Zucker, Getreide, Feldfrüchte, Kohlen und Eisen, bis endlich Hochwasser oder Eis den Schifffahrts-Verkehr unmöglich machen.

Unser Schiff wechselt in St. Louis seine Ladung. Der untere Raum wird mit Ballen, Fässern und Kisten, mit Ackerbau-Werkzeugen, Pflügen und allerhand Industrie-Produkten, sogar Möbeln, Whisky-Fässern u. s. w. vollgestopft, während sich der Salon des oberen Stockwerkes mit Passagieren und Hausirern füllt, die noch in der letzten Minute ihre Reise-Artikel und Eßwaaren an den Mann bringen wollen. Hunderte von zerlumpten Schwarzen besorgen das Verladen der Waaren, während ebensoviele Negerjungen die Passagiere umdrängen oder sich am Quai herumbalgen. Das Bild ist ein sehr bewegtes. Meistens sind es männliche Passagiere, „Gentlemen“, welche sich in St. Louis uns zugesellen, ernste, lange, hagere Gestalten, rauchend oder Tabak kauend, die Hände in den Taschen und den Hut auf dem Kopf. Sie kommen

allein, ihre Handtäschchen, (in Amerika „Satchel“ genannt) und den Regenschirm selbst tragend. Der Amerikaner, besonders jener des Westens kennt das Wort Gepäck nicht. Omnia mea mecum porto ist ein praktischer Wahlspruch, und auch die Abschiedsscenen, die Begleitung von Familie, Weib und Kind bis zum Schiffe und alle diese gewiß unangenehmen, wenn auch wohlgemeinten Zuthaten europäischer Reisen fehlen hier gänzlich. So bewegt auch das Leben auf dem Dampfer sein mag, so ruhig ist es auch. Der Amerikaner ist sehr schweigsam. Man hört nichts als das Rasseln der Ketten, das Rollen der Handwagen, das Poltern der Kisten und Ballen und hie und da den Ruf eines Zeitungsjungen oder Obsthändlers, aber niemals ein lautes Gespräch, Pfeifen oder Singen. Die Schweigsamkeit der Schiffsmannschaft und des Kapitäns ist ebenso sprüchwörtlich, außer ein paar halblauten, nur der Mannschaft verständlichen Kommandoworten hört man keine Silbe. Nur der „Chief Mate“ schreit und flucht und treibt die schwarzen Deckarbeiter zur Arbeit an, daß sie wie toll hin und wieder stürzen, und die Waarenberge des Wharfbootes unter ihren Händen wie Butter schmelzen! Sie bieten einen pittoresken Anblick dar, diese rabenschwarzen, flachnasigen Deckarbeiter, einen Anblick der jeden Maler in wahres Entzücken, jeden Philanthropen jedoch in Trauer versetzen muß! Hier ist das Bild eines derartigen Neger-Gentleman! Aus der Ferne betrachtet, eine Parodie zum Wald von Dunsignan, ein wandelnder Sack von Lumpen, mit ein paar blendend weißen Flecken, die sich später als das Weiße der Augen und als zwei Reihen von Zähnen eines menschlichen Wesens herausstellen! Die Gestalt ist gebrochen, der Kopf nach vorne geneigt, die Hände schlottern am Leibe. Ein Quodlibet von lose zusammenhängenden Schmutzfetzen bildet die Bekleidung. Ein Hut, vielfach durchlöchert, beschmutzt und ohne Krämpe sitzt auf der schwarzen, staubigen Wolle des Kopfes. Die Füße sind mit Ueberresten von Schuhen bekleidet, die der „Darkey“ vor Jahren vielleicht in einer Gosse gefunden. Hals, Hände, Gesicht sind runzlig, mit Schmutzkrusten überzogen, die der Haut das Aussehen von Alligatorleder geben. — Das ist der Freed Man, der befreite Neger, der mit dem Weißen gleiches Recht vor Gesetz und Wahlurne hat! Das hat ihnen die Freiheit gegeben! Das ist das Resultat des Bürgerkrieges. Endlich ist das Schiff beladen, die Passagiere sind an Bord. Das Glocken-Signal ertönt. „Good bye!“ Aus den zwei dünnen hohen Eisenschlotten strömt der weiße Dampf hervor. Die großen Schaufelräder greifen in die gelben Schlammfluthen, und in einigen Minuten schwimmen wir wieder in der Mitte des Stromes, zwischen zahllosen andern Schiffen hindurch nach dem Süden. Eine mehrtägige Reise steht uns bevor.

Hinter dem Weichbilde der großen Hauptstadt des Westens hört auch das bewegte Flußleben allmählig auf, denn während wir es in St. Louis auf einen Raum von etwa zwei Meilen conzentrirt sahen, ist es hier auf einer Tausende Meilen langen Strecke vertheilt; ähnlich wie man das Leben auf den Eisenbahnen eigentlich in seiner

ganzen Größe nur an den Endpunkten, in den Bahnhöfen finden kann. Und St. Louis ist ein solcher Bahnhof für den Mississippi. — Im Grunde genommen, hat sich jedoch der Verkehr auf dem Strome nicht in demselben Maße, wie die Bevölkerung der anliegenden Staaten vergrößert, denn mit der letzteren kamen die Eisenbahnen und diese übernahmen einen großen Theil des Personen- und Gütertransports. Außerdem werden viele Waaren statt auf dem Wasserwege über New-Orleans und um die Halbinsel Florida herum, auf dem weit kürzeren und schnelleren Wege der Eisenbahn nach den atlantischen Städten, nach New-York, Philadelphia und Baltimore gebracht.

Zwischen St. Louis und New-Orleans konnten sich dementsprechend keine bedeutenden Städte mehr entwickeln. Cairo, Evansville, Memphis und Vicksburg sind darunter die größten, allein ihre Einwohnerzahl beläuft sich auf höchstens Zwanzig- bis Vierzigtausend. Selten legt der Dampfer auf der langweiligen Reise an den Ufern an, um Holz zu nehmen oder aus- und einzuladen, und diese Landungen sind die einzigen interessanten Momente der ganzen Reise. Hat sich der Schiffskoloß den Ufern hinlänglich genähert und seine Ankerstangen, Fühlhörnern gleich, ausgeworfen, so stürzt auch schon eine Schaar zerlumpter Neger herbei, um die Ladungsarbeiten zu besorgen. Ihre Bekleidung (wenn es erlaubt ist, den an ihren schön modellirten Körpern herabhängenden Fetzen diesen Namen zu geben), besteht gewöhnlich aus einem zerrissenen, in der Farbe von ihrer Haut nur wenig verschiedenen Hemd, und ein paar Beinkleidern, die eben nur die Hüften und Schenkel nothdürftig bedecken. Zur Nachtzeit, wo das Landen bei Fackelbeleuchtung geschieht, gewinnt das ganze Bild an Romantik. In der Dunkelheit gewahrt man zwischen den Bäumen verborgen eine halb verfallene Ansiedlung, oder ein einzeln stehendes Haus. — Die Waarenballen und Fässer liegen unter freiem Himmel, dem Schutze Gottes überlassen. Von Hafen-Anlagen, Landungs-Brücken und Waaren-Schuppen ist an den meisten Landungsstellen keine Spur. — In diesen Dingen kann man theilweise die Civilisationslosigkeit und das Elend des amerikanischen Südens erkennen, der sich in den Mississippi-Staaten erst in neuester Zeit etwas zu heben anfängt. —

Wir sehen hier die unglaublichsten und verschiedensten Artikel aus- und einladen. Gewürzbüchsen, Agrikultur-Maschinen, Eisblöcke (die dem Süden während des Sommers ebenso nothwendig sind, wie die Nahrungsmittel selbst), Lokomobilen, ganze Tonnen von Whisky, der in St. Louis oder Chicago gebrannt, im Süden in den unglaublichsten Quantitäten abgesetzt wird und das beliebteste Getränk von Schwarz und Weiß, von Neger wie Pflanzer bildet. — Der Neger wird, je weiter wir nach Süden fahren, immer zahlreicher. Schon St. Louis könnte in dieser wie in anderen Beziehungen beinahe zu einer südlichen Stadt gerechnet werden. Auch die Bedienung auf unserem Schiffe wird durch Neger besorgt, in denen sich die Emanzipation, das

Selbstbewußtsein noch nicht in dem Maße entwickelte, wie in den nördlichen Städten. Hier sind sie vorzügliche Diener, dort entsetzliche „Gentlemen“. —

So schwimmen wir denn auf dem breiten, gelben Strombett, — halb durch die Kraft der Maschine getrieben, halb von den reißenden Wassermassen fortgeschwemmt gegen Süden. Die Reise ist ebenso einförmig und reizlos, wie es der Strom und seine Uferlandschaften sind. Wohl befreundet man sich bald mit der trüben, gelben, vollständig undurchsichtigen Wasserfläche, allein nur der Wechsel der Beleuchtung und Tageszeit verleiht ihr einigen Reiz, und gewinnt uns das einzige Interesse ab. Der breite Strom ist ruhig, ohne Wellen, ohne sichtbare Bewegung. Die weit entfernten Ufer zeigen sich auf beiden Seiten während der ganzen Reise als niedrige gelbe Sandflächen mit dunklem, ebenso niedrig scheinenden Walde. Selten erscheint eine Insel mit Wald oder Röhricht bedeckt, eher sieht man ein losgerissenes Stück Land mit Baumwuchs stromabwärts schwimmen, und dort in der Mitte des Flusses eine niedrige Sandbank, die vielleicht morgen verschwunden ist, um sich an einer anderen Stelle wieder anzusetzen. Der Ausblick stromauf und abwärts wird durch die unzähligen Krümmungen verhindert, so daß der ungeheure Strom, von allen Seiten Ufer zeigend, eigentlich mehr einem Landsee ähnelt. — Am trostlosesten ist der Anblick des Stromes bei Cairo, wo sich die Wasser des mächtigen Ohio (sprich Ohaio) in den Vater der Ströme ergießen. Im Vergleich zu dieser Stelle erscheint die ödeste Gegend, welche wir bisher passirten, voll von Interesse. Die Ufer sind hier weit ins Land hinein so flach, niedrig und sumpfig, daß sie zu gewissen Zeiten bis an die Hausdächer überfluthet sind. Es ist eine Brutstätte von Fiebern, Krankheiten und Tod, ein trostloser Sumpf, in welchem die halb unfertigen Blockhäuser halbwilder Neger verrotten. Hie und da zeigt sich ein Fleckchen spärlicher Vegetation, ein bischen Wald. Aber zwischen den Bäumen spiegelt die Wasserfläche hindurch, die hier das Land monatelang im Jahre bedeckt. Anderwärts ein Segen, hier ein Fluch; die aufkeimende Vegetation erstickend, und das Land aller Kultur ferne haltend. Aber desto großartiger war der Sonnen-Untergang, den wir hier genossen: Zuerst die wunderbaren Färbungen des Firmaments in allen rothen und gold'nen Tinten, die sich getreu auf der Wasserfläche widerspiegelten und die Wellenkämme mit Sonnenlicht durchglühten. Ist die Sonne endlich hinter dem Horizont verschwunden, dann werden Gebüsch und Wald an den Ufern zu zwei schwarzen horizontalen Linien, welche wie niedrige Zäune die breite Straße des Mississippi einfassen, die sich im Wiederschein des letzten Abendroths wie flüssiges, schimmerndes Gold darstellt, dessen Glanz man noch hie und da in einzelnen Punkten in den Wäldern am Ufer verfolgen kann, wo den Boden das ausgetretene stagnirende Wasser bedeckt. Mit dem Fortschreiten unseres Schiffes verschwinden die Lichteffecte hinter den Baumstämmen oder tauchen Irrlichtern gleich an neuen Stellen wieder auf, verfolgen uns in der Ferne auf dem

ganzen Wege, immer schwächer, immer blässer werdend, bis sie endlich verschwinden. Dann ist auch die Wasserfläche des Stromes farblos, einförmig, grau, und nur in den Wellen, welche das Schiff mühsam aufpeitscht, erscheint noch das blasse Goldlicht. So ziehen wir ruhig durch die Wasser-Einöde hin, und wenn wir in die Fluthen hinabblicken, dann erscheinen sie uns wie die Dunkelheit selbst.

Aber jetzt kommt auch schon der Mond hervor und badet das ganze Bild wieder in derselben Weise in sein silbernes Licht. Wieder erscheinen die hellen Punkte, die Irrlichter, wieder kräuseln die Wellen hinter dem Dampfschiff und verschwinden



Das Entfernen von Snags.

immer schwächer werdend, in der Ferne; aber wie es früher goldiges Abendroth war, so ist es jetzt das magische Weiß des Mondes. Diese Spiegelung ähnelt manchmal dem Phosphoresciren des Meeres, nur daß sie hier als glattes glänzendes Silber auf der Oberfläche erscheint und nicht aus der Tiefe emporkommt wie beim Meere. —

Der Mississippi führt eine unglaubliche Masse von allerhand Objekten in seinen trüben Fluthen mit sich: Baumstämme und Aeste, thierische Leichname, schwimmende Inseln und Grasflächen, Pflanzen aller Klimate, Früchte. Das kleinere Treibholz wird gewöhnlich schon oberhalb St.-Louis von Negern weggefischt, die einen eigenen, einträglichen Handel damit treiben. Die häufigste und gefährlichste freischwimmende Ladung des Mississippi sind jedoch die Baumstämme aus den Urwäldern des oberen Flußlaufes.

Diese sind es, welche schon Tausenden von Schiffen, groß und klein, den Untergang bereiteten, und den größten Schrecken der Mississippi-Schifffahrt bilden. Sie führen den Namen „Snags" und verrathen sich, unter dem Wasserspiegel verborgen, auf diesem nur durch kleine, dem Unerfahrenen kaum erkennbare Wirbel. Die großen vom Strome entwurzelten Bäume schwimmen eine Zeit lang auf der Oberfläche des Wassers, bis ihre Wurzeln sich auf dem schlammigen Grunde fangen und durch den am Grunde stets fortlaufenden Triebsand fest verankert werden. Die Krone des Baumes wird durch die Strömung fortgerissen und dessen Stamm endlich vollständig zugespitzt, während er sich gleichzeitig in der Richtung des Stromes, also stromabwärts neigt; Verderben jedem Dampfer bringend, der ahnungslos sich einem dieser „Snags" nähert! Er reißt sich selbst ein Leck in den Boden und geht unter, ehe an eine Rettung gedacht werden kann. Hauptsächlich sind sie ihrer stromabwärts gerichteten Neigung wegen den stromaufwärts fahrenden Schiffen gefährlich.

XI. Die Prairien.

A. Durch Kansas.

1. Kansas-City und seine westlichen Verkehrswege.

Westwärts! Westwärts! Prairie und Pikes Peak! — — Das war unsere Parole, als wir von den Ufern des Mississippi aufbrechend, seinem größten Nebenflusse, dem Missouri zueilten.

Westwärts! — Das war auch einstens, vor drei Jahrhunderten das Feldgeschrei des Spaniers Coronado gewesen. Er war der erste Weiße, der das Prairie-Land westlich des „Vaters der Ströme" betrat. — Es war der Ruf der durch die weiße Civilisation von den Küsten des Oceans vertriebenen Indianer-Stämme, und noch später, vor kaum zwanzig Jahren ward es zum Losungswort so manches Europäers.

Aber diese Europäer, die damals jenen räthselhaften, unerforschten, Hunderttausende von Quadratmeilen großen Länderstrecken zuzogen, waren solche, deren Auswanderung nach der neuen Welt dem Mutterlande keinen Schaden, Amerika jedoch noch weniger Nutzen brachte. Es waren größtentheils junge Abenteurer, die theilweise schon in den großen Städten des Ostens liegen blieben, oder im Westen gerade in jenen Prairien zu Grunde gingen, die sie einst — durch

falsche Schilderungen irre geleitet, als das Eldorado des Abenteurers, als das Paradies des Goldgräbers angesehen hatten!

Westwärts! Damals war diese Parole ein Schwanengesang. — Alle, die dahin zogen, um neues Leben, neues Glück zu suchen, fanden Elend und Tod. Zögen sie heute hin, sie würden das finden, was sie damals vergeblich angestrebt hatten.

Amerika wächst schnell, und jene Gegenden, die noch vor zehn Jahren der Sitz des wüsten Indianerlebens waren, auf denen Buffalo- und Antilopenheerden gefolgt von Panthern und Coyotes umherschweiften, sind heute Sitze blühender Cultur. Die Civilisation schreitet mit Riesenschritten gegen Westen, schneller als das Auge des europäischen Beobachters ihr folgen kann, und darum treten auch dem europäischen Touristen bei jeder Wendung neue Ueberraschungen, neue Wunder in den Weg. Die Erwartungen und Begriffe bezüglich der Prairien, jener ungeheuren Ebenen westlich des Mississippi, sind bei vielen Europäern aus alten Reisebüchern geschöpft, und sie waren vielleicht schon zu jener Zeit nicht mehr wahr, als diese Literatur an die Oeffentlichkeit gelangte.

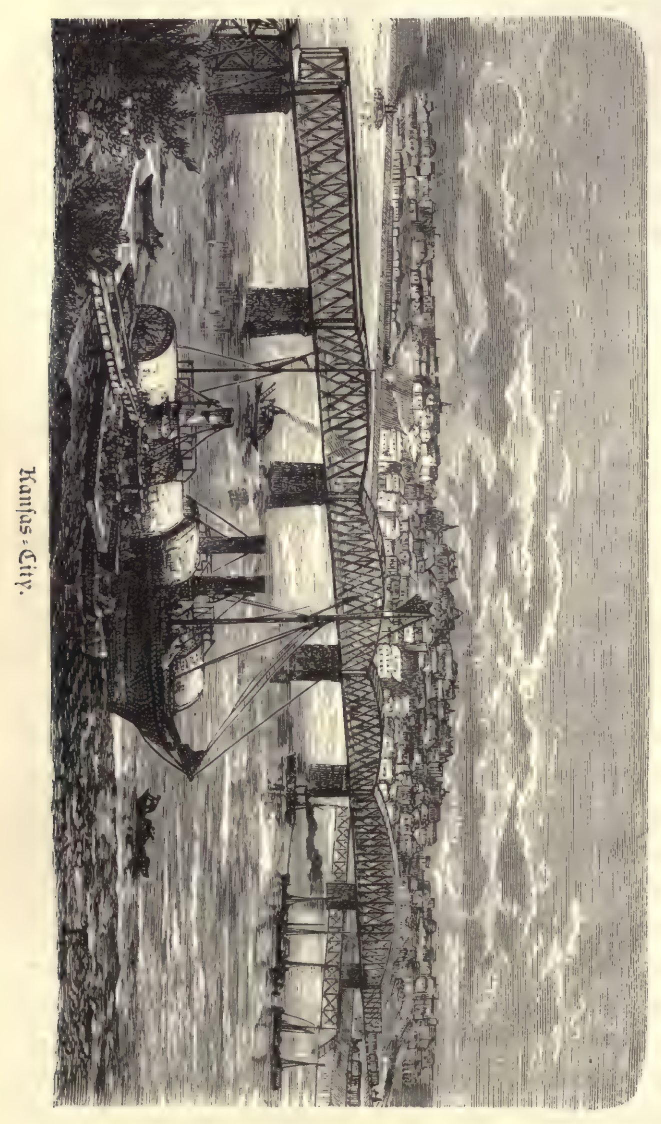
Wir hatten St.-Louis verlassen und befanden uns auf der Reise nach Kansas City, der letzten größeren Stadt des fernen Westens.

Die Fahrt ist eine der eintönigsten, die man sich denken kann. Siebenzig Meilen weit folgt die Bahn dem Laufe des Missouri, einem traurigen Strome, dessen trübe, schlammige Wassermassen im Vereine mit dem Grau-Grün der wenigen Bäume an seinen flachen Ufern, alle jene großartigen Vorstellungen in uns ersterben ließen, die einstens durch glühende, unwahre Schilderungen wachgerufen worden waren. Bayard Taylor nennt den Missouri den häßlichsten Strom der Welt, und es giebt nur noch einen, der ihm an Langweiligkeit der Scenerie gleich kommt: der untere Mississippi.

Wir legten die 277 Meilen lange Strecke nach Kansas City glücklicherweise zur Nachtzeit zurück, in einem jener eleganten Schlafwaggons, deren Einführung auf europäischen Bahnen so langsame Fortschritte macht. Es giebt keine größere Annehmlichkeit auf Reisen, als diese prachtvoll ausgestatteten fahrenden Salons, in denen wir die Nacht über vortrefflich schliefen. Ein einziger Zwischenfall erregte unser Interesse: es war der Brand eines großen Passagierdampfers, der mitten im Strome lag, und dessen hoch aufflackerndes Feuer das Innere unseres Waggons blutroth erleuchtete. Am nächsten Morgen lasen wir in den vom Druck noch feuchten Tagesblättern, daß einer der Passagierdampfer des Missouri, glücklicherweise ohne Verlust von Menschenleben, total niedergebrannt war.

Je mehr wir uns den Grenzen von Kansas näherten, desto schöner gestaltete sich das Land, das wir durchfuhren. Auch hier war einst das Jagdgebiet des Indianers gewesen; auch hier war todte, einförmige Prairie, nur vom wilden Buffalo und Antilopen bewohnt! Der Fleiß des Einwanderers hat hier Wunder gewirkt.

Blühende Landschaften lachen uns entgegen. Grüne Felder, so weit das Auge reicht. Ueppige Weingärten mit alten Burgundertrauben und Rießling steigen an den sanften Anhöhen dieses Wellenlandes empor. Dichtes Gehölz folgt dem Lauf der Flüsse, und prächtige Orangenhecken umgeben die Graseplätze für das schöne Vieh.



Kansas-City.

Endlich erreichten wir wieder das südliche Ufer des Missouri, und kurze Zeit darauf erblickten wir auch schon die ersten Häuser der zweiten Hauptstadt des Staates Missouri, von Kansas City.

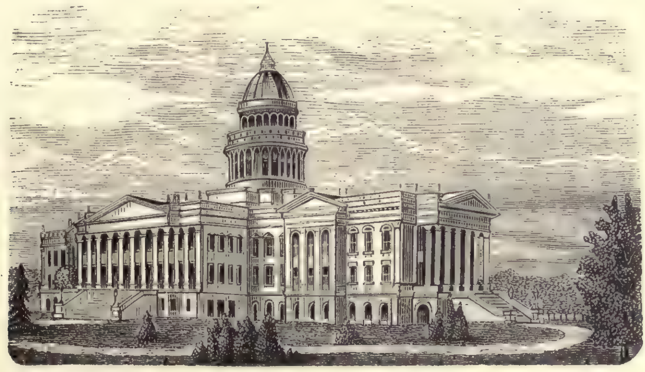
Die Geschichte von Kansas City ist nicht ohne Interesse. Einst — und dies ist noch nicht so lange her, — befand sich St.-Louis auf dem äußersten Grenzposten der amerikanischen Civilisation. St.-Louis war der Hafen von Palos, von wo aus die kühnen Pioniere des Westens den grünen Ozean der „Plains" durchschiffen wollten, um Columbus gleich, ein neues Eldorado zu erforschen. Hier wurden die bedeckten Einwanderer-Wagen und das Zugvieh, Ackergeräthe und Waffen gekauft, und von daher erhielt es auch den passenden Namen „the outfitting place of the west." Späterhin, als die Gegenden zwischen Mississippi und Missouri kultivirt wurden und reiche Erntefrüchte trugen, da wanderten Feldfrucht und Vieh wieder nach St.-Conis auf den Markt, um von dort nach den bevölkerten atlantischen Staaten transportirt zu werden.

Aber die Civilisation macht in jenen Gegenden die überraschendsten Fortschritte. Die glühenden Schilderungen der Goldfelder Californiens und Colorado's durchwanderten die europäischen Zeitungen. Sie brachten einen Strom von Einwanderern nach jenen Gegenden, aber während die Tollkühnsten unter ihnen die damals so gefahrvollen Prairien überschritten, blieben Tausende diesseits derselben zurück. Das Gold, das jene in den Bergen und Flüssen suchten, das konnten sie ja leichter noch auf dem Weizenfeldern finden. So wurde die Parabel von dem im Weinberge ver-



Das erste Staats-Kapitol von Kansas.

grabenen Schatz zur Wirklichkeit. Die Leute bearbeiteten das Land und schufen Farmen und während die Goldsucher größtentheils enttäuscht nach dem Osten zurückkehrten, hatten die Ackerbauer in ihrer Arbeit auf dem Felde ihr Brot, ihre Heimstätte, ihr Gold gefunden.



Das heutige Staats-Kapitol von Kansas.

Durch dieses Weitergreifen der Civilisation wurde St.-Louis aus seiner Lage an den Ufern des grünen Ozeans unversehens in die Mitte eines blühenden Landes versetzt. Die Auswanderer konnten bis an die Mündung des Kansas fortschreiten, und hatten sich erst da mit den nöthigen Artikeln für die Reise über die Plains zu versehen. Und deshalb entstand hier, an der Einmündung des Kansasflusses in den Missouri eine kleine Ansiedlung, die sich allmählig zu der Stadt Kansas-City entwickelte. Im Jahre 1860, also vor 25 Jahren, betrug ihre Einwohnerzahl 4000 Seelen, 1870 schon 32,000 und heute 120,000, sie ist somit die volkreichste Stadt zwischen dem Mississippi und dem stillen Ozean.

Kansas City liegt in hügeliger, anmuthiger Gegend auf dem hoch emporsteigenden rechten Ufer des breiten, gelben Missouri, dessen Fluthen hier noch durch den Kansas verstärkt werden. Große Dampfer schwimmen auf dem Strom, seine Ufer sind weithin mit Bahnhöfen und blinkenden Schienennetzen bedeckt, denn nicht weniger als dreizehn Bahnen treffen hier zusammen, auf denen täglich gegen hundert Personen- und dreihundert Frachtenzüge nach allen Weltgegenden auslaufen. Eine schöne eiserne Brücke von 1400 Fuß Länge überspannt den breiten Strom.

Die Stadt selbst liegt auf einer steilen Anhöhe im Süden und beherrscht das ganze umliegende Terrain mit seinen Städtchen, Waldungen und Feldern. Steile Straßen winden sich vom unteren, am Flusse gelegenen Stadttheil die Höhe hinauf. Im unteren Stadttheil hat sich das Immigranten- und Arbeitsleben abgelagert, während der obere Stadttheil die fashionabeln Kaufläden und Bureaus, sowie die eleganten Wohnungen der wohlhabenden Bürger enthält. — Drunten am Ufer findet man ein eigenthümliches Gemisch von schlechten Herbergen und Wirtshäusern, halb zerfallenen irischen Arbeiterwohnungen, Waaren-Depots, Viehmärkten und Schlachthäusern. Die Häuser sind zumeist aus Holz gebaut und transportabel, die Straßen breit, schlecht und schmutzig, so daß man diesen Stadttheil mit Recht πηλοπολις, Kothstadt nennen könnte. Aber dabei kann sie doch noch auf einen andern Namen Anspruch erheben, der wohl nicht weniger unschön, als der erste, aber dafür desto kräftiger ist: Porcopolis, Schweinestadt. Kansas City, oder vielmehr bloß sein unterer Stadttheil, rivalisirt mit Chicago und Cincinnati im Schweinehandel. In Kansas ist es diesen Lieblingsthierchen aller Gourmands leicht, ihren Leib zu Nutz und Frommen habgieriger Menschen auszumästen, und dann scheint die erwähnte Kothstadt vermöge ihres weichen, klebrigen Bodens schon an und für sich große Vortheile für die kräftig aufstrebenden Rüsselthiere zu besitzen.

Ein Besuch des größten Schlachthauses der Stadt zeigte uns, mit welch' rührender Humanität bei der Beförderung derselben ins bessere Jenseits verfahren wird. Das Etablissement besitzt 3 Dampfmaschinen mit zusammen 80 Pferdekräften. Die Schweine werden auf Rampen direkt von den Waggons ins Schlachthaus getrieben. Eines nach dem anderen wird plötzlich am Hinterbein erfaßt und auf mechanische Weise an einem kleinen Krahnen aufgehängt. Derselbe schwingt es durch eine Thüre, aus der noch kein Schwein lebend zurückgekehrt ist, denn hinter dieser verhängnisvollen Pforte empfängt es von einem kräftigen, gewandten Manne den Todesstoß. Das Thier fliegt nun einen Trog entlang, durch eine andere Pforte und stürzt dann kopfüber, in einen großen, mit siedendem Wasser gefüllten Behälter. Unsichtbare Maschinen treiben es bis an das andere Ende der schrecklichen Badewanne, wo ein Wasserrad es aufhebt und auf einen langen, geneigten Tisch schleudert. Dort wird es von einer anderen Maschine erfaßt, die es mit einer Um-

drehung von allen Borsten befreit; gleitet den Tisch entlang, verliert unterwegs, an einem beilbewaffneten Manne vorbeikommend, den Kopf und ist im nächsten Augenblick schon wieder an den Hinterbeinen aufgehängt. Ein Schnitt, ein Griff, und ein Arbeiter hat es seiner Eingeweide entledigt, während ein anderer den Körper mit Wasser abspült. Es passirt die stählerne Stange entlang, an dem Stand eines Beamten vorbei, wo es durch eine mechanische Vorrichtung sein eigenes Gewicht ankündigt, und fliegt hierauf um eine Ecke und in das Eishaus. Ein langer Schnitt durchfährt dort den Körper, zwei Beilhiebe entfernen das Rückgrat und im nächsten Moment hängt er in zwei Hälften da. Die ganze Procedur geht so fabelhaft rasch vor sich, daß sie gerade durch diese Schnelligkeit ihrer Schrecken beraubt wird. Eben schrie noch das Schwein, weil man es am Hinterbein erfaßt hatte, und schon fünfunddreißig Secunden später hing es kalt und steif, gereinigt und kopflos, in zwei Hälften im Eishaus, um sich später noch in Schinken, Speckseiten und Rippenstücke zu verwandeln*).

Wir sahen Vorrathshäuser, in denen auf großen, längs der Decke hinlaufenden Streben Zehntausend solche mit Damast überzogene, appetitlich aussehenden Schinken aufgehängt waren. Wie täuschend sahen sie jenen aus Holz gedrechselten Schinken ähnlich, die in dem letzten amerikanischen Kriege betrügerischerweise den südstaatlichen Truppen geliefert wurden!

Wie die Schlachtstätte, so muß man auch die Räucheröfen und die ungeheuren Kellereien für das Einsalzen des Specks bewundern, in denen der letztere neben Bergen von Pökelsalz zu nicht minder hohen Bergen aufgeschichtet ist.

Die Saison für die Schweine- und Ochsenschlächterei dauert jährlich etwa 8 Wochen, während welcher in dem erwähnten einen Schlachthause allein täglich 4500 Schweine und etwa 1000 Stück Rindvieh geschlachtet werden; — und derartige Schlachthäuser besitzt Kansas City mehrere! —

Wo derartige Etablissements bestehen, da muß auch der Markt an Schweinen und Vieh ein bedeutender sein. Und das ist er auch. Nahe dem Ufer des Missouri liegt die sogenannte „Viehbörse" und hinter ihr befinden sich ungeheure, mit Planken umzäunte Viehgärten, in denen wir zur Zeit unseres Besuches nicht weniger als sechstausend Stück texanischen Viehs sahen, das von hier aus entweder nach Osten versandt wird, oder aber hier in die Arme des Schlächters fallen sollte.

Der obere, auf den Anhöhen des Missouri gelegene Stadttheil von Kansas City überrascht durch die Größe seiner Häuser und die Schönheit der Straßen. Elegante Hôtels und Bankgebäude, Zeitungsbureaus und Waarenlager füllen die Stadt, die noch dazu mit einem Gürtel von schönen, neugebauten Villen und Landhäuschen umgeben ist.

* * *

*) „Neue Pfade im fernen Westen". Topeka 1884.

Die Entfernung zwischen den beiden größten Handelsplätzen an der atlantischen und Pacific-Küste Nord-Amerika's — von New York bis San Francisco — beträgt circa 3000 engl. Meilen. Eine Linie von New York nach San Francisco gezogen, würde ungefähr mit der geographischen Mitte des Continents zusammenfallen; längs dieser Linie finden wir die Handelsmetropolen des Inlandes, nie mehr als 100 Meilen von derselben entfernt. Unter den Handelsstätten im Centrum der Ver. Staaten macht sich wie gesagt namentlich Kansas City durch seine rapide Entwicklung und seine stetig wachsende Bedeutung für den internen und internationalen Handel bemerkbar. Ihr Geschäftsverkehr ist um das 20 fache gestiegen. Die Ursachen dieses riesigen Wachsthums liegen lediglich in der Centralisation großer Eisenbahnsysteme, von welchen das der Atchison-, Topeka- und Santa Fé-Eisenbahn das bedeutungsvollste ist. Dasselbe erschließt die unerschöpfliche Getreidekammer von Kansas, übersteigt das erzreiche Felsengebirge, führt durch die Obst- und Weingärten New Mexikos, durch den Bergbaustaat Arizona, durch die Orangenhaine von Californien zu den Handelsstädten an der Pacific-Küste, und setzt uns neuerdings mit dem bisher unerschlossenen Lande der Azteken, mit der altehrwürdigen Hauptstadt Mexiko in Verbindung. Von New York bis Kansas City — eine Entfernung von 1350 Meilen — führt die Eisenbahn durch dicht besiedelte Gegenden, durch volkreiche Städte. In diesem Theile der Union ist die Hauptaufgabe der Entwicklung des Landes gelöst, dagegen ist der große Westen jetzt das Feld der Entwicklungsperiode — hier liegt die nächste große Zukunft der Amerikaner.

An der Erschließung der großen Hilfsquellen des Westens zu arbeiten, Theil zu nehmen an der Ausbeute der großen Reichthümer, sind nicht blos die eingeborenen Amerikaner berufen, es sind alle Nationen, besonders die europäischen dazu eingeladen. Die Verkehrsverhältnisse sind heute hier derart, daß auch der verwöhnteste Tourist sich nicht zu scheuen braucht, sich in die einst unwirthliche Gegend zu wagen. Die Beschwerden, welche früher den Reisenden hier erwarteten, die Entbehrungen und Kämpfe, welchen die alten Grenzbewohner ausgesetzt waren, gehören zu einem längst überwundenen Standpunkte. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die amerikanischen Eisenbahnen durch ihren Comfort und Luxus zu den best eingerichteten Verkehrsanstalten gehören, und die Atchison-, Topeka- und Santa Fé-Bahn steht in dieser Beziehung oben an.

Wie schon erwähnt, ist Kansas City der östliche Hauptausgangspunkt des großen Eisenbahnsystems der Atchison-, Topeka- und Santa Fé-Route. Zunächst führt sie uns durch die fruchtbaren Gefilde von Central- und dem südlichen Kansas; in Colorado, wo ein Zweig westlich die Rocky-Mountains übersteigt und durch Utah und Nevada direkt nach San Francisco läuft, wendet sich die Hauptlinie südwestlich nach New Mexiko, sendet hier einen weiteren Zweig durch den nördlichen Theil

Arizonas nach Süd-Californien, welcher ebenfalls in San Francisco endet, dann setzt die erstere ihren Lauf in direkt südlicher Richtung fort, bis sie bei Rincon gleichfalls einen westlichen Cours einschlägt und durch das südliche Arizona, Süd-Californien den Anschluß an die vorerwähnte Linie zu erreichen sucht. So ist dem Touristen die Wahl gegeben, auf drei verschiedenen Wegen, von denen jeder in eigenartiger Weise eine große Fülle von höchst interessanten Erscheinungen bietet, San Francisco und andere wichtige Punkte an der Küste des Stillen Meeres zu erreichen. Im Verfolg der direkt südlichen Richtung der Hauptlinie in New Mexiko wird der Tourist durch den Anschluß an die Mexican Central-Eisenbahn über die Tafelländer der mexikanischen Republik nach deren historisch merkwürdigen Kapitale, Mexiko, geführt.

Die Geschichte der Eisenbahnen im Westen der Union bietet die eigenthümliche Erscheinung, daß dieselben nicht, wie erwähnt, der Civilisation und Culturentwicklung des Landes gefolgt sind, sondern daß sie die Träger der letzteren waren, daß ihnen der Ruhm der Pionierarbeit gebührt. Wie der Erfolg zeigt, war das kühne Unternehmen — die Anlage der Atchison-, Topeka- und Santa Fé-Bahn —, entgegen allen pessimistischen Prophezeihungen, keine verfehlte Spekulation, wofür uns in ersterer Linie Kansas den Beweis liefert. Zwar wurden die Schienen in eine Gegend gelegt, wo weder Städte noch Ansiedlungen waren, wo keine Bevölkerung existirte, deren Erzeugnisse auf die Beförderung nach den Märkten warteten, oder der die geringsten Bedürfnißartikel hätten zugeführt werden können, der Eisenweg hat aber aus der Wildniß ein Culturland hervorgezaubert. Blühende Industrie- und Handelsstädte bezeichnen heute den Weg der Bahn: wo früher wilde Büffelheerden über die Prairie dahinjagten, weidet sich das Auge an üppigen Saatfeldern, an fruchtbaren Obst- und Weingärten. Ueber eine Million Menschen nennen heute Kansas ihre Heimath und erfreuen sich eines behäbigen Wohlstandes.

Kansas verlassend, wollen wir den drei verschiedenen Routen, auf welchen San Francisco zu erreichen ist und zunächst der mittleren oder Needles Route, eine kurze Betrachtung widmen:

Nach der Station La Junta in Colorado — 555 Meilen von Kansas City — nimmt die Hauptlinie eine südliche Richtung an. Zwischen Trinidad und Raton überschreitet sie die Grenze zwischen Colorado und New Mexiko in einer Höhe von 7622 Fuß über dem Meere. Dieser Punkt ist als der Raton-Paß bekannt. Die großartige und romantische Gebirgsscenerie nimmt hier das volle Interesse des Reisenden in Anspruch, der das Vergnügen bequem vom Fenster des Pullmann'schen-Palast-Wagens aus, genießen kann. Allmählig steigt die Bahn hinab zu den ausgedehnten Viehweiden New Mexiko's, welche oft hunderttausende Acker umfassen, von denen jährlich viele tausend Stück Vieh versandt werden, um den Fleischmarkt zu versorgen. In kurzer Zeit ist Las Vegas Hot Springs erreicht. Es kann dem Touristen nichts

Besseres empfohlen werden, als hier die Reise zu unterbrechen, um sich einige Tage von den Strapazen der langen Fahrt zu erholen und sich an der reizenden Umgebung des schönsten aller amerikanischen Bäder zu erfreuen. Das berühmte und großartige Montezuma-Hôtel entspricht den höchsten Anforderungen in Bezug auf Luxus und Bequemlichkeit. Die nächste interessante Station ist Santa Fé, die Hauptstadt des Territoriums New Mexiko. Wenn bisher Alles den Charakter der Neuheit trug, so tritt hier dem Fremden Alles alt, sonderbar und seltsam entgegen, es ist eine merkwürdige Vermischung des Alten und Neuen. Drei verschiedene Civilisationsperioden haben der Stadt den Stempel aufgedrückt. Hier finden wir die Spuren der Pueblo-Indianer und der Azteken und haben die Beispiele der Erfolglosigkeit spanischer Culturbestrebungen vor uns. Gegenwärtig drängt sich nun mit aller Macht unsere moderne Cultur mit den Einrichtungen der Dampfkraft, der Elektricität, der Eisenbahn, der Presse, 2c. noch auf. Lange kann der Widerspruch nicht dauern und es wird auch hier aus den Ruinen neues Leben erstehen. Von Santa Fé senkt sich die Bahn in das herrliche Rio Grande-Thal mit seinen bekannten fruchtbaren Obst- und Weingärten. Aber bald verläßt die Bahn die südliche Richtung und wendet sich bei Albuquerque direkt westlich über die Mountains dem nördlichen Arizona zu, mit seinen großartigen Gebirgsscenerien, den culturhistorisch merkwürdigen Indianerdörfer und Ruinen der Felsenwohnungen, den versteinerten Wäldern, phantastischen Felsbildungen und den geheimnißvollen Canons. Der Grand Canon des Colorado-Flusses gehört unstreitig zu den größten Naturwundern der Welt. 300 Meilen lang hat sich der gewaltige Strom den Weg durch hartes Gestein gebahnt, 2000—5000 Fuß hohe schroffe Felswände bilden die Ufer des Colorado-Flusses. Peach Spring ist die nächste Station, von welcher der Eingang in den Colorado-Canon zu erreichen ist. Die Entfernung beträgt nur 18 engl. Meilen. Auf der Station können geeignete Transportmittel für einen solchen Besuch requirirt werden. Unsere weitere Reise führt uns nun durch die Mojave-Wüste in Süd-Californien, und durch das schöne Joaquin-Thal nach San Francisco. Die Reise von Kansas City bis nach San Francisco, eine Distanz von 2099 Meilen nimmt gerade vier Tage in Anspruch.

Die südliche San Francisco-Route führt auch den Namen Los Angeles-Route. Knüpfen wir in Albuquerque wieder an, so behalten wir für längere Zeit die südliche Richtung durch das Rio Grande-Thal bis Rincon bei, wenden uns dann über Deming wieder westlich in die reichen Mineral-Distrikte des südlichen Arizona und gelangen zu den Orangenhainen und berühmten Oliven-Plantagen und Weingärten von Süd-Californien. Los Angeles ist die Metropole dieses neuen Paradieses. Hundert Meilen nördlich von Los Angeles treffen wir in Mojave wieder auf die Needles-Route, welche uns auf dem bekannten Wege nach San Francisco führt. Bevor wir das Endziel erreichen, bietet sich uns noch die Gelegenheit, das viel-

gepriesene Yosemite-Thal zu besuchen. Auf der Eisenbahnstation Madera verlassen wir den Zug, wo im Sommer eine tägliche Postverbindung mit Yosemite eingerichtet ist.

Indem wir uns von La Junta, Colorado, westlich in die Region des Felsengebirges und damit auf die nördliche oder Ogden-Route begeben, nehmen wir noch Veranlassung, auf zwei Nebenlinien, Denver, der reichen und wegen seiner schönen Lage berühmten Hauptstadt Colorados, sowie Leadville, dem Mittelpunkt des bedeutendsten Bergwerkdistriktes, einen Besuch abzustatten. Bald, nachdem der Zug Pueblo verlassen, tritt er in den großen Canon des Arkansas ein, in welchem die nahen Felswände meistens senkrecht bis zu einer Höhe von circa 3000 Fuß hoch aufsteigen. Dann überschreitet die Bahn beim Marshall-Paß den Hauptrücken der Rocky Mountains in einer Erhebung von 10 850 Fuß über dem Meere. Es folgen wieder Canons und Gebirgspässe; stets wechselvoll und fesselnd ist die großartige wild romantische Natur. Ein anderes Interesse gewinnt das große Thal des Salz-Sees, wo das sonderbare Volk, „Die Heiligen des letzten Tages," die Burg des Mormonenthums vertheidigt. Jenseits Ogden führt die Route durch die Sierra Nevada direkt nach San Francisco. Nur zwei Stunden währt die Reise von Kansas City bis nach San Francisco bei dieser Tour länger, als auf der zuerst beschriebenen.

In engster Verbindung mit dem Atchison-, Topeka- und Santa Fé-Bahnsystem steht die Mexikan Central-Bahn, welche sich in El Paso, an der Grenze Mexikos, der ersteren anschließt. Ihre Richtung ist eine stetig südliche und führt direkt über die hohen schönen Tafelländer zur Hauptstadt Mexiko, welche von El Paso 1225 Meilen entfernt liegt. Selbstverständlich nimmt diese Route das Interesse jedes gebildeten Reisenden in hohem Grade in Anspruch. Wo ist noch ein anderes Land in Amerika, das einen geschichtlichen Hintergrund hat, wie Mexiko — das Land der Azteken und Spanier, des Montezuma, eines Cortes und eines Hidalgo, das Land, in dem die abenteuerliche Expedition Maximilians einen so tragischen Abschluß fand? Es sind jetzt nahezu 350 Jahre, als ein glänzend ausgerüstes Heer spanischer Abenteurer aus den Thoren von Mexiko gen Norden auf Eroberungen und Entdeckungen auszog. Die Geschichte behauptet, daß die kühne Schaar bis an die Ufer des Missouri-Flusses, unweit der Stelle, wo jetzt Kansas City steht, vordrang. Der Führer jener Truppe war Coronado. Wie haben sich die Zeiten geändert! Jetzt fährt der Tourist im bequemen Pullmann'schen-Palast-Schlafwagen von Kansas City denselben Weg, welchen Coronado kam, zu der Stadt Mexiko, durch dieselben Thore, durch welche er vordrang. Die Entfernung von Kansas City nach Mexiko per Eisenbahn beträgt 2400 Meilen und wird, die Aufenthalte eingerechnet, in etwas weniger als fünf Tagen zurückgelegt.

2. Ost-Kansas; einst und jetzt.

Das Entstehen und das Wachsthum eines amerikanischen Staates gehört zu den merkwürdigsten Ereignissen der Weltgeschichte. Welch' unendlich langer Zeiträume, welcher Kriege und Völkerwanderungen bedurfte es in der alten Welt, um dessen Territorien zu wohl konsolidirten Staaten zu machen! Mit welcher Langsamkeit vollzieht sich noch jetzt in ihnen die Entwickelung des Telegraphen- und Eisenbahnnetzes, das Wachsthum der Städte, der Industrieen und des Handels!

Wie anders ist dies Alles in Amerika! Hier fand man vor wenigen Dezennien im Westen des Mississippi einen Strich Landes, so groß wie der Westen Europas — tausend Meilen weit von Nord nach Süd und von Ost nach West; kein Weißer hatte jemals dieses Land betreten, um darauf zu wohnen. —

Wilde Indianer-Horden wandern darauf ohne bleibendes Heim, ohne Wohnstätten; es ist die Heimath wilder Thiere, von Büffeln, Antilopen und wilden Pferden, von Jaguaren, Panthern und Wölfen. Kein Baum, kein Strauch ist auf diesen ungeheuren Landstrecken zu finden. Gras und wieder Gras bedeckt den ebenen Boden, und weiterhin verschwindet auch dieses; sonnverbrannte, ausgetrocknete Salpeterflächen von Hunderten von Meilen Ausdehnung treten an ihre Stelle bis an den Fuß eines großen Gebirgszugs. Was die Wüste Sahara für die alte Welt, das war scheinbar dieser Länderstrich für die neue Welt, ja noch wir fanden in unserer Jugend auf den Landkarten Amerikas die vielsagenden Worte: The great American Desert. Unexplored. — „Die große amerikanische Wüste, unerforschtes Gebiet." Heute — kaum fünfzig Jahre später bietet diese unerforschte Wüste das Bild eines der besten Ackerbauländer dar, eingetheilt in blühende, volkreiche Staaten, die zusammen jenes Amerika bilden, dessen großartige Fortschritte, dessen hohe Stellung in Handel und Industrie die Welt mit Achtung erfüllt! — Das ganze großartige Drama dieser Umwandlung vollzog sich im gegenwärtigen Jahrhundert innerhalb weniger Jahrzehnte — von den Ufern des Ohio bis an den Arkansas, vom nördlichen Missouri bis an den mexikanischen Golf!

Aber unter all' jenen Territorien, welche auf diese Art den Rothhäuten entrissen und der Kultur zugänglich gemacht wurden, steht Kansas oben an. Denn die 81,000 Quadratmeilen Landes in den Stromgebieten des Kansas und des Arkansas, welche gegenwärtig den blühendsten Agrikulturstaat des westlichen Amerikas bilden, lagen ja im Mittelpunkt der großen Wüste, — außerhalb jener großen Ueberlandroute von dem atlantischen nach dem pacifischen Ozean, die damals nördlich dem Laufe des Platte-Flusses durch Nebraska folgend, heute durch die Pacific-Bahn ersetzt wird. Ebenes, kahles Flachland, auf welchem die wildesten Indianerstämme, die Cherokees, Arapahoes und Cheyennes ihr Unwesen trieben, die jedem Weißen Tod und Ver-

derben brachten, der es wagte, ihre Jagdgründe zu betreten. — Und doch vollzog sich die staunenswerthe Entwicklung, und es ist interessant, sie von dem ersten Anbeginn bis auf die neueste Zeit zu verfolgen.

Der Boden von Kansas wurde von Europäern zuerst im Winter von 1541 auf 1542 von einer spanischen Militär-Expedition unter dem Commando des Kapitän Coronado betreten, lange bevor noch der Missouri vom Osten aus entdeckt worden war. Hundertvierzig Jahre nachher gelangte La Salle an den Mississippi und nahm von dem Vater der Ströme wie dem angrenzenden Territorium Besitz für den König von Frankreich, Ludwig XIV., dem zu Ehren das neuentdeckte Land Louisiana getauft wurde. Diese Provinz enthielt unter ihrem Areale von mehr als einer Million Quadratmeilen auch jenen Theil der „großen amerikanischen Wüste", der gegenwärtig den Staat Kansas ausmacht. — Nachdem Louisiana mehrere Male zwischen Spanien und Frankreich den Besitz gewechselt, wurde es endlich im Jahre 1803 unter der Regierung des Präsident Jefferson um den Preis von 23 Millionen Dollars von Frankreich gekauft.

Wenn auch seit jener Zeit der an den Mississippi angrenzende Theil allmählig bevölkert, und im Jahre 1820 sogar zum Staat Missouri erhoben wurde, so blieb Kansas, die große Wüste, doch noch das Gebiet des wilden Indianers, ja es wurden sogar die Rothhäute aus den östlichen Unionsstaaten dahin verpflanzt, so daß bis zum Jahre 1854 das ganze Land von den verschiedensten Indianerstämmen besetzt war.

Zu jener Zeit, ja noch früher, drangen Missionäre in jene Gegenden vor, und ihr Wirken war insofern wohlthätig, als sie Kenntniß brachten von der Bodenbeschaffenheit an den Ufergebieten das Missouri. Schon 1827 wurde das Fort Leavenworth am Missouri gegründet, das noch heute besteht. Fünf Jahre später besuchte Washington Irving die Gegenden am Kansas, und seine farbenreichen Schilderungen von den Länderstrecken, welche noch als das Phantom der „großen Wüste" die Welt entsetzten, brachten einen Strom von Einwanderern in den östlichen Theil von Kansas, der im Jahre 1854 als Verein.-Staaten-Territorium organisirt wurde. Damals gehörte auch noch der gegenwärtige Staat Colorado in dieses Gebiet, das nach dem damaligen Census etwa den Flächenraum von Deutschland, aber bloß eine Einwohnerzahl von 8000 Seelen aufzuweisen hatte.

Im Jahre 1854 wurden auch die gegenwärtig so blühenden Städte Atchison, Topeka und Lawrence gegründet, aber Revolution und Krieg sangen ihnen das Wiegenlied. Den freien Männern, die damals als die Pioniere der Kultur das Land besetzten, wurden die Sklaverei-Gesetze aufoktroyirt. Sie widersetzten sich, und so wurde Kansas zum Schauplatz eines vieljährigen Krieges zwischen dem freien Norden und dem pro-sklavischen Süden, eines Krieges, der von 1854 bis 1865 währte, und Ströme des besten Blutes kostete. Es war ein Guerilla-Krieg, nicht nach den

Regeln der Kriegskunst geleitet, sondern wild und barbarisch, wo Brandfackel und Meuchelmord auf der Tagesordnung waren. —

So besitzt Kansas trotz seines gerade dreißigjährigen Alters eine der blutigsten Geschichten unter den Staaten der Union. Aber die Freiheit siegte über die Sklaverei, und schon vor der Beendigung des Krieges, im Jahre 1861, wurde das Territorium in den Staatenverband aufgenommen. Damals zählte der Staat 100,000 Einwohner. Heute, vierundzwanzig Jahre später, hat sich diese Bevölkerung verzehnfacht, die erste Million ist erreicht!

Einwanderung von Europa trug zum Aufbau und zur Blüthe des jungen Staates nicht wenig bei. Etwa ein Fünftel der ganzen Bevölkerung kam aus Deutschland und England, und in neuester Zeit wurde Kansas auch von den Mennoniten Rußlands mit Vorliebe zu ihrer neuen Heimath gewählt. Der Staat mit seinen liberalen Gesetzen, vorzüglichen Boden, seinem ausgedehnten Eisenbahnsystem bietet entschieden für den Einwanderer die größten Vortheile unter den Agrikulturstaaten der Union, und die europäische Einwanderung ist demnach auch in steter Zunahme begriffen. In welch' hohem Maße man sich diese Vortheile zu Nutze macht, geht allein schon aus der Anzahl der Farmen hervor. Im Jahre 1850 war auf dem ganzen 81,000 Quadratmeilen großen Gebiet nicht eine einzige zu finden. 1860 gab es ihrer bereits 10,000, 1870 38,000 und 1880 die vierfache Zahl: 140,000, womit Kansas unter den 47 Staaten und Territorien als der zwölfte rangirt. In Bezug auf die durchschnittliche Größe der Farmen steht es jedoch nach Illinois und Newyork in erster Linie. Aber noch immer ist Platz genug für Millionen, denn der Staat besitzt innerhalb seiner Grenzen 52 Millionen Acker Landes, von denen jedoch erst 10 Millionen kultivirt sind. —

* * *

Die zwei großen Bahnlinien von Kansas, die in Kansas City beginnend, den ganzen Staat von Osten nach Westen bis tief in das Herz von Colorado hinein durchziehen, laufen eine Strecke weit an den beiden Ufern des Kansasflusses entlang, um sich erst in Topeka, der Hauptstadt von Kansas, von einander zu trennen. Während die nördlich gelegene Kansas-Pacific-Bahn dem Laufe des Kansasflusses folgt, um sich mit ihrer Verlängerung in Cheyenne der großen Hauptroute nach Californien anzuschließen, wendet sich die südliche Atchison-, Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahn ursprünglich gegen Südwesten und läuft dann, am Arkansas-Fluß angelangt, längs dessen nördlichen Ufer bis tief in die Minen-Distrikte von Colorado, dort mit dem Eisenbahnnetz von Utah und den stillen Ozean-Staaten in Verbindung tretend; ein anderer Hauptzweig dieser großen Weltverkehrslinie läuft durch Neu-Mexiko und schließt sich dort an die Eisenbahnsysteme von Arizona, Californien und Alt-Mexiko an.

In der Nähe der Station De Soto, einer kleinen Ansiedelung am Kansas, fanden wir das erste Leben auf dem bisher einförmigen Fluß: Eine Fähre, mit welcher eben eine Anzahl von Einwanderern auf das andere Ufer befördert wurde. Ein Wagen mit halbrundem Leinwanddach, gefüllt mit allerhand Hausgeräth und Bettzeug, zwischen dem ein paar Kinder mit großen Augen nach dem vorüberrollenden Eisenbahnzug glotzten. Vier oder fünf wettergebräunte Männer in Lederhosen und groben Röcken standen neben dem Wagen, augenscheinlich Deutsche, die sich irgendwo in der Nähe ansiedeln wollten. Etwas weiter sahen wir mitten im Flusse die ruinenhaften, steinernen Pfeiler einer Brücke. Es war ein aufgegebener, verlassener Bau, der wegen Mangel an Mitteln oder aus sonst einer Ursache nicht weiter geführt werden konnte. Eine moderne Kultur-Ruine, an denen der Westen Amerika's so reich ist. Amerika altert schnell, diese verlassenen Bauten sind Zeugen eines rasch dahineilenden Lebens voll bewegter Thätigkeit. Moderne Kultur-Ruinen welche mehr ergreifen, als die alten, zerfallenen Burgen und Klöster einer längst vergangenen Zeit. In den letzteren ruht Romantik; die tiefe Ruhe und das Alter, das über ihnen schwebt, lassen vergessen, daß es Schauplätze blutig-kriegerischer Thaten waren. Aber die modernen Ruinen Amerika's sind zu frische Narben von Wunden, welche die nicht allmählig aufblühende, sondern hier rasch dahineilende Civilisation sich selbst geschlagen.

Lawrence dagegen, die Station, welche wir eben erreicht hatten, ist ein treues Bild alter europäischer Kultur; als wir durch die breiten Straßen der Stadt nach Mount Oread fuhren und von dort die umliegende Landschaft betrachteten, da erinnerte uns das herrliche Bild lebhaft an die Umgebung von Rudolstadt oder Gotha in Thüringen. Hier fängt das Paradies des Ackerbaues und der Bodenkultur an, als welches man den östlichen Theil von Kansas schildert. Lawrence selbst ist ein vor dreißig Jahren gegründetes Städchen, das gegenwärtig etwa 10,000 Einwohner besitzt. Die breiten, von Pferde-Eisenbahnen durchzogenen Straßen sind durchgehends mit schönen Ziegelhäusern besetzt, denn das Gesetz verbietet hier vernünftiger Weise den Bau von hölzernen Häusern. Der Yankee ist es, der sich hier hauptsächlich niedergelassen hat. Schon die große Menge von Kirchen, wie die vielen hier erscheinenden Zeitungen, — nicht weniger als drei Tages- und fünf Wochenblätter — beweisen dies.

Uns Europäer berührte es sonderbar, als wir von den Professoren der Kansas-State-University eingeladen, das „Universitäts"-Gebäude auf Mount Oread besuchten. Was man in Amerika nicht alles Universität nennt! Ein allerdings hübsches, geräumiges Gebäude mit großen Lehrsälen und praktischen Stühlen und Bänken, einer Bibliothek von 1000 Bänden, und ganz interessanten Sammlungen. Aber es wäre unrichtig, diese Universität in gleichen Rang mit den großen Instituten Europas in Vergleich stellen zu wollen. Nichtsdestoweniger ist es anerkennenswerth, daß der

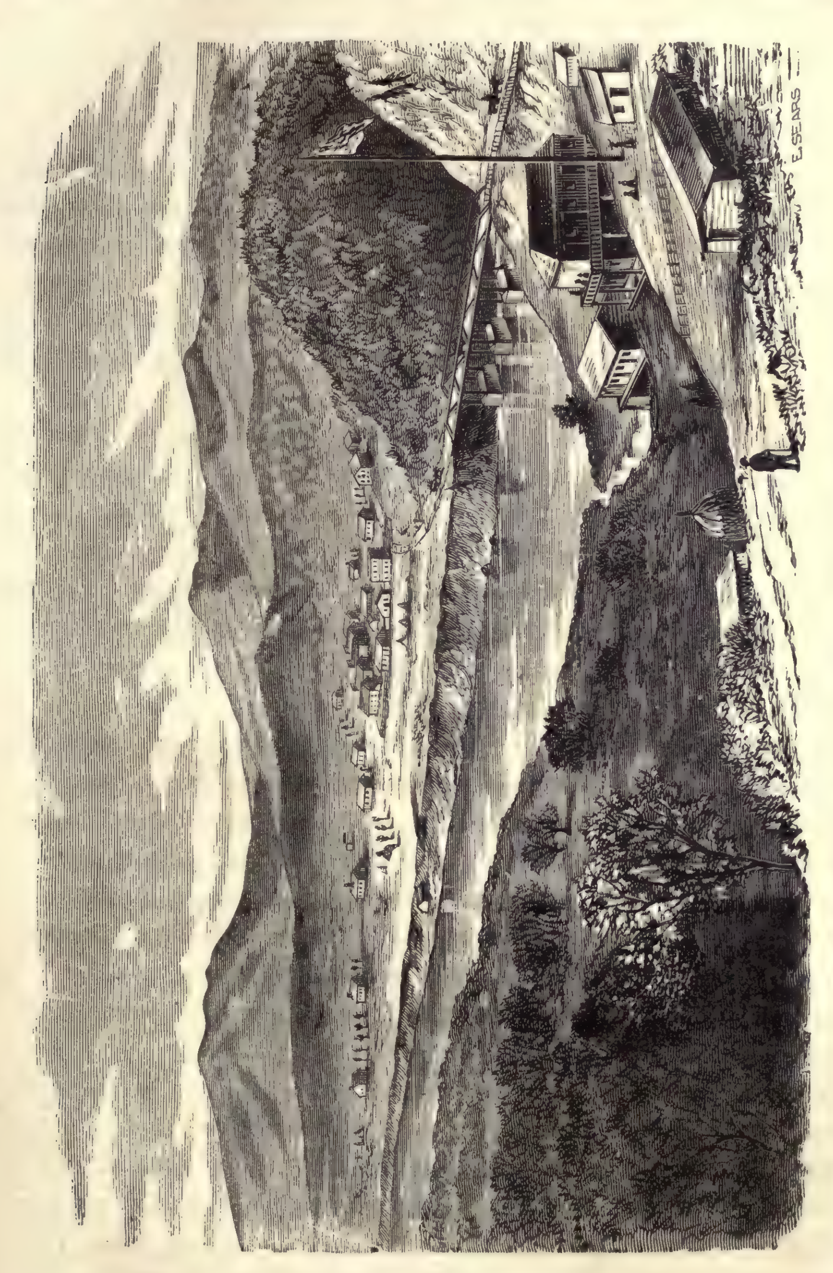
junge Staat bereits seine augenblicklich von ca. 600 Studirenden besuchte Universität hat, zu deren Einrichtung die Regierung wie die Stadt Lawrence gleiche Summen (100,000 Dollars) beitrugen. Die Schule ist in den Städten von Kansas zu Hause und es giebt, wie wir späterhin selbst wahrnahmen, in Kansas keine Ansiedlung von auch nur zehn Häusern, die nicht ihre wohl eingerichtete Schule besitzt. Den Einwanderern wird es dadurch leicht, ihren Kindern eine bessere Elementar-Schulbildung zu Theil werden zu lassen, als dies in den spärlichen Dorfschulen Ostpreußens und Rußlands möglich ist.

Die nur 25 Meilen lange Fahrt von Lawrence nach Topeka ging durch das schönste Farmland, das man sich denken kann. Noch vor zwanzig Jahren eine wüste, wellenförmige Prairie (rolling prairie), auf welcher Indianer, Buffalos und Klapperschlangen hausten, — jetzt eine der fruchtbarsten, kulturreichsten Landschaften, die ich in meinem Leben gesehen. Es ist in der That eine der Perlen Amerika's und wer sie jemals gesehen, der muß mit einstimmen in das allgemeine Lob der Agrikultur-Verhältnisse von Ost-Kansas. Die Farmen besitzen ihre hübschen Gärtchen mit fruchtüberladenen Obstbäumen und schönen Blumenbeeten. Die schwarzen Felder sind eingezäunt mit lebendigen Hecken wilden Gesträuchs, auf den fetten Wiesen weidet das schönste Vieh. Es ist eine Gegend, wie man sie wohl in den berühmten Farmländern der Grafschaften Kent und Surrey im Süden Englands findet.

Bevor wir uns in Topeka umsahen, unternahmen wir einen Ausflug nach den zwei größten Städten von Kansas — nach Atchison und Leavenworth, beide am östlichen Ufer des breiten Missouristromes gelegen. Es war weniger der Wunsch, die Städte kennen zu lernen, welcher uns veranlaßte, den Ausflug zu unternehmen, denn die amerikanischen Städte gleichen sich, wie ein Ei dem andern. Es waren nur die um Atchison herum gelegenen Weingärten, die uns von unserem eigentlichen Reiseziele, den amerikanischen Prairien, abzogen. Und wer könnte solchen Lockmitteln widerstehen? Wie am gesegneten Rhein, so sind auch am Missouri oberhalb Atchison die hügeligen Ufer mit goldenen Reben bepflanzt, und manch deutscher Winzer hat sich hier ein behagliches Heim gegründet. Das „Johannisberg" des Missouri ist jedoch Doniphan, ein wenige Meilen nördlich von Atchison gelegenes Städtchen, in welchem Adam Brenner, ein wackerer Pfälzer, einige Hundert Acker Weingärten besitzt, auf denen der in Amerika in kurzer Zeit so berühmt gewordene Missouri-Wein wächst. Der Boden ist hierzu vorzüglich geeignet; die deutsche Kunst hat auch die deutsche Rebe auf fremdem Boden heranzuziehen gewußt, daß sie fruchtbringend auch amerikanischen Kehlen Labe bereite, denn

Es gleicht der Wein dem Regen,
Der im Schmutze selbst zu Schmutz wird,
Doch auf guten Acker Segen
Bringt und Jedermann zu Nutz' wird!

Und so fanden wir denn auch in dem freundlichen Dörfchen am Missouri guten Rebensaft, über dessen Kosten und Versuchen wir vergaßen, unsere Notizbücher mit



Städte-Ansiedlungen in den östlichen Prairien (Kansas-Pacific-Bahn).

statistischen Daten über Wein und Weinkultur in Kansas zu füllen. Aber das ist bei Wein nicht nothwendig. Das beste Zeugniß giebt die Zunge, und kann man

trotz allen Trinkens seinen Durst nicht stillen, dann spricht dies mehr für die Güte des Weines, als alle statistischen Daten.

---

3. In der Staatshauptstadt.

Die nächsten Tage brachten wir in Topeka, der Hauptstadt des Staates und dem Sitz der Regierung zu. Wie Lawrence, so ist auch Topeka eine jener Pilzstädte des Westens, die über Nacht an den Ufern des Kansas entstanden. Heute besitzt es etwa 20,000 Einwohner. Von den Shawnee-Indianern, die das Land noch in den sechziger Jahren bewohnten, ist nichts übrig als der Name Topeka, d. h. „kleine Kartoffel," sowie der Name der Grafschaft, in welcher die Stadt gelegen, „Shawnee-County".

Wie alle Städte der Union, so ist auch Topeka nach dem Schachbrett-System angelegt, und die Avenuen nur mit fortlaufenden Nummern, die Querstraßen mit Namen bezeichnet. Man darf sich deshalb nicht verwundern, in Topeka gerade so wie in Neuyork auch ein „Fifth Avenue Hôtel" zu finden. Die Straßen sind breit und großartig, wie in Washington angelegt, auch mit Bäumen bepflanzt. Des Abends wird die Stadt durch Gas und elektrisches Licht, das von hohen Thürmen niederstrahlt, erleuchtet. Elektrische Stadtbeleuchtung ist überhaupt in einer großen Zahl selbst kleinerer Städte eingeführt und bewährt sich vollkommen.

Hier, wie in jeder anderen westlichen Stadt, drängt sich dem Fremden unwillkürlich eine Frage auf, die in Europa für lächerlich gehalten würde: „Hat die Stadt Aussichten fortzubestehen?" und regelmäßig erhält man zur Antwort, daß sie zur größten Stadt des Westens anwachsen werde. Unter hundert „Städten" hat sich dies bis jetzt nicht nur bei keiner bewahrheitet, sondern es sind davon die Hälfte spurlos verschwunden. Große Städte wären übrigens für Kansas beinahe ein Unglück. Der Staat bedarf keiner Städte, sondern tüchtiger Landbevölkerung, und hat er diese, so wird er sich selbst Reichthum, dem Lande aber reichen Erntesegen, Frucht und Nahrung bringen.

Die Gebäude von Topeka zeigen noch in vieler Beziehung das geringe Alter der Stadt. Neben großen Steinpalästen, wie das Gebäude der „Atchison-, Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahn" und das „Fifth Avenue Hôtel" stehen Hüttchen, aus schlecht behauenen Baumstämmen und Brettern zusammengefügt. In den Seitenstraßen sieht man herrliche Privathäuser mit schönen, wohlgepflegten Gärtchen davor, schattigen, hohen Bäumen im Hintergrunde, — neben ihnen gleichfalls die ärmliche Hütte des Einwanderers, dem es noch nicht gelungen, in der aufleben den, aufstrebenden Handelsstadt genug Geld zu erwerben. Im ganzen jedoch macht die Stadt mit ihrem leb-

haften Handelsverkehr, mit ihren großen vortrefflichen Hôtels, ihren zwei prachtvollen neuen Theatern und den monumentalen staatlichen Gebäuden einen sehr vortheilhaften Eindruck, der durch die reizende landschaftliche Umgebung nur noch gehoben wird.

Das Leben ist geschäftig und rührig, denn hier ist der Hauptmarkt der aus allen Theilen des Staates kommenden Ackerbauprodukte. Wir sahen Mais-Pflanzen von 13 bis 15 Fuß Höhe, Pfirsiche und Aepfel in der Größe von Kokos-Nüssen, prächtige Weintrauben und Melonen.

Das Kapitol von Kansas ist ebenso, wie die Kapitole der meisten andern nordamerikanischen Staaten, dem bekannten Kapitol zu Washington nachgebaut. Vor der Hand ist nur ein Seitenflügel vollendet, der für die gegenwärtigen Staatsgeschäfte vollkommen genügt. Der Mittel-Bau und der rechte Flügel werden im Laufe der nächsten Jahre, gleichfalls aus weißem Marmor, aufgeführt werden.

Man darf sich von der Regierung und dem Oberhaupte eines amerikanischen Staates keine allzugroßen Vorstellungen machen, denn nicht das Staatsoberhaupt, sondern das Volk ist der souveräne Regent, und das erstere ist nur ein Diener dieses souveränen Volkes. Wir fanden in dem Gouverneur des Staates einen liebenswürdigen, edel aussehenden Mann, dessen Benehmen und Auftreten mehr Eindruck auf uns machte, als seine Stellung. Excellenz bezieht ein Gehalt von dreitausend Dollars.— Von den Ministern seines Kabinets bekamen wir keinen zu Gesicht.

Die Bevölkerung Topeka's besteht größtentheils aus „New Englanders" und etwa zweitausend Deutschen, Böhmen und Ungarn. Die Einwanderer ziehen in der Regel über Topeka hinaus in die Prairien. Auch die Negerbevölkerung ist hier wie in allen Staaten westlich vom Missouri, sehr gering, Negerweiber sieht man fast niemals. Sie sind keine selbstständigen Ackerbauer und da sie auch zu wenig häusliche Beschäftigung finden, so bleiben sie lieber in den Oststaaten, und überlassen die schwere Feldarbeit den deutschen Einwanderern.

Von dem wilden Trapper- und Buschklepper-Leben, von dem man vor zehn Jahren noch in Europa so vieles las, fanden wir hier nicht die mindeste Spur. Wir fanden überall das zuvorkommendste Benehmen, Höflichkeit und Takt. Niemals sahen wir Betrunkene, Schlägereien und andere Unzukömmlichkeiten, wir waren angenehm überrascht, eine Bevölkerung anzutreffen, die sich in Bezug auf Ordnungsliebe und Anstand mit der Einwohnerschaft irgend einer amerikanischen Stadt messen kann. Das mag wohl theilweise in dem seit einigen Jahren in Kansas eingeführten „Temperenz"-Gesetzen seinen Grund haben, Gesetze, welche die Einfuhr und den öffentlichen Ausschank geistiger Getränke, Bier und Wein unter empfindlichen Strafen streng verbieten. So besteht denn in Kansas kein einziges Bierlokal, keine Branntweinschänke, was auf die sittlichen Zustände der Bevölkerung den heilsamsten und wohlthätigsten Einfluß hatte, denn die rauhen, zügellosen Elemente der Grenzstaaten verließen innerhalb ganz

kurzer Frist Kansas, um ihr Vagabundenleben im Indianer-Territorium oder in Nebraska und Dakota fortzusetzen. Der Einwanderer, der deutsche Ansiedler, wird durch diese Gesetze nicht getroffen, denn niemand verwehrt ihm den mäßigen Genuß von Bier und Wein in seinem eigenen Hause. In dem großen Gebäude, in welchem das Landdepartement der Atchison-, Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahn seine ausgedehnten Bureaus untergebracht hat, fanden wir zuerst Proben jener unglaublichen Fruchtbarkeit des Prairie-Bodens von Kansas. Hier stand türkischer Weizen von 14 Fuß Höhe — nicht etwa einzelne Halme, sondern ganze Bündel. — Süße Kartoffeln und Aepfel in der Größe eines Kinderkopfes, und Pfirsichen, wie sie selbst in den großen Plantagen des Staates Delaware*) nicht zu finden sind.



Hauptstraße von Topeka (1876).

Hier konnten wir auch in die Thätigkeit und den ganzen Apparat einer großen Prairie-Eisenbahn Einblick nehmen. Die Regierung der Vereinigten Staaten bewilligt nämlich jenen Eisenbahn-Compagnien, welche auf unbesiedeltem Lande zuerst die Schienenstränge legen, eine bedeutende Strecke Landes zu beiden Seiten dieser Bahn. Die genannte Eisenbahn-Compagnie erhielt auf diese Weise im Jahre 1872 längs ihrer Strecke eine Land-Bewilligung von nicht weniger als drei Millionen Acker, die in kleinere Quadrate getheilt, von der Compagnie an Einwanderer verkauft werden können. Derartige Begünstigungen, welche die Vereinigte-Staaten-Regierung im Interesse der leichteren Urbarmachung des Bodens und der Bevölkerung der wüsten Länderstrecken zugesteht, beförderten natürlicherweise ungemein den Bau von Eisen-

*) Das pfirsichreichste Land der Welt ist zwischen dem Delaware und der Chesapeake-Bai.

bahnen, der unter ungünstigeren Umständen gar nicht stattfinden könnte, und so strebten denn auch im Jahre 1872 zwei Compagnien in Kansas, mit ihren Bahnen zuerst fertig zu werden, um ihren „Land-Grant" zu erhalten. Die Atchison-, Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahn trug bei diesem Wettbau den Sieg davon, aber dadurch, daß sie in dem einen Jahre eine Strecke von nicht weniger als 362 Meilen Länge in Schienenfesseln legte! — man bedenke: jeden Tag eine Meile! Es ist dies die großartigste Leistung im Eisenbahnbau in Bezug auf die Schnelligkeit.

Die Eisenbahnpolitik der Vereinigten Staaten ist entschieden die günstigste aller Länder; ihr hat es Amerika zu verdanken, daß man mit seinem Schienennetz gegenwärtig dreimal den Erdball umspannen könnte. In Amerika sind die Eisenbahnen die Pioniere der Kultur. Während man in Europa nur Städte und Gegenden mit



Das Schulhaus, das erste Haus einer Prairie-Stadt.

einander verbindet, deren Bevölkerung einen ansehnlichen Verkehr erwarten lassen, ist es in Amerika umgekehrt. Man baut die Bahnen durch unbewohnte Länderstrecken, ohne im Anfange auch nur auf einen Passagier rechnen zu können; die Regierung giebt den Compagnien keine Subventionen an Geld, aber sie giebt ihnen Besseres als das in den herrlichen, ausgedehnten Ländereien, die ihr ja sonst bloß eine Bürde sind, die aber von den Compagnien an die Regierung versteuert werden müssen, ob sie bebaut sind oder nicht. Natürlicherweise zieht die Regierung dadurch, anstatt zu geben, die größten pekuniären Vortheile, und hat außerdem die Beruhigung, daß sie nichts mehr zur Bevölkerung und Urbarmachung, nicht nur des den Bahnen gehörigen, sondern auch ihres eigenen angrenzenden Landes beizutragen braucht. Das ist nun Sache der Eisenbahn-Compagnie, die natürlich alle möglichen Mittel anwendet, um in ihrem eignen Lebens-Interesse das Land zu bevölkern und an gute Farmer und Ackerbauer zu verkaufen. Je mehr und je schneller sie das Land verkauft, desto weniger drückt sie die Last der Steuern, desto höheren Gewinn zieht sie aus dem größeren Verkehr an Personen und Frachten. Die den Compagnien längs ihrer Eisenbahn-

linien bewilligten Länderstriche sind jedoch nicht durchaus Eigenthum derselben, sondern die etwa zwanzig Meilen breiten Streifen werden in Schachbrettvierecke von je einer Quadratmeile Größe eingetheilt, und nur die weißen Felder in die Landbewilligung einbezogen, während die schwarzen Felder des Länderschachbretts Eigenthum der Regierung bleiben. Der Regierung sind dadurch noch alle Vortheile gesichert, welche eine Eisenbahnlinie einem Lande bringt, und da sie ihre Ländereien billiger verkaufen kann, als die Eisenbahn-Compagnie die ihrigen, so macht sie dabei noch die besten Geschäfte. Ist also eine Bahn im fernen Westen gebaut, und sind die Ländereien in das ungeheure Schachbrett von mehreren Hundert Meilen Länge eingetheilt, dann stellt die Regierung einerseits, und die Eisenbahngesellschaft andererseits ihre Figuren auf. Die Bauern sind die Einwanderer, die Springer die Landagenten und die Läufer sind die Eisenbahnzüge. Bei diesem großartigen Schachspiel handelt es sich jedoch nicht darum, die Könige matt zu machen, im Gegentheil, sie sind am thätigsten. Das Spiel wird ohne Bauern begonnen und um diese handelt es sich. Wer durch seine Läufer, Springer und Thürme am meisten Bauern herbeizieht, der hat gewonnen. Die Regierung hat die billigen Preise für sich, und so wird auch ihr Schachbrett-Revier zuerst mit Bauern besetzt. Dann erst kommen die Bauern für die Eisenbahnländereien und — das Ziel ist vollendet, der Staat ist bevölkert und kultivirt. — Auf diese Weise wurden sämmtliche Staaten des großen Westens und viele Hunderttausende Quadratmeilen Landes bevölkert, — so entstand und wuchs auch Kansas. —

Für den Verkauf und die Verwaltung ihrer Ländereien errichten die Eisenbahnlinien eigene Bureaus, und während die letztere einem Land-Commissär untersteht, ist der erstere in den Händen eines General-Agenten, von dessen Tüchtigkeit die ganze Einwanderung abhängig ist. — Je tüchtiger dieser Agent, desto besser ist es nicht allein für die Eisenbahn, sondern auch für das Land und in letzter Linie auch für den Staat. Die Thätigkeit und der Wirkungskreis eines derartigen General-Agenten ist unglaublich. Er ist die Seele und der leitende Stern des großen, über die ganze Welt verzweigten Geschäftes, das in seiner Einrichtung und seinem Apparat den ehemaligen Spinnengeweben des Jesuitenordens ähnelt. In allen Ländern der Welt sind ständige, besoldete Agenten bestellt, denen bestimmte Reviere zugewiesen sind. In Ländern, von denen Auswanderer zu erwarten, wie in Ostpreußen, Südrußland, Böhmen und Siebenbürgen, sind außerdem noch reisende Agenten angestellt, welche den Auswanderungslustigen alle nöthigen Aufklärungen geben, und ihnen die Reiseroute anzeigen. Der General-Agent ist schon von jeder Emigrantenfamilie unterrichtet, bevor sie noch den heimathlichen Boden verläßt. Er erfährt den Tag ihrer Abfahrt und den Namen des Schiffes, — bei der Ankunft derselben ist er schon auf den Docks des 2000 Meilen vom Ansiedlungsorte entfernten atlantischen Hafens, um sie zu empfangen und

nach dem Westen zu befördern. — Dampfschiff- und Eisenbahnlinien unterstützen den General-Agenten in ihrem eigenen Interesse auf jede mögliche Weise. Die Atchison-, Topeka und Santa-Fé-Eisenbahn besitzt einen solchen Einwanderungs-Commissär in der Person des hochbegabten, äußerst tüchtigen und umsichtigen Herrn C. B. Schmidt, einem Sachsen, dessen fürsorgliche, aufopfernde Thätigkeit vielen Tausenden deutschen Einwanderern zu gute kam, und dessen Name gewiß von vielen gesegnet werden dürfte.

4. Durch die Prairien.

Von unserem Aufenthalt in Topeka sehr befriedigt, schickten wir uns zur Reise über den grünen Ozean der Prairie an. Unser Cicerone war gelegentlich unseres ersten Besuches 1876 der wackere Mayor von Topeka, Hon. Tom Anderson, dessen vollen Namen wir zum ersten Mal auf einer großen Vignette lasen, die auf einer ungeheuren, verschämt in Stroh gehüllten Whiskey-Flasche in unserem Pullman-Waggon prangte. Und Ehre dem Ehre gebührt. Mayor Anderson war zwar kein Temperenzler, aber ein so tüchtiger Bürgermeister und so vortrefflicher Reisegefährte, daß er gewiß von seinen Bürgern wieder zum Mayor, und bei unserem zweiten Besuche 1879 von uns wieder zum Reisekollegen erwählt worden wäre, hätte er nicht inzwischen die Stelle eines Post-Direktors vorgezogen.

Aber mit dem grünen Ozean der Prairie hatte es noch gute Weile, es sollten noch mehrere Tage vergehen, bevor wir ihn erreichten. Topeka ist die große Hafenstadt nicht mehr, von deren Docks man in den großen, unbemasteten Schiffen, den Eisenbahn-Waggons, direkt in den Ozean des Westens einfuhr. Aus der Seestadt ist eine Binnenstadt geworden, und die Prairie, auf Hunderte von Meilen durch den Fleiß der Ackerbauer urbar gemacht, ist in ein wahres Paradies verwandelt, dem man eine hundertjährige Cultur zutrauen würde.

Kansas sollte, seiner Fruchtbarkeit wegen, eigentlich „Mesopotamien", und seine Flüsse, Kansas und Arkansas, sollten „Euphrat" und „Tigris" getauft werden. Wie schnell diese Umwandlung von Gegenden doch vor sich ging, die für lange Zeit als unzugänglich angesehen wurden! Wie hätte ich vor zehn Jahren, als ich Washington Irving's Reise durch die Prairen las, geahnt, daß ich dieselben Gegenden so bald in dem Palast-Wagen einer vorzüglichen Eisenbahn durchfliegen würde!

Die Prairien werden rasch genug verschwunden sein, denn obschon sie an ihrer Oberfläche den Steppen Südrußlands gleichen, besitzen sie doch den vorzüglichsten Ackerboden. Die Trockenheit ist es allein, die ihnen in Colorado und Nebraska das dürre, verbrannte Aussehen giebt. Der Pflug muß hier wirken. Das Schwert hat seine Schuldigkeit gethan, denn Indianer und Wölfe sind verschwunden. Nun ist

der Pflug das alleinige Werkzeug, das, wie einst den Winzern der Parabel, so auch jetzt den Colonisatoren von Kansas Schätze eintragen kann.

Wir hatten es auf unserer Reise 1876 nicht auf das Vergnügen allein abgesehen. Wohl standen Buffalo- und Prairie-Hühner-Jagden auf unserem Programm, aber es war uns auch viel daran gelegen, ein Land kennen zu lernen, von dessen außerordentlicher Fruchtbarkeit man gegenwärtig allerorts so staunenswerthe Proben sieht. Beim herrlichsten Wetter fuhren wir in einem Spezialzuge der Atchion-, Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahn von Topeka ab und passirten schon unmittelbar hinter der Stadt die reichste Culturlandschaft. Das ganze Land, bis auf dreihundert Meilen gegen Westen zu, war einst „rolling prairie“ gewesen, — heute könnte man es mit Recht „rolling paradise“ nennen. Die schönen Hügelketten, welche sich gegen die zahlreichen Flüsse und Flüßchen zu sanft abflachen, sind mit hohem Mais und Getreide bepflanzt, das mit Obstgärten und kleinen Cottonwood- und Hickory-Wäldchen abwechselt. Das Wasser in den Flüssen ist nicht gelb und schlammig wie die Fluthen des Arkansas, sondern hell und klar, wie ein Alpenbach. Auf den mit hohem „blue grass“*) bedeckten Wiesen sieht man Herden von Tausenden, — zumeist texanisches Vieh, welches im Frühjahr von Texas aus über die Prairien nach den östlichen Märkten von Kansas City und St. Louis getrieben wird. Aber auch einheimisches Vieh, das sich vom texanischen durch Hörner von geringerer Breite unterscheidet, findet man in Massen. Der Census von 1880 giebt den Viehstand in Kansas auf anderthalb Millionen Köpfe an, — jedenfalls ein Zeichen des wachsenden Wohlstandes. Kansas enthält außerdem eine halbe Million Pferde, ebensoviele Schafe und 2 Millionen Schweine, und nimmt diesen Zahlen gemäß unter den Staaten der Union den sechsten Rang ein. Die größte Zahl an Pferden besitzt Illinois (1 Million), die größte Zahl Maulthiere (200,000) Missouri; dagegen steht in der Viehzucht Texas mit 4 Millionen Köpfen obenan; am meisten Schafe (5 Millionen) besitzt Ohio, am meisten Schweine (6 Millionen) Iowa.



Die Hunnen von Nebraska.

*) Langes, hochwachsendes Gras, das in den Prairien des Ostens vorkommt.

In Burlingame, damals eine kleine, aus ein paar Häuschen bestehende Ansiedlung, heute ein Städtchen von 2000 Einwohnern, bestieg ich mit einem unserer Reisegefährten, einem alten Farmer, den „Cow-Catcher" der Lokomotive, während sich Andere einen noch luftigeren Posten auf dem Dache des Salon-Waggons ausersahen. Vor Tunnels braucht man sich ja hier, in der tausend Meilen weiten Prairie nicht zu fürchten, und auch der Rauch der Lokomotive wird niemals lästig, da er durch einen höchst sinnreichen Apparat im Rauchschlot selbst verzehrt wird. Die Feuersgefahr auf den weiter westlich liegenden trockenen Prairien hat diese Maßregeln nothwendig gemacht. Trotzdem brennt das Gras auf dem Weideland alljährlich im Herbst, durch irgend welchen Zufall entzündet, ab, oder es wird von den Farmern selber im Frühjahr abgebrannt. Ein Farmer im Osten würde darob verwundert die Hände zusammenschlagen, aber hier ist dies eine verbreitete Einführung. Heu ist nämlich in so großem Ueberfluß vorhanden daß es weder verzehrt, noch mit Vortheil verkauft werden kann. Wir sahen 1876 längs der Eisenbahn fast in jeder Sektion Heuschober auf den Weiden, welche von der Ernte des letzten Jahres liegen geblieben waren. So verdarben alljährlich Hunderttausende von Tonnen Heu aus purem Ueberfluß. Das hat allerdings jetzt sein Ende erreicht, denn auf meiner dritten Reise durch die



Gewittersturm in der Prairie.

Prairien (1884,) waren diese einstigen Weideländer schon längst in fruchtbare Weizen- und Maisfelder umgewandelt und hübsche kleine Farmhäuser, von Blumen- und Obstgärten umgeben, bildeten die Hauptstaffage der Landschaft. Das Vieh bleibt den ganzen Sommer und Herbst über auf den fetten Weiden und wird erst im Winter in die Coralls, — vom Winde geschützte Einzäunungen an den Flußufern getrieben, wo es bis zum Frühjahr unter freiem Himmel bleibt. Schnee kommt in diesen Gegenden nur selten vor und schmilzt bald, so daß die Thiere nicht an Kälte leiden; im April ist das Gras schon hoch genug, um abgeweidet zu werden, und dann wird das Vieh wieder hinausgetrieben.

Ich bezweifle, daß diese Vieh-Geschichten den Leser besonders interessiren, — aber wer durch die Prairien reist, kann heute, nachdem die Indianer und Trapper verschwunden sind, nur von dergleichen Sachen sprechen. Zudem bildete dieser Gegenstand die einzige Unterhaltung während unserer Schnellfahrt auf dem Cow-Catcher.

Während wir bei dem herrlichsten Wetter das grüne Cottonwood-Thal durchfuhren, erzählten die beiden Nimrode unserer Gesellschaft einiges über die Jagd in den westlichen Theilen von Kansas. Hätte der pfiffige Indianertheologe, der einst wie Moses den Juden, seinen rothhäutigen Landsleuten die Religion erfand, die Landschaften von Ost-Kansas vorher gesehen, fürwahr er hätte die ewigen Jagdgründe nicht in den Himmel, sondern in die herrliche Gegend verlegt, die wir soeben durchfuhren. Glücklicherweise that er es nicht, sonst wären wir auf unserer Cow-Catcher-Reise auf Milliarden von jagenden Indianerseelen gerathen, die das Pfeifen der Lokomotive gewiß nicht so leicht wie das edle Vieh vom „Track"*) hätte verscheuchen können.

Vom Buffalo, dem ehemaligen Beherrscher der Prairie, ist in diesen Gegenden gar nichts mehr übrig, und selbst im westlichen Kansas sind sie gänzlich verschwunden. Selbst die untrüglichen Spuren der Buffalo-Heerden, die „Trails" und „Wallows" hat der Pflug des Landmanns schon theilweise zerstört. Es ist erstaunlich, wie tief diese schmalen, schnurgerade durch die Prairie laufenden Pfade mitunter eingeschnitten sind. Die Buffalos laufen gerade so wie die Rothhäute, im „Gänsemarsch" hintereinander, ihrem Führer, dem Aeltesten nach, und da sie stets womöglich dieselben Spuren benutzen, so entstehen diese fußtief in den Boden getretenen Pfade, die oft zu Tausenden parallel nebeneinander gegen den nächsten Fluß zu führen.

Die „Wallows" sind seichte, runde Vertiefungen in dem Boden der Prairie, von etwa 8 bis 10 Fuß Durchmesser. Auch sie kommen stellenweise zu Hunderten vor. Ihre Entstehung ist interessant: um nämlich beim Wechsel der Winterhaare die ausfallenden Haare schneller vom Leibe zu bekommen, wälzen sich die Buffalos auf dem

---

*) Das Schienengeleise.

Prairieboden umher, und ihre Ordnungsliebe geht so weit, daß sie sich alle auf derselben Stelle niederwerfen. Da nun der harte Prairieboden doch noch nachgiebiger ist, als der Rücken der Thiere, so entstehen allmählig diese zahlreichen Löcher in den Prairien, in denen sich zur Regenzeit das Wasser ansammelt.

Das Elennthier ist hier wohl auch schon spärlich geworden; dafür ist die Antilope, der graue Hase, das Kaninchen und Prairiehuhn in so großer Menge vorhanden, daß sich dem Jäger bei jedem Schritte irgend eine Schußbeute zeigt. Dazu kommen die Saisonthiere, die wilden Enten und — die Heuschrecken. Ich brauche nicht zu betonen, daß dies die unbeliebtesten Saisonthiere sind, auf welche man Jagd macht. Es sind nicht Heuschrecken allein, es sind Getreide-, Baum-, Frucht- und Menschenschrecken, die in Zeitperioden von zehn bis zwanzig Jahren einmal das Land überfluthen. Sie waren die Hunnen und Avaren von Kansas und vom ganzen Westen bis an den Ohio. Glücklicherweise kommen sie in der letzten Zeit erst nach der Ernte, so daß sie bloß noch die Brosamen vom Tische des Herrn wegfressen können. Aber dies thun sie auch mit schrecklichem Appetit. Wir sahen 1876 Maisfelder meilenweit vollständig bis an die Wurzel abgefressen, als wären sie abgemäht worden. Nur der beste Bissen, der Maiskolben, ist ihnen glücklicherweise zu hart und so ist der Schaden, den sie anrichten viel geringer als in den nördlicher gelegenen Gegenden, wo die Ernte später erfolgt als in Kansas.

Die Heuschrecken fliegen täglich zumeist am Vormittag bis gegen Mittag aus, und lassen sich gegen 4 Uhr Nachmittag auf einem Felde in großen dichten Wolken nieder, so daß auf mehrere Acker Ausdehnung auf jedem Halme drei bis vier Heuschrecken sitzen, und das Getreide sich unter ihrer Last bis an die Erde niederbeugt. — Weder Flachs noch Kartoffeln noch Gartengemüse bleiben von ihnen verschont. —

Eines der wirksamsten Mittel, das man kürzlich in Minnesota gegen die kleinen Bestien angewendet hat, besteht darin, die Enden eines entsprechend langen Seiles an den Schweif zweier Pferde zu binden, und es so über das Korn ziehen zu lassen. Dies stört die Heuschrecken und streift viele von den Spitzen der Halme auf den Boden, wo sie zu bleiben pflegen, bis der Schwarm weiter fliegt und wo sie weniger Schaden thun können. Kehren einige auf die Halme zurück, so kann das Verfahren wiederholt werden.

Einige Farmer fanden den Rauch sehr wirksam. Wenn die Heuschrecken im Fluge begriffen waren, brachten sie feuchtes Prairiegras auf die Windseite ihrer Felder und legten Feuer daran. Entweder kamen die Heuschrecken gar nicht herab, oder sie blieben nicht lange in demselben. Aber dieses Mittel war nicht immer von Erfolg begleitet. Ein Farmer, der gleichfalls Feuer um seine Felder herum angesteckt hatte, fand die gefräßigen Schurken trotzdem auf seinem Zaun sitzen, wahrscheinlich

um sich an seinem Feuer die Füße zu erwärmen. Ja, je heißer er das Feuer und je dichter er den Rauch machte, desto lieber schien es ihnen zu sein. —

Wir hatten am nächsten Tage unserer Fahrt einen Heuschreckensturm zu überstehen. Die Wolken, die wir so niedrig gegen uns heranstürmen sahen, waren Heuschreckenschwärme, und wir flüchteten uns sofort in unseren Salonwagen, Fenster und Thüren fest verschließend. Es war schauerlich, diese Myriaden von Insekten an uns vorbeifliegen zu sehen. Ihre Flügel glitzerten im Sonnenlichte wie Schneeflocken, und Hagelschroten gleich, prallten sie an unsere Waggonfenster. Keine Minute war vergangen, so war auch schon unser Waggon mit diesen ekelhaften Bestien gefüllt.



Straßenscene in Wichita. 1876.

Wie sie hereinkamen konnten wir nicht ergründen. Sitze, Vorhänge, Kleider und Bettzeug waren mit ihnen bedeckt; auch hatten wir Mühe, sie von unseren Händen und Gesichtern abzuwehren. Glücklicherweise verschmähen sie Menschenfleisch; es wäre uns sonst zu armselig ergangen. In unseren Taschen fanden wir sie noch am Abende nachher, ja als wir uns zu Bett begaben, da sprang einer unserer Reisegefährten erschreckt von seinem Lager, denn er hatte sich auf ein Dutzend dieses Geflügels gelegt, das ihm irgend Jemand unter die Decke prakticirt hatte.

Wie schon vorhin bemerkt, finden diese Heuschreckenbesuche in Kansas nur noch selten und dies in den genannten Zeiträumen statt, und dann kommen sie so spät, daß die Farmer ihre Ernten schon längst eingeheimst haben. Ja seit einer Reihe von Jahren kommen sie gar nicht mehr, sind somit hoffentlich für immer ein Ding der

Vergangenheit. — Ein anderes, besonders im Osten furchtbares Insekt, der Mosquito, kommt in Kansas gar nicht vor, und wir waren glücklich, hier ohne den lästigen, dem Europäer ungewohnten Schleier schlafen zu können. Wir verwunderten uns deshalb, einen unserer Reisegefährten in Topeka mit hochgeröthetem Gesicht beim Souper erscheinen zu sehen. Er wollte dies den Mosquitostichen zuschreiben. Als wir ihn aber lächelnd über die gänzliche Abwesenheit dieser Thierchen in's Klare brachten, gestand er, daß die rothe Gesichtsfarbe von einem anderen Insekt herrühre,



Flußlandschaft am Arkansas.

das, in Flaschen abgezapft, uns späterhin köstlich mundete, und den Namen führt: „Rother Kansas-Wein von A. Brenner in Doniphan.".

* * *

— Es verursachte mir kein geringes Bedenken, die Reise-Eindrücke von 1876 in der vorliegenden Ausgabe von 1885, nachdem ich Kansas zweimal wieder besucht hatte, stehen zu lassen, denn sie gewähren kein actuelles, sondern nur mehr ein agrikulturgeschichtliches Interesse. Sie zeigen deutlich, welche Wandlung sich in Kansas, man könnte sagen, mit jedem Jahre vollzieht. Sie bilden den auffälligsten Kontrast zu den gegenwärtigen Verhältnissen, wo Kansas, vor zwanzig Jahren die trockenste, verlorenste Steppe, zu einem der ersten, gesittetsten und reichsten Ackerbaustaaten Amerikas geworden. Antilopen und Büffel sind nur in den entferntesten, westlichen Theilen der Prairien zu finden. Die Indianer sind auf achthundert Seelen, darunter ganz anständige, tüchtige Ackerbauer, zusammengeschmolzen — die Heuschrecken lassen sich nicht mehr blicken. Die Kultur hat ihnen den Garaus gemacht.

5. Prairie-Städte.

Dem Einwanderer kommt die Natur hier ungemein hilfreich entgegen. Sie giebt ihm nicht allein Nahrung und den guten Missouri-Trank, sie versorgt ihn auch mit Baustein- und Brenn-Material im Ueberfluß. Während der ersten dreißig Meilen unserer Reise von Topeka aus, kamen wir durch die ausgedehnten Steinkohlen-Lager des Westens, die bekannten Osage-Kohlenfelder, und unser Zug brauste nahezu jede Minute an einer Kohlenmine vorüber, die mitten aus der Prairie wie Ziehbrunnen auftauchten. Bei einer dieser Kohlenminen hielten wir an. Ein über dem engen Schacht aufgestelltes Gerüst mit einer Rolle, an der ein Kohlenkübel in den Schacht hineinhängt, und ein Pferdegöpel, mit dem die schwarzen Schätze der Erde in dem Kübel an's Tageslicht gefördert werden, ist der ganze Apparat der Grube, die schon 20 Fuß unterhalb der Erdoberfläche nach allen Richtungen hin ausgebeutet wird Die geringe Tiefe der Kohlenlager macht deren Ausbeute ungemein einfach und leicht, so daß die Kohlen an den Bahnstationen von Kansas mit kaum mehr als fünf Dollars pr. Tonne verkauft werden.

In derselben Tiefe, wie die Kohlenlager, findet sich auch in den ganzen Prairieländern Wasser vor, das gewöhnlich durch hohe Windmühlen aus den Brunnen gepumpt wird, und ebenso frisch als schmackhaft ist. Auch viele Wasserstationen längs der Eisenbahn werden durch Windmühlen gespeist. Ein großes hölzernes Faß auf einem vier bis acht Fuß hohen Balkengerüste, sowie ein über dem Faß befindliches Windmühlenrad zum Betrieb der in den Boden reichenden Pumpe ist die ganze Einrichtung der Station. Hier in den kultivirten Theilen von Ost-Kansas bilden die Wasserbehälter nur eine ganz annehmbare Staffage zu der wechselvollen Landschaft; in den Prairien des fernen Westens jedoch sind sie für Stunden und Tage die einzigen Zeichen der menschlichen Kultur. Wie sich der Mensch doch an seine Kultur, an seine Umgebung klämmert! Jetzt waren uns die einfachen Wasserbehälter ihrer originellen Einrichtung wegen interessant, in den Steppen von Dakota und dem nördlichen Mexiko aber, während wir Tage lang ohne die geringsten Zeichen der Gegenwart des Menschen dahinfuhren, da waren sie uns nicht Don Quixote'sche Riesen, da erschienen sie uns als gute Geister, die Najaden der Wüste, die, unserer Lokomotive Wasser spendend, uns Kraft zur Weiterfahrt gaben. Und noch dazu Najaden mit Engelsschwingen in Gestalt der gewaltigen Flügel des Windmühlenrades, das von Papa Aeolus gar mächtig getrieben wird.

Und Aeolus ist vollständig Herr und Gebieter des großen Reviers, das wir durchziehen. In den Bergen droben, von wannen er kommt, muß er sich höheren Gewalten fügen. Die Bergriesen stehen wie Mauern auf seinem Weg, und drücken

und winden ihn durch ihre Eingeweide. Hier unten jedoch, auf der endlosen Fläche des Land-Ozeans, ist Niemand auf seinem Wege, und da haust er als wüthender Sturm, vereinzelte Bäume entwurzelnd, Häuser zerstörend. Hier ist er der ärgste Feind der Kultur, und jeder neue Ansiedler, trachtet vor Allem, seine Macht durch Anpflanzen von Baumreihen zu brechen. Der Baum ist der über die Prairie hinziehenden Stürme wegen eine Nothwendigkeit für jeden Farmer, und deshalb hat auch die Regierung der Vereinigten Staaten das sogenannte Waldgesetz (timber culture act) aufgestellt, dem zufolge jeder Ansiedler, der ein Viertheil seines Bodens mit Bäumen bepflanzt, den ganzen Boden zum Geschenk erhält. Wenn die Amerikaner auch die großen Wälder in den Wald-Staaten rücksichtslos ausrotten, so muß man dafür wieder anerkennen, daß sie eifrige Baumpflanzer in der Prairie sind. Und diese Bäume gedeihen unter sorgsamer Pflege vortrefflich. Pfirsiche, Silberpappeln (Cottonwood), Ahorn und Cedern sind am häufigsten zu finden, und in nicht zu ferner Zeit werden auch schon Waldungen, dem Lande zur Zierde, dem Anbau zum Schutze entstanden sein.*).

Bei Emporia, einem hübschen am Neosho-Fluß gelegenen Städtchen von dreitausend Einwohnern**) betraten wir die Kalkstein-Region von Kansas. Am nördlichen Ufer des Neosho, und späterhin des breiten, gelben Arkansas, ziehen sich lange Ketten von Kalkstein-„Bluffs" den Flüssen entlang, ihre weißen, steilen Wände erschienen mir wie ein Streifen der Südküste von England, die den Wogen des rollenden Prairie-Ozeans trotzig die Stirne bieten.

Von England nach Italien, von Cornwall nach Toskana! In Europa wäre dies allerdings ein bedeutender Sprung, aber in Amerika! Was ist dem Amerikaner Entfernung? Und so legten wir auch, unter amerikanischer Flagge segelnd, die Strecke nach Florenz, — ich meine das Florence von Kansas, — in kaum einer Stunde zurück und kamen noch eben zeitgerecht an, um im Stationsgebäude ein treffliches

*) Die Staats-Legislatur von Kansas verordnete im Jahre 1868, daß jede Person, welche einen oder mehrere Acker Prairieland innerhalb zehn Jahr.n, vom Tage der Veröffentlichung dieser Verordnung, mit Waldbäumen — schwarzen Locust ausgenommen — bepflanzt und dieselben 3 Jahre lang mit Erfolg kultivirt, eine jährliche Geldprämie von 2 Dollars, 25 Jahre lang für jeden so bepflanzten Acker erhalten solle. Dasselbe gilt für Anpflanzen von Schattenbäumen längs der öffentlichen Straßen; die Prämie von 2 Dollars wird in solchen Fällen für jede halbe Meile gezahlt. Aehnliche Gesetze bestehen in dem gleich baumlosen Staate Nebraska.

Einer Verordnuug des letzten Vereinigten-Staaten-Kongresses zufolge, erhält jede Person, die 40 Acker Land der öffentlichen Domaine in den westlichen Prairie-Staaten mit Waldbäumen bepflanzt und 5 Jahre lang kultivirt, eine Heimstätte-Patent für die gesammte Viertelsection (160 Acker), von welcher die so bepflanzten 40 Acker ein Theil sind.

**) Heut 1885 ist Emporia eine der schönsten Städte von Kansas mit 8000 Einwohnern, Gas- und Wasserwerken Mühlen, Banken, Fabriken u. dergl.

Souper einzunehmen. Wir waren überrascht von der Reichhaltigkeit des Mahles und der schmackhaften Zubereitung der Speisen, und erfuhren erst später, daß sie von einem Franzosen bereitet worden waren. Die ganze Ansiedelung besteht aus Franzosen, die, einige Hundert an der Zahl, in der Umgebung ihre Farmen besitzen und durchgehends Ackerbauer sind.

Es ist ein gar wunderlich zusammengewürfeltes Völkchen, das Florence bewohnt. Ein ehemaliger Hôteldiener aus Paris, ein Vicomte aus der Picardie, ein emigrirter Schuhmacher aus New-York, einige bretonische Schiffer, ein ausgedienter Soldat und weiß Gott, was alles, hatten sich hier ein Rendezvous gegeben, um die Prairie zu bebauen und „Oekonom" zu werden. Wenige unter ihnen waren Ackerbauer gewesen, die Wenigsten hatten Geldmittel mit sich gebracht, während die Meisten, — darunter auch der edle Vicomte, — bettelarm hierher gekommen waren. Man sehe sie jetzt! Der wackere Schuster, welcher die Ahle mit dem Pfluge vertauschte, ist ein wohlhabender, behäbiger Farmer geworden, dessen Viehstand nach Hunderten zählt. Der dünne Vicomte, dem nichts bekannter war, als das Pflaster der Pariser Boulevards, ist jetzt ein Agrikulturist par excellence. Und der Hôteldiener mästet eine Anzahl Schweine, die in ihrem eigenen Fett ersticken. Der Mensch kann Alles lernen, wenn er will, — das sieht man an dem famosen Schweinehirten, der seinen Pflichten nicht nur mit Pünktlichkeit, sondern auch mit Grazie nachkommt. Aber diese verschiedenartigen Erfolge auf dem Gebiet der Agrikultur sind zugleich ein Beweis von der enormen Fruchtbarkeit des Landes. Welche Erfolge könnten nun erst Jene erzielen, die mit tüchtigen Kenntnissen und einigen Geldmitteln hierher kommen würden?

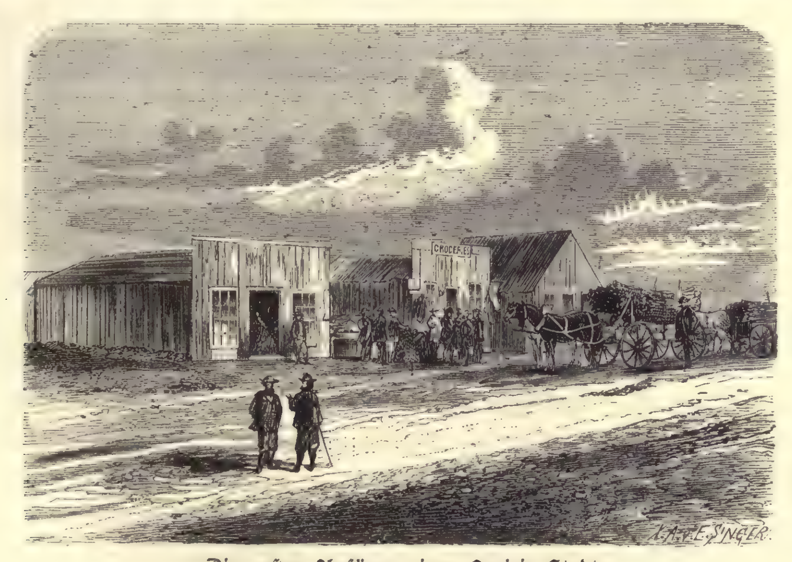


Wasserstation auf den Prairien.

Auf unseren Fahrten durch die Prairie-Landschaften von Kansas, wie später in Colorado und Nebraska sahen wir häufig an der Bahn entlang Ansiedlungen von zehn bis zwanzig, selten von einer größeren Anzahl Häuser, die alle bereits Namen besaßen, auf den Eisenbahnkarten auch als „Städte" verzeichnet waren. Das Landkarten- und Städte-Fabriziren ist den amerikanischen Eisenbahnen in hohem Grade eigen. Jede Eisenbahnlinie zeichnet auf ihren Fahrplänen eine Landkarte, auf welcher sie ihre Bahn mit ihren Endpunkten und Verbindungen als die einzige nach jener Richtung, oder jener Stadt führende anzeigt. — Führen Konkurrenzbahnen beispiels-

weise nach St.-Louis, so werden diese weggelassen. Besitzt die eigene Bahn Krümmungen, so werden sie gerade gebogen. Alle Städte und Dörfchen, die an ihr liegen, werden mit großen Ringen, alle anderen mit kleinen, oder gar nicht angezeichnet, und die Unterschrift lautet stets: „Die große X. X. Eisenbahn; die einzige direkte Verbindung mit X. X." — Darum darf man in der Regel den Eisenbahnkarten nicht zu viel Glauben beimessen, wenn man nicht so enttäuscht werden will, wie wir es damals beim Anblick der Prairiestädte waren.

Die Städte führen gewöhnlich die klangvollsten Namen: Florenz, Paris, London, Vienna u. s. w., und gerade diese Ansiedlungen sind höchst zweifelhaften Bestandes. Nur eine Stadt traf ich in den Prairien, die sich ihrer Umgebung gemäß richtig



Die ersten Anfänge einer Prairie-Stadt.

benannt hatte: Es war „Monotony", eine Station der Kansas-Pacific-Eisenbahn. Jede derartige Prairiestadt besitzt bereits ihr Hôtel, zwei bis drei Kaufläden mit Ackergeräthschaften, Tabak und Getränken und endlich das Wichtigste: eine Zeitung. Die guten dreißig oder vierzig Leute einer „Stadt" begnügen sich nicht mit den aus dem Osten kommenden Zeitungen der großen Städte. Sie wollen ihre eigene Presse haben, und so findet man denn auch in Kansas, bei einer Million Einwohner, nicht weniger als dreihundert und fünfzig, darunter elf deutsche Zeitungen. Frage ja Niemand in den westlichen, weniger besiedelten Gebieten in Kansas, in Colorado oder Texas nach der Zahl der Abonnenten, denn je kleiner diese, desto besser für den Redakteur. Frage Niemand nach dem Inhalt, denn es kann ihn jeder Wochen und Monate zuvor in all' jenen großstädtischen Blättern lesen, welche der betreffende Herr Redakteur als „Tauschblätter" erhält. Frage auch ferner Niemand nach dem Zeitungs-

bureau, in welchem Druckerpresse, Setzerkasten, Redaktion, Schlaf- und Speisezimmer des Redakteurs nebst Familie vereinigt sind. Die Erwerbsquelle dieser Blättchen sind die Annoncen, daraus erklärt es sich auch, warum die Redakteure auch ohne große Zeitungs-Auflage auskommen können.

Noch interessanter als die Zeitungs-Wirthschaft in diesen Prairie-Städtchen sind die erwähnten Kaufläden, hier „Stores" genannt, und man geht nicht fehl, wenn man diesen Stores eine weittragende kommerzielle Bedeutung zuerkennt. Trotz ihrer Unansehnlichkeit sind sie doch die ersten Anfänge eines ausgebreiteten Handels. Wie die Ackerbauer und Jäger als die Pioniere der Civilisation angesehen werden können, so sind diese Kaufleute oder „Storekeepers" hier die Pioniere des Handels und der Industrie der jungen Prairieländer, denn nicht nur, daß sie den ganzen Handelsverkehr des dünnbevölkerten Landes vom ersten Keim auf besorgen, sie sind auch viel beständiger in ihren Wohnsitzen, und bilden so gleichsam Centren, um die herum die jungen Städte sich aufbauen. Ihnen allein hat so manche große Stadt des amerikanischen Westens ihr Wachsthum und ihre Größe zu verdanken.

So, wie man diese Stores in der kahlen Prairie sieht, würde man ihre Bedeutung allerdings nicht vermuthen. Eine hölzerne Bude mit löcherigen Wänden und einer weiten Thür, die zugleich als Fenster dient, so präsentirt sich der „Store" von außen. Ein großer, grauweißer Leinwand-Lappen über der Thür mit der in schwarzen, riesigen Lettern gemalten Aufschrift: „Grocery" oder „Store" oder „Whiskey" hat die Bestimmung, als Lockmittel zu dienen. Im Innern dieses kellerlosen Häuschens, auf dem über der Prairie etwas erhöhten Fußboden, stehen nun einige Fässer und Kisten umher, und an den Wänden sind Waaren der verschiedensten Art aufgespeichert. Pferdegeschirr und Hufeisen, Weiberröcke und Büffelhäute, Revolver und Mieder, landwirthschaftliche Maschinen und Bettzeug, daneben Zeitungen, Schießpulver, Bücher, Arzneien und vor Allem Käse und Branntwein gehören zu den ständigen Artikeln eines solchen Ladens, in welchem man aber frisches Fleisch oder Brot vergebens suchen würde. — Auf diese „Stores" ist nun die Landbevölkerung häufig angewiesen, und da es mitunter an Baargeld und besonders an kleinen Münzen fehlt, so werden auch Agrikulturprodukte oder sonstige Waaren an Zahlungsstatt angenommen. So entsteht der erste Handel in dem jungen Lande, der sich natürlicherweise mit der Bevölkerungszunahme entsprechend ausdehnt, und endlich jene großartigen Dimensionen annimmt, wie heute im östlichen Kansas.

Die Bevölkerung dieser kleinen Prairie-Städte — wohlgemerkt, ich spreche ausschließlich von jenen kleinen Ansiedlungen mit weniger als hundert Einwohnern — besteht zum weitaus größten Theile aus Männern zwischen 20 und 50 Jahren. Woher sollten auch Greise — woher Kinder kommen, da ja die Stadt kaum 2 oder 3 Jahre besteht? — Das weibliche Geschlecht ist nur in den größeren Städten und

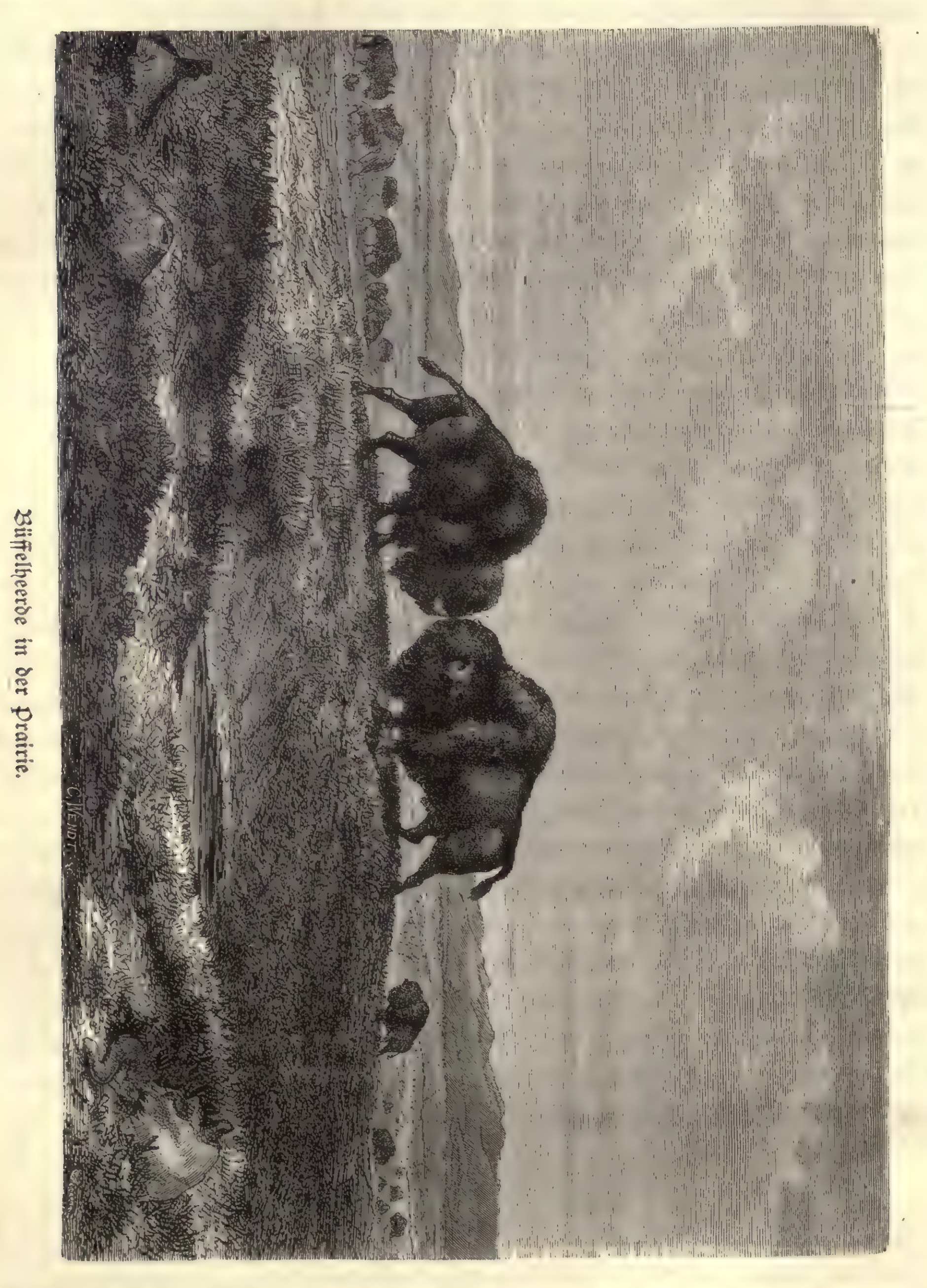
den Farmen im Lande zu finden. Alle Prairiestaaten Amerikas besitzen durchschnittlich um ein Fünftel weniger Frauen als Männer, und nur die Negerbevölkerung zeigt das weibliche Geschlecht nummerisch dem männlichen gleichstehend.*)

Die wenigen Häuser, welche eine Prairiestadt aufweist, sind durchgehends einfach aus Latten zusammengenagelt, und derart leicht, daß man sie bequem auf einen Waggon verladen und in eine andere „Stadt" transportiren kann. Deshalb ist auch der Bestand dieser Ansiedlung häufig nur von kurzer Dauer. Gefällt es einem nicht mehr, oder bläst ein Sturm die Häuser um, so packt man eben seine geringe Habe zusammen und zieht weiter; dort, wo erst die junge Stadt gestanden, bleibt keine andere Spur zurück, als einige Mistflächen, zerbrochene Whiskeyflaschen und alte Sardinenbüchsen.

In früheren Jahren wurde mit diesen Städtegründungen viel Unfug getrieben. Längs dem westlichen Ufer des Missouri wurden vor etwa zwanzig Jahren auf einer ganz kurzen Strecke nicht weniger als zwanzig Städte gegründet. In jeder von ihnen wurde Grund und Boden mit ungeheuren Preisen bezahlt, und die Einwohner glaubten durchgehends mit Bestimmtheit, daraus noch große Weltcentren entstehen zu sehen. — Themistokles wurde einst gefragt, ob er Musik treibe. Er antwortete: „Nein, aber ich weiß aus einem Dorfe eine große Stadt zu machen!" So glaubte auch jeder der damaligen Bürger von Kansas ein Themistokles zu sein. Da wurden Städte-Gründungs-Compagnien aufgestellt mit Präsidenten, Schatzmeister, Sekretär u. s. w.; auch mit wenigem Geld eine mehrere Acker große Landfläche an einem geeigneten Flußufer angekauft. Hierauf wurden Aktien ausgegeben, die auf verschiedenfarbigem, elegant bedruckten Papier den Plan der Stadt mit ihren großen Parks, Universitäten, Schulen, Bahnhöfen u. s. w. enthielten. Die einzelnen Häuservierecke, in Amerika „Townlots" benannt, waren nummerirt, und mit diesen prächtigen, in eleganten Umschlägen steckenden Stadtplänen zogen nun die Agenten umher, um die „Townlots" der Stadt an den Mann zu bringen. Jeder Käufer erhielt ein schönes Certificat über die gekauften „Lots". Und es ist kaum glaublich, daß diese Städte-„Lots" reißenden Absatz fanden. Die Agenten und Städte-Gründer wurden mit einem Schlage reich, dabei aber befand sich in der Stadt, von welcher sie die Baugründe verkauft hatten, oft noch nicht ein einziges Haus!! In den meisten Fällen standen einige hölzerne Hütten und Indianerzelte da — — .

*) Die Vereinigte Staaten-Bevölkerung zählt überhaupt um eine Million weniger Personen weiblichen als männlichen Geschlechts. Einzelne Staaten, wie z. B. Colorado, dann sämmtliche Territorien zählen doppelt oder dreifach so viele Einwohner männlichen als weiblichen Geschlechts —, nur in den Neu-England-Staaten, hauptsächlich in Connektikut, ist die weibliche Bevölkerung in der Ueberzahl.

Diese Städtegründungsmanier war damals so ausgebreitet, daß der Abgeordnete Wage im Kongreß der Vereinigten-Staaten vorschlug, man möge in



Büffelheerde in der Prairie.

Kansas doch einige Landstrecken für Ackerbauzwecke reserviren, bevor das ganze 80,000 Quadratmeilen große Land ganz in „Städte“ getheilt sei. Natürlich folgte

diesem Schwindel ein furchtbarer Rückschlag; wie eine Eierschale brach das ganze Treiben zusammen, und von den 14 Städten des Missouri überlebten nur drei die Katastrophe. Es sind Leavenworth, Atchison und Wyandotte, von denen bereits in früheren Kapiteln gesprochen wurde. Die anderen verschwanden spurlos.

Dieses übertriebene Leben hat längst aufgehört. Es war eine theure, unschätzbare Lehre für alle Städtegründer; gegenwärtig geht man damit vorsichtiger zu Werke. Die Bevölkerung geht heute nicht mehr so leicht auf den Leim, und dann trachten auch Regierung und Eisenbahnen eines Staates, denselben so viel als möglich vor schwindelhaftem Treiben zu bewahren, um die Besiedlung durch Einwanderer nicht abzuschrecken. Heute sind an die Stelle dieser städtischen Seifenblasen gesunde blühende Städtewesen getreten, die in ihrem Finanzwesen, ihrer Verwaltung, Handel und Gewerbe ebenso solid und ehrenhaft sind, wie irgendwo in den östlichen Staaten.

Die wandernde Bevölkerung der Prairie-Städte in Nebraska, Texas und im westlichen Kansas ist in gewissen Beziehungen den Indianern ähnlich. Viele haben auch Indianerblut in ihren Adern. Es sind die Bleichgesicht-Nomaden der Prairie, die dem Staate eher nachtheilig als zuträglich sind. Der Einwanderer, sobald er nicht selbst ein leichtsinniges, städtisches Bürschchen ist, das irgend eine Unthat vom heimathlichen Herd fortgetrieben, hat mit dieser Klasse der Prairie-Bewohner nichts zu thun. Er lebt auf seiner Farm inmitten seines Landes, baut sich in der Regel ein steinernes Haus, das er mit einem Gärtchen umgiebt, und verläßt sein neugegründetes Heim nur ausnahmsweise. Der neue Ankömmling sucht gewöhnlich in die Nähe einer schon bestehenden Farm zu gelangen, was ihm schon deshalb nicht schwer wird, als ja, der früher erklärten schachbrettförmigen Ländertheilung wegen, die Regierungsfelder auf Hunderte von Meilen hinaus besetzt sind, während er unter den Eisenbahnländereien sich das ihm passende Stück auswählen kann.

6. Im Thale des Arkansas.

Bei Newton, heute eine Stadt von 3000 Einwohnern, fuhren wir von der Hauptlinie der Bahn auf die nach Wichita führende Zweigbahn und erreichten dieses etwa fünfzig Meilen von der Grenze des Indianer-Territoriums entfernte Städtchen um Mitternacht. Alles lag in tiefstem Schlaf, und nur in einer nahen Schenke ging es noch lärmend zu. Wir begaben uns deshalb gleichfalls zur Ruhe. Einer von uns aber schlich sich verstohlen hinaus, um ein Schlaftränklein zu nehmen.

Wichita war damals ein blühendes, aufstrebendes Städtchen von fünftausend Einwohnern, deren Hauptbeschäftigung der Handel mit dem naheliegenden Indianer-Territorium war. Ursprünglich lag die Stadt am Arkansas-Flusse. Seit der

Vollendung der Eisenbahn jedoch wurde sie — die Stadt — auf das der Station nächstgelegene Terrain transportirt. Man höre und staune! Wir selbst waren Zeugen, wie ein Zug von zweistöckigen Gebäuden, sammt ihrer Einrichtung, vom oberen Stadttheile nach der Station transportirt wurde, um da wieder aufgestellt zu werden. Und dies so einfach, so geräuschlos, als handle es sich um eine Spazierfahrt.

Dem schmutzigen Hôtel gegenüber, in welchem wir unser Frühstück einnahmen, wurde eben ein mehrstöckiges Haus sammt seiner Einrichtung von seinen Grundmauern gehoben. Man setzte 8 eiserne, kaum fußhohe Schraubwinden unter die hölzernen Wände des Hauses und auf ein gegebenes Zeichen fingen die acht daran beschäftigten Arbeiter an, das Haus in die Höhe zu schrauben, so weit, um einige hölzerne Walzen unterschieben zu können. Auf der anderen Seite der breiten Straße war ein vertikales Drehkreuz aufgestellt, in welches zwei Pferde gespannt waren. Um die Winde des Drehkreuzes war ein Seil aufgerollt, dessen anderes Ende an dem Hause befestigt war. Die Pferde wurden nun angetrieben und das Haus dadurch auf die Mitte der Straße geführt. — Hierauf wurde das Drehkreuz, eine Art Pferdegöpel primitivster Art am Ende der Straße, in die Nähe des neuen Baugrundes aufgestellt, und das Haus auf seinen Rollen langsam auf seinen neuen Standplatz geführt. Kein Mensch kümmerte sich darum; die Leute gingen daran vorbei, als sei das etwas Alltägliches für sie, und selbst die vielen Indianer, die damals in der Stadt lungerten, fanden es nicht der Mühe werth, den Häusertransport nur mit einem Blicke zu würdigen.

Das in einem früheren Kapitel geschilderte Leben in den Prairie-Staaten kann man hier in vollster Blüthe finden. Vor 7 Jahren war die Gegend an der Einmündung des kleinen in den großen Kansas einer der großen Zusammenkunftsplätze der Indianer, hier wurden ihnen auch die Regierungssubventionen u. s. w. ausgezahlt. Die Lage war günstig, Aussicht auf großen Handel mit den hier sehr zahlreichen Indianerhorden war vorhanden, und damit zeigten sich die Hauptbedingungen zur Anlage einer Stadt erfüllt. — Der Gründer derselben ist ein noch gegenwärtig in Wichita (Name eines, gegenwärtig im Indianerterritorium lebenden Stammes) ansässiger Deutscher, Namens Greiffenstein, der in früheren Jahren mit den Indianern großen Handel trieb. Da aber die Handelsbeziehungen für die Weißen stets mit den größten Gefahren verbunden waren, auch diese ihre Erwerbssucht nicht selten mit ihrer Kopfhaut bezahlen mußten, so nahmen sich die Händler gewöhnlich die Tochter irgend eines Indianerhäuptlings aus dem Stamme zum Weib. So besitzt auch Greiffenstein eine Halbblut-Indianerin, die Tochter eines rothen Häuptlings und einer Weißen, zur Frau. —

Alle Jene, die sich aus irgend einer Ursache einer Indianerbande anschließen und sich durch Heirath mit einer rothhäutigen Schönen an den Stamm binden,

werden in Amerika Squaw Men genannt. Sie dienen gewöhnlich als Dolmetscher, denn „eine Frau ist das beste Wörterbuch", sagt ein mexikanisches Sprichwort; durch die Frauen erlernen sie die Sprache ihres Stammes verstehen und theilweise auch sprechen.

Bei Greiffenstein und vielen anderen war dies natürlich nicht der Fall, denn Viele heirathen in der That aus Zuneigung oder pekuniärer Vortheile wegen.

Wichita steht ganz auf einstigem indianischen Boden, und noch jetzt werden häufig Grabhügel von beerdigten Indianern aufgefunden. Wie uns ein Beamter der Station erzählte, sind die Leichen gewöhnlich in hockender, zusammengekauerter Stellung in eine Büffelhaut eingenäht, und mit ihren größten Kostbarkeiten, wie Bogen und Pfeil, Trinkbecher und Kopfschmuck beerdigt. Auch indianische Todtenbäume findet man an den Ufern des Arkansas noch ziemlich häufig, doch rühren die Leichenreste auf ihnen aus früheren Perioden her. — Die Stadt war zur Zeit unseres Besuches einer der Hauptplätze für den Tauschhandel mit den Indianerhorden des nahen Territoriums, denn sie lag am Endpunkte der Eisenbahn. Büffelhäute, Panther- und Wildkatzen-Felle, endlich Getreide und Ponies sind das Gebotene auf der einen, Waffen, hellfarbene Decken und geistige Getränke das der andern Seite. Die Indianer sind bekanntlich im Herrichten der Büffelhäute äußerst geschickt, und keine Gerberei kann die rohen Felle so weich und geschmeidig machen, als die flinke Hand des Indianerweibes. Es ist nicht etwa ein Geheimniß in dieser Zubereitung der Häute; es liegt bloß in dem langwierigen, fleißigen Bearbeiten derselben, zu dem man in den östlichen Gerbereien der Weißen weder Zeit noch Arbeiter findet.

Der Handel mit den Indianern war schon für Tausende die Quelle von bedeutendem Reichthum. Die Indianer sind eben in gewissen Beziehungen den kleinen Kindern gleich. Nur für die Qualität von Decken und Kleidungsstoffen haben sie etwas Verständniß, aber alles Uebrige, dessen sie bedürfen, ist ihnen ebenso unbekannt wie einem Wickelkinde. Wir sahen sie in den Straßen Wichita's umherwandern und Waaren besehen. Für nützliche Geräthschaften u. s. w. zeigten sie weniger Sinn, als für werthlosen Messing- und Glasschmuck, und besonders für alles Neue, nie Gesehene. Einer unserer Reisebegleiter erzählte mir, daß er einst von einem jungen Indianer ein feines, vorzüglich zubereitetes und auf der Innenseite bemaltes Buffalofell kaufen und ihm dafür mehr und mehr, bis zu 20 Dollars, zahlen wollte. Der Indianer weigerte den Verkauf. Während des Handels wollte sich mein Reisebegleiter seine Pfeife anzünden und zog ein mit Streichhölzchen gefülltes Messingfeuerzeug aus der Tasche. Der Indianer war über diese sonderbare, noch nie gesehene Methode des Feuermachens höchlichst überrascht, er bot nun das schöne Fell, für das er 20 Dollars ausgeschlagen hatte, für das Feuerzeug an. Natürlich wurde

der gute Tausch sofort angenommen. Wenige Minuten darauf sah mein Freund denselben Indianer auf dem Boden sitzen und ein Streichhölzchen nach dem andern verbrennen, bis das Feuer an seine Finger kam. Dann betrachtete er sich die Finger, um sich zu vergewissern, daß es auch wirklich Feuer gewesen sei, das ihm die Haut verbrannt hatte! Die den Indianern verkauften Lebensmittel, wie Zucker, Kaffee, Thee und Mehl sind gewöhnlich die schlechtesten, die man auf den Märkten auftreiben kann, aber der Indianer findet den Unterschied zwischem gutem und schlechtem Kaffee nicht so leicht heraus, wie unser Franzose, der über den Frühstückskaffee in Wichita



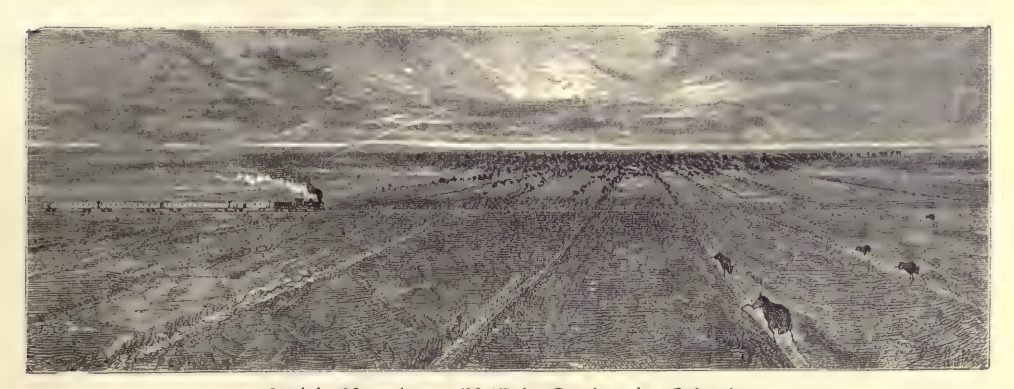
Prairie-Bewohner: Coyotes.

weidlich schimpfte. Hatten uns die guten Wirthsleute am Ende auch indianischen Kaffee vorgesetzt?

Das Leben und Treiben war in Wichita äußerst lebhaft und bewegt. Mehrere Straßen von bedeutender Breite und Länge durchkreuzten sich rechtwinklig, und beinahe jedes Haus enthielt einen oder mehrere Kaufläden mit Proviant, Kleidung, Einrichtungsstücken, Waffen u. s. w. In den „Vorstädten" sah man große Holzgärten und Zimmerplätze, Viehumzäunungen, Wagenparks und Wirthshäuser. Wie sollte aber auch die selige Kneiperei in einer Stadt verpönt sein, wo selbst der Mayor ein lustiger Bierwirth und Kneip-Kumpan war? Wir hatten davon den vollgültigsten Beweis, als wir ihm — nicht in Gala-Toilette, sondern in unserem, zum Theil mexikanischen Reisekostüm — unsere Aufwartung machten. Formalitäten giebt es

hier nicht. Das muß man in Europa zurücklassen. Drum saßen wir auch, nachdem wir ihm die derbe Rechte geschüttelt, bald auf schweren, vollwichtigen Bierfässern, und tranken ein Glas auf sein und seiner Ehehälfte Wohl. Dann wurden die Gläser auf das Wohl der Stadt, ihres Handels, ihrer Bürger u. s. w. geleert, kurz die Gläser mehrten und das Bier verminderte sich in der auffälligsten Weise, die selbst einem Bürgermeister zu viel werden konnte. — Die wackeren Gemeinderäthe von Wichita machten aber bei dieser Gelegenheit die bittere Erfahrung, daß Künstlermagen eigentlich mehr vertrugen, als sie „in ihrer Schulweisheit wohl träumen" mochten. —

Die für uns Europäer merkwürdigsten Dinge in Wichita waren jedoch die Indianer, die hordenweise und in voller Kriegsrüstung die Stadt durchzogen. Sie gehörten zumeist den fünfzig Meilen außerhalb der Stadt im Indianer-Territorium wohnenden Arapahoes, Cherokees und Kaws an, aber es wurde uns schwer, die



Prairie-Bewohner: Buffalo-Heerden in Colorado.

einzelnen Stämme von einander zu unterscheiden. Rothe und blaue Decken, wie Panduren-Mäntel um die Schultern geworfen, bedeckten Hünengestalten; große Adlerfedern steckten in den zu einem Hahnenkamm zugestutzten Haaren. Die rothen, grimmigen Gesichter waren sämmtlich roth und schwarz bemalt und schmutzig, und die Füße steckten in gestickten Mokkassins aus Buffaloleder. In den Händen trugen sie entweder Bogen oder Pfeil, oder blanke, schwere Tomahawks, außerdem jedoch noch eine große weiße Feder, wahrscheinlich das Zeichen ihrer Friedfertigkeit, die jedoch ihren Galgen-Physiognomien zufolge, nicht sehr groß zu sein schien. Einige von ihnen konnten sich vortrefflich mit uns in Englisch verständigen, aber der Gegenstand dieser Verständigung war stets Bettelei, der unser Professor in Anbetracht des vor seinen Augen blinkenden Tomahawks stets zum Opfer fiel. Auch mir erging es so. Ich war außerhalb der Stadt von einem dieser rothhäutigen, bis an die Zähne bewaffneten Banditen angehalten worden. Der Kerl sprach in einem Kauderwelsch von indianisch und spanisch und spielte dabei so verdächtig mit seinem Skalpirmesser,

daß sich meine Kopfhaut ganz bedenklich unter der Wucht dunkler, trüber Ahnungen zusammenzog. Ich wußte nicht, was dieser Prairiegauner wollte. Endlich erhaschte ich das Wort „Nikel“ — ein Wort, mit dem man hier gewöhnlich die aus Nickel geprägten Fünf-Cent-Stücke versteht. Mit Freuden händigte ich ihm alle ein, die ich hatte. „Bescheidenheit ziert den Jüngling“, wie man sieht, — selbst wenn er rothhäutig ist. Schlimm wär's gewesen, hätte er Gold verlangt.

Einer von den grimmig dreinschauenden Kriegern wurde von einem unserer Reisegefährten angesprochen. Er versuchte mit seinem Waffenbruder eine Conversation anzuknüpfen, aber der tapfre Arapahoe-Häuptling verhielt sich schweigend. Er warf sein langes rabenschwärzes Haar zurück über die eine Schulter und den langen, braunrothen Mantel über die andere, sandte noch einen verächtlichen Blick auf den erstaunten Europäer und entfernte sich mit großen Schritten. — Unser Künstler wollte von einem besonders wild und kannibalisch aussehenden Kerl den Namen seines Stammes erfahren. Da er jedoch ebensowenig indianisch sprechen konnte, als die dicke Rothhaut englisch, so zeigte er mit dem Finger auf ihn und nannte den Namen eines ihm gerade ins Gedächtniß kommenden Stammes. Unglücklicherweise war dieser Stamm gerade der tödtlichste Feind des anderen, welchem der Wackere angehörte, und er fing an ganz grimmig zu knurren. Schnell nannte unser Rafael mit möglichst freundlicher und zutraulicher Stimme den Namen eines anderen Stammes, „Kaw“, sprach jedoch das Wort nicht in englischer, sondern deutscher Betonung aus. Mit zustimmendem Grinsen deutete jetzt der Indianer auf den Künstler und rief lachend: „Dutch, Dutch!“ Unglaublicherweise hatte der Indianer an der Aussprache dieses Wortes die deutsche Nationalität des Künstlers erkannt. Natürlich stimmten wir andern in das Gelächter mit ein, aber ich brauche nicht anzuführen, daß das Geheul der Indianer unsere eigenen Stimmen übertönte. — Heute, neun Jahre nach diesem Besuche, ist Wichita zur bedeutendsten Handelsstadt des Arkansasthales herangewachsen, und besitzt etwa zwölftausend Einwohner, worunter viele Deutsche. Die Verhältnisse sind gesitteter, geregelter geworden. Die Trapper, Squaw-Men und Indianer sind von dort verschwunden. Mit dem Bau mehrerer Zweigbahnen von Wichita aus entstanden seither an den Endpunkten derselben Städte von drei- bis sechstausend Einwohnern, wie Winfield, Arkansas-City, Caldwell und Wellington, von denen 1876 auch nicht ein Haus, eine Hütte existirte, und die heute der Abklatsch jenes Wichita sind, wie es vor neun Jahren zur Zeit meines Besuches war. Diese Städte sind die Hauptsitze des Handels mit dem benachbarten Indianer-Territorium. Speciell Caldwell ist das Centrum eines sehr ausgebreiteten Verkehrs mit den Indianern. Passagierkutschen fahren von dort täglich selbst nach den entfernteren Plätzen des Territoriums, nach Fort Reno, Anadarko und selbst nach Fort Sill.

* * *

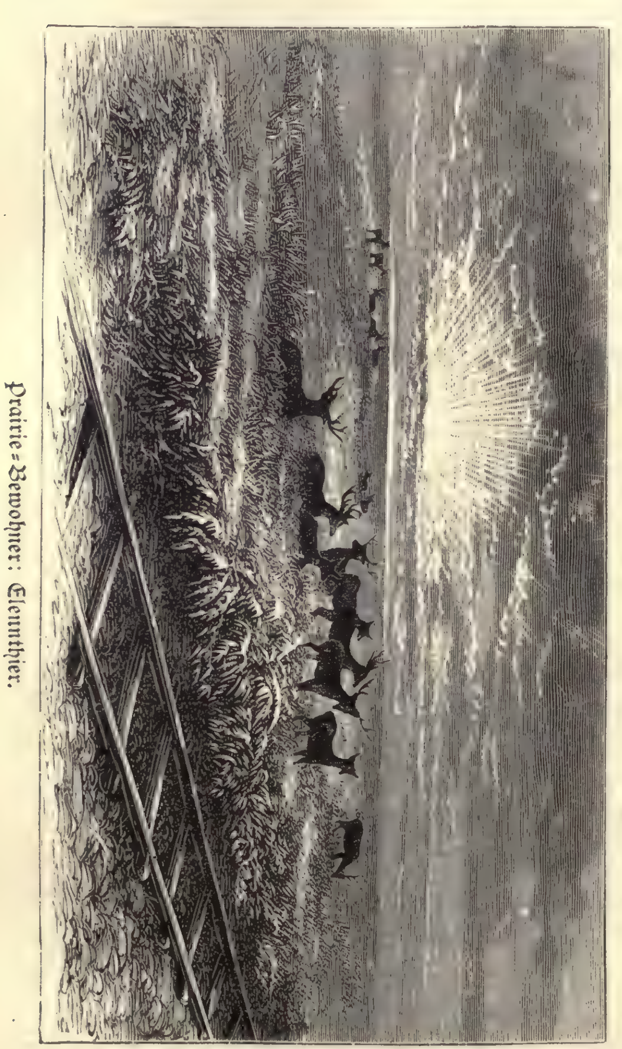
Von Wichita aus unternahmen wir noch einen Ausflug zu Wagen nach der Einmündung des kleinen in den großen Arkansas, der sich hier, südlich fließend, dem Indianer-Territorium zuwendet. — Es war zum erstenmal, daß wir diesen größten aller Prairieströme erblickten. Aber während die Wasser seines erwähnten Nebenflusses klar waren, wie die eines Wildbaches, wälzten sich die Fluthen des enorm breiten Stromes trüb und träge dahin, wie fließender Sand. Alle größeren Prairie-Flüsse gleichen sich hierin.

Die Ufer waren hier weit ins Land hineingewaschen und zerrissen, und hohe, dicht bei einander stehende Silberpappeln bedeckten das angrenzende Land. Der Fluß war in zahlreiche Arme gespalten, niedrige, dicht mit Bäumen besetzte Inseln bildend. Die weite Wasserfläche des Hauptstromes wurde überdies durch zahllose, ausgedehnte Sandbänke unterbrochen.

Keine Flüsse der Welt sind so tückisch und verderbenbringend, wie diese Ströme der südlichen Prairien. Sie führen große Massen des feinsten Sandes mit sich, der sich im Wasser vollkommen zertheilt, und mit demselben einen dünnen, flüssigen Brei bildet. — Derartige Flüsse sind zur Sommerszeit, wo sie aus den Schneeregionen der Felsengebirge gespeist werden, sehr schwer zu überschreiten, und zur Anlage von Furten oder Schiffbrücken gänzlich ungeeignet. Befindet sich an irgend einer Stelle im Strombett am Morgen eine lange Sandbank, so kann um Mittag an derselben Stelle ein tiefer Kanal mit steilen Wänden, und am Abend darauf wieder eine Sandbank zum Vorschein kommen. Von Stromstrich oder einer constanten tiefsten Stelle in dem breiten, seichten Flußbett ist bei diesen Flüssen keine Spur vorhanden. Bald setzen sich die Sandmassen, durch einen Baumstamm oder sonst dergleichen aufgehalten, an dieser, bald an jener Stelle an, und ändern auch demgemäß die Richtung des Flußlaufes, der sich dann vielleicht durch eine andere Sandbank Bahn bricht, und einen tiefen Kanal durchschneidet. Das Ganze ist eine mit Wasser vermengte, sich langsam fortbewegende Masse Sand, die jedes thierische Leben in sich ersterben läßt. Deshalb führt der Arkansas auch keine Fische, und deshalb ist auch trotz der großen Wassermenge des Stromes die Schifffahrt ganz unmöglich. — Hat sich während des Sommers eine größere Sandbank gebildet, die den Winter über aushält, so zeigt sie schon im Frühjahr üppige Vegetation, und widersteht sie den aus den Gebirgen kommenden Wassermassen des Frühsommers, so ist ihr Bestand auf mehrere Jahre gesichert. Pappeln und Gestrüpp überwachsen sie schnell. Kommt in den nächsten Jahren starkes Hochwasser, so wird sie ihres sandigen, losen Grundes wegen mitgerissen, und daher kommen die schwimmenden Inseln, deren man in allen großen Strömen des Westens im Frühjahr genug sehen kann. So ist der Stromlauf und das ganze Aussehen des Strombettes ewigen Veränderungen unterworfen, aber zwei Dinge an ihm bleiben unverändert: seine Unzugänglichkeit für Schiffe und seine ungeheuren Quantitäten an Sand, die jahraus, jahrein, viele

Hundert Meilen weit in den Mississippi getragen werden, der sie wieder an seiner Mündung absetzt, und so das angeschwemmte Land im mexikanischen Golf bildet. —

Und nun wieder zurück zu unserer beweglichen Heimstätte, zu dem Schneckenhause des Prairietouristen, zum Salonwagen unseres Zuges, der mit schnaubender Lokomotive zur Abfahrt bereit stand. Das eiserne Unthier war schwer zu halten, und kaum hatten wir unsere Plätze eingenommen, als es auch schon auf dem blinkenden Schienenwege durch die Prairie schoß. Rechts und links stoben Antilopenheerden auseinander, hinter den Sandhügeln am Arkansas verschwindend. Von Ansiedlungen sahen wir auf der ganzen viele Meilen weiten Strecke keine Spur. Wir hielten einige Stunden in Larned, einem kleinen, in der Nähe des gleichnamigen Forts gelegenen Städtchen, passirten Kinsley, und erreichten am Abend Dodge City, die berüchtigste der Prairiestädte von Kansas. Noch bevor wir Larned erreicht hatten, erblickten wir zur Rechten aus der Ebene einen nackten Felsen hervorragen, Pawnee Rock genannt, das St. Helena des Prairie-Ozeans von Kansas.

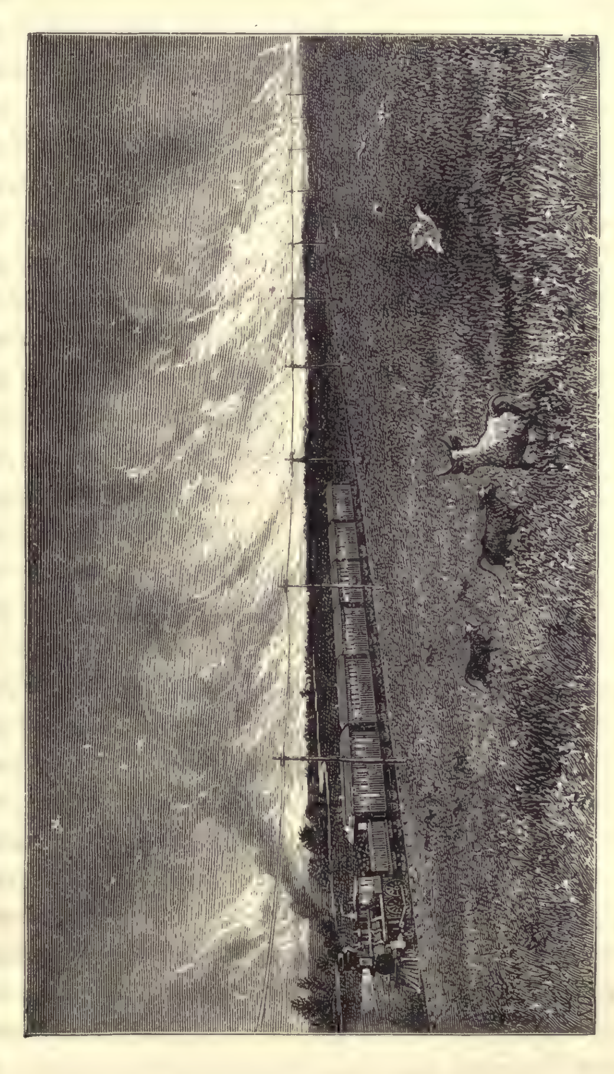


Prairie-Bewohner: Elennthier.

Der kahle Felsen erschien uns in der That wie eine Insel im Meere, und wir weideten uns an seinem Anblick, gerade so wie Schiffer, die nach wochenlanger Fahrt im stillen Ozean eine Insel erblicken. Pawnee Rock ist bei einer Höhe von kaum hundert Fuß doch die höchste Bodenerhebung auf viele Tausende Quadratmeilen, und uralte Inschriften von Mexikanern, Indianern und Weißen bedeckten die hohe weiße Felswand. Die Stelle hat unter den Indianern insofern eine gewisse Berühmtheit,

als hier für Jahrhunderte einer ihrer Berathungs- und Festplätze war, und noch vor fünfundzwanzig Jahren zwischen den Pawnees und Cheyennes in der Nähe eine Schlacht stattgefunden hat.

In Larned wie in allen folgenden Stationen sahen wir nahe den Geleisen ganze Berge von Buffalo- und Antilopenknochen, von der Sonne gebleicht und einen eigenthümlichen Phosphorgeruch ausströmend. Die Hörner des Buffalos liegen gewöhnlich auf eigenen Haufen, während die Skelete und Todtenschädel auf anderen zusammen geworfen werden. Dieses Sammeln der auf den Prairien umherliegenden Knochen bildet ein einträgliches Geschäft, denn die Knochen werden mit der Bahn nach Osten geführt und dort in Raffinerien 2c. verwendet. —



Ein Prairie-Brand.

Die „Stadt" Larned — wenn man sie so nennen kann, zeigte viel Leben. Ueberall Wagen und Fuhrwerke, Ackergeräthschaften und Leute. Von der kleinen, mit Hütten und eleganten Villen bedeckten Anhöhe hinter Larned genossen wir eine weite Aussicht auf das Thal des Arkansas, dessen Ufer hier mit großen, hellgrünen Rasenflächen eingefaßt waren. Gegen Westen sahen wir die Fahne von Fort Larned. — Aber was ist dort im Süden? Ist es ein Traumbild? — Welch herrliche Gegend! eine Stadt mit Kirchthürmen, schöne Waldungen und Wiesen, im Hintergrunde hohe Berge und ein großer See! Welches Kulturbild inmitten der trostlosen Einöde! Ich verfolgte die Umrisse der schönen Landschaft und

sah, daß sie am äußersten Rande sich nicht mit dem Horizont verbanden, sondern frei in der Luft ausliefen. — Es war offenbar eine Fata Morgana, die ich schon in Ungarn häufig gesehen, die jedoch meine Gefährten anfänglich getäuscht hatte.

Diese Fata Morganas sind in den Prairien von Kansas und dem östlichen Colorado eine sehr häufige Erscheinung, fast kein Tag verging, ohne daß wir deren nicht mehrere sahen. Bald waren es Seen und Wälder, bald Berge, große Heerden und Städte, die in bunter Abwechslung allmählig auftauchten und bald wieder verschwanden.

Ob diese Trugbilder der erhitzten Luft den Wanderer — den Steppenfahrer — ebenso verderblich auftraten, wie in den Wüsten von Afrika und Arabien — ob die harmlosen Fuhrleute des Santa-Fé-Trails einstens den täuschend verlockenden Fata Morganas ebenso nachjagten und in den Llanos Estacados verhungerten, oder den räuberischen Apaches in die Hände fielen — wer vermöchte es zu sagen? —

Die Sonne, die tagsüber heiß über den Prairien gebrannt hatte, neigte sich zum Untergange, als wir die hohe Flaggenstange von Fort Dodge, eines großen Militairdepots am Arkansasfluß, in Sicht bekamen. Allmählich traten auch die einzelnen Gebäude des Forts und die Stadt am Horizont hervor und hoben sich dunkel beinahe schwarz von dem hellen abendröthlichen Hintergrunde ab.

Der Himmel der Prairien ist wunderbar schön und klar, er wetteifert hierin mit dem vielgepriesenen Himmel Italiens; dieselbe hellblaue Färbung, dasselbe wolkenlose Gewölbe, das am Horizont zu fußen scheint, dieselbe Größe und Unendlichkeit. Aber noch viel großartiger gestaltet sich dieses Naturbild zur Zeit des Sonnenunterganges, wenn der goldne Feuerball sich hinter den Wolken der Felsengebirge herniedersenkt. Es scheint, als würde ein glühender Brand sich vom Himmel allmählig zu Erde neigen, und Tausende von Meilen des trockenen, nach Regen dürstenden Prairiegrases in Flammen setzen. Der ganze Horizont im fernen Westen ist eine Flamme, die ganze Prairie ist ein Brand, der sich immer weiter und weiter von uns zu entfernen scheint. Wie vom Winde nach Westen getrieben, setzt er immer entferntere Strecken in Flammen, die gewaltige Gluth nimmt ab, und nur eine dunkle Röthe am Horizont, mit schwachem Widerschein am östlichen Himmel, sagt uns, daß jener sich täglich wiederholende Prairiebrand noch nicht erloschen ist. Kleine Flammenzungen schlängeln sich gen Himmel empor, kein Rauch ist wahrzunehmen, es ist ein Brand, gegen den der heilige Florianus selbst vergebens kämpfen würde, es ist das Lebewohl der scheidenden Sonne.

Dodge City war erreicht. —

Das Militärfort, zur Linken, an den Ufern des Arkansas lag im Dunkeln, nur der Knauf der hohen Flaggenstange wurde noch vom Abendroth vergoldet. — Ueber der Prairie lag tiefe Dämmerung ausgebreitet, und nur aus der Stadt im

Norden glänzten unzählige Lichter herüber. Ja, die Fenster der gegen die Bahn gewendeten Häuserreihen waren hell erleuchtet, und dunkle Schatten wogten hinter ihnen auf und nieder. War es Carneval und schwang Terpsichore ihren Herrscherstab über der zügellosen Hauptstadt der Prairien? Wie unglaublich, hier, tausend Meilen in der Runde von jeder Civilisation entfernt, solch fröhliches, heiteres Leben zu finden! —

Wir machten Toilette und sprangen aus unserm Waggon, alle neugierig, das Leben hier kennen zu lernen. Wir waren auf einem offenen, weiten Platz, dessen nördliche Seite von hölzernen, niedrigen Häusern besetzt war. Ein größeres Gebäude zur Rechten trug die Bezeichnung Hôtel, wir eilten dahin, um das Souper einzunehmen, bevor wir unsere Wanderungen durch die Stadt begannen. Der Platz, über den wir schritten, war nichts als ein Stück Prairieboden, uneben und löcherig, und zahlreiche große Spitzhunde, den Prairiewölfen sehr ähnlich, lagen uns im Wege, so daß wir uns in Acht nehmen mußten, auf keine der keifenden, wilden Bestien zu treten. Es war ein Stück Konstantinopel, aber auch das einzige Stück. — Das Hôtel war ein lockeres Bretterhaus, durch dessen Fugen der Wind gewaltig blies. Ein Schwarm von Fliegen, deren es überhaupt in den Prairien in unglaublichen Massen giebt, nahm uns in Empfang, und bemächtigte sich sofort unserer Nasen und Hände, als wären sie mit Zucker bestreut gewesen. Diese Fliegenplage bedingt auch jene sonderbar gestalteten, papierenen Zierrathen, die in jedem Hause, das wir bis jetzt sahen, von der Decke herabhingen, die aber von Niemandem beharrlicher gemieden werden, als gerade von jenen, für welche sie bestimmt sind: den Fliegen. — Die Speisen waren vollständig ungenießbar, und selbst die gebratenen Fliegenleiber, die wir mit hinunterschlucken mußten, konnten das Futter nicht würzen. Wie sollte man auch hier, mitten in den Plains, Ansprüche erheben? Die Säulen des Herkules waren schon hundert Meilen überschritten, und die Bewohner von Dodge City bekommen ja den größten Theil ihrer Lebensmittel und selbst das Gemüse per Bahn von östlichen Gegenden. Darum ist alles so schlecht und dabei unendlich theuer, theuerer als in den Restaurants von Paris. — Jedem von uns wurden ganz nach amerikanischer Sitte zwanzig bis dreißig winzige Schüsselchen mit verschiedenstem Zeug vorgesetzt, die aber alle zusammen unsere Teller nicht füllen konnten. Das, was wir aber für unsern Kaffee verlangten, — Milch, war im ganzen Orte nicht zu bekommen, wir sahen auch noch für weitere hundert Meilen kein Tröpfchen davon, bis wir an den Fuß der Felsengebirge, nach Pueblo gekommen waren.

Mit hungrigem Magen trollten wir also durch die Straßen, auf den breiten, hölzernen Trottoirs, die in jeder Prairiestadt längs den Häusern der Stadt hinlaufen. Aber was für Häuser waren dies! Jedes davon ein Wirthshaus, gefüllt mit gräulichen Gestalten; Billardsalon, Spielsäle oder Bordell! Thüren und Fenster stehen

angelweit offen, um die Vorübergehenden einzuladen, aus allen dringt ein wüster Lärm, der Klang von Gläsern und Flaschen, das Geschrei und Gelächter loser Gesellen. Fuhrleute, Büffeljäger und Prairiegesindel treibt sich durch die Straßen und auffallend gekleidete Frauenzimmer des gemeinsten Schlages. laden durch allerlei handgreifliche Zeichen zum Besuche ein!

Die Bevölkerung der Stadt schwankte zwischen zweihundert und zweitausend Einwohnern. Man staune nicht über diese weit auseinander liegenden Grenzen. Von längerem Bleiben der Einwohner ist hier keine Rede; die Einen kommen, um ihr Geld auszugeben; ist es den Weg alles Fleisches gegangen, dann ziehen sie weiter. Andere kommen, um Geld zu verdienen, sei es auf was immer für eine Art. Haben sie einiges erworben, so ziehen sie weiter. Einige werden bei diesem wüsten Kampfe ums Dasein ums Leben gebracht und der Rest ist — Schweigen.



Stillleben auf der Prairie.

Die Bedeutung von Dodge City als Handelsstadt liegt darin, daß sie der Hauptstapelplatz der großen, unbebauten Prairien ist, wo Vieh, Buffalohäute, Büffelknochen und Hörner, Proviant u. s. w. zur Verladung auf die Eisenbahn gelangen. Da von hier aus überdies Wagenkaravanen nach dem Süden, dem Indianer-Territorium und Texas gehen, sieht man in den Kaufläden auch viele Ausrüstungsgegenstände für diese Prairie-Märsche: Sättel, Zaumzeug, Peitschen und Kleidungsstücke.

Aus einem großen Tanzlokale in der Nähe der Bahnstation drang scheußlicher Lärm zu uns herüber. Vor den weitgeöffneten Thüren drängten sich zweifelhafte Gestalten umher; sonnverbrannte Kerle mit wüstem Haar und Bart, entblößter Brust und ledernen Anzügen. Dicke Stiefel oder mexikanische Gamaschen reichten bis über die Knie, ein Gürtel mit Pistolenhalter umschlang ihren Leib. Sie blickten uns mißtrauisch an, als wir zwischen ihnen durch in den Qualm des Tanzsaales traten. An der Wand gegenüber befand sich der Schenktisch, mit geleerten oder halbgefüllten Wiskey-Gläsern bedeckt. An der rechten Wand saßen auf einem Tisch drei Spiel-

leute, mit Baß, Violine und Trommel, deren dissonirende Musikproduktionen den Tanzenden einen Takt anschlugen, der zwischen Walzer und Czardas schwankte. Der Tambour, ein feines Bürschen mit intelligentem Gesicht, war einst Gardeoffizier gewesen, wie uns der Wirth erzählte. In den Ecken des großen Saales ging es gar lebhaft her. Um einige Tische herum saßen einige Dutzend Männer im Kartenspiel vertieft. Auf den Tischen lagen Häuflein von hohen Banknoten und Silbermünzen, sowie verschiedenfarbige, große Spielmarken von 25 Cents bis zu 25 Dollars werth.



Die „Alhambra" von Las Animas.

Die Karten waren spanisch, aber man konnte die sonderbaren Figuren darauf, einer dicken Schmutzkruste wegen, nur mit Mühe erkennen. Das spanische Monte und Pharo, mit kaum glaublich hohen Einsätzen waren an der Tagesordnung. Auch die Zuseher, deren es um jeden Tisch herum gar viele gab, setzten hie und da auf eine Karte, und es war interessant, die fieberhafte Aufregung mit anzusehen, die sie alle gefangen hielt. Sie alle waren stumm, und nur zeitweilig glitt ein leiser, halbunterdrückter, aber desto mehr vom Herzen kommender Fluch über ihre Lippen.

In der Mitte des Tanzsaales, dessen Bretterdielen zahlreiche Lücken zeigten, drehten sich einige Paare im Kreise nach dem sonderbaren Takte der Musik. Große

Kerle in spanischem Kostüm, mit breiträndrigen Sombreros, spanischen Jacken und hohen Jagdstiefeln, plump wie Nilpferde, hielten mit muskulösem Arm ihre kurz geschürzten Tänzerinnen umfangen. Diese Priesterinnen Terpsichorens, leicht, gewandt und zumeist in schreiende Farben gekleidet, nahmen sich in den Armen der Fuhrleute wie Elfen aus, doch welch' Gesindel in Wirklichkeit! —

Bei unserer Rückkunft ins Hotel fanden wir hier die Officiere des etwa fünf Meilen entfernten Fort Dodge, die uns einluden, ihr Lager am nächsten Morgen zu besuchen. Mit Freuden nahmen wir die Einladung an, die uns Gelegenheit gab, das amerikanische — östlich vom Mississippi gänzlich unbekannte — Militärleben kennen zu lernen.

Am nächsten Morgen standen schon militärische, mit je sechs schwarzen Maulthieren bespannte Ambulancen bereit, uns nach dem am Arkansas gelegenen Fort zu bringen. Auf einem guten Fahrweg ging es über die Festungs-Reservation — jedem Fort in den Prairien ist ein oft viele Quadratmeilen großes Stück Land reservirt — nach dem Fort, das vor wenigen Jahren noch, zur Zeit der Indianerkriege, von großer Wichtigkeit war, seine Bedeutung jedoch durch das Zurückdrängen der Indianer und ihrer immer seltener werdenden Besuche gegenwärtig verloren hat. — Zu beiden Seiten des Weges war der Boden von Prairiehunden unterwühlt, und die komischen Thiere blickten verwundert auf die drei Sechsspänner, die im Galopp an ihnen vorüberfuhren, bellten hin und wieder oder attakirten die zahllosen Eulen, die auf den kleinen Erdhügeln saßen, wie die Obstweiber auf dem Wiener Naschmarkt. Der ganze Boden war mit niedrigem, breitblätterigen Kaktus und Sonnenrosen bedeckt, mit welch' letzteren wir auf unseren Prairiefahrten hie und da ganze Felder dicht überwuchert sahen. Zur Rechten spannte sich über den breiten gelben Arkansas eine lange Brücke, auf einer Strecke von mehr als fünfhundert Meilen weit, die einzige des Flusses.

Die Flagge des Forts war uns zu Ehren aufgezogen, und als wir durch die Pforte fuhren, trat die Hauptwache ins Gewehr. Der Kommandant des Forts, ein Oberst, erwartete uns am Eingange und hieß uns willkommen. Dann begann unser Rundgang durch die schönen, reinlichen Kasernen und Stallungen, Waffenräume u. s. w. — Ich muß gestehen, daß uns alle die übergroße Reinlichkeit, Nettigkeit, ja — ich könnte sagen Eleganz überraschte. Ich hatte noch niemals zuvor Kasernen gesehen, die sich mit diesen hätten messen können, dazu waren sie mitten in der Prairie, fünfhundert Meilen vom nächsten größeren Militärposten entfernt, und sozusagen sich selbst überlassen. Die amerikanische reguläre Armee, so klein sie bei ihren fünfundzwanzigtausend Mann auch ist, kann als tüchtig und tapfer sicher hingestellt werden, ihre Officiere sind trotz aller Korruption in den Regierungs- und Verwaltungs-Kreisen doch ehrenhafte, rechtschaffene Männer, denen man große Hoch-

achtung nicht versagen kann. Ihre Bildung — nicht allein in militärischer, sondern auch namentlich in socialer Beziehung gleicht gewiß jener des europäischen Officiers, dabei besitzen sie eine Bescheidenheit, die manchen ihrer transatlantischen Collegen zuweilen abgeht. So waren auch die Officiere von Fort Dodge Muster ihres Standes. Ihre Einladung zu einer Buffalojagd und einem Streifzug in das Indianer-Territorium konnte verschiedener Umstände halber nicht angenommen werden. Zudem war das Fort des im Norden wüthenden Indianer-Krieges*) wegen von allen Truppen entblößt und nur von sechzig Mann besetzt.

Die Besatzung des Forts bestand überdies aus derselben Ursache zum Theile aus — man höre — jungen Damen, den Frauen der in den Feldzug abgegangenen Officiere, durchweg gebildete Amerikanerinnen, in deren Gesellschaft wir den Vormittag sehr angenehm verbrachten. Die Einsamkeit und Langweiligkeit eines derartigen Festungslebens wird durch die immer häufiger werdenden Fremdenbesuche einigermaßen gelindert. Das Fort selbst ist nicht viel mehr als ein offenes Militärlager ohne Wälle und Mauern, jedoch mit einigen zwanzig steinernen, festungsartigen Gebäuden, in denen man früher Indianerangriffen energischen Widerstand geleistet hat.

* * *

Wie anders gestalteten sich meine Prairiefahrten 1879 und wieder 1884, neun Jahre nach dem geschilderten ersten Besuche! Auf meinen vielen Wanderungen durch die einzelnen Welttheile bin ich niemals einem so erstaunlichen, fast unmöglich erscheinenden Umschwung der Verhältnisse begegnet, habe ich nirgends ein so schnelles und dabei kerngesundes Wachsthum der Bevölkerung, eine so ausgedehnte Besiedlung unbewohnter Länderstrecken gesehen, wie hier im Westen von Kansas. An der Stelle, wo ich vor acht Jahren nichts als große Knochenhaufen auf der weiten gänzlich verlassenen Steppe gesehen, standen 1884 blühende freundliche Städtchen von zwei-, drei- und viertausend Einwohnern, die ihre Cityhall, ihre Spitäler, Theater, Vergnügungslocalitäten u. dgl., von Schulen gar nicht zu sprechen, besaßen, wie irgend eine Stadt des Ostens. Ich wollte meinen Augen kaum trauen, als ich dieses Dutzend seither entstandener Prairiestädte erblickte, Hutchin, Nickerson, Sterling, Kinsley und andere. Von dem wüsten Grenzerleben der früheren Jahre ist in der Mehrzahl dieser Städte keine Spur mehr vorhanden. Biedere, rechtschaffene, wohlhabende Einwanderer aus den Neu-Englandstaaten, die mit Kind und Kegel der günstigen Ackerbauverhältnisse, der vielen Schulen und sonstigen Vortheile wegen zuwanderten, bilden heute den Stamm der Städte-Bevölkerung und duldeten neben sich

*) Der Krieg mit dem Sioux und Modocs in den Territorien Wyoming und Montana.

Leute von dem Schlage der früheren Einwohner keine von Dodge City. Ja es ist sogar in vielen dieser neuen Städte eine Reaction im entgegengesetzten Sinne, eine Hinneigung zum Puritanerthum Neu-Englands entstanden, die sich im ganzen socialen Leben, in vielen Aeußerlichkeiten auf der Eisenbahn, wie in den Straßen und Hotels und Kaufläden offenbart. Wie schnell doch dieser Abschaum der Kultur, der früher hier das Feld beherrschte, verschwand! Ja sogar Dodge City, in früheren Jahren seines zügellosen Lebens wegen weit und breit berüchtigt, ist heute eine verhältnißmäßig „solide" Stadt geworden.

---

8. Steppen-Bilder.

Die „Steppe", das ist die richtige Bezeichnung jenes 300 Meilen breiten Landstreifens, den wir nun zu durchfahren hatten, um an die Felsengebirge zu gelangen. Es waren wohl noch über hundert Meilen bis an die Grenze von Colorado zurückzulegen, aber mit dieser Grenze hört die Steppe nicht auf, sie nimmt im Gegentheil da erst recht ihren Anfang. So lange wir auf dem gesegneten Boden von Ost-Kansas waren, lag wie gesagt noch eine fette Grasdecke auf den Steppen, aber je mehr wir uns der Grenze von Colorado näherten, desto mehr wich es dem niedrigen, braungrauen, gekrausten Buffalogras, das sich kaum zwei bis drei Zoll über den Boden erhebt und Tausenden von Quadratmeilen jenes traurige, trostlose Aeußere verleiht, das einen bei längerem Verweilen zur Verzweiflung bringen könnte. Und trotzdem ist dieses vertrocknete, krause Buffalogras weitaus das beste, schmackhafteste Futter, Pferde wie Rinder ziehen es dem grünsten Prairiegras bei Weitem vor. Einst weideten auf diesen ebenen Flächen Millionen von Buffalos, denn die Eisenbahn kreuzt meilenweit jene tiefeingeschnittenen Pfade, die Buffalotrails. Gegen Süden, am andern Ufer des Arkansas, sieht man wohl noch Heerden von einigen Tausend, mitunter auch vereinzelte Buffalos, aber jene Zeiten, in welchen sie sich den Eisenbahnzügen entgegenstellten und den Kampf mit der Locomotive aufnehmen wollten, sie sind vorüber.

Das breite, gelbe Band des Arkansas blieb uns auf unseren folgenden Fahrten von nun an immer an der Seite. Es war die einzige Abwechslung, die wir auf Hunderten von Meilen gewahrten, und das armselige Kaleidoskop der Prairie bewegte sich die ganze Zeit nur in drei Variationen: Wasser, Gras und Himmel. Hie und da, in Zwischenräumen von zwanzig bis dreißig Meilen, passirten wir kleine Eisenbahnstädte mit einem Dutzend oder mehr Häusern, und nur die Wasserstationen mit ihren Windmühlen und die Telegraphenstangen bildeten unsere Ehrengarde während der ganzen Reise. Schnurgerade verläuft die Bahn vor uns in der Ferne, und die

beiden glänzenden Schienenfaden verschmolzen am Horizont in eine einzige Spitze. Und trotz dieser Einförmigkeit erschien uns die Prairie schön, eben so schön wie der Ocean und wie das Gebirge. Alles, was an die Unendlichkeit grenzt, erweckt die Bewunderung des Menschen. Wir bewundern den Himmel wegen seiner Unendlichkeit, wir bewundern die See, jene grenzenlose Wasserwüste, eben so sehr wie die Prairie, in der sich der Ocean wunderbar wiederspiegelt. Alles um uns liegt in tiefstem Schweigen; während auf dem Ocean das Schäumen der Wellen mitunter furchtbar zum Ohr des Menschen dringt, und die ewig auf- und niedergehenden Wasserberge Leben in die große Einöde bringen, ist hier nichts, die Sinne des Menschen zu fesseln. Das einzige Geräusch ist das Brausen der Locomotive, und halten wir stille, dann zieht bloß ein sanftes Klingen, säuseln leise Klagehauche über die unendlichen Flächen. Es ist der Wind, der die Drähte des Telegraphen in Schwingung versetzt — die Aeolsharfe des grünen Oceans. —

Der Regen, dessen Seltenheit in früheren Jahren ein großer Uebelstand für die Prairiebewohner war, und der noch gegenwärtig in den benachbarten Steppen von Colorado äußerst spärlich auftritt, wird merkwürdiger Weise mit der fortschreitenden Cultur immer häufiger, und die Indianer glauben, die Weißen besäßen ein Mittel, um die wunderthätigen Himmelswasser herbeizuzaubern. Während z. B. die jährliche Regenmenge noch vor einem Jahrzehnt 19 Zoll betrug, ist diese Zahl nur im westlichen Kansas gleich geblieben, während sie in dem bebauten östlichen Kansas auf 32 Zoll gestiegen ist. —

Die Steppe wird hier mitunter von weiten, verdorrten, zerwühlten Strecken unterbrochen, der Sitz der großen „Prairie Dog Towns", Städte der Prairiehunde, die wir schon von der Bahn aus häufig im Fluge erblickt hatten. Die Prairiehunde sind die im großen Westen Amerikas am häufigsten vorkommenden Thiere — die Heuschrecken natürlich ausgenommen. Es ist eine Art Kaninchen, von gelblicher, ich könnte sagen Erdfarbe, doch lebhafter und affenartiger als die ersteren. Möglicherweise verschaffte ihnen das häufige Bellen oder Keifen den Namen „Prairiehunde". Sie leben in Familien von mehreren Hunderten in Erdlöchern, die sie oft viele Steinwürfe weit unter der Erde fortführen und die alle mit einander in Verbindung stehen. Es giebt in der Steppe nichts Lustigeres, als das Treiben dieser köstlichen Thiere zu beobachten. Tagsüber sind sie außerhalb ihrer Wohnungen und treiben sich zwischen den Erdlöchern umher, mitunter, wie Eichhörnchen auf den Hinterfüßen sitzend, die Vorderfüße wie Arme über die Brust gekreuzt, oder sie nagen an irgend einer Wurzel, aber immer beweglich, immer wachsam. Kaum wittern sie Gefahr, so beginnen sie zu bellen um die andern zu warnen, und verschwinden mit Blitzesschnelle in den Löchern. Aber die Neugierde läßt sie nicht ruhig. Keine Minute vergeht, so stecken sie schon behutsam und quietschend ihre Köpfe

hervor, und sind bald wieder alle draußen. Sie sind schwer zu schießen, denn sie befinden sich gewöhnlich über ihren Löchern, werden sie nun auch getroffen, so stürzen sie doch in die Löcher, aus denen sie weder durch Rauch noch Wasser zu treiben sind. Wir machten dieselbe Erfahrung, als wir bei einer „Hundestadt" Halt machten, um einige dieser Thiere zu fangen. Wir waren überzeugt, mehrere verwundet zu haben, denn wir sahen Blutspuren und die Löcher der Schrotkörner auf dem Boden, aber die Prairiehunde selbst waren verschwunden. Kaum hatte sich unser Wagen wieder in Bewegung gesetzt, als sie uns auch schon höhnisch nachkeiften.

Das Merkwürdigste in dem Schlaraffenleben dieser Thiere ist, daß sie ihr Heim mit zwei ganz kuriosen Schlafgenossen theilen, mit Nachteulen und — Klapperschlangen. Und dies sind nicht etwa Ausnahmsfälle, sondern man wird in jeder dieser unterirdischen Ansiedlungen jene Macbeth'schen Hexenschrecken erblicken. Sollte die Gastfreundschaft der Prairiehunde soweit gehen, um diesen unheimlichen Gesellen für ihr Lebelang Unterkunft in ihren Wohnstätten zu geben? Ja, mitunter kommt zu dem sonderbaren Kleeblatt, zu Säugethier, Vogel und Amphibie noch ein vierter Gast, der gehörnte Frosch. Nun denke man sich die Steppe noch mit den sonngebleichten Buffalo- und Antilopengerippen bedeckt, und hie und da ein Aas, von Wölfen zerfleischt, dann hat man das Bild aus der Shakespeare'schen Hexenscene in Wirklichkeit. Wahrscheinlich geht es den Prairiehunden mit den Klapperschlangen so, wie dem Maulwurf und dem Igel in der bekannten Gellert'schen Fabel, nur daß die Prairiehunde sich von ihren Gästen nicht heraustreiben lassen. Erst, wenn der Knäuel der Klapperschlangen, die hier zu Myriaden vorkommen, zu dicht wird, wenn diese giftigen Bestien sich an ihren Gastgebern zu vergreifen anfangen, dann sagen Prairiehund und Eule dem Schlosse ihrer Väter Lebewohl, und wandern Arm in Arm im irdischen Jammerthale weiter, um sich irgendwo ein neues Heim zu gründen. Aber die Eule ist den Prairiehunden häufig selbst eine zänkische und gar böse Schwiegermutter, denn mitunter zwingt sie die Hungersnoth, mit ihrem spitzen Schnabel dem Schlafgenossen heimtückisch die Hirnschale einzuschlagen.

Daß die Klapperschlangen dergleichen Schandthaten tagtäglich aufführen, und die Gastfreundschaft der harmlosen Prairiehunde dadurch vergelten, daß sie ihnen das Lebenslicht ausblasen, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Dem Menschen jedoch sind die giftigen Dinger lange nicht so gefährlich, als es in Europa etwa geglaubt wird. Hohe Lederstiefel sind der beste Schutz gegen sie, und sollten sie wirklich Jemand gebissen haben, dann ist eine Pinte Whiskey hinreichend, um das Weitergreifen des Giftes zu verhindern. Ich habe niemals gehört, daß die Wunden tödtlich wären. Ueberdies sind die Klapperschlangen der Prairien schon deshalb weniger gefährlich, weil sie niemals auf Jemanden springen, ohne nicht zuvor mit

ihrer Klapper gerasselt zu haben. Der hohle, dem Zirpen der Grillen ähnliche, aber weniger metallische Ton ist ein sicheres Warnungszeichen. Alte Prairie-Trapper erzählten uns, daß die Schweine mit großer Vorliebe Klapperschlangen aufsuchen und verzehren, wie auch, daß das Fleisch derselben mitunter den texanischen Hirten als Speise diene.

Auch die Elennthiere haben sich größtentheils nach nördlicheren Gegenden zurückgezogen. Nur die Antilopen, jene zierlichen, über die Steppen rasenden Thiere sind noch in Massen vorhanden und wir sahen sie häufig in Rudeln an uns vorübersausen. Sie sind die schönsten Thiere jener Ebenen und können leicht gezähmt werden. In Lakin, damals nur ein einsam in der Steppe stehendes Restaurant und die Mittagsstation der Atchison-, T.- u. St.-Fé-Eisenbahn, heute eine ganz stattliche Ansiedlung, sahen wir mehrere gezähmte Antilopen, die neugierig mit ihren herrlichen, schwarzen Augen den Zug betrachteten.

Desto häßlicher und abscheulicher sind die eben so häufig in der Prairie vorkommenden Wölfe, die Coyotes, deren Bekanntschaft aus der Ferne wir oft machten. Es sind die feigsten und verächtlichsten Vierfüßler, ja den Prairiejägern ist kein Thier so verhaßt, wie dieser Dieb. Uebernachteten wir in der Prairie, dann hörten wir mit einbrechender Dämmerung das kurze, stoßweiße Bellen eines einzigen Wolfes. Dies ist das Versammlungszeichen. Bald antworteten mehrere, und binnen Kurzem dringt durch die Prairie ein Geheul, wie man es sich lauter und schrecklicher kaum vorstellen kann. Die Thiere scheinen mit einander um die Wette heulen zu wollen, und jeder neue Ankömmling wird mit gleicher Musik begrüßt. In das Lager der Reisenden wagen sie sich jedoch nur selten und nur bei Tagesanbruch. Dann schleichen sie sich unter die Wagen, stehlen irgend etwas Eßbares, wenn es auch nur der Mantelsack unter dem Kopfe eines Schläfers wäre, und laufen mit eingezogenem Schwanz davon, ohne dem Menschen Harm anzuthun. — Merkwürdigerweise war früher den Prairie-Jägern und Trappern das furchtbare, markerschütternde Geheul der Wölfe ganz willkommen, denn so lange es hörbar, ist auch keine Gefahr von den Indianern zu fürchten. Sobald jedoch das Geheul verstummt, sind Indianer gewiß in der Nähe. — Größere Thiere wagen die Coyotes einzeln nicht anzugreifen, sondern sie folgen ihnen und warten, bis einige andere Kriegsgefährten herbeikommen. Dann wird der gemeinschaftliche Angriff unternommen, der gewöhnlich mit der Niederlage des Buffalo endet.

Um nun noch diese Menagerie der Prairie, zu der sich noch Adler, Geier und zahllose Falken gesellen, zu vervollständigen, sei noch des Panthers Erwähnung gethan, der in jenen felsigen Parthien der Steppe, in die wir eben einfuhren, ziemlich häufig zu finden ist. Er, wie die wilde Katze sind dem Menschen selten gefährlich, und nur der tigergroße und tigergleiche Cuguar oder texanische Löwe, der sich in dem kaum hundert Meilen entfernten Texas noch vorfindet ist ein gefährlicher

Gegner des Menschen. Sie alle kommen in den Gegenden östlich von Dodge City gar nicht mehr vor.

Uns Touristen war das unangenehmste und unseren Nasen gefährlichste wilde Thier die — Stinkkatze, die wir an der Bahn und auf unseren Kreuz- und Querfahrten durch die Prairie überall antrafen. Der Gestank, den dieses ungesellige Thier verbreitet, ist ganz unerträglich und selbst wenn wir auf der Eisenbahn an einer solchen Bestie vorüberfuhren, so war der Waggon für einige Minuten zum Ersticken von dem unangenehmen Duft durchdrungen. Und auf diese, übrigens auch den Vögeln sehr gefährlichen Thiere ist schwer Jagd zu machen, wenn man seinem Geruchsinne dabei nicht große Zumuthungen machen will. Drum gedeihen und duften sie auf der Prairie noch immer fröhlich weiter.

Von Dodge City angefangen, durchfuhren wir meilenweite Strecken, auf denen das Gras vollständig verbrannt war, und der nackte, kohlschwarze Boden zu Tage lag.

Größtentheils tragen die Lokomotiven Schuld an diesen Prairiebränden, die sich häufig über Hunderte von Meilen hinziehen, aber zeitweilig sind es die Indianer, welche die Prairie mit Absicht in Brand setzen. Im Herbste, wenn sie sich für den Winter mit Fleisch und Vorräthen versehen müssen, erleichtern sie sich die Jagd dadurch, daß sie viele Meilen Prairie abbrennen und bloß einen wenige Meilen großen Strich stehen lassen. Natürlich eilt das Wild dahin, und dann ist es auch leicht umzingelt und getödtet. — In östlichen, angesiedelten Gegenden kommen jedoch Prairiebrände ebenso häufig vor, wie hier, und dann schützen sich die Ansiedler dadurch, daß sie ein Gegenfeuer anlegen, das die Grasflächen um ihr Gebäude herum absengt, und so dem großen, rasch über die Prairien eilenden Brande die Nahrung entzieht. Einige ziehen um ihre Felder mit dem Pflug tiefe Furchen, und die, so an die Oberfläche gekommene feuchte Erde setzt dem Weitergreifen des Feuers ein schwaches Hinderniß entgegen. Aber in der Regel ist es zu solchen Mitteln zu spät, denn der wüthende Brand wälzt sich mit Windesschnelle, manchmal zwanzig Meilen pro Stunde, über die weiten, offenen Flächen, Alles niederbrennend, was im Wege steht, und nichts zurücklassend, als eine verkohlte schwarze Spur, auf der bis zum nächsten Jahre nichts mehr wächst. Dann wird der Graswuchs aber desto üppiger.

Prairiebrände sind das großartigste Naturschauspiel, das man in jenen weiten Steppen sehen kann, wir standen oft schreckerfüllt und stumm zur Nachtzeit auf der Plattform unseres Waggons, das grausige Schauspiel bewundernd. In der Ferne so weit das Auge reicht, flackernde Feuerzungen bis auf zehn Fuß Höhe emporsteigend, und mit Wolken schwarzen Qualmes den ganzen Horizont erfüllend. Es ist eine Flammenmauer, die sich mit rasender Schnelligkeit nähert, — wie einstens die Wassermassen des rothen Meeres das Herr der Pharaonen verschlangen, so drohen die Feuermassen des Prairiebrandes dem Wanderer Verderben und Tod.

Aber dies ist nur dann der Fall, wenn das Gras besonders hoch steht und durch lange Dürre trocken wurde. Sonst ist es leicht, diese Feuerlinie von kaum sechs Fuß Breite zu überspringen, um in vollkommener Sicherheit zu sein. Darum fürchten die Ansiedler die Prairiefeuer nur wenig, und ihre Habe und ihr Leben ist vor ihnen vollständig sicher. Es ist ein Schreckgespenst, das in den Romanen eines Gerstäcker und anderer spukt, aber trotz aller Großartigkeit des Anblicks keineswegs so gefährlich ist. —

Es war gegen Abend, als wir nach unendlich scheinender, eintöniger Fahrt an die große Brücke des Arkansas kamen, an deren Enden zwei große Pfähle mit den Aufschriften: „Kansas" und „Colorado" aufgestellt waren. Colorado, das vielgerühmte Paradies Amerikas, lag also vor uns, und schon der Name der nächsten Station „Granada" sagte uns, daß wir in ehemals mexikanischen Landen waren. Aber die Station, deren Name uns zu den größten Erwartungen berechtigte, hat mit der uralten Maurenstadt im Lande der Spanier nichts gemein; nichts ist hier, um die Erinnerung wach zu rufen an die prächtige, ruinenreiche Residenz der maurischen Herrscher. Anstatt der anmuthigen, mit Palmen und Orangen bewachsenen Höhen der Sierra Nevada, die flache, todte, einförmige Indianersteppe; anstatt des lauschigen klaren Xenil, der das Thal von Granada bewässert, der gelbe, breite Arkansas, an dessen Ufern weder Baum noch Strauch zu sehen ist; anstatt der herrlichen Königsburg, der Alhambra, nichts als ein kleines bretternes Stationshäuschen, das in breiten schwarzen Lettern den Namen „Granada" führt!

Das war das Granada Colorado's, oder vielmehr der Platz wo Neu-Granada einst stehen sollte. Etwa hundert Schritte von der Station entfernt, standen noch zwei andere Holzhäuschen, von denen das eine auf ungeheurer Tafel die Aufschrift: „El Progreso" führte. Das Schild hatte, vielleicht wie sein Eigenthümer, offenbar einst bessere Tage gesehen. Jetzt war es die Zierde einer Spelunke mit einem glaslosen Fenster und zerbrochener Thür, die Granada's erstes Hôtel repräsentirte. Ich bewundere den Eigenthümer, der noch immer mit der Devise „Progreso" durchs Leben segelt. Wäre die Devise „Retirada" nicht besser am Platze?

Aber man würde Granada Unrecht gethan haben, wollte man die ganze Stadt damit abgefertigt haben. Granada besaß auch Waarenvorräthe, wie wenige andere Städte der Welt; Flugdächer, unter denen Hunderte von Buffalohäuten zum Transport aufgestapelt lagen, und außerhalb der Flugdächer ungeheure Haufen von — Gerippen und zusammengelesenen Knochen.

Weiter! Trockenes, zusammengeschrumpftes Buffalogras bedeckt den Boden. Meilenweite Strecken entbehren auch dies, denn die Sonne oder die glühenden Funken der Lokomotive haben es versengt. — Wieder andere Strecken sind weiß wie die Schneefelder des Nordpols und dabei heiß, wie die Wüsten Afrikas. Die Sonne, die

das Gras versengte, entzog auch dem Boden für mehrere Fuß Tiefe die Feuchtigkeit, die auf die Oberfläche gelangend und verdampfend, ihren Salpetergehalt auf den weiten Steppen zurückließ. So bewegt sich das traurige Kaleidoskop der Steppen Colorado's in dem Rothbraun des Buffalograses, dem Weiß der Salpeterflächen und dem Schwarz der verkohlten, niedergebrannten Prairien.

Aber es blieb nicht immer so. Die Steppen wurden gegen Abend grüner, und hie und da sah man an den Ufern des Arkansas ungeheure Viehherden, zumeist aus Texas, an die Bahn getrieben, um von da in die Schlachthäuser von Kansas-City transportirt zu werden. Das Vieh sah groß und stark aus und war oft in Heerden von mehreren Tausend Stück beisammen, die von berittenen Hirten, texanischen „Rancheros" überwacht wurden. Die Ebene hatte wellenförmigem Terrain Platz gemacht, aus dem sich vereinzelte, senkrecht aufsteigende Tafelberge „Buttes" erhoben, deren im oberen Theile vertikale Wände von Wind und Wetter gar traurig mitgenommen waren. Es sind Sandsteinberge, in ferner Zeit durch die Ausflüsse der Felsengebirge hier aufgeschwemmt und in rascher Zerstörung und Zersetzung begriffen. In ihren Höhlen und Löchern, geschützt und verborgen durch herabgestürzte Felsentrümmer, hausen Panther und Cuguar. Auch der Arkansas floß nicht mehr kahl und öde einher. Seine Ufer waren mit großen, alten Silberpappeln geschmückt, und seine Wasser waren klarer und frischer. — In den Seitenthälern herrschte überall üppiger Baumwuchs.

Noch einige Meilen, und wir sahen hoch über die Bäume emporragend, einen großen Mastbaum mit aufgehißter amerikanischer Flagge. Sie wehte über dem Militärfort Lyon, dem gegenüber, auf dem südlichen Ufer des Arkansas, das Städtchen Las Animas liegt. —

Aber unsere Aufmerksamkeit wurde bald von der Stadt abgelenkt. Einige Mitreisende waren bereits mit allerhand Perspectiven und Dollonds damit beschäftigt, den blauen Horizont im Westen nach den Spitzen der Felsengebirge zu durchforschen, die von Las Animas aus schon sichtbar werden. Wir sahen nur schwaches Gewölk an der bezeichneten Stelle, aber als wir in die Station einfuhren und die Plattform des Bahnhofgebäudes erstiegen, da konnten wir am fernen Horizont deutlich einen dunkelblauen Kegel erblicken, der sich von dem im Abendroth goldig glühenden Himmel scharf abhob, und einen ungeheuren, dreieckigen Schatten auf die Ebene unter sich warf.

Es war der Pikes Peak.

Wer würde es glauben, daß das kleine, tausend Einwohner zählende Städtchen Las Animas Vergnügungsplätze wie „Olymp" und „Alhambra" aufweisen kann? Auch der Thespis-Karren, bespannt mit leichtfüßigen, geflügelten Elfen und bemannt mit allerlei Helenen, schönen Galatheen, mit Blaubarts und Falstaffs, galoppirt bis-

weilen durch die Gegenden von Colorado und hält dann zuweilen in Las Animas. Zur Zeit unseres Besuches war kein Theater da, „Olympic“ war geschlossen, aber „Alhambra“ stand weit offen, es zog Trapper und Touristen an, wie Honig die Fliegen. Auch wir wollten ein wenig an diesem imaginären Honig lecken, bekamen aber die Zunge voller Blasen. Es war, wie gesagt ein großer Tanzsaal mit obligatem Trink-„Bar“ — Spieltischen mit Monte und Pharo, Gesichtern und Figuren, ähnlich wie in Dodge City. Aber in gewissen Beziehungen war der Besuch für uns doch interessant. Wir sahen mexikanische Tänze, getanzt von Indianerinnen. Nur war es nicht Fandango, sondern ein gewöhnlicher Baile, und die Indianerinnen waren plumpe, kuhäugige Rothhäute in europäischem Gewande, wenn man ein einziges Röckchen an dem Körper europäische Bekleidung nennen kann. Die einzige Pièce de resistance am oberen Körpertheile war ein vorne halboffenes Leibchen. Viehtreiber bildeten die gesuchtesten Tänzer; „Herr“ und „Dame“ — je zwei Paare — reichten sich die Hände, und so ging es beim Tacte der Musik bald rechts, bald links im Kreise herum, der Tänzer mit den Absätzen auf den Boden und hie und da auf den Fuß einer Tänzerin stampfend, worauf ein Stoß in die Rippen des schwergestiefelten Tänzers die Folge war. Auf dieselbe Weise wiesen die Damen auch etwa zu starke Anlehnungen und Auflehnungen der Tänzer gegen das schöne Geschlecht zurück. Gegen uns benahmen sich die anwesenden Mexikaner und Prairiebewohner mit einer Achtung und Zuvorkommenheit, die mit ihren Manieren gegen die „Damen“ lebhaft kontrastirte. Uebrigens sollte auch Las Animas bald von seinen Fledermäusen gesäubert werden. Die Stadt besitzt thätige, umsichtige Bürger, denen der Ruf der Stadt und das gesittete Leben daselbst hoch steht. — Deshalb werden nicht viele Jahre mehr vergehen, und sogar die Stätten dieser wilden Orgien werden verschwunden sein. —

---

9. Ein Hafen der Prairie.

Langsam kam der neue Tag in die Prairien. Der Himmel war heute mit Wolken bedeckt. Sie zeigten uns an, daß wir in den Zauberkreis der Felsengebirge getreten waren. Die Luft war kühler als in den ewig sonnigen, ewig heißen Gluthpfannen, den Prairien, und fröstelnd hüllten wir uns in unsere Decken. Der Wind, der lose Geselle, kam von den Schneegebirgen drüben herabgesaust und strich kühl über die Ebene. Droben in den Lüften hauste er wüthender und jagte die Wolken wie eine Schafheerde vor sich her. Zuerst riß er die graue, nebelige Wolkenschicht in Fetzen und blies Löcher durch, wie um Platz zu machen für die zarten ätherischen

Sonnenstrahlen, die eben von der jungen Sonne am Horizont angelangt waren, und vergeblich gesucht hatten, die grauen, feuchten Himmelskissen zu durchbrechen. Diese letzteren, die Wolken, hatten die Nacht über genug gefroren und wollten die Strahlen nicht zur Erde lassen, bevor sie sich nicht selber daran gewärmt. Da kam der Wind und jagte die feuchten Gesellen davon, alsbald kamen die lichten, dünnen Strahlen wie Pfeile herniedergetanzt auf die Erde und erleuchteten und erwärmten sie.

Ein paar Schaufeln frischer Kohle in die Lokomotive, und fort ging's wieder weiter gegen Westen. Es schien, als wolle die große Ebene und mit ihr der amerikanische Continent kein Ende nehmen, geradeso wie es einst Columbus und seinen Gefährten auf dem Meere erging. Aber wir hatten doch wenigstens ein bestimmtes Ziel vor uns, dieses Ziel war Lajunta, damals der dritte und größte Prairiehafen.



„Auf hoher See".

Wer würde es glauben, daß die beiden Städte Las Animas und Lajunta, achtzehn Meilen von einander entfernt und kaum ein paar hundert Einwohner besitzend, durch zwei direkte Bahnen mit einander verbunden sind?

Beide Bahnen laufen in der Entfernung von kaum dreißig Schritt parallel neben einander durch die Prairie. Beide haben ihren eigenen Telegraphen. Beide sind im Betrieb. Die Linie, welche sich hier parasitisch der Atchison-, Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahn zugesellt und schon nach so kurzem Leben in Lajunta endet, ist ein Zweig der von Kansas City nach Denver in Colorado laufenden Kansas-Pacific-Eisenbahn, welche hier der genannten Rivalin das Wegerecht und die Unterstützung von Seiten der Regierung Colorado's, welche jeder zuerst gebauten Bahn zu Theil wird, streitig machen wollte. Wegen Geldmangel wurde jedoch der Weiterbau nach Pueblo, der Hauptstadt Südcolorado's, unterlassen. Uebrigens ist es hier leicht Bahnen und noch dazu gute Bahnen zu bauen, denn die Kosten belaufen sich durchschnittlich, Brücken, Dämme und Bahnhöfe mit eingeschlossen auf ca. 15,000 Dollars pro Meile.

Die kurze Strecke zwischen Las Animas und dessen junger Rivalin Lajunta war bald zurückgelegt. Der letztgenannte Ort bestand 1876 aus einigen Holzbaracken und zwei großartigen Commissions- und Exporthäusern, die beide in Texas und Neu-Mexiko Zweiggeschäfte haben, und deren Umsatz sich alljährlich nach Millionen berechnet. Der Ort zeigte damals ganz den Charakter eines Prairiehafens. Hunderte von Schiffen der Prairie — d. h. mit Leinwand überspannte Fuhrwerke — kamen und gingen täglich nach allen Richtungen hin, nach Arizona und Neu-Mexiko, nach Texas und dem Indianer-Territorium, oft auf Strecken 800 bis 1500 Meilen Ent-



Prairie-Hunde.

fernung. Auch die Einwohner waren größtentheils spanisch-mexikanischen Stammes, vielfach vermischt mit indianischem Blut. Die größte Zahl der auf dem Bahnhof und in den zwei Straßen der „Stadt" herumlungernden Fuhrleute, Hirten und Viehknechte sind von indianischen Müttern geboren und haben Mexikaner zu Vätern — hohe kräftige Gestalten mit von der Sonne verbrannten Gesichtern, breiten mexikanischen Hüten, ledernen verbrämten Jacken und gleichen Beinkleidern, die bis über die Kniee hinauf in gewichtigen Stulpstiefeln stecken, falls sie überhaupt irgend welche Beschuhung haben. In einem breiten rothen Gürtel stecken Revolver und ein breiter Dolch. An der Seite hängt ein Beutel mit Tabak. Jacke und Hemd sind offen und geben eine Brust frei, deren natürliche, rothe Indianerfarbe von der Sonne, Prairiestaub und Schmutz in ein ungewisses Dunkelbraun verwandelt worden ist. —

Da lungern sie umher, die Matrosen der Steppe, hocken mit angezogenen Knieen an den hölzernen Baracken der Stadt oder liegen flach ausgestreckt am Boden, die unvermeidliche Cigarrette im Munde. — Rauh und verwittert, wie sie sind, wahre Söhne der Prairie, besitzen sie doch eine gewisse Eleganz in ihrer Erscheinung, eine Grandezza, die freilich keiner europäischen Salon-Dame imponiren würde, die sich jedoch dem rohen, ungeschlachten irländisch- und deutsch-amerikanischen Fuhrmanne gegenüber, vortheilhaft ausnimmt. Ich habe dieselbe Würde, dieselbe Artigkeit Fremden gegenüber auch fernerhin, selbst in den untersten Volksschichten Neu-Mexiko's gefunden. — „Stolz lieb' ich den Spanier" und seine Nachkömmlinge in diesen, von aller Welt abgeschnittenen Gegenden haben diesen Stolz auch durch Jahrhunderte zu wahren gewußt.

Die Häuser und Hütten Lajunta's trugen schon ganz den spanischen Charakter, nur erinnerten noch die vielen Schnapskneipen an das damit gesegnete Ost-Amerika. Auch die amerikanische Reklame hatte sich, in's Spanische übersetzt, bis hierher verirrt. „Venta de las Vegas", „Bakery", „buenos Cigarros", „Effectos", u. s. w. prangten riesengroß, hier aber auch großentheils hoffnungslos, auf den Schildern.

Eben zog eine von jenen Karawanen vorüber, die wir später auf neu-mexikanischem Gebiet so häufig sehen sollten, eine Reihe von zwölf Fuhrwerken, jedes bespannt mit vier bis fünf Paar Ochsen, neben denen die Fuhrleute — durchweg Mexikaner, — wenn nicht etwa auch Deutsche in mexikanischer Haut darunter waren — einherschritten. Der Weg — hier Trail genannt, ist ihnen schon seit einem halben Jahrhundert vorgezeichnet. Würden dies nicht schon die tief ausgefahrenen Geleise, so könnten es zur Genüge die Legionen von geleerten Sardellen- und Compot-Büchsen thun, welche am Wege umherliegen, — die einzigen Zeichen der menschlichen „Cultur".

Wir wandten uns zurück zu den eigentlichen Docks und Werften des Prairiehafens Lajunta. Die Magazine befanden sich in einem mehrere hundert Fuß langen zwei Stockwerke hohen Gebäude, das zu beiden Längsseiten breite Laufbretter besaß. Knapp unterhalb der einen Plattform liefen die Geleise der Eisenbahn, so daß die vom Mississippi kommenden Waaren direkt aus den Waggons auf die Plattform, und von da durch große Thore in den Speicher gebracht werden konnten.

Die Masse der hier in solchen Prairie-Häfen aufgespeicherten Waaren der verschiedensten Art war wirklich erstaunlich. Zunächst waren es Lebensmittel, die nach Neu-Mexiko bestimmt sind, dann Hausbedarf, wie Kerzen, Talg, Kaffee, Stoffe, Fleisch, Speck und Schinken. Speck und Schinken kommen hauptsächlich aus den großen Schlachthäusern von Kansas-City, während die anderen Waaren zumeist vom St.-Louis aus versendet werden. Der größte Umsatz wird durch Zucker erzielt, der auf den „Prairieschiffen" nicht in der Form von Hüten transportirt, sondern, wegen der

billigeren Fracht und leichteren Verpackung in Säcken, zuvor zerkleinert wird. Auch an Ackergeräthschaften, Jochen und Zuggeschirren, Waffen und Hauseinrichtungsstücken wird viel exportirt.

In den Magazinen herrschte das regste Leben. Viele Dutzende von Händen waren damit beschäftigt, die großen Waarenballen und Kisten zuvor auf die Waage, und von da auf die andere Plattform zu bringen, von wo sie in die „Prairie-Schiffe" verladen wurden. Diese letzteren waren mit ihrer Rückwand zu Dutzenden wie eine Batterie gegen die Plattform gefahren. Die Deckreifen waren abgenommen und die Wagen ausgespannt. Die letzteren sowie die Bespannung sind Eigenthum des Fuhrmannes, dieser empfängt die Ladung und schichtet sie selbst in seinen Wagen. Ein Beamter des Hauses stellt ihm dann den „Schiffsschein" aus und giebt ihm die Liste der verladenen Waaren mit ihren Adressen. Die Fuhrleute werden nach der Strecke und der Anzahl Pfunde bezahlt, welche sie verladen haben. Gewöhnlich beträgt eine Wagenladung 3 bis 5000 Pfund, und der Preis ihres Transportes nach beispielsweise dem etwa 300 Meilen entfernten Santa-Fé erreicht $1^1/_2$ Cents = 6 Pfennige pr. Pfund, so daß der Kapitän eines Steppenschiffes für seine einmalige Fahrt nach Neu-Mexiko etwa 50 bis 70 Dollars erzielt.

Die Zahl der täglich abgehenden Wagen belief sich damals durchschnittlich auf zwanzig, im Sommer häufig auch auf dreißig und mehr.

Das Verladen der Wagen geht rasch vor sich. Sobald es geschehen, holt der Fuhrmann das im Freien grasende Ochsengespann herbei, bringt es vor den Wagen und fährt aus der Reihe, um einem anderen leeren Wagen Platz zu machen. Dann pflanzt er die Wagenreifen wieder auf, zieht die Leinwand darüber und ist zur Abreise bereit.

So geht es den ganzen Morgen und Vormittag über, bis der letzte Wagen gefüllt und die letzte Karawane abgegangen ist. Aber der Rest des Tages ist ebenso geschäftig belebt, wie der Morgen. Stets kommen zurückkehrende Wagen, Eisenbahnzüge, Viehheerden u. s. w. —

Auf dem Platze um die Waarenlager sind ganze Wagenburgen zusammengestellt; die einen bestehen aus neuen, zum Verkauf ausgebotenen Fuhrwerken, die andern gehören heimgekehrten Karavanen an, deren Fuhrleute sich im Innern ihrer Wagenburgen ihr Zelt aufgeschlagen haben und sich mit der Reparatur ihres Materials beschäftigen. Dieses Material selbst ist der Beachtung werth, denn es zeigt mitunter — jetzt freilich selten mehr — die originelle Industrie der Mexikaner. Ihre Karren z. B. sind von biblischer Einfachheit. Der Kasten ist roh aus dem Holz der Silberpappel zusammengesetzt. Nägel und Eisenbänder sind daran nicht zu finden, alles ist mit Bindfaden und Streifchen aus rohen Häuten zusammengefügt. Die Räder bestehen aus plumpen halbrunden Segmenten, die durch hölzerne Stifte höchstens zu annähernder

Kreisform verbunden werden. So ziemlich in der Mitte dieses sonderbaren Fabrikates befindet sich ein Loch, durch das die plumpe hölzerne Achse gesteckt wird. Vom Schmieren der letzteren ist nie die Rede, und das Gekreisch der Räder beim Fahren ist wirklich markerschütternd. Daß sich derartige Wagen bei einer Reise von so vielen Meilen mit einem Dutzend Reserve-Achsen versehen müssen, ist selbstverständlich.

Heute allerdings ist der mexikanische Carromato nahezu vollständig von dem praktischen Kansas-Wagen mit federndem Kutschersitz verdrängt. Der Mexikaner ist den Neuerungen, sofern dieselben in seinen Augen praktisch erscheinen, durchaus nicht abhold und hat auch, wie wir späterhin in Santa-Fé und Mora wahrnahmen, schon vielfach seine Nationaltracht mit der amerikanischen Civilkleidung vertauscht. —



Ein Prairiehafen. Schiffe im Dock.

In Lajunta endigt jener Zweig der Kansas-Pacific-Bahn, von welchem vorhin Erwähnung geschah, und die Atchison-, Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahn steht allein in Verbindung mit dem nur einige sechzig Meilen entfernten Pueblo, der Hauptstadt Süd-Colorado's.

Seit unserer Abreise von den Ufern des Missouri waren wir allmählig um nicht weniger als fünftausend Fuß gestiegen, befanden uns deshalb auf einem Hochplateau von nahe sechstausend Fuß Elevation über dem Meeresspiegel. Bei einer Steigung von etwa zehn Fuß pr. Meile sind wir mit der Eisenbahn bis auf diese Höhe gekommen, und wir hatten davon nichts wahrgenommen, denn die Prairie erscheint auf Tausende von Meilen eben horizontal, wie eine Wasserfläche. Erst als wir in den Zauberkreis der weißen, gespensterhaften Schneegipfel der Greenhorn- und Sangre-del-Cristo-Kette eingetreten waren, ließ es sich an der klaren, scharfen Ge-

birgsluft erkennen, daß wir jetzt um sechstausend Fuß dem Himmel näher waren. — Die höchsten Bergriesen der Felsengebirge lagen vor uns; im Süden von den wunderherrlichen „Spanish Peaks“ oder, wie sie nun im Spanischen heißen „Las dos Hermanas“ begrenzt, während im Norden der gleich schöne Pikes Peak die Gebirgskette abschließt. Während die anderen Gipfel alle die weiße Schneehaube zeigten, ist er unter den Titanen der einzige, der seinen kahlen, gelben Schädel gen Himmel reckt, ohne daß wir von hier aus irgend eine Spur von Schnee auf ihm entdecken konnten.



Vor Anker.

Wir hatten den weiten Prairie-Ozean überschritten, Pueblo lag vor uns. Eine andere Atmosphäre, anderes Leben, andere Naturbilder zeigten sich hier. Wie sich der Reisende nach einer langen Fahrt durch die Ebenen des Pendjab plötzlich dem Himalaya gegenüber befindet, so erging es uns Touristen nach der Steppenfahrt. Wir waren am Fuße der gewaltigen Felsengebirge angelangt und betrachteten staunend die Garde von Titanen, diese unzähligen, schneebedeckten Gipfel, diese Wälder und Parks. — Allein ehe wir in dieselben eindringen und das Rückgrat des Continents durchforschen, wollen wir den Lauf der berühmten Pacific-Eisenbahn verfolgen, die vom Missourifluß durch den Prairie-Staat Nebraska läuft, und im Territorium Wyoming die Felsengebirge überschreitet.

B. Nebraska und die große Pacific-Bahn.

10. Im Thale des Platte-Flusses.

Wir sind in Omaha, der Hauptstadt des Staates Nebraska,*) und auf dem Wege nach Californien. Der Leser wird Omaha in den älteren geographischen Werken und Landkarten vergeblich suchen. Omaha besteht erst seit etlichen dreißig Jahren und an seiner Stelle damals befand sich auf den Landkarten Amerikas, westlich vom Missouri bis zu der Küste Californiens, ein großer weißer Fleck mit der Bezeichnung: „Die große amerikanische Wüste — unerforscht." An der Stelle jedoch, wo heute der große Handels- und Verkehrs-Mittelpunkt Omaha steht, befand sich eine Bretterhütte, in welcher der Fährmann des Missouri-Bootes wohnte, (bis zu einem Ueberfahrtsboot hatte sich die Civilisation damals schon emporgeschwungen,) denn diesseits des Missouri stand das kleine Mormonenstädtchen Kanesville — und von da aus unternahmen die Mormonen hie und da Streifzüge auf das andere Ufer des Missouri — des damaligen Styx von Amerika, nach den Prairien des fernen Westens.

Dreißig Jahre sind seitdem vergangen. An Stelle der gebrechlichen Fähre finden wir eine kolossale eiserne Brücke über den Missouri, eine der größten Brücken Amerikas, von nahezu 3000 Fuß Länge. An Stelle der Mormonenansiedlung Kanesville steht die blühende Stadt Council Bluffs mit 20,000 Einwohnern, und jenseits des Missouri, an dessen Ufer entlang gebaut, befindet sich Omaha, die kommerzielle Hauptstadt von Nebraska, mit nahezu 40,000 Einwohnern, dem Staatscapitol, Hochschulen, großartigen Verkehrsanstalten, industriellen Etablissements, Maschinenwerkstätten und Hôtels, eine der bedeutendsten Städte des Mississippigebietes! — Alles das ist der Eisenbahn zu danken, deren unendlich wohlthätigen Einfluß auf die Civilisation man

---

*) Das ursprüngliche im Jahre 1854 als Territorium organisirte Nebraska erstreckte sich bis an die Nordgrenze der Vereinigten Staaten, indem es das ganze Gebiet zwischen dem 40. und 49. Breitengrad, und zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen, 351,588 englische Quadrat.-Meilen umfaßte. Nachdem hiervon die nördlichen und westlichen Theile, beinahe 4/5 des ganzen Territoriums bildend, abgetrennt und daraus die neuen Territorien Colorado, Wyoming, Montana und Dacota gebildet worden waren, blieb nur der kleinere, südöstliche Theil des früheren Territoriums als Staat Nebraska übrig und ward im Jahre 1867 als socher in die Union aufgenommen. Er erstreckt sich vom Missourifluß westlich bis zum 23. resp. 25. Grad westlicher Länge (von Washington), und vom 40. bis zum 43. Grad nördlicher Breite. Oestlich grenzen an Nebraska die Staaten Jowa und Missouri (vom letzteren nur der nördliche Theil), südlich der Staat Kansas, westlich die Territorien Colorado und Wyoming, nördlich das Territorium Dacota.

erst in Amerika kennen lernt. — Die Eisenbahnen sind hier die Pioniere der Kultur, und ihnen allein ist es zuzuschreiben, daß heute blühende Kulturstaaten in jenen Länderstrecken sich befinden, die noch vor zwanzig Jahren das Gebiet der Indianerhorden und der wilden Thiere waren. Die Eisenbahnen allein waren es, welche die Staaten Kansas, Nebraska und Colorado innerhalb eines erstaunlich kurzen Zeitraums aus dem Boden zauberten, und mag der Tourist auch klagen, daß mit ihnen die Romantik des Reisens verschwunden ist, so waren doch sie allein die Urheber der Blüthe und des Reichthums Amerikas.

Innerhalb eines Jahrzehnts entstanden jene drei großen Bahnlinien, welche durch die Staaten Kansas und Nebraska nach Westen laufend, den Mississippi mit den Felsengebirgen und der Küste des stillen Ozeans verbinden. Durch wasser- und baumlose, menschenleere Wüsten wurden sie gebaut, heute liegen sie im Zentrum eines blühenden Kulturlandes. Aber selbst diese drei Bahnen genügten den Handels- und Ackerbau-Bedürfnissen nicht mehr. Während den letzten zehn Jahre entstanden ein halbes Dutzend neuer Bahnen, Ost mit West verbindend, und heute kann man die pazifischen Küsten auf den verschiedensten Wegen erreichen. Im Norden beginnend, bietet sich zunächst die Canadian-Pacific-Eisenbahn dar, welche allerdings noch nicht gänzlich hergestellt ist, aber kaum mehr eines weiteren Jahres zum Ausbau bedürfen wird. Sie führt durchwegs durch kanadisches Gebiet, im Norden der großen kanadischen Seen und ihres mächtigen Ausflusses: des Lorenzo-Stromes. Westlich des Seengebietes durchschneidet sie die neubesiedelte, so äußerst fruchtbare Provinz Manitoba und läuft dann längs des Assiniboine- und Saskatschewanflusses, bis zu den Felsengebirgen, um nach deren Ueberschreitung am Puget-Sund den stillen Ozean zu erreichen.

Zwischen ihr und der ältesten, der Union-Pacific-Bahn, werden Mississippi und Stiller Ozean durch die in neuester Zeit viel genannte Northern-Pacific-Bahn miteinander verbunden. Die südliche Parallelbahn der Union-Pacific- und noch im Staate

Nebraska ist ungefähr gleich weit von den, die Vereinigten Staaten im Osten und Westen begrenzenden Ozeanen belegen, da die Mitte des Staates in gerader Richtung beinahe 1500 englische Meilen (gegen 390 deutsche Meilen) von New-York am Atlantischen Ozean und ungefähr eben so weit von San Francisco am Stillen Meer entfernt ist. Eine ähnliche, wenn auch nicht so vollständig centrale Lage hat Nebraska in Bezug auf die Ausdehnung der Vereinigten Staaten nach Norden und Süden, indem der 40. Breitengrad, der als die außerordentlich wichtige Centrallinie der Union angesehen werden muß, die Südgrenze Nebraska's bildet.

Die Breite Nebraska's von Norden nach Süden beträgt etwa 45 deutsche Meilen, die Länge von Osten nach Westen durchschnittlich 80 Meilen, der Flächeninhalt 73,995 engl. Quadr.-Meilen = 3576 deutsche Quadr.-Meilen. Obschon nur ein kleiner Theil des früheren Territoriums Nebraska, ist der jetzige Staat Nebraska doch größer als ein Drittel des ganzen deutschen Reichs. Er enthält reichlich 48½ Millionen Acker Land, wovon die östliche Hälfte vorwiegend zum Ackerbau, die westliche vorwiegend zur Viehzucht geeignet ist.

Nebraska gelegen ist die Chicago-Burlington- und Quincy-Eisenbahn. — Im Staate Texas wird diese weströstliche Verbindung durch die Texas-Pacific und die Galveston-Harrisburg und San-Antonio-Bahn hergestellt — wie man sieht — eine stattliche Zahl von Parallel-Bahnen, die hier innerhalb des kürzesten Zeitraums entstanden.

Der berühmten Pacific-Bahn gebührt so zu sagen das Recht der Erstgeburt. Unglaublich waren die Schwierigkeiten bei ihrem Baue. Wer hätte nicht von den zahllosen Angriffen der wilden Sioux und Cheyennes-Indianer, ihrem Morden und Brennen gehört? Kein Tag verging, ohne daß nicht irgend ein Arbeiter zum Opfer gefallen



Ein Prairiehafen: Ein Kapitain.

wäre, keine Woche, wo nicht die Bahngeleise aufgerissen oder in die Steppe geleitet wurden, den Zügen und ihren Passagieren Verderben bringend. Jeder Schritt auf dem Wege von Omaha nach den Felsengebirgen ist der Schauplatz irgend einer Blutthat, und nicht selten sieht man rechts und links der Bahngeleise einsame hölzerne

---

Auf diesem weiten Gebiet, das eine von flachen Thälern durchzogene Ebene ist, die nach Westen, nach den Felsengebirgen zu, wenn auch allmählig, so doch ziemlich stark emporsteigt, wohnte bis 1870 eine verhältnißmäßig geringe Bevölkerung. Nach der Volkszählung der Vereinigten Staaten von 1860 betrug dieselbe 6000 Einwohner, 1870 schon 120,000, jetzt 1885 nahezu das Vierfache, nämlich eine halbe Million! Im Verhältniß zu der Größe des Landes ist sie noch sehr gering, da auf die Quadrat-Meile nur 6 Einwohner kommen. Natürlich sind die Bewohner nicht gleichmäßig über das ganze Land vertheilt. Auf einigen Stellen, besonders im Osten Nebraska's ist die Bevölkerung schon sehr dicht, während andere große Strecken des Staates, namentlich im Westen, noch ganz oder fast ganz unbewohnt sind.

Nebraska's Klima entspricht im Allgemeinen dem gemäßigten Charakter des Klima's der Mittelstaaten, namentlich ähnelt es dem von Jowa, und dem des nördlichen Theils von Illinois, Indiana und Ohio, nur dadurch ein wenig modificirt, daß Nebraska mehr im Innern des Con-

Kreuze oder Grabsteine. — Ohne Inschrift, ohne Jahreszahl stehen sie da, aber trotzdem sprechen sie deutlich genug, sie erzählen in ihrer stummen Sprache die Schauderscenen, die sich an dieser Stelle vor gar nicht langer Zeit ereigneten.

Aber die Civilisation fegte wie der Sturmwind über diese Steppen und riß nieder was sich nicht vor ihr beugte, sich nicht unterwarf. Buffalos und Indianer flüchteten sich nach dem Norden, in die Einöden von Dakota und Wyoming, und aus dem Territorium Nebraska entstand ein wahres Bauernparadies. Der Osten des Staates ist dicht besiedelt, ein reicher und fruchtbarer Landstrich, im steten Aufblühen begriffen.



Ein Prairiehafen: Ruhende Matrosen.

Omaha, dessen Name aus den Reisewerken der sechziger und siebziger Jahren wohl bekannt, und dessen Geschichte mit grausigen Indianerkriegen innig verknüpft ist, kann heute, wie bereits erwähnt, zu den großartigsten Städten des Westens gezählt werden. — Ebenso die nur drei Eisenbahnstunden von Omaha entfernte Staatshauptstadt Lincoln. Ueberall große breite Straßen, breiter als jene der europäischen Millionenstädte, durchweg drei-, vier- bis siebenstöckige Paläste aus Eisen und Stein, Geschäftshäuser, öffentliche Institute, Schulen, Theater. Diese westlichen Städteriesen

---

tinents liegt, eine etwas höhere Lage hat, und das Terrain desselben sich nach dem Missouri zu stärker abdacht, als die östlicheren Ebenen. Hieraus folgt eine größere Trockenheit und Klarheit der Luft, fast gänzliche Abwesenheit von Sümpfen und Fiebern, und im Allgemeinen günstige Einwirkung des Klima's auf die Gesundheit der Bewohner. Im Winter zeigt sich die Wirkung dieser Verhältnisse darin, daß es in den Monaten Dezember, Januar und Februar nie regnet, sondern nur schneit. Auch der Schneefall ist meistens nicht sehr stark, obwohl die Winter in dieser Beziehung ziemlich starke Verschiedenheit zeigen. Sehr selten fällt der Schnee ruhig und in großen Flocken, was ausnahmsweise vorkommt, wenn es einmal bei südöstlicher Luftströmung schneit. Gewöhnlich schneit es bei den häufigen scharfen Nord- und Nordwestwinden. Der Schnee ist dann fein und trocken, und wo das Terrain irgend Veranlassung dazu bietet, wird er zu großen Haufen zusammengeweht. Jeder den Wind brechende Gegenstand, jedes nicht durch Baumpflanzungen geschützte Haus, jede Feldeinfriedigung, jeder Holzhaufen giebt Gelegenheit zu einer solchen Schnee-

sind mit gleichgroßen Städten Europas in keiner Hinsicht zu vergleichen. Omaha zählt beiläufig ebensoviele Einwohner wie Zwickau, Regensburg oder Osnabrück, und doch dürften diese Städte nicht ein Gebäude von jener enormen Größe und verschwenderischen Pracht aufzuweisen haben, wie sie hier in Omaha oder Lincoln straßenauf straßenab in langen mächtigen Reihen stehen — aus der Hauptstraße Omahas könnte man mit Leichtigkeit die Straßen und Plätze Zwickaus herausschneiden. Diese westlichen Städte Amerika's, wie St. Paul, Davenport, Omaha, St. Joseph in Missouri, Kansas City und andere wissen nichts von einem allmähligen Werden, einem langsamen, natürlichen Entwickeln aus sich selbst heraus, sie springen so zu sagen mit beiden Füßen zugleich in ihr wenigstens äußerlich glänzendes Dasein hinein. Ein ganz geringer Prozentsatz der Bevölkerung ist auf der Scholle geboren; in Omaha beispielsweise dürfte es kaum ein Dutzend zwanzigjähriger Jünglinge geben, welche die Stadt als ihre Vaterstadt bezeichnen könnten. In diesen westlichen Städten sieht man auch keinen Uebergang von der offenen Prairie nach den Stadtgemeinden. Sie haben keine Vorstädte und Vororte; das Land um sie herum ist häufig ebenso unbesiedelt, wie hundert Meilen davon entfernt, und man kann sie in ihrem Aussehen und ihrer Eigenart nicht besser charakterisiren, als indem man, bildlich gesprochen aus den Großstädten östlich des Mississippi, aus Chicago oder St. Louis eins der lebhaftesten und stattlichsten Geschäftsviertel, wie aus einem Kuchen herausschneidet, und auf die wie ein Präsentirteller flache Prairie legt. Die amerikanischen Städte sind alle aus demselben Teig gebacken.

Auf einem der Palastzüge der Union-Pacific-Eisenbahn sollten wir nun den grünen Ozean der Prairie überschiffen, — sie sind für die Prairien das, was die großen Passagierdampfer der Hamburger oder Bremer Amerika-Linie für den atlantischen Ozean sind — gleich groß, gleich schnell, gleich prachtvoll und luxuriös

---

anhäufung. Nach einem Schneegestöber sind sehr häufig die Häuser an den nicht dem Wind ausgesetzten Seiten von hohen Schneeschanzen umgeben, die durch einen schmalen, vom scharfen Luftzug freigehaltenen Platz vom Hause getrennt sind. Im ersten Winter der Pacific-Eisenbahn hatten die der Witterungsverhältnisse unkundigen Beamten auf einem Bahnhofe einen Frachtzug während eines Schneegestöbers stehen lassen. Nach Beendigung desselben war der ganze Wagenzug unter einem langen, haushohen Schneeberge begraben, der zugleich auch die übrigen Geleise des Bahnhofes mit zugedeckt hatte. Es mußten Hunderte von Arbeitern requirirt werden, um eine Passage für andere Züge zu ermöglichen. Bei dem geringsten Schneegestöber oder bei bloßem Schneetreiben füllte sich aber der mühsam hergestellte Durchstich wieder, so daß lange Zeit die Arbeit immer wieder erneut werden mußte. Den ganzen Schneeberg zu beseitigen, war erst dem Thauwetter möglich. In manchen Wintern fällt übrigens auch in diesen 3 Wintermonaten nicht viel Schnee und gewöhnlich liegt der Schnee auch nicht lange. Meistens dauern nämlich die Kälte- und Schneeperioden nur kurze Zeit, gefolgt von wochenlangen Perioden schönen Wetters, in denen der Schnee rasch in die warme Luft hinein verdunstet.

eingerichtet. Freilich sind keine Masten da, an denen sich die Segel im Winde blähen, kein Wiegen und Schwanken auf den hohen Wellen, keine Seekrankheit, die die Rosen auf den Wangen der schönen Passagiere entblättern würde. Das Schiff der Prairie rollt ruhig auf den blanken, spiegelglatten Schienen dahin, und ehe wir es denken, ist der Prairie-Ozean überschritten und die Felsengebirge liegen vor uns! —

Die Schlaf- und Salonwagen der Pullmann'schen Palastzüge mit ihrer reichen Ausstattung sind in Europa keine Neuheit mehr. Aber die den Zügen angehängten Waggon-Restaurants sind doch das Non plus ultra im Eisenbahnwesen. Kaum daß wir am Morgen unsere Schlafkabine verlassen und in dem eleganten Ankleidekabinet Toilette gemacht haben, als auch schon der unvermeidliche, in blendendes Weiß gekleidete Neger uns einladet, aus dem Sleeping Car in den „Dining Car" zu treten. Wir zahlen unseren Dollar an der Kasse und nehmen an einem der schon gedeckten Tische Platz. Abermals sind es Neger, die das reichliche Dejeuner auftragen. Beefsteaks, Cotelettes, Fische, Früchte, Eis, Kaffee und Thee in der reichsten Auswahl und Menge und auf das schmackhafteste zubereitet, so daß wir uns in ein New-Yorker Restaurant versetzt fühlen würden, flöge unser Speisesalon nicht mit der Geschindigkeit von dreißig Meilen pr. Stunde durch die Prairie! — Kaum haben wir unser Täßchen Kaffee vertilgt, so werden wir auch schon eingeladen, in den Conversationssaal oder das Rauchzimmer zu treten, wo uns geschmackvolle Fauteuils, vorzügliche Cigarren und die Morgenblätter mit den Nachrichten über die gestrigen Ereignisse in Europa erwarten! Und all' das inmitten der Prairie — zweitausend Meilen von New-York, fünftausend Meilen von Europa entfernt! — —

In der ersten Zeit durchfliegen wir die Ackerbau-Gebiete Amerikas. — Hie und da erscheinen kleine reinliche Städtchen von zwanzig bis fünfzig Häusern, die größtentheils erst in den letzten fünf Jahren entstanden und zumeist von deutschen und böhmischen Einwanderern bewohnt sind. Auf den Stationen überall wohlgenährte, gut gekleidete Landleute und reges, geschäftiges Leben. — Nach den ersten

---

Im ersten Frühlingsmonat, im März, und in den beiden Herbstmonaten, im Oktober und November, fällt nicht viel Regen, dagegen in den für die Landwirthschaft wichtigsten Monaten vom April bis September (beide Monate eingeschlossen) fällt reichlich Regen, fast ebensoviel als in den östlichen Staaten vom Missouri bis zum atlantischen Ozean.

Die Monate März und April sind denen in Deuschland einigermaßen ähnlich, nur nicht so feucht, auch werden die rauhen Tage manchmal schon im März von sehr warmen Tagen von + 15—20° R. unterbrochen, die dann gewöhnlich Gewitter im Gefolge haben. Als Seltenheit will ich erwähnen, daß ich einmal am 1. März ein Gewitter mit Schneegestöber erlebte. Leichte Schneegestöber kommen in diesem Monat nicht selten vor, starke Schneefälle dagegen nur sehr ausnahmsweise.

Der Sommer hat eine durchgängige, regelmäßige Wärme von etwa 15 bis 25° R., die in den heißesten Monaten Juli und August bisweilen auf 28 oder 30° R. steigt. Gewitter bringen

dreißig Meilen von Omaha erreichten wir das breite, offene Thal des Platte-Flusses, eines der größten Nebenflüsse des Missouri, und seinem Laufe folgen wir nun durch ganz Nebraska, mehrere hundert Meilen weit stromaufwärts. Damit haben wir auch das weite Gebiet der Steppe erreicht, die trotz ihrer scheinbaren Verlassenheit voll interessanten Lebens ist.

Noch bevor wir den Platte-Fluß erreichen, überfahren wir auf einer hohen Brücke den Elkhorn-Fluß, der hier in den Platte mündet. Von dieser Brücke stürzte vor Jahren ein Lastzug in den Fluß hinab, ein Ereigniß, das seines „häufigen Vorkommens" wegen allerdings keiner weiteren Beachtung werth wäre, allein ein Waggon dieses Lastzuges war mit jungen Fischen und Fisch-Eiern zur Bevölkerung der californischen Ströme angefüllt; was nun den letzteren durch den besagten Unfall verloren ging, das kam jetzt dem Elkhorn-Fluß zu Gute, der gegenwärtig zu den fischreichsten Flüssen der Prairien gehört.

Der Platte-Fluß verdient den Namen, den er führt. Sein Bett, durch zahlreiche große Sandinseln in ebenso zahlreiche Arme getheilt, ist oft meilenbreit und so seicht, daß man den Fluß durchwaten könnte, wäre sein Grund nicht von dem tückischen feinen Treibsande gebildet, in dem schon häufig Roß und Reiter, Wagen und Pferde rettungslos und spurlos versanken. Das Wasser ist gelb, schlammig, wie das des Arkansas, und der ganze Fluß für die Schifffahrt gänzlich untauglich. Je weiter wir stromaufwärts fahren, desto seltener wird der Baumwuchs, desto seltener die Kultur, nur alle zehn bis zwanzig Meilen erscheint eine Wasserstation der Eisenbahn, wo sich vielleicht irgend ein Einwanderer oder ein Farmer ein Häuschen gebaut. In den weiten, im Norden von kleinen Hügelketten mit steilen Abstürzen (sogenannten „Bluffs") begrenzten Steppen erscheinen hie und da zierliche Antilopen und Prairiehunde. Wohl stehen auf der Karte die Namen zahlreicher Stationen verzeichnet, allein sie bestehen nur aus wenigen Häusern, ein oder zwei Kaufläden, ein oder zwei Zeitungs-Redactionen und einem Hôtel.

---

aber oft plötzlich starke Abkühlung. Regelmäßig wird bei Tage die Hitze durch die fast im Sommer über die weiten Prairien streichenden Winde, die vorherrschend von Südwest kommen, sehr gemildert. Auch hat die höhere Lage Nebraska's die angenehme Folge, daß die Nächte nur selten drückend warm sind. Schwüles Wetter ist überhaupt in Nebraska sehr selten, da die Trockenheit und Reinheit der Luft einen höheren Wärmegrad viel weniger lästig macht, als die schwere und feuchte Atmosphäre Deutschlands. Im Winter ist aus demselben Grunde die Kälte bei denselben Graden weniger empfindlich als in Deutschland.

Die bei weitem schönste Jahreszeit ist, wie fast überall in den Vereinigten Staaten der Herbst. Den Uebergang zu demselben bildet der September mit einigen leichten Nachtfrösten, die ganz regelmäßig in den ersten Tagen dieses Monats eintreten und die Sommerhitze brechen, während später oft Monate lang keine Nachtfröste wieder vorkommen. Die Nachtfröste im Anfang September sind eine eigenthümliche Erscheinung der Mittelstaaten, und in den nördlichen Theilen

— — — Wieder kommt eine Station — oder vielmehr eine Stadt. Boston ist ihr Name. Hat der Leser schon von Boston gehört? Wir suchen auf der Karte. Hier ist es. Ein ziemlich großes Ringelchen, neben dem in fetten Lettern der Name „Boston" steht. Also endlich eine bedeutende Prairiestation! Hunderte von Meilen haben wir nun zurückgelegt, den großen Staat Nebraska seiner ganzen Länge nach durchmessen, noch keine einzige Stadt getroffen. Ueberall hieß es: Hier war eine Stadt von fünftausend — dort eine von zehntausend Einwohnern. Wo? fragten wir „Dort!" und damit wurde stets in's Blaue hinausgedeutet. „Und von dieser Stadt ist keine Spur mehr übrig? kein einziges Haus, kein Trümmerhaufen, keine Hütte, kein Baum?" — „Wann wurde denn diese Stadt gegründet? — „Hm, hm, vor zehn Jahren etwa." — Und wann und wie ging sie zu Grunde? Feuer, Erdbeben? — „Nein. Sie verschwand vor — neun Jahren etwa. Sie wurde abgebrochen. Sie zog weiter." —



Meilenzeiger in der Prairie.

So ging es durch das ganze westliche Nebraska. Ueberall längs der Bahn und den Ufern des Platteflusses standen die großen runden Städteringelchen mit hochtrabenden Namen, nirgends war auch nur ein Haus zu finden. Nicht einmal eine Ruine erinnerte daran; auf den Landkarten waren sogar die bedeutungsvollen drei Punkte ∴ weggelassen worden. —

Nun endlich wieder eine junge Stadt: Boston, mit besonders großem Ringelchen auf der Eisenbahnkarte. Allein wir hatten kein rechtes Zutrauen mehr in diese Ringe.

derselben (zwischen 40. und 43. Breitengrad), wie in Jowa, im nördlichen Illinois u. s. w., sind sie manchmal so stark, daß der um diese Zeit noch nicht ganz reife Mais erfriert. Dieser Erfolg tritt vorzugsweise in niedrigen, feuchten Lagen ein und ist deshalb in Nebraska äußerst selten. Etwas später im September folgt ziemlich regelmäßig eine etwa achttägige, bisweilen auch etwas längere Regenperiode. Dann beginnt der wundervolle Herbst, der sogenannte Indian summer (Indianer-Sommer), der oft von Ende September bis Ende December dauert. Namentlich in den ersten Monaten dieser Zeit herrscht ein fast ununterbrochenes, heiteres, klares Wetter, mit milder Sommerwärme, die allmählig in etwas kühleres Wetter übergeht, bis dann plötzlich eine wirkliche Winterzeit eintritt. Während des Herbstes ist gewöhnlich der Horizont von einem feinen Dunst, oder einem trockenen, nur in großer Entfernung am Horizont sichtbaren Nebel erfüllt, der der Landschaft einen ganz eigenthümlich herbstlichen Charakter giebt. Die Ursache dieser (dem Höhenrauch Deutschlands ähnlichen) Erscheinung bilden die in der Herbstzeit allgemeinen, großartigen Prairiefeuer.

Wir sahen in unserem Reise-Handbuche nach. Boston! Da ist es! Lesen wir seine Beschreibung: „Boston, genannt nach dem sehr ehrenwerthen Guyl. Boston von North Platte. Es ist 368 Meilen von Omaha und 3421 Fuß über der See gelegen — nur ein Ausweiche-Geleise für sich begegnende Züge.“ — Aha! Nun war es aber mit unseren Erwartungen zu Ende und hätten die Ringelchen auch tellergroß auf den Karten gestanden.

— Und dennoch thaten wir den Ringelchen großes Unrecht, denn schon die nächste Station war in der That eine Stadt, Namens Julesburg, benannt nach einem Pferdediebe Jules Burg, der an dieser Stelle von einem anderen Wegelagerer Namens Jack Slade meuchlerisch ermordet worden war.

Das Reisehandbuch informirt uns, daß die „Stadt“ früher „Across the River“ vier Meilen von ihrem gegenwärtigen Orte gestanden hätte, und ein „pretty rough“ „recht roher“ Platz gewesen sei. Also ist die Stadt herabgewandert? Ja. Sie hatte mehrere tausend Einwohner, zog sich jedoch in Folge häufiger Ueberfälle durch die Indianer in unmittelbare Nähe des großen Militair-Fort Sedgwick, das vor zwölf Jahren hier gebaut worden war. Wir suchten mit unseren Ferngläsern am Horizont. „Suchen Sie Sedgwick?“ fragte man. Ja. — „Es besteht nicht mehr. Es wurde abgebrochen.“ —

Enttäuscht senkten wir unsere Ferngläser. Wir hatten genug vom westlichen Nebraska und seinen Städten. Auch von der alten Stadt Julesburg war nichts mehr übrig als der Friedhof. Ein origineller Friedhof fürwahr, denn als die Stadt nach kurzem Bestande 1868 abgebrochen und auf ihre gegenwärtige Stelle überführt worden war, befanden sich auf diesem Friedhofe vier und siebzig Gräber, in denen nur drei — sage drei Menschen ruhten, die eines natürlichen Todes gestorben waren. Die anderen waren alle „in ihren Stiefeln“ gestorben, eine zarte Umschreibung der folgenden Todesarten: Raubmord, Meuchelmord, Selbstmord, Todtschlag, Hängen, Lynch-Justiz. Nur für einen konnte die Umschreibung nicht gelten, denn er war in einem Bette mit unbestiefelten Füßen ermordet worden.

Gegenwärtig besitzt Julesburg, dem Wortlaut des Reiseführers zufolge „ein bis zwei Kaufläden, einige Adobe-Hütten, Stallungen und Vieh-Einzäunungen, und die Bewohner der „Stadt“, etwa fünf Dutzend an der Zahl, gestehen mit einigem Widerstreben ein, daß das Wachsthum von Julesburg „etwas ins Stocken gerathen sei.“ (Es besaß vor einigen Jahren 6000 Einwohner.) Wenn dieses „Stocken“ andauert, so dürfte in einigen Monaten von der Stadt auch nichts übrig sein, als der Friedhof, vorausgesetzt, daß ein solcher überhaupt jemals vorhanden war. — Für Reisende ist es jedoch nicht rathsam, derartige Muthmaßungen über die Zukunft von Julesburg auszusprechen, solange der Eisenbahnzug auf der Station anhält. —

Noch bevor Julesburg durch den Bau der Pacific-Eisenbahn zu ach! so kurzer Bedeutung gelangte, war es bereits eine Station der berühmten „Overland Pony Expreß", der Vorläuferin der Pacificbahn. Am 3. April 1860 ging der erste Bote nach Californien ab. Die ganze Distanz von St. Joseph am Missouri bis San Francisco wurde in zehn Tagen, vom atlantischen zum stillen Ocean hingegen — also 3100 Meilen — in vierzehn Tagen zurückgelegt! Vierzehn Tage! der kürzeste Zeitraum der jemals erzielt wurde, bis — Eisenbahn und Telegraph kamen. Einzelne Reiter bildeten die ganze Post. Die Renner waren Mischlinge von Pferden und Ponies, sie hatten je 60 Meilen im Galopp zu durchrasen. Alle 60 Meilen wurden sie gewechselt, und man kann sich leicht vorstellen, welchen Gefahren diese Post auf ihrem Wege durch die größten Wildnisse von der Natur und den Indianern ausgesetzt war! Die Reiter waren die kühnsten und verschlagensten Trapper des Continents, und ihr Gehalt bestand, in Anbetracht der steten Lebensgefahr in der sie schwebten, in nicht weniger als 1200 Dollars (4800 Mark) pro Monat. Dafür kostete jedoch auch der einfache Brief, welcher gegenwärtig mit 3 Cents berechnet wird, 5 Dollars Gold!

Am 3. April 1860 wurde, wie gesagt, die „Pony Expreß" gegründet. 1863 wurde die erste Telegraphenleitung von Newyork nach San Francisco hergestellt, und damit ging auch die Pony Post zu Grunde. Das Unternehmen wurde nach zweijährigem Bestande und nach einem Verlust von 200,000 Dollars aufgelöst.

---

11. Nach Cheyenne.

Von Julesburg nach Cheyenne sind es allerdings nur etwa 140 engl. Meilen und noch dazu hundertvierzig Meilen nackten, todten Prairielandes ohne Anbau, ohne Stadt, ohne menschliche Wohnung. Die Palastzüge der Pacific-Bahn durcheilen sie täglich, ohne Aufenthalt zu nehmen, und während der Yankee-Passagier auf den weichen, molligen Sammetfauteuils hingestreckt, nur hie und da einen Blick durch die Spiegelscheiben nach den Prairiehunden wirft, die auf ihren Löchern sitzend, die fahrenden Paläste anbellen, malt sich der europäische Reisende hier, in voller Sicherheit gerne irgend einen Indianer-Ueberfall, eine Entgleisung oder einen Zusammenstoß aus. Die ganze Strecke bis Cheyenne ist eben so sehr Wüste, so absolut todt, daß man unwillkürlich seine Phantasie zu Hülfe nimmt, um sie mit allerhand abenteuerlichen wilden Gestalten zu beleben.

Und dennoch thun die Passagiere der U. P. Eisenbahn (dies ist in Amerika die gebräuchlichste Bezeichnung für Union Pacific) Unrecht daran, die Strecke Julesburg-Cheyenne ohne Aufenthalt zu durchfliegen, denn hier wäre jeder Stein historisch, wenn auf dem weichen Prairiegras ein solcher Stein überhaupt zu finden wäre.

Schon in Julesburg, dieser kleinen Stadt mit so großer Vergangenheit, besteht oder bestand gestern — ich bitte zu beachten, daß wir in den schnelllebigen Prairien sind — ein Dug-out, das auf einem weißen Leinwandlappen die Aufschrift führte: „Iliff, the Cattle Kings Tavern", und diese Namen führen uns auf einige Sonderbarkeiten — wenn man will Unregelmäßigkeiten — im Prairieleben. Betrachten wir vor Allem das Dug-out. Es entstand in „Julesburg's besten Tagen", und Mr. Patrik Mc Donald, der gegenwärtige Besitzer (dessen Nationalität der Leser



Der Pilz-Felsen an der Kansas-Pacific-Eisenbahn.

errathen haben wird) schien sehr stolz darauf zu sein, denn als wir das Kellerloch betraten, stand dieser in Fetzen gehüllte, kraushaarige Lump mit seinen grauen Bart-Zotten auf, steckte die Hände in das, was man bei anderen Beinkleidern neueren Datums als Taschen bezeichnet, warf sich in die Brust und sprach: „Yes, Gentlemen, in diesem Dug-out machte ich all' mein Geld." (Er hatte beizufügen vergessen, daß er, nachdem „Julesburg's beste Tage" vorüber waren, auch „all sein Geld" in diesen Dug-out verloren hatte.) — Leider hat Julesburg auch in seinen besten Tagen niemals einen gebrannten Ziegel, niemals einen Baum gesehen, damit ein Haus zu bauen. Als nun Patrick, damals Bahnarbeiter beim Bau der Pacific-Eisenbahn, durch eine leichte, ihm von einen trunkenen Kollegen „zufällig" beigefügte Verletzung auf

dem Hinterhaupte an der „Fortführung seiner Arbeiten" verhindert wurde, beschloß er einen „Wisky Shop" zu gründen. Zur Gründung eines solchen war nun nichts weiter nöthig, als ein volles Whisky-Faß, (Spiritus — und Wasser, zu dessen Verbesserung), endlich ein Spaten. Mit dem letzteren grub Patrick Macdonald ein viereckiges, etwa sechs Fuß*) tiefes Loch in den schönen weichen Boden von Julesburg.

Glücklicherweise war die Bahnverwaltung vorsorglich genug gewesen einige Vorraths-Schwellen im Bahnhofe von Julesburg aufzustapeln; um diese letzteren zur Ueberdachung seines Kellerloches zu benutzen, bedurfte Patrick nichts weiter als seiner Neumond-Nacht, in welcher er nüchtern zu sein hatte. Nach mehrtägigen Versuchen gelang ihm das letztere, und — am andern Morgen hatte Julesburg eine schöne fest überdeckte Taverne mehr, von welcher über dem Boden nichts weiter sichtbar war, als das Zugangsloch und eine Stange mit einem weißen Leinwandlappen.

Das war das Unternehmen, das heute noch bestand, und die Aufschrift „Jliff, the Cattle Kings Tavern" führte. Patrick hatte mit seiner vortrefflichen Whiskymischung das erste Faß schon am ersten Tage verkauft, sein Geschäft ging längere Zeit flott. Allein Julesburg verschwand und mit ihm auch die Stammgäste der Taverne. Erfährt man nun, daß Patrick sich trotzdem die Whiskyfässer zu eigenem Nutz und Frommen kommen ließ, so wird man errathen, wie des Irländers Reichthum wieder verschwand. Aber er wußte dabei noch immer von Jliffs Hirten zu erzählen und sie zu preisen, denn sie bildeten jetzt alle Wochen einmal seine einzigen Gäste und so erfuhren wir denn auch, wer Jliff war.

Jliff war oder ist der Viehkönig der Prairien von Nebraska, denn seine Heerden umfassen nicht weniger als 30,000 Stück Vieh. Seine Futterwiesen und Meiereien, in Amerika „Range" genannt, erstrecken sich über 150 Meilen und ziehen, von dem im Nordostwinkel des Staates Colorado gelegenen Julesburg bis nach Greeley, nahe den Felsengebirgen. Seine Heerden bleiben im Sommer und Winter unter Aufsicht berittener Hirten im Freien und nähren sich ausschließlich von dem fetten Prairiegras, das auch unter dem Schnee wächst. In jedem Frühjahr gehen einige Dutzend Berittene auf die Jagd nach den drei bis vier Jahre alten Stieren aus, welche auf den Märkten des Ostens verkauft werden. Sonst aber bleibt diese kolossale Heerde — eine der größten Amerikas — ganz ohne Pflege, das Aufbrennen des Brandstempels an den einzelnen Kälbern bildet die einzige Arbeit. — Daß das Vieh bei starker Kälte ungemein zu leiden hat, läßt sich leicht denken, und noch im Jahre 1872 erfroren nicht weniger als 5000 Stück auf offener Prairie. — Außerdem betreibt Jliff noch das ausgedehnteste Geschäft im Ein- und Verkauf von texanischem Vieh. Zwanzig- bis dreißig-

*) Diese unterirdischen Wohnungen „Dug-outs" sind in allen Prairiestaaten Amerikas häufig zu finden, da die starken Stürme den Bau von Bretterhütten oder Zelten nicht immer zulassen.

tausend Stück werden ihm alljährlich durch Kansas und Colorado zugetrieben, die er in den ungeheuren Schlächtereien von St. Louis und Chicago wieder verkauft, ein Handel, der alljährlich in die Millionen geht. —

— — — – Auf der Pacific-Eisenbahn dahinfahrend, hatten wir nicht selten Gelegenheit, jene gewaltigen Viehheerden auf denselben Prairiestrecken zu sehen, auf welchen noch vor einigen Jahren Hunderttausende von Buffalos weideten. So zahlreich waren die letzteren da, daß die Züge der Pacific-Eisenbahn häufig Stunden warten mußten, bis die Heerden die Schienengeleise passirt hatten. Wo sind sie jetzt? — Verschwunden. Ausgerottet. Ihre Gebeine bleichen in den ungeheuren Steppen, ihre Felle dienen jetzt in New-York oder Stockholm als Schlittendecken. Zu Hunderttausenden wurden die armen Thiere von den „Buffalos Bill's" und anderen Prairie-Jägern niedergeschossen, lediglich der armseligen Haut wegen, die sie den Büffeln gleich an Ort und Stelle abzogen und in der nächsten Station für anderthalb Dollars verkauften! Die Reste aber blieben auf den Prairien liegen, eine willkommene Beute der Geier und Prairie-Wölfe, die sich seit dieser Massenvertilgung der Büffel in erschrecklicher Weise vermehrten.

Wir waren nicht mehr so glücklich, auch nur eines dieser gewaltigen Thiere zu sehen, und erst tiefer im Süden, in Texas, bekamen wir Gelegenheit zu einer Büffeljagd. Desto häufiger trafen wir die reizenden Antilopen, die rudelweise mit unserem Zug um die Wette liefen, und erst allmählig in schräger Richtung landeinwärts lenkten. Es sind unzweifelhaft die schönsten und schmackhaftesten Thiere der Prairie, wie wir in der „Supper Station" Sidney gelegentlich des Eisenbahn-Soupers erfuhren. Sidney ist der Sitz der Grafschaft Cheyenne im Staate Nebraska und als solche sollte sie sich wohl bemühen, dem Fremden gegenüber würdig zu erscheinen. Bis auf den vorerwähnten Antilopen-Braten konnten wir jedoch mit dem besten Willen und trotz eifrigem Suchen nichts, gar nichts Bemerkenswerthes wahrnehmen. Was Julesburg einstens war, das war Sidney zur Zeit unseres Besuches, eine Karawanserei von Lumpen, Prairie-Jägern, Vagabunden und einigen ehrenwerthen Leuten, die sich Mühe geben, ihre numerische Minorität durch geistige Majorität auszugleichen. Sie bilden die Polizei des Ortes, das sogenannte „Vigilance Committee," oder geheime Fehm-Gericht. Wir hatten Gelegenheit, von der erfreulichen Thätigkeit dieses ehrenwerten Volksgerichtes Beweise zu erlangen. Um mir die nähere Beschreibung desselben zu ersparen, erlaube ich mir einen Leitartikel des größten Blattes von Sidney, des „Sidney Telegraph" nachstehend zu zitiren:

„Die Bewohner unserer Stadt konnten gestern, wenn sie bei der dritten Telegraphenstange westlich vom Bahnhof vorübergegangen wären, gegen Sonnenuntergang einen ebenso komischen, als befriedigenden Anblick genießen. Sidney wurde von einem großen Uebel befreit. Unter der besagten Telegraphenstange stand nämlich

der sehr ehrenwerthe Mr. Jim Moore, während knapp neben ihm drei maskirte Männer angelegentlichst an einem Seile zogen. Wenige Minuten darauf stand Mr. Moore nicht mehr. Er hängte."

Sidney ist übrigens auch noch eine jener Prairiestationen, in welchen man das einstige „vor-eisenbahnliche" Leben bis zum Ueberdrusse kennen lernen kann. Von hier aus führt nämlich eine vortreffliche Fahrstraße nach dem 180 Meilen entfernten amerikanischen Schwarzwalde, den goldreichen „Black Hills", die vor wenigen Jahren ein ebenso berühmter Wallfahrtsort für alle golddurstigen Mineure und Strolche wurden, wie es einstens Colorado war. Was Wunder dann, daß sich eine so reizende Gesellschaft hier zusammen fand? Bände könnte man mit „Skizzen aus der Gesellschaft Sidney's" füllen. Heben wir vor der Hand nur eine Type, den Prairiekutscher „Bullwhaker" heraus. Der Mangel einer Eisenbahn nach den Black Hills ließ hier eine Anzahl von Kaufhäusern entstehen, welche die dortigen Minen-Ansiedlungen mit Lebensmitteln und Hausbedarf versehen, und hierzu Wagen-Karawanen dahin absenden. Der „Bullwhaker" ist nun der Kutscher einer solchen Karawane. An der Seite seines Wagens hängen, der hier noch immer unsicheren Zustände wegen, Revolver und Gewehre. Auf dem mit allerhand Vorräthen gefüllten Wagen liegt die Decke für die Nachtruhe, und der Wackere selbst schreitet neben seinen sechs bis zehn Paar Ochsen einher, welche die kräftige aber langsame Bespannung dieser Prairie-Equipage bilden. Betrachten wir ihn. Groß und kräftig ist bei ihm alles, bis zu den Stiefeln. Seine Peitsche und seine Flüche sind jedoch die längsten, welche die Sonne jemals beschienen. Der Stiel seines Marterwerkzeugs ist freilich nicht länger als 3 Fuß, desto länger jedoch ist die Schnur, aus rohen Haut-Riemchen geflochten und eine förmliche Boa Constrictor an Dicke und Länge. Das Ende dieser zwanzig Fuß langen Leder-Schlange wird „Verführer" genannt, sein Einfluß auf das Ochsengespann ist in der That magisch. Aber sonderbarerweise ist das zarte Ochsengemüth noch viel empfänglicher für die Flüche des Bullwhakers, welche selbst jene der Kapitäne der Mississippi-Dampfer an Länge und Ausdruck übertreffen.

Der Kondukteur unseres Palast-Waggons, der im großen Bürgerkriege unter General Sherman mitgefochten, erzählte uns hierüber ein amüsantes Histörchen: Eine der St. Louiser Firmen, welcher die Armee-Verpflegung oblag, und die damals täglich ganze Wagenkolonnen nach dem Heere absandte, wollte aus reiner Scheinheiligkeit die „Bullwhaker" durch frommere Kutscher ersetzen, und sandte eine Kolonne mit dieser neuen Mannschaft nach dem Heere ab. Drei Tage darauf kam ein Bote nach St. Louis zurück mit der Meldung, die ganze Kolonne sei fest gefahren, die Ochsen wollten keinen Schritt weiter. Man rief zwei Bullwhakers herbei und ließ sie der Kolonne folgen. Schon aus weiter Ferne fingen diese Edlen nun in ihrer alten Weise zu schimpfen an; — ehe sie noch der Kolonne auf „Peitschen-Distanz" nahe

gekommen waren, hatten die Ochsen ihre Wagen aus dem Moraste herausgezogen und jagten auf und davon." — Noch ergötzlichere Dinge erzählt man sich über die Sicherheit dieser Prairiekutscher in ihren Peitschenhieben. Eines ihrer beliebtesten Spiele ist es, eine Münze von einem in den Boden gesteckten Stock herabzuschlagen, ohne den Stock zu berühren. Aber noch interessanter war eine Wette, welche ein Bullwhaker um eine Pinte Whisky mit einem Kameraden abschloß, nämlich, daß er die Rückseite von dessen Pantalons mit der Peitsche zerreißen würde, ohne den darunter befindlichen Köpertheil zu verletzen. Die Wette wurde angenommen. Das Individium postirte sich in einer der Situation entsprechenden Weise, und der Peitschenhieb wurde mit Sorgfalt und Ernst ausgeführt. Verzeihung! Der Luftsprung, der diesem Hiebe folgte, war gewiß der höchste, den die Weltgeschichte aufzuweisen hat, denn der Eigenthümer der unglücklichen Hosen war um ein kleines Stückchen der letzteren, aber um ein großes Stück seiner Haut ärmer geworden. Der Bullwhaker aber kratzte sich hinter den Ohren: „Donner, ich habe den Whisky verloren!" —

— — Wir verließen Sidney. Bei Betrachtung der schönen Eisenbahnkarte der U. P. Bahn (welche jeder Reisende sich in allen Hôtels der Städte Amerikas in ein oder mehreren Exemplaren gratis nehmen darf, und die gewöhnlich als Einwickelpapier für sämmtliche Sandwiches, Geflügel und sonstige Delikatessen der Passagiere dient) ersehen wir aus der großen Zahl der nun folgenden Städte, daß die Strecke Sidney-Cheyenne unbedingt die bevölkertste der Verein.-Staaten sein muß. Der dicke schwarze Strich, welcher die Bahngeleise bezeichnen soll, ist übersäet mit Städtenamen und Ringen, während selbst das volkreiche Pennsylvanien kaum ein halbes Dutzend solcher Ringelchen aufzuweisen hat. Aber man muß diese Landkarten zu den Eisenbahnpapieren rechnen, — und amerikanische Eisenbahnpapiere waren von jeher von äußerst bedenklichem Werth, wie unterschiedliche Leser dieser Zeilen leider wohl selbst erprobt haben dürften. Es wäre demnach auch übertrieben zu behaupten, daß in all' den Dutzenden Städten zusammen genommen mehr als 200 Menschen wohnen. Das schöne Williams'sche Reisehandbuch gesteht dies selbst, wenn auch etwas verschämt zu, es enthält auf Seite 60 nicht weniger als 9 Städte-Beschreibungen, von welchen jede einzelne lautet wie folgt:

„„Tracy City" — 473/8 Meilen von Omaha. Elevation 4149 Fuß. Es ist eine Ausweichestelle, so benannt zu Ehren des Richters Tracy in Cheyenne."

— Doch was auch jenem westlichsten Winkel Nebraskas, wie überhaupt den ganzen Territorien, in deren Zentrum wir uns befinden, an Civilisation abgehen mag, es wird dem Reisenden reichlich durch die wunderbaren Naturschauspiele ersetzt, die sich ihm hier abermals darbieten. Theils durch die ungeheure Ausdehnung der Prairien, über eine Million Quadratmeilen Flächenraum, theils durch die unmittelbare Nähe der Felsengebirge bedingt, treten diese Natur-Erscheinungen — Sonnenauf- und

Untergang, Sturm und Gewitter, Wolkenbildung und Regen hier mit der größten Intensität auf. Was uns jedoch am meisten überraschte, das war die ungeheure Elektricitätmenge, die sich nicht nur durch unaufhörliches Wetterleuchten am ganzen Horizont, sondern selbst an unseren Körpern äußerte. Erst jetzt begriffen wir, was Julius Fröbel in seinem Buche „Aus Amerika" hierüber erzählt: „Aus unseren Kleidern wie aus dem Geschirre der Maulthiere strömten fast bei jeder Berührung elektrische Funken. Jeder Peitschenhieb, der auf den Rücken der Thiere fiel, war eine kleine Feuergarbe. Mit ziemlich fühlbaren Stichen sprangen zuweilen aus meinen Fingern die Funken hervor, wenn ich nach einem Theile meiner Kleidung griff." —

Noch großartiger sind die Hagelstürme und Wolkenbrüche in dieser Gegend. Unser Zugführer erzählte uns, daß im vergangenen Sommer ein Zug hier von einem Hagel überkommen worden sei, der nicht eine Scheibe im ganzen Zuge ganz ließ. Die Blechwände des Lokomotiv-Kessels sahen aus wie „blatternarbig," und wir schätzten uns glücklich, als wir bei Bushnell die Grenze von Nebraska überschritten, ohne von dieser sonderbaren Art von Blattern überfallen worden zu sein.

— Die Felsengebirge lagen vor uns.

---

12. Magic-City und der Schwarzwald Amerikas.

Wir hatten den Prairiestaat Nebraska von seiner östlichen, vom Missouri gebildeten Grenze angefangen, durchfahren, und waren, dem ausgetrockneten Bette des Lodge Pool Baches entlang eilend, zwischen den „Städten" Bushnell und Pine Bluffs an die Grenze des Territoriums*) Wyoming gelangt. Hier beginnt die Steppe etwas lebendiger zu werden. An die Stelle des braunen, niedrigen Buffalograses und der meilenweit verbrannten schwarzen Wüsten tritt langhalmiges, blumenreiches Gras, in dem die Sonnenrose massenweise auftritt. Ueberall dringt sie aus der Erde, wo der natürliche Prairieboden auch nur ein wenig verletzt oder aufgeackert worden. Auf Tausende von Meilen und wo immer eine Eisenbahn oder eine Wagen-Karawane hingedrungen, springen diese großen Blumen in parallelen Reihen aus dem Boden. In den östlichen Prairien von Kansas und Nebraska sahen wir Felder von vielen Quadratmeilen Ausdehnung ganz mit Sonnenrosen von 7 bis 9 Fuß Höhe bedeckt.

*) Amerika besitzt in seinen den Felsengebirgen zunächst gelegenen Theilen, der dünnen Bevölkerung wegen, nur wenige Staaten, sondern hauptsächlich Territorien, (acht an der Zahl) denen vom Präsidenten der Republik eingesetzte Gouverneure vorstehen.

Und je weiter wir gegen Westen fuhren, desto kleiner und spärlicher wurden sie, bis sie in Colorado kaum höher als 6 bis 9 Zoll auftraten, aber dabei doch die vollkommene Ausbildung und Gestalt der großen Sonnenrosen zeigten.

Der äußerste Außenposten des Ackerbaues ist in diesen Ebenen noch etwa 250 Meilen westlich des Missouri zu finden. Dann aber hört die Agrikultur auf und die westlichen 300 Meilen bis an den Fuß der Felsengebirge sind Steppe, kaum geeignet für den Ackerbau und bloß Graseplätze für Viehheerden, Mustangs (wilde Perde) und Buffalos. Man findet kein Wasser, künstliche Bewässerung ist unmöglich, der Regen zu ungewiß und zu selten. Ueberdies sind Hunderte von Quadratmeilen nichts als Soda- und Salpeterflächen. Der hundertste Meridian war bis 1876 die ungefähre Grenze der anglo-sächsischen Civilisation. —

Wir haben diese Wüste nun nahezu überschritten, denn da drüben vor uns, nach Nord und Süd am Horizont verlaufend, sehen wir niedrige Wolken-Gebilde erscheinen, die immer festere Formen annehmen, je mehr wir uns ihnen nähern. Und als sich endlich nach vollbrachtem Tagewerke die Sonne vor uns im Westen senkte, und ihre blendenden Strahlen schräge über die vermeintlichen Wolkengebilde hinstrichen, da erschienen hie und da in ihnen weiße, funkelnde Diamantenstriche, die das geübte Auge als Schneeflächen erkennen mußte. Bald waren auch sie verschwunden, aber an ihre Stelle trat ein einziger Rubin, ein einziges Brennen und Glühen am ganzen Horizont, und von diesem Lichte hob sich die lange niedrige Wolkenkette in so scharfen Kanten und Zacken ab, warf so tiefe Schatten nieder auf die zu ihren Füßen ruhende Prairie, daß kein Zweifel mehr obwalten konnte. Die Felsengebirge waren erreicht!

Nur eine einzige Spitze erglänzte noch in blaßroth-leuchtender Gluth. Unendlich weit von uns entfernt, schien dieselbe wie ein Spiegelbild der Sonne, aus dem Süden zu uns herüber. Und erst, als das Abendroth immer dunklere Nüancen angenommen, als die feuchten Nebel emporstiegen und sich wie eine geisterhafte Scheidewand vor die erlöschende Gluth drängten, da erblaßte auch das rosige Licht auf jener Spitze, jenem Leuchtthurm der Felsengebirge. Es war der Longs Peak, der höchste Berg von Nord-Colorado, ebenso hoch, ebenso schön, ebenso gewaltig wie der Mont Blanc.

Und der Longs Peak ist zugleich das Wahrzeichen von Cheyenne, der „Magic City of the Plains" — der „zauberhaften Prairie-Hauptstadt." Wohl war es dunkel geworden, und nur die gewaltig großen Feuerflächen der Blitze im Norden sandten zuweilen ihr kurzes weißes Licht über die Prairien. Wohl war es still überall, und nur das Geräusch der über die blanken Schienen rollenden Waggons hörbar, allein der Longs Peak hatte uns verrathen, daß wir bald an unserem Ziele, — am Ende unserer Prairiefahrt angelangt sein würden. Die Dunkelheit hielt mit uns gleichen Schritt. Wir zogen mit ihr in der Hauptstadt des Territoriums Wyoming ein. — —

Cheyenne ist entschieden die interessanteste Stadt der Prairien. In ihr liefen die Jahre nicht im Gänsemarsch hintereinander, sondern gleich in einem halben Dutzend nebeneinander her, ihre Bewohner lebten in einem Jahre zehn Jahre. Wir hätten uns freilich nicht mehr am Abende unserer Ankunft die Mühe gegeben, diese Schnelllebigkeit, wenn auch nur für wenige Stunden mitzumachen, denn wir waren zu müde und genossen in dem prachtvollen, eleganten Inter-Ocean-Hôtel vortreffliche Nachtruhe. Als wir jedoch am anderen Morgen von den Fenstern unserer hochgelegenen Schlafzimmer Cheyenne aus der Vogelschau betrachteten, da konnten wir nicht begreifen, wie hier, in dieser Steinwüste ohne jede Vegetation, ohne Baum und Graswuchs, eine Stadt von 4000 Einwohnern entstehen konnte! Der schöne Prairieboden, den wir noch an der Grenze Nebraska's mit Viehheerden bedeckt fanden, war hier einer meilenweiten rothen Steinfläche gewichen, die jedem Anbau, jedem Graswuchs spottete. Nur an einigen Häusern befanden sich kleine Gärtchen, in denen die Vegetation versuchte, dem kargen Boden die nöthige Lebensnahrung abzugewinnen. In der ganzen Umgebung nicht eine einzige Farm, nicht ein Haus, nicht das geringste Zeichen von Kultur, und mitten in diesem Lande doch eine blühende, bedeutende Stadt, die bedeutendste zwischen dem Missouri und dem großen Salzsee! — All' das war uns unbegreiflich, bis auf den Beinamen Cheyennes: „The Magic City," „die zauberhafte Stadt der Prairien" — — Der Prairien! — und doch überschreitet die Eisenbahn sechs deutsche Meilen weiter westlich in einer Höhe von 8242 Fuß die Felsengebirge! —

Das sind allerdings amerikanische Wunder! Am 1. Juli 1876 erbaute der Richter Whitehead in der Ebene von Cheyenne das erste Haus, aus rohen, mit Lehm verschmierten Balken. Zehn Jähre — sage zehn Jahre darauf fahren wir mit einem Palastwaggon an derselben Stelle in eine blühende Stadt, mit breiten, hübschen Straßen, großartigen Hôtels, geräumigen Waarenlagern, Bank- und Versicherungsgebäuden, einem hübschen Stadthaus, Schulen, Gefängniß, Opernhaus und — Kirchen! Man höre: Kirchen! — Kirchen für die Katholiken, für die Methodisten, die Presbyterianer, die „Congregationalists," die Episcopalians" u. s. w. Kirchen in einer Stadt, die noch vor fünf Jahren aus elenden „Dug-outs" — Erdlöchern uud Bretterhütten bestand, welch' letztere auf kleinen hölzernen Rädern ruhten und transportabel waren, so daß die Stadt damals in ganz Amerika unter dem Namen die „Hölle auf Rädern" bekannt war!!

Bei diesen Prairie-Städten ist nichts so interessant, wie ihre Geschichte, eine Geschichte von zehn Jahren. Hören wir sie: Wie alle Städte von Omaha bis nach Kalifornien, so hat auch Cheyenne (der Name ist einem großen, ehemals mächtigen Indianerstamme entnommen) seinen Ursprung der Pacific-Bahn zu danken. Als es gerade vor zehn Jahren bekannt wurde, daß Cheyenne für den Winter 1867 auf 68 zum Endpunkt der damals im Bau begriffenen Eisenbahn erwählt worden, und diese

letztere erst im nächsten Frühjahre weiter gebaut würde, — sprang über Nacht — über Nacht im wahrsten Sinn des Wortes — auf der weiten Einöde eine Stadt mit sechstausend Menschen aus dem Boden. Woher kamen sie? — Niemand weiß es zu sagen. Was waren sie? — Trunkenbolde, Gauner, Falschspieler, Lumpen, Diebe, Trapper, Prostituirte, Schenkwirthe, Indianer, chinesische Arbeiter. — Alle zusammen aber der Auswurf des Menschengeschlechts. Wohnungen kamen wie Pilze — nein, schneller als solche — aus der Erde. Wohnungen, die aus Zelten, Flugdächern, Fässern und leeren Kisten, Blockhäusern, Erdlöchern bestanden. Jede Nation der Erde, jede Menschenrasse war hier durch ein würdiges Mitglied vertreten. Die Stadt war fertig, und der Baugrund wurde zu fabelhaften Preisen verkauft. Der Zeitvertreib bestand in Trinken, Spielen und Schießen. Stehlen — wo immer möglich — war das edle Bestreben aller dieser „thieving roughs." Raubmorde waren tägliche und nächtliche Ereignisse *) und man schaudert noch heute, wenn man die „ältesten Stadtbewohner" von dem Leben in dieser Hölle erzählen hört.

Natürlich konnte dieser Zustand nicht lange andauern, denn sonst hätte mit der Zeit die ganze Bevölkerung ins Gras beißen müssen. Der bessere Theil der Bewohner wurde des ewigen Stehlens und Raubens müde, möglicherweise aus moralischer Ueberzeugung, möglicherweise auch deshalb, weil sie sich genügenden Reichthum zusammengestohlen hatten. Die „City Authorities" (Stadtbehörden), welche schon einen Monat nach dem Entstehen der Stadt erwählt worden waren, konnten diesem täglichen Morden und Brennen nicht mehr Einhalt thun, und so wurde denn ein Vigilance Comité — ein geheimer Sicherheits-Ausschuß — organisirt. Der sehr ehrenwerthe Richter „Lynch" saß zu Gericht, und kannte keinen Pardon. Da gab es keinen „Vertheidiger", keinen Appell an eine höhere Instanz, keine Begnadigung wegen „zu großer Jugend" oder „Geisteskrankheit". Zeugen-Verhöre und Alibis waren ebenso unnöthig. Die Geschwornen stimmten stets in ihrem Urtheil überein. Es war rasch gefaßt, meist wohlverdient. Man fand es auch unnöthig, Galgen zu errichten, denn die Telegraphenstangen und die über den Crowbach führende Eisenbahnbrücke boten vortreffliche Gelegenheiten für die Executionen dar. Die erste That des geheimen Comités ist denkwürdig. Am 10. Januar 1868 wurden drei Männer wegen eines Diebstahls von 900 Dollars unter Bürgschaft gestellt, und hatten am 14. desselben Monats vor Gericht zu erscheinen. Allein schon am nächsten Morgen fand man die Edlen, fest aneinander geschnürt, etwas verschämt durch die Straßen der Stadt promeniren. Sie hatten Ursache, die Augen züchtig niederzuschlagen, denn auf ihrer Heldenbrust befand sich ein großes Stück weißer Leinwand mit folgender Inschrift: „900 Dollars gestohlen. 500 davon zurückgestellt."

---

*) Siehe Williams „The Pacific Tourist", Newyork 1876.

Diebe.

Mr. F. St. Clair, Mr. W. Grier, Mr. E. D. Brownville.

Die Stadtbehörden werden gebeten, die genannten Herren bis 10 Uhr Vormittags unbehelligt zu lassen.*)

„Das nächste Mal geht's an den Baum!

Hütet Euch vor dem „Vigilance Comitee!!!"

Ein anderes Mal wurde ein stadtbekannter Dieb wegen eines Raubmordes angeklagt, allein die Beweise waren zu gering, um ihn daraufhin zu verurtheilen. Der Richterspruch lautete deshalb folgendermaßen: „Der Angeklagte wird „nicht schuldig" befunden, aber wir empfehlen ihm einen Spaziergang nach der Eisenbahnbrücke. Wenn er gescheidt ist, wird er die Stadt in 24 Stunden verlassen."**)

Der Angeklagte unternahm Abends den Spaziergang und sah an einem Brückenpfosten zwei seiner Collegen in der Luft baumeln. Eben ging ein Zug nach Omaha ab. Er fühlte sich bewegt an den Hals, — warf einen letzten Blick auf die Brückenpfosten, und kaufte sich auf dem Bahnhofe eine Fahrkarte erster Klasse nach Julesburg.

Binnen einem Jahre waren durch Richter Lynch zwölf Desperados gehängt und erschossen, eine große Anzahl in's Gefängniß gebracht oder aus der Stadt gejagt worden. Damit war aber auch dem Räuberleben das Handwerk gelegt. Die erfreuliche Thätigkeit des Sicherheitsausschusses geht schon daraus hervor, daß von den 6 bis 8000 Einwohnern nach diesem einzigen Jahre nur noch 2000 zurückgeblieben waren. Der Rest war weitergezogen, verschwunden.

Von diesen zweitausend Menschen, größtentheils Männern, wäre allerdings im gegenwärtigen Jahre auch nichts mehr vorhanden gewesen, wäre nicht zum größten Glücke für Cheyenne in den nördlich zwischen Wyoming und Dakota gelegenen Black Hills, dem „amerikanischen Schwarzwald", Gold entdeckt worden. Und noch dazu viel, viel Gold, so daß es das Herz jedes Vagabunden, jedes Abenteurers, jedes beschäftigungslosen Bürschchens in New-York und in anderen großen Städten Amerikas höher schlagen machte. Natürlich war dies Cheyenne und der Pacific-Eisenbahn Wasser auf die Mühle. Eisenbahnkarten mit der Aufschrift: „Black Hills!" Take the U. P. Railroad to the Black Hills" wurden in Millionen Exemplaren verbreitet, die Goldfunde zu fabelhaften Schätzen empor gelogen, und der Reichthum des Landes in so glühenden Farben geschildert, daß jeder Abenteurer schon seine Taschen mit Gold gefüllt glaubte, noch ehe er den Entschluß gefaßt hatte, nach den Black Hills zu gehen. Dasselbe Goldfieber, das einst Californien, später noch Colorado hervor-

*) Um ihnen so Gelegenheit zu geben, aus der Stadt zu verduften.

**) Richardson, „Beyond the Mississippi", 1869. Schlagintweit, „Die Prärien", 1876.

gerufen hatte, herrscht auch jetzt für die Black Hills. Alle unnützen Elemente des civilisirten Ostens ziehen nach den Black Hills, und während so der Osten von ihnen geläutert, befreit wird, sind sie die Gründer einer neuen Civilisation im Westen. Das ist der Lauf der Dinge. Die Besiedlung des großen Westens wurde durch so rohe Elemente in Gang gebracht. Sie sind die Pioniere. Der Gesittete, Gebildete kommt in der rauhen Wildniß nicht fort, wären nur solche nach dem Westen gekommen, so stände es mit dem jetzt so blühenden, aufstrebenden Lande schlecht. Roh, gewaltig, bahnbrechend ist der Anfang, und erst in diesen bereits gebrochenen, bestehenden Pfaden kann die Civilisation vorwärts schreiten.

— Es ist erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit und Gewalt das Goldfieber in den Städten des Ostens weiter greift und sich seine Elemente aussucht. Es hat ausschließlich nur auf die „Population flottante" — auf die nicht fest ansässige Bevölkerung Einfluß. An dem soliden Wohnhause, an den Geschäftsstraßen, an den Thüren der gesitteten Bürger zieht das Fieber unbeachtet, spurlos vorüber. Es ist in diesen Regionen machtlos. Aber desto größere Beute macht es in den Spelunken, in den Boardinghäusern, in den schlechten Stadttheilen, in den Häfen. Dort tritt es in zauberhafter, verführerischer Gestalt auf, und mit pochenden Herzen lauschen die Abenteurer, die Beschäftigungslosen den Schilderungen des Fieberengels. — Er setzt sich zu den Wirthshaustischen, er dringt in die Kammer eines Unglücklichen, er zeigt ihm die goldenen Körnchen, er malt ihm die glänzendste Zukunft. Er schmeichelt dem Hafenarbeiter, der einst als Flüchtling den Boden der neuen Welt betreten und nun mit getäuschten Hoffnungen planlos sein Leben fristet, er verführt den bankerotten Kaufmann; — Kaufmann, Arbeiter und Abenteurer raffen die letzten Reste ihrer Habe zusammen, benutzen den letzten Credit, und kaufen sich die Fahrkarte nach Cheyenne, nach den Black Hills. — Die Städte im Osten sind gesäubert: die Städte haben gewonnen. Der Abschaum ist nach dem Westen abgeflossen, um dort ihr abenteuerliches Leben weiterzuführen. — Hat der Westen gewonnen? —

Für Cheyenne ist somit eine neue Glanzperiode hereingebrochen. Früher war es das Eisenbahn- und Prairie-Gesindel, später das Minen-Gesindel, das sich Cheyenne zum Schauplatz seiner Thaten ausersehen. Es war im Handumdrehen aus einer Eisenbahnstadt eine Minenstadt geworden, und ist auch das zügellose Leben der ersteren, das Rauben und Morden geschwunden, so trat doch das auch nicht minder rohe Leben der letzteren an dessen Stelle. Es ist jetzt der „Starting Point", der günstigste Platz zur Ausrüstung der einzelnen, nach den über 200 Meilen entfernten „schwarzen Bergen" abgehenden Mineur-Gesellschaft. Allein wagen sich doch nur Wenige nach jener, theilweise den Indianern gehörigen und von ihnen bewohnten Gold-Region, in welcher sich übrigens schon mehrere Niederlassungen mit den stolzen Namen

„Rapid City" des Jahres 1878, Golden City, Custer City, Deadwood u. s. w. gebildet haben. In einem Monat wurden in dem waldreichen Custer Park nicht weniger als hundert Häuser gebaut, und in zwei Monaten betrug die Bevölkerung der neuen Stadt 3000 Seelen, während der ganzen Berg- und Waldregion allwöchentlich mehr als 1000 Menschen zuströmten!! So entsteht binnen wenigen Monaten aus Wüsten und Wäldern ein volkreiches Land, aber ebenso schnell vergeht es auch wieder, wenn sich seine Erwerbsquellen auf Gold allein beschränken!

Cheyenne zog aus dieser Völkerwanderung wohl nicht an guten Sitten und Moral, wohl aber aus klingender Münze und Greenbacks (Papierdollars) bedeutenden Vortheil. Daher kommen die schönen Häuser, die großen Hôtels, die geräumigen Kaufläden, die zahlreiche Bevölkerung. Cheyenne war nun zum zweiten Mal in Blüthe. Nun wurde aber 1880 eine Eisenbahn von hier aus nach dem am nördlichen Arm des Platteflusses gelegenen Fort Laramie gebaut, die dadurch den Weg nach den Black Hills um die Hälfte verkürzt. Der Handel, die Ausrüstung der Expeditionen zog sich nach Laramie. Dort wird eine große Stadt entstehen, die so lange dableiben wird, bis die Eisenbahn andere Gebiete erschlossen hat. Dann wird sie ebenso verschwinden. Allein gegenwärtig zehrt sie an der Bevölkerung und dem Handel Cheyennes. Laramie blüht auf, Cheyenne hingegen sinkt in jenes Nichts zurück, das es vor einigen Jahren war. Wird es noch ein drittes Mal zur Blüthe kommen? — Ja. Dann aber ist es die Blüthe der wahren Civilisation, — die dauernd bleibt. Nach der Volkszählung von 1880 besaß Cheyenne nur vier Tausend Seelen, aber diese Handvoll Menschen sind doch ein Viertel der Gesammtbevölkerung eines Territoriums, das an Größe jener Oesterreichs nahezu gleichkommt! Man bedenke: ein höchst fruchtbares, reich bewaldetes, reich bewässertes Territorium von nahe 100,000 engl. Quadratmeilen im Herzen des nordamerikanischen Continents gelegen, und nur von 15,000, sage fünfzehntausend, Einwohnern bewohnt, während es nach der gewöhnlichen Volksdichtigkeit Mittel-Europas fünfundzwanzig Millionen besitzen sollte! Und solcher Territorien giebt es gerade, den mittleren Theil Nord-Amerikas einnehmend, im Ganzen acht mit zusammen beiläufig einer Million Quadratmeilen Ausdehnung und nicht viel mehr als einer halben Million Einwohner! Auf je zwei Quadratmeilen ein Einwohner!

X. Die Felsengebirge.

1. Die Felsengebirge.

Den nordamerikanischen Continent durchziehen zwei mächtige Gebirgssysteme, die durch das zweitgrößte Flußsystem der Welt von einander getrennt werden. Jedes dieser drei Systeme nimmt ein Dritttheil des ganzen Continents ein. Das östliche Dritttheil umfaßt die Alleghany-Gebirge mit ihren Ausläufern, das mittlere den Mississippi mit seinem ungeheueren Stromgebiet, und das westliche bis zu den Ufern des stillen Oceans, nehmen die Felsengebirge ein, die vom Plateau von Anahuac nach Norden streichend, zwei gewaltige Hauptketten bilden. Die eine kleinere durchzieht Californien und Nevada, Oregon, das Washington-Territorium und Canada bis nach Alaska, die zweite Kette hingegen zieht nahezu tausend Meilen von den pacifischen Küsten entfernt, durch Neu-Mexiko, Colorado, Wyoming und Montana, sich erst in Britisch-Columbien der erstgenannten Kette wieder nähernd.

Die größte Gebirgsmasse und die höchsten Erhebungen der Felsengebirge finden sich jedoch in Colorado vor, jenem gewaltigen 105,000 Quadratmeilen Fläche umfassenden Territorium, das im Jahre 1876 zum selbstständigen Staate erhoben wurde. Ursprünglich zu dem Territorium Kansas gehörig, führte es Jahrhunderte lang, seit seiner Entdeckung im Jahre 1540 durch die Spanier, unter Capitän Coronados Leitung, den Namen seines Entdeckers Coronado. Erst die in den Goldfieber-Jahren 1858—1859 aus dem Osten kommenden Pioniere tauften den Staat in „Colorado" um.

Vor seiner Entdeckung durch die Spanier wurde dieses große Gebiet, ebenso wie das benachbarte Neu-Mexiko und Utah von den Tolteken bewohnt, einer Menschenrasse, welche im Laufe der Zeit wieder unterging; ihren Bauwerken und Geräthen zufolge, die man hier und da fand, jedoch die civilisirteste aller vor der „weißen Eroberung" den nordamerikanischen Continent bewohnenden Menschenrassen war.

Im 13. und 14. Jahrhundert erschienen die Azteken in Colorado. Man weiß nicht woher sie kamen und kennt nicht die Ursache ihrer Invasion. Aber ihr Aufenthalt war kurz und ihr Ende tragisch. Ferdinand Cortez kam nach Mexiko. Sie zogen ihm entgegen, um den Thron Montezumas zu vertheidigen, wurden jedoch geschlagen und unterjocht.

Lange Zeit blieb nun das Land verlassen, bis endlich der vorgenannte Coronado es für Europa entdeckte.

Der gegenwärtige Staat Colorado bildet ein Viereck von 275 Meilen Breite und 380 Meilen Länge und ist somit der viertgrößte Staat der amerikanischen Union*). Von den 26 Grafschaften sind bis jetzt bloß die östlichen, in der Prairie gelegenen, halbwegs bevölkert, während viele tausend Quadratmeilen in den Felsengebirgen und westlich derselben kaum einen einzigen weißen Bewohner aufweisen und zum großen Theil Reservationen der Ute-Indianer bilden. Die Bevölkerung Colorados betrug



An der Westgrenze der Prairien.

im Jahre 1884: 200,000 Seelen, so daß auf eine Quadratmeile nicht mehr als zwei Einwohner entfallen.

Das östliche Dritttheil dieses Land-Kolosses ist kahle, ebene Prairie, wie West-Kansas und Nebraska, die beiden westlichen Dritttheile jedoch sind von den Gebirgs-

*) Der größte Staat ist Texas mit 265,000 engl. Quadratmeilen; zunächst folgen Californien mit 158,000, und Nevada mit 110,000 Quadratmeilen. Colorado besitzt 103,000 Quadratmeilen.

massen der Rocky-Mountains bedeckt, die hier, wie gesagt, am mächtigsten und breitesten sind. Um von ihrem östlichen Fuß ihren niedrigsten Kamm zu erreichen, hat man vierzig Meilen zurückzulegen und ebensoviel, um an ihren westlichen Fuß zu kommen. Man nennt Colorado häufig die „amerikanische Schweiz", allein die Felsengebirge besitzen hier einzelne Thäler, die allein groß genug wären, die halbe Schweiz zu umfassen. Sie werden hier „Parks" genannt, und es sind vor allem vier, welche sich durch ihre enorme Größe und ihre Fruchtbarkeit auszeichnen. Der Nord-, Mittel-, Süd- und San-Luis-Park. Alle sind von den mächtigsten, 12 bis 14000 Fuß hohen Gebirgsmassen eingeschlossen, und obgleich ihre Sohle nicht weniger als 7 bis 8000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen ist, enthalten sie doch die üppigste Vegetation und reiche, ungeheure Wiesenflächen, auf denen noch das Hochwild, der Buffalo und das Elennthier, grast, während in den Wäldern Wölfe und zahllose Bären hausen. Noch in der Höhe von 12,000 Fuß findet man herrliche Waldungen und Grasflächen und erst darüber hinaus gelangt man in das Revier des Steinbocks und — des ewigen Schnees. Diese großen Parks, einstige Seebecken, bilden zugleich das Reservoire zur Speisung der Prairieströme, die sämmtlich hier ihren Ursprung haben, und theils gegen Osten, nach dem Mississippi, theils gegen Westen nach dem stillen Ocean abfließen. Die vielen Quer-Thäler, welche die Felsengebirge nach allen Richtungen durchschneiden, sind gewöhnlich eng und tief eingeschnitten — schäumende Gebirgsflüsse nehmen die ganze Thalsohle ein. Die Felswände steigen steil und schroff bis auf drei-, vier-, ja siebentausend Fuß Höhe empor, und geben im Verein mit den zahlreichen schäumenden Wasserfällen ein Bild großartiger Naturschönheiten. Viele dieser Felsenthäler, hier „Cañons" genannt, sind in den letzten Jahren durch die Eisenbahn zugänglich gemacht worden und Tausende von Touristen strömen jährlich aus allen Theilen der Union herbei, um diese Wunder der „Amerikanischen Schweiz" zu besuchen.

Der Name „Felsengebirge" entspricht in der That dem Character dieser Urgesteinsmassen, die engen Schluchten, die himmelhoch anstrebenden, nackten Felswände, die riesigen Felstrümmer und kolossalen Geröllmassen bieten ein Bild großartiger Starrheit, ähnlich jenem der Hauptketten unserer heimatlichen Alpen. Zahlreiche Gebirgsgipfel erreichen die Höhe von 13,000 bis 14,000 Fuß, von denen hier die höchsten genannt werden mögen: der Sierra Blanca Peak 14,464 Fuß hoch, der höchste Berggipfel Colorados; der Gray's Peak 14,341 Fuß, der Pikespeak 14,336 Fuß; der Longs Peak 14,271 Fuß und der Gipfel des heiligen Kreuzes 14,176 Fuß. Der Letztere gehört zu der Reihe von Bergriesen, welche die große Wasserscheide zwischen den beiden Oceanen bilden. Eigenthümlich ist diesen Bergkolossen, daß keiner von ihnen Gletscher trägt, und alle mehr oder weniger im Sommer von Schnee frei sind, so daß sie verhältnißmäßig ohne besondere Schwierigkeiten und Gefahren bestiegen werden können.

Die westlichen Grenzketten der Parks sind bereits theilweise erforscht, aber ihr jenseitiger, gegen Utah gewendeter Abhang ist noch wenig bekannt, und erst in neuester Zeit dringen die von der Regierung der Vereinigten Staaten ausgesandten Expeditionen in jenes Gebiet von Colorado ein. Gold und Silber finden sich hier in großen Mengen und der bis jetzt ausgebeutete Landstrich, von Nord nach Süd laufend, enthält auch die größten und volkreichsten Städte und Ansiedlungen, von denen in den folgenden Kapiteln gesprochen werden wird. Im südlichen Theil Colorados findet sich auch Eisen, Petroleum und Kohle in großen Massen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die natürlichen Schätze dieses Staates ihn bald zu einem der bedeutendsten und volkreichsten des Westens machen werden.

Hierzu wird auch das Klima viel beitragen. Nirgends in Amerika ist die Atmosphäre reiner, frischer und trockener, als hier; von Miasmen und Unreinigkeiten der Luft ist hier nicht die geringste Spur, und die Bevölkerung des jungen Staates erfreut sich einer Lebenskraft und Frische, die dem Reisenden in jenen Gegenden sofort auffällt. — Und dabei ist das Klima angenehm und regelmäßig. Der Himmel ist hier während des ganzen Sommers blau und wolkenlos, wie in Italien, und Nebel und Feuchtigkeit sind sonderbarerweise gänzlich unbekanmt. Selten regnet und noch viel seltener schneit es, monatelang herrscht das prachtvollste Wetter. — Am auffälligsten und unglaublichsten ist die Masse der Elektricität, welche die Luft enthält, und die der Besucher Colorados häufig in den Haaren und seinen Gliedern empfindet. Zur Nachtzeit bilden die elektrischen Entladungen der Luft ein großartiges, alltägliches Naturschauspiel. Stundenlang zucken die Blitze am ganzen Horizont, und erscheinen bald hier, bald da, gewaltigen Irrlichtern gleich, jedoch in so schneller Folge, daß man sich unter dem Einflusse eines Nordlichtes glauben könnte. —

Die Klarheit und Durchsichtigkeit der Luft ist hier bewundernswerth, und der Reisende wird durch sie nicht selten in den Entfernungen getäuscht. So erschienen mir z. B. die Felsengebirge von Denver aus blos ein Stündchen entfernt, während sie in Wirklichkeit über fünfzehn Meilen entfernt sind. Man kann jeden Felsenvorsprung, jeden Baum sehen; man sieht mit dem Fernglase Steinböcke und Bären auf den Felsen herumspazieren und käme wirklich in Versuchung, sein Gewehr auf sie abzubrennen. Erst dann, wenn man die Distanzen zu durchschreiten hat, erkennt man, welch' großer Täuschung man sich hingegeben.

Auch das nördlich an Colorado grenzende Territorium Wyoming ist ganz von den Felsengebirgen durchzogen und reich an den großartigsten Naturwundern, von denen nur der Yellow-Stone-Park im nordwestlichen, und die Black Hills (die schwarzen Berge) im nordöstlichen Theile genannt werden mögen. Beide finden in den folgenden Kapiteln ihre Besprechung. — Den ganzen südlichen Theil von Wyoming durchschneidet die Pacific-Bahn, die hier auch die höchsten Kämme der Felsengebirge über-

steigt, um sich dann nach jenem See zu senken, an dessen Küsten sich Brigham Young so sanft gebettet, — nach dem Stambul von Amerika. —

---

2. Denver, die Hauptstadt Colorados.

Unter den großen Städten des amerikanischen Kontinents ist Denver gewiß am häufigsten geschildert und wegen seines Klimas und seiner herrlichen Lage am Fuße der Felsengebirge am meisten gepriesen worden. Wenige haben die Stadt gesehen, aber Alle von ihr gehört. Nun ist Denver gerade jene Stadt, welche diese Lobpreisungen nicht in so vollem Maße verdient. Man bringt Denver immer mit den Felsengebirgen in Verbindung, aber es ist selbst von den ersten Vorbergen fünfzehn Meilen entfernt. Man rühmt Denver als Kurort für Lungenkranke, aber es hat die staubigsten Straßen. Man spricht von dem ruhigen, großstädtischen Leben, aber Denver ist eine ächte, geschäftige Eisenbahn- und Prairie-Stadt, in der sich noch dazu das lose Mineurleben breit macht. Enthusiasten haben es Klein-Paris genannt, — ich würde es, — wenn schon ein Vergleich gemacht werden muß, — eher mit San Francisco vergleichen.

Alles spricht von dem wunderbaren Wachsthum der Stadt. Im Jahre 1858 wurde die erste Hütte gebaut, heute besitzt Denver 60,000 Einwohner. Aber ebenso wenig man Frauen nach ihrem Alter fragen darf, ebenso wenig ist es angezeigt, bei Denver (wie bei allen Städten des Westens) nach der Einwohnerzahl zu fragen. Die Frauen gehen um ein paar Jahre zurück, die Einwohner um ein paar Tausend voraus. Die ersten sagen um zehn Jahre zu wenig, die letzteren um Zehntausend zu viel.

Der nomadenhafte Charakter der Einwohner Denvers ist heute verschwunden. Die Stadt hat ihre große Zukunft, und darauf rechnend, hat sie sich recht breit und behaglich auf dem wüsten Plateau am South Platte-Fluß eingerichtet. Die Straßen sind breit und mit imposanten Häusern besetzt. Die Hôtels sind groß und ebenso theuer, wie in New-York, Equipagen und Buggies, mit guten Pferden bespannt, sausen durch die Straßen, wie in der Fünften Avenue. Es ist entschieden die Hauptstadt des großen Prairie-Oceans vom Missouri bis zu den Felsengebirgen.

Die vielen Kaufläden und „Outfitting-Places,“ die Curiositäten-Buden mit Indianer- und Chinesen-Scalps, mit Moos-Agaten, Erzen, Köchern und Moccasins zeigen, daß Denver ebenso viel von „Prospektoren“ und Mineuren besucht wird, wie von Touristen. Aber die letzteren kommen gewiß nicht der Stadt wegen, sondern trachten so bald wie möglich in die Berge zu kommen.

Nun wird man fragen, warum ich Denver mit San Francisco vergleiche? Beide Städte liegen an der Küste eines Oceans. Beide liegen in den größten Goldregionen Amerikas. Die eine in Kalifornien, die andere in Colorado, und beide zeigen somit gewisse, durch das Mineurleben bedingte Aehnlichkeiten. Beide liegen



Der „Longs Peak".

am Fuße der Felsengebirge, — die eine im Westen, die andere im Osten. Beide sind ähnlich schnell gewachsen, sind gleich theuer und großstädtisch, — und beide haben ihre — Chinesen-Viertel. Nur ihre Einwohnerzahl ist verschieden, und darum könnte

man San Francisco Groß-Denver, oder Denver Klein-Francisco nennen, nur lasse man das „San", das „Heilig" weg. In beiden Städten ist nichts heilig, — nicht die Kirchen, nicht das Menschenleben, nicht die Moral, nur das — Gold. „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch Alles," und das Dichterwort bewahrheitet sich hier im vollsten Maße, bei Tag und bei Nacht. In Trupps kommen sie aus ihren Goldbergen herunter nach der Felsengebirgs-Hauptstadt, die Mineure und Gruben-Besitzer. Man sieht sie bei Tag in den Straßen, wie sie ihren Goldstaub nach der Münze tragen, (dort wird er in Barren gegossen), des Abends wird das schwer Erworbene von den Verkäufern in den Kneipen „verlumpt." Denver besitzt an Boutiken und Lumpen eine ganz erkleckliche Zahl, aber man kann das tolle Nachtleben nicht im Bette kennen lernen, sondern muß es unter gewiegter Führung eines Polizisten oder Reporters thun. Er wird den erstaunten Touristen in die „Variety-Theatres," in die Salons der „Soirees dansantes" und die heimlich verborgenen Spielhöllen führen, wo Mammon Gold kommandirt. Er wird den durchlöcherten Schleier des Züchtigen, der bei Tag mühselig die Blößen der Stadt zu bedecken sucht, gänzlich hinwegziehen, — uns die sieben Todsünden in lebenden Bildern vor Augen führen. — Aber wie Dante, so sage auch ich: „Still von ihnen. Schau, und geh' vorüber!"

Wir gingen vorüber, nach dem Chinesen-Viertel. Schmutzige, hölzerne Baracken, mit fest verschlossenen Thüren und einem winzigen Fensterchen zur Seite. Ein Chinesenkopf lugte zwischen den dichten Vorhängen hervor, als wir klopften. Die heilige Hermandad ist auch hier der goldne Schlüssel; als Bruder Sing Ling den Polizisten bemerkte, da gab's kein Widerstreben. Die ersten Gemächer waren Schlafzimmerchen von zwei oder drei chinesischen Schönen, die zeitweilig auch die Besuche von Andersgläubigen empfangen. Alles war en miniature, — die Chinesinnen, die Kästen, die Betten und die Zimmerchen. Eine Luke führte aus diesem Taubenschlage über eine Leiter in die unterirdischen Gemächer. Ein Loch, so groß wie ein Badekämmerchen, 5½ Fuß hoch, diente fünf männlichen Chinesen als Wohnstätte. Darüber und zu den Seiten waren gleich große Gemächer mit einer gleich großen Zahl von Bewohnern, — von menschlichen Bewohnern. Die Einrichtung bestand aus zwei übereinandergestellten Strohbetten und einem Tischchen, um das herum die Söhne des himmlischen Reiches auf Tam-Tams saßen. Sie spielten Domino, und wenn ihnen ein Stein zu Boden fiel, so mußte immer Einer aus dem Stübchen gehen, um dem Andern Platz zum Bücken zu machen. Alle rauchten aus winzigen, stahlfedergroßen Messing-Pfeifchen, die in langen, dicken Rohren steckten. In den Händen hielten sie einen glimmenden Zünder, mit dem sie nach einigen Zügen ihre ausgerauchten und behende wieder mit Opium durchtränkten, Tabak gefüllten, Pfeifchen ansteckten. In dem Gemache herrschte die fürchterlichste Atmosphäre. Auf unser

Begehren nahmen sie ein dickes chinesisches Gesangbuch zur Hand und sangen einige Lieder in einfachen, kindlichen Melodien. Lange blieben wir nicht drunten, denn es war da in der That zum Ersticken schwül. Wie dieses Haus, so ist eine ganze Häuserreihe Denvers vollgepfropft mit Chinesen, deren es hier mehrere Hunderte giebt.

Aber damit war die Reihe der internationalen Nachtvergnügungen nicht erschöpft. Die gelbe mongolische Rasse ist noch die solideste. Ihr zunächst steht die schwarze, dann die rothe, dann erst die weiße. Alle vier aber sind in gewissen Quartieren durch den Abschaum des weiblichen Geschlechts repräsentirt, und die kupferfarbigen Indianerinnen machen den Negerinnen geradeso Concurrenz wie den Weißen.

Eine auf die Plains, mitten unter die wüste, lose Bevölkerung hingebaute, und im Werden begriffene „Großstadt" kann derartige Krebsschäden nicht abschütteln. Es sind diese Parasiten der Civilisation in den großen Welt-Centren, wie London und Paris, ebenso gut zu finden wie in Denver. Man kann es der aufstrebenden Stadt nicht verargen, und ihre Lichtseiten, ihr reger Handel, ihr Geschäft, ihre Thätigkeit wiegen die Vorkommnisse der Nacht bei Weitem auf.

Denver liegt an dem South Platte River, einem der größten Nebenflüsse des Missouri, an dessen Ufern die Pacific-Bahn in Nebraska Hunderte von Meilen entlang läuft. Er windet sich um den unteren Theil der Stadt, breit und wildbewegt, von bedeutender Wassermasse, allein in ungewissem, stets wechselndem Bett; unnütz für die Schifffahrt, aber desto nützlicher für die Bewässerung der Felder. — Nahe dem Centrum des geschäftlichen Theiles der Stadt liegt der Cherry Creek, zur Zeit unseres Besuches ein breites, seichtes Bett trockenen Sandes, und nur zu Zeiten durch Wasser belebt. Jahrelang nach der Gründung der Stadt erschien in dem sandigen Flußbett nicht ein Tröpfchen Wasser, und die Einwohner Denvers bauten sich darin ihre Häuser und wohnten daselbst.

Hütten, Häuser, Kaufläden, Straßen entstanden allmählich in dem Graben. Er war das Herz der Stadt. Die Zeitungsdruckerei, das Stadthaus und die vornehmsten Gebäude lagen hier. Aber eines schönen Tages, nach einem starken Regen in den Gebirgen droben, kam eine Wasserfluth in dem alten Strombett herabgerast, nicht allmählich und ein Bächlein, um die Bewohner zu warnen, sondern ein toller Strom. Wie eine Sündfluth wälzte er sich mit furchtbarer Schnelligkeit und Stärke herab. „Der Mensch versuche die Götter nicht." Denver hatte den Flußgott versucht und sollte es büßen. Er begehrte in furchtbarer Weise den Grund und Boden zurück, auf dem er einst geherrscht, er schwemmte Alles fort, was sich in seinem Wege befand. Selbst eine eiserne, feuersichere Kasse, die man doch sonst auch wassersicher annehmen könnte, wurde zwei Meilen stromabwärts geschwemmt.

Seit jenem Schreckenstage haben die Bewohner Denvers Respekt vor dem trockenen Bett. Wohl ist es seither trocken geblieben und nur zeitweilig im Frühlinge erscheint ein wenig Wasser darin, allein trotzdem ist das Bett kein Baugrund mehr, starke eiserne Brücken führen darüber hin, eingedenk dessen, was es war, und was es wieder werden könnte.

Heute ist Denver eine Großstadt im wahren Sinne des Wortes, ähnlich wie Omaha, wie Kansas City, wie St. Paul oder St. Joseph, eine jener typischen Städte des amerikanischen Westens. Die vielen öffentlichen Anlagen, die Theater, großartige Regierungsbauten und schöne Wohnhäuser zeugen von dem Wohlstand seiner Einwohner. Im Jahre 1882 sollen über vier Millionen Dollars für Neubauten ausgegeben worden sein. Seine Fabriken und Großhandlungen hatten im gleichen Jahre einen Gesammtumsatz von nahezu 25 Millionen Dollars aufzuweisen. Man berechnet, daß in Denver durchschnittlich pro Tag 600 Fremde eintreffen u. s. w. Mit solchen Ziffern pflegen manche heimathsstolzen Amerikaner gerne herumzuspringen; sie bilden die einzelnen Federn jenes Fliegenwedels, mit welchen sie den Fremden gerne die Augen auswischen und über unleugbare Krebsschäden hinwegtäuschen möchten.

* * *

Soweit die Metropole der Prairie.

Nun zu den Felsengebirgen, die sich westlich von Denver in unabsehbarer Kette von Süden nach Norden erstrecken. Dort liegt unser Ziel, und Denver giebt uns vollkommene Gelegenheit, den Totalanblick derselben zu genießen.

Ein wildbewegtes Meer, — unabsehbar und hoch über den Horizont hervorragend. Die ungeheueren Wellen sind zu Stein erstarrt und bilden zahllose schneebedeckte Gipfel, die in die Wolken ragen. Beinahe senkrecht aus der Ebene, aus der grünen, wallenden Prairie, steigen diese starren Massen empor, auf dreihundert Meilen Ausdehnung den westlichen Horizont abschließend. Immer frisch in ihrer bezaubernden Färbung, immer Ehrfurcht gebietend in ihrer Großartigkeit, Gipfel an Gipfel, Rücken an Rücken, verlieren sie sich im Norden, in den schwarzen Bergen Dakotas, im Süden in den umwölkten Massen der Sangre del Cristo-Kette. Gegen Nordwesten, so nahe vor uns, und doch über achtzig Meilen entfernt, erhebt sich die breite Kuppe des Longs Peak, des Flügelmannes dieser Armee von Felsenspitzen. 14,270 Fuß, — drei Meilen hoch, lugt er unter seiner weißen Schneekappe hervor über die kleineren Brüder. Gegen Südwest, — gleich weit von unserem Standpunkte entfernt, ragt der Pikes Peak als Commandant über die ihn umgebende Titanen-Leibgarde hervor.

Zu seinen Füßen hingestreckt ruhen die purpurnen Felsen des Garten der Götter. Auf den Olympus verlegten die Griechen einst den Wohnsitz der Götter, — mag ihre

Heimstätte auch in Griechenland sein, ihr Garten ist hier, am Fuße der Felsengebirge: „the Garden of the Gods."

Und da sind wir nun und betrachten diese Scenerie.

Kann sich der Leser den Eindruck vorstellen, den diese Herrlichkeiten auf Menschen machen, die wochenlang in den flachen, öden Prairien gehaust? Ein kahler Felsblock, inmitten der Prairie, war uns schon eine wohlthuende Abwechselung! Und nun gleich diese Bilder! Darum fort. Hinein in das Herz der Berge. Die fortschreitende Cultur hat dies heute sehr leicht gemacht. Einst war die Reisekutsche das einzige Beförderungsmittel in die Waldregion, die westlich von Denver, etwa vierzig Meilen davon entfernt, anfängt. Heute weckt die Locomotive das Echo von den hochragenden Felsen, sie saust durch Regionen, in die einzudringen früher eine Unmöglichkeit war, wird doch demnächst selbst der Pikes Peak von dem geflügelten Rade erstiegen werden. Diese bereits im Bau begriffene Bahn steigt bis zu einer Höhe von 14000 Fuß über den Meeresspiegel und wird demnach die höchste Eisenbahn der Welt. Die ganze Linie besteht fast ausschließlich aus complicirten Curven. Die größte Steigung beträgt 1:17 und die mittlere 1:20; man hofft die ganze Bahnstrecke in etwa einem Jahre herstellen zu können. Die Kosten stellen sich für den laufenden Kilometer auf 30,000 bis 35,000 Mark. Die Züge werden mit 25 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde, also noch etwas langsamer als in Deutschland die Güterzüge, fahren.

Da drüben in den Bergen regiert das Gold, dort wird es aus den Tiefen der Erde gehoben, und Millionen davon in die weite Welt versandt. Da drüben ruht das Eldorado der Goldsucher, die in hellen Haufen von Europa kamen, um nur theilweise befriedigt zu werden. Obgleich es uns nur um die Gebirgslandschaften Colorados zu thun war, so zog es uns doch mächtig dahin. Gott gab dem Magneten die Kraft, Eisen an sich zu ziehen, — dem Gold aber gab er magnetische Gewalt, den Menschen zu födern. Wider Willen wird man hingezogen in die Minen.

---

3. Durch den Clear Creek Cañon.

Die Colorado-Central-Bahn, die von Denver aus durch Fels und Schlucht nach Central City und Black Hawk führt, wurde wohl nur der Minen wegen angelegt, aber der hohe Ruf, den diese herrlichen Gegenden bald gewonnen haben, führte auch einen Strom von Touristen her, und diesen zu Nutz und Frommen wurde die Bahn noch weiter in die Berge, nach Idaho Springs und in den Middlepark geführt. Geht dies so weiter, so werden noch die ganzen Felsengebirge in stählerne

Schienenfesseln geschlagen, auf denen die Locomotiven gegen den Himmel dampfen werden!

Schon die Eisenbahn, auf welcher wir von Denver durch das Thal des Clear Creek nach den Goldregionen fuhren, ist eines der Meisterwerke modernen Eisenbahnbaues. Durch das Golden Gate hindurch nach Golden City besitzt sie die volle Geleisweite. Von da an jedoch, in die Berge hinein, konnte sie nur als schmalspurige Bahn gebaut werden, und wir mußten deshalb in der letztgenannten Station aus den großen, breiten Passagier-Waggons heraus und in die winzigen, offenen Wagen der Gebirgsbahn steigen, in denen man auf die Erhaltung seines Gleichgewichts wohl bedacht sein muß. Aber nichtsdestoweniger sind sie sicher und wohl geeignet für die plötzlichen kurzen Wendungen und Steigungen, mit denen sich die Bahn nach Central City auf eine Höhe von 8350 Fuß über dem Meeresboden hinaufwindet, eine Höhe, welche nur von wenigen anderen Bahnen, darunter zunächst die mexikanische National-Bahn bei Toluka, erreicht wird.

Golden City! Welch goldiger Name für eine Stadt, die nur — Kohlenbergwerke besitzt! Wie verdreht doch mitunter Städte benannt werden! Diesen Namen verdiente von Rechtswegen wohl das goldreiche, auf goldenen Bergen gebaute Black Hawk, während dessen Namen eigentlich auf Golden City übertragen werden sollte.

Die Stadt selbst ist so einsam und todt, daß es uns eigentlich überraschte. Kein Leben in den Straßen, wenig Industrie und schlechte Hotels. Sie hat entschieden keine goldene Zukunft und wird voraussichtlich stets das bleiben, was sie jetzt ist: ein trauriges, zwischen die Berge hingesetztes Nest für pensionirte Bergleute. Vielleicht wird die Irrenanstalt dort gebaut, — und da könnte man gleich diejenigen hineinstecken, die Golden City einst unter dem Namen „Auraria" zur Hauptstadt von Colorado machen wollten.

Wir waren durch die enge Pforte gefahren, welche die Mündung des Clear Creek- oder Vasquez-Canon bildet. Mächtige Felswände erheben sich zu beiden Seiten, bedeckt mit Gras und zwerghaften, elenden Pinien, während überhängende Grate dem darunter hinwegeilenden Bahnzug mit augenblicklichem Verderben drohen. Zur Linken und tief unter dem Schienenwege strömt und schäumt durch ein felsiges, enges Bett der Clear Creek, als hätte er es eilig, sein Wasser dem Platte-Fluß in der Prairie zuzuführen. Es sind keine klaren Gebirgswasser, wie die der Alpenbäche, — es sind vielmehr gelbe, schlammige Fluthen, wie die des Missouri, aufgewühlt und getrübt von den hungrigen Goldwäschern in den Bergen. Auf der Bergwand oberhalb des Sturzbaches klammert sich eine schlechte Wasserleitung an die Felsen; sie spendet den Bewohnern von Golden City nur wenig Wasser, denn der größte Theil davon entspringt aus den zahlreichen Rissen und Klaffungen der hölzernen Rinne und hüpft fröhlich über das Gestein zurück zu dem Fluß, dem es entzogen

wurde. Hie und da treten aus den Bergwänden Felsspitzen und Grate hervor, röthlich-grau und kalt, wie die Gerippe eines vorweltlichen Thieres.

Die kleine Maschine, die den Zug die steile, schiefe Ebene hinaufzieht, keucht und stöhnt, die Wagen krachen und zittern, als fürchteten sie sich, weiter in dieser himmellosen Kluft vorzudringen. Aber immer vorwärts geht es zwischen den Bergen hin, bis nach einigen Meilen die Geleise und der Fluß sich nähern und eng aneinander schmiegen, um nunmehr die ganze Zeit zusammen zu bleiben. Uns Reisenden ward es fast bange. Man schwebt hier zwischen zwei gleichgroßen Uebeln: entweder von den Felsen erdrückt zu werden, oder in die schäumenden Fluthen des Wildstromes zu stürzen. Dabei schaukeln die schmalen Cars so bedenklich und neigen sich, wie der bezaubernden Stimme der Clear Creek Loreley folgend, dem feuchten Strombette zu. Und dies Wenden und Biegen und Neigen wird immer häufiger, die hoch aufgethürmten Berge schließen sich hinter unserem Rücken zusammen, die Aussicht auf den Rückweg versperrend.

Wir sind nun ganz im Gebiete der Gnomen. Die Vegetation wechselt, und die Abhänge sind bedeckt mit Pinien vom Gipfel bis zur Sohle. Aber sie sind gebrochen von Stürmen und Strömen, verbrannt vom Blitzschlag. Oede, frostige Felsen treten aus den senkrechten, mehrere Tausend Fuß hohen Wänden und hängen in phantastischen Formen über Bahn und Fluß. Gewaltige Trümmer, durch den Dynamit der Ingenieure aus dem Wege geräumt, liegen im Flusse und stauen das Wasser. Der Weg wendet sich in kaum glaublichen Serpentinen, manchmal im Kreise herum, um dem harten Felsen auszuweichen. Die Steigung ist jetzt 200 bis 260 Fuß pro Meile, und dennoch, je höher wir steigen, desto höher werden auch die Bergwände.

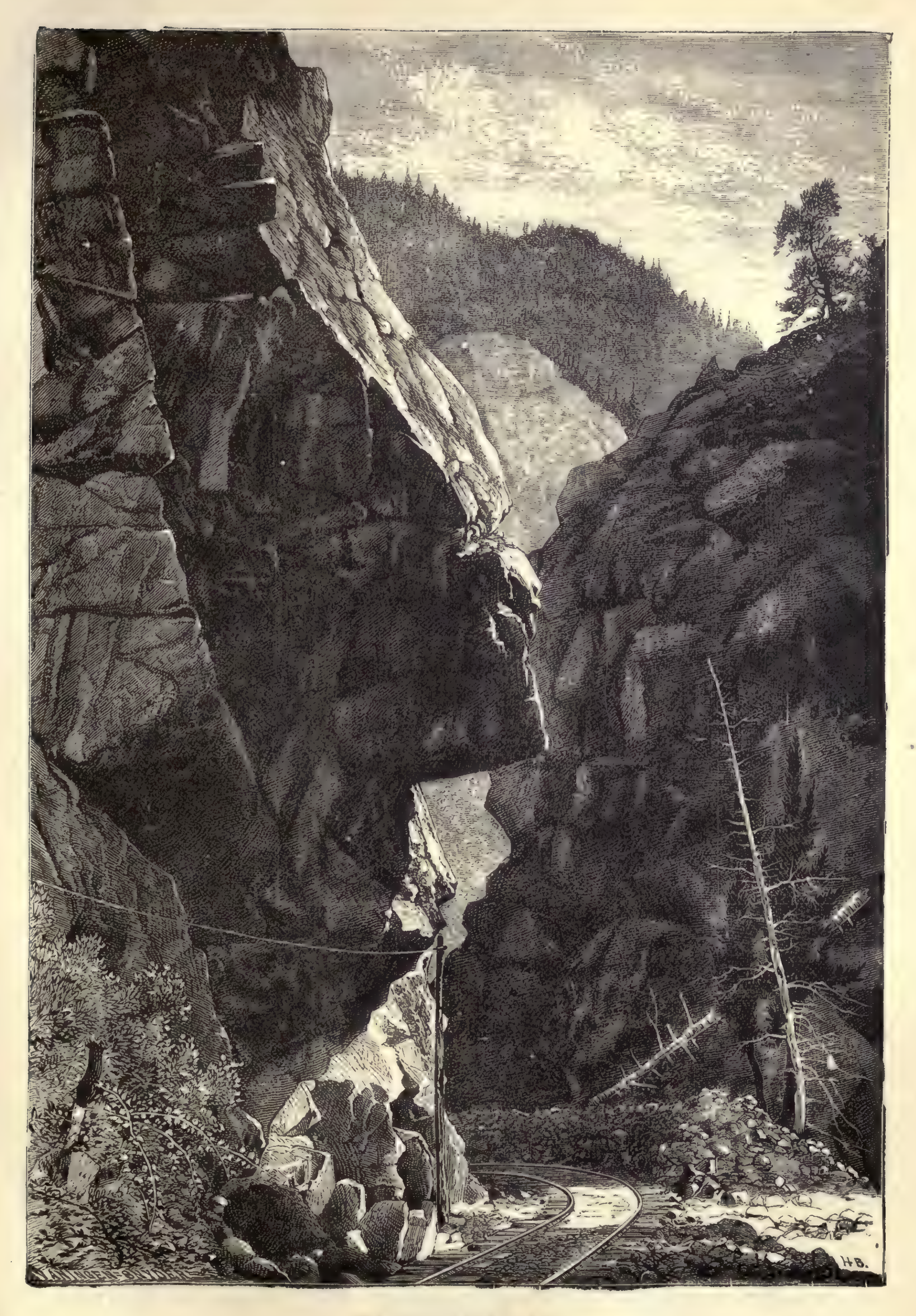
Bald gelangten wir zu einer Station in dem Cañon, Beaver Creek Station, wo die kleine Maschine anhält, wie um Athem zu schöpfen und neue Kräfte zu sammeln für den Rest des Tages. Es ist nur acht Meilen von Golden City, an der Einmündung des Beaver Creeks in den Clear Creek gelegen, und eine der romantischsten Stellen des Weges. Der ganze Raum ist gerade groß genug, um dem winzigen Stationshäuschen und einem kleinen Bierkeller Platz zu geben. Aber selbst diese Gebäulichkeiten mußten sich zusammendrücken und ihre Flügel einziehen, um nicht an die Felsen zu stoßen.

Einige Meilen oberhalb theilt sich der Fluß und mit ihm die Bahn. Der nördliche Arm des Flusses, den auch wir verfolgten, ist gelb und schmutzig, denn er kommt aus den Minen; der südliche dagegen ist klar und krystallen, wie ein Alpenbach. Er kommt vom Chicago-See, von Georgetown und Idaho, er hüpft über Stock und Stein und stürzt über brunnentiefe Wasserfälle hinab, bis er seinen schmutzigen Gefährten erreicht. Sie vertragen sich nicht gut die beiden, denn lange nach ihrer Vereinigung noch fließen sie nur nebeneinander her, wie zwei Eheleute, die sich zankten.

Von hier nach Black Hawk ist es nicht mehr weit. Auch die Felsen treten schon hie und da zurück, und man bekommt einzelne Strecken Landes zu Gesicht. Die Telegraphenleitung, welche bisher über unseren Köpfen auf horizontalen Pflöcken an den Felsen hinzog, ruht hier schon wieder auf den vertikalen Stangen, ja auch die Annoncen, die uns eine Zeit lang verlassen hatten, schimmerten uns schon wieder in ungeheueren Lettern auf den Felswänden entgegen: Trego's Teaberry Toothwash, — Sozodont, — Gargling Oil. — etc. etc.

Die Goldregion ist erreicht. Wir sahen es sofort. Die Spuren dessen, was die Engländer Gulch Mining nennen, was man im Deutschen mit Goldwäscherei bezeichnen muß, sind überall zu finden. Das Bett des Flusses ist meilenweit zerwühlt und zerfressen, seines goldigen Inhalts wegen. Es ist ein wahres Bild der Verwüstung. Kein Stein ruht hier mehr auf dem andern, kein Sandkorn ruht auf seinem alten Plätzchen. Wie von Lavaströmen überfluthet sieht das Thal aus, das von gierigen, hungerigen Mineuren ein Mal zerwühlt wurde. Weiterhin sieht man schon arbeiten. Lange hölzerne Rinnen, durch welche das Wasser geleitet wird; Brunnen mit Kübeln, die unaufhörlich feuchten Flußsand aus den Tiefen schaffen; Arbeiter, die sie in die Wasserleitungen entleeren; — dann sucht das Wasser den goldigen Inhalt selber heraus, indem es die leichten Sandkörner und erdigen Bestandtheile mit fortschwemmt, die schweren Goldblättchen aber am Boden zurückläßt. Weiterhin sehen wir einige Chinesen, mit großen hölzernen Schüsseln in der Hand, eifrig beim Goldwaschen; sie blicken nicht rechts, nicht links, und würden dann erst in ihrem Eifer innehalten, wenn ihnen die Locomotive über die Köpfe hinwegbrauste. Ein Mineur band einige Tage zuvor dreien dieser eifrigen, schweinsäugigen Mongolen die Zöpfe zusammen und lief davon, ohne daß sie es merkten. Man kann sich die Scene, welche unbedingt folgen mußte, leicht vorstellen.

Unmittelbar vor der Station Black Hawk steht die Wohnung der Chinesen: ein aus Rasen und Baumstämmen erbautes Häuschen. Darüber steht abermals in großen Lettern „Gargling Oil" (Gurgel-Oel). Das machte unseren Franzosen wild, er begann weidlich über die Reclamewuth der Amerikaner zu schimpfen, denen kein Berg zu hoch, keine Höhle zu dunkel, kein Altar zu heilig ist, um ihr „Gargling Oil" darauf zu schmieren.



Der Clear Creek Cañon.

4. In der Gold-Region.

So groß auch Central City und Black Hawk werden mögen, — niemals werden sie sich eines Theater, einer Reitbahn und eines „Skating Rinks" erfreuen können. Warum? Weil in beiden Städten zusammen nicht genug ebener Boden aufgetrieben werden kann, um eine dieser Einrichtungen in's Leben zu rufen. Im vergangenen Winter war es ein geläufiger Zeitungswitz, daß bis jetzt darum keine Menagerie in diese Regionen kam, weil es eine Unmöglichkeit war, den Elephanten durch den Clear Creek Canon zu bringen.

Die ersten Goldfunde im Clear Creek veranlaßten die Pioniere der Goldsucher im Jahre 1859, weiter in die Schluchten vorzudringen, um vielleicht da auf größere Schätze zu stoßen. Ein „Prospector" (Goldsucher) Namens Gregory war der Erste, der in der Nähe der gegenwärtigen Minenstadt Black Hawk auf eine goldreiche „Lode" (Ader) stieß und sie auszubeuten begann. Diese Mine ist noch heute die einträglichste und reichste von ganz Colorado, aber ihr Entdecker und früherer Eigenthümer ist gegenwärtig ein bedauernswerther Bettler. Die Trunksucht hat ihn von Stufe zu Stufe abwärts geführt. Nicht lange nach seiner Entdeckung waren diese Bergabhänge zu den Seiten des Clear Creek mit einer rührigen, golddurstigen, aus allen Theilen der Erde herbeigeströmten Bevölkerung gefüllt. Tagtäglich kamen halbverhungerte und ermattete Goldsucher, herbeigelockt von den wunderbaren Berichten. Nichts als ihren Namen nannten sie ihr eigen. Holz war wohl hier, um sich Hütten zu bauen; Zeit hatten sie genug, sich Kräfte zu sammeln für das Miniren. Aber was ist Wohnstätte und Rast für den vom Golddurst Befallenen, für denjenigen, der die glitzernden Schätze unter seinen Füßen sieht, der sich nur zu bücken braucht, um sie sein zu nennen? Fieberhaft stürzten sie herbei. Kaum gekommen, ohne Werkzeug, ohne Hülfe gruben sie mit den Händen nach Gold, gruben Tag und Nacht, schmolzen und stampften, bis sie ermattet, apathisch zu Boden sanken. Aber selbst dann legten sie sich auf ihre Minen-Löcher und vertheidigten das Stückchen Erde mit ihrem Körper. Denn wehe, wer seinen Posten verließ! Neue Ankömmlinge, — Räuber, entlassene Sträflinge und der Auswurf der großen Städte, — kamen hierher, um reich zu werden. Das „Wie" kam hier nicht in Frage. Wenn sie keinen geeigneten Boden mehr fanden zu graben, dann raubten sie sich ihn von Anderen und erschlugen die Besitzer. Oder sie lauerten bei Nacht und Nebel denen auf, die mit der goldenen Frucht ihres Tagewerkes in ihre Löcher oder Bretterbuden heimkehrten. Dann ward der Arglose das Opfer dieser Freibeuter. Keine Zucht, keine Ordnung, keine Sicherheit! Wilde Männer, gehärtet in den Stürmen des Lebens, hatten sie nicht nur mit der Natur, — sie hatten unter sich um ihr Dasein zu kämpfen. Aber so lange das Gold winkte, so lange sich das Fieber an ihre Fersen heftete und ihre Sinne gefangen hielt, — so

lange kannten sie keine Gefahr. Die goldenen Dollars, deren sie täglich mitunter Hunderte an ihrer gebräunten Brust verborgen nach Hause trugen, diese goldenen schweren Dollars waren ihnen mehr als das Leben. Man muß die Minen besucht und die goldhaltigen, schweren Erze selbst gesehen haben, um zu wissen, was das Wort „Goldfieber" bedeutet, noch dazu für Diejenigen, die ihr Lebelang am Hungertuche genagt! Man muß die kleinen, mattglänzenden Blättchen und Körnchen gesehen und in ihnen gewühlt haben, um zu wissen, was das Wort „Gold" bedeutet. Nicht der geschlagene Dukaten hat so viel Reiz, wie das Stückchen weißen Quarzes durch das sich, wie ein Faden, die Goldader schlängelt; der schönste, goldene Ring verblaßt gegenüber dem schweren, roth-gelben Stäubchen, das der Mineur im Sande findet. Das ist die Jagd nach dem Golde!



Im Goldlande: Goldwäsche.

Dieser erste Sturm ging vorüber. Wie wenn sich nach Gewittern die Fluthen des Sturzbaches verheerend in die Ebene ergießen und dem ruhigen, klaren Gerinsel in dem neugebahnten Flußbett Platz geben: so zogen auch die wilden Horden der Mineure weiter, als ihre rohe, unverständige Kraft das Gold nicht mehr zu Tage fördern konnte, sondern es der Kunst bedurfte, das edle Metall den Erzen zu entringen. Neue, ruhig denkende Arbeiter kamen und bauten sich Hütten und Häuser, Stampfmühlen und Schmelzwerke. Wo die Kraft



Im Goldlande: Abgraben



Der Clear Creek Cañon. „Grundy Bend“.



Eine Eisenbahnstation im Clear Creek Cañon.

des Einzelnen nicht ausreichte, da vereinigten sie sich zu Compagnien, kauften Maschinen und nahmen Hilfsarbeiter. So entstanden die Städte, die heute zusammen etwa 8000 Einwohner zählen. Sie stehen knapp beisammen, und fragt man den Bürger, in welcher Stadt er wohnt, dann muß er erst nach irgend einem Grenzstein suchen, um es sagen zu können.

Beide Städte sind auf reichem, man kann sagen, auf goldenem Boden erbaut. Das Material zu den Gebäuden ist schwerer, goldhaltiger Quarz. Ja die Ausgrabungen für den Grund und den Keller liefern oft genug des kostbaren Metalls, um damit den Hausbau zu bezahlen! Alles dreht sich hier um das Gold, und man sagt, die Hausfrauen von Central City untersuchen jede Woche ein Mal den Theekessel nach dem goldigen Niederschlag des Wassers.

Uns fremden Ankömmlingen gaben die beiden Städte die Idee ein, daß sie beide in früheren Tagen auf den Gipfeln der angrenzenden Berge gestanden, und durch irgend eine vulkanische Eruption eine Rutschparthie pêle mêle in das Thal hinab unternommen hätten. Die Straßen sind winklig, steil, krumm, an den Abhängen entlang geführt, mehr nach der zufälligen Lage der Minen, als nach einem allgemein geordneten Plan angelegt. Das Stationsgebäude von Black Hawk, zugleich der Endpunkt der Eisenbahn, liegt am unterem Ende der Stadt, eingezwängt von den Felsmassen an den Seiten. Von ihm aus führte uns eine staubige, holprige Fahrstraße am Fuße des Bobtail-Berges entlang nach Central City hinauf. Zur Rechten liegt das tief ausgewaschene, in den Felsen gerissene Flußbett des gelben Clear Creek. Das ganze Thal ist zerfressen und zerfleischt von der Natur. Aber es ist nicht die göttliche, — es ist die menschliche Natur, die das gethan. Große, alte Quarzmühlen und Stampfen stehen mitunter gerade im Wege, die Straße windet sich um sie herum, an den tunnelartigen Eingängen der Minen vorbei, aus denen Ströme feucht-kalter Luft hervorkommen. Zu beiden Seiten fassen steile Bergabstürze den Fahrweg ein, über und über beklebt mit hübschen Wohnhäusern und Kirchlein, an scheinbar unzugänglichen Plätzen. Lange, hölzerne Treppen führen geradeso wie in den dalmatinischen Küstenstädten, von der Straße zu den Häusern, die da droben über unseren Köpfen hängen und mit schwebenden, semiramidischen Gärtchen umgeben sind. Ganz hoch oben, auf den Gipfeln der Berge, hängen die Häuschen, unter denen sich die Schacht-Eingänge befinden, während im Thale drunten die gewichtigen Maschinen in den Mühlen das reiche Erz zerstampfen und zermalmen, um seinen goldreichen Inhalt in gediegenes Metall zu verwandeln. Alles, Alles zeigt die gewaltige Industrie dieses Ortes, die jährlich 2½ Million Dollars Edelmetall producirt. Hierzu besitzt die Stadt 22 Stampfmühlen.

Mühsam stiegen wir die steile Straße gen Central City hinauf, um in dem großen „Teller House", — dem ersten Hotel der Stadt, — unser Diner einzunehmen, das zum Theil aus ausgezeichnetem Bären-Schinken bestand.

Auf unsern nachherigen Spaziergängen durch die Stadt und die Minen-Distrikte hatten wir Gelegenheit, die gesunde, kräftige Constitution der Einwohner zu bewundern. Es sind größtentheils eingewanderte Engländer aus der Grafschaft Cornwall, die hier die gesuchtesten Arbeiter sind, auch gut bezahlt werden. Dafür sorgen sie aber auch wacker für Nachkommenschaft, die in der frischen Bergluft vortrefflich gedeiht. Dutzende von Kindern spielen in den Straßen, klopfen Steine und suchen Gold.

Die älteste und tiefste Mine dieses Gebietes ist die „Gregory Lode" mit 600 Fuß Tiefe, je tiefer sie gegraben wird, desto reicher und ergiebiger wird das Erz. Der nächst-tiefste Schacht ist die „Bobtail Lode". Welch' sonderbarer Name! wird man sagen, und denen, die es wissen wollen, sei daher mitgetheilt, daß diese Mine zur Erinnerung an einen Unglücklichen so genannt wurde, der von den Entdeckern der Mine zum Ueberführen goldhaltigen Sandes nach dem Flusse verwendet worden war.

Dieser Unglückliche war ein — Ochs. Würde es der armen Bestie in der heißen Sommerszeit wohl Trost gewährt haben, zu wissen: daß ihr kurzer Alltagsschweif nachträglich so in der Geschichte verlängert werden würde?

Dem größeren Theil des reisenden Publikums sind die verschiedenen Minen- und Goldwasch-Operationen nur wenig bekannt. Sie kennen den Unterschied nicht zwischen einer Stampf- und Schmelz-Mühle; sie halten regelmäßig den goldgelben Schwefelkies für reines Gold und erklären ein Erz für werthlos, wenn das Gold nicht, wie das Medaillon am Busen schöner Damen, offen zu Tage liegt. Der Reisende, der durch diese Gegend kommt, sollte deshalb nicht versäumen, sich hier an Ort und Stelle die besten Informationen selber zu holen. Die verschiedensten Minen- und Schmelz-Prozesse werden hier neben einander betrieben, und stets findet man Mineure, die den Fremden mit der größten Bereitwilligkeit in die Geheimnisse dieser modernen Alchymie einweihen. Uns war ein in den Minen vom Bettler zum Millionär gewordener Engländer, Mr. Baker, Cicerone, der sich unsrer Gesellschaft bis nach Idaho und Floyd Hill anschloß.

Von Central City aus wird von den Touristen gewöhnlich ein Ausflug zu Wagen nach dem zehn Meilen entfernten James Peak, einem 11,000 Fuß hohen Bergriesen, unternommen, von dem aus sich das herrlichste Panorama der Felsengebirge in ihrer ganzen weiten Ausdehnung dem Auge darbietet. Der anziehende Weg dahin ist voll angenehmer Ueberraschungen, und vom Dachsitze der elastischen, gut bespannten und sicher gelenkten Reisekutsche aus gewahrt man bei jeder Wendung des Weges neue, schneebedeckte Bergspitzen, schimmernde Seen und prachtvolle grüne Thäler, — mit einem Worte Landschaften, die den europäischen Reisenden ganz zurückversetzen in die Heimath, — in die Berge der Steyermark und Tyrol's. Da athmet man freier und fröhlicher auf, da schwillt die Brust, die alten Stanzeln und Jodler

werden hervorgeholt aus den Tiefen des Hirnkastens und auf amerikanischem, freiheitlichen Boden losgelassen:

— — wo die Schützenbüchsen knallen
und die Schweizermädchen fallen

Ja, die Schweizermädel fehlen „halt" hier, die Sennerinnen in ihren Almhütten, die kleinen Höfe und Meiereien, die braunen fetten Kühe auf den Matten. „Es ist „halt" doch d'Heimath nöt!" — Doch entlohnt uns die Aussicht dafür. Der James Peak ist etwa der Rigi der Felsengebirge, wenn auch um 5000 Fuß höher, als sein schienen-umspannter Zwillingsbruder in der Schweiz. Und führt auch keine Eisenbahn auf seinen Gipfel, so ist doch der Aufstieg so leicht und angenehm, daß man ihn bequem zu Wagen in zwei Stunden vollführen kann. Wie die Aussicht da droben ist? Nun, sie ist schon oft genug in Prosa und Poesie geschildert worden, aber es trifft doch keiner von diesen Ergüssen das Richtige. Es ist eben zu schwer. Poesien bringt wohl Jeder zu Stande, gerade so wie Jeder das Gewehr seines poetischen Gemüths abschießen kann; aber das Schwarze zu treffen, ist die schwere Kunst.

Auf dem Rückweg sahen wir zur Rechten, auf der andern Seite des 80 Meilen weiten Middle Park, das eigentliche „Backbone" des amerikanischen Continents, die Wasserscheide zwischen dem atlantischen und dem pacifischen Ocean, der eine 2000 Meilen, der andere 1300 Meilen weit von unserm Standpunkte entfernt. Welche Distanzen! Und wie sprechen sie für die Größe des Landes! In jener Kette drüben stehen auch die Aeltesten dieser Berggemeinde, mit dem Bürgermeister, „Papa Lincoln," an der Spitze. Er ist 14,297 Fuß hoch und wer weiß wie viel Tausend Jahre alt. Neben ihm, noch etwas weiter entfernt, erhebt sich ein gleich hoher Riese gen Himmel, er ist es, dem an Schönheit und Erhabenheit wenige Berge der alten und der neuen Welt gleichkommen. Ein wunderbar geformter, gradliniger Kegel, in dessen dunkler, bläulich-grauer Spitze die Natur ein ungeheures tausend Fuß hohes — Kreuz gegraben, das sie mit blendend weißem Schnee ausgefüllt. Es ist der weltberühmte Berg des Heiligen Kreuzes, — „The Mountain of the Holy Cross." Welches Wunder der Natur! Es blitzt und blendet und brennt herüber, wie das rothe Kreuz am Himmel, das einst Constantinus erschien; die bedeutungsvollen Worte, die ihm damals zugerufen wurden, schienen auch in unsern Ohren zu ertönen: In hoc signo vinces!

Wir legten den Rest des Weges schweigsam zurück, denn der Eindruck, den solche Gewalten in uns hinterließen, war zu mächtig! Den Rest des Tages aber verbrachten wir in den Minen, und als wir in die Tiefen der Gregory lode hinabstiegen und Dunkelheit uns umhüllte, da schien es uns, als wären wir direct vom Himmel in die Hölle gefahren.

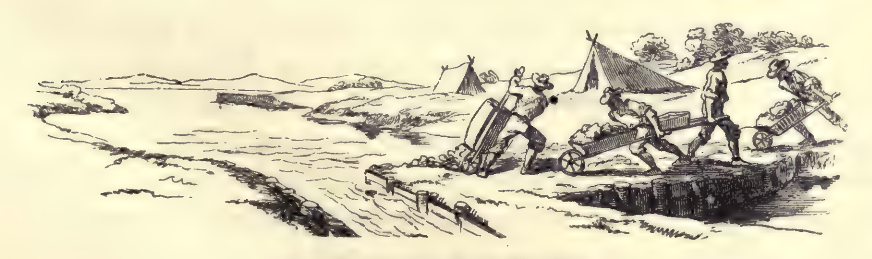
Merkwürdig! Wer hätte gedacht, daß sich Ungeziefer bis auf diese Höhe über dem Meeresboden heraufarbeitet? Wir machten während der kommenden Nacht die

bittersten und gleichzeitig beißendsten Erfahrungen, und als wir am nächsten Morgen beim Frühstückstisch zusammentrafen, da schüttelte einer unserer Kollegen sein Haupt und bemerkte in bitterem Tone: „Ich möchte doch wissen, wie diese sechsfüßigen kleinen Ungeheuer über Stock und Stein da auf Berge von 9000 Fuß heraufklettern können!“

Zeitig machten wir uns auf den Weg nach dem Saratoga des Westens, nach Idaho Springs, das mit dem großen nordischen Territorium nichts gemein hat, als den Namen, und, sechs Meilen von Central City entfernt, am Südarm des Clear Creek gelegen ist. Man könnte ebenso gut statt Südarm „Siedarm“ sagen, denn das Wasser ist heiß und enthält viel Soda. Dadurch entstand das Bad Idaho Springs. Die sechs Meilen Weges dahin sind indessen nicht besonders einladend. Es ist eben nicht gleichgültig, eine Stunde lang auf ebenem Boden fürbaß zu schreiten, oder dieselbe Zeit zum Auf- und Abklettern steilster Berghänge zu verwenden. Der Weg nach Idaho geht über einen gar gewaltigen Berg, zuerst drei Meilen hinauf und dann wieder drei Meilen hinunter in eine tiefe Schlucht. Der Berg heißt „Bellevue Mountain“ und die Schlucht „Virginia Canon,“ ersterer ist deshalb berühmt, weil Jemand, der feste Hosen anhat, sich oben bloß niederzu-



Hydraulisches Miniren.



Im Goldlande: Gold-Waschen.

setzen braucht, um von selbst hinunter zu rutschen. „Es führt kein anderer Weg nach Küßnacht!“

Bergauf ging es freilich langsam, aber es ging. Wir brachen uns Aeste von den Bäumen, die uns als Stützen dienten, und so marschirten wir unserem Cicerone, dem wackeren Kapitän Berthoud nach, der uns durch das kleine Minenstädtchen Nevada mitten in's Gebirge hinein führte. Den ganzen Weg entlang und über das ganze Terrain verbreitet, sahen wir „Prospekt holes“, d. h. Löcher, in den Boden gegraben, um goldhaltige Schichten zu entdecken. Welche Arbeit wurde an diesen Myriaden von Löchern nutzlos verschwendet! Und wie gut wäre die Arbeit denen zu

statten gekommen, die, den Prairieboden brechend, nutzloses Land in fruchtbringende Felder verwandeln! Da hätten auch die „Prospekters" wahres Gold gefunden, anstatt so mühsam und fruchtlos nach zweifelhaften Schätzen zu graben!

Von hier oben erscheint uns Central City wie eine Stadt, deren Häuser von Titanen einst den Berg hinunter und in das Thal gekollert wurden. Mitten durch diesen Häuserhaufen brach sich der Fluß seinen Weg und zu den Seiten liegen nun die Häuschen übereinander. Uns zur Linken, auf der Kuppe eines Berges, sahen wir eine Farm mit ausgedehnten, gut bebauten Feldern, auf denen schwerer Weizen stand. Und dies hier, in der Höhe von über 9000 Fuß, nahezu so hoch, wie der höchste Punkt in den Pyrenäen!

Die Vegetation in den Felsengebirgen ist wunderbar. Während die Waldgrenze in Europa 4000, höchstens 6000 Fuß erreicht, findet man hier noch auf 11—12000 Fuß Höhe Pinien und andere Bäume.

Auf der Höhe des Bergpasses angelangt, bogen wir rechts ab, um vom Gipfel des „Bellevue Mountain" eine der schönsten Fernsichten zu genießen. Sie zeigt all' die Lieblichkeit der Alpenseen, der tiefen Thäler mit den silbernen Flußläufen darin und den grünen Halden zu den Seiten; aber es fehlt ihr die Großartigkeit der schneebedeckten Bergriesen, welche wir Tags vorher vom James Peak aus so wunderbar empfanden. Die Wolken hatten sich gesenkt, und wenn der Längste von uns die Hand ausstreckte, so waren seine Finger beinahe in den Wolken verschwunden. Ich sage „beinahe," und „beinahe" sagt mitunter viel.

Eine kleine Verirrung im Walde, welche uns bald Unheil gebracht hätte, abgerechnet, gelangten wir glücklich zu der großen, weiten Felsschlucht, dem „Virginia Canon," an dessen Mündung Idaho liegen sollte. Uns gegenüber erhob sich ein gewaltiger, ganz mit dunklen Pinien bedeckter Berg, der „Old-Chief," welcher im Verein mit zwei anderen Bergen, der „Squaw" und dem „Papoose" das Thal von Idaho umschließt. Der alte Indianer war entschieden schöner, als seine Frau. Sein Gipfel, — oder, wenn man will, sein Scalp, — war von der Sonne beschienen, und die dunklen Schatten, welche er in das Thal drunten warf, im Verein mit der umliegenden Scenerie, boten eines der reizendsten Alpenbilder, das ich jemals gesehen. An seinem Fuße liegt das Saratoga des Westens, das wir jetzt sehen sollten. Darum rasch hinunter, aber — die Hosen in Acht! Zur Linken des engen, nur für einen Wagen oder einen dicken Menschen berechneten Fahrweges himmelan strebende, überhängende Felswände, — zur Rechten ein viele Hundert Fuß tiefer Abgrund! Eine wahre Via mala. Die Distance hinunter ist drei Meilen, die Neigung an manchen Stellen vierzig Grade.

In der Mitte des Wegs, nachdem unsre Füße beinahe zu Stelzen steif geworden waren, hörten wir von oben herab das Brausen eines im Trab einhersausenden

Wagens. Eine Staubwolke entzieht uns das Wahre. Aus der Staubwolke heraus kam Getöse, Schreien und Peitschengeknall; sie raste an uns vorüber und plötzlich, wie sie gekommen, war sie verschwunden, ehe wir uns noch den Staub aus den Augen wischen konnten. Capt. Berthoud lachte. „Das ist ja nur die Postkutsche nach Idaho!" meinte er und erzählte, daß die kühnen Lenker dieser Vier- und Sechs-Gespanne den Abhang des Virginia Canons stets als willkommene Gelegenheit benützen, um ihre Fertigkeit im Fahren zu zeigen. Es ist eine vollkommene Illustration zu Dante's Höllenfahrt. Der Weg windet sich um Felswände in kurzen Bogen herum, er ist so eng und gegen die Schlucht zu so abschüssig, daß selbst kühnere Herzen höher schlagen, wenn sie auf diesem Vehikel sitzen und mit Händen und Füßen die Sitzlehnen umklammern. Aber die amerikanischen Kutscher, besonders die in den Gebirgs-Regionen hier, sind berühmt wegen ihrer Fertigkeit im Rosse-Lenken, nur selten geschieht ein Unglück.

Endlich war die Ausmündung des Canons in das Thal des Clear Creek erreicht, und Idaho lag zu unsren Füßen, ein hübsches, von hohen Bergen ganz umschlossenes Städtchen. „Beebee's Hôtel," ein einfacher, alter Bau von zwei Stockwerken Höhe wurde zum Hauptquartier für unsre Gesellschaft gewählt, und wir hatten diese Wahl in keiner Weise zu bereuen.

Das Bad Idaho besteht noch nicht, es wird erst werden. Den Indianer-Horden und den Trappern ist es wohlbekannt. Die heißen Quellen liegen einige Steinwürfe weit von „Beebee's Hôtel". Zwei Badehäuser mit großen Schwimmbassins umschließen die beiden Quellen. Wir wählen das größere, „Montagne's Swimming Baths", und tragen unsere Namen in das aufliegende Fremdenbuch ein. Gar große Namen aus den verschiedensten Ländern sind bereits darin zu finden: russische Generale, deutsche Professoren, Holländer und Englishmen, französische Grafen und spanische Herzöge, — ein Zeichen, daß die Idaho Springs doch schon ein internationales Bad sind und sich auch auch im Auslande einiger Reputation erfreuen.

Das Wasser im Bassin ist gelb-grün, milchig und etwa 100 bis 120° warm. Turnapparate u. dergl. stehen umher, so daß Männlein und Weiblein, die hier zutraulich zusammen baden, wie in den Seebädern, sich recht nach Herzenslust austoben können. Was sind alle russischen Bäder, das Plätschern am Meeresstrande, die Bains chinois, und alle türkischen Schwitzer, verglichen mit dem Genusse eines warmen Soda-Bades in der freien Natur, und besonders für Diejenigen, die unklug genug sind, Rheumatismus zu haben?

Ja, Idaho mit seinen Bädern, seiner reizenden Lage, seiner gesunden, frischen Alpenluft, mit seiner prächtigen Umgebung: Georgetown, Chicago-See 2c., — Idaho ist noch nicht bekannt genug! Laßt nur erst die kokette Prinzessin „Fashion" hier einziehen, und Ihr sollt sehen, wie auf den kahlen Bergwänden Villa um Villa entsteht,

wie die hiesigen Fahrwege mit Equipagen und Cabriolets überfüllt sein werden, wie sich die „Congreß Hall-“ und „Grand Union“ Hôtels Pilzen gleich in diesen Bergregionen erheben werden! Und so lange man Alpenluft nicht comprimiren und in Blechbüchsen wohl verpackt, wie Rindfleisch nach New-York spediren kann, man also selber kommen muß, um daran zu riechen und ein paar Nasen voll pro Tag zu nehmen: so wahr wird auch in zehn Jahren Idaho zu einem bevorzugten Bade angewachsen sein.

Am Tage unserer Abreise galt unser letzter Besuch den Goldwäschern im Thale. Wir versuchten es selbst, und siehe: ich hatte binnen einer halben Stunde in dem bereits ein Mal ausgebeuteten Sande Goldkörnchen im Werthe von 75 Cents gefunden! Ist das nicht verlockend genug, um die Feder aus der Hand zu legen und den Spaten zu ergreifen? Aber meine Vorschläge und Statutenentwürfe zu einer „International Travellers Gold Mining Co.“ fanden zu meinem Leidwesen bei meinen Collegen nicht den rechten Anklang, und so machten wir uns, ohne eine Gründung zu hinterlassen, auf den Rückweg nach Denver.

Dieselbe Kutsche, die damals im Virginia Canon an uns vorbeigesaust, nahm uns jetzt auf, um uns nach der nächsten Eisenbahnstation zu bringen. Beim Besteigen des Wagens machte sich bei unserem Professor ein leises Zittern in den Gliedern bemerkbar, das wir dem Zipperlein zuschrieben. Aber als die wilde Jagd über Stock und Stein endlich losging, und wir sämmtliche Lehnen und Griffe krampfhaft in Beschlag nahmen, — da wußten wir Alle, was das Zittern bedeutete.

Die Rückfahrt durch den Clear Creek Canon war gleich interessant. Wir hatten dieses Mal auf einem mit Golderz im Werthe von 50,000 Dollars gefüllten offenen, Lastwagen Platz genommen, so daß uns nichts die prachtvolle Aussicht auf die Wände des Canons und die großartige Berglandschaft hemmte. Zudem war die Locomotive losgekuppelt worden und der ganze, schwerbeladene Zug fuhr, vermöge des enormen Falles, die zwölf Meilen weite Strecke von selbst hinab. Gewiß des Interessanten genug!

---

5. Boulder Cañon.

Der Tourist kann die Felsengebirge gegenwärtig noch in ihrer Frische und Natur genießen. Wohl sind die Denver zunächst gelegenen Theile von Pfaden und Eisenbahnen durchzogen und mit Hôtels und Mineurhütten bedeckt, allein weiter hinaus, in den westlich des ersten Gebirgszuges gelegenen Parks, im Eates- und Middle Park, da findet man noch die reinste Natur, so jungfräulich und schön, wie sie es vor Tausenden von Jahren war. Hier fand man bis vor wenigen Jahren weder Hôtel noch Hütte; keine Führer erbieten sich, des Touristen Fuß in hemmende Fesseln zu legen, um ihn mit dorthin



Der Berg des heiligen Kreuzes.

zu führen, wo ihm reiche Ernte winkt. Kein „Handbuch“, kein „Guide book“ drängen ihm auf jeder Seite grelle Annoncen auf. — Alle diese Mißstände, welche dem Touristen sonst in Amerika wie in der Schweiz begegnen, sind hier noch nicht zu finden. Für einen Besuch der Felsengebirge muß man sich in Denver selbst „outfitten“ d. h. ausrüsten. Zelte, Kochgeschirre und Jagd-Geräthschaften sind um billigen Preis zu haben, ebenso wie ein führender Alpenjäger oder Trapper, deren es nicht wenige giebt.

Wir waren so glücklich „Oregon Bill“, einen berühmten Trapper und Büffeljäger für unsere Reise zu gewinnen, und unter seiner Leitung brachen wir nach den herrlichen Gebirgen auf. Zahlreiche Thäler und bewässerte Schluchten, hier mit den spanischen Namen Cañons bezeichnet, öffnen sich gegen die Ebene zu, und gestatten das Vordringen in jene Parks und auf jene Höhen, von welchen aus die Wasser kommen, die sie durchfließen. Jeder einzelne dieser Cañons ist ein wahres Naturwunder, nicht so breit und großartig wie das Rhonethal oder Engadin, aber ebenso wild und furchtbar wie die Taminaschlucht oder die Via Mala. Sie alle werden Sommer und Winter hindurch von den Schnee- und Eis-Reservoiren der höheren Regionen gespeist und ergießen ihre Wassermassen in den South Platte und den Missouristrom. Der bedeutendste dieser Felsendurchbrüche liegt etwas nordwestlich von Denver, durch ihn beschlossen wir in die Gebirge vorzudringen. Er ist für Colorado das, was das weltberühmte Yosemitethal für Californien ist. Beide spotten der Kraft der Feder und des Pinsels. An der Mündung des so richtig Boulder Cañon, d. i. Trümmerschlucht bezeichneten Durchbruches liegt Boulder City, ein kleines Städtchen von etwa zweitausend Einwohnern, deren Haupterwerb die Verarbeitung der Gold- und Silber-Erze, sowie die Versorgung der höher gelegenen Mineurstädte mit Lebensmitteln und Hausgeräthschaften bildet. An irdischen Schätzen sind die Boulderiten gerade nicht besonders reich, — ob ihnen die frische Gebirgsluft, das vorzügliche kalte Trinkwasser und die herrliche umliegende Scenerie genügenden Ersatz bietet, kann schwer gesagt werden.

Unmittelbar hinter dem Städtchen beginnt die Schlucht, durch welche der „Boulder Creek“ oder „Trümmerbach“ fließt. Aber das Wort „fließen“ ist schlecht gewählt für diesen wahrhaft alpinen Bergstrom, dessen schäumende Wassermassen von Fels zu Fels herabstürzen, sich durch enge Durchlässe winden und im ewigen, wüthenden Kampfe mit dem harten Urgestein stehen, das ihnen bei jeder Wendung trotzig und fest die Stirne bietet. Seinem Bett entlang führt ein vortrefflicher Fahrweg, auf welchem vierspännige Postwagen die Verbindung mit den Minenstädten Caribou und Rollinsville herstellten. Allein wir zogen es vor, den über zwanzig Meilen langen Weg in dem Cañon zu Fuß zurückzulegen. Es war früher Morgen, und die düsteren himmelanstrebenden Felsspitzen zu beiden Seiten waren mit hellem goldenen Sonnenlichte über-

gossen, das vom Osten her über die tausendmeilige Prairie herübergestrahlt kam. Viele Meilen windet sich der Weg in sanfter Steigung, aber desto schärferen Krümmungen längs des wilden Stromes, ihn hie und da auf primitiven, roh gezimmerten Brücken übersetzend. Jede Wendung eröffnet uns neue Bilder, die an Wildheit und Romantik mit den schönsten Alpenlandschaften wetteifern können. Ueber uns scheinen die Felsthürme den Himmel zu durchbohren, — unter uns tobt und kocht und sprudelt der wasserreiche Strom von Fels zu Fels, über hohe Bergabstürze hinunter in tiefe Höhlen, welche im Laufe der Jahrtausende entstanden. Mächtige Tannen- und Fichtenstämme, entästet und zerbrochen, liegen quer über dem Strom, sprechende Zeichen von der furchtbaren Gewalt der Elemente.

Zwölf Meilen waren wir so in diesem tiefen Felsenthale emporgeschritten, und nun nahe der Stelle, wo sich der nördliche Arm des Boulder Creek in den Hauptstrom ergießt. Nicht sanft und ruhig, sondern in einem hohen, schäumenden Fall, dessen Getöse wir schon seit langem vernommen. Von diesem Wasserfalle aus steigt die Schlucht steil empor, und je höher wir kamen, desto häufiger genossen wir Ausblicke auf die weiten im Innern der Gebirge liegenden landschaftlichen Schönheiten.

Hie und da, auf den höchsten Höhen konnten wir die schlanken Formen der Bergziegen unterscheiden. Außerhalb des Bereiches von Büchse und Jäger, standen sie ruhig auf den unnahbarsten Felsenspitzen und blickten verwundert auf uns Touristen herab, die sich in ihr Revier gewagt hatten. Aber wir waren als Freunde gekommen, wenn es uns auch nach dem ermüdenden Marsche gar sehr nach ihrem Fleische gelüstete, wir ließen sie unbehelligt.

Bald nachdem wir den North-Boulder-Wasserfall verlassen hatten, sahen wir schon die ersten Gebäude der kleinen Minenstadt Middle Boulder. Wir waren nun im Herzen eines der reichsten Silber-Districte Colorados. Es ist bekannt, daß die Felsengebirge Colorados, nach jenen Kaliforniens und Nevadas, die reichsten Gold- und Silberminen enthalten. Hier kann man in der That von goldenen und silbernen Bergen sprechen, denn die Gebäude und Stampfmühlen von Middle Boulder und dem nahebei liegenden Caribou sind aus Silbererz auf silbernem Boden gebaut. Die ganze weite Gegend — etwa 10,000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen, ist von Mineuren bevölkert, und die Anhöhe von Caribou erschien uns wie ein kolossaler Ameisenberg, dessen Inneres von menschlichen Ameisen durchwühlt wurde. Von der Spitze des Caribouberges genossen wir eine wundervolle Aussicht, einerseits auf die endlosen Prairien, die sich im Osten vom Fuß des Gebirges gegen den Missouri zu erstrecken, andererseits auf die Spitzen und Parks der Felsengebirge. Unmittelbar vor uns erhob sich der über 13,500 Fuß hohe schneebedeckte Arrapahoe Peak. Das Oertchen Caribou zu unsern Füßen entstand im Jahre 1867, zu der Zeit, als die Mineure die minderreichen Adern dieses Erzgebietes entdeckten. Wohl wußte man schon früher von dem

Silberreichthum dieser Gegend, allein was war den verwöhnten Pionieren Colorados zu jener Zeit am Silber gelegen, wo sie doch Gold in hellen Haufen erlangen konnten. Sie ließen das weißglänzende Metall am Wege liegen und zogen dorthin, wo gelbes, schweres Gold zu finden war. Erst die späteren Ankömmlinge, welche alle Golddistricte bereits von heißhungrigen, wilden Genossen besetzt fanden, begnügten sich mit den silbernen Bergen von Caribou. Gewiß nur zu ihrem Vortheile, denn Millionen wurden bisher gewonnen, und Millionen mögen noch in den Tiefen der Erde verborgen sein.



Der Boulder Cañon.

Der Ort Caribou bestand aus einigen Mühlen, Boarding-Häusern und Kaufläden, zusammengepfercht auf engem Raume. Es ist ja auch keine Heimath, keine ständige Ansiedlung, wo sich Familien für Generationen dauernd befinden werden. Es ist kein Vergnügungsort, wo der Reiche sich mit seiner Familie ein Sommerhäuschen erbauen würde. Es ist ja bloß eine vorübergehende Herberge für die habsüchtigen Gesellen, die den weiten Weg aus allen Theilen der Welt hieher kommen, um ein paar harte

Dollars zu verdienen und wieder weiter zu ziehen. Niemandem fällt es ein, sich hier oben, 10,000 Fuß im Gebirge drinn, eine feste Heimath zu gründen. Wozu auch? Hier ist kein Weib, keine Schöne, die er zur Frau nehmen könnte, keine Kirche, kein Vergnügungslokal. Es ist nur Arbeit, schwere fieberhafte Arbeit in den Eingeweiden der Erde. — Dafür winkt klingender Lohn.

Ihn zu gewinnen, ist ihre Aufgabe; sie bringen die Schätze aus den Tiefen. Eine Erzmühle ist nahebei, welche das Erz in marktfähiges, reines Silber verwandelt. Es wird den schönen Boulder Cañon hinab auf den Markt nach Denver geführt und für theures Geld verkauft.

Wenige Meilen von hier gegen Norden erhebt sich ein sonderbar geformter Felsen, „Zuckerhut-Berg" genannt, und hinter diesem Berge breitet sich eine andere Erzregion, jene von Gold Hill aus. Wie es schon der Name besagt, ist es hier Gold, welches von den Mineuren dem harten Fels abgerungen wird und zwar in Massen, die dem Fremden unglaublich erscheinen würden, wenn er sie nicht selbst vor Augen sähe. Es ist das Dorado, das Paradies für Jene, denen das gelbe, tückische Metall höher steht, als alles Andere, höher als das häusliche Glück, als ein ruhiges, zufriedenes Leben. —

---

6. Georgetown und der Grays Peak.

Es ist eine eigene, absonderliche Menschenklasse, die sich hier oben, zweitausend Meilen von den Metropolen Amerikas entfernt, mehrere tausend Fuß über die höchsten Ansiedlungen der Civilisation erhoben, in den Minen-Bezirken ansammelt; sie bildet eine eigene Welt für sich, eine eigene Welt umschließt und trennt sie von dem großen Amerika der Industrie und des Handels. Woher die Leute kommen? Niemandem fällt es ein, sie darnach zu fragen! Warum sie kamen? Was hat sie veranlaßt, ihre Heimath und Familie aufzugeben und hierher zu kommen, wo Heimath und Familie unbekannte Begriffe sind? Wen kümmert es! —

Natürlich! Nur des Goldes wegen waren sie gekommen. Reich wollten sie werden, vielleicht auch wieder werden diese Abenteurer, darunter viele ehemalige Offiziere, städtische Dandies, Taugenichtse und Kavaliere mit europäischen Titeln. Und als sie kamen, aber die Goldfelder bereits in festen Händen fanden, also nicht mehr auf eigene Rechnung ihre Minen graben und Schätze heben konnten, da wurden sie Arbeiter, Tagelöhner.

Wohl verdienen sie reichlich Geld, aber wie gewonnen, so ist es auch rasch zerronnen in den täglichen Ausgaben für des Leibes Nothdurft, die sich da oben, auf den schneeumkränzten Gipfeln der Felsengebirge gar hoch stellen. Die Träume von den zu Tage geförderten Millionen schwinden, Enttäuschung und Noth kommen, mit einem

Worte, die nackte Wirklichkeit tritt an ihre Stelle. Diese schweren Prüfungen drücken gar manchen der rauhen, verwitterten Burschen darnieder. Viele sind Menschenfeinde. Sie ertränken ihren Gram im Whiskey und kommen niemals wieder aus den Minen-Gegenden heraus, die sie einstens hoffnungsvoll und freudig betreten hatten. — Es gehört gewaltige Kraft dazu, den Stürmen des Lebens, die sich in den Silber- und Goldregionen viel mächtiger und bewegter gestalten, wie drunten in den Städten, Trotz zu bieten. Nur der spekulative, unternehmende Yankee pflegt hier fortzukommen. Mißlingt das eine Geschäft, so kommt das andere an die Reihe. Er tanzt von einer Unternehmung in die andere, arbeitet mit dem Kopfe statt mit den Händen, und bleibt endlich bei Dem stehen, wo sich ihm am meisten Aussicht auf Erfolg bietet.

Der gerade Gegensatz von ihm ist der englische Auswanderer aus den Grafschaften Cornwall und Devonshire. Als der Sohn eines Mineurs wurde er geboren; als Knabe schon arbeitete er in den ungeheuren Zinn- und Kupferbergwerken jenes sagenreichen Landes, in welchem einst König Arthur regiert, und von wo schon die Römer sich ihren Bedarf an Metall geholt. Als Jüngling hörte er von den unglaublichen Reichthümern Colorados und Nevadas, wo schon Tausende seiner Landsleute reich geworden. Warum sollte er, der junge, kräftige Cornwalliser nach Zinn graben, wenn ihm jenseits des Oceans in denselben Tiefen der Erde das helle Gold winkt? Und so zieht er hinüber nach den Felsengebirgen. Er war Mineur von Jugend auf; mit offenen Armen empfangen ihn die Minen-Besitzer und geben ihm reichliche Arbeit mit ebenso reichen Verdienst. Er ist als Arbeiter berühmt. Die Cornwalliser sind die gesuchtesten und besten Mineure der Welt. Dazu sind sie sparsam und mäßig, und was sich der Yankee durch Geschäftsgeist und Unternehmungslust erwirbt, das thut der erstere durch seiner Hände Arbeit.

In den Districten oben herrscht eine ganz eigene Sprache „Miners Slang" genannt. Wir verstanden nur wenig davon. Bei Tische, in den Reisewagen, in den Hôtels und Schenken, überall ist von Lodes, Prospecters und Goldadern die Rede, es werden Ausdrücke und Namen gebraucht, von denen man im Thale drunten nichts hört. Und dazu herrscht ein Leben, ein Rennen und Gehen, das man am besten mit dem Leben in einem Bienenstocke vergleichen könnte. — Der Ertrag der Minen von Colorado steht auch vollkommen im Einklange mit dieser Thätigkeit, denn heute übertrifft derselbe jenen aller anderen Staaten Nordamerikas, und hat beinahe jenen des silberreichsten Landes der Welt, nämlich Mexicos erreicht. Die Silberproduction des letzteren belief sich nämlich in den letzten Jahren auf etwa 20 Millionen Dollars jährlich, während Colorado 1880 nicht weniger als 17 Millionen producirte, und dadurch sogar das silberreiche Nevada schlug, das mit jährlich 12½ Millionen Silber Colorado zunächst steht. In dritter Linie kommt Utah mit nahezu 5 Millionen Silber,

dann Montana mit 3, und Arizona mit 2½ Millionen. Die Gesammt-Produktion der Ver. Staaten beläuft sich jährlich auf ca. 40 Millionen Silber, von welchen Colorado allein ein Drittel liefert. Es ist dies hauptsächlich der Entdeckung und Aufschließung der neuen Silberdistrikte von San Juan und Leadville in Süd-Colorado zuzuschreiben, von welchen später die Rede sein wird.

In Bezug auf die Goldproduktion, welche in den Verein. Staaten jährlich 33 Millionen erreicht, steht das altberühmte Goldland Californien mit über 17 Millionen Dollars noch immer obenan. Ihm zunächst kommt Nevada mit 5 Millionen, dann Dakota mit 3½ Millionen. Colorado kommt mit 2¾ Millionen erst in vierter Linie. Auch Idaho, Montana und Oregon produziren jährlich je über eine Million Gold. Auf die Bevölkerung des Staates vertheilt, entfallen in Colorado jährlich nahezu 200 Dollars Gold und Silber pro Kopf, in Nevada sogar 280 Dollars!

Wir hatten den Golddistrikt von Caribou und Goldhill durchforscht und dabei manch' wundervolle Gebirgslandschaft mit Wald und Flur, See und Bach gefunden; die herrlichsten Fernsichten auf die weißen Schneekuppen des Longs Peak und Grays Peak, auf die gelblich-grünen Prairien im Osten, auf die herrlich-grünen Thäler zu unseren Füßen gehabt. Aber wem gilt dies hier etwas? Wir sprachen mit einigen Mineuren über die Schönheit der Umgegend. Erstaunt horchten sie auf. Sie wußten es nicht, obgleich sie schon Jahre und Jahrzehnte hier lebten. Was kümmerte sie das herrlichste Grün, die schönste Gebirgslandschaft? Ihnen gilt als das Höchste das eigentümlich gelbe, verwitterte Gestein, das hie und da von den Bergen losbröckelt. Läge auch der Garten der Hesperiden nebenan, der Mineur wird auf dieses Gestein loseilen, hier zu graben beginnen, denn da ist ja — Gold!

Der Weg von Middle Boulder nach dem südlich gelegenen Georgetown führt über Bergpässe und durch Schluchten, in denen üppige Vegetation, gepaart mit wühlenden, rauschenden Gewässern zu finden sind. Drüben in den Bergen von Caribou war das landschaftliche Bild zerstört, die grünen Bergmatten zertreten und zerwühlt, das graue Erz zu Tage gebracht. Hier unten ist die Natur noch unverletzt, denn es ist kein erzhaltiger Boden hier. Aber nur zwanzig Meilen weit führt uns der Weg durch so liebliche Gegenden, nur unterbrochen von dem kleinen Städtchen Rollinsville, von dem sich ein Weg über die Wasserscheide des großen Kontinents, über die Sierra Madre, nach dem berühmten Middle Park abzweigt. Außer ihm führte vor der Erbauung der Eisenbahn nur noch ein Weg in dieses Arkadien der Felsengebirge. Er läuft von Georgetown durch den Berthoudpaß, und dieser Weg war es auch, den wir nachher benutzten, um in den Middlepark, ein schönes, ganz von schneeigen Gipfeln umschlossenes Hochplateau, zu dringen.

Der ungeheure Fortschritt Amerikas, die schnelle Ausbreitung seiner Kommunikationsmittel, das sofortige Ausbeuten seiner kaum entdeckten unerschöpflichen Hilfsquellen

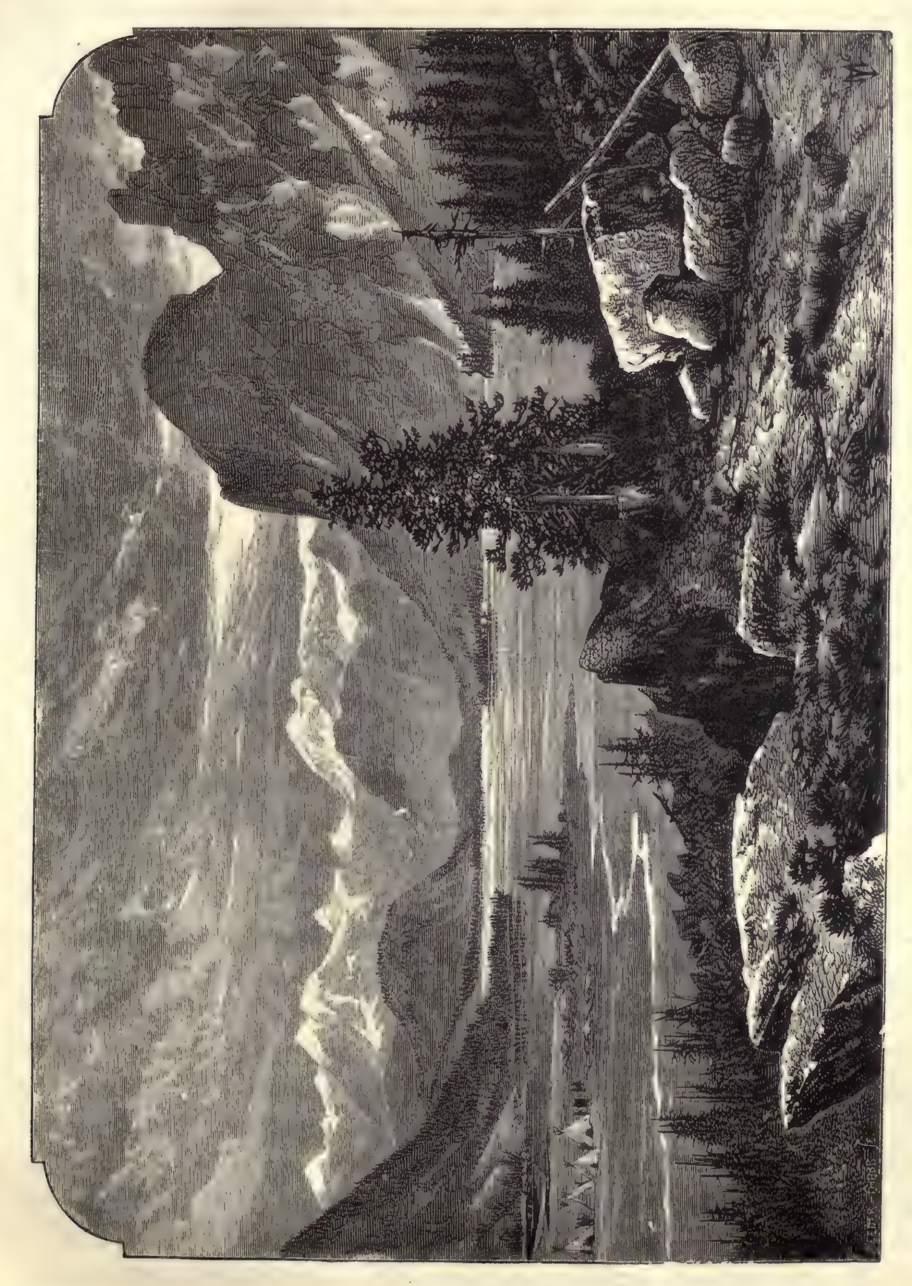
zeigt sich am deutlichsten inmitten der Felsengebirge. Vor fünfzig Jahren waren



Der Boulder Cañon: Die Fälle.

sie noch gänzlich unbekannt, und vor 1859 hatte noch keines Menschen Fuß jene Gegenden betreten, welche wir eben durchzogen.

Heute sind nicht allein diese Millionen Quadratmeilen Landes zu Füßen der Felsengebirge erforscht und bevölkert, auch die letzteren selbst sind von Eisen-



Gebirgslandschaft bei Gold Hill.

bahnen und Fahrwegen durchzogen, wie sie sogar die Alpen nicht aufzuweisen haben. Freilich sind noch ganze Gebirgszüge unerforscht und Tausende von Gipfeln uner-

stiegen, allein dahin, wo man Wege und Bahnen braucht, in die Minen, hat man sie auch.

Die Felsen-Gebirge wurden früher mit Unrecht als öde, kahle und aller Vegetation bare Erhebungen geschildert. Wohl sind die an der Union-Pacific-Eisenbahn gelegenen Bergketten gelb, steinig und baumlos wie die Höhen von Horeb; aber südlich von diesem eisernen Schienengürtel, in Colorado und Nevada, findet man die schönsten alpinen Bergketten, mit dunklem Baumwuchs, krystallenen Seen und schneeigen Gipfeln. — Hier wie in den Alpen, findet man heilende Mineralquellen, warme Bäder; so wie die Alpen ihr Pfäfers und Gastein, so haben die Felsengebirge ihr Idaho und Manitou und noch viele andere unerforschte und unbenutzte Heilquellen, denen zweifellos eine große Zukunft bevorsteht.

Jetzt erfreuen sich diese herrlichen Badeorte noch keiner Berühmtheit. Sie sind kaum bekannt und noch reine Natur, ja es that uns förmlich wohl, in Idaho, dem bekanntesten Kurorte der Felsengebirge, noch keine Villen, keine Landhäuschen, keine Equipagen und Modedamen zu finden.

Von Idaho führte unser Weg im Thale des Clear Creek aufwärts nach der Minenstadt Georgetown, von wo aus wir die Besteigung des amerikanischen Mont Blanc, des 14,300 Fuß hohen Grays Peak unternehmen wollten. In Anbetracht der bevorstehenden Strapazen mietheten wir eine der zwischen Idaho und dem 12 Meilen entfernten Georgetown verkehrenden sechsspännigen Postkutschen. An einem herrlichen Nachmittage unternahmen wir die Reise durch das Thal nach der im Herzen eines der reichsten Minendistrikte gelegenen Stadt.

Ein Alpenweg gehört nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens, besonders wenn man ihn auf dem Dache einer Kutsche im Trabe zurücklegen muß. Allein die Aussicht sowie die Erzählungen des Kutschers entschädigten uns reichlich. Der Wackere befand sich seit der Entdeckung des Goldes in den Bergen; ein Geselle von unerschöpflichem Humor, gleich geübt in Anekdoten wie in Erzählungen, die das Blut des furchtsamen Reisenden erstarren machen konnten. Er kannte die Gegenden, welche wir durchfuhren, wie seine Tasche, und seine Plaudereien über die verschiedensten Objekte, von National-Ökonomie herab bis zu der Reparatur eines zerbrochenen Wagenrades zeugten von seiner Vielseitigkeit. Seine Vergangenheit war bewegt. Er hatte in den Minen gegraben und an den Bächen Gold gewaschen. Er war Besitzer eines Kaufladens gewesen, hatte eine Zeitlang die Stelle eines Wegmeisters versehen, in seinen jüngeren Tagen als Lehrer die Kinder einer Dorfschule unterrichtet. Ja er hatte sich sogar — und wie er sagte, in der glücklichsten Periode seines Lebens — bis zum Redakteur eines im Erlöschen begriffenen Provinzialblattes emporgeschwungen. Seine Glücksgüter waren im Laufe seines Lebens gestiegen und gefallen, aber trotz seiner reichen Erfahrung, hoffte er noch immer einstens Millionär zu werden.

Diese „Stage-Driver,“ welche die Peitsche mit solcher Gewandtheit von ihrem hohen Sitze aus schwingen und das wilde Sechsgespann sicher über Felsen und Abgründe lenken, sind gewöhnlich überraschende Beispiele des wechselvollen amerikanischen Lebens. Wer kann es wissen, ob dieses bronzefarbene, verwitterte Antlitz nicht einem unglücklichen, deutschen Professor angehört, der in einer Hochschule der Wissenschaft erzogen, nun auch die Hochschule des Lebens durchzukosten hat; oder ob er, als der Sohn eines Indianers geboren, sein Lebelang in den Bergen gesessen und die Peitsche geführt? In der Regel sind sie Kosmopoliten, mit warmem Herzen und offenem Kopf unter ihrem rauhen Äußeren. In Regen und Schnee, Sturm und Wetter sind sie auf ihrem Posten, freundlich und zuvorkommend gegen Diejenigen, die sie verstehen, oder stumm wie ein Fisch gegen Strohköpfe. Der „Driver“ ist ein König auf seinem Sitz, unumschränkter Gebieter in seinem beweglichen Reiche. Er kennt seine Pferde und seinen Weg, er unterwirft sich Niemandem. Er ist oft eine wahre Encyclopädie von Wissenswerthem, dabei mit Knigge ebenso bekannt, wie mit Münchhausen.

Wir folgten, an dem klaren, forellenreichen Bache dahinfahrend, mit Interesse seinen Erzählungen, bis die immer mehr hervortretende Wildheit der Szenerie und das bedenkliche Rütteln der Kutsche, unsere Aufmerksamkeit ablenkte. Die viele Tausend Fuß hohen Felswände nähern sich hier bis auf wenige Schritte, und der Weg streitet hier mit dem Bache, die enge Klause zu durchbrechen. Hoch oben, nahe dem Gipfel eines der Felsen, sahen wir ein riesengroßes Sphinx-Gesicht, von der Natur in den Stein gehauen. Der „Alte vom Berge“*) ist sein Name; mit ruhiger Majestät blickte er auf die Zwerglein herab, die zu seinen Füßen vorüberrollten. —

Hie und da sieht man Beweise von des Menschen unerschöpflicher Gier nach den verborgenen Bergschätzen. An beiden Felswänden, in Höhlen, wo nur der Adler haust, und wo es unmöglich scheint, ohne Beihülfe die Felsen zu erklimmen, da sieht man Tunnels, Schachte und Hütten. Je mehr wir uns Georgetown nähern, je höher wir im Thale aufwärts steigen, desto großartiger wird die Szenerie, desto häufiger erlangen wir Ausblicke auf die nahen schneebedeckten Gipfel. Vor uns öffnet sich eine Felsenpforte, in deren Hintergrund wir einen ungeheuren Bergkegel erblicken. An seinem Fuße liegt Georgetown, 8530 Fuß über dem Meeresspiegel — also höher als die höchste Ansiedlung in den Alpen. Es ist ein unregelmäßig gebautes Städtchen von zwei- bis dreitausend Einwohnern, eingeschlossen von Bergriesen, die bis tief in den Sommer hinein mit Schnee bedeckt sind. Kaum hat es in dem engen Thalschlunde Platz, es muß sich mit den Ufern des klaren Clear Creek begnügen, der hier vom Gebirgsstocke des Grays Peak in mächtigen Strömen herabkommt, aber schon fängt es an, sich die Anhöhen hinauf auszudehnen.

*) Old man of the Mountains.

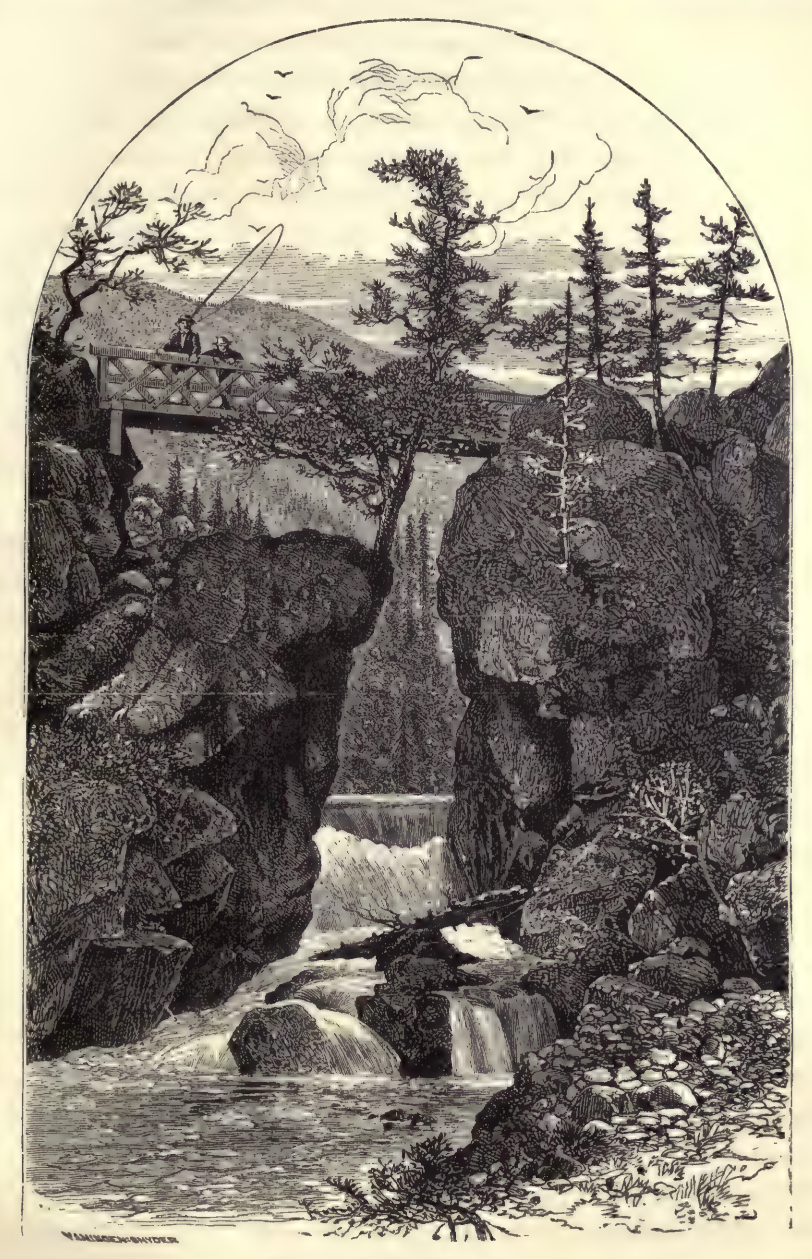
Wie die meisten Städte in den Felsengebirgen, so wurde auch Georgetown durch die Minenindustrie 1862 ins Leben gerufen. Die nächstliegenden Berge sind wie aus silbernen Fäden gesponnen; der westlich gelegene grauer, nackter Felsen, der südliche an seinem Gipfel mit dunklem Tannengehölz bedeckt. Ueberall sieht man



In der Silber-Region: Bergpartie bei Rollinsville.

Schachthäuser und Stampfmühlen, um das Erz zu verarbeiten. Silber ist das Hauptprodukt, und davon wurden hier per Jahr allein über anderthalb Millionen Dollar gewonnen. Ueberall, in den Hôtels, in den Thorwegen der Geschäftshäuser, ja selbst in den Straßen stolpern wir über kolossale Trümmer von Silbererz. Wir sehen es um die Schachthäuser in riesigen Haufen aufgethürmt und auf rohen Maulthierkarren

durch die Straßen fahren. Ueberall stehen habgierige und verwitterte Spekulanten



Felsparthie bei Georgetown.

umher, den Werth dieser und jener Mine besprechend, oder mit großen Lupen die Silberfäden in den Erzproben untersuchend. Die wenigen und schlechten Hôtels sind

stets mit Gästen gefüllt, die Kaufläden gedrängt voll mit Ankömmlingen, die sich mit Bergwerksgeräthschaften versehen wollen. Alle sind Männer. Kein Greis, wenig Frauen, keine Kinder, denn in Colorado überhaupt entfallen durchschnittlich auf zwei Einwohner männlichen, nur ein Einwohner weiblichen Geschlechts, und in den Minenregionen steigert sich dieses Verhältniß wie 20 zu 1. Alles ist im eifrigsten Geschäft, und nur verhältnißmäßig selten sieht man Touristengestalten langsam und verwundert durch die Straßen ziehen. Die Zahl der Minen, die sich die Berglehnen hinauf, bis nahe an die Wolken erstrecken, ist Legion. Die bedeutendste unter ihnen ist die sogenannte Terrible Mine.

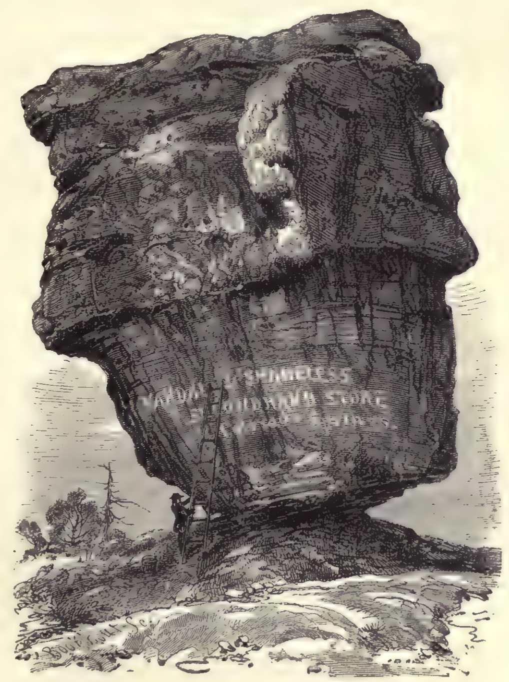
Aber Georgetown ist nicht nur der Wallfahrtsort aller Mineure, sondern auch aller Touristen, denn es liegt am Fuße eines bedeutenden Gebirgsstockes der Rocky Mountains und gleichzeitig im Zentrum der herrlichsten Alpenlandschaften. Greenlake, die beiden Chicagoseen, der Argentine-Paß u. s. f. wurden besucht, allein unser Hauptausflug galt dem dominirenden Grays Peak, dessen Gipfel hinter den Bergen im Süden, 13 Meilen von uns entfernt, verborgen lag.

Der Aufstieg kann bequem in einem Tage ausgeführt werden. Auf Mauleseln — hier mit dem spanischen Namen „Burros" bezeichnet, — gelangten wir ohne Anstrengung bis an den Fuß des steilen Gebirgsstockes. Nun aber begannen die Beschwerden. Es giebt hier etwas, was die Trapper und Steinbockjäger einen Bergpfad nennen. Wir jedoch konnten auf den glatten, rothgrauen Felswänden nichts dergleichen wahrnehmen; nur der umsichtigen Leitung unseres Führers und dem unglaublichen Geschick der unscheinbaren Burros, die uns trugen, verdankten wir es, daß wir glücklich auf dem ersten, tief mit Schnee bedeckten Plateau ankamen. Die beiden Gipfel des Grays Peak — Tausende von Fuß über uns in die Wolken ragend, Tausende von Fuß in die Tiefe abstürzend, lagen vor uns. Es schienen uns ungeheure Monumente von zerbröckeltem Gestein und Felstrümmern zu sein, die steil von einer einzigen Basis, umgeben von 14,000 Fuß hohen Felsen, emporstreben. Scharf treten sie in der ungemein klaren und dünnen Gebirgsluft hervor. Sie scheinen an ihrem Fuße kaum einen Büchsenschuß weit von einander entfernt zu sein, aber sie sind zum Mindesten mehrere Meilen weit auseinander und nur ihre gemeinschaftliche Vaterschaft, ihre Aehnlichkeit in der Form, Farbe und Aussicht, berechtigen sie, den gleichen Namen zu tragen.

Saumpfade führen auf beide Gipfel. Der kleinere derselben ist ziemlich leicht zu erreichen, allein einstimmig wurde der höhere als unser Reiseziel festgesetzt.

Tiefe Schnee- und Eismassen lagen überall am Wege, und auf natürlichen, aus hart gefrornem Schnee gebildeten Brücken übersetzten wir tiefe Abgründe und Schluchten, stets in der größten Gefahr, auf den Felsen drunten zu zerschellen. Eine Viertelmeile ging es nun über lose, zerbröckelte Felsmassen, die einst Titanen zum Spielball gedient

zu haben schienen. Jede Minute mußten wir halten und frischen Athem schöpfen, denn die dünne Luft machte ein rascheres Fortkommen ganz unmöglich. So lange wir im Steigen waren, und unser vollstes Augenmerk auf den gefahrvollen steinigen Weg lenken mußten, entging uns die Aussicht. Erst als wir etwa um Mittag auf dem Gipfel anlangten, und somit auf der zweithöchsten Erhebung der Felsengebirge standen, konnten wir das wundervolle Panorama genießen, das sich tief zu unseren Füßen ausbreitete. Wenige Berge der Schweiz gestatten einen so majestätischen Ausblick in die Ferne, solch' erhabene Combinationen von Höhe, Breite und Tiefe, ein solches Emporheben in die Gegenwart Gottes!



„Der Schaukelfels".

Nicht allein ein Theil der Felsengebirge Colorados, dieses Rückgrates des amerikanischen Continents, lag zu unseren Füßen, auch die Prairien konnten wir von unserem Standpunkte aus übersehen. Selbst die großen Peaks und Gebirgsstöcke erschienen uns wie Fleckchen unter den weißen Bergketten, die sich über- und hintereinander ringsum erhoben. Wir sahen den Middle-Park im Norden, den South-Park im Westen, ungeheure Plateaus in der äußersten Ferne, bekränzt von unendlichen Peaks, von ewigen Bergen, — die Mehrzahl weit über 13,000 Fuß hoch. Mount Lincoln, Capitol, Sopris Peak, Ute und Pikes Peak, und im Norden — Hunderte von Meilen entfernt, die weiße Kuppe des Longs Peak. Der Schnee hatte alle Spitzen gebleicht, viele bedeckt, er brachte dadurch ihre kühnen Contouren in noch größerer Majestät heraus. Und auch näher unserem Standpunkte, zu unseren Füßen, dieselbe Großartigkeit der Natur. Hier ein Bild der Zerstörung, als ob da Feuer und Wasser seit Jahrhunderten gewüthet hätte. Traurige Flächen von rothen und grauen Felsen, Massen von Gehölz; Fleckchen von Grün, in den entfernteren Thälern drunten. Kleine Seen, entweder tiefdunkel im Schatten, oder von der Sonne glänzend beleuchtet. — Ueberall Natur in ihren Urformen.

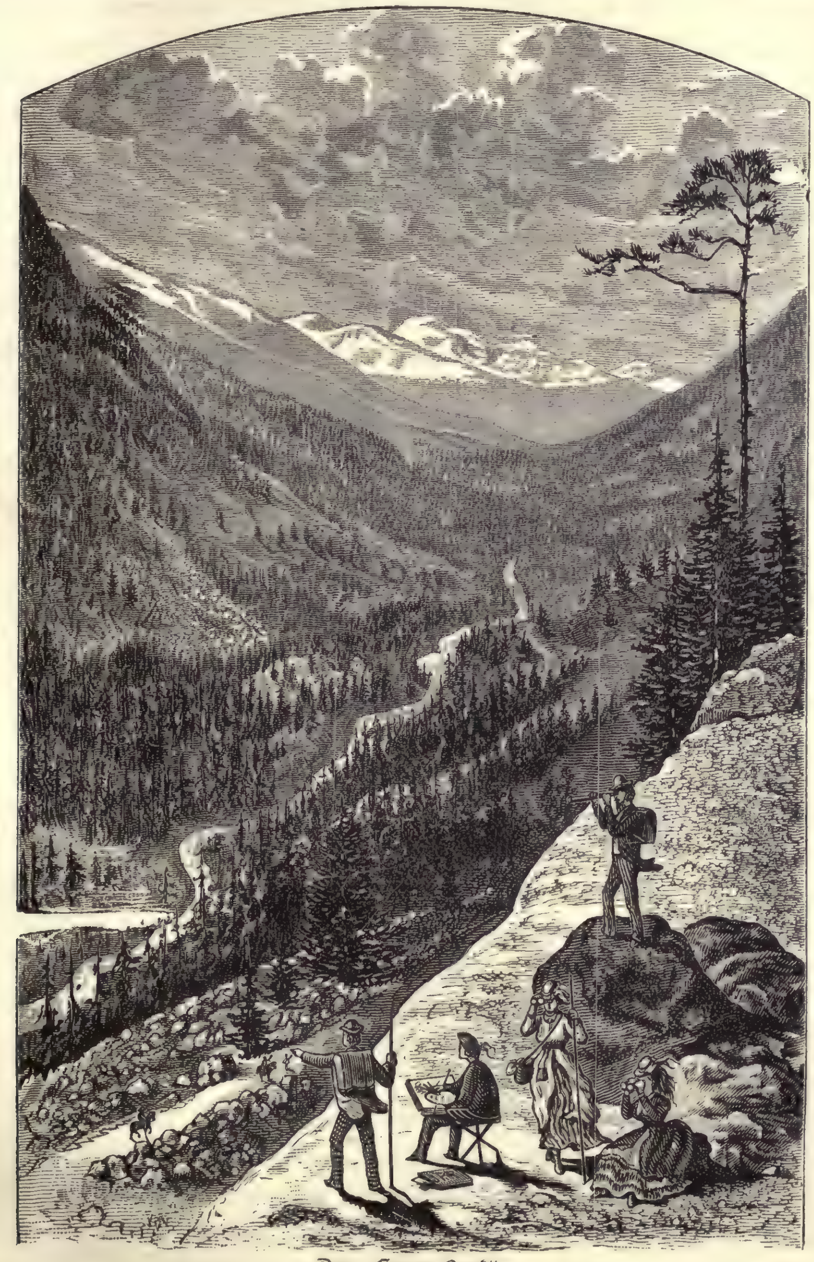
Es ward uns schwer, diese Citadelle der Erde, diesen Außenposten des Himmels zu verlassen. Aber Zeit und Kräfte waren erschöpft. Wir begannen den Abstieg. —

7. Nach den heißen Quellen im Middle Park.

Von der Spitze des Gray's Peak hatten wir eine wunderherrliche Aussicht auf den von Bergen ganz umschlossenen Middle Park genossen. Die ungemein klare und scharfe Luft in den Felsengebirgen täuscht den Besucher wohl einerseits auf kaum glaubliche Weise in den Entfernungen, ermöglicht es ihm aber dafür, Hunderte von Meilen entfernte Gebirgslandschaften in derselben Deutlichkeit und Schärfe wahrzunehmen, als wäre er nur wenige Meilen davon entfernt. Der ganze Middle Park mit seinen Seen und Geysern und Flüssen, mit seinen Wäldchen, Felsen und Prairien lag vor uns, einem ungeheuren, von Hesperiden gepflegten Garten gleich, der von allen Seiten von hohen, schneebedeckten Felsenmauern eingeschlossen ist. Auf der Ostseite ist es die mächtige Sierra Madre, die Hauptkette Amerikas, die ihn scheinbar mit einem undurchdringlichen Wall gegen alle Civilisation des Ostens abschließt. Sie ist gleichzeitig die Wasserscheide des Continents. Auf ihrem östlichen Absturze entspringen die großen Nebenflüsse des Mississippi; auf ihrem westlichen hingegen die Ströme des stillen Ozeans, der Nampah und Colorado, mit ihren zahlreichen Nebenflüssen. — Im Westen des Parks erhebt sich die gewaltige Park Range; im Norden schließt eine Kette von 13 bis 14,000 Fuß hohen Bergen den Thalkessel gegen den North Park ab, während im Süden eine gleich hohe Kette mit dem Mount Lincoln und Holy Croß Mountain den Abschluß gegen den South Park bildet. —

Bis hierher war 1876 die menschliche Civilisation doch noch nicht gedrungen. Der Middle Park, wenn auch mitunter von Touristen besucht, war noch jungfräulich wie der Nordabhang des Himalaya — das Gebiet der wilden Thiere des Waldes, das Jagdrevier der Ute-Indianer. Der Mangel an gangbaren Pässen über die Sierra Madre war es, welcher den Park so lange der Cultur verschlossen hatte. Damals führten erst zwei Saumwege nach dem jenseitigen Gebirgsabhang, aber beide, der Berthoud-Paß wie der Boulder-Paß, liegen bei nahezu 12,000 Fuß Höhe, in der Region des ewigen Schnees. Und trotz dieser scheinbar unübersteiglichen Hindernisse sollte der Middle Park schon 1880 zwei Eisenbahnen besitzen. Zur Zeit unseres ersten Besuches baute man einen Fahrweg durch den Berthoud-Paß, und die Colorado-Central-Eisenbahn dachte ernstlich daran, auch über dieses Rückgrat des amerikanischen Continents ihre Schienen zu legen! Und wer konnte in Amerika an diesem tollkühnen Unternehmen zweifeln? Alles eilt dem goldenen Californien, dem Mesopotamien der Jetztzeit zu. Ob nun der Weg dahin durch die Sandwüsten von Utah eilt, ob die Locomotive über die Spitzen der Felsengebirge gegen die Wolken stöhnt, wer fragt danach? — Heute, 1885, haben sich die Verhältnisse dort, getreu den ausgesprochenen Erwartungen umgestaltet —, die Eisenbahn, der

Verkehr, die rauhe Civilisation sind gekommen, und auf blanken Schienensträngen eilen Locomotiven mit Personen- und Lastwagen nach einst unzugänglichen Regionen. Colo-



Der „Grays Peak".

rado, das 1870 beinahe erst die Eisenbahnen kennen lernte, besitzt deren heute eine größere Zahl als so mancher altbesiedelte Staat Neu-Englands. In den noch 1876

von Büffeln und wilden Indianern allein bewohnten Parks, zunächst dem Southpark erheben sich heute — und schon seit 5 Jahren — ein paar Dutzend Ansiedlungen und „Städte" von je 5- bis 30,000 Einwohnern! Die Wildniß ist abermals um hundert Meilen weiter westlich gerückt!

Während heute die Eisenbahn nach dem Middle Park führt, mußten wir uns noch mit einfachen, gewöhnlichen Saumthieren begnügen, um den Berthoud-Paß von Georgetown aus zu überschreiten. Jenseits des Passes, im schönen Middle Park, lag ja das Eldorado des Jägers und Forschers; dort waren damals noch die Zeltlager der Indianer, dort der schöne Grand-See und der Grand-Fluß, die heißen Schwefelquellen u. s. w., und es hieße die Felsengebirge nicht gesehen haben, hätten wir den Besuch des Middle Parks unterlassen. — Also hinüber! Freilich ist die Reise ein wenig beschwerlich, denn man findet keinen Bädecker, keine schönen Fahrwege und Brücken über die Flüsse, keine Dörfer und Hôtels, um Speise und Trank sowie ein Nachtlager zu bieten. Aber dies macht es nur noch interessanter. Eine große Reisedecke, etwas Kochgeschirr und Lebensmittel, ein gutes Jagdgewehr bilden die Ausrüstung. So brachen wir auf. Der Bergritt auf unseren Maulthieren gehört jedoch nicht zu unseren angenehmsten Reise-Erinnerungen. Es dauert lange, bis man dem Burro mit Zuhilfenahme der Reitgerte eine neue Idee beibringen kann; fängt es endlich in seinem obstinaten Gehirn zu dämmern an, dann ist der Effekt so überwältigend, daß er vor Erstaunen starr, erst recht nicht vom Flecke will, bis eine neue Tracht Prügel ihn davon befreit. Mein Burro gehörte zu den Besten seiner Rasse; er war klug und betrat keine gefährliche Stelle, bevor nicht ein Kollege den Weg zuvor erprobt. Er blieb immer stehen, wenn ich auf- oder absteigen wollte, und war vollständig unempfänglich für zarte Sporen- und Gertenaufmunterungen. Bald aber wurden wir besser vertraut. Als wir erst die besseren Seiten unserer Charakter kennen und schätzen lernten, ging es für den Rest unserer Reise vortrefflich. Nur an den Nachmittagen, wenn ihn Faulheit und Müdigkeit überfielen, kam es hie und da zu eindringlicheren Ermahnungen. — Das indianische Pony ist für diese Bergreisen entschieden besser und ebenso sicher, als das Maulthier, aber das gewöhnliche Pferd, — oder wie es in den Felsengebirgen genannt wird, das „States Horse", ist hier nur im beschränkten Maße zu brauchen.

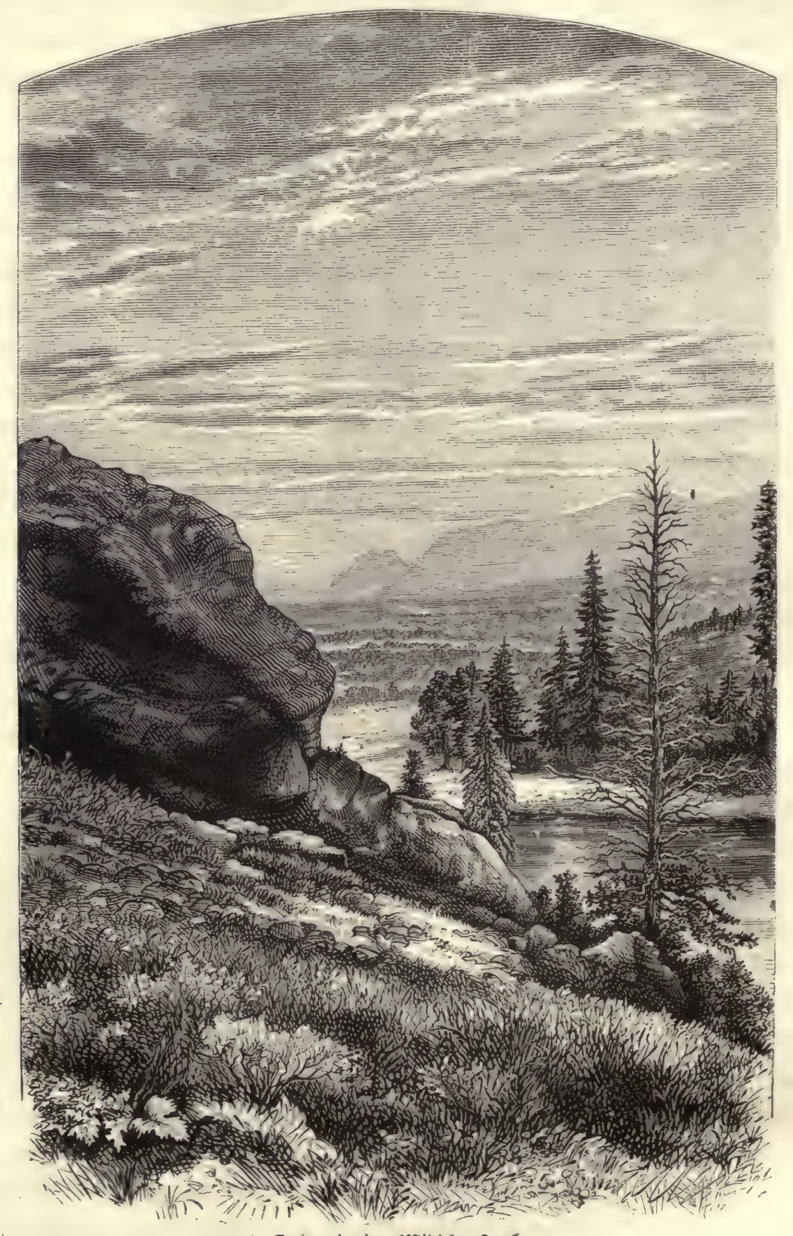
Der Weg von Georgetown bis auf die Höhe der Sierra Madre ist unbeschreiblich schön. Wäre jedes dieser Worte eine Farbe, man könnte damit nicht jene reizende Abwechslung, jene herrlichen Gebirgslandschaften wiedergeben, die sich uns bei jedem Schritte darboten. Von Plateau zu Plateau führt der Bergpfad immer höher hinauf, hier rauh und uneben, steil und schlüpfrig, dort sanft und fest. Hier blühen die herrlichsten, farbenreichsten Blumen, Alpen- und Sonnenrosen, Butterblumen, inmitten von saftigem Grün. Nebenan ein kalter, grauer Felsen mit ein paar dunklen

Tannen, und dort ein ewiges bleiches Schneefeld. Ueberall umschwirren uns Schwärme von Heuschrecken, selbst auf dem höchsten Gipfel des Grays Peak. In der Region des ewigen Schnees lagen sie haufenweise beisammen – ein fetter Bissen für die zahlreichen Bären. Fortwährend geht es aufwärts bis zu 11,400 Fuß Höhe. Die Luft wird immer dünner und erschwert uns das Athmen. Die Vegetation verschwindet allmählig, der nackte Felsen kommt zum Vorschein, wir durchschreiten eisigkalte Schneewolken. Endlich sind wir auf der Höhe des Passes, von wo aus die Bergströme nach entgegengesetzten Richtungen hinabfließen, schäumend und in größter Hast, wie im Wettlauf miteinander, als wollte jeder der erste sein, den Ozean, das ewige Meer zu erreichen. — Ein heftiges Schneegestöber versperrte uns leider die Aussicht auf den zu unseren Füßen liegenden Park, und mit halberfrornen Gliedern trachteten wir so schnell und so gut es eben ging, den Thalkessel zu erreichen. Bald waren wir aus den Wolken heraus. Die Sonne kam wieder hervor und begleitete uns auf dem holperigen Wege über die Plateaus und durch die dichten, finsteren Tannenwälder des Middle Parks, über reißende Bäche und wasserreiche Ströme hinweg. Inmitten des Waldes, an den Ufern eines kleinen Sees hielten wir, in unsere Decken gewickelt, unsere Nachtruhe, und erreichten am nächsten Tage den Grand River, an dessen jenseitigen Ufern, nahezu im Schatten des hohen Mount Broß, die heißen Schwefelquellen liegen. Die Hauptquelle sprudelt unweit des rechten Flußufers aus dem Felsen, fließt eine kurze Strecke lang über ein von ihren eigenen Niederschlägen umrahmtes Bett, und stürzt dann in mächtigen Strahlen über einen 12 Fuß hohen Felsenvorsprung in ein kleines — etwa 15 Fuß weites und 4 Fuß tiefes — Bassin. Die Temperatur des Wassers darin ist etwa 113° Fahrenheit.

Rings um dieses — von der Natur so praktisch angelegte Quellbad — entspringen noch viele andere Mineralquellen. Vorderhand stehen nur einige elende, aus rohen Baumstämmen gezimmerte Blockhäuser, wenige Villen und ein paar leichte Zelte in der Nähe des Heilbades. Unbenutzt und unbeachtet strömen die heilkräftigen Wasser dem Grand River zu, während sie der leidenden Menschheit von unschätzbarem Nutzen sein könnten. Wenige hundert Touristen verirren sich im Jahre bis hierher. Aber es wird nicht lange so bleiben. Der Ruf der Heilkraft der Quellen ist schon über den Continent gedrungen. Bald wird ein prachtvoller Palast das Bassin überwölben. Großartige Hôtels und Logirhäuser werden entstehen, die Prinzessin Mode mit all' ihrem zahlreichen Gefolge wird hier einziehen. Dann freilich ist es um den schönen Middle Park gethan. Vorderhand lag er noch in seiner ganzen Naturschönheit vor uns. In der Nähe der Schwefelquelle schlugen wir unsere Zelte auf und machten dieselben zum Ausgangspunkte unserer Ausflüge.

Die Jagd war wohl während unseres einwöchentlichen Aufenthaltes in diesen Gebirgen und Plateaus das Hauptvergnügen. Hochwild, Bären, Antilopen, Büffel

(Mountain-Buffalo), Elennthiere und Biber sind hier in großer Zahl vorhanden, beinahe mit jeder Wendung sieht man Wild innerhalb des Schußbereiches. Die Flüsse



Scénerie im Middle Park.

und krystallenen Ströme waren außerdem voll von Forellen, und so war denn für die Bedürfnisse des Lebens im Ueberfluß gesorgt.

Von einem alten, an den „Hot Springs" wohnenden Jäger und Fallensteller erfuhren wir, daß nur wenige Meilen von hier, mitten auf einem Wiesenplateau im



Im Middle Park: Der Grand River.

Walde, ein Stamm der Ute-Indianer sein Lager aufgeschlagen habe. Die Utes, 1877 noch die ausschließlichen Bewohner und „Heroen" des westlichen Theiles von

Colorado, sind einer der größten und mächtigsten Indianerstämme; ihre Kriegerzahl belief sich in jenem Jahre auf nahezu 10,000 Reiter. In große Familien getheilt, wohnen sie unter verschiedenen Häuptlingen in den Parks und Thälern der Felsengebirge, von Jagd und Fischfang lebend, ohne ihre weißen Nachbarn in den Minenstädten zu behelligen. Ihr „Head Chief" oder „Groß Häuptling" lebt im südwestlichen Theile Colorados mit großem Gefolge. Er besitzt einen uralten Omnibus als Equipage, ist mit einer alten Offiziersuniform bekleidet, bezieht auch einen ziemlich bedeutenden Jahresgehalt von der amerikanischen Regierung, von welchem er die Ausgaben für seine vielen Frauen und seinen „Hof" bestreitet. Geht ihm das Geld aus, so pflegt er auch hie und da nach Denver zu kommen, um vom Staats-Gouverneur neue Subventionen zu erbetteln. Seinem edlen Beispiele folgen auch häufig die anderen Stämme.

Das Lager der Ute's, das wir hier im Middle Park besuchten, ähnelte in mancher Beziehung jenen Zigeunerlagern, die wir einst im nördlichen Ungarn so häufig sahen. Einige Dutzend aus Häuten und Baumästen zusammengestellte, kegelförmige Zelte, regellos auf der weiten Fläche zerstreut, in deren Hintergrund ein Rudel Ponies weidete. Neben den Zelten lag das Sattel- und Rüstzeug der betreffenden Krieger zusammengeschichtet, während bei anderen auf langen Gestellen Streifen von rohem Antilopen- und Büffelfleisch — das sogenannte Pemmican — zum Trocknen hing. Vor den Zelten saßen die einzelnen „Krieger," in Lederanzüge gekleidet oder in die Lumpen europäischer Kleidungsstücke gehüllt, aus steinernen Pfeifen mit langen Rohren „Kinnikinik" (dies ist der indianische Name für „Tabak") schmauchend, und im eifrigsten Kartenspiele (mit ledernen, schmutzigen Karten) begriffen, ohne sich durch unsere Anwesenheit im Mindesten stören zu lassen. Die Weiber, den Oberkörper entblößt und sonst blos mit einem kurzen ledernen Röckchen bekleidet, bereiteten in zinnernen Kochtöpfen, die an einem Holzgerüste herabhingen, die Mahlzeit oder waren mit dem Zurichten roher Antilopenhäute beschäftigt, von denen eine große Zahl auf dem Wiesenboden zum Trocknen aufgespannt war. Die Kinder, vollständig nackt, tummelten sich schreiend und bettelnd um uns herum, und je mehr kleine Münzen sie erhielten, desto mehr von ihnen kamen herbei gerannt, um auch ihren Theil zu erhalten. — Neben dem Hauptlager exerzierten einige junge Krieger zu Pferde, galoppirten um die Wette. Sie zeigten bei jeder Bewegung, jeder Wendung eine Gewandtheit, die kaum von Kosacken oder Beduinen übertroffen werden könnte. — Alle waren mit vortrefflichen Gewehren neuer Konstruktion und außerdem mit Bogen und Pfeil bewaffnet. — Wir versuchten, mit einer älteren, intelligent aussehenden Rothhaut ein Gespräch anzuknüpfen, allein der Krieger war ebensowenig der englischen, wie wir der indianischen Sprache mächtig, und der Dolmetsch war, wie er uns durch Zeichen zu verstehen gab, auf der Jagd in den Bergen. Als

Zeichen der Freundschaft nahm er seine Pfeife aus dem Munde, um uns einen Zug zu gestatten, und es wäre unhöflich gewesen, Annahme zu verweigern. Eine kleine Silbermünze machte ihn vollkommen zu unserem Freunde; auf unsere Bitte führte er uns zu einem Biberbau, wo wir das Leben und Treiben dieser sonderbaren Thiere beobachten konnten.


Die Felsen-Gebirgs-Wachtel. Sommer- und Wintergefieder.

Nur ungerne brachen wir von den Hot Sulphur Springs auf, um am Grand River aufwärts bis zu seinem Ursprung zu ziehen. Der etwa dreißig Meilen lange Weg folgt nicht dem vielfach gekrümmten Flußlaufe, sondern führt direkt auf den Grand Lake zu, einem bedeutenden Gebirgssee, dessen Abfluß der Grand River bildet. Der schneebedeckte, leuchtende Gipfel des höchsten Bergriesen, des 14,300 Fuß hohen Longs Peak bildete unsern Leitstern. Ueber alle die hintereinander aufsteigenden Kämme ragt er empor — ihm gegenüber erschienen die anderen 10- bis 12,000 Fuß hohen Felsspitzen wie Zwerge. Nahe dem Fuße dieses mächtigen Bergstockes und in seinem


Der Gebirgs-Coyote.


Der Wolverine.

Schatten geborgen, liegt der romantische See. Steile, finstere Klippen hängen auf zwei Seiten über den Ufern, und die weltbekannten Riesentannen dieser Regionen bedecken die Umgegend bis hart an die weißen Sandbänke der Ufer. Der Fluß verläßt den See durch eine enge Klaffung in den Felsen, durch welche auch der Weg

gebrochen wurde. Verlassene Indianer-Canoes und roh gezimmerte Fischerboote liegen an den Ufern. Wir bestiegen eines der ersteren und ruderten in den See



Der Grand See im Middle Park.

hinaus. Das Wasser ist so klar, daß man selbst in den größten Tiefen das bemooste Gestein am Grunde wahrnehmen kann. Keine Welle bewegt den See. Die ganze

etwa zweihundert Quadratmeilen große Fläche war spiegelglatt, und der farbenreiche Wiederschein der Klippen und bewaldeten Ufer im Wasser wurde nur durch die langen Wellenfurchen unterbrochen, die unser Boot hinter sich ließ. Flinke Forellen umspielen die Spitze des Bootes und entfliehen eiligst vor den Ruderschlägen. Die größte Stille herrscht ringsum, und nur aus der Ferne ertönt das dumpfe Rauschen eines Wasserfalles. Unsere Stimmen brachen sich in mehrfachem Echo und verhallten langsam in den Bergen. Auf den Gebirgmatten über uns weidet ruhig ein Rudel wilde Bergschafe, aber so weit von uns entfernt, daß es unmöglich ist, sie mit der besten Büchse zu erreichen. In der Umgegend des Sees fanden wir noch zahlreiche Spuren von Indianerlagern. Ausgebrannte Feuer, abgebrochene Zeltstangen, Pfeilspitzen und Mahlsteine. Knapp nebenan die Ueberreste eines andern Lagers — der Weißen. Geleerte Blechkannen und Flaschen, sowie ein Stückchen Papier. Es stammte von einer spanischen Zeitung von Los Angeles in Kalifornien.

Dieser Grandsee in seiner romantischen Einsamkeit, mit seinen pittoresken Felsen, seinen Hunderte Fuß hohen Riesentannen, seiner herrlichen, jungfräulichen Umgebung, und überhöht von den ewigen Eisfeldern des Longs Peak ist wahrhaftig ein paradisisches Stückchen Landes, würdig von Bernardin de St. Pierre oder Petracca besungen zu werden. Längst schon wäre er zu einer zweiten Vaucluse, zu einem zweiten Vierwaldstättersee geworden, hätte er den Dichter gefunden, ihn zu besingen. So ruht er einsam da, — verlassen von den rothhäutigen Utes, den indianischen Söhnen der Berge, — unberührt von den geschäftigen Weißen. Die nächste menschliche Ansiedlung ist hundert Meilen von ihm entfernt, und dabei sind dies hundert Meilen der höchsten Gebirge, ein schneebedeckter Gebirgswall, nur wenige Wochen lang im Sommer und nur unter den größten Beschwerden zu übersteigen. Reiche mineralogische Schätze liegen in der Nachbarschaft des Sees. Ganze Wälder von versteinerten Baumstämmen, Felder voll Moosachate, Chalcedon und Onyx, ein wahres Juwelenkabinet der Natur.

Mit reichen naturhistorischen Schätzen beladen, zogen wir weiter in den Schluchten aufwärts nach dem unfernen Estes Park, wo sich wieder die ersten Ansiedlungen der Weißen befinden. Sie zu erreichen, war unser Ziel.

---

8. Der Monument-Park, Manitou und der „Garten der Götter".

Von Denver gehen fünf Eisenbahn-Linien nach allen Weltgegenden aus. Zwei von ihnen laufen gegen Westen tief in die Berge hinein, eine in entgegengesetzter Richtung, durch die Prairien von Kansas, und zwei, dem Fuße der Felsengebirge

entlang, nach Norden und Süden. Wir wählen die letztere, die längs der Flüsse, über Berge und durch tiefe Schluchten, dem Lande Montezuma's zueilt. Es ist die Denver-Rio-Grande-Eisenbahn, — die einzige des fernen Westens, welche über größere Strecken von Norden nach Süden läuft, und alle Anlage dazu hat, einstens als „Behrings-Straße und Yucatan-Eisenbahn" den Verkehr zwischen den Inkas und den Eskimos herzustellen.

Aber bis dahin dürfte es wohl noch ein Weilchen dauern. Mittlerweile aber ist der Denver- und Rio-Grande-Eisenbahn in der großen breitspurigen Atchison-Topeka- und Santa-Fé-Bahn, welche eine Zweigbahn von Pueblo aus bis Denver baute, ein erdrückender Concurrent entstanden.

Die Denver-Rio-Grande-Eisenbahn besitzt schmalspurige Geleise, und die kleinen Personenwagen und lilliputanischen Locomotiven haben ihr zu dem Namen „Baby-Eisenbahn" verholfen.

Unser nächstes Reiseziel war Colorado Springs, das, im Zentrum des neuen Staates gelegen, eigentlich besser als Denver zur Hauptstadt geeignet wäre, wenn es leider nicht Temperenz-Stadt sein würde, wo Wein, Bier und „Feuerwasser" verpönt sind. Solche Städte taugen nicht zu Regierungs-Sitzen. Was wäre, frage ich, Washington, wenn es nicht seinen Welcker und Wormley*) hätte? Wo würden die Bahn-Bills und Konzessionen gekocht werden? Wo würden die Bank-Präsidenten, Politiker und Senatoren ihre Berathungen pflegen? Wie im Großen in der Bundes-Hauptstadt, so wiederholt sich dieselbe Staatswirthschaft ja auch in den anderen Hauptstädten. Selbstredend kann das nicht bei kaltem Quellwasser oder abgekochter Milch geschehen.

Colorado Springs ist von Denver sechsundsiebenzig Meilen entfernt. In der ersten Zeit durchzieht die Bahn das Thal des Platte-Flusses, der, aus dem South Park kommend, in der Nähe der Station Acequia die Felsengebirge durchbricht. Die Gegend ist hier bis zu dem unfernen Fuße der Rocky Mountains ziemlich öde und kahl, trockene Prairie von zahlreichen Buffalo-Trails durchschnitten. Wo die Eisenbahn-Karten Städte, wie Acequia, Plum, Castle Rock u. s. w., anführen, da stehen außer dem hölzernen Stationshaus nichts weiter als einige Pflöcke, welche die Richtung der einzelnen, künftig zu erbauenden Straßen und Avenuen andeuten. Diese Avenuen haben sogar schon ihre Namen, und wir mußten in einer dieser Zukunfts-Städte herzlich lachen, als wir, mitten unter Büffel-Knochen und Antilopen-Kadavern, eine große Tafel mit dem Namen „Grand Colorado Avenue" wahrnahmen. Wie anders dürfte das vielleicht in zehn Jahren sein!

---

*) Zwei bekannte, von den Senatoren und Congreßmitgliedern sehr besuchte Restaurants.

Je weiter wir gen Süden fuhren, desto bergiger wurde das Terrain. Wir näherten uns der Wasserscheide zwischen dem Missouri und dem Arkansas. Zur Rechten erhoben sich wieder die mächtigen „Buttes" oder Tafelberge, wie wir sie schon in Golden City angetroffen hatten: hohe, tausende Fuß aus der Ebene emporsteigende Kegel, auf deren Spitze sich noch vertikale, runde Felsenthürme aufgesetzt befinden. Es sind die Ueberbleibsel von Gebirgen, welche die Gewalt des Wassers fortgeschwemmt und in den Vater der Ströme getragen hat. Vertrocknete, tief eingerissene Flußbetten zeugen noch jetzt von dem Wüthen dieses zerstörenden Elements. Prairie-Hunde und Eulen treiben auf dem Plateau ihr komisches Spiel. Große, mitunter zwei Fuß hohe Ameisenhaufen wechseln ab mit den Erdlöchern der Klapperschlange, die sich in den Vorbergen der Rocky Mountains besonders heimisch fühlt. Zu beiden Seiten der Bahn, etwa zwanzig Yards davon entfernt, stehen Schneewände, und tiefe, in den Boden gegrabene Furchen, um das Weitergreifen der Prairie-Brände zu verhindern. Hier und da sieht man niedrige, aus Baumstämmen und Lehm zusammengepflasterte Hütten oder Erdlöcher, die irgend einem Trapper oder Jäger zum Aufenthalt dienen. Selten begegnet man einem Stückchen bebauten Landes oder großen Viehheerden.

Fürwahr, derartige Ansichten scheinen nicht dazu angethan, dem Reisenden eine hohe Meinung von dem Centennial-Staat beizubringen. Aber es wurde besser, wenn auch nicht in der Kultur, so doch in der Landschaft. Wir waren von Denver aus bis hierher um etwa 3000 Fuß gestiegen, und befanden uns jetzt 8000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel, auf dem höchsten Punkte der Wasserscheide.

Hier beginnen die seltsamen, außergewöhnlichen Felsformationen, welchen dieser Theil des Landes den Namen „Monument Park" verdankt. Es ist ein wundervolles Thal mit sedimentären Felsmassen, welche durch Zeit und Wetter in jene phantastischen Formen gebracht wurden, in denen wir sie jetzt sehen. Steinerne Monumente: Säulen, Urnen und Pyramiden, zwanzig bis zweihundert Fuß hoch, aber nicht in den Felsen gebrochen und eckig, sondern so glatt und rund herausgewaschen, als wären sie unter dem Meißel eines weltschaffenden Praxiteles entstanden. Alle laufen von einer breiten Basis nach aufwärts spitz zu und sind oben mit einer darüber hervorstehenden härteren Steinplatte bedeckt. Lange Säulen-Kolonnaden stehen vor den glatten, vertikalen Seitenwänden des Thales, sie erscheinen dem enthusiastischen Auge wie das Modell, nach welchem griechische Meister den Tempel des Theseus oder die Akropolis erbauten. Und selbst tief unten, in der Mitte des Thales, findet man vereinzelt die sonderbaren Gebilde, als wären es Weiber, wie einstens Loth's Weib in Stein verwandelt, ein warnendes Beispiel für neugierige Frauen. Eines der Monumente hat die Form eines Schmiede-Amboß; andere wieder sehen aus wie versteinerte Priester. Dieser letzteren Gruppe wurde der Name „holländische Hochzeit" beigelegt. Da

stehen unverkennbare Mönche mit breitkrämpigen Hüten, den Hohenpriester im langen Talar an der Spitze. Sie werden von einem Dutzend Männern und Weibern umstanden, und, um das Bild der versteinerten Hochzeit zu Cana noch vollständiger zu machen, findet man neben ihnen lange Tische mit schön geformten, steinernen Vasen und Krügen. Auch das Wasser war darin, — aber Niemand war da, es in Wein zu verwandeln. Die Farbe dieser Monumente ist verschieden. Von dem blendendsten Weiß bis ins schwärzliche Grau sind alle Farben vertreten, und wenn Colorado seinen Namen wirklich verdient, so verdankt es dies jenen wunderlichen, vielfarbigen Gebilden.

Dem Reisenden auf der Rio-Grande-Eisenbahn präsentirt sich der Monument Park in seinen herrlichsten Partieen. Die Bahn, dem Monument Creek entlang laufend, zieht eigentlich mitten durch den Park, und zu beiden Seiten erheben sich die steinernen Pilze zu enormer Höhe. Von da ab senkt sich das Terrain ungemein rasch, und nach wenigen Meilen ist man über die Wasserscheide hinaus, auf die flache, ebene Prairie gelangt, die sich in unabsehbare Ferne gegen Süden und Osten hin erstreckt. An ihrem Rande liegt Colorado Springs.

Auf dem Bahnhofe des kleinen, etwa 3000 Einwohner zählenden Städtchens standen früher gewöhnlich schon etliche vier- bis sechsspännige Reisekutschen bereit, um die Touristen ohne Zeitverlust nach Manitou, dem in wenigen Jahren so berühmt gewordenen Badeorte, zu befördern. Heute allerdings führt die Eisenbahn dahin. Auch unserer warteten dienstfertige Hôtel-Agenten, die unser Gepäck in Beschlag nahmen und auf das Dach einer dieser Reise-Kutschen spedirten. Kaum hatten wir unsere Sitze eingenommen, als auch schon die wilde Jagd durch die Straßen des Städtchens und gegen die westlichen Gebirge zu begann. Die Pferde galoppirten und der Wagen holperte, daß man seekrank werden konnte. Aber Manitou Springs ist ja bloß fünf Meilen von Colorado Springs entfernt, und die herrliche Aussicht zu beiden Seiten des Wegs auf die ersten Vorberge der Rocky Mountains, hinter denen sich die kahlen Gipfel des Pikes Peak und des Cameron Cone erheben, ließ uns Alles ertragen. Wenn man die beiden vorher genannten Städte-Namen zuerst hört, dann weiß man nicht, wo die berühmten Heilquellen eigentlich liegen, — sind sie in Colorado Springs, — sind sie in Manitou? Zwei langbeinige Engländer, die mit uns von Denver herübergekommen waren, blieben deshalb in Colorado Springs zurück, denn sie glaubten, daß die Quellen in jener Temperenz-Stadt lägen, die sich den Namen „Springs" beigelegt. Die letzteren aber sind in Manitou, dem schönen, aufblühenden Kurort der Felsengebirge.

Mehreremale mußten wir den hellen schäumenden Wildbach übersetzen, der von Pikes Peak herabkommend, das herrliche Thal geschaffen, in welchem Manitou liegt. Sein Name ist seines sprudelnden, mineralhaltigen Wassers wegen Fontaine-qui-

bouille*). Unter dieser Benennung wenigstens findet man den Wildbach auf allen Landkarten verzeichnet, das giebt uns aber den Beweis, daß es mit der französischen Sprache bei den Amerikanern nicht weit her ist. Die richtige Benennung ist Fontaine-qui-bout.

Das anfänglich weite, offene Thal verengt sich allmählig, die Vegetation wird dichter, und hinter den Bäumen sieht man schon einzelne Dächer hervorragen, deren Aussehen uns schon sagt, daß sie eleganten Sommerhäuschen und Hôtels angehören



Im Monument Park: Sandsteinformationen.

müssen. Wir halten vor einem großen Gebäude mit hübscher Veranda, auf der elegante Damen und Herren promeniren. Auf dem weiten Vorplatz spielen Kinder mit gezähmten Antilopen, und weiterhin, in einem Gärtchen, ist eine Partie junger hübscher Mädchen auf das eifrigste mit Croquet-Spiel beschäftigt. Als sie aber die Hufe der Pferde und das Wagengerassel hören, werfen sie Hammer und Ball bei Seite, und kommen herbeigesprungen, um die Ankömmlinge zu mustern. «Strangers, Foreig-

---

*) Siedende Quelle.

ners, Frenchmen» wird im Kreise herumgeflüstert, und wir alle werden herzlich bewillkommt. So ein Empfang thut wohl und erwärmt, wir beschlossen deshalb, Manitou für eine Woche zum Mittelpunkt unserer Ausflüge zu machen. Vielleicht hatten wir dabei noch einige Hintergedanken in Bezug auf die reizende Gesellschaft Manitous. Aber warum auch nicht in diesem Zentrum von schönen Gebirgslandschaften der Rocky Mountains verweilen? Sieben Meilen von uns lag ja der „Garten der Götter" und Manitou selbst ist — der „Garten der Göttinnen." Wir sahen sie alle — Juno, die Göttliche, umringt von einer Schaar von Bostoner Financiers; drüben, über der Straße, jagte Diana auf einem Buggy durch Wald und Feld, an einem Fenster des Hôtels erblickten wir Venus bei der Toilette; des Abends fanden wir trotz unserer Müdigkeit willkommene Gelegenheit Terpsichoren zu huldigen, und noch später, als nächtliches Dunkel über dem reizenden Örtchen ausgebreitet lag, da lächelte auch Urania auf so manchen gnädig hernieder. Aber gerade diejenigen Göttinnen, deren wir damals am meisten bedurften, — die Musen, — sie blieben uns fern. Andächtig flehten wir des Nachts um ihren Beistand für unsere Reisebriefe. Es war vergebens.

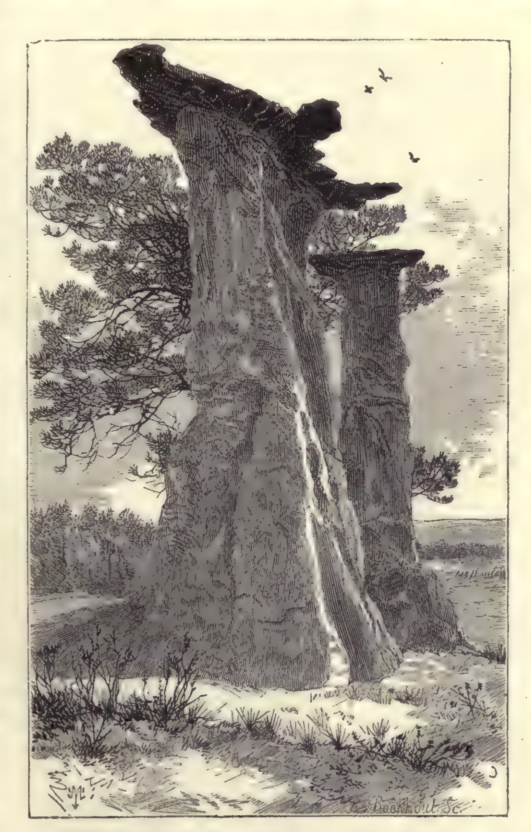
Wir waren von dem reizenden kleinen Curorte, der über Nacht in den Felsen-Gebirgen entstanden und über dem so urplötzlich die fashionable Welt des amerikanischen Ostens und Westens „hereingebrochen" war, geradezu entzückt. Er ist noch schöner als Idaho, und da ich schon dieses in Bezug auf Umgebung, Schönheit der Lage und Heilkraft für anziehender hielt, als Saratoga, so kann man sich einen Begriff von der Romantik des kleinen Badeorts machen, in welchem wir uns befanden. Noch vor kaum fünf Jahren hatte Manitou nicht ein Haus aufzuweisen; die sechs Heilquellen, um die sich heute Kranke und Gesunde drängen, sprudelten so einsam und verlassen aus den Felsen hervor, daß selbst die Stink-Katzen der Umgebung mitleidig auf sie herabblickten. Heute ist es anders. Manitou ist während der Sommerzeit zum Rendezvousplatz der Elite von Colorado, der Neu-England-Parvenues, der Touristen und Kranken geworden. Es ist das Elysium für Leute mit schwachen Lungen und krankem Körper, denn die wunderbar würzige Gebirgsluft stärkt die einen, die Mineralquellen die anderen, und damit dem Besucher ja der Aufenthalt so angenehm als möglich werde, giebt es schattige Thäler, herrliche Spaziergänge, lauschige Plätzchen in der allernächsten Umgebung. Dort ist man vor Ueberraschungen sicher und jenen Damen, die nur krank werden, um in die Bäder gehen zu können, würde es dort also an Unterhaltung nicht fehlen.

Ist der Sommer nahe, dann lenken die Schmetterlinge der Mode ihren Flug immer mehr nach Manitou. Hier entfalten sie die Farbenbracht ihrer Flügel, — aber, oh, verkehrte Welt, — sie selbst fangen, statt gefangen zu werden.

Curorte sind die Wallfahrtsorte der Mode, ebenso sehr wie die Zuflucht der Kranken, und darum ist das Leben in dem idyllischen Badeorte der Felsengebirge

getheilt in Coquettieren und Wassertrinken, in Bergsteigen und Liebeständelei, in Reiten und Fahren, Tanzen und — Schlafen.

Wir thaten Alles, — selbst am Wassertrinken fanden wir gleich beim erstmaligen Brunnenbesuch großen Gefallen, ein Umstand, den wir unserem alten, hartgesottenen Kumpan, dem Artisten, gar nicht zugetraut hätten. Und siehe, er — der Campeador so vieler Flaschen-Gefechte, der vielbesungene Sieger über sämmtliche Rhein- und Moselweine, — er trank Wasser! Bacchus wandte sich trauernd hinweg und die Najaden blickten triumphirend aus der Tiefe ihrer wässerigen Paläste herauf auf den, der ihnen bisher feindlich gegenüber gestanden. Nichts, — weder Lobeserhebungen noch chemische Analysen können so sehr für die Heilwasser von Manitou sprechen. Sie sind in der That vorzüglich. Die Quellen entspringen alle in dem Thale der Fontaine-qui-bouille, an deren klaren, murmelnden Gebirgswasser Manitou liegt. Einzelne Quellen sind bereits eingemauert und mit Pavillons überdacht, zu denen sich des Morgens die Heilwasser-Süchtigen drängen. Die Hauptquellen, „Manitou, „Arapahoe" und „Navajo" liegen alle im Orte selbst, während die Eisenquelle „Iron Ute" einige Meilen weiter in einer tiefen, dicht bewaldeten Bergschlucht liegt. Aber der reizend schöne Weg dahin läßt die Distanz vollständig verschwinden.



Im Monument Park: Sandsteinfelsen.

Und nun zum Orte selbst. Manitou besaß zur Zeit unseres Besuches drei große, comfortable Hôtels, Billardsäle und Restaurants, Wagen- und Pferde-Leihanstalten, Conzerte, Clubs, Tanz — kurz Alles, was zu einem Bade-Orte nach New-Yorker Begriffen gehört. Einige Dutzend Privathäuser und Villen stehen im Thale und auf den Anhöhen umher, umgeben von Gärtchen mit der üppigsten Vegetation. Bald, sehr bald, wird jedes Plätzchen in dem reizenden Thale von Manitou vergeben sein.

Und mit der Lage allein sind die Schönheiten des Badeorts nicht abgethan. Der

Hauptreiz liegt in der Umgebung. Unmittelbar hinter Manitou, und nur einige Stunden davon entfernt, erhebt sich der viel besungene Pikes Peak. Während der Sommerzeit sieht man häufig großkarrirte, hellfarbige Anzüge mit leibhaftigen Engländern darin, munter auf ihn zutraben. Manitou ist in dieser Beziehung für die Felsengebirge das, was Chamounix für die Alpen. Beide liegen am Fuße der höchsten Spitzen dieser mächtigen Gebirgssysteme, — in beiden sind die langbeinigen Engländer



Der Garten der Götter: Oestliche Seite.

epidemisch. In Manitou überstieg (den Mittheilungen des Hôteliers zufolge) die Zahl der jährlich ankommenden Ausländer in der That jene der Amerikaner.

Wohin man sich wendet, stößt man in der unmittelbaren Umgebung Manitous auf wildromantische Gebirgs-Szenerien. Wir bestiegen die Berge in der Umgebung, darunter den 11,000 Fuß hohen Camerons Cone. Wir durchforschten die Schluchten und Cañons, den Utepaß mit seinen prächtigen Felsenformationen und Wasserfällen, den großartigen Williams Cañon, die Cheyenne Mountains und ihrem berühmt gewordenen Cheyenne Cañon u. s. f. Unser Hauptausflug galt jedoch dem „Garten der Götter.“

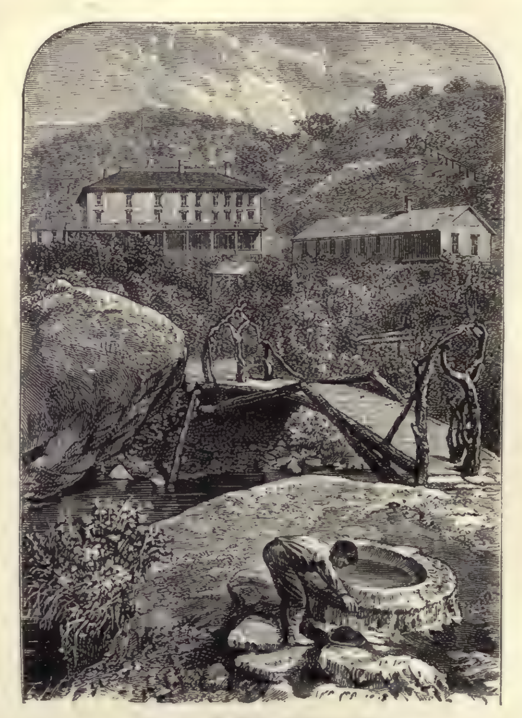
Er ist jedenfalls, wenn auch weder Olympus noch Walhalla, so doch ein ganz respektabler Göttersitz, in dem sich die heiteren Personagen der griechischen Mythologie gewiß wohler gefühlt hätten, als auf dem wolkenumzogenen Bergkegel Thessaliens.



Im Garten der Götter: Die Kathedral-Felsen.

Man wird auf der Landkarte am Ostabhange der Felsengebirge ein kleines Bächlein verzeichnet finden, das im Norden von Colorado Springs den Bergketten entlang läuft. Ganze Zeitalter atmosphärischer Thätigkeit und strömendes Wasser haben die

Gebirge, durch welche das kleine Bächlein fließt, in jene wunderbaren und phantastischen Formen gebracht, die sich gegenwärtig am Eingang in den Garten der Götter dem erstaunten Touristen-Auge zeigen. Der Weg dahin führt anfänglich durch das Thal der Fontaine qui bout und zweigt sich dann gegen Norden ab. Hier schon beginnt das enge Defilé, dessen Bergwände an beiden Seiten mit rothen, schwarzen und weißen Steinpilzen, Obelisken und Pyramiden bedeckt sind. Bald ähneln sie pisanischen schiefen Thürmen, bald der Nadel der Cleopatra. — —

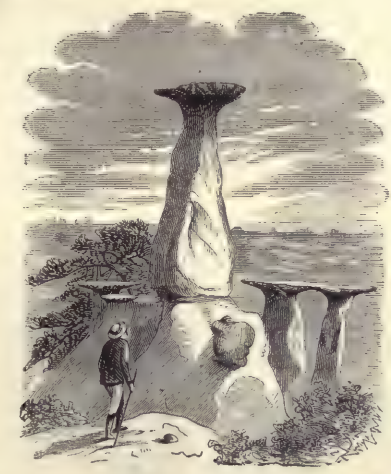


Manitou: Die Sodaquelle.

Hier erweitert sich das Thal zu einem kleinen Kessel, unmittelbar darauf nähern sich die Bergwände derart, daß der Weg unter ihnen hindurchgebrochen werden mußte, und die rothen Felsen dräuend darüber hängen. Die üppigste Vegetation bedeckt das Thal, denn überall, wo die versteinerten Figuren dieses Raritäten-Kabinets der Mutter Natur ein Fleckchen Erde gelassen, da schießen schlanke Pinien und Farrenkräuter aus dem Boden.

Der Weg steigt allmählig, und nach einem zwei Meilen langen Ritt durch die enge Schlucht, befanden wir uns auf einem Bergrücken, vor dem sich der Garten der Götter in seiner ganzen Herrlichkeit ausbreitete. Es ist ein lieblicher Bergkessel, wie er von heimathsstolzen Amerikanern schöner nicht in Arkadien gedacht werden könnte, ringsum eingeschlossen von ungeheueren Felswänden, steinernen Pallisaden und Thürmen bis zu vierhundert Fuß Höhe, hinter denen der gewaltige Pikes Peak mit seiner schneebedeckten Umgebung hervorragt. Die Weite dieses natürlichen Amphitheaters ist etwa eine Meile. Gerade vor uns, am entgegengesetzten Ende des Gartens, nähern sich die vertikalen, brennend rothen Felswände bis auf einige dreißig Schritte und bilden hier mit ihrem senkrechten Absturz die berühmte Pforte zum Garten der Götter. Es sind Felsmauern, von der Hand der Titanen erbaut, um den Lustgarten des amerikanischen Olympus von der profanen Außenwelt abzusperren. In der Mitte des Thorweges erhebt sich ein kleiner, etwa fünfzig Fuß hoher Obelisk, der steinerne Pförtner dieses Paradieses.

Treten wir ein, — zaghaft, wenn auch nicht so ganz überwältigt von der Großartigkeit der Szenerie. Wir sind im Innern dieser natürlichen Kathedrale, deren Decke der Himmel bildet. Rings umher stehen die gigantischen Mauern und ihre zackigen, zerfressenen Ränder heben sich scharf von dem zarten, durchsichtigen Blau des Horizontes ab. Kolossale Steinpfeiler von der verschiedensten Form und ganze Städte von Thürmen und Thürmchen strecken ihre Spitzen bis in die Wolken, und ihre Großartigkeit wird noch erhöht durch die Variation in den Farben des Gesteins, aus denen sie gebaut. Rothe und schwarze Felsen, durchzogen von blendend weißen Quarzadern, das Blau des Himmels, der grüne Rasenteppich, kurz, jeder Gegenstand zeigt sich in einer anderen Färbung. Viele der sogenannten „Ruinen des Montezuma-Tempels," wunderbar gerundet und geformt durch die Gewalt der Elemente, und monumental in ihrem Ansehen wie in ihrer Größe, zeigen die unglaublichsten Formen. Umrisse von Reitern, Menschen und Thieren, ja auf einer dreihundert Fuß hohen Felsnadel sieht man das nahezu vollkommene Steinbild eines Adlers, der in ruhiger Majestät die Scene unter sich zu betrachten scheint.



Im Monument-Park.

Der Boden dieses gewaltigen Domes der Natur wird von einem köstlichen Rasenteppich überkleidet, durch welchen sich der Wildbach sein kiesiges Bett gebrochen, seine Wasser murmelnd und kichernd über die Felsen hinab gen Manitou sendend. Einige Pinien und Eichen stehen an seinen Ufern.



Manitou: Ein Dichterheim.

Zur Zeit unseres Besuches waren die göttlichen Bewohner dieses Gartens der Hesperiden wahrscheinlich nicht zu Hause, sie gaben wenigstens nicht das leiseste Zeichen ihrer Gegenwart; daß Jupiter seine Donnerkeile in Bann geschlagen, war uns hoch willkommen, indeß auch

die Nymphen blieben unsichtbar. Die Najaden waren offenbar bei unserer Annäherung entflohen, das einzige Antinous ähnliche Wesen, das wir sahen, war ein junger Herr, der soeben in dem krystallenen Strom des Olympus ein kaltes Bad genommen, und nun seine Heldenglieder mit seinem leinenen Staub-Paletot abtrocknete. —

Weit und breit war sonst kein Wesen zu sehen. Nach kurzer Rast, während welcher unser Künstler seine Skizzen entwarf, ritten wir durch die majestätische Felsenpforte weiter nach dem in kurzer Zeit gleichfalls bekannt gewordenen Glen Eyrie,



Manitou: Das Adlernest in Queens Cañon.

in welchem sich der romantische Präsident der Denver und Rio Grande-Bahn ein reizendes Schlößchen und einen schattigen Park angelegt. In Glen Eyrie und dem nahe gelegenen Queens Cañon vereinigen sich die natürlichen Reize des Monumentparks und des ein wenig euphemistisch benannten Garten der Götter, wenn auch nicht in so großartigem Maßstabe, doch sind die seltsamen, mehrere hundert Fuß hohen Felsnadeln, die rothen, steinernen Pfeifen der Organ Rocks (Orgel-Felsen), die schon seit Jahrtausenden in ihren Tönen festgebannt, auf einen göttlichen Erlöser warten, die weißen Sandstein-Mauern mit ihrem burgartigen Aussehen, und die ungeheueren Felswände des Queens Cañon eines Besuches wohl werth.

Endlich mußten wir, die wir uns nach dem Besuche des amerikanischen Olymp schon als Halbgötter dünkten, von dem lieben Gottesgarten Abschied nehmen. Ich übergehe schweigend die komische Angstreiterei eines unserer Reisegefährten. Ich übergehe die köstliche Expedition per Maulesel auf den Pikes Peak, die nothwendig gewordene zweimalige Besteigung dieses 14,300 Fuß hohen Bergriesen, um einen unserer droben in Verlust gerathenen Reisegefährten zu suchen und Hülfe zu bringen, den endlichen Abstieg zur Nachtzeit. Es wäre zu grausam, all' die süßen Geheimnisse hier zu verrathen, die den heitersten, aber auch privatesten Theil unserer Reise-Erinnerungen ausmachen.


Die Wetterstation auf dem Gipfel des Pikes Peak.

Statt von Manitou aus durch den herrlichen Ute-Paß in den South Park vorzudringen, zogen wir vor, über Colorado Springs per Bahn nach Cañon City zu fahren, um von dort aus im Thale des Arkansas höher in die Gebirge hinauf zu ziehen. Auf dem Wege von Manitou nach Colorado Springs gelangten wir diesmal durch eine Stadt von etwa sechzig bis achtzig Häusern, die einen gar seltsamen Eindruck auf uns machte. Die breiten, schönen Straßen waren ausgestorben, die Häuser gesperrt, die Fensterläden geschlossen und keine Seele sichtbar. Nur ein Kätzchen leckte sich die Pfoten und sprang eiligst davon, als es die Wagen herbeifahren sah. War das gelbe Fieber, Cholera oder Pest über das Städtlein gekommen?

Es ist eine aufgegebene, verlassene Stadt, einst Colorado City genannt, zur Zeit der Trennung des Territoriums Colorado von Kansas, die Hauptstadt des ersteren mit nahezu tausend Einwohnern. Mittlerweile wurde die Bahn gebaut, die drei Meilen von Colorado City vorbeiführte. An der Station entstand eine neue Ansiedlung, Colorado Springs genannt. Die transportabeln Häuser von Colorado City wurden nach dieser neuen Ansiedlung überführt, um der Bahn näher zu sein. Colorado Springs wurde größer, Colorado City aber kleiner, bis ihm von dem ersteren, rasch aufblühenden Städtchen der Lebensfaden abgeschnitten wurde. So liegt diese Städte-Leiche auf dem flachen Terrain und in ihrem Sterben gab sie jener Yankee-Temperenzstadt das Leben, die gegenwärtig schon dreitausend Einwohner zählt.



Manitou: Der Williams Cañon.

Wir hatten ursprünglich von der Temperenz-Wirthschaft von Colorado Springs keine Ahnung. Als wir demnach, den Künstler an der Spitze, durch die Straßen wanderten, waren wir überrascht, in den langen Häuserfronten nicht ein Bierhaus zu erblicken. Wir fragten einige Männer um ein solches. Sie blickten uns verächtlich

an und gaben keine Antwort. An einer andern Straßenecke fragten wir abermals. „Temperenz" schnarrte man uns zu. Wir gaben aber das Suchen nicht auf. Vor einem Zeitungs-Bureau standen einige Männer, an deren Nasenspitze man es sehen konnte, daß sie mit Temperenz und Wasser in bitterster Feindschaft lebten, — offenbar Zeitungs-Redakteure. Unser Künstler frug sie. Gerührt durch sein inniges Flehen, blickten sie sich verstohlen um und flüsterten ihm ins Ohr: „Pikes Peak House."

„Danke." Also da war Gerstensaft zu finden. Der Künstler wischte sich den Schweiß von der Stirn. Wo war denn Pikes Peak House? Meinten die Männer das Observatorium auf dem Gipfel jenes Granitriesen, der so schläfrig aus den Wolken auf uns niederblickte? Nein! So grausam konnten sie nicht sein. Der Künstler sah erbärmlich aus. Wir fragten nochmals, da zeigte uns denn ein Braver ein mäßig großes Haus außerhalb der Stadt und lächelte schlau. Wir trabten dahin. Der Wirth, dick und behäbig, wie ein Butterfaß, vertrat uns, als wir hinein wollten, den Weg.

„Wer seid Ihr?" herrschte er.

„Fahrende Künstler."

„Woher und wohin? Langen Aufenthalt in der Stadt nehmen?"

„Nein, mit dem nächsten Zuge wieder abfahren."

Ob wir wüßten, daß dies eine Temperenzstadt sei? Dem Künstler platzte die Kehle vor Durst (es war im August). Er hatte es satt. An der Aussprache des dicken Patrons hatte er den deutschen Michel erkannt.

„Höre Se," rief er dann endlich, „Wir hawe Dorscht. Gäbt uns was zu saufe, sonst schterbe mer!"

Damit war die Maske gefallen. Der Dicke winkte uns zu folgen. Durch mehrere Thüren und Zimmer ging es nun in ein kerkerähnliches Gelaß ohne Fenster, von einem Lämpchen elendiglich erleuchtet. Der Wirth verriegelte die Thüre und verschwand dann in einem Verließ, aus dem er nach wenigen Augenblicken mit mehreren Humpen schäumenden Gerstensaftes heraufächzte. Es war Bier „vom Faß." Wir fragten, wie viel Bier der Wirth wohl täglich ausschenkte? „Drei bis vier Faß pro Tag," lautete die Antwort. Wir lächelten. Das Beispiel einer amerikanischen Temperenzstadt!

———

9. Pueblo und der Grand Cañon des Arkansas.

Der Centennialstaat Colorado besitzt außer Denver und Colorado Springs noch eine andere Stadt, welche darnach strebt, der Sitz der Staats-Regierung zu werden. Es ist Pueblo, eine an der Mündung der Fontaine qui bout in den Arkansas gelegene Stadt von 1876 nur 5000, heute 15000 Einwohnern, zugleich eine der wichtigsten Stationen der Atchison-Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahn. Im Jahre 1867 besaß Pueblo 40 Einwohner, die sich im Jahre 1873, natürlich durch fremden und nicht durch eigenen Zuwachs auf 3,500 vermehrt hatten. Heute schwören die Einwohner der Stadt, sie besäße 15,000 Seelen.

Die Distanz von Colorado Springs nach Pueblo beträgt blos 45 Meilen, und die Fahrt durch die wenig ansprechende Gegend war nur kurz. Pueblo lag vor uns. Am Bahnhof stand ein Hôtel-Omnibus bereit, uns nach dem damals besten Hôtel der Stadt, dem Lindell Hôtel, zu bringen. Der Künstler und ich krochen auf das Dach des kuriosen Vehikels, um von da die Landschaft und die Lage der Stadt besser besehen zu können, wenn auch mein artistischer Reisegefährte ein wenig über das harte Sitzleder und das Gefährliche unserer Position lamentirte, so nahm er doch sein Skizzenbuch aus der Tasche, um die Stadt vom Dache des Omnibus zu skizziren. Er steckte es aber wieder ein, nachdem die Spitzen seiner drei Bleistifte nach den ersten paar Strichen abgebrochen waren.

Der Bahnhof liegt im südlichen, im raschen Aufblühen begriffenen Theile der Stadt, während der jenseits des Arkansas, auf einem Plateau gelegene nördliche Stadttheil gegenwärtig wohl noch der größere ist, aber wenig Handel und Industrie aufweist.

Das Thal des Arkansas, die Mesa, wie es hier genannt wird, ist im Vergleich zu den traurigen Prairie-Landschaften, die wir soeben passirt hatten, ein wahres Paradies. Der Arkansasfluß hat hier kaum die letzten Vorberge der Rocky Mountains verlassen und sein Wasser ist klar und kalt, wie das eines Alpenbaches. Aber die Breite und Beschaffenheit seines Strombettes zeigen, daß er zu anderen Jahreszeiten nicht so ruhig einhermurmelt, wie jetzt. Baumstämme, kleine Inseln von Strauchwerk und mächtige Felstrümmer bedecken den kahlen Strand, und erst eine ziemliche Strecke von den Ufern entfernt, erhebt sich der erste Baum der Mesa. Es sind meist mächtige Cottonwood-Bäume, die trotz ihrer Zugehörigkeit zum Pappeln-Geschlecht, mit ihrer breiten Krone und dem starken Baumstamm der Eiche ähneln. Einer der Bäume hat einen Umfang von 16 Fuß. Hier, in diesem grünen, schattigen Mesa

liegt Süd-Pueblo, ein kleines Städtchen mit vielen Holz- und wenigen Steinhäusern, die Straßen, die vom Bahnhof dahin und über den Arkansas nach Nord-Pueblo führen, sind fußhoch mit trockenem, blendend weißen Kalkstaub bedeckt. Der auf einer kleinen Terrain-Erhebung gelegene nördliche Stadttheil besitzt wohl eine breite, halbwegs gepflasterte Straße, die Santa Fé Avenue, aber sie ist ohne das geschäftliche Leben von Denver oder einer östlichen Stadt. Die Gebäude sind aus gebrannten Ziegeln oder Kalkstein gebaut, zwei bis drei Stockwerke hoch, und haben nichts von dem mexikanischen Charakter an sich, den wir schon vor Pueblo, in den Prairien von Colorado, hie und da wahrgenommen hatten. Es ist in der That eine Neu-England-Stadt auf den Trümmern einer uralten spanischen Ansiedelung, von der nichts übrig ist, als die verfallenen Ringmauern eines spanischen Forts und — ihr Name: Pueblo. Kaum eine spanische Firmentafel ist vorhanden, und man könnte sich eine bessere Yankee-Stadt kaum vorstellen.

Das Hôtel war nicht der Ort, wo wir uns von den Strapazen unserer Reise hätten erholen können. Mittags war es, der fürchterlichen Hitze wegen, unmöglich, nur einen Schritt aus dem Hause zu wagen, und die Sonne brannte auf das Metalldach des Hôtels auch so backofenheiß hernieder, daß es in den mit Teppichen belegten Zimmern zum Verdursten war. Mein Schlafgenosse, der wackere Lamothe, wälzte sich auf seinem Lager umher, wie ein armer Sünder, der am nächsten Morgen gehängt werden sollte. Oh, voila comme il fait chaud! quel temps. So ging es fort, untermischt mit Seufzern. Armer Franzose! Er war drei Jahre am Senegal, lange Zeit in Cuba und Hayti, Gott weiß wie lange in Indien und Mexiko, während seine ständige Residenz Algier ist, — selbst er empfand die Hitze in solchem Grade! —

Aber es war nicht die Hitze allein, die uns den Aufenthalt in Pueblo verleidete. In den Zimmern des Hôtels müssen früher Indianer gehaust haben, denn die Nächte brachten uns zur vollsten Ueberzeugung, daß außer uns noch Legionen dasselbe Zimmer bewohnten. Unser Künstler, der wackere Herr von Elliot, von der Leipziger „Illustrirten", quartierte sich noch um Mitternacht des ersten Tages, trotz seiner Müdigkeit aus, um sich mit Hülfe seiner Reisedecke auf dem Piano des „Parlors" ein, wenn auch musikalisches, jedoch, — bis auf die Holzwürmer, — insektenloses Lager zu bereiten. Nur die vortreffliche Resonanz des alten Kastens kam ihm diesmal nicht gelegen. Der englische Kollege machte es am zweckmäßigsten. Er arbeitete beim Lichte seiner Oel-Lampe, — denn Pueblo besaß damals keine Gasbeleuchtung — die ganze Nacht hindurch, an einem Reise-Feuilleton.

Der langen Nacht folgte ein trostlos heißer Tag, der zu nichts benutzt werden konnte, als den Redakteuren der zwei Puebloer Zeitungen ihre Besuche zu erwidern. Die größere, der „Pueblo Chieftain," ist ein hübsch ausgestattetes, gut redigirtes

Tageblatt. In den Redaktionslokalen dieser beiden Journale hatte ich Gelegenheit, die Sonderbarkeiten der Redakteure des äußersten Westens kennen zu lernen. Wohl ist dem Redakteur eines jeden Blattes seine Zeit viel werth, und selbst der Redakteur der Leipziger Gartenlaube hat auf seiner Thür die Worte: „Zeit ist Geld" angeschrieben. Aber die Art und Weise, wie dies der „Pueblo Chieftain" seinen Besuchern ankündigt, ist doch zu originell, um nicht weiteren Kreisen zur Nachahmung empfohlen zu werden. Ueber dem Schreibtisch des Chef-Redakteurs befindet sich nämlich ein großer, offenbar aus irgend einem Indianer-Grabhügel stammender Todtenschädel, und unter diesem stehen auf einer schwarzen Tafel die Worte:

This man loafed in this Sanctum, stole Exchanges and interfered with the Editors work by talking to him about unimportant matters. His „chin was wiped off" but alas too late! Pilgrims in this vale of tears, Beware!!!*)

Well, — we did beware, und trachteten die Stube, in welcher es dem Künstler ganz bange geworden war, so schnell wie möglich zu verlassen.

Als Seitenstück dieses sonderbaren Möbels in einer Zeitungs-Redaktion, fanden wir noch etwas Amüsanteres in Cañon City, wohin wir späterhin von Pueblo aus gelangten. Als wir nämlich in das Redaktions-Lokal der „Cañon City Avalanche" traten, sahen wir zu unserm Befremden, wie der Redakteur en chef unsere Füße mit großer Aufmerksamkeit musterte und sich kopfschüttelnd die Fußumrisse ausbat. Erst dann bemerkten wir, daß die Wände des Lokales über und über mit den Umrissen der ungeheuerlichsten Füße „geschmückt" waren, und als wir uns Aufklärung darüber erbaten, fragte uns lächelnd der wackere Redakteur, ob wir denn nicht wüßten, daß die Zeitungs-Redakteure des Westens die größten Füße hätten? Er hatte sich eine Sammlung von „outlines" sämmtlicher Redakteursfüße, die jemals das Bureau der „Avalanche" betraten, angelegt. In jede der so erhaltenen Fußspuren mußte ihr Eigenthümer seine Namensunterschrift setzen. Wir erfüllten seinen Wunsch. Er breitete einen großen Papierbogen auf dem Fußboden aus, und während wir der Reihe nach den rechten Fuß auf das Papier setzten, brachte unser Redakteur die Fußcontouren mit geschickter Hand zu Papier.

Von Pueblo aus galt unser erster Ausflug dem Grand Cañon des Arkansas. Der unglaubliche Gold- und Silberreichthum der San Juan-Region und der Bergwerke von Rosita und Del Norte hatten schon 1876 bis in die Nähe des Grand Cañon eine Eisenbahn geschaffen, die in den folgenden Jahren von der Atchison-, Topeka- und Santa Fé-Eisenbahn noch weit über Colorado und Utah hinaus bis Salt Lake

*) Dieser Mensch lungerte in diesem Sanctum umher, stahl Tauschblätter und störte den Redakteur, indem er zu ihm über unwichtige Dinge sprach. Sein „Kinn wurde wohl abgewischt", aber leider zu spät. Wanderer in diesem Thränenthale, hüte Dich.

City verlängert wurde. Den heutigen Reisenden ist es somit ein Leichtes, den Cañon und überhaupt Südcolorado zu besuchen.

Damals führte die Bahn nur bis Cañon City. Wir mußten uns noch auf einem offenen Lastwagen unseres, ein halbes Hundert leerer Waggons umfassenden Zuges ein bequemes Plätzchen zurecht machen. Anfänglich ging Alles gut. Der Zugführer hatte den Auftrag, an irgend einem, uns wünschenswerth erscheinenden Punkte anzuhalten, um unserem Künstler die zu seinen Skizzen nöthige Zeit zu gestatten. Aber wir machten vor der Hand keinen Gebrauch davon. Die Bahn lief längs des tief in den Boden gewaschenen Arkansas entlang gegen die Gebirge zu. Die Gegenden, die er hier durchfließt, gehörten zu den trostlosesten, die ich je gesehen. Es ist der östliche Fuß der Felsengebirge, und hier befinden sich die ungeheuren Ablagerungen der Flüsse aus denselben. Meilenweit besteht der Boden aus Conglomeraten, unfertigem Sandstein, Gerölle, schlechtem, unfruchtbarem Schutt. Regenbäche und die sonstigen kleineren Zuflüsse des Arkansas haben sich durch diese Wüsteneien ihre tiefen Betten gegraben.

Das Wasser des Arkansas ist hier von eigenthümlich lichtgrüner Farbe und an tieferen Stellen gänzlich undurchsichtig. In Pueblo jedoch hat der Fluß diese Färbung wieder verloren und ist klar, wie das Wasser einer Felsenquelle.

Etwa auf der Hälfte des fünfunddreißig Meilen langen Weges nach Cañon City ließ der Zug-Kondukteur halten und führte uns auf eine wenige Minuten entfernte Anhöhe, auf welcher sich eine ziemlich starke Eisen- und Soda-Quelle befindet. Es geht nichts über die Gemüthlichkeit! Was würde man in Europa für ein Geschrei erheben, wenn ein derartiges Anhalten des Zuges irgendwo stattfände!

Die Mineralquelle ist ziemlich günstig auf einem Terrain gelegen, das zum Unterschiede von dem vorgeschilderten mit dichtem Gestrüpp, ja sogar mit Bäumen bewachsen ist. Das Wasser sprudelt unter starker Gasentwickelung aus dem Boden hervor, der von Menschenhand noch nicht mit Bausteinen umgeben und noch nicht mit einer Statue geziert worden war. Aber das naheliegende Manitou, das berühmte Saratoga des Westens, war ja vor zehn Jahren noch viel unbekannter, als die namenlose Quelle, von welcher ich spreche, und so kann man bei dem bekannten Pilz-Wachsthum amerikanischer Städte getrost annehmen, daß in weiteren zehn Jahren prachtvolle Hôtels da stehen werden, wo gegenwärtig Unkraut wuchert.

Die Quelle, die jetzt bescheiden ihre Gasblasen ans Tageslicht sendet, dann über einen von ihrem Eisen-Oxyd brennroth gefärbten Felsen in den fünfzig Fuß darunter hinwegfließenden Arkansas hinabrieselt, wird eines Tages von einem prachtvollen Pavillon eingeschlossen sein. Doktoren und Professoren werden lange Bücher über ihre Heilkraft verfaßt haben, ihr Wasser wird in Steinkrügen und Flaschen abgezapft

werden, die unter der Vignette „The great Arkansas Soda and Iron spring water" in aller Welt ihre Kunden suchen müssen. Agents wanted!

Aber weiter! Der Rest der Fahrt wurde bald zurückgelegt, denn wir behielten uns die Besichtigung der schönsten Punkte für die Rückfahrt vor. Der damalige Bahnhof von Cañon City lag in einem Staubfelde, drei Meilen von der Stadt,



Pueblo: Der erste Anfang.

einsam und verlassen wie eine Pueblo-Ruine. Ein mit vier Pferden bespannter Wagen stand bereit, uns nach der Stadt zu bringen. Die Amerikaner sind ebenso schlechte Reiter, als gute Kutscher, und durch sichere Hand gelenkt, flogen die Pferde dahin, daß der Staub in Wolken aufwirbelte. Unglückseligerweise hatten wir selbst am meisten darunter zu leiden, denn als unser Viergespann vor dem McClure Hôtel, dem besten der Stadt anhielt, sahen wir wie Müllerburschen aus. Ein paar Schwarze



Pueblo: Jetzt.

stürzten aber sofort herzhaft mit Strohbürsten auf uns zu. Wehe, wenn sie losgelassen! Da hilft kein Widerstreben. Kleider, Stiefel, Ohren, Nase, Alles wird in einem Striche bearbeitet, — unser Franzose blieb nach dem erhaltenen Bürsten-Sturzbad noch einige Minuten sprachlos stehen, um nach Athem zu ringen.

Das Hôtel wird von einigen Yankees vortrefflich geleitet, wir aßen hier Buffalo-Zunge und Bären-Braten, wie man ihn bei Delmonico in Newyork nicht besser haben

könnte. Aber die Stadt! Es ist ein wahres Ascott und Derby von Staub! Ein kleines Nestchen von etwa fünfzehnhundert Einwohnern, unter denen sich einige Hundert Mexikaner befinden. Als damaliger Endpunkt der Bahn hatte es eine gewisse vorübergehende Bedeutung, denn die nach der San Juan-Region und in die Rosita und Del Norte-Minen ziehenden „Prospekters“ oder Mineure pflegten sich hier auszurüsten, d. h. Wagen und Pferd, Werkzeuge und Hausgeräthschaften anzu-



Felsengebirge: Schafheerde-Felsen.

schaffen. Heute zieht das große Naturwunder, der Grand Cañon des Arkansas, viele Reisende heran.

Der kommende Tag war für unseren Ausflug nach diesem Weltwunder bestimmt. Kaum graute der Morgen, so trieb uns Mr. James schon aus den Federn. Der Wagen stand vor dem Thore zur Abfahrt bereit. Das Frühstück war rasch eingenommen, und in unsere Decken gehüllt, fuhren wir munter durch den kühlen, nebligen Morgen gegen Westen zu. Der Weg führte anfänglich in einem weiten, steinigen Flußbett bergaufwärts. Das Thal, das der wilde Gießbach hier in die Felsen gerissen, ist ein schauerliches Bild der Gewalt des Wassers, auch zugleich eine Erklärung, wie Berge fortgetragen und an anderen Stellen wieder aufgebaut werden können. Der Wildbach selbst war zu einer kleinen, rieselnden Quelle zusammen geschrumpft. Aber seine Schwäche ist trügerisch. Plötzlich und ehe man irgend eine Ahnung davon hat, kommen mitunter Wassermassen von zehn Fuß Höhe herangebraust, Felsen

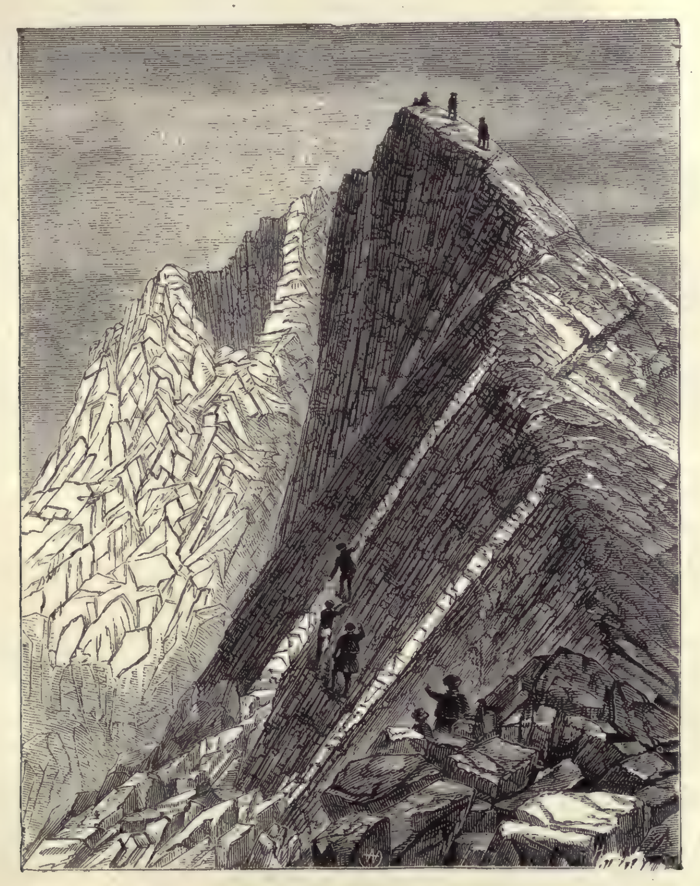
Bäume, Alles mit sich fortreißend, das sich ihnen entgegenstellt. Eben so schnell, wie sie gekommen, vergehen sie wieder, nichts als die traurigsten Spuren ihrer zerstörenden Gewalt hinter sich zurücklassend.

Nach langer Fahrt durch das wüste Thal führte der Weg durch ein zerbröckeltes Felsenthor, gleichfalls von Berg-Wässern durch den Stein gebrochen. Es ist das „Devils Gate," der Eingang zu einem Berg-Plateau, von etwa 10,000 Fuß Höhe, das den Namen „Eightmiles Park" führt, eine jener weitberühmten Gebirgsmatten, deren es in den Rocky Mountains so viele giebt und die hier „Parks" genannt werden. Man kann sich schwer eine Idee von der Herrlichkeit der Aussicht bilden, die wir von diesem hochgelegenen Punkte aus nach allen Richtungen hin genossen: Ueberall, selbst in unserer nächsten Nähe, starrten uns Berg-Riesen von 11- bis 14,000 Fuß Höhe entgegen, alle mit ihrer schneeigen Morgenkappe bedeckt. Gegen Südwesten die prächtige, langgestreckte Kette der Sangre del Christo Mountains und der Sierra Blanca. Gegen Westen erheben sich, gleich Riesen-Treppen, die durch die Wolken zum Himmel führen, andere Hauptketten der Rocky Mountains: die Sierra San Juan, mit ihren dunklen, bewaldeten Höhen. Hinter ihr die höhere, langgestreckte Gipfel-Kette der Sierra La Plata, und hoch über diese hinweg in der weitesten Ferne die Uncompahgre Mountains, mit dem gewaltigen Riesen der Felsengebirge, dem Uncompahgre Peak, der bis zu 14,000 Fuß Höhe in die Wolken ragt.

Gegen Nordosten verschwanden die hohen Gebirgsketten im Nebel und machten einer Gruppe von hohen Bergspitzen Platz, die, alle tief mit Schnee bedeckt, ihre weißen Häupter in dem goldigen Licht der aufgehenden Sonne badeten. Es waren gelehrte Größen, die da beisammen standen, ein Aräopag der Wissenschaft. Da standen Mount Harvard, Yale und Princeton; weiterhin Mount Huxley, Faraday und Spencer; und noch weiter, kaum mehr wahrnehmbar, in ungeheurer Ferne, das gewaltige Pendant zum Uncompahgre Mount, der Mount Lincoln. Gegen Norden standen kleinere Vorberge im Wege und erst gegen Nordosten zu ragte der wundervoll schön geformte Pikes Peak mit seinem Adjutanten, dem Camerons Cone, über die umliegenden Gipfel. Gegen Osten sahen wir das weite, unabsehbare Meer der Prairie sich am Horizont verlieren, und gegen Süden schlossen die Rocky Mountains mit den zwei schönen, vielbewunderten Berg-Schwestern, den Spanish Peaks, ab. Lange standen wir in der Betrachtung einer Szenerie versunken, die in solcher Schönheit und Großartigkeit wohl selten wiedergefunden wird. Es ist ein eigenthümliches Bild von Erhabenheit, eine Wüste von Felsenspitzen, die, wie ungeheure zerschlagene Glasflaschen, ihre abgebrochenen Hälse gen Himmel recken.

Noch weiter führt der Weg über Berge, fortwährend ansteigend, durch die wildeste, gräulichste Natur, durch eine Stätte der Zerstörung. Myriaden von Bäumen

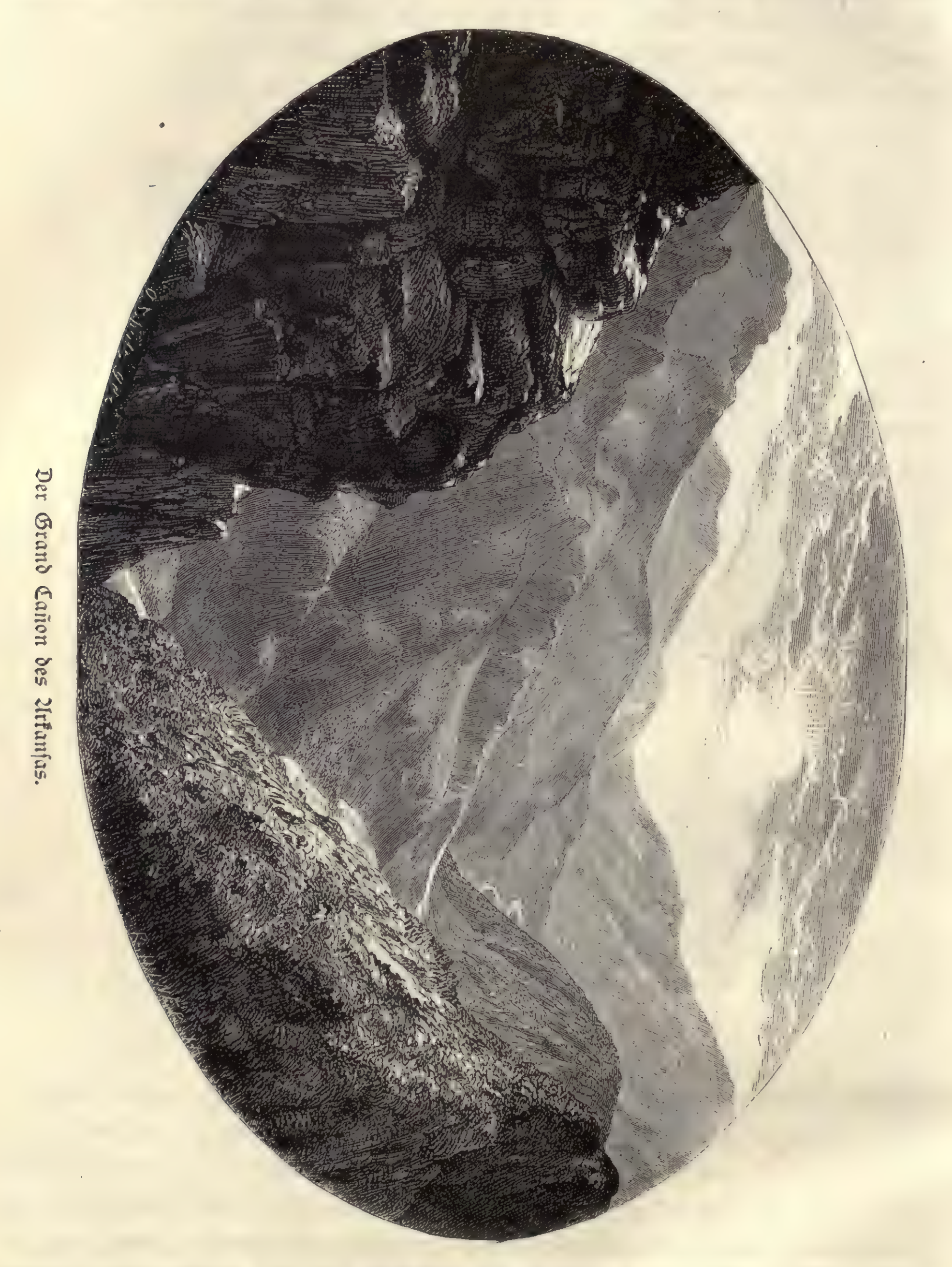
liegen hier, gebrochen von Stürmen oder niedergeschmettert von Blitzen. Die Rinde ist abgebröckelt, das bloße Holz liegt da, von der Sonne gebleicht, wie die Gerippe der Wüstenthiere. Wie um Rache flehend, strecken sie die nackten Aeste, Armen gleich, zum Himmel empor. Die Erde ist aufgewühlt, und das bloße Gestein tritt kalt und trocken zu Tage. Felstrümmer liegen umher, groß und gewaltig, als hätten sie Berg-



Der Italian Mountain.

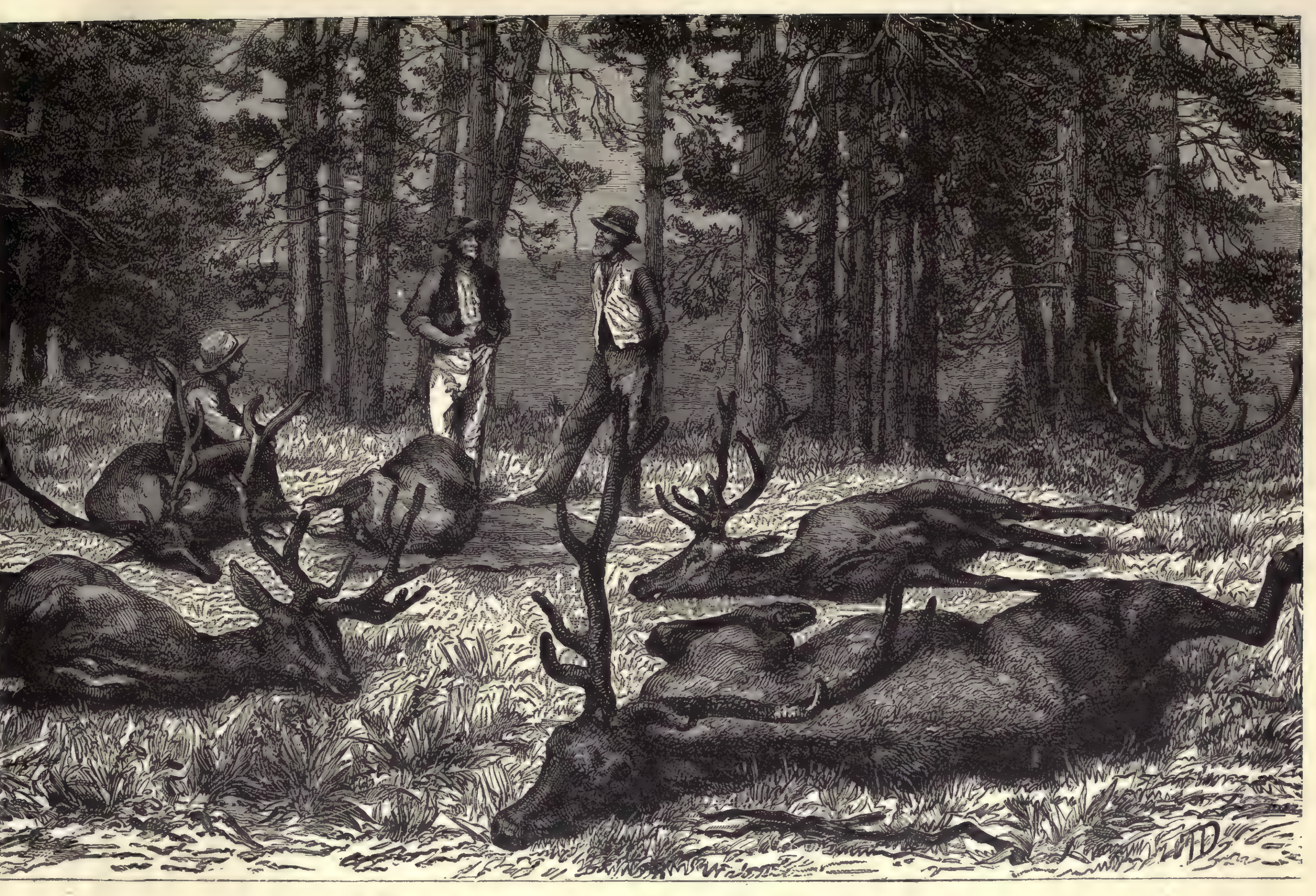
geistern zum Spielball gedient. Zwischen ihnen durch bahnten wir unseren Weg zu einem Gehölz von verkrüppelten Fichten. Hier bindet unser Führer den Wagen an einen Baum. Wir sind am Grand Cañon angelangt. Nichts als rothe Granitfelsen treten uns auf dem Wege entgegen. Endlich kommen wir auf einen Felsen, bei dessen Betreten wir, von Entsetzen und Grauen erfaßt, stehen bleiben. Nichts Anderes, als des Teufels Weg zur Hölle, kann dieser Schlucht gleichen, die Tausende Fuß tief vor unseren Augen in die Tiefe abstürzt. Es ist, als hätte sich die Erde aufgethan,

um ihre Eingeweide bloßzulegen. Stumm und still liegt das trockene Grab der Natur vor uns. Kein Laut stört die Einsamkeit, kein Zeichen des Lebens ist zu sehen. Wir



Der Grand Cañon des Arkansas.

hören unseren Athem und das Geknister des Sandes unter unseren Füßen. Das Rieseln einer Quelle, das Murmeln eines Baches wäre uns hier die schönste



In den Felsengebirgen: Erfolgreiche Jagd. (Nach einer Photographie.)

Musik gewesen. Aber selbst dieser Laute muß unser Ohr entbehren, die Stille erhöht noch die geisterhafte Majestät der Natur, vor der wir uns beugen.

Aber nun erst der große Cañon, die Hauptschlucht, durch welche sich der Arkansas Bahn gebrochen. Alle Worte spotten der Beschreibung. Zwei Wände, tausende Fuß hoch, vertikal himmelanstrebend, in Wolken gehüllt; die eine roth und aus kaltem, hartem Granit, die andere von graugrün verwitterter Farbe, dazu die Tausende von kleineren Felsen, Vorsprüngen und Thürmchen, die aus den Seitenwände hervor- und emporragen! Das ist die Gothik der Natur, das scheint das Vorbild zu sein, das unsere Vorfahren in ihren Kirchenbauten nachzuahmen strebten!

Diese zwei Wände fallen unten zusammen in einer Tiefe, in der man die Felsen und Sträucher nicht mehr vom Boden unterscheiden kann. Sie schließen sich zusammen und durch diese Rinne strömen die gewaltigen Fluthen des Arkansas, eingeengt, eingepreßt, einem Bächlein gleich. Aber der Donner, der von da unten hervordringt, lehrt uns, daß es ein mächtiger Strom ist. —

Im ersten Moment des Erblickens flimmerte es vor unseren Augen. Wir wußten nicht, war es ein Traumbild, eine Fata morgana neckischer Berggespenster? Erst allmählig konnte sich unser Auge an das große Bild gewöhnen. Aber dann sog es auch mit Vergnügen daran, unverwandt und lange, um es in unser Inneres zu verpflanzen, woraus es niemals wieder verschwinden wird. —

10. Die Silber-Districte von Süd-Colorado.

Der alle Schranken übersetzende, in Riesensprüngen fortschreitende Verkehr hat sich vor kurzem auch des Arkansas Cañons, dieses gewaltigen Naturwunders, bemächtigt, und ebenso wie er eine Eisenbahn bis an die höchste Spitze der Alleghany-Kette schuf, wie er auf einer mächtigen Kettenbrücke die Niagarafälle übersetzte, Schienenstränge durch die Prairien legte, die Locomotive auf stählernen Geleisen die Felsengebirge überschreiten ließ, so führte er auch endlich die Eisenbahn durch den Grand Cañon des Arkansas, und weder die gewaltigen Fluthen des Stromes, noch die himmelanstrebenden, überhängenden Felsen konnten den amerikanischen Ingenieuren ernstliche Hindernisse darbieten. Hinter dem Grand Cañon des Arkansas lag doch der große South Park und in diesem wurden vor einigen Jahren ungemein reiche Silber- und Goldlager entdeckt. Sofort trat wieder eine jener Völkerwanderungen ein, wie sie in sechziger Jahren Colorado und Californien, in den siebziger Jahren Nevada und die Black Hills hervorgerufen hatten. Zu Zehntausenden strömten sie herbei und gründeten im Handumdrehen Städte und Dörfer, ja große dichtbesiedelte Distrikte.

Die Zweigbahn, welche von der Atchison-Topeka-Santa-Fé-Gesellschaft zu diesen durch den Arkansas Cañon gebaut wurde, ist eine der wenigen Bahnen Amerikas, welche den Bedürfnissen nicht vorangeeilt war, sondern diesen erst nachkam — ein kleines Beispiel, mit welcher Schnelligkeit, welcher Hast sich der Menschenstrom über die neuen Silber-Regionen in Süd-Colorado ergossen hatte. —

Der Grand Cañon des Arkansas bot die einzige Möglichkeit für die Herstellung einer Eisenbahn dar, und kaum vermessen, begann man auch schon mit ihrer Construktion. Das Bahnbett mußte natürlich aus den Granitwänden herausgesprengt werden, und an manchen Stellen wurde es sogar auf parallel mit dem Fluß laufenden, in den Seitenwänden eingelassenen Brücken fortgeführt, unter welchen der Fluß tosend hinwegbraust. Aber man nennt Amerika nicht umsonst das Land der Wunder. Die Yankees geben sich mit wenigem selten zufrieden. In Europa hätte die Arkansas-Bahn für mehrere Jahrzehnte hinaus dem Verkehr vollständig entsprochen. Nicht so in Amerika. Man höre: Durch den, an manchen Stellen kaum 30 Fuß breiten Schlund, dieser via mala von Amerika, führen heute nicht eine, sondern zwei Eisenbahnen, Concurrenzlinien mit verschiedenem Bahnbett, eigenen Stationen und eigenem Zugverkehr.

Die Länge des Cañon beträgt acht Meilen, und ist er endlich durchfahren, so befindet man sich in dem zur Zeit ergiebigsten Silberdistrikte der Erde, der wie in einem früheren Kapitel erwähnt, sogar die berühmten Silber-Minen von Guanajuato und Zacatecas übertrifft. Ein ganzes Dutzend Zweigbahnen wurden von der (quer durch den South-Park nach Salt Lake City in Utah führenden und das Prairie-Eisenbahnsystem mit dem pazifischen verbindenden) Hauptbahn nach den einzelnen Minen-Distrikten geführt, zumeist tollkühne Bauten, an dem Rande tiefer Abhänge, mit gewaltigen Neigungen und Serpentinen.

Folgen wir zunächst der Hauptbahn, die wie gesagt als Fortsetzung der Atchison-Topeka-Santa-Fé-Bahn von Pueblo aus durch den Grand Cañon mitten in das Herz der Felsengebirge hineinführt, und dasselbe auf kühnen Wegen übersteigend, den direktesten Anschluß an die nach San Francisco führende Zentral-Pacific-Bahn gewährt. An mehreren Minenstädten, darunter Salida und Mears vorüberlaufend, erreicht unser Zug den Marschall-Paß und die große Wasserscheide zwischen den beiden Weltmeeren. Auf einer Höhe von 10,760 Fuß über dem Meeresspiegel, der höchsten von einer Eisenbahn erreichten Höhe Amerikas dahineilend, sehen wir zu unseren Füßen das San Luis-Thal, umgeben von den schon mehrfach geschilderten höchsten Erhebungen der Felsengebirge. Die Neigung, welche die Bahn hier zu überwinden hat, beträgt durchschnittlich 211 Fuß pr. englische oder nahezu tausend Fuß pr. geographische Meile! — Gunnison, an der Vereinigung des gleichnamigen Flusses mit dem Tomichi, bereits im Stromgebiete des Stillen Ozeansgelegen, ist eine

Stadt von etwa 6000 Einwohnern, mit Gas- und Wasserleitung, Hochschulen, Großhandlungen, Banken und Schmelzwerken — alles zusammen innerhalb sechs Jahren erstanden!! Die reichen Silbererz-Lager der ganzen Gegend haben sie geschaffen. Zwanzig bis dreißig Städtchen und Minenlager von tausend bis dreitausend Einwohnern befinden sich in diesem Theile des Staates, die Mehrzahl derselben bereits durch Eisenbahnen mit Gunnison oder anderen an der Hauptbahn gelegenen Städten vereinigt. Ueberall, in Lake City, Montrose, Ouray und anderen Orten, sieht man zahlreiche Stampf- und Schmelzwerke, tiefe Minen, Dampfmaschinen. — Diese Orte sind jedoch nicht nur selbst Minenstädte, sondern wieder Mittelpunkte kleinerer Silberdistrikte, mit welchen regelmäßige Reisewagenverbindungen bestehen. Das ganze Communikationssystem gleicht hier einem Flußnetz. Wie dieses aus kleinen Quellen, Bergströmen seinen Anfang nimmt und zu Bächen vereinigt, durch Zuflüsse verstärkt, einen Fluß bildet, der nach dem einen oder anderen Meere zu fließt, so auch das Verkehrsnetz der Minendistrikte. Oben in den Gebirgen sind die Quellen: die Minen und die Mineuransiedlungen, die ihre Fußpfade und Saumwege herabsenden nach einem größeren Orte. Von diesem aus führen bereits Fahrwege, noch weiter unten kleinere Eisenbahnen nach der Hauptlinie, und diese letztere nimmt endlich den ganzen Verkehr in sich auf, um ihn den großen Zentren in Ost und West zuzuführen. —

Westlich von Gunnison bei der schon im Uncompahgre-Distrikt gelegenen Stadt Montrose durchläuft die Hauptbahn sehr fruchtbare Ackerbaugegenden, welche früher zu der großen Reservation der Ute-Indianer gehört haben. Vor einigen Jahren jedoch wurden die Indianer in anderen, minder günstigen Gegenden untergebracht und die Ackerbau-Regionen der „weißen Eroberung" unterworfen, die sich die 300 000 Morgen vorzüglicher Bewässerungs-Ländereien auch sofort zu Nutze machte; die nahen Waldungen liefern Tannen- und Cedern-Holz und die Berge enthalten neben den Silbermassen große Kohlenlager. An der Station „Utah Line" verläßt die Eisenbahn endlich das Thal des sich nach Süden wendenden Grandflusses, der weiterhin den Namen des großen Coloradoflusses annimmt, und tritt in das Territorium Utah ein, wo sie mehrere blühende Mormonenstädte mit einander verbindet, bevor sie die berühmte Salzseestadt erreicht. —

Soweit die Hauptbahn. Die wichtigste ihrer vielen Zweigbahnen ist jene, welche von Salida aus nach dem in neuester Zeit entstandenen, und schon so großen Silber-Emporium Leadville führt. Selten wurde eine Stadt mit einem unpassenderen Namen belegt, als diese, denn es ist wahrhaftig nicht das Blei (Lead), das sie geschaffen hat, sondern Silber und Gold.

Leadville ist der Regierungssitz des County Lake und die drittgrößte Stadt in Colorado. Im Jahre 1859 wurden hier bedeutende Goldlager entdeckt und bald

war die Gegend der Tummelplatz emsiger Tausender, die im Laufe der nächsten fünf Jahre über 5,000,000 Dollars an Golderz erbeuteten. Dann hörten die Goldfunde auf und die rasch entstandene Miner-Ansiedlung schrumpfte ebenso rasch wieder in nichts zusammen. Da wurden im Jahre 1876 reiche Silbererze dort entdeckt und nun begann der Zufluß der Miner und Abenteuerer auf's neue, und zwar in nie dagewesener Weise. Im Februar 1878 wurde die Stadt Leadville incorporirt und schon zwei Jahre später zählte sie 15,185 Einwohner, während sie heute 20,000 zählt. Leadville ist eine der höchst gelegenen Städte der Welt, denn sie befindet sich 10,000 Fuß über dem Meeresspiegel. Die Silbererzlager unter und in unmittelbarer Nähe der Stadt gehören unstreitig mit zu den umfangreichsten und ergiebigsten der Erde. Die Spekulationswuth und das „Goldfieber" haben hier zwar nachgelassen, und die Bevölkerungszahl, die 1880 sogar in die Dreißigtausend gestiegen war, ist um mehrere Tausend zurückgegangen, aber der ursprüngliche Raubbau hat dem rationellen, systematischen Bergwerksbetrieb Platz gemacht und das Erträgniß ist jetzt größer als zuvor. Im Jahre 1882 z. B. betrug das Erträgniß der Minen 17,127,402 Dollars, so daß auf jeden Einwohner, Frauen und Kinder mit eingerechnet, je 600 Dollars jährlich aus dem rohen Minenertrag allein entfallen. Seitdem sind hier mehrere neue Erzadern entdeckt worden. Leadville zählt nicht weniger als 15 Schmelzwerke, in denen das Erz verarbeitet und gereinigt wird. Ferner besitzt die Stadt 4 Gießereien und Maschinenwerkstätten, eine bedeutende Anzahl Groß- und Kleinhandlungen, sechs Banken, drei tägliche Zeitungen, viele Schulen und Kirchen, Wasserleitung und Gasbeleuchtung. Passagierkutschen (Stages) führen von hier aus nach den kleinen Miner-Ansiedlungen Twin Lakes, Independence, Chipita, Aspen und Ashcroft.

Eine zweite, ebenso wichtige, ungleich längere Zweiglinie entsendet die Bahn von Pueblo aus durch den ganzen Süden des Staates bis nach Silverton, im entferntesten Theile des berühmten San Juan-Silberdistriktes gelegen, ebenso reich an Minen- und Ackerbauschätzen wie an schönen Gebirgs-Landschaften — die spanische Nomenclatur längs der ganzen Bahn verräth, daß wir uns hier schon unter mexikanischem Einfluß befinden, und in der That berührt die Bahn auch im Thale des San Juanflusses das Territorium von Neu-Mexiko und die Reservation der Jicarilla-Apachen, eines ehemals gefürchteten grausamen Indianerstammes. —

Mit Neu-Mexiko haben wir auch das Gebiet des amerikanischen Südens betreten, das in einem späteren Abschnitte geschildert wird.

11. Der Yellowstone-Fluß und seine Cañons.

In dem bis vor kurzem schwer zugänglichen, etliche fünfzig Meilen von der Pacific-Bahn gelegenen Nordwest-Winkel des Territoriums Wyoming gelegen und demnach nur von wenigen Reisenden besucht, gelangten bisher nur spärliche Berichte über den Yellowstone-Park an die Oeffentlichkeit, allein sie waren nur geeignet, der Phantasie reiche Nahrung zu geben. Gerüchte der seltsamsten Art durchzogen die neue Welt. Ewig brennende Berge und Prairien, heiße Quellen, Vulkane, die flüssige Lava und Schmutz auswürfen, große Seen und Wasserfälle u. s. w. sollten in jenem Gebiete im Überfluß zu finden sein. Der Einbildung wurde freier Spielraum gelassen, die Reisenden erzählten von versteinerten Wäldern, bevölkert von versteinerten Indianerstämmen und Thieren; von Strömen, die über ihr steiniges Bett mit solcher Schnelligkeit flössen, daß das Wasser erhitzt würde u. dgl. Unsinn mehr.

Erst der vor wenigen Jahren unternommenen Ver. Staaten-Expedition unter Prof. Dr. Hayden verdankt man genauere Auskunft über eine der wunderbarsten Regionen der Erde; ja wahrhaftig, seine Schilderungen über das thatsächlich Gefundene stehen nur wenig hinter den Gerüchten zurück, die durch die Einbildung entstanden. Dem Vorschlage des Dr. Hayden ist es zu danken, daß der Ver. Staaten-Congreß jenes interessante Gebiet, das sozusagen die Schmiedewerkstätte Vulkans gewesen, für ewige Zeiten als öffentlichen Park für die Menschheit bestimmte, ihn von aller Besiedlung und Bevölkerung ausschloß.

Dieser National-Park umfaßt ein Gebiet von 3500 engl. Quadrat-Meilen, größtentheils im nordwestl. Theile von Wyoming gelegen und mit kleinen Strecken in Idaho und Montana. Seine durchschnittliche Erhebung über dem Meere beträgt ca. 6000 bis 7000 Fuß, während die Bergketten, die ihn umschließen und durchziehen, bis 12- und 13,000 Fuß emporsteigen. Der Boden würde sich auch schwerlich jemals für Ackerbauzwecke geeignet haben. Der Winter zieht sich tief in den Frühling, die Blumen des Frühherbstes findet man nicht selten schon mit Schnee bedeckt. Im nordwestlichen Theil des Parks haben die beiden Quellen des Missouri, der Madison- und der Gallatinfluß ihren Ursprung, während im nordöstlichen Winkel der Yellowstone-, im südwestlichen der Schlangenfluß oder nachherige Columbia entspringen.

Diese Quellen, den verschiedensten Stromgebieten angehörig, sind einander so nahe, daß man von einem niederen Bergrücken aus die entgegengesetzten Ströme herabfließen sieht, — die einen bestimmt, sich mit dem unmeßbaren Stillen Ozean zu vermengen, um vielleicht einst die Ufer Chinas und Japans zu bespülen; während die anderen, sich in den Vater der Ströme ergießend, nach dem Golf von Mexiko und dem Atlantischen Ozean getragen werden.

Die größte Wassermasse des seenreichen Parks ist der Yellowstone-Lake, von dessen nördlichem Ende der Yellowstone-Fluß in gleicher Richtung abfließt, um sich nach einem 1300 Meilen langen Laufe, mit gegen 6000 Fuß Gefälle, in den Missouri zu ergießen. —

Der Zugang zu dem Park war wie gesagt, bis vor kurzem noch sehr erschwert. Aber wie es in Amerika in derlei Dingen gewöhnlich zu gehen pflegt, entstanden in den letzten paar Jahren nicht nur eine, sondern sogar zwei Eisenbahnen nach dem Yellowstone-Park. Die eine führt als Zweigbahn der Zentral-Pacificbahn von Ogden oder besser von Salt Lake City nordwärts quer durch das Territorium Idaho nach der Stadt Helena in Montana, und führt ca. 50 Meilen von der Grenze des Parks vorbei. Die zweite hingegen ist eine Zweigbahn der nunmehr gänzlich vollendeten Northern Pacificbahn, und führt von Livingstone in Montana in südlicher Richtung den Yellowstonefluß entlang bis an die Grenze des Parks, eine Strecke von etwa 56 Meilen.

Höchst selten begegnet man der Hütte oder dem Zeltlager irgend eines Ansiedlers oder Trappers, und erst im schönen paradiesischen Thale des unteren Yellowstone-Flusses angelangt, findet man eine vereinzelte Farm, Bottelers Range genannt, das gewöhnliche Absteigequartier der Yellowstone-Reisenden, bis vor kurzem die einzige menschliche Ansiedlung in dem ganzen ungeheueren Gebiete. Jetzt allerdings sind an den Mammoth Hot Springs weiter südlich, und an anderen Orten große wohl noch etwas vereinsamte Hôtels entstanden, und es besteht die Absicht, die einzelnen interessanten Punkte des Parks durch Pferdebahnlinien mit einander zu verbinden. —

Von Bottelers Range führt der Weg nach dem Naturpark in dem Thale des Yellowstoneflusses, am Fuße niedriger erloschener Vulkane aufwärts. Nach etwa zehn Meilen gelangt man zur Mündung des sogenannten zweiten oder unteren Cañon des Yellowstone, eine Schlucht circa 1 Meile lang, von den rauschenden Wassern tausend Fuß tief durch die Granitfelsen geschnitten, die sich zu beiden Seiten gegen den Himmel erheben. Der Weg ist hier im wahrsten Sinne des Wortes in den Felsen gehauen. Der Strom, von prächtig grüner Färbung, schießt wüthend durch den engen Paß, durch die Felsentrümmer in seinem Bett in schaumgekrönte Wellen zerrissen. Oberhalb des Cañons erweitert sich das Thal abermals, und, etwa 10 Meilen in ihm aufwärts ziehend, gelangt man zu dem nächsten Wunder des Parks, dem sogenannten Devils Slide: des Teufels Rutschbahn. Ein Berg, von dessen Gipfel zwei parallele Felsenmauern, 150 Fuß von einander entfernt, je 3000 Fuß hoch, in das Thal herabreichen. Der Fels zwischen ihnen ist durch Erosion hinweggerissen worden, und die Wände dieser Felsenmauern sind so eben und glatt und dabei so symmetrisch, daß man glauben könnte, sie wären von der Hand des Baumeisters mit Bleiloth und Winkel abgezirkelt worden. Für diese eigenthümliche, ungeheure Felsen-

bahn giebt es in der That keinen besseren Namen als Teufelsrutsche, und die früheren Trapper und Ankömmlinge in diesen Regionen wählten mit Vorliebe derartige, der Szenerie angepaßte, an Hölle, Tod und Teufel erinnernde Namen.

Oberhalb dieses Thales treten die Felsenwände wieder näher zusammen, ganze Felder von Halbopalen, Chalcedonen, Moosachaten und Karneolen umschließend. Nach einem Ritte von 6 Meilen gelangt man an die Pforte des sogenannten dritten Cañon des Yellowstone, auf dessen Sohle weiter einwärts zu dringen unmöglich ist.

Hier ist zugleich die Mündung des Gardiner-Flusses und seinem Laufe wollen auch wir nun aufwärts folgen. Hier tritt man bereits in das Gebiet der Geyser. An verschiedenen Stellen brechen aus den weißen kalkigen Felsen heiße, dampfende Wasserströme hervor, die sich in den Fluß ergießen. Der Boden besteht hier bloß aus einer dünnen kalkigen Schichte, die Tritte der Pferde hallen dumpf und lange, als würde das Erdgewölbe hier nur von dieser dünnen Kalkschichte gebildet. In der Nähe erhebt sich ein Sandsteinfelsen, dessen Gipfel mit einer Lage vulkanischen Gesteins bedeckt ist. Hat man den Felsen erstiegen, dann gewahrt man abermals eines jener großartigen Naturphänomene über sich, an denen diese Region so reich ist. Vor uns steht eines der schönsten und seltensten Gebilde natürlicher Architektur, ein terrassenförmiger Aufbau wie aus frisch gefallenem Schnee, mit Eisblumen und Eiskrystallen. Es sind mächtige Terrassen, an den Wänden des Gardiner Cañons, bis auf 1000 Fuß Höhe emporsteigend und nahezu eine Meile lang. Die schneeigen, glitzernden, treppenförmigen Absätze haben das Aussehen, als wäre eine grandiose Cascade in ihrem Sturze plötzlich aufgehalten und krystallisirt worden. Vierzehn dieser Riesenterrassen besitzen noch thätige, heiße Quellen, während die übrigen bereits versiegt sind. Die Wasser kommen wie von einer ungeheuren Pyramide über die Absätze in Cascaden herabgestürzt, dampfend und schäumend über die gefüllten Wasserbecken fließend.

Die unterste Terrasse ist flach und ihre halbrunden, wie von Künstlers Hand gemeißelten Bassins sind seicht und ausgetrocknet. Aus ihrer Mitte erhebt sich ein „Freiheitsmütze" genannter Conus von etwa 50 Fuß Höhe, der Krater eines erstorbenen Geysers. Von der zweiten bis zur zwölften Terrasse sind die halbrunden Bassins mit wunderbarer Symmetrie und Schönheit geformt, mit eingekerbten und gezackten Rändern versehen. Hier haben auch die meisten Kaskaden ihren Ursprung, und das kochend heiße Wasser, von den oberen Terrassen dieser rauchenden Riesen-Treppe herab in die niedrigeren stürzend, wird immer kühler, so daß man in den verschiedenen Bassins beinahe jede Temperatur vorfinden kann, in der man etwa zu baden wünscht. Am Gipfel der Fontaine sind außerdem noch einzelne Geyser mit hohem Wasserstrahl, die jedoch mit jedem Jahre wechseln. Einzelne sterben ab, andere brechen frisch aus dem Boden empor.



Die Fälle des Yellowstone-Flusses: Der untere Fall.

(Nach einer Photographie.)

Gegen den Ursprung des Gardiner-Flusses zu findet man mehrere prachtvolle Kaskaden. Die Landschaft in der Umgebung der Quellen ist wunderbar in ihrer Schönheit und Abwechslung.

Den Ufern des Yellowstone entlang reitend, gelangen wir nahe an der Vereinigung mit seiner östlichen Quelle zu dem romantischen „Tower Creek," einem pfeilschnellen Bergstrome, der in Katarakte und Stromschnellen gebrochen, plötzlich über einen hundertfünfzig Fuß hohen Felsen in ein selbst gewaschenes, rundes Bassin herabstürzt, aus dem er durch einen kurzen Cañon dem Hauptstrom des Yellowstone zueilt. Die Felsen in der Umgebung des Wassersturzes wurden von dem ewigen Wühlen derart ausgewaschen, daß nur Trümmer von ihnen in thurmgleichen spitzen Säulen von 50 bis 100 Fuß Höhe zurückblieben. Dem Falle gegenüber sind ungeheuere Basaltmauern, „Column Rocks" oder Säulenfelsen genannt, in einer Höhe von über 500 Fuß drei Reihen prächtiger Basaltsäulen zeigend.

Um von hier zu dem weltberühmten Grand Cañon des Yellowstone zu gelangen, muß man den westlichen Fuß eines der höchsten Peaks der Umgebung, des 10,500 Fuß hohen Mount Washburne umschreiten, dann einen wasserreichen Nebenfluß des Yellowstone, dem Cascade-Creek entlang ziehen, der sich etwa in der Mitte zwischen den obern und untern Fällen des Yellowstone mittelst einer wunderbar schönen, 130 Fuß hohen Cascade, „Crystallfalls" genannt, in diesen Strom ergießt.

Aber damit gelangt man an das größte Wunder des Yellowstone-Parks, den Grand Cañon. Keine Sprache kann der wilden Großartigkeit dieser furchtbaren, dreißig Meilen langen und mehrere Tausend Fuß tiefen Schlucht gerecht werden, in deren Tiefen der Yellowstone rauscht. Sie hat wohl wenige ihres Gleichen in der Welt. Nur durch das Auge selbst kann man von dem schrecklichen, fremdartigen, übernatürlich scheinenden Blendwerk der Natur einen richtigen Begriff bekommen, selbst vor dem Cañon stehend, ja von seiner Großartigkeit beeinflußt, kann der Verstand kaum das Fremdartige dieses Phänomens erfassen. Man kriecht erbleichend von der schwindelnden Kante zurück, froh, festen Erdboden unter seinen Füßen zu haben. Da herabzublicken, heißt die Götter versuchen und man wagt es nicht mehr, sich an den Rand des furchtbaren Abgrundes zu begeben. Die Einsamkeit und Stille an dieser Stelle ist schrecklich. Unten, tief unten sieht man den mächtigen Strom, zu einem dünnen, hellgrünen Faden zusammengeschmolzen, in Miniaturwellen gepeitscht, die mit zwerghaft scheinender Kraft gegen diese massiven Mauern schlagen, welche sie umschließen.

Da hinunter gelangen zu wollen, ist eitel Bemühen. Die drohenden, verwitterten Felsmauern kerkern den Strom ein, nicht einmal das furchtbare Tosen der Wellen drunten dringt herauf zu uns. Sie zittern, toben und jagen tanzend den Schlund hinunter.

Kein Baum, kein Sträuchlein theilt ihre Gefangenschaft, verschlagen zwischen erdrückende Felstrümmer und ragende Spitzen, so strömen sie wild dahin auf ihrem einsamen Pfade.

Und welche Tiefe ist dies! Es ist als wäre die Erde bis an ihr flüssiges Innere aufgeschnitten und die Seiten dieser klaffenden Wunde auseinandergerissen, um den Einblick in das Innerste zu gestatten. Es ist die Natur auf dem Secirtische. Unmöglich ist's für den Menschen da drunten zu leben, denn hätte er auch Speise und Trank, es würde ihm die Luft fehlen zu athmen. Sie ist verpestet mit ekelhaften unreinen Gerüchen. Obschon am Fuße des Cañons stets Windhauch weht, so ist die Luft doch zum Ersticken warm und schwül. Das Flußwasser ist warm, von graugrüner Farbe und sieht wie Oel aus. Dabei besitzt es einen Ekel erregenden Alaun- und Schwefelgeschmack.

Wie der Fluß selbst, so tragen auch seine Ufer und die verwitterten Halden, die er bespült, jenen satanischen Charakter an sich, den man auf Erden wohl selten wieder finden dürfte. Heiße Quellen spritzen überall aus den Felsen hervor, verschieden gefärbte Krater und Bänke absetzend, sich zischend und brodelnd mit den grünen öligen Fluthen des Flusses vermengend. Andere speien schmutzige, faulig riechende Flüssigkeiten und Schlamm aus, wie Eiter, — aus den Eingeweiden der Erde kommend.

Diese Ingredienzen aus der Küche des Teufels werden nun von vulkanischen, nahezu senkrechten, sehr oft überhängenden Felsmauern eingeschlossen, sie sind stellenweise verwittert und zeigen die kühnsten unglaublichsten Formationen. Aus den Halden ragen Thürme, Felsspitzen und Minarets hervor, in allen Farben des Regenbogens und zwar noch in dessen grellsten Nüancen leuchtend. Die vorherrschende Färbung ist das blendendste Weiß des Feldspath, während an manchen Stellen hellrothe Streifen von Eisenoxyd, wie Blut gefärbt, in den Cañon hinabreichen. Andere Felsen sind schwarz, wieder andere hellgelb vom Schwefel. Am oberen Rande des Cañon bilden hohe Fichten den dunkelgrünen Rahmen zu diesem diabolischen Bilde. —

Aber dies ist noch nicht Alles. Geht man am Rande des Cañon stromaufwärts, so gelangt man zu den sogenannten „Unteren Fällen des Yellowstone" — wo das schrecklich Großartige dieser Szenerie ihren Höhepunkt erreicht. Schon lange, bevor man die Fälle zu Gesicht bekommt, hört man das dumpfe, unterdrückte Geräusch des Wassers wie fernen Donner. Der Fluß, oberhalb des Falles von 200 auf 80 Fuß Breite eingeengt, schießt hier mit furchtbarer Schnelligkeit im weiten Bogen über einen Absatz herunter in eine Tiefe von nahezu 400 Fuß. Schwerer, dichter Nebel und Sprühregen steigt aus dem tief ausgewaschenen Bassin hervor, den zahlreichen Regenbogen als Relief dienend, die auf- und niedertanzen. Und dieser Sturz des breiten mächtigen Stromes wird von allen Seiten von der üppigsten Vegetation eingefaßt, die mit der schrecklichen Oede des Cañons lebhaft kontrastirt.

Aber woher kommen all' die ungeheuren Wassermassen, die da in die Tiefe stürzen? Folgen wir dem Strom-Laufe aufwärts. Etwa eine halbe Meile von diesen unteren Fällen gelangt man zu den oberen Fällen des Yellowstone, wo der Fluß aus einer schönen, grün bewachsenen Schlucht kommend, über einen Felsenabsturz von 115 Fuß Höhe herabfällt und das Hauptobjekt einer ähnlich grandiosen Szenerie, wie die des unteren Falles, bildet. Zwischen diesem oberen und unteren Falle fließt der Yellowstone durch einen minder tiefen Cañon, wohl mit rapider Schnelligkeit, jedoch breit und ruhig. Aber in desto furchtbarere Schnellen bricht sich der Fluß, sobald er dem unteren Falle nahe kommt. Durch ungeheuere Felsen eingezwängt und in seinem ruhigen Laufe gehindert, in ungeduldigem Kampfe um Erlösung aus diesen steinernen Fesseln wüthet er den unteren Fällen zu, um dann nach seinem 400 Fuß tiefen Sturze noch im Great Cañon meilenweit zu rikochettiren. —

Und doch waren es nicht die Felsen, die den Strom für ewige Zeiten umschlossen. Der Strom selbst hat sich sein steinernes Grab gegraben. Es scheint kaum glaublich, daß dieser Strom, — ein Bächlein im Vergleich zu den thurmhohen Felsen — die letzteren bezwungen hat. —

Die Geschichte des schrecklichen Abgrundes liegt offen da, sie ist nicht schwer zu lesen. Zeitalter zuvor war die ganze Region ein großer, viele Tausende Quadratmeilen umfassender See. Dann wurde sie zum Mittelpunkt furchtbarer vulkanischer Thätigkeit, großartiger und schrecklicher, als irgendwo auf Gottes weiter Erde. Der Boden hob und spaltete sich; aus diesen weiten Klaffungen quoll glühend-flüssige Lava hervor, die unter dem Wasser des Sees abkühlend, zu Basalt erstarrte. Massen von vulkanischer Asche und heißem Felsgestein schossen aus den Kratern hervor und verbanden sich, ins Wasser zurückstürzend, mit den Ablagerungen der Mineralquellen zu Conglomeraten. Ueber diese Schichte setzten sich dann die Niederschläge der heißen Quellen abermals ab. — Wieder mögen Zeitalter vergangen sein, als sich die ganze gewaltige Erdrinde unter dem Spiegel des Sees durch vulkanische Thätigkeit hob. Die Wasser des Sees liefen ab. Losgelassen, „wachsend ohne Widerstand", so schossen sie tieferen Regionen zu, die Erde unter sich aufreißend und sich tiefe Kanäle bahnend. Die weichen Ablagerungen wurden leicht hinweggewaschen, und der Strom schnitt sich immer tiefer und tiefer in die Felsen ein; während Regen und Wetter die Wände der Schlucht überall da zerstörten, wo sich ihnen weiches Material darbot. Nur die schwarzen, harten Basaltsäulen und die kalkigen Quellenablagerungen blieben zurück, Thürmen gleich in die Lüfte ragend, Sturm und Wetter trotzend.

So läßt sich auch das Entstehen der Wasserfälle erklären. Wo Basaltschichten neben den weichen Conglomeraten gelagert waren, da wurden die ersteren nur wenig angegriffen, während die letzteren vom Wasser hinweggespült wurden. Die so entstandenen Absätze wurden nun durch die Gewalt des herabstürzenden Wassers immer

tiefer ausgewaschen und so die grandiosen Fälle und Cañons gebildet, die wir am Laufe des Yellowstone-Flusses bewundern.

---

12. Die Geyser-Region des Yellowstone-Parks.

Michelet schreibt: Asien hat nur todte Seen; Afrika schlummernde Seen; Amerika Frischwassermeere und nur Europa allein hat jene bezaubernden Seen, die alle Welt besucht und bewundert. — Es ist wohl wahr, daß Amerika in seinen kanadischen Seen wahre Frischwassermeere von gewaltiger Ausdehnung besitzt, aber dabei hat es vielleicht ebenso viele und ebenso bezaubernde Binnenseen, wie Europa. Schon der Yellowstonepark allein ist hierin eine wahre Schweiz. Mehrere der herrlichsten Wasserspiegel schlummern auf den Plateaus oder zwischen den Felsengebirgen verborgen; ihr schönster ist der große Yellowstone-See, den man, am gleichnamigen Flusse aufwärts ziehend, in der Mitte des Parks vorfindet. Mit Ausnahme des Titicaca-Sees in Südamerika ist er der höchstgelegene große See der Welt, nahezu 8000 Fuß über dem Meeresspiegel befindlich. Für Meilen und Meilen dehnt sich die ungeheure Wasserfläche nach allen Seiten hin aus. Hier in tiefen Einlässen, dort in dem dunklen Laub der undurchdringlichen Fichtenwaldungen verschwindend, die ihn auf weite Strecken umgeben. Eingeschlossen von den höchsten Spitzen der nördlichen Felsengebirge, überhöht von den 3 schneebedeckten Tetons, kann er den größten Naturschönheiten Amerikas beigezählt werden. Seine südlichen Ufer, von langen, engen und tiefen Buchten in ähnlicher Weise unterbrochen, wie die Fjords von Norwegen und Island, zeugen von der kolossalen Gewalt der Elemente, die sie hervorbrachten. An anderen Stellen bilden goldiggelbe Sandbänke seine Ufer, an denen die Wellen schäumend hinan eilen. Unzählige, smaragdgrüne Inselchen bedecken die Oberfläche des Sees, und die Winde, eingeengt in ihrer Passage durch die Berge, wüthen über die weite Fläche, sie in hohe, schaumspritzende Wellen peitschend. Verschiedene Wasservögel spielen und wiegen sich auf ihnen, riesige Forellen von eigenthümlichem aber gutem Geschmack wimmeln zwischen den Fjords. Die Wälder in der Umgebung sind gefüllt mit Hochwild, Elennthieren, wilden Schafen und Bären.

Aus der Ferne gleicht der See einer Hand mit ausgespreizten, nach Süden gewendeten Fingern. Das Wasser des über 300 Fuß tiefen Sees ist durchaus mit Schwefel imprägnirt; an seinen Ufern entspringen zahllose heiße Quellen, den im Innern der Erde erzeugten Dampf pfeifend und pustend, wie aus Lokomotiv-Ventilen hervorblasend. Es sind die Sicherheitsklappen des ungeheuren Feuer- und Dampfkessels in der Schmiedewerkstätte Vulkans. Selbst unter dem eiskalten Wasser des Sees — zwanzig Schritte vom Ufer entfernt, entspringen siedend heiße Quellen, aus kleinen Nebenkratern emporschießend. An einigen Uferstrecken ist der Boden mit

kleinen Obsidianstückchen, Calcedonen und Bergkrystall, an anderen mit kurios geformten Schieferstückchen bedeckt, die bisher vielfach als Werke menschlicher primitiver Kunst gehalten wurden. Becher, Lanzenspitzen, Knöpfe, Teller u. s. w. liegen hier umhergestreut, allein sie stammen nicht von der schaffenden Hand des Indianers, sondern von der vereinigten Aktion der zwei mächtigsten Elemente: Feuer und Wasser, — das erstere rauh formend, das letztere polirend.

Im Westen des großen Yellowstone-Sees liegt die hier niedrige, nur wenige Meilen breite Hauptkette der Felsengebirge, zugleich die Wasserscheide zwischen den beiden Amerika bespülenden Ozeanen. Jenseits dieser Kette, nur etwa zehn Meilen von den Ufern des Yellowstone-Sees, liegt die zweitgrößte Wasserfläche des wunderreichen Parks, der Shoshone-See, dessen Abfluß der große Schlangenfluß ist. Hier in der Umgebung dieses Sees befinden sich die großartigsten und merkwürdigsten Geyser der Welt, selbst jene von Island und Neuseeland in jeder Hinsicht übertreffend. Die wunderbarste, übernatürlichste Region ist das Thal des oberen Madisonflusses, dem man den wohlverdienten Namen Feuerlochfluß gegeben. Das viele Meilen lange und etwa zwei bis drei Meilen breite Thal enthält Hunderte von Geysern, heißen Quellen und Fontainen, welche Strahlen bis zu 250 Fuß Höhe auswerfen.*) Die Atmosphäre ist stets mit heißem Dampf und schwefeligen Gerüchen geschwängert, die den Klaffungen im Erdboden entströmen. Der letztere ist stellenweise mit weißem Sinter überdeckt, an anderen Stellen aus einer heißen, übelriechenden Schlammkruste bestehend, deren Tiefe unergründlich ist. Blasen stehen auf ihrer Oberfläche und Dampfstrahlen schießen pfeifend aus Hunderten von wandernden Oeffnungen empor. Der Boden giebt unter dem Fuße des Besuchers nach, und aus den Fußtapfen treten gelbe, dicke, übelriechende Massen hervor. Die Quellen haben dasselbe diabolische Aussehen, wie der Hexenkessel in Macbeth, sie bedürften nur der Gegenwart Hecates und ihrer wilden Bande, um diese Schöpfung poetischer Phantasie zu verwirklichen. Alle Oeffnungen brodeln, pusten und werfen ihren flüssigen Inhalt, wie von teuflischer Gewalt getrieben, Hunderte von Fuß empor, und auf das umliegende Terrain. Einige erscheinen wie ungeheure Kochkessel von infernalischem Aussehen und unergründlicher Tiefe. Steine und Felsentrümmer in diese Teufelsrachen geworfen, steigern nur die furchtbare Aufregung des flüssigen Elementes. Baumäste werden in kürzester Frist mit dicken Schichten bleifarbigen Schleimes überzogen. Die Farbe des Wassers in den einzelnen Kesselgeysern ist verschieden, jedoch stets in schreiendstem grellroth, schwefelgelb, milchweiß, azurblau und krystallhell — selbst die verschiedensten Nüancen von grün sind vorhanden, und in

*) Die Gesammtzahl der Geyser und heißen Quellen des Yellowstone-Parks übersteigt zweitausend.

einigen klaren, kühleren Oeffnungen sieht man an den Seitenwandungen des Kessels kleine Ventile, aus denen das Wasser hervorströmt, während die Wände selbst, so tief man sehen kann, mit Rosenkohl-artigen, schneeweißen Krystallen bedeckt sind. In den kleinen Strömen, die an den Quellen des Fireholeflusses sprudeln, sieht man große Massen von weißen, seidenartigen Fäden. Andere Ströme, sowie der Feuerlochfluß selbst, enthalten warmes, alles thierische Leben tödtendes Wasser.

Der Feuerlochfluß strömt aus dem Madison-See, einem der schönsten Wasserspiegel des wundervollen Yellowstoneparks, und sein Volumen wird durch zahllose Bergströme bei jedem Schritte vergrößert. Von hohen, mit Fichtenwaldungen bedeckten Bergen eingeschlossen, beherbergt sein Thal die großartigsten und höchsten Geyser der Welt. Das obere oder „große" Geyserbassin, am oberen Laufe des Feuerlochflusses gelegen, ist das bemerkenswertheste. Hier liegen die größten Krater und die großen, „Pyramid Punch bowl", „Bath Tub", „Grotto", „Giani", „Gianteß", „Bee hive", „Castle" und „Old faithful" genannten Geyser.

Der Giant ist der größte Geyser. Sein konischer Krater ist rauh und auf einer Seite niedergebrochen. Die Seitenwände der Oeffnung bestehen aus kieseligen Rückständen, die man bis auf 100 Fuß Tiefe unterscheiden kann. Die Oeffnung selbst ist grundlos und ohne Wasser, allein man kann deutlich das Rauschen und Brodeln desselben in großer Entfernung unter dem Krater hören, plötzlich steigt es empor, kochend und zischend große Dampfmassen vor sich herschießend, wie durch die Explosion einer Höllenmaschine emporgeschleudert. Sind die ersten Dampfwolken verzogen, dann sieht man das Wasser in der weiten Röhre auf- und niedersteigen, wie erwärmtes Quecksilber. Die Oberfläche ist unruhig, brodelnd und mit Blasen bedeckt. Kleine Strahlen steigen über die Wasserfläche empor und erreichen nahezu die Mündung. — Auf einmal erscheint die ganze Wassersäule wie durch Flammenzungen gespalten. Beide Arme werden mit unglaublicher Schnelligkeit emporgehoben und wie aus einer gigantischen Kanone geschossen, so hebt sich unter furchtbarem Donner ein dampfender Wasserstrahl von mehr als 20 Fuß Durchmesser bis auf 60 Fuß Höhe; und durch diese grandiose Säule schießen 5 bis 6 dünnere Strahlen, eine aus der anderen, teleskopförmig bis zu Kirchthurmhöhe empor, so daß der oberste Strahl eine Dicke von einem halben Fuß zu haben scheint. Durchschnittlich dauert diese großartige Eruption eine halbe Stunde. Das Schauspiel ist unvergleichlich in seiner Schönheit. Die einzelnen Wassersäulen spielen in den Lüften bald steigend, bald fallend, aber fortwährend innerhalb des Großartigen bleibend. Regenbogen spielen und jagen in den Wolken von feinem Sprühregen auf und nieder, bald hier am Fuße der Wassersäule, bald an ihrer Spitze erscheinend, während die niederfallenden Tropfen, in welche die flüssigen krystallenen Massen endlich durch den Dampf zerrissen werden, wie ein Diamantenregen gegen die Erde blitzen. Und wie das Bild einer Gottheit,

so ist auch diese großartige strahlende Fontaine in einen Rahmen lichter, runder Dampfwölkchen gehüllt, deren Ränder von der Sonne wie Heiligenscheine erleuchtet werden. —

Dem Giant-Geyser an Großartigkeit aber nicht an Schönheit nachstehend ist der Fächer-Geyser, nahe am Eingange des großen Bassins. Aus verschiedenen, nebeneinander befindlichen und in ihren Oeffnungen convergirenden Kratern strömen hier die Wasserstrahlen empor, die sich auf ihrem luftigen Wege kreuzend, sich endlich zu einem Fächer ausbreiten. Eine kurze Strecke oberhalb des Fächer-Geyser ist der Grotto-Geyser, seines sonderbar geformten, mehrfach durchlöcherten Kraters wegen so genannt. — Ein dritter, gleich merkwürdiger Geyser mit Auswürfen bis zu 250 Fuß Höhe ist der „Castle" in der Nähe des „Giant", im sogenannten „Feuerbassin" gelegen. Die Mündung seines konischen, burgartig geformten Kraters ist mit orangegelben, kugelförmigen Massen besetzt und stößt fortwährend Dampfwolken und Rauch aus. Nur von Zeit zu Zeit wüthet es in seinem Innern, aber dann kommt dieses Höllenschauspiel auch ans Tageslicht. Wie von den Furien der Höllenwelt emporgetrieben, so drängen sich die brühend heißen Wassermengen aus der engen Oeffnung hervor, von einem Getöse begleitet, das unschreiblich ist. Wie ein Gewittersturm in des Teufels Rachen, so äußert sich hier der Krieg der Elemente in dem Krater, dazu kommt noch das Zittern und Beben der Erde, das Hervorquellen schwefeliger Massen aus den Rissen, wie das grelle, pfeifende Ausströmen des Dampfes aus den engen Ventilen des Unterweltfeuers. Die Mehrzahl der Geyser des oberen Beckens sind intermittirend bei verschiedenen Zeiträumen. So springt der „Old Faithful", einer der größten Geyser, durchschnittlich jede Stunde einmal, und der Wasserauswurf dauert gewöhnlich 4 Minuten, obschon der Strahl auf der höchsten Höhe von 130 bis 150 Fuß nur wenige Sekunden verbleibt, und dann allmählig zusammenbricht. — Die Wassersäule des Bee hive (Bienenkorbgeysers) erreicht 219 Fuß Höhe, jene der Gianteß" (die Riesin), die allerdings nur alle vierzehn Tage einmal springt, sogar 250 Fuß, also eine respektable Kirchthurmhöhe. —

Das untere Geyserbassin enthält eine bei weitem größere Zahl von heißen Quellen, als das große Bassin, allein sie erreichen nicht deren Größe und Höhe. Es ist das Revier der Schlammvulkane. Die Krateröffnungen variiren im Durchmesser von 1 bis 40 Fuß, ihr Inhalt gleicht einem siedenden, brodelnden Brei von verschiedener Dicke und Farbe, je nach der Quantität Eisen, Schwefel, Kalk oder vegetabilischer Stoffe, die sie enthalten. Es ist eine ungeheure Palette, mit allen möglichen Farben bekleckst. Aus all' den schlammigen, kothbespritzenden Oeffnungen brechen Dampfblasen empor, den Schlamm mitunter zu bedeutender Höhe emporpuffend, oder, wo er besonders dick ist, zu einer glockenförmigen Oeffnung mit auswärts gebogenen Rändern empor hebend. Die größten Schlammvulkane mit bedeutenden Kratern liegen jedoch in der Richtung gegen den Yellowstonefluß. —

Außer diesen beiden großartigen und einzig dastehenden Geyserbassins des Feuerlochflusses besitzt der Yellowstonepark deren noch andere in den verschiedensten Theilen. Auch der Shoshonefluß mit seinen herrlichen Cañons, Wasserfällen und



Die Geyserregion des Yellowstoneparks: Der Giant- oder Riesengeyser.

Stromschnellen durchströmt eine Geyserregion, deren bedeutendster Geyser der „Union" ist. Es ist in der That unmöglich, auch nur eine Meile weit in diesem anscheinend von den guten und bösen Geistern gleich begünstigten Wundergarten umherzuschweifen, ohne auf irgend eine Naturmerkwürdigkeit zu stoßen, die zu sehen, man in der alten

Welt Hunderte von Meilen reisen würde. Die größten dieser Wunder bleiben jedoch entschieden die Geyser, denn man findet sie nirgends in solcher Großartigkeit. In dem ganzen Bassin des „Firehole"-Flusses allein, erheben sich mehr als tausend Quellenkrater über die Erdoberfläche, im Durchmesser von 2 bis 120 Fuß. Ihre Temperatur steigt von 40° Fahrenheit bis zum Siedepunkte. Jeder Geyser hat seine regelmäßige Thätigkeitsperiode. Bei einigen finden die Eruptionen in Zeiträumen von 10 Minuten, bei andern von einer oder mehreren Stunden statt, während wieder



Die heißen Quellen im Gardiner Cañon. Diana-Bad.

andere alle 24 Stunden oder in noch längeren Unterbrechungen spielen. In ihren Ruhepausen sind die meisten fortwährend kochend und brodelnd und nur wenige haben eine ruhige Oberfläche. Der Krater ist bei allen bis auf etwa 25 Fuß Tiefe konvergirend, und von diesem Punkt aus wieder kegelförmig auseinander laufend, so daß sie im Durchschnitt wie zwei mit den spitzen Enden gegeneinander greifende Trichter aussehen würden. Die Tiefe ist bei allen unergründlich. Während ihre hauptsächlichsten mineralischen Bestandtheile Silicate, Magnesia und Kalk sind, findet

man jedoch auch in ihrer unmittelbaren Nähe Schwefelquellen und klare, reine Kaltwasserquellen, ohne jeden Beigeschmack.

Das ganze Gebiet ist hier offenbar unter fortwährendem aktiven Druck von gebundenen vulkanischen Kräften, welche durch die zahllosen Quellen, Ventile, Geyser und Vulkane der Erdoberfläche Befreiung suchen. Nur durch sie wird die ganze, dünne Erdrinde künstlich erhalten; sie repräsentiren gleichsam die Sicherheitsventile jenes ungeheuren Dampfkessels, geheizt durch das glühende Fluidum im Innersten des Weltkörpers. Wären sie nicht da, dann würde unzweifelhaft die ganze dünne Decke in die Luft geblasen werden und ein ungeheurer Krater entstehen, — der letzte thätige Vulkan des Kontinents von Nordamerika.

Die vulkanischen Erscheinungen des Yellowstoneparks dürften erst aus jüngerer Zeit datiren und die erloschenen Vulkane der Umgebung stehen nur seit Kurzem still. Jäger und Touristen fanden früher in dem weiten Gebiete auch Vulkane, aus denen glühende Lava und Schwefel floß, wo also die wahre Charakteristik eines Vulkans vorhanden war. Allein die Kraft fehlte, die Auswürfe hoch emporzuschleudern, wie bei den Vulkanen Italiens und Süd-Amerikas. Die Geyser und Dampflöcher sind es eben, an denen sich die nothwendige Kraft zersplittert.

Schon aus dem wenigen, in diesen Kapiteln Mitgetheilten wird man erkennen, welch' zahlreiche Naturwunder auf dem verhältnißmäßig kleinen Gebiet des Yellowstoneparkes vorhanden sind. Hohe Gebirge, mit ewigem Schnee bedeckt und herrliche grünende Thäler, von krystallenen Bächlein durchströmt; große Seen und natürliche Fontainen; heiße Quellen und Mineralbäder; Wälder und Schluchten, wie sie in solcher Schönheit selten angetroffen werden. Nur der Mensch fehlte bisher, all' diese reichen Gaben, die die Natur in diesem Theile der Felsengebirge ausgestreut hat, zu genießen. Sie sind noch nicht bekannt genug. Die Zukunft wird Eisenbahnen und Hôtels mit sich bringen, alsdann wird der Yellowstone-Park einer der berühmtesten Wallfahrtsorte der Menschheit werden.

XI. Die Prairie-Indianer und ihr soziales Leben.

1. Die Indianer Nordamerikas.



Rufen wir uns die Erzählungen Coopers und Longfellows ins Gedächtniß zurück, dann erscheint uns der Indianer als eine edle Heldengestalt, deren Stirne mit dem Lorbeer des Sieges, mit der Palme des hoffnungslosen Kampfes gegen eine unüberwindliche Macht gekrönt ist. Wir sehen ihn im wilden Kriegsgewande durch die Prairie schleichen, sehen ihn mit seinen Brüdern im großen Rathe unter dem Berathungsbaume sitzen, das Wigwam Minnehaha's bewachen, und aus seinen Jagdgründen in Ohio nach dem fernen, unbekannten Westen wandern, um einer neuen Rasse, der des weißen Mannes, Platz zu machen. —

Ob er nun dem Europäer in diesen Schilderungen in seinem Wigwam oder auf dem Kriegspfade erscheint, immer bleibt er uns ein fremdes, unbekanntes Wesen, das unsere Phantasie nach Belieben ausschmückt.

Es giebt schwerlich eine Völkerrasse auf Erden, über welche die Ansichten so sehr getheilt sind, wie über die nordamerikanischen Indianer. Der Europäer, irre geleitet durch die Erzählungen philantropischer Reisender und enthusiastischer Missionäre, bedauert den allmähligen, gewissen Untergang des „heroischen" Indianers. Die Schuld aller Kämpfe und Unthaten wird den rohen, barbarischen Pionieren des Westens, den weißen Trappern und Handelsleuten zugeschrieben, und die Rothhäute sind natürlich nur deren willkürliche Opfer.

Dem civilisirten, in guter, gebildeter Umgebung aufgewachsenen Europäer ist die richtige Auffassung und das Verständniß des indianischen Volks-Charakters schwer möglich. Schon die Art und Weise, wie die Kinder der Rothhäute heranwachsen, wird einen kleinen Beitrag zum Verständniß des ganzen Volkscharakters geben. Der Knabe wird nicht groß gezogen. Er wächst nur. Schon von seinen frühesten Jahren an ist sein Wille sein Gesetz. Er kennt kein Recht und Unrecht, Niemand ist da, um ihn zu strafen und ihm das Gute vom Bösen unterscheiden zu lehren. Mutter und Vater sind Barbaren, sie haben ja selbst keine Idee vom Guten und Bösen. Der Knabe wächst unter Männern heran, die ihm als Muster, als die Ideale seines künftigen Lebens vorschweben. Und was sind diese „Muster?" Krieger, groß und berühmt im gleichen Verhältnisse zu den Diebstählen, die sie begangen, und den Skalps, die sie von ihren Opfern genommen.

Der erste Vorfall, der in seinem kindlichen Gehirn haften bleibt, ist vielleicht ein Skalptanz, eine Festlichkeit aus Anlaß eines Sieges über die verhaßten Weißen, seine ersten Uebungen beschränken sich darauf ihn zu einem tapferen Krieger und gewandten Dieb heranzubilden. Ein Knabe, der in solcher Umgebung und unter solcher Ausbildung heranwächst, kann gewiß späterhin nicht zu einem jener „edlen" Wilden werden, als welchen sich viele den Indianer ausmalen. Also hinweg mit jener Bewunderung und jenem Mitleid! Ziehen wir den Schleier der Romantik von dieser Rasse, betrachten wir sie in ihrer Wirklichkeit, in ihrem Leben und ihren Thaten! —

Bei der Beurtheilung der nordamerikanischen Indianer wird gewöhnlich von den Reisenden ein großer Fehler begangen: sie sprechen nur stets von „den Indianern", ob es nun Prairiestämme oder Gebirgsbewohner, Nomaden oder in festen Ansiedlungen Wohnende sind. Dadurch entstehen gewöhnlich jene irrigen Begriffe über die Rothhäute. Man darf nicht aus dem Auge lassen, daß die einzelnen Indianerstämme in der Gestalt, in der Sprache und in den Gebräuchen ebenso sehr von einander verschieden sind, wie die einzelnen Nationen Europas, ja der Modoc- und Mandan-Indianer hat mit dem Apachen oder Moqui ebenso viel gemein, wie etwa der Skandinavier mit dem Türken. Es ist bekannt, daß die indianischen Sprachen nach Hunderten zählen, und genau ebenso verschieden wie diese, sind auch die Gebräuche und Sitten der einzelnen Stämme. Nur die in den Prairien und Steppen lebenden

Stämme haben gewisse Gebräuche, religiöse Zeremonien und Verständigungszeichen mit einander gemein.

Die Zahl der gegenwärtig in den Vereinigten Staaten einschließlich Alaska lebenden Indianer beläuft sich beiläufig auf 300,000, die etwa 150 Nationen und 400 Stämmen angehören; in Canada leben etwas über 100,000 Indianer.

Eine befriedigende Klassifikation der Indianer in einzelne Völkergruppen giebt es nicht. Nur die Stämme der größten Indianernation, der Dakotas oder Sioux, besitzen verwandte Sprachen und halten im Kriege zusammen, um gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu kämpfen. Sie ist auch die einzige noch nicht unterworfene Nation, welche in steter Zunahme begriffen ist. Ihre Zahl beläuft sich auf etwa 60,000 Seelen und unter den siebzehn verschiedenen Stämmen oder Banden, in welche sie getheilt, ist der Ogallallastamm der mächtigste. Der „Sitzende Ochse" (Sitting Bull), die „Rothe Wolke" und der „Gefleckte Schwanz" (Spotted Tail) sind gegenwärtig die größten Häuptlinge der Sioux, deren Gebiet Theile der nordwestlichen Territorien Amerikas: Dakotah, Montana, Wyoming und Idaho umfaßt.

Den Sioux zunächst an Macht und Größe sind unter den Prairiestämmen die einander verwandten Arrapahoes und Cheyennes, sowie die Kiowas und Comanches, deren Zahl sich auf etwa 15,000 beläuft. Ihr Gebiet sind die Prairien am Canadian-Red- und Arkansasfluß. Hier sind sie alleinige Herren und nur selten gelangen andere Indianerstämme in dieses Gebiet. Sie sind wilde, kräftige, nomadisirende Horden, das amerikanische Seitenstück zu den Beduinen.

Im Süden und Westen von ihnen, in Texas, Neumexiko und Arizona sind die wilden Navajos und Apaches zu Hause, deren Zahl sich auf etwa 25,000 Köpfe beläuft. Nach den Sioux sind diese zwei Stämme gegenwärtig die gefürchtetsten und grausamsten

Der Rest der Prairiestämme hat sich, (mit Ausnahme der Chippewas und einiger anderer in den Vereinigten Staaten sporadisch vertheilten Stämme,) nach dem Indianerterritorium zurückgezogen, wo auch die zivilisirten Cherokees, Chickasaws, Choctaws und Creeks wohnen. Die Zahl der hier zwischen dem Arkansas und dem Red-River lebenden Indianer beläuft sich auf etwa 80,000.

Unter den Gebirgsstämmen sind die 60 Stämme der Utes oder Utahs mit etwa 30,000 Seelen die mächtigsten. Ihr Gebiet sind die Felsengebirge von Colorado und Utah, nur höchst selten steigen sie in die Ebenen hinab. Ihnen zunächst kommen die Crows in Montana, die Shoshones in Idaho und die Snakes in Oregon.

Der größte Theil der Indianer, mit Ausnahme der nomadisirenden Horden, steht unter der Aufsicht eines Vereinigten-Staaten Indianerbureaus, einem Zweige des Ministeriums des Innern. Dem Sekretair der Indianerangelegenheiten unterstehen eigene Superintendenten und Agenten, welchen in den betreffenden Territorien die Aufsicht über die Indianer und ihre Verpflegung im Winter obliegt.

Bis vor Kurzem wurde dieser Zweig des Vereinigten-Staaten-Dienstes von einer wahren Diebesbande verwaltet, welche Millionen Geldes verschlang, ja deren verächtlichem Treiben es zuzuschreiben ist, wenn ein beträchtlicher Theil der Indianer auf die elendeste Weise verhungerte, oder aber sich aus Verzweiflung gegen die Unterdrücker auflehnend, diese letzteren und ihre Helfershelfer ermordete. Ihnen ist alles Unheil und die ganze Mißwirthschaft des Indianer-Departements zuzuschreiben. Erst vor wenigen Jahren gelangte diese Verwaltung in bessere Hände und speziell der große deutsch-amerikanische Staatsmann Carl Schurz hat sich während seiner vierjährigen Dienstzeit als Staatsminister der Indianerangelegenheit angenommen. Der gegenwärtigen friedlichen Politik, im Vereine mit dem Wirken der christlichen Missionäre dürfte es gelingen, die noch barbarisch gebliebenen Stämme der Zivilisation entgegenzuführen.

Sind aber die Indianer überhaupt zivilisationsfähig?

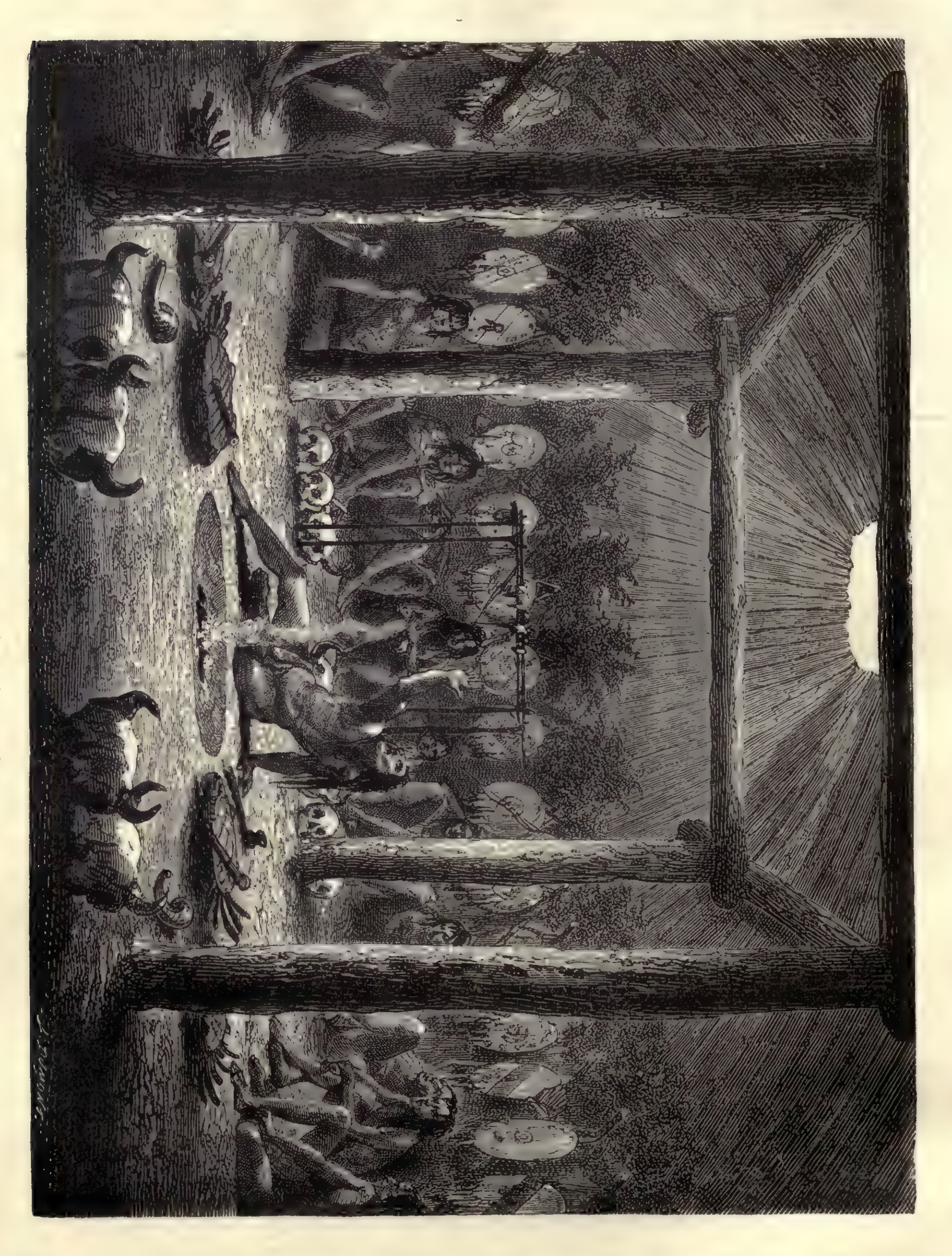
Im Nordwesten Amerikas glaubt man nicht daran. Man sagt, es sei unmöglich. Man gab ihnen Farmen, Häuser und Vieh, um sie zu Ackerbauern und Viehzüchtern zu machen, aber sie ließen Alles stehen und zogen weiter, um zu jagen und zu stehlen. Ein Häuptling, dem man ein leerstehendes Häuschen zur Wohnung gab, baute sich nebenan sein Zelt und schlief darin, während er in das Haus seine Pferde stellte.

Einem anderen Indianer überließ man eine ganze wohl eingerichtete Farm. Er bezog sie, aber er fand sie bloß der Bewohnung, nicht der Bearbeitung würdig.

Wie könnte sich auch ein indianischer Krieger zu Arbeit erniedrigen? Er hat niemals gearbeitet, und die geringen häuslichen Verrichtungen auf der Prairie und in seinem Zelte sind Sache seines Weibes, — seiner Sklavin. In den südlichen Territorien lernte er die Sklaverei von den Weißen; konnte er durch Tausch oder Diebstahl einen Neger erlangen, so mußte dieser für ihn arbeiten. Aber der Indianer selbst wird nicht Ackerbauer. Von den wenigen Indianern, welche noch im Staate New-York vorhanden sind, kann man die Ackerbauer an den Fingern abzählen. Der Rest blieb bei seiner ursprünglichen Beschäftigung, so gut er konnte. Jagen konnte er nicht mehr, denn das Wild war nicht mehr da. Stehlen durfte er nicht, denn er stand unter dem Gesetze. Arbeiten wollte er nicht, denn sein Stolz verbot es ihm. Darum schnitzt er sein Leben lang Pfeile und Bogen und verkauft sie an die Touristen.

Alle bisherigen Versuche, den Vollblut-Indianer zur Arbeit zu bewegen, scheiterten. Darum wurde er auch zurückgedrängt. Seine Jagdgründe und damit die Bedingungen zu seinem Lebensunterhalt wurden ihm entzogen. Im Kampfe mit dem Weißen mußte er natürlich unterliegen. Auf dem Schauplatz dieser Kämpfe, dieser mitunter grauenvollen Massacres und Morde, d. i. im Nordwesten Amerikas und in den nördlichen Prairien, glaubt man deshalb nicht an die Kulturfähigkeit des Indianers.

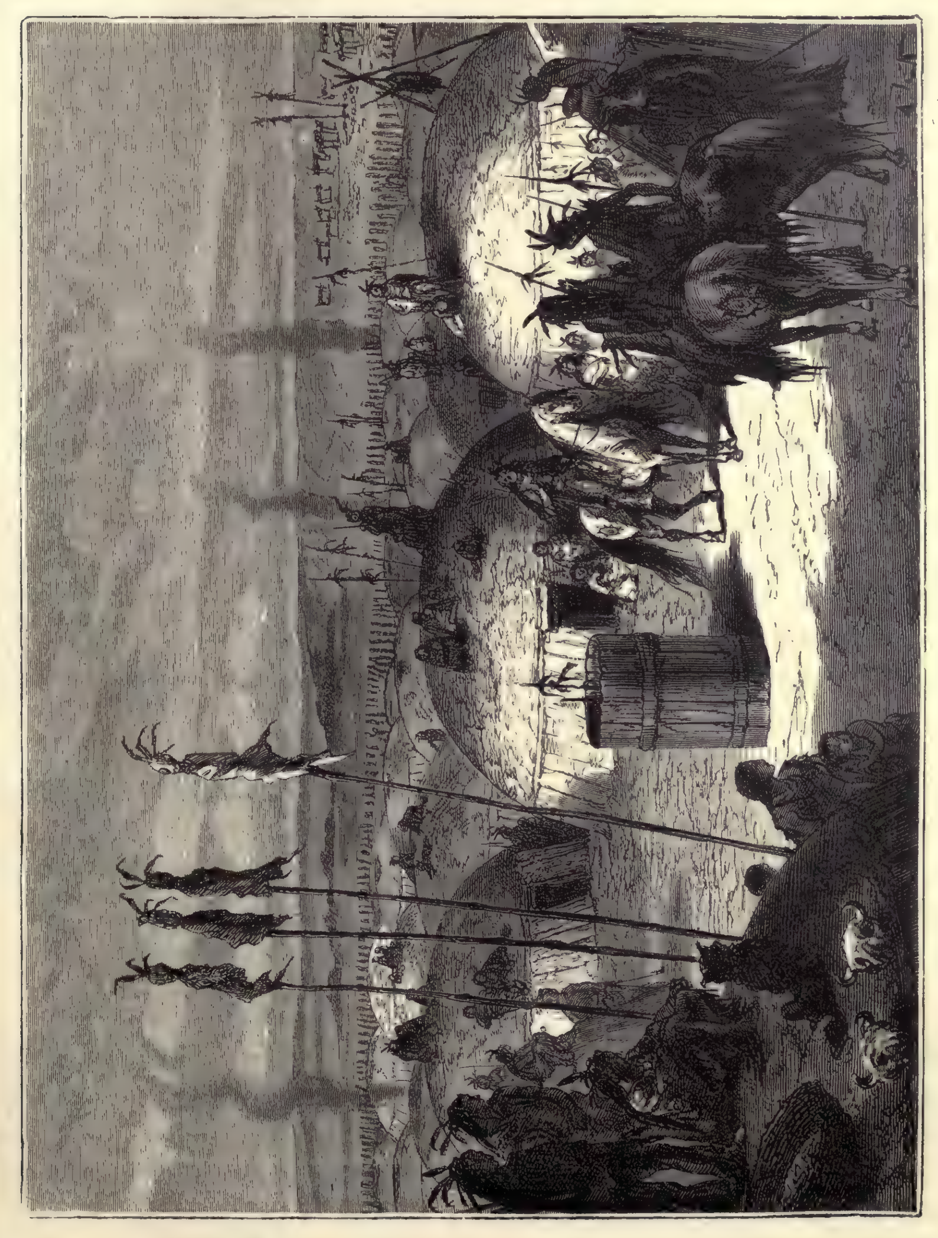
In den südlichen Prairien des Westens ist es anders. Hier wurde den einzelnen Indianerstämmen eine eigene Reservation, das **Indianer-Territorium** angewiesen.



Das Ordeal oder die Kriegerweihe

Aus diesem **durften** sie nicht verdrängt werden. Christliche Missionen wurden hier errichtet, welche durch Kirchen und Schulen für das geistige, Regierungs-Agenturen,

welche für das leibliche Wohl der armseligen Ueberreste von einst großen Indianer-Nationen Sorge tragen. Von allen Seiten ist der Indianer von Weißen umgeben,



Ein Mandanendorf.

die häufig in eng verwandtschaftliche Beziehungen zu seinen Stammesgenossen treten. Und hier ist es auch, wo der Indianer die einzigen Fortschritte als Ackerbauer

macht. Die Blutvermischung, die geistige Erziehung und die Geduld waren es, welche dieses Wunder bewirkten.

Allein nur zu oft war das Zusammenleben mit den Weißen von ganz entgegengesetzten Resultaten begleitet, besonders in den nordwestlichen Regionen Amerikas findet man unter hundert Fällen gewöhnlich neunzig, in welchen die Weißen die Ursache von Unruhen, Kämpfen und Kriegen gaben. Es war die Schuld der Regierung, daß sie die Indianer und mit ihnen die reservirten Indianer-Ländereien außerhalb des Gesetzbereiches stellten. Diese Grenzländer wurden zur Brutstätte der himmelschreiendsten Räubereien und Ungerechtigkeiten, begangen an — den Indianern. Verträge, welche von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten abgeschlossen waren, wurden durch die gelddurstigen Indianer-Agenten gebrochen. Die Gelder, welche den Indianern als Erlös ihrer Landverkäufe eingesandt wurden, kamen vielleicht nur zu einem Zehnttheil in ihre Hände, der Rest war willkommene Beute der Agenten, die gewöhnlich nach wenigen Jahren reich wurden, und, ihre Stellungen aufgebend, als reiche Privatiers in die östlichen Städte zogen. Die Decken, Kleidungsstücke und Lebensmittel, welche die Regierung den im Winter aller Kleidung baaren und halb verhungerten Indianerstämmen zusandte, wurden unterschlagen. Das Wild, — der Buffalo, die einzige Quelle ihrer Nahrung und ihres Lebens, — wurde durch Weiße gänzlich ausgerottet. War es ein Wunder, wenn der Indianer zum Diebstahl griff, um sich das Leben zu fristen? Wurde aber wirklich ein solcher Diebstahl ausgeführt, dann wurde Zeter und Halloh geschrieen und eine Militärmacht aufgeboten, um die Indianer „zum Einhalten ihrer Verträge" zu zwingen.

So kam es, daß die nordwestlichen Indianerstämme noch gegenwärtig sich im Zustande der Barbarei befinden, und, die grenzenlose Niederträchtigkeit der Weißen verachtend, den ewigen Krieg und Tod der Unterwerfung vorziehen, während die im südlichen Indianer-Territorium unter dem Schutze der Gesetze stehenden, von Missionären und ehrlichen Beamten geleiteten Stämme allmählig der Zivilisation entgegen gehen.

Von den 400,000 Indianern Nordamerikas sind etwa ein Dritttheil zivilisirt, d. h. größtentheils mit der englischen Sprache vertraut, in ständigen Wohnungen lebend, sich mit Ackerbau beschäftigend. Ein zweites Dritttheil hat sich zu Verträgen mit der Regierung der Vereinigten Staaten entschlossen, es lebt auf eigenen Ländergebieten oder Reservationen, die größtentheils in den westlichen Staaten und Territorien gelegen sind. Es erhält Lebensmittel, auch Kleidung von den Vereinigten Staaten, ohne sich jedoch mit irgend welchen Arbeiten zu beschäftigen.

Das letzte Dritttheil jedoch ist noch barbarisch — unabhängig von den Vereinigten Staaten und allen Zivilisationsversuchen vorläufig unzugänglich. Ihr Gebiet ist das Gebirge und die Steppe, auf dem sie umherziehen. Die fortschreitende

Zivilisation drängt sie immer mehr zurück, oder wo sie ihr Widerstand leisten, da zwingt sie ihnen zivilisirte Formen und Gebräuche auf. In zwanzig Jahren wird auch dieses Dritttheil untergegangen, — oder mit den Weißen verschmolzen sein. —

Diese Indianer der Prairien — etwa 120,000 an der Zahl, theils in den Ländergebieten längs der kanadischen Grenze zwischen dem Missouri und dem Saskatschewanfluß, theils in Neu Mexiko, Arizona und dem Indianerterritorium lebend, sind die Reste jener großen Stämme, deren Gebiet noch vor einem halben Jahrhundert das ganze Mississippithal — mehr als eine Million Quadratmeilen umfaßte. Sie sind nun bis auf den westlichen Rand dieses Stromgebietes, bis an den Fuß der Gebirge zurückgedrängt, allein sie haben ihr altes Leben, das Leben ihrer Väter, noch nicht aufgeben können. Sie sind noch reine Natursöhne, im Kriege mit der Kultur und im Kriege mit den Weißen begriffen. —

---

2. Zustände im Indianer-Territorium.

Im Herzen der nordamerikanischen Union, ringsum eingeschlossen von kulturreichen bevölkerten Staaten befindet sich ein, den Staat Newyork an Flächeninhalt um 20 000 engl. Quadratmeilen übertreffendes Gebiet, welches bisher der Bereisung und Schilderung fast vollständig entzogen blieb, aus dem einfachen Grunde, weil dasselbe von Seiten der Vereinigten Staatenregierung ausschließlich für die Indianer reservirt wurde, und den Weißen die Landerwerbung und Ansiedlung innerhalb der Grenzen dieses ausgedehnten, theilweise äußerst fruchtbaren Landes unter strenger Strafe verboten ist. Erst im Frühling 1885 wurden mehrere Hundert weißer Ansiedler, welche dieses Verbot überschritten hatten, von einem amerikanischen Expeditions-Corps mit Waffengewalt daraus vertrieben.

Die größere östliche Hälfte des Indianer-Territoriums befindet sich im Besitz der vier sogenannten „zivilisirten" Indianernationen, von den Amerikanern mitunter als die „vier C" bezeichnet, da ihre Namen mit diesem Buchstaben beginnen. Es sind dies die Cherokees, die Creeks, die Choctaws und die Chickasaws, welche durch eine in der Zeit von 1820 bis 1840 abgeschlossenen Reihe von Verträgen, von der Bundesregierung gegen Verzichtleistung auf ihre Ländereien, die sich vordem über Tennessee, die Carolinas, Georgia, Alabama und Mississippi erstreckten, nach dem Indianer-Territorium versetzt wurden. Auch die Seminolen werden bisweilen hierher gerechnet. Aber abgesehen davon, daß diese letzteren gleich den vier genannten Stämmen einen

eignen Distrikt inne haben, sind sie weder an Zahl, noch an Cultur neben die vier Hauptnationen zu stellen. Das ihnen gehörige Gebiet des Indianer-Territoriums umfaßt 19,785,797 Morgen und ihre Zahl wird der neuesten Schätzung nach auf 65- bis 70,000 beziffert. Der Rest des Territoriums, seine Südwestecke, ist einer Anzahl anderer Stämme oder vielmehr den Resten derselben eingeräumt, von denen einige, wie die Kiowas, die Comanches und Apaches sich noch im Zustand völliger Wildheit befinden. Ihre Zahl beträgt zwischen 15- und 20,000, und es sind darin unter Andern auch noch die mehr oder minder unzivilisirten Pottawatomies, Osages, Kaws, Arapahoes, Cheyennes, Quapas, Miamis, Schawnees, Wyandottes, u. s. w. einbegriffen, zu denen 1873 auch die Reste der Modocs und noch später jene der Poncas kamen, deren Geschick erst in neuester Zeit so viel Aufsehen und so viel Theilnahme erregte.

Wenn oben die Gesammtbevölkerung des Territoriums auf ungefähr 80,000 Seelen angegeben wurde, so sollte damit nicht etwa gesagt sein, daß diese 80,000 alle Indianer seien. Es leben beiläufig 4000 Weiße und 6000 Farbige unter den indianischen Nationen, und wenn diese Weißen nicht gleichfalls dem vorgenannten Gesetze verfallen, so hat dies seinen Grund darin, daß sie sich irgend eine Indianer-Squaw zur Lebensgefährtin nahmen, und dadurch Mitglieder des betreffenden Indianerstammes wurden, sowie alle Rechte und Vortheile desselben genießen. Die Zahl dieser Mischheirathen vermehrte sich namentlich vor einigen Jahren, als der große Rath der Indianer „The Indian Council" ein Gesetz aufstellte, welchem zufolge alle ledigen weißen Männer gehalten sein sollten, innerhalb einer bestimmten Frist das Territorium zu verlassen.

Seit einigen Jahren hat das Indianer-Territorium eine Eisenbahn. Die Missouri-, Kansas- und Texas-Bahn durchschneidet den östlichen Theil von Norden nach Süden, und ein reger, beständig wachsender Verkehr entwickelt sich seitdem längs dieser Linie. Vinita im Cherokee-Lande, welch letzteres den ganzen Norden des Territoriums und etwa seinen fünften Theil, in der Größe von mehr als fünf Millionen Acres umfaßt, ist die erste Stadt südlich der Grenze von Kansas. Der Ort zählt gegenwärtig etwa fünfhundert ständige Bewohner, und ist von Weißen erbaut, welche den Indianern einen jährlichen Tribut von fünfzig bis hundert Dollars entrichten, um innerhalb des Territoriums ihre Geschäfte betreiben zu können. Noch eine zweite Bahn-Linie mündet in Vinita, die der St. Louis- und San Francisco-Linie, welche von Nordosten her aus Missouri herankommt, und bestimmt ist, auf ihrem Wege nach dem Stillen Ozean das Indianer-Territorium seiner ganzen Länge nach von Osten nach Westen zu durchschneiden. Vorläufig hat sie in Vinita ihren Endpunkt erreicht; aber das Aufblühen der Eisenbahn-Unternehmung im ganzen Bereich der Union erstreckt sich auch auf das Gebiet der zivilisirten Indianer-Nationen, welchem

die in Rede stehende transkontinentale Linie auf der Strecke zwischen Missouri und New-Mexiko zunächst zu Gute kommen soll.

Etwa fünfzig Meilen unterhalb Vinita setzt die Bahn über den Arkansas, der die Nordostecke des Territoriums durchschneidet, während der ihm von Westen zuströmende Canadian River mit seinen verschiedenen Zuflüssen dasselbe seiner ganzen weströstlichen Länge nach durchfließt. Zwischen dem Arkansas und einem seiner kleineren nördlichen Zuflüsse, dem Verdigris, dehnt sich das berühmte Weideland des nordöstlichen Indianer-Territoriums aus. In seinen geschützteren Einsenkungen gedeihen verschiedene Gras- und kleine Schilf-Arten, welchen selbst die schärfste Winterkälte nichts anzuhaben vermag, und welche die mit großem Eifer und gutem Erfolg der Viehzucht obliegenden Cherokees, in deren Bezirk dieser Theil des Territoriums gehört, dazu befähigen, ihre Rinderherden den ganzen Winter im Freien zu halten. Viehzucht steht überhaupt in der Produktion des Territoriums in erster Reihe. Schon im Jahre 1873 wurde der Viehstand der Cherokees, Creeks und Choctaws auf 170,000 Pferde, 300,000 Stück Rindvieh, 350,000 Schweine und etwa 15,000 Schafe, Alles in Allem einen Werth von sieben und einer halben Million repräsentirend, geschätzt. Auch was den Ackerbau anbelangt, stehen diese vier Stämme, oder wie nun einmal die offizielle Bezeichnung lautet, diese vier Nationen dem übrigen von der Bundesregierung zusammengestauten bunten Gemisch von Stämmen und Stamm-Resten im Südwesten des Territoriums so weit voran, daß von diesen letzteren und ihren Zivilisations-Leistungen kaum die Rede sein kann. Unter jenen vier Nationen aber stehen wieder die Cherokees in wahrhaft dominirender Weise voran. Sie hatten nach derselben offiziellen Schätzung allein gegen 90,000 Acres Land in Kultur und erzielten davon Erträge im Betrage von 70,000 Bushel Weizen, 630,000 Bushel Welsch-Korn, welches hier seinen Namen „Indian Corn“ einmal mit vollem Fug und Recht führt, und entsprechende Ernten an Hafer, Kartoffeln und Heu. Die Creeks, Chickasaws und Choctaws hatten zusammen etwa 110,000 Acres unter dem Pfluge, auf denen sie 20,000 Bushel Weizen und gegen 700,000 Bushel Welsch-Korn gewannen. Nur in einem Produktionszweige stehen die Cherokees hinter einer ihrer Schwester-Nationen zurück: in der Gewinnung von Bau- und Säge-Holz. Hier haben die Choctaws, allerdings durch den größeren Holzreichthum ihres bergigen, die Südostecke des Territoriums einnehmenden Landes begünstigt, weitaus die größten Resultate aufzuweisen. Auch die Baumwolle ist seit 1877 kein Fremdling mehr in dem halbsüdlich gelegenen Territorium, und die mit den Baumwollpflanzungen erzielten Erfolge sind nicht unerheblich.

Der nächst Vinita wichtigste Stapel- und Handelsplatz der Eisenbahn ist Muskogee, die Hauptstadt des Creek-Landes, nahe dem Arkansasfluß gelegen. Beim Canadian-River tritt die Bahn in das Gebiet der Choctaws und übersetzt die Grenze

desselben, sowie des Indianer-Territoriums überhaupt, am Red River, bei Dennison. Auch jener Reisende, welcher nicht weiß, wie der schon recht stattliche Fluß heißt, welcher hier auf solider Eisenbrücke überschritten wird, muß es auf den ersten Blick hin errathen. Das rothgelbe Wasser und die noch rötheren Uferabhänge sagen es ihm. Auf seinem Südufer liegt Dennison, eine jener von den Eisenbahnen geschaffenen Städte, welche im großen Westen der Vereinigten Staaten im Lauf der letzten fünfzehn Jahre in Massen aus dem Boden gesprungen sind, aber es nur dann zu dauernder Existenz und Bedeutung zu bringen vermögen, wenn sie als End- oder Knoten-Punkte längerer Linien, nicht nur für den Betrieb der betreffenden Bahnen, sondern auch für den Handel und Verkehr auf ihnen von wirklicher Wichtigkeit sind. Ein solcher Punkt ist Dennison, welches als südlicher Endpunkt der durch das Indianer-Territorium führenden Missouri-Kansas-Texas-Bahn zugleich der nördliche Anfangspunkt der Texas-Central-Bahn ist, durch deren Vollendung bis zum Golf von Mexiko die erste ununterbrochen von der Nordgrenze der Union bis zum Golf führende Bahnverbindung auf dem rechten Mississippi-Ufer hergestellt wurde. Der etwa fünf Jahre alte Ort zählt heutigen Tages bereits viertausend Einwohner und ist, da er zugleich an der Wasserstraße des Red River liegt, ein aufblühender Handelsplatz, der nur der Erschließung des Indianer-Territoriums harrt, um der Mittelpunkt eines großen eignen Ackerbau- und Verkehrs-Gebiets zu werden.

Eine Eisenbahnfahrt durch das Indianer-Territorium, wie sie in dem Vorstehenden geschildert wurde, wird gewiß für denjenigen, der sie ausführt, zur Quelle mannigfacher Unterhaltung und Belehrung werden. Aber, um mit der eigentlichen Bevölkerung, den eigentlichen Herren dieses, in seiner Art absonderlichsten, Gebiets der Union bekannt zu werden, ist eine Reise per Dampf durch dasselbe durchaus nicht das richtige Mittel. Sie fürchten sich nicht mehr vor der „großen Schlange der Eisenbahn, welche sie nach Texas hinüberschleppen soll", aber sie lieben sie eben auch nicht. Sie haben noch nicht den geringsten Geschmack daran gewonnen, dicht an ihrer Linie Dörfer und Anwesen zu gründen. Die neuen Stations- und Handels-Plätze an der Bahn selbst sind in erster Reihe das Ergebniß des Unternehmungs-Geistes der Weißen, welche sich in dem Territorium heimisch zu machen verstanden haben, und welche einer schließlichen Eröffnung desselben für die allgemeine Einwanderung mit demselben Verlangen entgegensehn, wie diejenigen, die von Außen her nicht die Zeit erwarten können, da sie von diesem Recht einer ungehinderten Einwanderung und der Besiedelung unter dem Heimstätte-Gesetz werden Gebrauch machen dürfen.

Als die Hauptstadt des ganzen Indianer-Territoriums, obgleich sie eigentlich nur die des Cherokee-Landes ist, ist Talequah anzusehen, welches man von der Bahn-Station Muskogee auf einer gut eingerichteten „Stage"-Linie erreichen kann. Die

Entfernung beträgt vierzig Meilen und wird, je nach der Jahreszeit und dem ihr entsprechenden Zustand der Wege, in zehn bis sechsunddreißig Stunden zurückgelegt. Die Stadt selbst ist eine Sehenswürdigkeit; zur Hauptstadt der Cherokee-Nation wurde Talequah im Jahre 1840 erhoben. Sie hat heute etwa sechshundert Einwohner, und ihr Hauptgebäude ist das in Backsteinen fast in östlichem Stil aufgeführte Capitol, wo der Rath der Nation alle Jahre zu einer dreißigtägigen Berathung zusammenkommt. Die Regierung der Cherokees besteht aus einem Gouverneur als oberstem Häuptling, einem Vice-Gouverneur oder Unterhäuptling, welche Beide alle vier Jahre in allgemeiner Wahl erwählt werden, und einer Art Staatsrath, welcher aus einem Ober- und einem Unter-Hause besteht, deren Mitglieder ganz nach Washingtoner Vorbild den Namen Senatoren und Repräsentanten führen und ebenfalls in allgemeiner Volkswahl erwählt werden. Gesetzesvorschläge werden in einem dieser beiden Häuser gemacht und haben durch beide zu gehen, ehe sie den Gouverneur erreichen, welcher, gleich seinem weißen Collegen in der Unions-Hauptstadt, mit einer Veto-Gewalt bekleidet ist, die den Mitgliedern des Volks-Rathes schon recht oft unbequem geworden ist. Da die ganze Cherokee-Nation besten Falls nur siebzehn bis neunzehntausend Seelen zählt, so kann man sich vorstellen, wie zierlich und harmlos zugleich diese der Washingtoner so genau nachgebildete Regierungs-Maschine von Talequah arbeitet. Der derzeitige Gouverneur oder oberste Häuptling der Cherokees, ein Vollblut-Indianer, heißt Oasalatah, und sein Hauptstolz besteht darin, daß sein indianischer Stammbaum von vollkommener Reinheit ist. Wie die meisten Mitglieder der zivilisirten Nationen ist er getauft, und zwar gehört er dem baptistischen Bekenntniß an. Er ist sogar ein ordinirter Geistlicher der Sekte, und seine Gouverneurschaft verhindert ihn durchaus nicht, auch beständig als kirchlicher Funktionär vor seine Mitbürger zu treten.

Die Cherokees haben zur Zeit zwei Seminarien, eines für weibliche, das andere für männliche Zöglinge, eine Taubstummen-Anstalt und fünfundsiebzig öffentliche Schulen mit nahezu zweitausend Schülern. Die Choctaws, welche an Zahl den Cherokees zunächst stehen, haben eine höhere Schule und fünfundfünzig Schulen mit vierzehnhundert Schülern. Die Creeks besitzen achtundzwanzig Schulen mit zwölfhundert Schülern, und die nur den dritten Theil der Seelenzahl der Cherokees zählenden Chickasaws immerhin noch eine Akademie und zwölf öffentliche Schulen, in denen vierhundert Schüler unterrichtet werden. Die Zahl der Lehrer wurde im Jahre 1880 im Ganzen auf hundertundachtzig, und die Ausgaben, welche die vier Nationen im selben Jahre für ihr Schulwesen machten, auf $ 150- bis 190,000 beziffert, von welchen wieder der Löwenantheil von $ 79,000 auf die Cherokees entfällt.

Selbst die nicht zivilisirten Stämme haben sich dem nachbarlichen Einfluß dieser rothhäutigen Gemeinwesen, welche so gut für einen allgemeinen Unterricht zu sorgen

wissen, nicht zu entziehen vermocht. Die Handvoll Seminolen — es sind ihrer Alles in Allem etwa 2500 auf dem ihnen zugemessenen Landstrich im Westen des Territoriums angesammelt, — hatte im vorigen Jahre gleichfalls bereits ihre fünf Schulen, in denen 180 Schüler, mit einem Kosten-Aufwand von 3000 Dollars, durch fünf Lehrer unterrichtet wurden. Und was die im Südwesten des Territoriums angesammelte Musterkarte von Stämmen und Stamm-Resten anlangt, so hatten sie schon vor sechs Jahren acht Schulen.

Wie die Cherokees an Zahl und Kultur die erste Stelle unter den Nationen des Indianer-Territoriums einnehmen, so stehen sie auch als Kapitalisten ihren Bruderstämmen weit voran. Sie haben die, ihnen einst von den Vereinigten Staaten als Kaufsumme für ihre Ländereien in Georgia und Nord-Karolina bewilligten drittehalb Millionen Dollars im Bundes-Schatzamt liegen, und bestreiten nicht nur ihre ganzen Regierungskosten aus den Zinsen dieses stolzen Kapitals, sondern erzielen auch noch jährlich einen Ueberschuß. Da sie es haben, lassen sie sich es auch etwas kosten, und während sie jährlich für ihre Exekutive, ihre Legislative und ihr Gerichtswesen $ 80,000 ausgeben, bestreiten die nur um ein paar Tausende weniger Köpfe zählenden Creeks und Choctaws dieselben Ausgaben mit je $ 37,000 und $ 34,000, während die Regierungs-Maschine der Chickasaws $ 22,000 und die der Seminolen zwischen $ 11- und $ 12,000 kostet. Das sind verhältnißmäßig enorme Summen.

Das Verhältniß der Indianer-Nationen zu der Centralregierung in Washington und ihre Stellung als scheinbar unabhängige Staaten ähnelt in mancher Hinsicht jener der ostindischen oder javanischen Staaten gegenüber England resp. Holland. Es sind zweifellos „souveräne" Völker und Länder, aber in so beschränktem Maße, daß sie nicht einmal über ihren eigenen Grund und Boden verfügen. Sie können weder Kriege führen, noch diplomatische Beziehungen anknüpfen. Das Recht und die Macht dieser „Staaten" erstreckt sich nur über ihre eigensten Staatsangehörigen resp. über die Mitglieder des Stammes und deren persönliche Habe. Sie dürfen sich nicht einmal gegen eine Invasion von Seiten der Weißen oder eines anderen Indianerstammes wehren. Obschon das Gesetz jedem Weißen das Besiedeln des Indianerlandes verwehrt und das Recht somit auf den Seiten der Indianer steht, dürfen sie die betreffenden doch weder verhaften noch Landes verweisen, sondern müssen sich an den „Großen Vater" in Washington wenden. Ihre Gerichtshöfe können nur über Stammesgenossen Recht sprechen, in Streitfällen zwischen Indianern und Weißen müssen weiße Gerichte entscheiden.

Aber was immer man gegen diese eigenthümliche Stellung und Verwaltung der „Vier Nationen" sagen mag, es muß zugegeben werden, daß sie sich dabei vortrefflich befinden, daß die Verwaltung eine ehrliche und bis zu gewissen Grenzen

auch wirkungsvolle ist, und daß sie sich unter einer andern Verwaltung schwerlich größeren Friedens und Wohlstandes erfreuen dürften, als unter ihrer eigenen.

Wären diese Kultur-Resultate, denen sich noch sehr ansehnliche Resultate eines öffentlichen Schulwesens hinzugesellt haben, lediglich den das Land bevölkernden Rothhäuten zuzuschreiben, so müßte jeder Versuch zur Aenderung an der bestehenden Ordnung der Dinge thatsächlich wie ein Frevel erscheinen. Aber es war oben bereits von den im Territorium ansässigen Weißen und Negern die Rede, und, wie niedrig man auch die Anzahl dieser „Ausländer" im Verhältniß zu der der rothen Grundherren des Territoriums annehmen mag, ihr Einfluß kann gar nicht hoch genug geschätzt werden. Nahezu der ganze Handel liegt in den Händen der Weißen und ihr vielfaches Einheirathen in die Geschlechter der territorialen Grundbesitzer hat ihnen auch innerhalb des öffentlichen Lebens derselben eine entscheidende Stellung gesichert, welcher auch zum großen Theil die bisherigen Erfolge der „Vier Nationen" zugesprochen werden müssen. In dieser Vermischung der Rothhäute mit den Weißen dürfte vielleicht auch die Lösung der Indianerfrage zu suchen sein. Es steht zweifellos fest, daß der Vollblut-Indianer der Zivilisirung absolut unzugänglich ist, und das Geheimniß der großen Erfolge bei den Cherokees ist meiner Meinung nach darin zu suchen, daß nicht mehr als ein Zehntel derselben Vollblut-Indianer sind. Die große Mehrzahl sind Mischlinge, und nahezu die Hälfte derselben sind in ihrem Aussehen von den Weißen gar nicht mehr zu unterscheiden. Ein ähnliches Verhältniß herrscht unter den drei anderen „zivilisirten" Nationen und man kann den Grad der Zivilisation bei den anderen Stämmen fast untrüglich an dem Grade der Blutvermischung erkennen. Die Vollblut-Indianer als solche sind Todfeinde der Weißen.

So wurden sie den letzteren hauptsächlich nur als Krieger bekannt, selten gelangten Schilderungen ihres Zusammenlebens, ihrer Familien und ihrer sozialen Gebräuche an die Oeffentlichkeit. Dieses soziale Leben der Prairie-Indianer sei demnach in den folgenden Kapiteln der Betrachtung unterworfen. —

---

3. Das Weib und seine Stellung.

Das Leben der Indianerin von ihren ersten Kinderjahren an bis in das höchste Greisenalter ist ihrem Manne gegenüber ähnlich, wie es das der amerikanischen Negersklavin ihrem Gebieter gegenüber war. Die Indianerin ist die Sklavin des Mannes. Kaum hat sie als Kind die ersten Schritte gelernt, als sie auch schon zu häuslichen oder vielmehr „zeltlichen" Arbeiten angehalten wird, die mit dem zunehmenden Alter auch desto schwerer werden. Ihre endliche Verheirathung ist nur ein Wechsel ihres Herrn und Meisters, — wie sie früher ihrem Vater gedient, so dient sie dann auch ihrem Gemahl.



Eine Indianerschöne.

Was der Indianerin für all' diese sklavische Unterwürfigkeit und Hingebung vom Manne geboten wird, worin sie ihren Lohn findet, ist schwer zu sagen. Ist es die Unkenntniß eines besseren Looses oder wahre Liebe, — gewiß giebt es kein augenscheinlich zufriedeneres Weib als die Indianerin. In ihrem ganzen mühe- und arbeitsvollen Leben giebt es nur eine kurze Periode, wo sie das zweifelhafte Glück genießt, bei den Männern besondere Beachtung zu finden. Es ist der Brautstand, wenn man das Leben unmittelbar vor der Ehe bei ihr als solchen bezeichnen kann. Der Indianer ist für die Liebe nicht weniger empfänglich als der Weiße, ja die Zelte der Indianer könnten vielleicht ebenso viele Geschichten erzählen, wie die Paläste einer europäischen Großstadt.

Bei dem Indianer kommt die Liebe zum weiblichen Geschlechte viel früher zum Vorschein, als bei den Weißen. Kaum hat der junge Mann seine Waffenprobe überstanden, kaum ist er durch eine qualvolle, an ihm begangene Grausamkeit*) vom Knaben zum Krieger geworden, so sucht er auch schon — vorderhand nach einer einzigen — Gefährtin seines Lebens. Obgleich dazu nichts weiter nöthig ist, als eine gewisse Anzahl Ponies, um die Theure von ihrem Vater zu kaufen, so sucht er doch zuvor aus gewissen Gründen ihre Liebe zu gewinnen. Merkwürdigerweise geht er dabei viel zahmer zu Werke, als es irgend ein verschämtes deutsches Schneiderlein

*) Das „Ordeal".

machen würde. Er ist den ganzen Tag und einen Theil der Nacht in der Nähe ihres Zeltes zu finden, er deutet nur durch Blicke und Seufzer leise an, welche Gefühle seine Brust bewegen. Stößt er nach dieser Einleitungs-Periode auf Widerstand, dann nimmt er seine Zuflucht zu Serenaden und nächtlichen Ständchen, deren Romantik jene der katerlichen Dach- und studentenhaften Straßen-Serenaden bei weitem übertrifft. Sein Musik-Instrument ist gewöhnlich ein flötenähnliches Rohr, dem er so jammervolle Töne entlockt, daß die Hunde und die alten Weiber des ganzen Lagers um die Wette heulen könnten.

Finden diese Aeußerungen einer jungen, glühenden Liebe bei der Auserwählten keinen Widerstand, dann zieht zarte Hoffnung in das bange Herz. Im Zelte der Geliebten findet sich nur wenig Gelegenheit zum Seufzeraustausch, denn das Zelt wird gewöhnlich noch von einem halben Dutzend anderer Personen getheilt. Ist ihm die Geliebte jedoch zugethan, und hat der Vater gegen den Werber nichts einzuwenden, dann folgt sie ihm auch willig in trauter Dämmerstunde eine kleine Strecke außerhalb des Zeltes. Dann nehmen sie beide auf dem grünen Prairieboden Platz und benutzen das traute Beisammensein, um an dem Becher der Liebe zu nippen.

Niemals werden derartige Liebespaare vom Vater oder anderen Personen gestört, denn es ist eine der gesellschaftlichen Fiktionen im Indianerleben, daß die Liebe des jungen Kriegers, trotz ihrer Auffälligkeit, Niemandem bekannt erscheint, als der Geliebten allein. Die Liebe wird nämlich beim Manne als Schwäche angesehen, da sie aber doch bei jedem Indianer zu einer gewissen Lebensepoche auftritt, so fand man den Ausweg, sie unberücksichtigt und unbemerkt vorübergehen zu lassen.

Nun kommt es bei den Indianerschönen ebenso häufig, wie bei den Modedamen europäischer Hauptstädte vor, daß sie von mehreren Dandies gleichzeitig geliebt werden, und dann spielen sich vor ihren Zelten am Entscheidungstage ähnliche Szenen ab, wie man sie auch bei den civilisirten Völkern nicht selten findet. Nur legen sich die Anbeter hier flach auf den Boden und trachten, sich so gut als möglich vor einander zu verbergen. Das Mädchen erscheint nun am Eingange des Zeltes. Alle springen auf und laufen ihr entgegen. Der erste nimmt sie in Empfang. Ist er der Gegenstand ihrer Wahl, dann leistet sie keinen Widerstand und läßt sich in seinen Armen forttragen, während die anderen Nebenbuhler sofort verschwinden. War er jedoch nicht der rechte, dann setzt sie seinen Entführungsversuchen Widerstand entgegen. Dies ist ihm genügend. Er verläßt sie sofort und behelligt sie niemals wieder. Das Mädchen jedoch tritt für einen Augenblick in das Zelt zurück. Sobald sie wieder erscheint, stürzen die anderen Anbeter aufs neue auf sie zu, und der ganze Prozeß wiederholt sich so lange, bis die Holde von ihrem wahren Auserwählten erreicht wird.

— Diese Liebesspiele bilden die einzige Gelegenheit der jungen Indianerin, nicht geringe Koketterie zu entfalten. Aber sie ist bald vorüber. Ist das Mädchen einmal

gewonnen, dann beginnt die Zeit ihrer Enttäuschungen schon in der Bewerbung des Geliebten um ihre Person, bei dem grausamen, habsüchtigen Vater.

Bei den Indianern steht die Tochter nämlich in dem Verhältnisse zum Vater, wie die Negersklavin Ober-Egyptens ihrem Eigenthümer gegenüber. Sie ist das Kapital, der Besitz ihres Vaters, sie wird an den Meistbietenden verkauft. Deshalb ist auch eine derartige Brautwerbung gewöhnlich mit den ergötzlichsten Szenen verbunden, ohne daß die letzteren der in „Hangen und Bangen" schwebenden Braut das Herz besonders schwer machen. Betrachten wir die Werbe-Szene.*)

„Ich denke Eure Tochter zum Weibe zu nehmen", sagt der Geliebte zu dem Vater. „Sie ist ein häßliches Ding, faul wie ein Bär, weiß nicht zu kochen und zu arbeiten und ist zu nichts brauchbar. Aber ich sehe, daß sie Euch eine Last sein muß und, um Euch einen Gefallen zu erweisen, will ich sie Euch abnehmen. Wie viel verlangt Ihr für die Braut?"

Oft antwortet der Vater: „Ihr wollt meine vielgeliebte theure Tochter, die beste und ergebenste, die je geboren ward? Die beste Köchin, die fleißigste und willigste Arbeiterin im ganzen Stamme? Ich kann meine Tochter nicht entbehren. Ich will sie Niemandem geben und am wenigsten Euch, der jung ist und bloß einen Skalp genommen hat. Zudem habt Ihr kaum mehr als zwei Ponies gestohlen und könnt mir meine Tochter gar nicht bezahlen. Ich verlange zwanzig Ponies und drei Büffelhäute für sie."

„Zwanzig Ponies und drei Häute" schreit entrüstet der Bewerber. „Zwanzig starke fette Ponies für ein so häßliches, mageres Weibsbild, das kaum eine Büffelhaut werth ist! Dafür kann ich mir ein ganzes Dutzend besserer Mädchen kaufen!"

Unter Schreien und Schimpfen wird nun der Kampf ohne Rücksicht auf das Beisein der Holden fortgesetzt, — der Vater seine Tochter anpreisend, der Werber über sie schimpfend. Sieht der Vater irgend welche Ungeduld oder Nachgiebigkeit, so führt er den Streit auf Wochen hinaus. Endlich wird der Handel zu dem gewöhnlichen Marktpreise der Bräute, etwa 3 oder 4 Ponies, abgeschlossen, — die Holde ist das Eigenthum des jungen Kriegers.

Von einer Hochzeitszeremonie ist natürlich bei diesen Barbaren keine Rede. Ist der Preis gezahlt, so führt der Mann sein junges Weib in das Zelt seines Vaters, um da zu bleiben, bis ihn der Zuwachs seiner Familie zwingt, oder sein größerer Reichthum es erlaubt, sich ein eigenes „Lodge" — ein eigenes Zelt zu errichten.

Nun ist aber das väterliche Zelt, in welches der junge Ehemann seine Frau bringt, gewöhnlich schon mit Alt und Jung derart überfüllt, daß sie kaum Platz haben sich zu setzen. Und deshalb ist das Brautbett und der Honigmonat des

*) Dodge.

Indianers begreiflicherweise nur mit sehr wenig Romantik verbunden, denn man kann sich leicht ausmalen, wie sich das eheliche Leben in einem Raume gestalten muß, wo Eltern und Kinder und außerdem vielleicht noch zwei oder drei Ehepaare beisammen wohnen und schlafen.

Die Indianerin heirathet gewöhnlich sehr jung. In ihrer frühesten Jugend steht sie unter der Obhut ihrer Mutter, welche ihr die nothwendigsten Arbeiten und Verrichtungen im häuslichen Kreise beibringt. Kaum hat sie das erste Alter der



Krankheitenbeschwörer. (Medizinmann.)

Weiblichkeit erreicht, so wird sie auch von ihrem Vater bald unter die Haube gebracht, denn er trachtet natürlicherweise, so bald als möglich ihren Kaufpreis zu erlangen.

Mitunter zwingt ihn die Noth, seine Töchter schon zu verkaufen, so lange sie noch Kinder sind. Diese Kinder werden mit Vorliebe von älteren, wohlhabenden Bonvivants — denn auch unter den Indianern giebt es solche — gekauft und für die Zukunft groß gezogen, obgleich sie schon als Kinder alle Privilegien des Weibes genießen.

Die Indianerinnen sind in der Regel vor ihrer Heirath tugendhafter als nachher, denn das Gegentheil würde nicht nur ihre Aussichten auf einen guten Gemahl verderben, sondern auch ihren Marktpreis beträchtlich reduziren. Deshalb hütet auch schon der Vater seine Tochter auf das sorgsamste.

Trotz diesem Verkaufsrecht des Vaters hat auch das Mädchen ihre eigenen Rechte, welche sie vor einem ihr verhaßten Manne schützen. Wohl kann der Vater seine Tochter gegen ihren Willen verkaufen, und sie muß ihrem neuen Besitzer in sein Zelt folgen. Allein bei der geringsten Annäherung seinerseits, wird sie ihm mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln Widerstand leisten. Kann er sie binnen drei Tagen und ebensoviel Nächten, sei es durch Schmeichelei oder Gewalt, nicht dazu bewegen, ihren Widerstand aufzugeben und sich seinen ehelichen Rechten zu fügen, so erlangt sie das Recht in das Zelt des Vaters zurückzukehren, der dann verpflichtet ist, den erhaltenen Kaufpreis an den getäuschten Ehemann zurückzuerstatten. Damit ist die Ehe gelöst.

Der Indianer hat nicht die leiseste Ahnung von den Gesetzen der Moral. Er besitzt so wenig Selbstbeherrschung wie ein wildes Thier, er befriedigt seine Leidenschaften zu irgend welcher Zeit, wo und auf welche Art es auch sein mag.

Bei der indianischen Frau ist es anders, je nach dem Stamme, dem sie angehört. Die Cheyenne-Indianerin z. B. ist zurückgezogen und bescheiden, sie könnte in Bezug auf ihre Keuschheit mit den ersten Nationen in gleiche Linie gestellt werden, ja noch mehr, man könnte sie als Muster der Keuschheit aufstellen.*) Die Frauen der Arrapahoes hingegen sind ohne Ausnahme das gerade Gegentheil davon.

Das Weib, ob Mädchen oder Frau, hat bei den Indianern einen schweren Stand. In keinem Stamme wird die Liebe des Mannes zu einer nicht ihm gehörigen Frau bestraft, denn es wird als das Recht des Mannes angesehen, die Liebe zu genießen, wo er sie findet, sei es nun bei Mädchen oder Frau. Ob verheirathet oder nicht, es wird vom Weibe vorausgesetzt, daß sie ihre Tugend selbst beschützen, oder die Folgen tragen muß. Kein Vertheidiger oder Rächer ihrer Ehre steht für sie auf, ja selbst wenn sie gewaltthätig mißbraucht wurde, wird der Thäter mitunter nur dadurch bestraft, daß er sie zum Weibe nehmen muß.

Von der auf ihnen ruhenden Verantwortlichkeit machen die Indianerinnen den verschiedensten Gebrauch. Die Mädchen der Arrapahoes kümmern sich weder darum, noch um ihren Ruf; die Cheyennes hingegen halten sich bis zu ihrer Verheirathung selbst vor der geringsten Annäherung der Männer ferne. Das niedrige Endziel derartiger Annäherungen ist jeder Schönen wohlbekannt. Eine Cheyenne-Schöne darf die Anträge eines Bewunderes nicht etwa in derselben bequemen Weise annehmen,

---

*) Bancroft und Dodge.

wie dies bei den Belles der zivilisirten Nationen mit den ihnen entgegengebrachten Aufmerksamkeiten und Liebeleien der Fall ist.

Daß die Costüme der indianischen Jungfrauen von höchster Einfachheit sind, kann man sich wohl denken. Als Kind bis zum Alter von zehn bis zwölf Jahren besteht die Kleidung aus nichts anderem, als einer bis zu den Knieen reichenden Schürze. Später tritt an deren Stelle ein ebenso langer Unterrock aus Bockleder und eine ärmellose, bis an den Hals reichende Jacke. Im Winter kommen noch Gamaschen und Leder-Mocassins dazu, damit ist die Toilette vollendet. Die Tochter eines Häuptlings besitzt wohl hie und da ein silbernes Kettlein um den Hals und Bänderschmuck, aber selten Ohrgehänge. Das schwarze lange Haar fällt gewöhnlich ungekämmt und ungewaschen in Strängen über die Schulter, das Gesicht ist mit allerhand Farben beschmiert, unter denen das Zinnoberroth die bedeutendste Rolle spielt.

Aber nicht nur in Bezug auf die Schminke, auch bezüglich der Toilette sind die Modedamen Newyorks das Ideal vieler Indianerschönen geworden, und sie betrachten die geschilderte Ledertoilette doch schon etwas als Negligé. Der nähere Umgang mit weißen Händlern und das Einheirathen von Weißen — sogenannter „Squaw Men" — in die Stämme, läuterte ihren Geschmack; nicht selten sieht man schon eine zarte Häuptlingstochter mit Strümpfen und einem Sonnenschirm behaftet, wenn auch der Rest der Kleidung bloß aus der besagten Lederschürze besteht. Auch die Schleier sind sehr beliebt, nur werden sie an einer anderen Körperstelle getragen. Den hohen Stöckelschuhen jedoch können die Squaws begreiflicherweise keinen Geschmack abgewinnen, sie bleiben bei ihren weichen Mocassins, die wohl nicht so schön sind, aber vor einem Uebel der Zivilisation — den Hühneraugen — bewahren.

---

4. Die Indianerin als Frau und Mutter.

Die Heirath ist vorüber.

Der Kaufpreis der jungen Braut wurde ihrem Vater, oder war sie Waise, ihrer Mutter erlegt, der Krieger führt sein Weib in das Zelt seines Vaters, das nun auch ihre Heimath ist. Aber sie ist nicht Gebieterin hier. Ihre — Schwiegermutter führt das Regiment. Sie ist nur Dienerin, ebensogut wie alle anderen Weiber, welche außer ihr das Zelt bewohnen.

Betrachten wir nun dieses Zelt, den Harem des Indianers.

Büffelhäute bedecken das in eine Spitze zulaufende Zeltgerüst und lassen nur eine kleine Oeffnung nahe dem Boden, durch welche man auf allen Vieren hinkriechen muß. Das Zelt ist etwa 15 Fuß hoch und von 12 bis 20 Fuß im Durchmesser. An den Wänden sind ringsum Büffelfelle aufgeschichtet, die bei Tag als Sitze, zur Nachtzeit als Betten fungiren. In der Mitte des Zeltes befindet sich das Feuer, und der Rauch entweicht durch eine Oeffnung an der Spitze des Zeltes. Dessenungeachtet ist das Innere des letzteren stets zum Ersticken mit Rauch gefüllt, was vereint mit dem ganz infernalischen Gestank und dem Schmutze darin, den Aufenthalt für den Nichtindianer ganz unmöglich macht. — Der Rest der Zelteinrichtung besteht aus einigen roh geflochtenen Körben mit getrocknetem Fleisch und ein paar Kleidungsstücken gefüllt, — ferner Töpfen, Kochkesseln und Zinnbechern, Sattelzeug und Waffen.

Dieser Raum wird nun von etwa einem Dutzend Personen, Männern, Weibern und Kindern bewohnt, je mehr davon da sind, desto lieber ist es dem Herrn des Zeltes.

Dies ist die neue Heimath des jungen Weibes. Nun ist aber ihr Ehegemahl nur selten mit einer einzigen Frau zufrieden. Er nimmt sich bald eine zweite und dritte, die alle zusammen das gemeinschaftliche Nachtlager theilen. Sollte das letztere zu klein werden, dann werden die älteren Frauen herausgejagt, um den jüngeren Platz zu machen. Das Wort Eifersucht, dieser Schrecken aller europäischen Ehen, ist dem Indianer glücklicher Weise unbekannt, die Hinneigung eines Mannes zu einem neuen Weibe, oder seine Untreue allen gegenüber, erweckt nicht das geringste unangenehme Gefühl in den Betroffenen.

Bei der Heirath wird der Name nicht verändert. Die Indianer kennen keine Unterscheidung, welche unserem „Fräulein" und „Frau", oder dem englischen Miss und Mrs. gleichkäme. Die Tochter wird nach der Mutter benannt, in ähnlicher Weise, wie die hebräischen Weiber des alten Testaments ihre Kinder benannten. Dieser Name wird wohl mitunter durch Zärtlichkeitsausdrücke verlängert oder verkürzt, aber er bleibt der Frau durchs ganze Leben, er wird bei ihrer Verheirathung ebensowenig geändert, wie die Kleidung. Erst mit zunehmendem Alter wird die Lederjacke abgelegt und der Oberkörper ganz unbedeckt gelassen.

Mit der Zeit kommt Nachkommenschaft, dann baut sich der junge Indianer ein eigenes Zelt, ein eigenes „Lodge", wenn er dies nicht schon früher gethan haben sollte. Kinder werden von den Indianern sehr geliebt und verzärtelt, sie werden nie als eine Last angesehen, wenn ihre Zahl auch noch so bedeutend werden sollte. Der Vater ist stolz auf seine Söhne, die Mutter auf ihre Töchter. Die ersteren werden zu Kriegern, die letzteren zum Arbeiten herangezogen.

Noch an der Mutterbrust wird den Kindern das Schreien auf eine sehr summarische, aber sichere Weise abgewöhnt. Die Mutter preßt die innere Handfläche auf den Mund des Kindes und hält ihm gleichzeitig mit den Fingern die Nase zu, bis es beinahe erstickt ist. Dann wird es losgelassen, um bei dem ersten Schrei derselben Strafe unterworfen zu werden. Das Kind lernt sehr bald, daß Schweigen die beste Politik ist. — Kaum ist der Knabe der Mutterbrust entwachsen, so ist er schon halb und halb sein eigener Meister. Die Mutter darf ihn niemals strafen, wenn sein Vergehen auch noch so groß gewesen wäre. Dafür behält sie die Aufsicht über die Töchter bis zu deren Verheirathung; wenn ihre Mühen und Sorgen im Alter überhaupt vergolten werden, so geschieht dies eben durch die Töchter. Sie besitzen nur spärliche Nachkommenschaft und werden, gerade so wie die Amerikanerinnen, nur selten mit mehr als zwei Kindern gesegnet.*)

Im Großziehen der Töchter, in der Zubereitung der Mahlzeiten und in den Verrichtungen aller häuslichen Arbeiten vergeht das Leben der Frau, ohne daß sie irgend welchen Einfluß auf ihren Gemahl oder auf die Angelegenheiten des Stammes besäße. Das Weib darf das Berathungszelt niemals betreten, noch an irgend welchen öffentlichen Berathungen theilnehmen. Trotzdem gelingt es ihnen mitunter, ihre Männer durch „Schürzen-Politik" zu beeinflussen.

Wie bei allen primitiven und halbbarbarischen Völkern, so ist auch bei den Indianern die Polygamie eingeführt. Jeder Krieger hat so viele Weiber als er haben will, oder als es sein Reichthum erlaubt. Sie sind ihm dasselbe, wie dem Spieler die Diamanten. Er legt seinen Gewinn in ihnen an, als eine sichere Einnahmequelle, falls ihn Unglück oder Armuth überkäme. Aber auch sonst sind ihm die Weiber besonders dort von einträglichem Nutzen, wo weiße Ansiedler, Trapper oder Handelsleute mit ihm in Berührung kommen. Dann giebt er ihnen seine Frau gegen „reiches" Entgelt, etwa eine Decke oder Waffe oder eine Flasche Branntwein, in Miethe, gerade so, wie dies in einigen Gegenden Persiens der Fall ist.

Der Mann ist der unumschränkte Besitzer seiner Frauen. Er kann sie schlagen, verstoßen, ja selbst tödten, ohne daß er von seinen Stammesgenossen zur Rechenschaft gezogen wird. Ist die Frau hübsch und besitzt sie einen guten Ruf als Arbeiterin,

*) Die Niederkunft macht der Indianerin kaum mehr Sorge, als einer Büffelkuh. Sie bedarf nur in Ausnahmefällen eines Beistandes. Im Sommer begiebt sie sich hinter einen Busch oder an ein sonst verstecktes Plätzchen und kehrt nach einigen Stunden mit ihrem Kinde in das Zelt zurück, um sofort ihren häuslichen Verrichtungen nachzugehen.

Während der Schwangerschaft wird der Umgang oder selbst das Beisammenwohnen mit der schwangeren Frau als „schlechte Medizin" angesehen, ja sie muß in einem eigens für sie bestimmten Zelte wohnen.

dann kann sie sich der üblen Behandlung des Mannes dadurch entziehen, daß sie sich einen andern Mann auswählt, der sie nehmen und für sie zahlen will. Derartige Wechsel in den Ehen sind bei den Indianern keine Seltenheit.

Ein Mann verliebt sich beispielsweise in das Weib eines anderen. Er nähert sich ihr und gewinnt sie endlich nach kürzerer oder längerer Bewerbung. Sie verläßt ihren ersten Gemahl bei Nacht und Nebel und begiebt sich in das Zelt ihres neuen Geliebten. Der betrogene Gemahl, der sie am anderen Morgen vermißt und sucht, findet sie endlich in dem Zelte des andern, wo ihm erklärt wird, daß sie nicht mehr länger sein Weib sei. Der Betrogene läuft natürlich zum Häuptling und trägt ihm die Ursache seines Kommens vor. Ein oder zwei hervorragende Krieger werden nun berufen, der Fall wird untersucht und der Entschädigungspreis bestimmt, welchen der neue Geliebte dem alten zu zahlen hat. Ist dieser Preis entrichtet, dann ist die Affaire beendet, das Weib bleibt bei dem Manne ihrer Wahl.



Ein Apache-Krieger.

Mitunter wird jedoch auch allerhand Unfug getrieben, insbesondere da, wo Halbblut-Indianer im Stamme sind. Die Frau eines andern geht zu einem solchen über und erklärt ihm, sein Weib sein zu wollen. Ist sie hübsch und wird sie angenommen, so zahlt der neue Gemahl den Preis für sie. Aber wie sehr ist er überrascht, sie am nächsten Morgen wieder bei ihrem alten Gebieter zu finden. Er will sie mit sich nehmen, aber sie erklärt ihm, daß sie ihn nicht mehr haben wolle. Der schmählich Hintergangene begiebt sich wieder zum Häuptling und verlangt entweder das Weib oder den Preis zurück, den er für sie bezahlt. Sie gehen zusammen in das Zelt der Treulosen und der verlassene Gemahl begehrt sein Weib. „Hier ist sie“ sagt der andere, „sie ist Dein. Nimm sie hin. Ich habe sie nicht zurück geführt, ich will sie nicht.“ Aber das Weib weigert sich, mit ihm zu gehen. Sie sagt, sie liebe ihren ersten Mann mehr und wolle ihn nicht verlassen. Das Recht war auf

der Seite des ersten Mannes, der Dupirte muß abziehen, ohne das Weib oder die Pferde wieder zu sehen, die er als Preis zahlte.

Sollte jemals das Weib eines Häuptlings treulos werden, so wird dies in der Regel gar nicht beachtet, denn der Häuptling ist ein zu großer Mann, zu hochstehend und mächtig, viel zu erhaben über die Gefühle der Menschheit, um auch nur einen Augenblick lang an den Verlust eines so unbedeutenden Dinges, wie ein Weib, zu denken. Sein treuloses Weib mag vielleicht in demselben Lager, ja im nächsten Zelt sein; er wird an ihr tagtäglich vorübergehen, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen.

Nun darf aber ein derartiger Wechsel des Ehegemahls in keiner Weise als eine Verletzung der Keuschheit angesehen werden. Er ist rechtmäßig, als Schutz des Weibes gegen Tyrannei auch gerechtfertigt, ohne daß sich deshalb die Männer gegenseitig bekämpfen. Insbesondere sind die Weiber der Cheyennes damit sehr rasch, sich der schlechten Behandlung von Seiten ihrer Männer durch die Annahme eines anderen Gemahls zu entziehen, aber dessenungeachtet sind sie ein Muster der Keuschheit. Ein Cheyenne Weib ist niemals allein zu sehen. Zwei oder drei Weiber, die etwa am Eingange ihres Zeltes sitzen, werden bei der Annäherung eines Mannes aufstehen und sich in das Innere begeben, selbst wenn der Kommende ein vertrauter Freund der Familie sein sollte. Ist der Gemahl zur Nachtzeit nicht zu Hause, so schützt sich die Frau dadurch vor Ueberfällen anderer, daß sie Glieder und Körper mit Bändern und Stricken fest umwindet. In diesem Falle wäre es der Tod eines Jeden, der es wagen sollte, ihr Gewalt anzuthun. Unterläßt sie jedoch diese Vorsicht, dann setzt sie sich der Bestialität des ganzen Lagers aus, ohne daß ihr hierfür Genugthuung widerfahren würde.

Die einzelnen nomadisirenden Indianerstämme bestrafen die Untreue eines Weibes auf verschiedene Art. — Die Häuptlinge lassen ihre Weiber, wie vorher erwähnt, meistens ungestraft. Allein bei anderen Weibern ist die Strafe eine schwere, ob nun die Untreue in ihrer Absicht gelegen, oder nur durch die Unterlassung von Vorsichtsmaßregeln hervorgerufen wurde. Bei den Cheyennes wird ein leichtfertiges Weib, auf Ehebruch ertappt, nicht selten mit dem Tode bestraft. Die Comanchen, der wildeste der Prairiestämme, spalten die Nasen der ungetreuen Weiber so oft, als ihnen die Untreue nachgewiesen wird. Man findet unter ihnen Frauen mit ein- bis fünffach gespaltener Nase.

Bei den Sioux war früher eine eigenthümliche Zeremonie in Gebrauch, die gegenwärtig durch den Einfluß der Zivilisation nur selten noch vorkommt.

An einem gewissen Tage versammelt sich der ganze Stamm. Alle Männer stellen sich in eine Gasse auf, welche alle Weiber des Stammes vom zwölfjährigen Mädchen bis zur Greisin durchschreiten müssen. Jeder Mann nun, der mit irgend einem Weibe

während des letzten Jahres in vertrautem Verkehr gestanden, war bei seiner Ehre und bei seiner Religion verpflichtet, die Hand auf ihre Schulter zu legen, wenn sie an ihm vorüberschritt. Und diese moralische Verpflichtung war so groß, daß das Weib ihm in's Gesicht geschlagen und ihn Feigling genannt haben würde, hätte er es unter-



Ein Comanche-Krieger.

lassen, sie zu berühren. — Bei all' dem hatte die öffentliche Bekennung eines Liebesverkehrs keinerlei schlimme Folgen für die Betreffenden. Das Weib blieb bei ihrer Familie, sie wurde bloß „vogelfrei" erklärt, das heißt, sie durfte nicht ohne Begleitung außerhalb ihres Zeltes erscheinen, widrigenfalls sie allen Männern zum Opfer gefallen wäre. Dies zwang sie natürlich zu einem einjährigen „Zeltarrest".

Wurde sie bei der nächstjährigen „Generalbeichte" von keinem Manne berührt, dann trat sie wieder in ihre alten Rechte und in alles Ansehen.

— Der Verkauf der Frauen ist bei den Indianern keine Seltenheit. Sie haben Kinder überaus lieb und sind begierig, deren so viel als möglich zu bekommen. Sollte deshalb eine Frau kinderlos bleiben, so kann sie beinahe sicher sein, verkauft zu werden. Sollte sie jedoch Mutter sein, aber aus einem der früher angegebenen Gründe, wie z. B. schlechte Behandlung u. s. w. in die Hände eines Anderen übergehen, so bleiben die Kinder bei ihrem Vater zurück, aber ihre Mutter hat das Recht, sie im Zelte ihres ersten Gemahls nach Belieben zu besuchen.

Soweit das Leben und die Stellung der Frau.

Nur zu häufig wird ihr gegenwärtig, in den vielen blutigen Kämpfen untereinander oder mit den weißen Kriegern ihr Gemahl entrissen, sie wird Wittwe. Aber trotzdem, daß ihr das Verkaufsrecht ihrer Töchter bleibt, ihre Söhne sie unterstützen müssen, theilt sie doch mit ihrer weißen, zivilisirten Leidensgefährtin den heißen Wunsch, ihre Freiheit mit einer zweiten Ehe zu vertauschen. Und es geht ihr dabei gerade so wie der Weißen. Ist sie jung und hübsch, so gelingt es ihr bald, einen Ehemann zu fischen. Ist sie alt und häßlich und hat sie keine Söhne, die sie füttern und unterstützen, dann *kauft* sie sich nicht selten einen Gemahl, indem sie ihm ihre Töchter als gut verkäuflichen Besitz abtritt. — Hat sie aber keine Kinder, steht sie ganz hilflos da, dann fällt sie dem ganzen Stamme zur Last, der für ihre Nahrung und Unterkunft Sorge trägt.

So vergeht das Leben des Weibes in steter Sorge, Demüthigung und Arbeit, ohne die geringsten Freuden. Und ebenso demüthig und untergeordnet, wie sie im Leben war, so wird sie auch nach ihrem Tode behandelt. Während die Häuptlinge und Krieger in eigenen Gräbern und Grüften beerdigt, oder auf den Aesten eines Baumes aufgebahrt werden, um leichter in die „glücklichen Jagdgründe" zu gelangen, wird der Leichnam des Weibes in das erste beste Erdloch oder in eine Schlucht geworfen, ohne das geringste Zeremoniell, ohne auch nur die geringste Schmerz-Aeußerung von Seiten ihrer Verwandten.

---

5. Die Vergnügungen der Indianer.

Der Indianer theilt mit den Menschenkindern der kaukasischen Rasse den Hang zum Vergnügen. Er spielt, trinkt und liebt, nur thut er dies alles in großartigem Maßstabe. Er spielt wie der Spanier, trinkt wie der Irländer und liebt — wie der Türke. Man könnte diese drei Leidenschaften des Indianers eher als ernste

Beschäftigungen, denn als Vergnügen betrachten. Wenn man bedenkt, daß der Indianer jahraus-jahrein nichts anderes thut, als höchstens ein paar mal auf die Jagd und den Diebstahl ausgeht, den Rest seiner Zeit im Zeltlager oder im Herumziehen auf den Prairien verbringt, so kann man sich leicht vorstellen, daß bei keiner Nation der Müßigang mehr „aller Laster Anfang" ist, als eben bei den Rothhäuten. Ackerbau und Viehzucht kennen sie nicht. Die häuslichen oder vielmehr die „zeltlichen" Arbeiten verrichten die Weiber, und so wird denn die liebe Zeit im Trunk und Spiel todtgeschlagen.

Die jüngere Generation liebt überdies Gesang und Tanz, Ballspiel, Wettrennen und im Winter, wenn sie große Kälte zwingt, in den Zelten zu bleiben, das „Geschichtenerzählen."

Das Spielen nimmt unter den Vergnügungen den ersten Rang ein. Die alten oft beschriebenen Spiele mit den Händen, Stäbchen, Steinchen u. s. w. sind jedoch schon größtentheils außer Gebrauch gekommen, denn alle Indianerstämme sind nahezu soweit „zivilisirt", daß sie den Gebrauch der Spielkarten angenommen haben, die sie selbst aus dünnem Bockleder zurecht schneiden und mit Farbe roth bemalen. Diese Karten sind in der Regel so mit Schmutz und Fett überladen, daß es unbegreiflich erscheint, wie die Indianer sie von einander unterscheiden können. Allein die meisten unter ihnen sind so durchtriebene und schlaue Falschspieler, daß sie die Karten an den Zeichen und Merkmalen erkennen, die sie ihnen beibringen. Die in Neu-Mexico und Arizona lebenden Stämme lernten in stetem Umgange mit den Mexicanern das spanische „Monte" und andere Spiele, worin sie durch fortwährende Uebung bald Meister werden. Die wilderen Stämme jedoch erfinden sich ihre eigene Spiele, sie spielen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein. Im Verhältniß zu ihrer großen Armuth sind ihre Einsätze hoch, die wilde Leidenschaft, welche sie beim Spiel entwickeln, läßt sie oft ihr ganzes Hab und Gut, ihre Pferde, ihr Zelt, ihre Waffen — ja selbst ihre Weiber und Kinder verlieren.

Die Indianer betreiben das Kartenspiel ganz offen, ohne irgend welche Abschließung in einem Zelte oder sonst dergleichen. Eine über den Boden gebreitete Decke dient als Spieltisch, um welchen sich die Spielenden niederlassen. Bald sammeln sich Zuseher, die das Spiel mit gleichem Interesse und gleicher Aufregung verfolgen. Sollte einer der Spielenden starke Verluste erleiden, so macht dies bald die Runde durch das Lager, gewöhnlich kommen dann auch die Weiber des Betreffenden herangelaufen, um die Spielenden noch bei Zeiten auseinander zu treiben. Die Weiber — so ferne sie nicht alt sind, — enthalten sich gewöhnlich des Kartenspieles, ebenso wie des Trinkens. Dagegen gilt ihnen das Rauchen als ein Genuß, den man ihnen nicht übel nehmen kann, zumal es ja die Indianer waren, von welchen die ganze übrige Welt das Rauchen erlernte. —

Im Austausch für den Tabak lehrten ihnen die weißen Trapper das Trinken. Während jedoch der Tabak für den Europäer ein Genuß — ein Bedürfniß ist, wurde der Branntwein zum moralischen und physischen Ruin der indianischen Rasse. Wahrhaftig, ein schlechter Tausch! Die Leidenschaft des Indianers für den Branntwein grenzt an Wahnsinn. Hat er genug Feuerwasser, dann trinkt er so lange bis er sinnlos zu Boden fällt. Maß und Ziel sind dem Indianer in jeder Beziehung unbekannt, und so trinkt er den Whisky nicht etwa zur Befriedigung seines Geschmacks oder zur Erheiterung der Gesellschaft. Seine Begriffe des Vergnügens und Zweckes des Trinkens conzentriren sich in einer Sache: so schnell und so vollständig als möglich betrunken zu werden. Dieses Ziel erreicht er durchschnittlich viel eher und mit viel weniger Getränk, als der Weiße.

Um diese furchtbare Leidenschaft zu befriedigen, wird der Indianer alle möglichen Opfer bringen. Wie im Spiele, so setzt er auch hier Alles — seine Habe, wie seine Familie daran, um das gewünschte Feuerwasser zu erlangen. Wohl besteht das strengste Verbot, den Indianern geistige Getränke zu verkaufen, allein in keinem Lande sind die Gesetze mehr dazu da, umgangen zu werden, wie eben in den Vereinigten Staaten. So ist es auch mit dem Branntwein-Verkauf. Es kommt täglich vor, daß Indianer mehrere Büffelfelle oder Pferde und Maulthiere um eben so viele Flaschen schlechten, gewässerten Whisky hergeben, und da nun ein solches Geschäft dem weißen Händler ungeheuren Nutzen bringt, so erhält eben der Indianer soviel zu trinken, als er mit seiner Habe oder mit der „Tugend" seines Weibes bezahlen kann. Diese letztere setzt der Indianer gewöhnlich zuerst aufs Spiel. Er ist ja der unumschränkte Gebieter seiner Frauen. Er hat sie gekauft. Sie sind sein Eigenthum, er kann über Leben und Tod willkürlich verfügen.

So elend und verächtlich die Gewinnsucht der Weißen, wie die Leidenschaft der Rothhaut auch sein mag, in einer Beziehung zeichnet sich diese Trunksucht gegenüber jener der Weißen doch aus. Es giebt nur selten Schlägereien oder Streitigkeiten. Während der Weiße mitunter lärmt und tobt, die Trunkenheit bei ihm häufig die Ursache von Kämpfen und Morden ist, bleibt der Indianer gewöhnlich ganz stille. Der Zweck seines Trinkens ist ja der Rausch, hat er nur genug Whisky, dann ist er in kürzester Zeit seiner Sinne unmächtig. Sein holdes Weib, das den Branntwein des Gemahls vielleicht mit ihrem Körper bezahlen mußte, pflegt ihn dann im Verein mit einigen anderen Weibern noch in sein Zelt zu schleppen, wo er seinen Rausch in Frieden verschläft.

Bei den in der Prairie herumziehenden, durch den Umgang mit jenem Abschaum der Weißen noch nicht verdorbenen Indianern bilden gymnastische Uebungen das Haupt-Vergnügen. — Man wird vielleicht über den oben gebrauchten Ausdruck „des Verdorbenwerdens durch die Weißen" staunen. Aber es ist in der That so. Wie

sich an den Ufern eines Meeres schmutziger, leichter Schaum befindet, der mit Abfällen und Seepflanzen verunreinigt ist, so ist es auch mit dem Meere der Zivilisation. Erst die tieferen Wasser sind die klaren, aber an ihren Grenzen befindet sich der Abschaum der Menschheit, lose, für den Galgen oder die Galeeren reife Geschöpfe, die den bis dahin zufriedenen Indianer zu einer an ansteckenden Krankheiten der Weißen, Trunk- und Spielsucht, Unmoral und Bettelarmuth leidenden Jammergestalt herabzerrten.

Die Beduinen der Prairie finden, wie gesagt, ihre Hauptvergnügungen in gymnastischen Uebungen. Alle Männer, Weiber und Kinder reiten und schwimmen vor-



Büffeljagd in der Wolfsmaske.

züglich, ohne daß man sagen kann, sie hätten es je gelernt. — Es sind Gaben der Natur. Die Frauen reiten wie die Männer rittlings, sie schwimmen mit einer Behendigkeit, welche die Europäer in Erstaunen setzt. Die Knaben und jungen Burschen üben sich auch häufig im Ringen und im Wettlauf, allein ganz ohne Theorie, ohne Regel, so daß der schlechteste Gladiator Englands es mit jeder Rothhaut aufnehmen könnte. Der Gebrauch der Faust, das Boxen, ist dem Indianer unbekannt. Auch im Wettlauf wird er vom Weißen besiegt, sobald es auf die Schnelligkeit ankommt. Im Dauerlauf bleibt der Indianer unbedingt Meister. —

Das Hauptvergnügen des Indianers bleibt jedoch das Reiten, das Herumtummeln auf den Pferden, das Wettrennen. Wie alle Steppenvölker, die Kosacken, Araber und Tartaren, bringt der Indianer sein halbes Leben auf dem Pferde zu, er ist so zu sagen ein Centaur. In allen jenen Kunststückchen, in denen die Kosacken sich auszeichnen, wie das Aufheben einer Münze vom Boden, während des vollsten Galopps, oder das vollständige Verbergen des Körpers auf eine Seite des Pferdes, während der schnellsten Gangart u. s. w. ist der Steppen-Indianer Meister. Am merkwürdigsten und interessantesten sind jedoch seine Wettrennen, die von jenen der



Indianer in Sommer- und Winter-Kriegsrüstung.

Europäer vollständig verschieden sind. Sie gehen alle darauf aus, nicht nur die Schnelligkeit des Pferdes, sondern auch dessen Gewandtheit, sowie die Herrschaft des Reiters über das Pferd zu zeigen.

Zunächst nehmen die jüngeren Krieger, die sogenannten „Bucks" an diesen Wettrennen theil. Sie stellen sich in einer Reihe auf und galoppiren auf ein gegebenes Zeichen gegen einen vertikalen Pfosten oder einen Baum zu. Der Erste, welcher den Baum mit der Pferdenase berührt, hat gewonnen. Hält er demnach das Pferd nur um einen Gedanken zu früh an, so kommt ihm ein anderer zuvor, während im Gegenfalle dem Pferde durch den Anprall vielleicht das Genick gebrochen wird.

Bei einer anderen, auch häufig zur Ausführung kommenden Methode ist es jedoch auf das Genick des Reiters abgesehen. Hier besteht das Ziel aus einem auf Gabeln ruhenden, etwa 6 Fuß hoch über dem Boden befindlichen horizontalen Balken. Hält der Reiter sein Pferd zu früh an, so kann er mit seinem Körper den Balken nicht berühren, ein Anderer kommt ihm zuvor; hat er jedoch sein Pferd zu spät angehalten, dann geht das letztere unter dem Balken hinweg, während der Reiter zu Boden geworfen und häufig genug schwer verletzt wird.

Noch viel mehr Gewandtheit erfordert eine dritte Art von Pferderennen. Etwa 250 Schritte vom „Starting point“ werden, in der Entfernung von 6 bis 10 Fuß von einander, parallele Lederriemen über den Boden gespannt; die Aufgabe des Reiters besteht nun darin, in vollster Schnelligkeit nach dem Ziele zu galoppiren, über den ersten Sprungriemen zu setzen, in dem engen Raume zwischen diesem und dem zweiten Riemen umzukehren, und im gestreckten Galopp nach dem Ausgangspunkte zurückzureiten. Man kann sich die Schwierigkeit dieser Aufgabe leicht vorstellen. Sobald das Pferd nicht mit allen Füßen über die erste Linie kommt, oder nur mit einem Fuße die zweite Linie überschreitet, ist es geschlagen, selbst wenn es die ganze Bahn am schnellsten durcheilt hätte.

Schon aus diesen, ziemlich häufig stattfindenden Uebungen wird man ersehen, daß der Indianer ein geborener Jockey ist, alle Kniffe des professionellen Wettrennens ebenso gut versteht, als irgend ein Veteran von Derby oder Longchamp. In den Rennen, welche in Friedenszeiten nicht selten die Offiziere der amerikanischen Prairie-Forts mit den Indianern veranstalteten, blieben die letzteren mit ihren katzenartigen Ponies gegen das schlanke, schöne amerikanische Pferd fast immer Sieger. —

Die Aufregung und der Lärm, welche diese Feste in der Regel begleiten, ist unbeschreiblich. Alles nimmt daran Theil. Die Weiber kriechen auf die Spitze ihrer Zelte und verfolgen die Vorgänge auf der Rennbahn. Die Kinder führen die Pferde umher, die Krieger stehen im eifrigsten Gespräch gestikulirend und schließen Wetten ab, die jungen Jockeys schreiten in ihren besten Kleidern, mit allerhand Schnallen und Federn geschmückt, an den Weibern auf und nieder, um ihre Gliedmaßen bewundern zu lassen. Die Eitelkeit ist ein Hauptzug des indianischen Charakters, allein sie äußert sich auf andere Weise wie bei den Weißen. Der Lohn des Siegers besteht deshalb nicht etwa in Geschenken oder Preisen, sondern blos in der Befriedigung seiner Eitelkeit. Hat er mehrere Rennen gewonnen, so steigt sein Ansehen und Einfluß im Stamme, und er kann auch gewiß sein, die Gunst aller jener Schönen zu erringen, auf welche er ein Auge geworfen. —

„Gesang erfreut des Menschen Herz“ auch wenn er ein Indianer ist, und wenn die halb gurgelnden, halb nasalen Laute, die er aus den Tiefen seiner Brust hervorstößt, überhaupt als „Gesang“ bezeichnet werden können. Der Indianer weiß

nichts von Tenor, von Alt und Baß; er weiß nichts von Tempo, Piano und Forte, ebensowenig von Trauer- oder Freudengesängen; ob er nun den Tod seines größten Häuptlings beklagt, oder den heimkehrenden Sieger entgegen jubelt, sein Gesang bleibt sich gleich. —

Musik und Tanz sind miteinander eng verwoben. Alle Nationen, denen die göttliche Gabe des Gesanges eigen, sind auch bei Terpsichore mit Erfolg in die Schule gegangen. Und so entspricht denn auch dem Geheul der Indianer das Tanzen, das aus regellosem Herumspringen und abwechselnden Aufheben und Niedersetzen der Füße besteht. Die Indianer tanzen niemals in Ringen oder Paaren, sondern immer einzeln, nach dem Takt ihres eigenen Gesanges. Männer, Weiber und Kinder hüpfen regellos untereinander, häufig ist das ganze Lager auf den Beinen, als wären sie alle von Taranteln gestochen worden. Bei dem Heidenlärm, den sie entwickeln und dem wahnsinnigen, stundenlangen Herumspringen, könnte man glauben sich in dem Lager von Tobsüchtigen zu befinden. Wie diese nahezu allnächtlich stattfindenden Tänze den Rothhäuten und ihren Damen Vergnügen geben können, wäre unbegreiflich, — wenn man es nicht mit der Sucht nach Aufregung erklären könnte.

An den zeremoniellen Tänzen, dem Skalp-, Medizin- oder Kriegstanz, nehmen die Krieger theil, nur bei diesen barbarischen Tänzen kommt es ausschließlich vor, daß sich die Tänzer in Reihen oder Kreise stellen, sich auch zeitweilig die Hände reichen. Diese Tänze dauern oft Stunden- und Tagelang, ja sie haben nicht selten den Tod eines oder des anderen Kriegers aus Erschöpfung zur Folge.

Die Weiber besitzen keine eigenen Spiele. Sie haben nicht die Zeit zu spielen. Ihr ganzes Leben ist der Arbeit, der Wartung ihres Herrn und Gebieters geweiht, in den wenigen freien Stunden, die sie besitzen, nehmen sie an den Spielen der Männer theil. Selbst der Klatsch, dieses Hauptvergnügen des schönen Geschlechts kaukasischer Rasse, ist ihnen gänzlich fremd, denn es fehlt ihnen der Stoff dazu. Der Indianer kann kein Unrecht, somit auch keinen Skandal begehen. Er mag verheirathet sein, dabei die Weiber Anderer küssen und lieben, es wird kein Wörtchen darüber fallen gelassen. Seine Weiber sind nicht eifersüchtig, sie begnügen sich mit der Arbeit und mit dem Bewußtsein, ihrem Manne, wenn auch nicht immer treu, so doch ehrlich zu dienen. Eine beneidenswerthe Eigenschaft.

---

6. Ein Jahrmarkt bei den Cheyennes.

Die Nacht war hereingebrochen. Ungewisses, bleiches Halbdunkel lag über die Prairie gebreitet, durch welche wir gegen Süden nach dem Indianerterritorium zogen. Wenige Meilen vor uns, an den Ufern des Canadischen Stromes sollte sich das Lager eines großen Indianerstammes, der Cheyennes, befinden. Dieses Lager war unser Ziel. Tag und Nacht hatten gewechselt, ein zweiter Tag war vergangen und wir befanden uns noch immer auf den weiten Prairien, jenen wüsten Steppen, zwischen dem Arkansas und dem Red River, der Heimath der amerikanischen Beduinen und — der Buffalos. — Keine menschliche Seele war uns begegnet. Kein Baum, kein Haus, keine Hütte war zu sehen, nur einige Buffalo- und Antilopenheerden enteilten hie und da in die Ferne.

Der Kompaß gab uns hier, wie auf der hohen See die Richtung an. Der Wanderer durch die Prairien des amerikanischen Westens gleicht hierin dem Seefahrer. Sonne und Sterne sind ihm unentbehrlich, und wie auf dem Ozean, so zeichnet auch hier in der Steppe der Himmel ihm den Weg vor, den er auf der Erde vergeblich suchen würde. Es giebt hier keine Straßen. Die wenigen Wagenspuren, die man hie und da entdeckt, verlieren sich im Grase, und die Fährten der Indianer sind meist sorgfältig verwischt.

So zogen wir auf's Gerathewohl jener Ufergegend des Canadischen Flusses zu, wo die Cheyennes, der wildeste der nomadisirenden Indianerstämme, sein Winterlager aufgeschlagen haben sollte, wo sich auch die weißen Kaufleute zu Markt befanden, um ihre Waaren, wie Kaffee und Thee, Mehl und Zucker gegen Büffel- und Antilopenhäute einzutauschen. Die Prairie-Indianer — die Cheyennes und Arrapahoes, Comanches und Kiowas, — führen nämlich ihr Nomadenleben nur die warmen Jahreszeiten hindurch. Im Spätherbst hingegen, sobald ihre großen Jagden vorüber sind, sie also genügend Felle und Fleischvorräthe für den Winter gesammelt haben, schlagen sie an irgend einer günstigen Stelle der Prairie ihr Winterlager auf, um dasselbe bis zum nächsten Frühjahr zu bewohnen. In früheren Zeiten bildete das Büffelfleisch oft ihre einzige Nahrung während des ganzen Winters. Der Verkehr mit den Weißen lernte ihnen jedoch bald den Genuß von Kaffee und Thee, und da sie sich durch einige Büffelhäute allein schon zur Genüge damit versehen konnten, so wurden ihnen diese Getränke der zivilisirten Welt bald zum Bedürfniß. Ebenso unentbehrlich sind ihnen die Kochkessel, Zinnbecher, Decken und allerlei Geräthschaften geworden, und diese bilden auch die Hauptwaaren des ausgebreiteten Tauschhandels zwischen den Indianern und den Weißen, aus welchem die letzteren gewöhnlich bedeutenden Nutzen ziehen. Noch vor wenigen Jahren bildeten Gewehre,

Waffen und Munition das hauptsächlichste Handelsobjekt. Die Indianer bezahlen Feuerwaffen mit ebenso hohen Preisen wie das bei ihnen so beliebte „Feuerwasser“, den Branntwein. Allein der Handel mit diesen Artikeln wurde von der Regierung der Vereinigten Staaten auf das strengste verboten, da ja die Indianer den größten Theil des Jahres hindurch mit den amerikanischen Truppen im Kriege standen, der Verkauf von Waffen an die Barbaren demgemäß in gleichem Verhältnisse mit Blut und Leben vieler Soldaten bezahlt wurde. Als die Verkäufe im Geheimen noch



„Auf der Feindesspur.“

immer fortgeführt wurden, mußte jeder Händler sich zuerst eine Lizenz zur Ausübung des Handels mit den Indianern erwerben, und der ganze Verkehr mit den Wilden der Prairie wurde unter Controle gestellt.

Sobald ein Stamm sein Winterlager aufgeschlagen, sind auch schon die Agenten der Kaufleute, welche sich einstweilen in der nächsten weißen Ansiedlung verproviantiren, zur Stelle, und suchen die Häuptlinge und die einflußreichen Krieger des Stammes durch Geschenke und Versprechungen für sich zu gewinnen. Gleichzeitig unterrichten sie sich über die Quantität der Häute und Felle, über welche der Stamm

verfügt, um daraus die Quantität der Tauschwaaren berechnen zu können, mit welchen ihre Händler in das Lager zu kommen hätten. Sobald die letzteren darüber im Klaren sind, brechen sie gewöhnlich gleichzeitig nach dem Indianerlager auf und bauen sich wenige Steinwürfe außerhalb desselben ihre Buden und Zelte. —

In jenem Lager, welches wir eben besuchen wollten, mußten die Kaufleute bereits eingetroffen sein, denn sie hatten einen Tag vor uns die Ansiedlung verlassen. Als wir so durch die Prairie dahinzogen, hatten wir keine Ahnung, wo sich das Lager befinden könnte. Es war Nacht und der gespensterhaft weiße Nebel, der über der ebenen, weiten Prairie ausgebreitet lag, verhüllte uns den Ausblick selbst auf die kürzesten Distanzen. Die nächtliche Stille wurde nur durch das Geheul der Coyotes (Prairiewölfe) unterbrochen, das ringsum, manchmal in unsrer unmittelbaren Nähe erscholl, ohne daß wir die Bestien zu sehen bekamen.

Endlich — es war gegen Mitternacht — erblickten wir vor uns einen leichten rothen Schein am Horizonte. Er rührte von Wachtfeuern her. Wir mußten am Ziele unserer Prairiefahrt angelangt sein. Aber noch ehe wir den Feuerschein des Lagers bemerkt hatten, mußte das Falkenauge eines Indianers uns erblickt haben, denn wir hatten kaum wenige Schritte zurückgelegt, als uns auch schon das dumpfe Getöse von Pferdehufen aus nächster Nähe aufschreckte. Wir blickten auf und sahen uns von einem halben Dutzend berittener, bis an die Zähne bewaffneter Indianer umringt. Wir wußten wohl, daß die im Lager anwesenden Kaufleute die rothhäutigen Burschen von unserem Besuche verständigt hatten, wir demnach vor einem Massacre mit obligatorischem Skalpiren 2c. sicher waren. Nichtsdestoweniger zog sich meine Kopfhaut bei dem Gedanken an die Rohheiten dieser Cannibalen bedenklich zusammen, als wir so in ihrer Mitte dem Lager zuzogen. Ich hatte von Kindheit auf die größte Sehnsucht darnach empfunden, das Leben und Treiben der wilden Indianerstämme aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Jetzt aber, mitten unter ihnen und ihrer Willkühr preisgegeben, kamen mir all' die furchtbaren Grausamkeiten und Torturen, mit schrecklicher Deutlichkeit ins Gedächtniß. Wir waren drei gegen sechs oder sieben Indianer — alle beritten, mit Gewehren und Bogen bewaffnet. Wir konnten nur die dunklen Umrisse der martialischen Gestalten unterscheiden, deren Kopfschmuck aus großen Adlerfedern im Winde flatterte. Ihre Gewehre lagen vor ihnen quer über dem Sattel. Stumm und regungslos saßen sie auf ihren kleinen behenden Ponies, die anscheinend aus eigenem Antrieb die Richtung gegen das Lager einschlugen, das sich jetzt schon mit größerer Deutlichkeit beim rothen flackernden Schein der Wachtfeuer erkennen ließ. Einige dreißig oder vierzig hohe, spitzige Zelte standen zerstreut an den Ufern des Flusses, in dessen Wasserspiegel die Feuer langen Widerschein warfen. Auf einer Seite sahen wir eine ausgedehnte Umzäunung, in welcher sich eine große Zahl — anscheinend einige Hundert — Ponies befanden. Im Lager

selbst herrschte noch reges Leben. Die tapferen Krieger saßen um die Feuer, im eifrigsten Kartenspiele begriffen, während die Squaws (Frauen) und Papooses (Kinder) sich zwischen den Zelten zu schaffen machten. Alles aber ward bei unserer Annäherung unterbrochen, die Krieger, den Häuptling an der Spitze, kamen uns entgegen, und Weiber und Kinder, größtentheils halbnackt, umdrängten uns, bewunderten unsere Anzüge und das Zaumzeug der Pferde. Die weißen Händler waren wachgeblieben, um uns zu bewillkommnen, und so zogen wir denn hoch zu Roß in das Lager der Cheyennes, um einige Tage daselbst zuzubringen. Four-Bears (Vier-Bären), der tapfere narbenbedeckte Häuptling, sandte sofort seine Weiber, um unsere Pferde abzusatteln und zu füttern, gab aber auch Ordre zu deren Bewachung, Maßregeln die uns nicht wenig Verwunderung einflößten. Nachdem wir noch in dem großen Leinwandzelte eines der Kaufleute eine Tasse Thee eingenommen, die auch so viele Indianer mit uns theilten, als unter dem Zeltdache Platz fanden, wurden wir zu einem leer stehenden Zelte geführt, wo wir übernachten sollten. Ein paar alte Büffelfelle wurden übereinander geschichtet, wir breiteten unsere Decken darüber und warfen uns ermüdet auf das nothdürftige Lager.

Allein die heißersehnte Ruhe konnten wir nicht finden. Wohl war es allmählig im Lager stille geworden, die Wachtfeuer waren erloschen, kein Geräusch störte, nur die kleinen Thierchen, jene steten und treuen Begleiter des nomadisirenden Indianers, machten die furchtbarsten Attaquen auf unsere Glieder. Es war zum verzweifeln. Wir verließen die Büffelhäute, breiteten unsere Decken in der Mitte des Zeltes aus, und versuchen es da. Aber die Spürnasen hatten uns auch da bald aufgefunden; es blieb uns kein Ausweg, als den Insekten das Zelt zu überlassen, und außerhalb desselben Ruhe zu suchen.

Zeitig morgens — es war kaum der erste Morgenstrahl schräge über die Prairie gezogen — erwachte ich. Alles lag noch in tiefster Ruhe. Die ganze weite Ebene war mit rothem, dunklen Lichte übergossen, und die außerhalb des Lagers aufgerichteten Todtengerüste, mit den Leichen der verstorbenen Krieger hoben sich schwarz und scharf vom Horizonte ab. Immer mehr gewannen die Strahlen der Sonne im Kampfe mit dem dicken Nebel die Oberhand — die goldige Scheibe erschien am Horizonte. Das Geheul eines Hundes begrüßte sie, gefolgt von dem Bellen aller Köter, dem Wiehern der Rosse im ganzen Lager. Auch in den Zelten mußte der Tag herangebrochen sein. Leichte Rauchsäulen erschienen an der Spitze der Zelte und ringelten sich in die Lüfte, bald darauf erschienen auch die jungen Weiber an den Eingängen der Zelte, nur mit einem ledernen bis an die Kniee reichenden Röckchen bekleidet und mit Kochkesseln versehen, um aus dem nahen Flusse Wasser zum Kochen zu holen.

In kürzester Zeit war auch schon das ganze Lager auf den Beinen, und man kann sich kein lebhafteres Durcheinander, kein farbenreicheres Bild vorstellen, als

jenes war, das sich vor unseren Augen entrollte. Der Jahrmarkt ist den Indianern nicht weniger ein Volksfest als den ungarischen Bauern, sie legen all' ihren Schmuck und ihre Waffen an, nur um so mächtig und prächtig als möglich zu erscheinen. Der Indianer sieht, so unglaublich dies auch klingen mag, mit vornehmer Verachtung auf den Weißen herab. Er stellt sich die Erde als eine große, auf Riesenschildkröten ruhende Ebene vor, von welcher die Weißen eine kleine Ecke einnehmen, während der ganze übrige Theil ihnen angehört. Sie sind Herren darauf und dulden eben die Weißen nur, um sich mit Decken und Kochgeschirren versehen zu lassen.*)

Die Cheyennes gehören zu den mächtigsten und tapfersten der Indianerstämme; ihre Krieger waren in die buntesten, abenteuerlichsten Costüme gekleidet, mit großen Adler- und Reiherfedern in den Haaren und allerlei seltsamen Schmuck am Hals und den Armen. Nahezu jeder trug ein Gewehr neuester Construction, aber außerdem noch Bogen und Pfeil. Ueber ihre Rücken fielen feuerrothe Pferdedecken, wie die Panduren-Mäntel malerisch den Körper bedeckend. In der komischsten Weise manifestirte sich der Einfluß der Zivilisation gerade in den Trachten. Der eine besaß einen alten weißen Cylinderhut, der andere den zerrissenen Uniformrock eines Soldaten, der dritte hellfarbige Kavallerie-Beinkleider, an welchen jedoch das Gesäß herausgeschnitten war u. s. f. Die Frauen, unter denen sich einige schöne, wohlgeformte Figuren befanden, waren größtentheils nur mit einer kurzen Schürze und einem Leibchen aus Büffelhaut bekleidet.

Wir begaben uns in das Zelt eines der Händler, um unser Frühstück einzunehmen. Die ganze Bude war bereits mit hungrigen Indianern gefüllt, die um das Feuer herumsaßen und die Friedenspfeife aus einem Munde in den andern wandern ließen. Der Indianer ist gerade so wie der Zigeuner, der zudringlichste Bettler, den man sich denken kann, sie waren nur gekommen, um an unserem Frühstückskaffee theilzunehmen. Ihre alten Zinnbecher hatten sie mitgebracht. Ein großer Kessel stand am Feuer. Unser Freund, der Händler, wollte jedoch vor dem Frühstück seine Verkaufsbude herrichten und breitete all' seine Schätze, die Glasperlen, billigen Bronze-Schmuck, Decken, Blechgeschirre u. s. w. auf einem großen Tische aus, der mit einer Barriere umschlossen war. Die Indianer warteten eine Zeitlang geduldig auf unser Frühstück. Eine halbe Stunde verrann, ohne daß der Händler fertig geworden wäre. Nun wurde es den hungrigen Rothhäuten doch zu viel. Der Kessel stand gerade vor ihnen am Feuer und der heiße Wasserdampf strömte daraus hervor. In einem unbewachten Augenblick ergriff einer der Kerle den Kessel und begann den vermeintlichen Kaffee in die Zinnbecher zu gießen. Sie kosteten — allein es war reines, klares Wasser. Der Händler lachte. Da ergriff einer ein Stück Holz, das gerade in

---

*) **Bancroft, native races of the pacific coast.**

seiner Nähe lag, und begann damit in dem Kessel zu rühren, in der Meinung, der Kaffee hätte sich am Boden abgesetzt, abermals wurden die Zinnbecher gefüllt, und abermals konnte man auf den langen, grell bemalten Gesichtern Enttäuschung lesen, denn es war und blieb Wasser. — Das war ihnen denn doch zu viel. Sie nahmen ihre Pfeifen und Gewehre und machten sich aus dem Staube. — Nun erst konnten wir uns den echten Kaffee gut schmecken lassen.

Mittlerweile hatten sich die jungen Krieger mit ihren Weibern um die einzelnen Verkaufsstände gesammelt und bewunderten die zum Kaufe ausgebotenen Herrlichkeiten. Die Agenten und Verkäufer der Händler mußten hierbei die größte Aufmerksamkeit entwickeln, denn die Indianer sind die gewandtesten Diebe, im Augenblick sind einzelne Gegenstände unter ihren Mänteln verschwunden. Vor der Hand begnügten sie sich mit dem Betrachten der Artikel an den einzelnen Ständen und verglichen die Preise. Es ist für einen Händler ganz unmöglich, eine Waare zu einem niedrigeren Preise loszuschlagen, als sein Concurrent, denn die Indianer besuchen zuerst sämmtliche Händler, sobald der erste eine Preisreduction unternehmen sollte, hinterbringen sie es sofort den anderen. Dagegen kann sich der Verkäufer durch Geschenke die Häuptlinge und einflußreichen Krieger des Stammes geneigt machen und dadurch die übrigen Käufer an sich ziehen.

Sobald nun die Besichtigung der Waaren vorüber war, kehrten die Indianer mit ihren Frauen und Kindern zu ihren Zelten zurück und kamen bald darauf mit ihren Büffelfellen wieder, welche ihnen die Weiber nachtrugen. Dann suchten sie sich die gewünschten Artikel aus, und während der Händler mit einer Hand das Fell empfing, gab er mit der andern den Tauschartikel ab. Niemals wurden zwei Felle auf einmal herausgegeben, sondern stets einzeln nacheinander. Die Kaufsobjekte für den Indianer sind die Wintervorräthe, wie Thee, Kaffee, Zucker u. s. w. Da nun diese Artikel nicht nach dem Gewichte, sondern nach dem Kubikmaaße gemessen werden, so kaufen die Händler natürlich die leichteste, schlechteste Waare, die sie nur bekommen können, denn der Indianer hat nicht die leiseste Idee von der Qualität des Zuckers oder Kaffees, wenn nur das Maaß ein volles ist. Sind die Bedürfnisse des Hauses befriedigt und noch Büffelhäute übrig, dann befriedigt der Indianer zuerst seine eigenen Bedürfnisse. Er kauft sich Decken, Messingschmuck, Schellen und allerhand Tand, mit dem er seinen Anzug bedeckt. Dem Indianer sind neue, ihm noch unbekannte Artikel am liebsten, oft giebt er eine ganze Büffelhaut für eine Schuhschnalle oder einen Soldatenknopf, sobald demselben nur ein Adler oder eine Nummer aufgeprägt ist. — Sind alle seine Wünsche erfüllt, dann kauft er Geschenke für sein Lieblingsweib oder für eine Schöne, die er zum Weibe haben möchte, oder auch für das Weib eines Anderen, deren Liebe er gewinnen will. Sollten dann noch Büffelfelle übrig bleiben, — dann gestattet er gnädig seinen Weibern sich irgend etwas dafür einzutauschen.

Bei diesem Markte, der in früher Abendstunde bereits vorüber war, hatte man so recht Gelegenheit, das kindische, läppische Gemüth des Indianers wahrzunehmen, der in dieser Beziehung den Südsee-Insulanern oder den Negern gleicht. Einer von den jüngeren Kriegern sah z. B. bei einem Händler eine Metallbüchse mit Streichhölzchen, aus welcher sich einer der Verkäufer Feuer für seine Pfeife entnahm*). Das Feuerzeug war nun der Gegenstand all' seiner Wünsche. Rasch holte er eine schön bemalte Büffelhaut herbei und trug sie dem Händler für das Feuerzeug an. Natürlich wurde der Handel mit Freuden abgeschlossen. Bald darauf sah man die einfältige Rothhaut auf einem Steine sitzend, ein Streichhölzchen nach dem andern anzünden, es so lange zwischen den Fingern haltend, bis er sich verbrannte. Dann betrachtete er sich die Finger, wie um sich zu versichern, daß es wirklich Feuer gewesen.

Der Zucker wird den Indianern in kleinen Stückchen verkauft. Ein Händler hatte nun einen halben Zuckerhut mitgebracht; als einer der Indianer das große, noch nie gesehene Stück Zucker erblickte, bot er sofort drei Büffelhäute dafür an. Er erhielt den Zucker, biß aber davon so viele Stücke herunter, bis nur die Hälfte davon übrig blieb. Er mußte aber den Geschmack daran verloren haben, denn er wollte nun diese Hälfte gegen eine Büffelhaut abermals umtauschen. Natürlich wurde der Tausch nicht angenommen, so begab er sich denn in sein Zelt, um dort wahrscheinlich das begonnene Werk fortzusetzen.

Diese Beispiele genügen, um den Charakter des Indianers in dieser Hinsicht zu kennzeichnen. Am frühen Nachmittage war der Markt vorüber; die Händler hatten alle Buffalo-, Wildkatzen- und Pantherhäute, die aufzutreiben waren, bereits in ihrem Besitz und packten ihre Wagen, um am anderen Morgen nach der Stadt aufzubrechen. — Abend und Nacht brachten wir noch bei den Cheyennes zu, allein diese Nacht war womöglich noch schlafloser als die erste. Obgleich der Verkauf von Whisky und anderen geistigen Getränken an die Indianer auf das strengste verboten ist, waren die letzteren doch in den Besitz von einigen Dutzend Flaschen gekommen, und es war demnach ein lustiger Abend vorauszusehen. Beim Sonnenuntergang eilten sie alle, Mann, Weib und Kind, dem nahen Flusse zu, um in dem schmutzigen, gelben Wasser, das sämmtlichen Prairieströmen eigen ist, ein Bad zu nehmen. Die Indianer sind vorzügliche Schwimmer; es war ergötzlich, ihrem Toben und ungebundenen Treiben im Wasser und an den Ufern zuzusehen. Von Abtrocknen des Körpers nach dem Bade war natürlich keine Rede, denn sie waren nackt gekommen, ebenso kehrten sie wieder zu ihren Zelten zurück, um sich an den Feuern zu trocknen

---

*) Dodge, the plains.

Kaum waren sie aus dem Wasser heraus, so kamen ihre Pferde, von berittenen Indianern angetrieben, zum Flusse getrabt. Tagsüber bleiben sie auf der Weide, aber bevor sie des Abends in ihre Einzäunungen oder sogenannte „Coralls" getrieben werden, müssen sie in den Fluß, um zu trinken. Eine Heerde kam nach der anderen, während die bereits geschwemmten Thiere sich zwischen ihnen hindurch, nach den Coralls drängten.

Im Lager selbst war es mittlerweile lustig geworden. Während die Weiber und jüngeren Krieger bei den Klängen eines den Hirtenpfeifen ähnlichen Instrumentes wilde Tänze aufführten, spielten andere mit bemalten Karten aus Büffelleder, das beliebte „Monte" oder andere selbst combinirte Spiele. Die Indianer sind die leidenschaftlichsten Spieler; in den kalten Jahreszeiten ist dies Tag für Tag — vom Morgen bis spät in die Nacht hinein, ihre einzige Beschäftigung. Andere wieder saßen, aus ihren komischen, selbstgeschnitzten steinernen Pfeifen rauchend, um ein Feuer und tranken ihren Branntwein, bis sie ihrer Sinne nicht mehr mächtig, zu Boden fielen und von ihren Weibern in die Zelte geschleppt wurden. Der gute Häuptling selbst schien heute an dieser eigenthümlichen Fallsucht zu leiden; aber seine vier Frauen luden ihn dann sanft auf eine Büffelhaut und schleiften den edlen Ritter in seinen Herrscherpalast.

Ungeziefer und der Lärm im Lager ließen uns auch diese Nacht nicht zu Schlafe kommen. Allein gegen Morgen überwandt doch die Müdigkeit unsere Sinne, und wir entschliefen im Lager der Cheyennes, um am nächsten Morgen, ohne unseren Skalp verloren zu haben, nach der Ansiedlung der „Bleichgesichter" zurückzukehren.

7. Eine Zambo-Stadt.

Von den Erfolgen der Zivilisations-Versuche der Indianer wurde bereits im 1. Kapitel ausführlich gesprochen, es soll hier nur noch einer eigenen Menschenrasse gedacht werden, die im Indianer-Territorium durch Vermischung des Negers mit der Indianerin entstanden ist, und welche hauptsächlich in der Umgebung von Caddo wohnt.

Caddo ist ein Ort im Choctaw-Distrikt, zweiunddreißig Meilen im Norden des Red River, eine Zambo-Ansiedlung, einer der seltsamsten Plätze auf unserer ethnologischen Musterkarte. Eine Anzahl von Blockhütten auf umzäunten Feldern umgeben eine kleine Stadt, mit Schule und Gefängniß, mit Capelle und Freimaurerloge, mit Hauptstraße und Marktplatz, mit Billardsaal und Schenkstube. Eine Bahnlinie verbindet das Städtchen mit Fort Gibson im Creekgebiet und mit Denison City in Texas. Caddo rühmt sich einer Druckerpresse und eines Wochenblattes. Aber das Sehens-

wertheste unter dem Sehenswerthen sind die Bewohner selbst, denn die Buden auf den Feldern, die Barracken in der Stadt sind mit einer neuen Mischblut-Rasse bevölkert, den Nachkommen von Neger-Bucks und Indianer-Squaws. Der Chino stammt vom Indianer-Vater und der Negerin-Mutter, der Zambo ist das Produkt des umgekehrten Verhältnisses. Jener ist schmutzig-roth, dieser schmutzig-braun. Eine Brut, wie sie aus derartigen Misch-Heirathen hervorgeht, dürfte an zugleich komischer wie abschreckender Häßlichkeit ihres Gleichen nirgends finden auf der weiten Gotteswelt; Mutter Natur hat wohl nie daran gedacht, mit ihrem Zauberstab solche Blendlinge zu schaffen. Dabei sind diese Ausgeburten einer Carrikaturen-Phantasie äußerst fruchtbar, in jeder Hütte wimmelt es förmlich von Meerkatzen. Nach wenigen Generationen dürfte es nur noch Zambo-Affen in Caddo geben.

Vor Ausbruch des großen amerikanischen Krieges waren alle Neger auf indianischem Boden Sclaven, ihr Loos hatte sich zu einem furchtbar harten gestaltet. Der Fall Richmonds befreite die Schwarzen in fünfzig Lagern der Rothhäute. Aber frei mitten im Lande von Wilden, ohne Zelte, ohne Büchsen, ohne Ponies. Nicht ein Acker gehörte ihnen, mit Murren wurden sie von ihren ehemaligen Herren davongejagt. Vielen Flüchtlingen aus den Wigwams der Choctaws und Chickasaws ist Caddo eine Heimath geworden.

Das Land, wo die Ausgestoßenen sich ansiedelten, ist ein Gebiet, welches die Caddos verließen, ein wandernder Indianer-Stamm, der in früheren Tagen in diesen Bächen fischte, in jenen Wäldern jagte. Als die Zahl der Stammesgenossen sich minderte, zogen sie in die Gegend von Washita und überließen ihre alten Jagdgründe den Prairiewölfen. Der Bezirk liegt im Lande der Choctaws, aber diese haben ihn nie beansprucht, und so wurde Caddo als herrenloses Land von den Negern in Besitz genommen, die sich, da ihnen schwarze Weiber fehlten, mit Squaws paarten.

Caddo ist, wie man aus der Art seiner Entstehung schließen darf, in seiner politischen Richtung radical, wenn nicht gar revolutionär. Die Neger und ihre Zambo-Sprößlinge sind keine Indianer, daher nach deren System rechtlos. Deshalb wollen sie die bestehenden Ordnung der Dinge gänzlich umstürzen, die getrennte Nationalität der Rothhäute aufheben, ihre Stämme und Familien zersplittern und vertheilen, die Mauern niederreißen, welche die Fremden vom Indianergebiete scheiden, die Blutfehden, die Despotie der Häuptlinge, die Gemeinsamkeit des Grundbesitzes der Wilden abschaffen.

„Wir müssen Alles umändern," explicirte uns ein radicaler Schwarzer, „den Verkauf der Squaws verbieten, das Territorium für Arbeit und Kapital erschließen. Doch wir selbst haben auch unsere Forderungen. Wie die Sachen liegen, besitzen wir gar keine Rechte. Sie sehen uns hier in Caddo, aber nur als Geduldete; unter keinem Rechtsschutz irgend welcher Art. Jene Felder gehören uns nicht.

Man kann uns jeden Augenblick vertreiben, ohne einen Cent Vergütung für alle unsere Anlagen."

„Aber die Häuptlinge der Choctaws sagten uns, daß sie Euch in Ruhe auf Euren Fluren lassen wollten!"

„Das mag sein. Aber wer kann sie dazu zwingen! Mit bloßen Versprechungen geben wir uns noch lange nicht zufrieden. Wir verlangen das Recht zu stimmen,



„Das Skalpiren der Feinde."

das Recht Aemter zu bekleiden, das Recht Grundeigenthum zu haben, das Recht als Geschworene zu tagen, das Recht unsere Kinder in die Schule zu schicken. Und diese Rechte sollen uns durch Kongreßbeschluß sanktionirt werden, nicht durch die Verheißungen von Choctaw-Häuptlingen."

Das sind die politischen Ansichten in Caddo, in der Presse vertreten durch den „Oklahoma-Star", das einzige und somit leitende Blatt des Städtchens.

8. Religion, Krankheit und Tod.

Weder Christ noch Muhammedaner noch Buddhist ist seiner Religion mehr ergeben, ein größerer Verfechter der religiösen Form, als der Indianer. Jede Phase seines Lebens ist mit seiner Religion auf das innigste verknüpft, und er unternimmt nichts, ohne zuvor die Stimmung seiner Götter, dem Delphischen Orakel gleich, befragt zu haben.

Wie die alten Perser ihren Ormuzd und Ahriman besaßen, so besitzen auch die Indianerstämme der Prairien zwei Götter, beide gleich groß an Weisheit und Macht.

Der eine ist der „gute Gott", der Freund des Indianers, ihn in allen seinen Unternehmungen, seien sie nun gut oder böse, nach seinen Kräften unterstützend und fördernd. Von ihm kommen alle angenehmen Dinge des Lebens: Nahrung, Kleidung, Vergnügen, die warmen Jahreszeiten, Erfolg im Kampfe, in der Jagd und — in der Liebe.

Der Andere ist der „böse Gott" — Gott des Bösen — stets der Feind des Indianers, ihm zu allen Zeiten und bei jeder Gelegenheit Böses zufügend, sobald er vom Guten Gott nicht im Schach gehalten wird. Vom Gott des Bösen kommen Krankheit, Unglück und Verderben. Er bringt die Kälte, treibt das Wild aus dem Jagdreiche des Indianers, macht ihm seine Weiber abwendig.

Zwischen diesen beiden Göttern, deren Sitz einerseits sich in den glücklichen Jagdgründen, andererseits im ewigen Winter befindet, besteht ein ewiger Kampf mit abwechselndem Glück, und der Gegenstand dieses Kampfes ist der Indianer.

Der glückliche Prairiebewohner hat nicht das geringste Gefühl von Recht oder Unrecht oder irgend welcher moralischen Verantwortlichkeit, ob nun für die Gegenwart oder Zukunft; er schreibt alles Gute, das ihm begegnet, der einen Macht, alles Schlechte der anderen Macht zu.

Der Gott des Guten fordert für seine unaufhörliche und wirksame Beschützung und Gnade, von dem Indianer — keinerlei Opfer — weder Anbetung noch Verehrung, ja selbst nicht den leisesten Dank. Der gute Gott kann niemals und durch keine Schlechtigkeit des Indianers erzürnt werden, kann sich niemals ungnädig abwenden. Man wird dies verstehen, wenn man bedenkt, daß der Indianer, seinen Begriffen nach, kein Unrecht thun kann. Diebstahl und Mord sind ja seine Mittel, sich den Lebensunterhalt zu verschaffen. Fraß und Völlerei, Unkeuschheit und alle jene Laster, welche wir mit den Namen der „sieben Todsünden" belegen, sind ihm ebenso natürlich wie jedem anderen Thier, sie unterliegen keiner anderen Einschränkung, als die durch thierischen Instinkt oder durch die Furcht hervorgerufen wird. Der Indianer kann wohl für Ungehorsam oder irgend ein gegen den Häupt-

ling im Stamme gerichtetes Verbrechen körperlich gezüchtigt werden. Er kann mitunter beordert werden, zur Sühne für den Mord eines Stammesgenossen oder die Wegnahme der Frau eines Anderen, eine gewisse Anzahl von Ponies oder Büffelhäuten zu bezahlen. Aber alle diese Unthaten und Verbrechen werden vollständig in diesem Leben bestraft, es herrscht nicht der Glaube an das jüngste Gericht, zu richten die Lebendigen und Todten. Wie immer sein Charakter, was immer auch seine Verbrechen zu Lebzeiten gewesen sein mögen, sie bleiben auf Erden zurück, werden nur auf Erden gesühnt. Die Hölle, der ewige Winter, besteht nicht zur Strafe für irdische Vergehen, selbst der größte Sünder gelangt nach seinem Tode sofort in seinen Himmel, seine glücklichen Jagdgründe — ausgenommen, er wird durch äußere, von dem moralischen Leben ganz unabhängige Umstände daran verhindert.

Während so der Indianer an ein ewiges Leben nach dem Tode glaubt, erstreckt sich doch die Macht und Herrschaft seiner beiden Götter nicht auf dieses Jenseit, sondern ist vollständig auf das Erdenleben beschränkt.

Nur in zwei Fällen wird der Indianer, seinem religiösen Glauben zu Folge, von den „glücklichen Jagdgründen" ausgeschlossen, diese Fälle haben mit der Lebensweise des Indianers nichts gemein, sondern beziehen sich auf die Todesart. So wird der Rothhaut ihr Himmelreich durch das Hängen entzogen, jeder Indianer stirbt lieber unter den schrecklichsten Martern, als daß er sich hängen läßt. Er ist nämlich in dem Glauben, daß die Seele den Körper durch den Mund verläßt, der sich im Momente der Auflösung von selbst öffnet. Da jedoch beim Hängen der Hals zugeschnürt wird, der Seele also der Austritt aus dem Körper versperrt ist, so stirbt er lieber tausendmal an dem Marterpfahl, wo es ihm wenigstens freisteht, seinen Mund im geeigneten Augenblicke recht weit aufzusperren.

Der andere Fall, durch welchen der Eintritt in den indianischen Hades verhindert wird, ist das S k a l p i r e n. Kein skalpirter Sterblicher kann jemals des Himmelreiches theilhaftig werden. D a v o n s t a m m t d i e g r a u s a m e B e g i e r d e, j e d e n F e i n d, o b l e b e n d i g o d e r t o d t, z u s k a l p i r e n, sowie die Sorge sich selbst und die Angehörigen des Stammes vor dem Skalpiren zu bewahren. Dieser Aberglaube ist es, welcher das Skalpiren und damit einige scheinbar räthselhafte Eigenschaften in dem Charakter des Indianers erklärt.*) In den Schlachten unter sich oder mit den amerikanischen

---

*) Ueber die Art und Weise des Skalpirens spricht sich der bewährte „Plainsmann" Colonel Dodge in folgender Weise aus:

„Der Indianer erfaßt mit der einen Hand das Scheitelhaar des zu skalpirenden Feindes, hebt damit die Kopfhaut ein wenig ab, und schneidet mit dem Skalpmesser eine kreisrunde Scheibe davon heraus, die mitunter beide Ohren umfaßt. Ist der Skalp so von der übrigen Haut abgetrennt, so wird er mit einem Zuge vom Kopfe gerissen."

Truppen sind die furchtbarsten Angriffe, die schlauesten Ueberfälle der Indianer nur dem Wunsche zuzuschreiben, den Leichnam eines gefallenen oder verwundeten Häuptlings oder tapferen Kriegers den Händen des Feindes zu entreißen und vor dem Skalpiren zu bewahren (das übrigens auch häufig von den amerikanischen Truppen an Indianern ausgeübt wurde).

Niemals wird man größere Todesverachtung wahrnehmen können, als bei den Versuchen indianischer Krieger, die Körper ihrer Freunde vor dem Skalpiren zu bewahren, und so (nach ihrem Glauben) ihre Seelen vor dem Untergange zu retten. Homer würde unter den Indianern viele Heroen gefunden haben, die unsterblichen Ruf ebenso sehr verdient hätten, wie Achilles für seine Bemühungen den Leichnam seines Freundes zu retten.

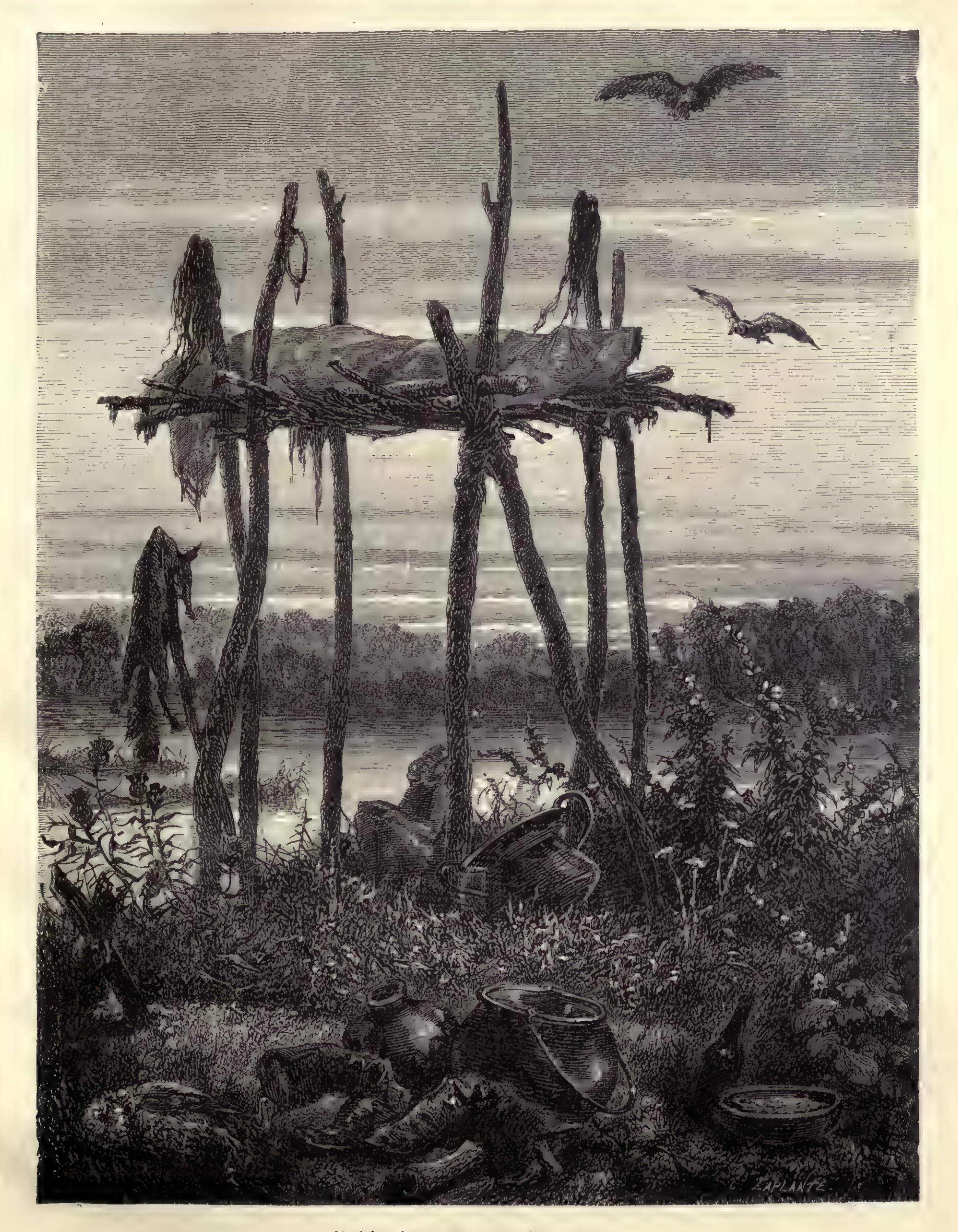
Ist jedoch der Skalp einmal vom Haupte des Freundes gerissen, dann wird der Leichnam selbst des theuersten Freundes, des größten Häuptlings, gar nicht beachtet. Er ist ein Aas, das der Beerdigung nicht mehr werth ist.

Der Indianer glaubt nicht daran, daß er sich seine Götter durch Wohlverhalten oder Opfer gewogen machen könne. Der eine ist ihm gewogen, der andere will ihm alles Böse anthun, er selbst ist nur ihr machtloses Opfer. Deshalb sucht er bei jedem Unternehmen zuvor herauszufinden, welcher der beiden Götter zu dieser Zeit die Oberhand besitzt, ob auch der Zeitpunkt zur Ausführung des Unternehmens geeignet sei. Dies geschieht in jedem Jahre einmal durch den sogenannten „Arznei-Tanz", zu welchem sich alle Horden eines Stammes versammeln, der auch gemeinschaftlich abgehalten wird. Der Indianer hat keine Priester oder Softas, sondern blos einen Arznei-Häuptling in jedem Stamme, der Bischof, Arzt und Krieger zugleich ist, dem ersten Häuptling im Range nahezu gleich steht, etwa wie die Erzbischöfe auch in früheren Zeiten den Regenten europäischer Länder. Ihm obliegt das Arrangement des „Medizin-Tanzes", der gewöhnlich in jedem Frühjahr unternommen wird, um zu sehen, ob das kommende Jahr für den Stamm günstig oder ungünstig ausfallen wird.

„Die Rothhäute sind auf die behaarten Theile des Körpers der Weißen wie versessen; sie selbst sind im Gesicht und am ganzen Körper haarlos, können sich demnach gegenseitig nur am Scheitel skalpiren. Der vollbärtige Weiße wird jedoch gelegentlich überall da skalpirt, wo er Haare besitzt. Selbst die kleinen Hautstückchen unter den Armen werden von den Barbaren losgetrennt. Der erwähnte Gewährsmann sah einst in einem Indianerlager einen Skalp, der aus der Haut eines Weißen, vom Nacken angefangen das Gesicht, und die Brust bis zur Theilung der Füße umfaßte. Er war sorgfältig gegerbt und erfreute sich als „gute Medizin" der besonderen Sorgfalt der Indianer.

Das Skalpiren ist nicht immer tödtlich, und im Westen, an den Grenzen des Indianergebietes, findet man skalpirte Weiße gar nicht selten.

Der Aberglaube, welcher bei diesem grausamen Tanze zu Tage tritt, ist ebenso lächerlich, wie haarsträubend. Es würde zu weit führen, alle Zeremonien des Tanzes,



Indianische Begräbniß-Stätte.

welche von dem „Medizin-Häuptling" geregelt werden, zu schildern, es sei der Vorgang deshalb nur in kurzen Worten dargestellt. Eine Anzahl von jungen Krie-

gern wird berufen, den Tanz in einem eigens erbauten Zelte, der „Medicine Lodge“, unter allerhand kabbalistischen Vorgängen auszuführen. Sie müssen eine gewisse Zeit (die zwischen einem Tage und drei Tagen schwankt) unausgesetzt innerhalb eines abgesteckten Kreises tanzen; fällt einer der Tänzer vor Müdigkeit nieder, so wird er von den umherstehenden Weibern wieder aufgehetzt. Das Geschrei, der Lärm, das Zurufen, die Aufregung des ganzen Stammes sind unbeschreiblich, denn es wird durch den Tanz am nächsten Tage entschieden sein, ob das Jahr (nach ihrem Glauben) Glück oder Verderben über sie bringen werde. Wohl ist die Ausdauer der jungen, sich zu Tode tanzenden Krieger unglaublich, denn sie tanzen oft einen ganzen Tag hindurch, ohne zu stürzen. Allein ihre Kräfte nehmen ab, und nur die Todesangst, verbunden mit dem Aufhetzen der Weiber erhält sie noch. Je näher der Ablauf der festgesetzten Frist bevorsteht, desto ungeheurer wird die Aufregung. Allein die erstere ist noch nicht abgelaufen und der Tanz ist vorüber. Zwei der Krieger fielen in Folge der Anstrengung todt nieder. Das ist der Zweck des Tanzes. Stirbt einer der Krieger innerhalb der festgesetzten Zeit, so bedeutet dies „schlechte Arznei“, das nächste Jahr wird Unglück bringen. Dies verursacht Trauer und Wehklagen im Lager, das man in solch' wahnsinniger Uebertreibung auf keinem Schlachtfelde wiederfinden dürfte. Das „Arznei-Zelt“ wird verbrannt, und der Stamm flieht in Horden getheilt, von dannen, um das ganze nächste Jahr thatenlos zu bleiben.

Läuft jedoch die Frist des Tanzens vorüber, ohne daß Jemand von den Tänzern stirbt, dann herrscht allgemeine Freude, denn dies bedeutet „gute Arznei“. Das nächste Jahr wird Glück bringen, es werden dann alle Kriege, alle Kämpfe, alle Ueberfälle, alle Diebstähle gewagt.

Man kann sich denken, daß sich die Krieger nur ungerne bequemen, im Arzneitanz mitzutanzen, allein das Gebot des Arznei-Häuptlings ist ein Machtwort, dem zu widersprechen den Tod herbeiführen würde. Darum greift der vom Arznei-Häuptling bestimmte Krieger zu anderen Mitteln; er besticht denselben und lenkt das Verhängniß auf einen anderen, dessen Armuth ihm gleiche Mittel nicht erlauben. Und da nun diese Arznei-Chefs für derartige Gaben ebenso zugänglich sind, wie türkische Provinzbeamte, so kann man sich vorstellen, welch' einträgliche Stellung der Arznei-Chef eines Stammes besitzt.

Außer diesem großen Medicin-Tanz macht der Indianer für sich selbst und seine Familie nahezu allwöchentlich noch eigene „Medicine“, indem er aus allerhand kleinen abergläubischen Anzeichen auf das Glück oder Unglück der kommenden Woche, oder der nächsten Jagd u. s. w. schließt. Der Indianer hat diesen Aberglauben mit vielen anderen, auf niederer Kulturstufe stehenden Völkern gemein. Ganz gewöhnliche alltägliche Vorkommnisse, wie das Bellen eines Hundes zu gewissen Zeiten, ein Insekt

am Wege, der Flug eines Vogels u. s. w. sind mystische Anzeichen, welche dem Indianer als Richtschnur für sein Tagewerk dienen. Auch der Glaube an die wächsernen Heiligen, an die heiligen Gebeine und die geweihten Rosenkränze der christlichen Völker oder der Fetischdienst der Afrikaner ist ihm in gewissem Sinne eigen, denn jeder Indianer trägt am Halse ein Ledersäckchen mit geweihter Erde oder allerlei Holz, Knochen und Federn, die ihm nach seiner Meinung zum Schutz gereichen.

Wie bereits erwähnt, schreibt der Indianer alles Unglück, also auch die Krankheiten, von denen er heimgesucht wird, dem bösen Gott zu. Im Allgemeinen hat er jedoch, sofern er den von der Zivilisation noch wenig beeinflußten Stämmen angehört, von Krankheiten nur wenig zu leiden. Der stete Aufenthalt im Freien, die kräftige Fleischnahrung und die Leibesübungen härten ihn gegen Rheumatismus u. s. w. ziemlich ab. Außerdem sind die Prairie-Indianer mit einfachen Naturheilmitteln wohl vertraut, ihre ganz erstaunliche Zähigkeit bringt sie über die gewöhnlichen Leiden und Verwundungen bald hinweg.

Sollten die „Hausmittel" nicht ausreichen, dann kommt der Backofen an die Reihe. Es wird aus Steinen oder Erde ein kleiner, halbkugelförmiger Ofen gebaut, in dessen Innern ein Feuer unterhalten wird, bis der ganze Ofen erhitzt ist. Dann wird das Feuer erstickt, und der Kranke muß nun, seiner Kleider gänzlich entblößt, in den Ofen kriechen, dessen Öffnung mit einer Decke verstopft wird. Hier bleibt er nun bis ihm der Schweiß in Strömen vom Körper rinnt. Dann wird er herausgezogen — denn gewöhnlich ist er zu schwach, um sich auch nur zu rühren — und in einen Wassertümpel oder einen Fluß geworfen. Häufig ist dies Mittel von Erfolg begleitet, allein ebenso häufig gelangt der Kranke gleichzeitig mit seinem Douche-Bade auch in die „glücklichen Jagdgründe"*).

Den größten Tribut fordern bei den Indianern die Epidemien, das gelbe Fieber, die Cholera und die Blattern, der schrecklichste der Schrecken der rothhäutigen Prairiebewohner. Sie fliehen vor ihnen Hunderte von Meilen weit, so lange sie die wunden Füße nur tragen können. Bricht einer oder der andere ermattet zusammen oder wird er von der furchtbaren Krankheit am Wege befallen, dann wird er mit seiner ganzen Habe liegen gelassen, und die übrigen fliehen im größten Entsetzen von dannen. Brechen die Epidemien in ihren Zeltlagern aus, so fliehen sie mitunter, ohne auch nur das Geringste von ihrer Habe mitzunehmen. Alles, ihre Zelte und Geräthschaften bleiben zurück, während sie mit ihren Pferden davon eilen, um sich aufs neue ihren Hausbedarf zu erjagen.

Sei es nun Krankheit oder Krieg, welche den Tod eines Indianers herbeiführen, er tritt sofort in die glücklichen Jagdgründe, in seinen Himmel ein, um dort in Ewigkeit

---

*) Dodge, plains of the West.

zu leben. Die Begriffe des Indianers über das Jenseits sind eben so unbestimmt wie unsere eigenen. Warum er an ein Jenseits denkt und sich die Einrichtungen desselben so ausmalt, weiß er selbst nicht. Er betrachtet das Leben in den glücklichen Jagdgründen als eine Fortsetzung des irdischen Lebens. Der Tod vermittelt diesen Uebergang, und geradeso wie er gestorben, so tritt er in das Jenseits. Der Greis, der junge, kräftige Krieger, die Jungfrau, das Kind, alle gelangen in derselben Gestalt und in demselben Alter und Verstandesgrade in die Jagdgründe, um für die Ewigkeit Greis, Krieger, Jungfrau oder Kind zu bleiben. Im Jenseits giebt es kein Wachsthum, keine Veränderung. Wer in diesem Leben lahm, blind oder alt war, der ist es auch im Jenseits. Er gelangt dahin mit denselben Leidenschaften und Wünschen, die ihn zu Lebzeiten kennzeichneten, deshalb ist es auch der Wunsch jedes Indianers, in seiner vollsten Manneskraft, am Höhepunkte seines Lebens zu sterben, um sich so im Jenseits für die Ewigkeit im gleichen Zustande zu befinden.

Stirbt er, so wird sein Lieblingspferd erschossen, so daß er in den glücklichen Jagdgründen sein Pferd besitzt. Ebenso werden ihm alle Dinge mitgegeben, deren er am nothwendigsten bedarf. Bogen und Pfeil, Flinte und Pistole, Decken und — Kochtopf. Alle diese zur Jagd und zum Kriege erforderlichen Geräthschaften muß er mit sich nehmen, denn er wird im Jenseits seinen Feinden, sowie wilden Thieren begegnen, gegen die er sich zu vertheidigen hat. Er hofft, dort glücklich zu sein. Er wird alle seine Feinde erschlagen und skalpiren, viel Wild erjagen u. s. w.; allein er versucht es nicht, zu erklären, was dann mit den Seelen der im Jenseits erschlagenen Feinde oder den Phantomen der wilden Thiere geschehen wird? Dies überläßt er der Weisheit des guten Gottes, denn der böse hat auf die glücklichen Jagdgründe keinen Einfluß.

Merkwürdigerweise glaubt der Indianer, daß er, sobald er in dunkler Nacht getödtet werde, auch im Jenseits für die Ewigkeit im Dunkeln leben müsse — ein Glaube, welcher den amerikanischen Truppen im Kriege mit den Rothhäuten die unschätzbarsten Dienste leistet. Die Truppen sind nämlich auf diese Weise vor nächtlichen Angriffen fast vollkommen sicher, und wenn man bedenkt, wie schrecklich dieselben in den gänzlich unbekannten, den Indianern jedoch vollkommen vertrauten Ländern sein müßten, so wird man erkennen, wie viel Blutvergießen vermieden, wie viele Menschenleben durch diesen Glauben gerettet werden.

Der Indianer ist, wie die meisten wilden Völkerstämme, ein eifriger Anhänger der Blutrache, es ist die Pflicht jedes einzelnen, den Tod eines Verwandten mit gleichen Mitteln an dessen Mördern zu vergelten; auf diese Weise entstanden die meisten fürchterlichen Kämpfe unter den Indianerstämmen, die nicht selten mit der gänzlichen Ausrottung eines Stammes endeten. So sind beispielsweise die Sioux- und

Pawnee-Indianer noch gegenwärtig in einem Kampfe auf Leben und Tod begriffen, ja der letztgenannte, einst so mächtige Stamm ist auf einige hundert Menschen zusammengeschmolzen.

Die Begräbnißstätte des Indianers ist entweder die Erde oder irgend ein Baum, auf dessen Aesten der Verstorbene in horizontaler Lage aufgebahrt wird. In der Nähe des Baumes wird sein Lieblingspferd erschossen; der Leichnam selbst wird gewöhnlich mit einem Hemde und einem alten Soldatenrocke oder ein paar Hosen bekleidet, denn an solchen fehlt es in den glücklichen Jagdgründen. Neben dem Leichnam werden Bogen und Pfeile sowie alle jene Geräthschaften aufgehängt, welche er bedürfen könnte. Es ist rührend, mit welcher Aufopferung und Uneigennützigkeit die Verwandten und Freunde des Verstorbenen den letzteren mit ihrem eigenen Hab und Gut ausrüsten. Sie würden eher ihr Letztes hergeben und vor Hunger sterben, ehe sie dem Todten irgend etwas versagten. Wohl sehen sie die für sie so kostbaren Artikel noch wochen- und monatelang neben dem Leichnam hängen, trotzdem würde es kein Indianer jemals wagen, diese Schätze der Todten zu berühren. Nicht die Waffe und der Artikel selbst, sondern blos dessen Phantom ist es, welches mit dem Verstorbenen ins Jenseit gelangt und dadurch erklären sich auch die Indianer das Vorhandensein der Artikel bis zu ihrem Zerfallen.

Die Begräbniß-Zeremonien richten sich je nach dem Range des Verstorbenen. War er ein Häuptling, dann wird der Leichnam sorgfältig gewaschen, bemalt und frisirt auf eine Bahre gelegt, und auf dem bestgelegenen Baume in der Nachbarschaft oder in einer trockenen Höhle an den Ufern eines Flusses unter großer Feierlichkeit beigesetzt. Den Pferden im ganzen Stamme werden die Mähnen und Schwänze abgeschnitten, die Frauen des Verstorbenen schneiden sich die Haare kurz und eine Zeit lang herrscht allgemeine Trauer. Niemals aber wird das Grab eines Häuptlings oder Kriegers gepflegt und erhalten. Es bleibt dem Zahn der Zeit und dem Wetter überlassen, so daß in wenigen Jahren jede Spur davon verwischt ist.

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

Nord-Amerika

von

Ernst von Hesse-Wartegg.

III. Band.



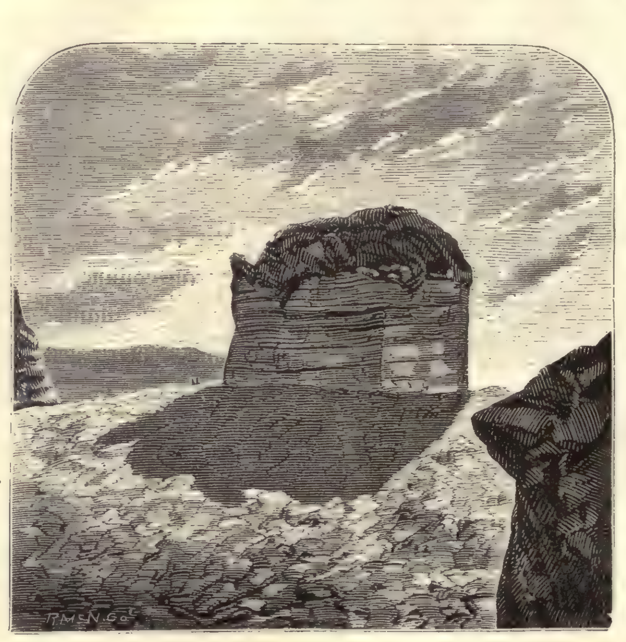
I. Californien.

1. Auf der Pacific-Bahn zum Salzsee.

Mit dem Monopol der ersten großen Pacific-Bahn ist es schon seit Langem zu Ende. Im Norden und Süden dieser ersten transcontinentalen Eisenbahn sind eine Anzahl anderer entstanden, welche Ost mit West, den atlantischen mit dem stillen Ozean verbinden, neue Länderstrecken der Besiedlung, neue Häfen und Handelsplätze dem Verkehr eröffneten. Der Nordwesten, selbst Canada, dann Kansas, Colorado, Texas und Arizona haben neue ostwestliche Conkurrenzbahnen erhalten, die einen Theil des großen Verkehrs zwischen Newyork und San Francisco von der ersten, Pacific-Bahn ablenken. Aber das System der Union- und Central-Pacific-Bahn bildet noch immer die wichtigste und am meisten befahrene, wenn auch nicht die interessanteste dieser transcontinentalen Verkehrslinien. Die erstgenannte besitzt auch eine zu demselben System gehörige südliche Parallellinie, die frühere Kansas-Pacific-Bahn, welche von Kansas City am Missouri ausgehend, durch die Staaten Kansas und Colorado nach Denver führt und in Cheyenne an den Hauptarm der Union-Pacific anschließt. Sie durchschneidet, gleich dem entsprechenden nördlichen Theil der Union-Pacific, die ganze Breite der westlichen Prairien auf einem so langsam ansteigenden Boden, daß die circa 1400 Meter betragende Steigung zwischen Kansas-City und Denver ohne irgend eine beträchtliche Terrainschwierigkeit ganz unmerklich überwunden wird. Erst bei Cheyenne beginnt, bei einer Meereshöhe von 6041 Fuß, der Anstieg ins Gebirge, der indeß nicht mehr sehr bedeutend ist, da man bereits bei 8242 Fuß die Paßhöhe (bei Station Sherman) erreicht. Der Theil des Felsengebirges, über welchen hier die Bahn gelegt ist, trägt den Namen Black-Mountains, „Schwarze Berge".

Bei Cheyenne ist das Land eine „rolling Prairie", ein wellenförmiges Land mit kurzem, trockenem Graswuchse, wie man ihm überall längs des Fußes der Felsengebirge begegnet. Die Bahn führt westwärts in fast gerader Linie auf das

Gebirge zu, übersteigt oder umgeht eine Bodenwelle um die andere und begegnet höheren, je höher sie selber steigt. Plötzlich ist es aber, als zögen sie sich alle aus der welligen Flachheit zu steileren Formen zusammen, sie sind unversehens zu Hügeln geworden, Felsengrate treten aus ihren Seiten, Klippen aus ihren Scheiteln und tief aufgerissene wasserlose Thäler scheiden sie. Einige sind hoch und wild genug, um sich als würdige Vorberge den schneebedeckten Gipfeln der Longs-Peak-Gruppe vorzulagern, die zur linken Hand herüberragen. Vereinzelte, weitzerstreute Föhren, von gedrücktem Wuchs stehen vor Felswänden, in Schluchten, Spalten und sonstigen geschützten Stellen — eine bei aller Kümmerlichkeit und Aermlichkeit erfreuliche Abwechselung nach der wüstenhaften Einförmigkeit der Hochprairie. Auch sie lehren, daß wir mitten im Gebirge sind, obwol die Prairie kaum eine Stunde hinter uns liegt.



Der „Theekessel".

Die seltsamen Formen der Felsgruppen drängen sich mit phantastischen Gleichnissen an die Sinne. Als Felsen wohlbekannter Art aus der Nähe unbeachtet gelassen — erregen und fesseln sie aus der Ferne unter zahllosen, täuschenden Formen die Aufmerksamkeit — auf den Bergen, als lange Linien rohen Gemäuers, als Burgen, Trümmer von Kirchen und Kapellen, in fernen Thälern als Pyramiden oder Grabmäler, oft zu säulenreichen Kirchhöfen gehäuft, an Abhängen als Hütten, dunkle Bergwerkseingänge, Terrassen oder Bastionen. Und außer dem Zuge, der langsam bergauf dampft, ist alles ganz menschenleer, in das einförmigst graugrüne Gewand des dürren Grases gehüllt, selten von den Föhren unterbrochen, deren dunkle, gedrückte Umrisse selbst wie verzaubert erscheinen.

Stunde auf Stunde fügt in langen Zwischenräumen eine geringe Zahl weiterer Erscheinungen in dieses einförmige Bild. Eine Schafherde mit vielen schwarzen und weißen Lämmern; ein Wasserthurm, der mit langem, eisernem Arm dem Dampfkessel Nahrung spendet; verlassene Hütten, die bis ans Dach in der Erde stehen;

einige Blockhäuser für Bahnbeamte; der Schäfer, ein Knabe, der mit langem Stab und Flinte zu Pferde sitzt, und sein zottiger Hund, der ihm voraus zur Heerde eilt; einige graue Erdeichhörnchen, die ein altes Bachbett herabhüpfen, bieten die einzige Abwechslung.

Weiter treten an leblosen Dingen zahlreiche Schneezäune, Schneemauern und der erste jener aus Balken und Brettern hergestellten Tunneln auf, welche später in der Sierra Nevada auf meilenweite Strecken die Bahn gegen Schneeverwehungen zu schützen haben. Es sind dies einfache Einrichtungen, die aber ihren Zweck vollkommen erfüllen. Die Schneezäune sind roh gezimmerte Wände, welche in geringer Entfernung von der Bahnlinie, oft in mehreren Reihen hintereinander herziehen und derart schief stehen, daß sie den von der Seite heranwehenden Schneemassen eine dachartig abfallende Fläche bieten, die natürlich gegen Seitendruck weniger empfindlich ist. Die Schneemauern sind rohe Mauern aus Feldsteinen und kommen viel seltener vor als die Zäune. Die bedeckten Gänge endlich, die eigentlichen Snow-sheds, sind wie gesagt gezimmerte Tunnels, die nur an den gefährdetsten Stellen der Bahn angebracht sind, diese aber meilenweit einhüllen. Wo dieselbe aus der Sierra Nevada in das Sacramentothal hinabsteigt, zieht sie durch ein Gebirgsland, welches die herrlichste Landschaft darbietet, welche man überhaupt von einer amerikanischen Bahn aus sehen kann. Aber gerade auf dieser Strecke ist durch diese Snow-sheds die Welt buchstäblich mit Brettern vernagelt, nur wo vielleicht zufällig eine Latte weggebrochen ist, gewinnt man ein ganz flüchtiges Augenblicksbild irgend eines grünen Sees, der im Tannendunkel tief unten im Thale liegt, sowie der ersten Wälder, deren Anblick auf die Kahlheit der Hochebene hin doppelt erfreulich ist, sowie der Wasserfälle und Sturzbäche, welche hier bereits dem Wassersystem des stillen Ozeans angehören. Mit welcher Begier stürzt man daher ins Freie, um Umblick zu halten, sobald der Zug eine Minute hält!

Dieser Bahnschutz ist hier nothwendiger als irgendwo zwischen Missouri und Stillem Meer, denn jene Seite der Sierra, die westliche, empfängt die feuchten Westwinde aus erster Hand, und was im Hinterlande an Schnee und Regen zu wenig fällt, fällt hier oft zu viel. Auf der Strecke aber, welche wir jetzt befahren, dem im südöstlichen Theile des Territoriums Wyoming befindlichen Ostabhange, ist nicht die Masse des Schnees der Hauptgrund der zahlreichen Schutzmittel, mit welchen man die Bahn umgeben hat, denn es fällt davon selbst bei der Station Sherman, also auf der Paßhöhe, selten mehr als ein paar Zoll, sondern die äußerst heftigen Winde, welche ihn von den Bergen herab ins Thal tragen und gerade in den zahlreichen Einschnitten, welche die Eisenbahn zu passiren hat, am häufigsten zusammenwehen.

Auf der Paßhöhe, bei der nur aus wenigen Häusern bestehenden Station Sherman, ist die kahle, wilde Einförmigkeit der Gebirgswüste am ausgesprochensten und bleibt nun der herrschende Zug im Bilde, bis wir an den großen Salzsee hinabge-

langen, in dessen Nähe die Natur freigebiger, auch durch eine stellenweise schon intensive Kultur ausgebeutet wird. Es gibt wohl Oasen saftigen Graswuchses und dichter Weiden- und Pappelgebüsche, ja die wasserreiche, fruchtbare Hochebene von Laramie, die größte von ihnen, ist nicht weniger als 100 Meilen lang und durchschnittlich 40 Meilen breit, aber in der Ferne sieht man immer die kahlen Höhen, und wo das Wasser nicht hinkommt, hat mitten in der noch grünen Steppe die Wüste in abschreckender Dürre wieder überhand genommen. Oft muß der Boden schon mit Salzen geschwängert sein, da selbst am Rande mancher Gewässer, die hier häufig von Süden her die Bahnlinie kreuzen, um sich in den etwas weiter nördlich nach Osten zum Missouri abfließenden North-Plattefluß zu ergießen, der Pflanzenwuchs um nichts kräftiger ist, als auf den ganz dürren erhöhteren Stellen. Freilich sind auch diese Bäche ärmlich genug, besonders in der Sommerszeit, wo sie zu kaum mehr sichtbaren Wasserfäden werden. In sehr entschiedener Weise prägt sich dies am Bitter-Creek aus, in dessen Thale die Eisenbahn eine Zeit lang hinführt, denn sein Wasser selbst ist so salzgeschwängert, daß man es nicht genießen und selbst zur Kesselspeisung nur schwer benutzen kann. Hier war eine der gefährlichsten Strecken für die vielen Einwanderer, welche vor der Vollendung der Pacific-Bahn mit ihren Familien auf Wagen und Pferden, oft karavanenweise, durch die Wüste nach den Ländern der Verheißung im fernen Westen zogen.



Die Pacific-Bahn:
Der „Sentinel-Fels" im Echo Cañon.

Wenn beim Herabsteigen von der Paßhöhe die Schneegipfel von Longs-Peak in zartesten und doch grandiosen Umrissen am südlichen Horizont ins Auge treten, gewähren sie bei solch ödem Charakter der nähern Umgebung eine wahre Erquickung. Der Kontrast der todten Farben mit dieser, gleichsam sanft glühenden des fernen Gebirges ist außerordentlich, und man begreift, wie eine geheimnißvolle Ahnung von Reichthum und erfreulichem Leben auch ohne alle sagenhaften Ueberlieferungen so

viele über diese traurige Oede weg nach dem Gebirge ziehen konnte. Es ließ sich unendlich viel in diese blaue Ferne dichten, viel auch hineinwünschen. Scheinen doch schon die Wolken, die über ihnen hängen, eine ganz andere Fruchtbarkeit anzudeuten, als sich in den Salzkräutern und rauhen Borstengräsern dieser Hochebene kundgibt.

Einen Tag und eine Nacht sauste der Zug durch diese Wüste, die, von den Oasen abgesehen, nur in leichten Schattirungen ihr Ansehen ändert, im wesentlichen Charakter aber sammt Felsen und Föhren immer dieselbe bleibt. Die Stationen, so zahlreich sie auch sein mögen, bestehen zum größeren Theil aus wenig mehr als einer Ausweichestelle, einer Speisepumpe und etwa einer Erdhütte. Bahnwächterhäuschen und dgl. findet man hier ebensowenig wie auf den andern Bahnen Amerikas. Die Pumpen werden überall durch große, hoch über den Boden ragende Windmühlen getrieben, die eine Haupt-Charakteristik dieser Gegenden bilden. Die Staffage bereichert sich langsam. Antilopen werden zu zweien und dreien in der Ferne sichtbar. Wir passiren kleine und große Stationen, an denen selten ein Mensch aus- oder einsteigt, und von denen die kleinen aus vereinzelten, die großen aus zusammengehäuften Hütten bestehen. Die letzteren sind immer der Mittelpunkt des lokalen Handelsverkehrs, daher mit Waaren aller Art vollgepfropft, mit Ankündigungen und Reklamen bedeckt. Auch an Schenken ist nirgends Mangel. Die bedeutendste dieser Stationen ist die 3000 Einwohner zählende Stadt Laramie, eine verhältnißmäßig industriereiche, inmitten einer eisen- und kupferreichen Gegend gelegene Ansiedlung, welche in Folge der bevorstehenden Entwicklung des Minenwesens in Wyoming vielleicht großer Blüthe entgegengeht, vielleicht aber auch in einigen Jahren wieder verschwunden sein wird. Die Zukunft amerikanischer Prairiestädte kann Niemand voraussehen. Eine dieser Hüttengruppen heißt Como — wegen eines elenden Tümpels in der Nähe, der nach dem oberitalienischen See genannt ist und eine Unzahl großer, oft bis zu 14 Zoll langer Salamander beherbergt.



Die Pacific-Bahn: Der Thurm-Felsen im Echo-Canon.

Da bei so langem Zusammensein der Passagiere sich mehr Geselligkeit entwickelt, als man sonst bei Eisenbahnreisen zu finden pflegt, so kann man freilich auf ein paar

Stunden die Wüste vergessen, durch die man fährt. Man fühlt sich fast wie auf einem Schiffe von der äußeren Welt abgeschnitten und auf den engen Kreis der Mitreisenden verwiesen, von denen die meisten drei oder vier Tage zusammenbleiben. Die ganze Reise von Omaha bis San Francisco dauert jetzt bloß noch ca. 3½, von Chicago 4½, von New-York ca. 6 Tage. Bis vor wenigen Jahren betrug die Reisedauer von der atlantischen bis zur pacifischen Küste 7 bis 8 Tage. Man ist überdies in den Salon- und Schlafwagen räumlich nicht so beschränkt, wie in den Eisenbahnwagen des europäischen Systems, sondern kann von Sitz zu Sitz, von Wagen zu Wagen gehen, kann ein Tischlein zum Speisen, Lesen oder Kartenspielen vor sich hinzaubern, kann sich waschen und beliebig viel kaltes Wasser trinken. Das befördert das Wohlbefinden und damit die Geselligkeit. Es ist hier zu Lande nicht schwer, Bekanntschaften zu machen, und da in den Schnellzügen der Pacific-Bahn doch durchschnittlich 60—80 Personen fahren, kann jeder, der auch nur halbwegs umgänglich ist, einen oder einige Menschen finden, deren Gesellschaft ihm zusagt. —

Die Mahlzeiten werden während der Eisenbahnfahrt zumeist in Restaurationen eingenommen, welche von der Bahngesellschaft auf der ganzen Strecke in bestimmten Entfernungen eingerichtet wurden und gewöhnlich unter der Leitung eines Pächters stehen, der für je 75 Cents bis einen Dollar ein ganz annehmbares Mahl liefert. Der Aufenthalt in diesen, Breakfast-, Dinner- und Supper-Station genannten Restaurationen, dauert gewöhnlich eine halbe Stunde. In neuerer Zeit sind überaus zweckmäßig eingerichtete Buffetwaggons, d. h. mit einer Buffetvorrichtung für Servirung kalter Speisen sowie Getränke ausgestattete Pullman-Schlafwaggons in den Ueberlanddienst auf dieser Strecke eingestellt worden, so daß ein kleinerer Imbiß während der Fahrt genommen werden kann.

Der gewöhnliche Eisenbahnzug dieser Pacific-Bahn, wie er täglich einmal von San Francisco ostwärts und von Omaha westwärts ausfährt, besteht aus einem Waggon erster Klasse, einem Waggon zweiter Klasse, einem Gepäck- und mehreren Schlafwaggons. Im Waggon zweiter Klasse befindet sich eine Raucher-Abtheilung. Ein Wagenwechsel findet vom Missouri bis zum Stillen Ozean nur einmal und zwar in Ogden (Territorium Utah) statt. Die Fahrpreise sind dem Wechsel unterworfen und betragen beiläufig 126¾ Dollars 1. Klasse, 100½ Dollars 2. Klasse für die ganze Strecke von New-York nach San-Francisco, 95 Dollars 1. Klasse, 75 Dollars 2. Klasse von Omaha und 85½ Dollars 1. Klasse von Denver. Die Kosten der Benützung eines Schlafwaggons für die ganze Strecke von Ozean zu Ozean belaufen sich außerdem auf ca. 22 Dollars.

Es sei an dieser Stelle auch noch Einiges über den Charakter der von der Bahn aus sichtbaren Gegenden von Wyoming und Utah, dem Gebiete der Union-Pacific-Bahn angeführt. Die Felsengebirge stehen zwar, schon wegen der vorwalten-

den Dürre, an Schönheit der Landschaft weit hinter den Alpen zurück, und höchstens Schluchtenthäler oder Canons können mit großartigen Scenerien aus unseren Hochgebirgen verglichen werden. Aber man kann doch nicht verkennen, daß derjenige Abschnitt, welcher von dieser Pacific-Bahn durchmessen wird, das Gebirge zufällig in seiner ärmsten und einförmigsten, ja fast abschreckenden Ausbildung vor Augen führt. Da die Mehrzahl der Reisenden ohne Seitenabstecher durchs Land fährt, wird dieser einseitige Eindruck leicht verallgemeinert, und oft hört man daher die schiefsten, ungünstigsten Urtheile über den Charakter der Felsengebirge. Wir haben indessen bei unseren früher geschilderten Wanderungen durch Colorado bereits die Schönheit der „Rocky Mountains“ kennen gelernt.

Mit den Gebirgslandschaften, durch welche unsere Alpenbahnen führen, können jene dieser ersten Felsengebirgsbahn freilich nicht verglichen werden. Wenn wir die Paßhöhe des Brenner mit der der Black- oder Humboldt-Mountains vergleichen, scheint uns jenes Alpenbild, das ja noch lange keins der großartigsten und schönsten ist, das Werk einer unendlich reichen und künstlerisch gestaltenden Phantasie, während diese hier, selbst an den kühnsten Stellen, wie leere Umrisse erscheinen, wie Rahmen, die erst noch der Ausfüllung mit Formen und Farben harren. Der gewaltige Wasserreichthum, die zahllosen Quellen und kleinen Wasserfäden der Alpen treten gerade dort so wirksam auf, während hier meistens nur ein etwas lichterer grüner Ton in der graulichen Pflanzendecke von verborgener, spärlicher Feuchtigkeit spricht. Diese Leere und Armuth bekommt durch die vorwiegend trägen Linien der Bergumrisse und die dann und wann mit regelloser Wildheit zusammengeworfenen Felsenmeere selbst etwas Rohes, Abstoßendes, das allerdings nichts als eines reicheren Pflanzenkleides bedürfte, um vielleicht selbst gefällig zu erscheinen.

Anläufe zu alpinen Bildern sind an manchen Orten doch vorhanden. Es sind indeß nur Anläufe. Wir steigen von der Hochbene der Black-Mountains zum Becken des Großen Salzsees durch einige Schluchtenthäler hinab, die von ziemlich wasserreichen und wilden Bächen durchrauscht werden und auf der Thalsohle und an den Abhängen grüne Wiesen und reiches Buschwerk tragen. Blaue, schneebedeckte Gipfel der fernen Uintah-Ketten, die vor uns auftauchen, schmale Felsenthäler mit saftigem Graswuchs am Ufer ihrer Bäche, die da und dort aus den Seiten der Felsenwälle hervorbrechen, Hügel und Berge, Föhren, die wieder häufiger sich an die Felsspalten schmiegen, künden den Eintritt in das Wahsatchgebirge an, die Schranke, welche das wüste Hochland des Wyoming-Territoriums vom Becken des Großen Salzsees trennt. Die Bahn läuft durch den Echo- und Weber-Canon, zwei Thäler, deren wilde Felszerklüftung (2000 Fuß hoch bauen sich die Sandstein-Wälle, -Thürme und -Pfeiler senkrecht weite Strecken auf) nur in einzelnen Theilen der östlichen Felsengebirge von Colorado ihres Gleichen findet.

Hier waren einst die gefährlichsten Stellen der Bahn in den ersten Monaten nach ihrer Vollendung, denn ein ähnlich schwieriges Terrain findet man nur am Westabhange der Sierra wieder, wo es nach Californien hinabgeht. Die Namen des Green River, der „Red Desert“ (der rothen Wüste), der Teufelspforte bei Sweetwater u. s. w., werden in der Geschichte dieser Bahn immer in Erinnerung bleiben. Jetzt sind die Brücken längst so solid wie irgendwo auf einer westlichen Bahn, der Bahnkörper befestigt und vor abstürzenden Trümmern geschützt. Die sogenannten Trestle-Works, Viadukte, die aus scheinbar ganz leichten Balken gezimmert sind, sehen freilich noch immer gefährlich aus für den, der nicht viel von amerikanischen Bahnen kennt; aber ihre sinnreiche Zusammenfügung macht sie zu ganz zuverlässigen Trägern, und wer z. B. Gelegenheit gehabt hat, auf südlichen Bahnen zu reisen, wo man oft meilenweit die Sümpfe mit solchen Trestle-Works überbrückt hat, vertraut sich ihnen auch hier ohne Beängstigung an, selbst wenn thurmhoch unter ihnen die Tiefe gähnt.



Die Pacific-Bahn: Schnee-Tunnels in den Felsengebirgen.

Die Schneeberge der Uintah-Mountains, deren träge flache Umrisse lange vor uns standen, spärlich bewaldet, vorwiegend kahl, sind nun zur Seite gerückt und wir fahren an ihren Abhängen hin. Die Felsenthäler machen Thalbecken mit herrlichen Grasmatten und stillen Wässern Platz; der Boden nährt wieder Blumen, die an die saftigen „Bottoms“ der östlichen Prairien erinnern, trägt Wiesen und Felder hochhalmigen, goldenen Getreides, längs der Bäche Weiden- und Erlendickicht, das durch

Schlinggewächse fast undurchdringlich verflochten ist. Als die Mormonen auf ihrem Zuge nach dem Salzsee aus der Wüste des Hochlandes in diese Thäler herabstiegen, verglichen sie nicht mit Unrecht das Land, das vor ihnen lag, mit dem Gelobten Lande, das den Juden nach ihrem Wüstenzuge bescheert ward. —

So gleitet nun die schwere Wagenreihe wie von ihrem eigenen Gewichte getrieben gegen den großen Salzsee hinab, den leider die Dämmerung nur undeutlich erblicken läßt. Ehe wir ihn erreichen, wird in Ogden Halt gemacht und der Wagen



Utah-Indianer.

gewechselt. Von hier geht die Zweigbahn nach der Mormonenhauptstadt Salt Lake City ab, die man in zwei Stunden erreicht. Von Denver kann man Salt Lake City mittelst einer parallelen Concurrenzlinie, der pittoresken schmalspurigen Gebirgsbahn der Denver- und Rio-Grande-Gesellschaft, auch direct erreichen, ohne Ogden zu berühren. Von der Union-Pacific gelangen wir bei Ogden nun zur Central-Pacific, es ist jedem wohl, die eine Hälfte der Wüste damit überschritten zu haben. Ogden selbst ist bereits eine Mormonenstadt, wenngleich auch zum geringeren Theile. Mit

seinen 6000 Einwohnern ist es die zweitgrößte Stadt des Territoriums Utah, in dessen nördlichstem Theil wir uns nun befinden. Von der Station Granger, 157 Meilen östlich von Ogden führt nordwärts und dann nordwestlich nach Oregon die sogenannte Oregon-Short-Linie der Union-Pacificbahn.

Utah war bis zum Jahre 1847, als es die Mormonen zuerst besiedelten, ein Theil von Mexiko und wurde erst 1848 gleichzeitig mit Californien an die Vereinigten Staaten abgetreten. Das Territorium umfaßt über 84,000 Quadratmeilen, die von ca. 150,000 Seelen bewohnt werden. Der größte Theil des Landes ist eine unfruchtbare, von den Ketten der Uintah- und Wahsatch-Gebirge durchzogene und von etwa 12,000 Ute-Indianern bewohnte Alkali-Wüste und nur der nordöstlichste Winkel Utah's ist ebenso reich an Edelmetallen wie an Agrikultur-Produkten. Die Hauptstadt des Territoriums ist Salt Lake City, das Mormonenheim am Großen Salzsee, das wir nun besuchen wollen.

---

2. Salt Lake City und die Mormonen.*)

Am 24. Juli 1847 langte Brigham Young mit seinem, von weiten Märschen über den Continent erschöpften Häuflein von „Gläubigen" am Großen Salzsee an. Es war in der That ein Kanaan, ein Land, darin Milch und Honig fließt, und für die fanatischen „Heiligen der letzten Tage" war es eine Wiederholung der alttestamentarischen Verheißungen. Sie, ein neues Volk Israel, das in der Wüste umhergeirrt, hatte hier endlich, am Jordanflusse, das gelobte Land gefunden. Vom pittoresken Weber-Cañon, den sie eben verlassen, strahlte ihnen hier ein zauberhaftes Bild entgegen. Der Große Salzsee schimmerte wie eine unabsehbare Silberfläche in den Strahlen der Morgensonne; die gewaltigen Bergspitzen der Wahsatch-Alpen, von Schnee und Wolken gekrönt, begrenzten in wunderbaren Wellenlinien den Horizont und das Thal; obwohl damals noch eine Wildniß, erschien ihnen so lieblich, daß sie beschlossen, hier ihre neue Heimath zu gründen. Vier Tage nach ihrer Ankunft war bereits der Grund und Boden des heutigen „Tabernakels" abgesteckt und eine zwei Meilen im Quadrat messende Stadt ausgelegt. Das heutige „Salt Lake City" ist demnach kaum vier Dezennien alt und gereicht, bei so kurzem Bestande, seinen Gründern gewiß zur Ehre. Schöne weite, von Bewässerungskanälen durchzogene und von stattlichen Gebäuden eingefaßte Straßen, Gärten und Park-Anlagen in Fülle, schattige Baumalleen, mehrere elegante Hôtels, ein prächtiges Theater und vor Allem die massiven Gebäudecomplexe der Mormonen, das Alles gibt dem gedeihlichen

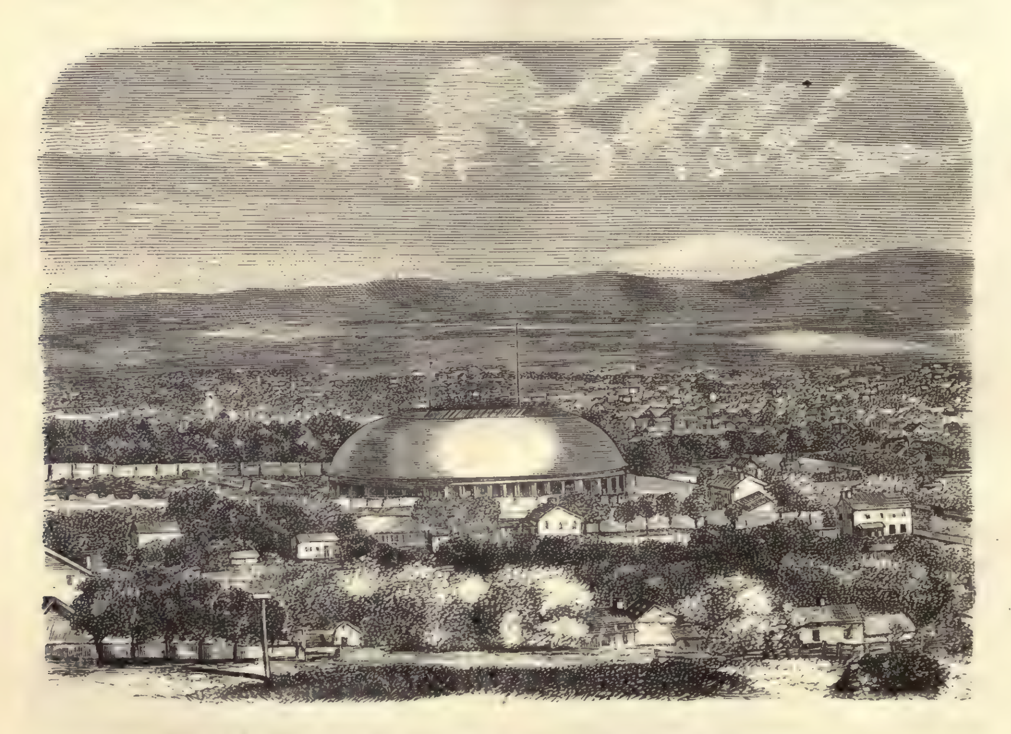
*) Von Paul Oeker in San Francisco.

Gemeinwesen ein blühendes Aussehen, welches mehr an ein festgegründetes östliches Stadtbild, denn an die Wüste, in die es hineingeschaffen, gemahnt. Das bedeutendste Gebäude der Mormonenstadt ist das häßliche ovale Tabernakel mit seinem ungeheuren Käseglockendach. Das 250 Fuß lange und 150 Fuß breite Innere gewährt zehntausend Personen Sitzraum, und die Akustik ist derart gewahrt, daß man das leiseste Flüstern von einem Ende bis zum anderen deutlich vernehmen kann. Das „Endowment House", in welchem die geheimen Ceremonien der Mormonen, Taufen und vor Allem die polygamistischen Ehen vollzogen werden, ist ein niedriges, unscheinbares Adobe-Haus. Dem Tabernakel gegenüber erhebt sich der gewaltige, aber unschöne Mormonen-Tempel aus weißlichen Granitquadern kunstlos und monoton zusammengefügt, dessen Bau über eine Million Dollars verschlungen hat. Das berühmteste Häusergeviert war seiner Zeit „Brigham's Block", welches u. A. auch den Palast des verstorbenen Mormonenpapstes, das vielgiebliche, gelbgetünchte „Löwenhaus", sowie den „Bienenkorb" (bee-hive), das Serail des Vielbeweibten, umfaßte. Diese Herrlichkeit ist jetzt dahin, nur wenige der Wittwen Brigham's wohnen noch hier.

Noch öder und nüchterner erscheint aber das Löwenhaus, vornehmlich Brigham Young's einstige Office, in denen der Utah-Papst seine Empfänge abzuhalten pflegte. Das persönliche Interesse ist verschwunden, der Fremde hält es meist nicht einmal für der Mühe werth, einen Blick in diese nun historische Stätte zu werfen. Herr Taylor, der Präsident und Senior der zwölf Apostel, (und nur in dieser Eigenschaft Brigham Young's Nachfolger, während jene ganze Körperschaft die eigentliche Machtbehörde und mit der Verwaltung aller weltlichen und geistlichen Angelegenheiten der Zionskirche betraut ist) bewohnt mit seiner Familie den Ameliapalast, den Brigham Young einst der schönen Favorite seines Alters gebaut hatte, die denselben bald nach seinem Tode räumen mußte.

Die Tage der Mormonenherrschaft sind gezählt, und schon seit Jahren ziehen die Bundesbehörden das seltsame Volk wegen seiner polygamistischen Zustände zur Verantwortung. Viele der Gesetzesübertreter sind zur Strafe gebracht worden, Andere haben ihren Hausstand auf Eine Frau reduzirt, und die Zeit scheint nicht mehr ferne, wo es gelingen wird, mit diesen Uebelständen gründlich aufzuräumen. Ein Sohn Brigham Young's hatte eine große Landstrecke in Mexiko erworben, und schon hatte sich eine kleine polygamistische Mormonencolonie dort gebildet, als unerwartet die mexikanische Regierung auf Betrieb der katholischen Priester ein Edict gegen die Vielehen der Mormonen erließ, so daß es mit dem erträumten neuen Kanaan und einem allgemeinen Auszug des auserwählten Volkes aus „Egypten" dort nichts war. Noch sind in Utah, allerdings im Geheimen, die Pforten des „Endowment"-Hauses in Salt Lake City geöffnet; noch finden hier die „Ansiegelungen" der irdischen und Seelen-Bräute an die von ihnen erkorenen Wahlverwandtschaften statt; noch wird

hierbei die Nachbeterei der Freimaurer-Bräuche in phantastischer, barocker Manier in Scene gesetzt; noch wandert der gewissenhafte Mormone zur gesetzten Zeit nach dem letzten Hause im Young'schen Block, um seine Zehntengebühren (tithes) zu entrichten; noch sind die Druckerpressen der „Deseret News-Co." in voller Thätigkeit um in Tausenden und Abertausenden von Exemplaren die Orakel-Sprüche der großen Gründer, das Credo der Sekte 2c., behufs Verbreitung über die ganze Welt, zu liefern; noch geht die ganze, komplizirte Maschinerie des Wirkens im Lehren und Bekehren, Erbauen, Erziehen, Bekräftigen der Auserwählten für die Kirche, ihren



Salt Lake City, von Westen aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

ruhigen, steten, energischen Gang; ziehen die Bischöfe (hier nur die Verwalter der weltlichen Angelegenheiten), Aeltesten und Missionäre über ihre Distrikte im Lande, wie in die weite Welt. Bewundernswerth ist der blinde Gehorsam, da noch heute Hunderte armer, unwissender Mitglieder der Kirche in den Missionsdienst gepreßt werden, oft ganz mittellos hinaus in die Welt ziehen, um neue Rekruten für die Armee der Auserkorenen zu werben. Aber diese wahren Akte der Selbstverleugnung bleiben nicht unbelohnt. Wohl kommen hier und da Apostasien vor, gewöhnen sich die Gebildeteren an Monogamie, spielen sich oft etwas freigeisterisch auf – aber für Massenabfall oder Umkehr der Mormonen ist wenig Aussicht vorhanden. Das nicht-

mormonische Element, das sich lange nicht behaglich in Salt Lake City gefühlt, beginnt jetzt angesichts des Einschreitens der Bundesregierung aufzuathmen. Kürzlich ist sogar einer der Mormonenbischöfe, der Millionär Sharpe, von der Vielweiberdoctrin abgefallen, hat vor den Bundesbehörden sein Pater peccavi gesagt und die zwei Frauen, die er zu viel besessen, entlassen. Utah, das gegenwärtig noch Territorium ist, könnte mit demselben Rechte wie Colorado, Nevada, Oregon, schon seit Jahren ein Staat sein, hätten nicht die geschilderten sonderbaren Zustände dies verhindert.

Utah war stets das Paradies der ärmeren Klassen gewesen, und gerade diese waren die besten Mormonen. Ihr Gewissen ist von den Priestern derartig zugestutzt,



Salt Lake City: Eine Geschäfts-Straße.

daß sie mit derselben sklavischen Furcht und abergläubischen Verehrung an den Satzungen ihres Glaubens hängen, als wären sie im Beichtstuhl geschulte Katholiken. Die jetzigen Leiter der Kirche sind durchaus gewiegte, außerordentlich praktische Geschäftsleute, und da es an freiwilligen Gaben seitens der Mitglieder der Sekte nicht fehlte, so standen Jenen große Mittel zu Gebote, um in den Gerichten ihre Sache zu verfechten und sich soviel als möglich ihrer Haut zu wehren.

Trotzdem werden sie sich schließlich für überwunden erklären und die Vielweiberei ganz abstellen, oder auswandern müssen, wollen sie nicht ihr Eigenthum und ihre Freiheit auf's Spiel setzen.

Auf dem Lande herrschen immer noch wahrhaft patriarchalische Familien-Zustände. Drei, vier Weiber und eine zahlreiche Kinderherde waren dem Mormonenbauer ein größerer Gottessegen, als dem städtischen Mormonen, obwohl auch dessen verschiedene bessere Hälften selten Gelegenheit haben, die Hände müßig in den Schooß zu legen. Im Gegentheil, je vielköpfiger die Familie, je größer die Nahrungssorgen des Vaters und Versorgers, desto eifriger mußten die Mütter für den Unterhalt des Hausstandes sogar außerhalb desselben mit schaffen helfen. Das ermöglichte es selbst dem armen Einwohner von Salt Lake City sich wohlgenährten Aussehens und mit behäbigem Lächeln sich seiner vielherrlichen Freuden rühmen zu können. „O, dreimal und viermal glücklich!" wie der alte lateinische Dichter ausruft. „Seid fruchtbar und mehret Euch und füllet die Erde u. s. w.", lautete der göttliche Befehl, an das erste Menschenpaar im Garten Eden erlassen. Joseph Smith und Brigham Young hielten die wörtliche Erfüllung dieses Gebotes auf dem eingeschlagenen Wege für unumgänglich nothwendig zur Heiligkeit, die sie für sich und ihre Anhänger beanspruchten.

Für die Mormonen-Frauen oder die „Schwestern" war stets das Mormonenthum allerdings bei weitem weniger angenehm, als für die „Heiligen der letzten Tage", für die Mormonen selbst. Es steht auf ihren Gesichtern geschrieben. Nicht etwa, daß sie alle unglücklich aussähen. Allein ein apathischer Zug, der Stempel resignirter Gleichgiltigkeit, der ihnen allen eine gewisse Aehnlichkeit unter einander verleiht, ist ein tausendmal beredterer Zeuge für das Dasein des „Kreuzes", als alle Schauergeschichten Eliza Young's und anderer weiblicher Racheheldinnen, von deren Wahrheitsliebe selbst die Gegner der „Heiligen unserer Tage" keine hohe Meinung besaßen. „Eifersucht", sagte mir einmal ein weißhäuptiger Mormone, welcher vier Frauen, einundzwanzig Kinder und schon Kindes-Kindes-Kinder besaß, „dieses grünäugige Ungeheuer kennen unsere Frauen nicht, dazu sind sie viel zu vernünftig!" Doch das ist als Gemeinregel durchaus nicht zutreffend.

Im Allgemeinen ist heutzutage noch immer in Utah ein idyllisches Stillleben zu finden. Abgesehen von der Regsamkeit in den Minendistrikten, dem indiskreten ruhelosen Umherspähen der Touristen, trägt auch heute hier noch Alles den Anschein einer Welt für sich, einer Welt, noch jetzt verschlossen durch die chinesische Mauer eines starrsinnigen Partikularismus.

Auch manche Deutschen haben an dem Mormonenleben Geschmack gefunden. So manchem Mormonen bin ich hier begegnet, der mit deutscher Zunge sprach, obwohl nur wenige unter ihnen mehr als eine Gattin besaßen. Auch unter dem Gentile-Element, das stets gesinnungsvolle Opposition macht, befinden sich Landsleute, die sich durch Energie und Fähigkeiten in den Vordergrund zu stellen gewußt haben, öffentliche Aemter oder Stellungen als Lehrer, Bibliothekare u. s. w. bekleiden. Solche

Männer haben hier nicht auf verlorenem Posten gekämpft. Die intellektuellen Schätze die sie aufgehäuft, führen für die Anschauung gesitteter Gesellschaft erfolgreicher das Wort, als Hunderte von gerichtlichen Anklagen, gelehrten Streitschriften und Missionen. —

Ich muß gestehen: inmitten all' dieses augenscheinlich modern-zivilisirten Verkehrs wehte es mich oft wie Barbarismus des Alterthums an, besonders wenn meine Augen und Ohren von den Harems-Sitten ziemlich deutliche Wahrnehmungen empfingen. Diese doppelgliederigen Häuschen mit den zwei verschiedenen Hausthüren und dem oft verstohlenen Hinterpförtchen nach einer Seitengasse, diese Separat-Aus- und Eingänge der besseren (nicht Hälften, sondern) Drittel oder Viertel des Mormonen-Hausvaters, kommen einem fast wie die Coulissenscenerie eines Ebers'schen Cultur-Romans der Vorzeit vor. Weit erbaulicher aber war es, früher, als ihre „Verfolgungen" seitens „der Ungläubigen" noch nicht begonnen, die Leute selbst über ihren glücklichen Zustand Betrachtungen anstellen zu hören. Und glücklich schienen sie damals nach jeder Seite hin. Während ihre heidnischen Mitbürger über die schlechten Zeiten klagten, schien es den mormonischen Geschäftsleuten an Nichts zu fehlen. Die Kundschaft und Bedürfnisse der Glaubensgenossen, insbesondere der Landbevölkerung war ihnen gewiß, und die Ausbeutung der reichen Hülfsquellen dieses gesegneten Landes ist beständig auf's energischste betrieben worden. Die Fortsetzung der südlichen Utah-Eisenbahn, welche in einige der herrlichsten Cañon-Regionen der Union führt, wird ein noch gesegneteres, subtropisches Eden der Einwanderung und Cultur erschließen. Die Minen scheinen unerschöpflich und reizen durch die glänzenden Ergebnisse ihres Betriebes (— die Jahres-Statistik weist oft einen Betrag von 5 bis 8 Millionen Dollars Silber, 1½ Millionen Dollars Blei rc. —) zu immer großartigeren Unternehmungen auf diesem Gebiete.

Aber — wie durchaus unvergänglich alle jene Errungenschaften an sich sind, so vergänglich sind sie als Denkmal für Brigham Young und die Mormonenherrschaft! Alle fruchtreichen Gefilde ringsum, alle lieblichen Villen, duftigen Gärten, stolzen Bauten — nach Jahrzehnten wird ihre Herrlichkeit noch weiter prangen, doch das Andenken ihres Erweckers und Beförderers, Brigham Young's, wird dann nur noch ein sehr schwaches sein, und die Macht der Mormonenkirche hier dann vermuthlich der Geschichte angehören. Dieser Gedanke stieg in mir auf, als ich in dem neuen, sorgfältig eingehegten Young'schen Privat-Kirchhof stand, dessen Hügelrücken auch die Gebeine des Propheten bergen. Schon jetzt scheint man ihn fast vergessen zu haben. Wohl mag sich der Geschiedene jeden prunkvollen Gruftbau verbeten haben und bloß eine Marmortafel mit passender Inschrift ziert die mit eiserner Einfriedigung versehene Gruft, — allein schlösse eine solche Bestimmung auch treue Pilgerfahrten der Wittwen und Gläubigen, und reichliche Blumenspenden ihrerseits

aus? Ueberdauert die Anhänglichkeit der Mormonen-Gattinnen nicht das Grab? Zu verwundern wäre es allerdings nicht, wenn das Sechszehntel Zuneigung, worauf eine jede der Frauen Young's im Herzen ihres Herrn und Meisters ein Anrecht besaß, nur einen ähnlichen Bruchtheil Erwiederung gefunden!

Dort unten eine blühende Schöpfung, umringt von einer unbeschreiblichen Frühlingspracht; von den mit weit herabfallendem Schnee-Hermelin umkleideten königlichen Wahsatch-Alpen; in der Ferne der im Sonnenfeuer wie ein Diamanten-Meer glitzernde Salzsee; darüber ein lachender Himmel, ein ungetrübter Azur, — Alles erfüllt von einer, das Athmen zur Wonne erhebenden, gebirgsduftigen, blüthengeschwängerten Luft! Und hier oben eine so schwache Erinnerung an den Mann, welcher der Columbus dieser ganzen schönen Welt gewesen!

Die Söhne Brigham Young's üben keinen Einfluß auf die Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten der Kirche aus. Präsident John Taylor ist nicht ein Autokrat nach dem Muster seines berühmten Vorgängers geworden, und hat die orthodoxe Stellung der Mormonenkirche dem Einschreiten der Behörden gemäß durchgeführt. Weder er noch die fanatischen Mitglieder seiner Sekte wagen es, den Gesetzen öffentlich zu trotzen, nur wissen sie diese schlau zu umgehen oder ihre Uebertretung derselben zu verheimlichen. So läßt man die „Extra"-Gattinnen einfach außerhalb des Hauses wohnen und ihren Mädchen-Namen weiterführen.

Diese mannigfachen Finten erklären die Schwierigkeiten, mit welchen die Behörden und die Utah-Commission der Bundes-Regierung zu kämpfen haben. Doch es ist nur eine Frage der nächsten Zeit, daß die Mormonen vollständig untergehen werden. Die Vielehe ist der Schwerpunkt des ganzen Systems und hat zunächst diese selbst der Oeffentlichkeit gegenüber aufgehört, so ist damit der Anfang vom Ende gemacht.

---

3. Durch Utah und Nevada.

In Ogden, der Hauptstation zwischen der Union- und Central-Pacific-Eisenbahn besteigen wir den bereitstehenden Zug der letzteren Bahn, um nun durch die große amerikanische Wüste jagend, die Schneegipfel der Sierra Nevada zu übersteigen und nach Californien zu gelangen. Durch das Thal des Weber-Flusses kommen wir bald an den Spiegel des Großen Salzsee's. Die Eisenbahn geht einige Meilen hart an seinem Rande hin, so daß man deutlich den Schatten der gegenüberliegenden Berge im Wasserspiegel sieht, die schwärzliche Farbe des Wassers und den grünlichen Schimmer an seiner Oberfläche erkennt. Das Thal reicht mit einer einförmigen, sumpfigen Grasebene an den See und zieht am diesseitigen Rande hin; drüben aber scheinen

die Gebirge, deren halbalpine Formen und Schneegipfel wieder an die Felsengebirge von Colorado erinnern, hart an den See zu treten. Das unbestimmte Licht des letzten blassen Abendroths liegt auf der weiten Wasserfläche, und der Wind erregt ein Wellengekräusel, das von ferne wie mattes Silber erscheint.



Die Pacific-Bahn: Der Viaduct bei Secrettown.

Der Große Salzsee ist in vielen Beziehungen der wunderbarste der amerikanischen Seen, gewissermaßen das „todte Meer" von Nord-Amerika, welchen Namen es wenigstens durch die gleichen chemischen Bestandtheile des Wassers verdient. — Wie das

des todten Meeres, so enthält das Wasser des Großen Salzsees über 22½ Prozent fester Bestandtheile, ist ebenso salzig und untauglich zum Gebrauch, während es ebenso wenig thierisches Leben aufzuweisen hat. Der See wurde vor wenig mehr als einem halben Jahrhundert zufällig entdeckt. Sein Wasserspiegel liegt 4200 Fuß über dem Spiegel des Meeres, und seine Größe beträgt 80 Meilen in der Länge und 30 bis 50 Meilen Breite. Die Wasser des Salzsees werden als stärkende Bäder sehr gepriesen, und viele Badeorte sind in den letzten Jahren im Entstehen begriffen. Die spezifische Schwere des Wasser macht jedes Untertauchen unmöglich, der Badende bleibt stets ohne sein Zuthun über dem Wasser. Will man in senkrechter Lage darin verharren, so spürt man sofort das Aufwärtsstreben der Füße, während der Kopf zurück sinkt. Das einzige bis jetzt entdeckte thierische Leben erstreckt sich auf ein kleines Insekt (Atemia fertiliso), das im Sommer in ungeheuren Massen auf der Oberfläche des Sees erscheint, mitunter in Wolken, in Ringen-, Kugeln-, Schlangenwindungen u. s. w. geformt, einhertreibt. Wehe demjenigen, der in eine derartige Wolke hineingeräth.

Die große Wüste, welche sich westlich des Salzsees auf mehrere Hundert Meilen ausdehnt, ist in den ersten Theilen mit einer dicken Schicht von trockenem Lehm überzogen, auf der sich hier und da kleine Salzkrystalle angesetzt haben. Weiter westwärts zeigt diese Salzschicht die Dichtigkeit von Melasse, durch die man gleichsam wie durch Schlamm waten muß, noch weiter erscheint dieselbe fast zu einer blendend weißen Kruste eingetrocknet, die sich bis an die westliche Grenze der Wüste hinzieht. Unzweifelhaft bildete die Wüste einstens, bevor noch die vulkanische Hebung des Seebodens eintrat, einen Theil des Salzsees. —

Die erste größere Station auf unserer westlichen Fahrt ist Corinne, die wichtigste „Gentile-“ oder „Heidenstadt“ im Mormonenlande, von Nichtmormonen bewohnt, und bald nach ihr kommt die Station Promontory, am Nordende des Großen Salzsees, 820 Meilen von San Francisco entfernt. Nichts bezeichnet dort die Stelle, wo am 10. Mai 1869 die letzte Schwelle der Weltbahn niedergelegt wurde, wo die Lokomotive „Jupiter“ von der Central- und „Nr. 119“ von der Union-Pacific-Eisenbahn sich zum ersten Male begrüßten, wo der weltberühmte goldene Nagel eingeschlagen wurde.

Es war ein welthistorischer Moment, der ganze amerikanische Continent war an diesem Tage in fieberhafter Aufregung. Alle Großstädte der Union harrten des Ereignisses. Der elektrische Funke blitzte über Tausende von Meilen nach Chicago, nach New York, nach Boston, nach San-Francisco und in das Kapitol von Washington, und brachte um 2 Uhr Nachmittag die folgende Depesche: „Hut ab, das Gebet beginnt!“ — Bald darauf flog von dem Wüstenpunkte ein zweites Telegramm nach aller Welt. Es bestand nur aus drei Punkten, welche die Hammerschläge auf den

goldenen Nagel repräsentirten, welche auch mit drei Schlägen auf der Glocke des Kapitols wiederholt wurden. Der Continent war in Schienen gefesselt, die Pacific-Eisenbahn war vollendet!

Seitdem sind andere Ueberlandbahnen hergestellt und eröffnet worden, oft ohne Sang und Klang, und erst das letzte große Ereigniß der Art, die Einweihung der nördlichen Pacificbahn wurde wieder zu einem Weltereigniß, dessen große Feierlichkeiten die der ersten Schienenüberbrückung des Continents noch in Schatten stellten, und dadurch für Deutschland an besonderer Bedeutung gewannen, daß der Vollbringer dieses kühnen Unternehmens, Villard, der jetzt im Exil lebende Ex-Eisenbahnkönig, ein Deutscher war. —

Hinter Promontory fahren wir in die „große amerikanische Wüste" ein, die sich von Utah und Idaho durch den ganzen nördlichen Theil von Nevada hinzieht. Die Nacht geht vorüber, am nächsten Morgen erwachend finden wir uns in einer noch wüsteren Wüste, als jene welche wir gestern verlassen haben, in einem Thale voll Sand, Felsen, Steinen, mit spärlichem graulichen Buschwerk, aus dessen wolligen Zweigen und Blättchen die klare Morgensonne einen durchdringenden Wermuthgeruch destillirt — eine originelle, passende Zugabe zum Wüsten-Charakter. Die Grasmatten, die Wasserfläche, die weichen Wolken, der Regen von gestern stehen bei der Wiederkehr des Wüstenbildes wie eine Fata Morgana in der Erinnerung.

Hat sich der Zug zurückgewandt? Das Alles, was vor unseren Blicken auftaucht und vorüberhuscht, das Nahe und Ferne, selbst die grauen Kräuter am Boden sahen wir doch gestern erst! Wir sind wieder auf einer Hochebene, welche beiderseits von niedrigen, steinigen Hügeln und in der Ferne von Gebirgszügen eingefaßt wird. Vor und hinter uns schließen sie den Gesichtskreis ab, um bei der Annäherung hinter die Hügel zu treten, über welche auf beiden Seiten ihre flachen Gipfel hervorragen. Die Gipfel sind aber, und das mag ein Zeichen sein, daß wir dem ersehnten Meere näher sind, tiefer herab mit Schnee bedeckt als in den östlicher gelegenen Ketten des Felsengebirges. Bald unterbricht eine Klippe, eine Felswand, eine Felsgruppe die Oede, bald ein dunkler Wachholderbaum, dessen kurze Zweige sich dicht an den Stamm drängen. Mehr ist nicht zu sehen, wenn es nicht der weiße Salzring um den Rand irgend eines vertrockneten Tümpels ist. Und die Formen der fernern, höhern Gebirge, welche nun schon der Humboldt-Kette angehören, sind kaum verschieden von allem, was wir von den Felsengebirgen kennen. Es sind vorwiegend kahle Felsmassen, die nicht sehr steil, aber auch nicht mit vielen Stufen und Vorbergen aufsteigen, von trägen, breit pyramidalen Formen. Die klar erkennbaren, vielgewundenen und zerknickten Bänder ihrer Schichten, der Mangel der Pflanzendecke geben ihnen einen etwas öderen Charakter, als der, welcher ihnen auf Grund des Reliefs und der Umrisse zukäme. Doch immer rechtfertigt dieses Gebirge den Namen des Felsengebirges.



Terrainformationen im südlichen Utah.

Wieder kommen Burgen, Wälle, Pfeiler, Coulissenreihen unerwartet aus dem Sande der Hügel hervor. Sind keine Felsen vorhanden, so erscheinen die Hügel wie grandiose Sandhaufen.

An wenigen Stellen, wo sich Feuchtigkeit genug sammelt, ohne zur Bildung von Salz- und Sodatümpeln zu führen, sind Oasen grüner Wiesen in den Verlauf des endlosen Wüstenbildes geschaltet. Sofort zeigt hier der Boden seine Fruchtbarkeit und bringt das ganze Jahr hindurch Massen von Heu hervor, von denen wir viele Tausend gepreßte Ballen an einigen Stationen aufgestapelt sahen. Dasselbe wird nach nahen und fernen Minendistricten versandt, die hier in Nevada noch häufiger als in Utah und Colorado in den allerunwirthbarsten Gegenden gelegen sind. Sie würden ohne künstliche Nahrungszufuhr von Californien und den paar Oasen her für Mensch und Thier völlig unbewohnbar sein. Bei Argentea durchschneidet die Eisen-

bahn eine solche Oase, welche unerwarteterweise sogar das Bild eines pflanzenreichen Marschlandes hereinzaubert. Höchst erfreulich sind dort die weiten dunkelgrünen Felder der Binsen, die ihre braunen Köpfchen in gleicher Höhe wiegen, wie das Getreide seine Aehren, die Tümpel und trägen Bäche, vor deren Wasserspiegel die Schleier blüthenreicher Schwimmpolygonen und dichtgedrängter Schleimgewächse gezogen sind, die Weidenbüsche endlich mit den saftigen Sonnenblumen in ihrem Schutze. Aber kaum erfreuten wir uns des neuen Bildes, so hat sich der Boden zu heben angefangen, ist dürr und salzig geworden, trägt wieder Artemisien und Fettsträucher — bittersalziges, graues, holziges Gewächs.

Bei der Station Humboldt — dieser Name kehrt hier im Gebirg und einzelnem Berg, in Fluß, See, Ansiedelung und berühmten Quellen wieder — sind sogar Mais- und Kleefelder, sowie ein unerwarteter Blumengarten zu sehen, aber man sieht sich nicht lange nach der Ursache des überraschenden, hier so seltenen Phänomens um. Vor dem Stationshause sprudelt eine große Quelle auf und ist als Springbrunnen gefaßt, der in hohem Bogen das herrlichste Bergwasser emporwirft. Selbst Obstbäume gedeihen in der Feuchtigkeit. Die Quelle ist die größte Sehenswürdigkeit zwischen Utah und Summit, dem Gebirgsscheitel der Sierra Nevada.

Ein herrlicher Sonnenuntergang setzt diesem letzten Reisetage in der Wüste ein gutes Ende. Gleich der Morgenröthe und dem Heraufkommen des Mondes und der Sterne gewinnt er eine ganz andere Bedeutung in dieser Einöde, wo sein Weniges den Durst des Auges zu sättigen vermag, welches an reichere Bilder gewöhnt ist. Es ist ein doppelter Untergang, vielmehr eine doppelte Abendröthe, denn tief am Westhorizont liegen Wolkenmassen, die just sich zu heben beginnen, als die Sonne hinter ihnen unterging. Die erste Abendröthe ist fast überall verblaßt, als sich die Wolken lösen und im Abendhimmel, der alsbald wieder golden wird, wie Goldschiffe mit Purpursegeln dahinschwimmen. Diese ganze Tagereise brachte uns nur wenig des Interessanten: eine traurige Salbei- und Alkali-Wüste, welche der fünfhundert Meilen lange, wasserarme Humboldt-Fluß träge durchströmt, um sich dann in einer großen sumpfigen Niederung, dem „Humboldt-Sink" zu verlieren.

Die Städtchen Reno, Winnemucca, Pallisades und Elko, die Depots der einst so reichen Silberminendistricte von Washoe, Owyhee, Eureka und White Pine, waren die einzigen Ortschaften von Bedeutung, welche wir auf dieser Strecke passirten. Dieselben sind aber nichts weniger als malerisch gebaut und bestehen zum größten Theil nur aus Reihen von nahe an der Bahn angelegten Holzhäusern und Baracken, in denen sich eine Bevölkerung von Minern, Schenkwirthen, Kaufleuten, Spielern und schlechten Gesellen aller Art herumtreibt, welche für ihre Existenz auf den Verkehr mit den reichen Minendistricten angewiesen sind, denen jene Ortschaften ihre Entstehung zu verdanken haben. Der Staat Nevada, welchen wir durchkreuzt, führt mit Recht den Namen der „Silberstaat". Für die Central-Pacificbahn sind die zahl-

reichen, jetzt zum Theil ausgebeuteten Silberminen, welche in seinen öden Bergen zerstreut liegen, von vorwiegender Bedeutung gewesen, da der Hauptverkehr und die größten Waarentransporte über ihren Schienenweg von und nach jenen Dorados gehen mußten. Betrug doch der Ertrag der Silberminen an der jetzt auch so ziemlich erschöpften weltberühmten Comstock-Ader allein seit dem Jahre 1861 über 200 Millionen Dollars an edlen Metallen! Alle Maschinerien, alles Bauholz 2c. zum Bearbeiten der Gruben, die ganzen Bedürfnisse der Minenstädte und das edle Metall selbst, mußten über die Central-Pacificbahn transportirt werden.

Für den Fremden bilden während der Fahrt durch den Staat Nevada nebst den allerorten sich zeigenden bezopften Chinesen, die zu dem Stamme der Piutes gehörenden Indianer, ein interessantes Studium. Diese edlen Rothhäute sind eher Zigeunern als Cooperschen Heldengestalten ähnlich. Fast ohne Ausnahme sind sie in Lumpen gehüllt, dabei bunt bemalt und mit Hahnenfedern geputzt, die Weiber tragen ihre auf Bretter geschnallten Kinder (Papooses) wie ein Bündel Stroh auf dem Rücken, alle glotzen den Reisenden mit nichtssagenden Blicken an, oder betteln wie das ärgste Vagabunden-Volk. Mitunter steigt eine Gesellschaft dieser Kinder der Wildniß, welche auf allen Eisenbahnen hier zu Lande das Privilegium freier Fahrt genießen, in einen Waggon, um von dieser nach jener Station zu fahren, was manchmal zu einer interessanten Unterhaltung in possirlicher Zeichensprache, untermischt mit barbarischem Englisch und indianischen Gurgellauten Anlaß giebt.

Bei Einbruch der Nacht überschreiten wir die Grenze von Californien, und sind um Mitternacht nahe der Paßhöhe der märchenhaften Sierra Nevada, die bei der Station Summit die Höhe von 7017 Fuß erreicht. Eine wilde Gebirgsnatur ist an die Stelle der Wüste getreten. Schneefelder sind unter den Gipfeln der nächsten Berge ganz nahe zu sehen, wilde Bäche kreuzen die Bahn, Tannen- und Fichtenhaine stehen an steinigen Abhängen hinauf und in den Klüften, die zwischen Felswänden ins Gebirge dringen. Wir sehen in Thäler hinab, mit dunkeln Baumkronen, blauen Seen und hellgrünen Matten, auf denen Viehherden weiden. Der Zug saust meilenweit durch Schneetunnel, die den Ausblick beschränken, er überholt alle die wilden Bergbäche, den Yuba-, den Bear-, den American-River, die von hier zum Sacramento-Fluß hinabrauschen. Tiefer hinab kommen Wälder fremdartiger Eichen, langnadelige Föhren mit riesigen Zapfen, Cedern unbekannter Art, und eine hohe, weiße Lilie, unserer Gartenlinie sehr ähnlich, steht häufig in ihren Schatten. Dies ist nun californische Natur, die Wolken, die über uns ziehen, kommen vom Stillen Meere. Die letzte große Gebirgskette ist überschritten, nicht lange mehr, so sind wir in der Metropole des Stillen Ozeans, in San Francisco. Bevor wir jedoch das gesegnete Californien betreten, wollen wir noch den einst so berühmt gewesenen Minengegenden des Staates Nevada Beachtung schenken.

4. Virginia-City und das Silberland Washoe.

Die Station Reno der Pacific-Bahn, am östlichen Abhange der Sierra Nevada, nahe der Grenze zwischen den Staaten Californien und Nevada gelegen, bildet den Mittelpunkt eines der in jeder Beziehung interessantesten Länderstriche der Welt. Wohin man auch von hier aus seine Schritte lenkt, überall stößt man auf niegesehene Wunder der Natur oder Menschenhand. Der Pyramiden-See, der Schlamm-See, der romantische wunderliebliche See Tahoe, der bekannte Truckee River liegen rings um die Stadt innerhalb weniger Stunden Entfernung. Von hier aus mit einer Zweigbahn leicht zu erreichen ist das Minenland Washoe mit seiner Hauptstadt Virginia City.

Die Virginia-Truckee-Eisenbahn führt bei einer Länge von ca. 37 Meilen mitten durch das wildeste Minenland. Jede einzelne der zahlreichen Stationen entstand nur durch die Minen, die sich auf Berg und Thal, in Schluchten und auf Abhängen erschließen. Carson City, auf der Hälfte des Weges zwischen Reno und Virginia City gelegen, ist mit seinen viertausend Einwohnern die größte dieser Stationen. Von hier aus bis zu der letztgenannten Stadt führt die Bahn den Beinamen die „krumme", in Folge der zahllosen und unglaublichsten Serpentinen, Steigungen, Tunnel und sonstigen Terrainschwierigkeiten, die sich bei jedem Schritte der Bahn entgegenstellen. Die uns auf dieser Bahn umgebenden graugelben, nur mit spärlichem verdorrten Salbei-Gestrüpp und vergilbten Grasbüscheln bewachsenen Berge sehen aus, als ob Gottes Fluch auf ihnen läge. Erst wenige Meilen von Virginia City kommt einiges Leben in die Gegend. In der Ferne zeigen sich die Häuser von Silver City und später auch von Virginia City, auch die allen Silberminen charakteristischen hellen Schutthaufen an den Bergabhängen, wodurch sich die Oeffnungen von Schachten und Tunneln erkennbar machen, werden immer häufiger. Endlich erreichen wir den in einer tiefen, von einem Wildbach durchströmten Schlucht sich hinziehenden Minenort „Gold Hill", wo sich die einst weltberühmten Silberminen „Crown Point" und „Belcher" befinden.

Die Glanzperiode, der Reichthum Virginia City's gehören der Vergangenheit an. Mit der theilweisen Erschöpfung der einst so reichen Minen, der Verminderung seiner Bevölkerung, geht der kleine Staat Nevada, das Bethlehem unter den Gebieten des neuen Westens, das selbst zur Blüthe des „Comstock" nur eine künstliche Staaten-existenz geführt und als Dependenz Californiens von der San Franciscoer Minenbörse aus regiert wurde, schnell seinem Verfall entgegen. Und so ist das heutige Virginia City ein verödetes großes Minenlager, die Stadt der großartigsten Minenruinen der Welt. Doch da es in früheren Tagen, bei der Entwicklung der Pacificküste eine so

große Rolle gespielt, lohnt es sich einen Blick in die Vergangenheit und hinter die Coulissen des damaligen raffinirtesten Minenspeculationsspiels zu werfen. Folgendes ist die Schilderung eines Besuches dieser einstigen Silberstadt anfangs der siebziger Jahre, dem Gipfelpunkt ihres Gedeihens:

„Immer großartiger wird jetzt das Bild der Minen. Ansehnliche Holzbauten erheben sich an allen Seiten, Hunderte von Fuß hohe Trestle-Brücken überspannen wie Spinnengewebe die von Wasser und Menschenhand zerrissenen und zerwühlten Schluchten. Auf der am Bergabhang oben entlang laufenden Eisenbahn schleppen die Lokomotiven lange Frachtzüge herbei, welche mit dem zum Betriebe der Gruben



Im Silberlande Washoe: Eine neue Mine.

nothwendigen Holz beladen sind; die mit gewaltiger Kraft arbeitenden Dampf-Elevatoren (hoisting works) heben das Erz aus den Minenschachten und prasselnd fällt es aus luftiger Höhe auf die Schwarzhalden hinab; die Pochwerke rollen und rumoren, der Dampf pfeift grimmig dazwischen; riesige mit sechzehn bis zwanzig Pferden und Maulthieren bespannte, mit Silbererz schwer beladene Frachtfuhren begegnen uns jeden Augenblick; in den offenen Hausthüren stehen rauchende und trinkende Minenarbeiter, während andere schaarenweise als Ablösung nach den Gruben eilen und eine wahre Fluth von Schmähungen und Flüchen auf die Chinesen schleudern, die hier und da auftauchen.

Endlich ist das berühmte Virginia City erreicht. Zur Linken erhebt der gerade über der Stadt emporsteigende, gegen 8000 Fuß hohe Mount Davidson sein graues Haupt. In der C-Straße, dem Hauptgeschäftstheile des wüsten Ortes, liegen Kaufläden, Kneipen, Restaurationen, Spiel-, Trink- und Billard-Salons und Häuser von noch schlechterem Gewerbe, nach amerikanischem Baustyl alle mit vorgebauten Schutzdächern versehen, in bunter Abwechslung neben einander.

Die meisten Straßen sind für den geschäftlichen Verkehr viel zu eng. Die Gebäude wurden, nachdem einzelne Stadttheile wiederholt abbrannten, endlich aus



Im Silberlande Washoe: Ein Hôtel in neu entdeckten Minen-Regionen.

Ziegeln aufgeführt, und tragen mit ihren drei bis vier Stockwerken ein solides Ansehen, würden nicht zahllose Annoncen und Firmatafeln mit den schreiendsten Insignien und Farben dieses solide Aussehen mit einem Schlage vernichten. Die Annoncen sind eine charakteristische Eigenthümlichkeit in dem rastlosen Leben der Stadtbewohner. Straßen, Hügelabhänge, Häuser, Felstrümmer, Wagen, alles ist mit auffallenden Anzeigen überklebt, die allen nur erdenklichen Vergnügungen, Verkaufsartikeln und Arzneien gewidmet sind.

Endlich hält die schwerbeladene Kutsche, die uns von der Bahn nach der Stadt gebracht, vor dem mit seinen eisernen Fensterläden wie ein großes Gefängniß aus-

sehenden „International Hôtel"; Koffer und anderes Gepäck werden unsanft vom Wagen heruntergeworfen, Chinesen, Miner, Damen zweifelhaften Charakters, Kaufleute 2c. tummeln sich durcheinander, und wir treten in das düstere Gasthaus, wo wir für 4⅓ Dollars Gold pro Tag ein auf bescheidene Ansprüche berechnetes Unterkommen finden.

Virginia City, welches mit seiner Schwesterstadt Gold Hill zusammen jetzt zwischen 8000 und 10,000 Einwohner zählt, bietet ein reiches Feld für den Sittenbeobachter. Namentlich bei Nacht ist im erstgenannten Orte eine tolle Wirthschaft. Man braucht nur der dort: sage sechshundert Köpfe zählenden Demi Monde zu erwähnen, um dem Fremden einen Begriff von der laxen Moral jener Silberlandbewohner zu geben. Auf den Trottoirs der C-Straße ist bis spät nach Mitternacht ein solches Gedränge von auf- und abmarschirenden vergnügungssüchtigen Bummlern und Nichtsthuern, daß man sich nur mit Mühe einen Weg durch die Menge bahnen kann. Die Besucher der Spielhöllen und Trinksalons strömen in jenen Localen fortwährend in solcher Zahl aus und ein, daß die Eingangsthüren sich nur selten ganz schließen und stundenlang in den Angeln ununterbrochen hin- und herdrehen.

Betrachten wir einmal etwas näher den größten dieser Vergnügungstempel, den fashionablen Magnoliasalon! Ehe wir an dem von einer dichten Schaar Virginier belagerten Trinkstand (Bar) vorbeipassiren können, müssen wir verschiedene Cocktails und Punsche zu uns nehmen; ein Fremder, der nicht allein trinken mag, fordert uns auf, in seiner Gesellschaft ein Gläschen zu versuchen, natürlich müssen wir uns revanchiren, so daß ein paar Dollar im Handumdrehen Eigenthümer wechseln. Es ist nämlich hier, wie in jedem Minenlande verpönt, per se einen hinter die Binde zu gießen. Keinem anständigen Virginier wird es einfallen, sich allein mit einem Trunk zu erfrischen. Sieht er keinen Bekannten in der Nähe, so fordert er den ersten besten Fremden auf, ihm Gesellschaft zu leisten, schlimmstenfalls stehen an jeder „Bar" stets einige durstige Stammgäste da, die sich ein Geschäft daraus machen, einerlei wie oft, umsonst mitzutrinken.

Der Spielsaal des „Magnolia" ist gedrängt voll von Besuchern. Fast jeder der dort Anwesenden raucht eine feine Havannacigarre, die hier ¼ Dollar kostet, und erquickt sich etwa alle 20 Minuten an der „Bar" — gleichfalls zu ¼ Dollar das Gläschen. Im Allgemeinen bewegt sich aber das Publikum innerhalb der Grenzen des Anstandes, nur wenn gelegentlich eine Schlägerei oder Schießerei im Local entsteht, ist es da drinnen nicht geheuer. Von verzweifelten Mienen wegen erlittener Spielverluste ist bei Keinem der Anwesenden eine Spur zu bemerken, die mit lächerlicher Eleganz aufgeputzten Stutzer und Spieler von Profession harmoniren mit den hinterwäldlerisch gekleideten Minern ganz vortrefflich. Rings an den mit schauderhaften Bildern behängten Wänden stehen Spieltische, an denen die Besucher ihr Glück im

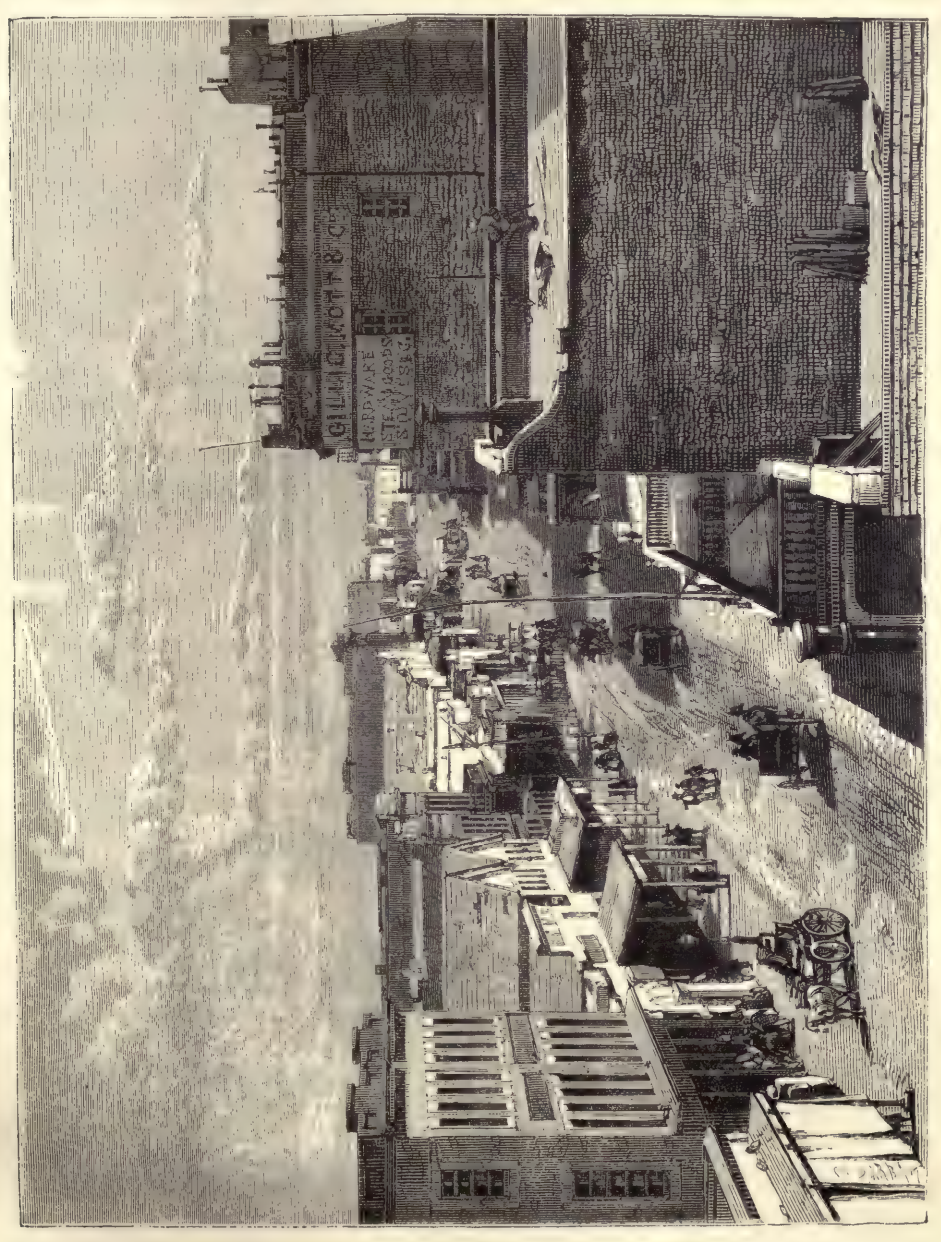
Karten- und Würfelspiel, in Kieno, Diana, Roulette, Casino, Chuck-a-Luck, Old Sledge, Poker und dem classischen Pharao versuchen. Namentlich das letztgenannte Spiel übt auf die „Gäste" eine große Anziehungskraft aus, und der lange Tisch, mit den festgeklebten, unsauberen Karten darauf, ist stets dicht belagert. Und welche Bankhalter! Diese pockennarbigen Croupiers, welche mit fabelhafter Gewandtheit das „Geschäft hantiren", wären eine Acquisition für den Fürsten von Monaco! Ein Priemchen Tabak im Munde, kauend und spuckend, in Hemdsärmeln, den Hut auf dem Kopfe, die Finger voll von Ringen, mit riesigen Diamant-Brustnadeln, fingerdicken Goldketten und geschmückt mit Manschettenknöpfen, so groß wie deutsche Fünfmarkstücke, einen oder gar zwei fußlange geladene Revolver an den Hüften, rufen sie ihr Jargon mit monotoner Stimme aus, klappern fortwährend mit den Gold- und Silbermünzen, äußern gelegentlich einen Fluch und halten das Spiel im Gange. In einer Ecke des „Saloons" sitzt auf einem erhabenen Tritt vor einem hackbrettartigen Instrumente ein wild aussehender Pianospieler und trommelt in Begleitung eines Violinkratzers haarige Melodien ab. Auf dem Clavier liegt für eventuelle Fälle ein geladener Revolver; sollte es z. B., wie es nicht selten vorkommt, einem ehrenwerthen Miner, der des Weines zu viel genossen hat, einfallen, zum Spaß selber mal eins aufspielen zu wollen, so würde der Künstler ihm mit der Pistole bald den Standpunkt klar machen. Oeffentliche Spielhöllen, wie den eben beschriebenen „Magnolia-Salon", giebt es in Virginia City mehr als ein Dutzend, und das wüste Leben, welches sich allnächtlich dort entfaltet, sucht in der Welt seines Gleichen. Namentlich beim Beginn jedes Monats geht es in diesen Kneipen und Spielhöllen wild her. Die Minenarbeiter erhalten dann ihren ganzen Monatslohn von 120 Dollars Gold (4 Dollars pro Tag) auf einmal ausbezahlt, und den in Washoe besonders zahlreichen Irländern ist es Ehrensache, ihr Geld stets so schnell als nur irgend möglich zu verjubeln. —

Daß der Minenschwindel in einem Platze wie Virginia City in höchster Blüthe steht, ist natürlich leicht erklärlich. Hier wird an Ort und Stelle in den Minen selbst, der Grund zu den Börsenmanövern gelegt, wodurch den Speculanten an der Californiastraße in San Francisco oft die Haare zu Berge getrieben werden. Mancher Besitzer von Shares (Minenactien), der die Rapporte von den Millionen liest, welche aus den Comstock-Minen unablässig zu Tage gefördert werden, begreift nicht, warum der Preis seiner Werthpapiere plötzlich einen Marsch nach rückwärts macht, und zwar nicht selten mit einer seine Millionärträume beängstigenden Geschwindigkeit. Statt reiche Dividenden zu erhalten, muß er vielleicht riesige „Assessments" (Schatzungen zum Betrieb einer Mine) zahlen, oder er verliert ganz sein eingezahltes Capital. Die Minenmakler (stock brokers) gestatten nämlich den Speculanten mit dem fünf- oder gar zehnfachen Betrage einer eingezahlten Summe, welche als Reservefond gegen etwaige Verluste von jenen allemal zurückbehalten wird, zu speculiren, eine

Versuchung, um bei günstigen Conjuncturen schnell reich zu werden, welcher nur Wenige zu widerstehen vermögen. Hat nun ein solcher Speculant, in der Hoffnung, daß die Preise von Actien bei dem reichen Ertrage einer Mine steigen werden, für den fünf- oder zehnfachen Betrag einer eingezahlten Summe „Shares", die er an einem festgestellten Termin nehmen oder gut machen muß, gekauft, so fallen jene plötzlich auf eine erschreckende Weise und er muß, statt so und so viele 10,000 Dollar zugezahlt zu erhalten, die Differenz decken, oder seinen Bankerott erklären; verkauft er dagegen Minenpapiere, die er selbst noch gar nicht besitzt und in einer bestimmten Zeit liefern muß, in der Hoffnung, der Cours werde zum Falltermine heruntergehen, so steigen die „Shares" plötzlich wie eine Rakete in die Höhe, und er ist ein ruinirter Mann, ehe er recht weiß, weshalb.

Das Steigen und Fallen der Minenactien ist ein Problem, welches ein Uneingeweihter selten und in der Regel erst zu spät zu lösen vermag. Die Eingeweihten, „insiders" genannt, haben die „outsiders", d. h. die außerhalb der Minensphäre befindlichen, meistens ganz in ihrer Gewalt und spielen mit dem großen, in Californien unglaublich speculationssüchtigen Publicum, wie die Katze mit der Maus. Mit Hülfe der Mineningenieure und anderer Sachverständigen sind sie fast zu jeder Zeit im Stande, die Actienpreise hinaufzuschrauben oder fallen zu lassen. Durch ein Nichtauszahlen von Dividenden, einerlei ob Baarvorrat da ist oder nicht, durch das Anschaffen werthloser, aber theurer Maschinerien und das Errichten kostspieliger Bauten, durch neue chemische Versuche beim Bearbeiten des Erzes, welche schlechte Resultate liefern, oder ähnliche Manipulationen kann der Marktpreis von wirklich reichen Minen mit Leichtigkeit herabgedrückt werden. Wollen dagegen die Besitzer einer werthlosen Mine ihre Actien schnell zu guten Preisen los werden, so brauchen sie nur einige gute Dividenden von geborgtem Kapital auszuzahlen, oder gefälschte Certificate über die Productionsfähigkeit ihrer Mine zu veröffentlichen, und die Sache macht sich von selber. Wenn dem Publikum nachher die Augen aufgehen, so haben die biederen „Eingeweihten" ihr Schäfchen längst im Trocknen. Wohlhabende Minenspeculanten sehen immer darnach, mehr als die Hälfte von den Actien einer Gesellschaft zu erwerben (to get a controling interest), wodurch sie beim Abstimmen, das allemal durch die Zahl der repräsentirten „Shares" geschieht, den Betrieb und die geschäftliche Führung einer Mine ganz und gar in ihre Gewalt bekommen. Wollen sie nun minder begüterte Actienhalter zwingen, ihre Werthpapiere zu verkaufen, so geschieht dies in der Regel dadurch, daß man die Mine jahrelang ganz still liegen läßt, oder daß schnell nach einander hohe Abgaben, angeblich zum Bearbeiten der Mine erhoben werden, um durch diese ewigen Geldprellereien die ärmere Klasse der Actionäre mürbe zu machen. Dieser nur selten erfolglose Prozeß wird mit dem technischen Namen „ausfrieren" (to freeze out) bezeichnet.

Ein beliebter Kniff, um den Preis von Minenpapieren schnell herabzudrücken, damit dieselben billig aufgekauft werden können, besteht in einem hohen „Assessement“,



Im Silberland Washoe: Virginia City.

ohne anzugeben, wofür das Geld nöthig sei, spaßhafter Weise eine „irländische Dividende“ genannt. Die Aktionäre der Savage-Mine mußten z. B. am 7. April d. J.

160,000 Dollars für „Verbesserungen“ zahlen, die von der nur ein Viertel so großen Imperial-Mine sogar 100,000 Dollars. — Die Actien der zuerst genannten Gesellschaft, welche tags zuvor von 40 auf 60 gestiegen waren, fielen infolge des „Assessments“ plötzlich wieder auf 36. Gegen Ende des April standen sie wieder auf 98, Anfang Mai auf 69. Sollen die Aktien einer Mine wieder hinaufgehen, um sie mit Nutzen losschlagen zu können, so kommen verschiedene Manipulationen zur Anwendung. Es wird z. B. angezeigt, daß ein ungeheuer reiches Erzlager entdeckt sei, welches sich in noch unerforschte Tiefe erstrecke. Besuchern, denen man absichtlich Zutritt in die Gruben verschafft, wird das Erz gezeigt; das Gerücht von der neuen Entdeckung geht von Mund zu Mund und vergrößert sich natürlich in aufsteigender Proportion. Da nun solche Actien oft um 50 und mehr Dollars an einem Tage steigen, so wird die Aufregung im Publikum bald eine kolossale; Jeder will kaufen, um rasch ein Millionär zu werden, bis auf einmal das Kartenhaus zusammenbricht. Es heißt nämlich plötzlich, man habe nur eine „Erztasche“ entdeckt, das reiche Erz sei alle geworden! Absichtlich hat man einen Stollen in das todte Nebengestein des Ganges geleitet, und die Mine, heißt es, sei schlechter als je; man müsse, um wieder gutes Erz zu finden, 100 Fuß tiefer nach rechts oder nach links hin, durch festen Fels bohren, und das werde enorm viel Geld kosten. Den Actieninhabern fährt der Schreck in die Glieder, jeder will verkaufen, zu irgend einem Preise, und die Werthpapiere rutschen auf der Coursliste herab. Jetzt ist die Zeit für die „Eingeweihten“ gekommen, um die Aktien zu Spottpreisen wieder zurück zu kaufen! Auf diese Weise haben sie dreimal geschoren: zuerst kauften sie zu niedrigen Preisen, dann verkauften sie zu hohem Cours und zuletzt kauften sie zu niedrigen Preisen — immer dieselben Actien. Wird mitunter in einer Mine ein außerordentlich reiches Erzlager entdeckt, dessen Vorhandensein verheimlicht werden soll, so ist es schon vorgekommen, daß die Arbeiter gezwungen wurden, wochenlang drunten zu bleiben. Man schloß sie in der Mine ganz von der Welt ab, schlug Betten für sie 1000 und mehr Fuß tief unter der Erde auf, regalirte sie dort mit Champagner und feinen Gerichten und ließ sie in Saus und Braus leben, bis das Geheimniß der Welt offenbar werden sollte. Wie dem Leser wohl klar geworden sein wird, befinden sich die Aktieninhaber einer Mine, welche nicht „im Ring“ sind, ganz und gar in den Händen der reichen Spekulanten, und es ist keineswegs der absolute Werth einer Silbermine, welche den Preis ihrer Actien bestimmt.

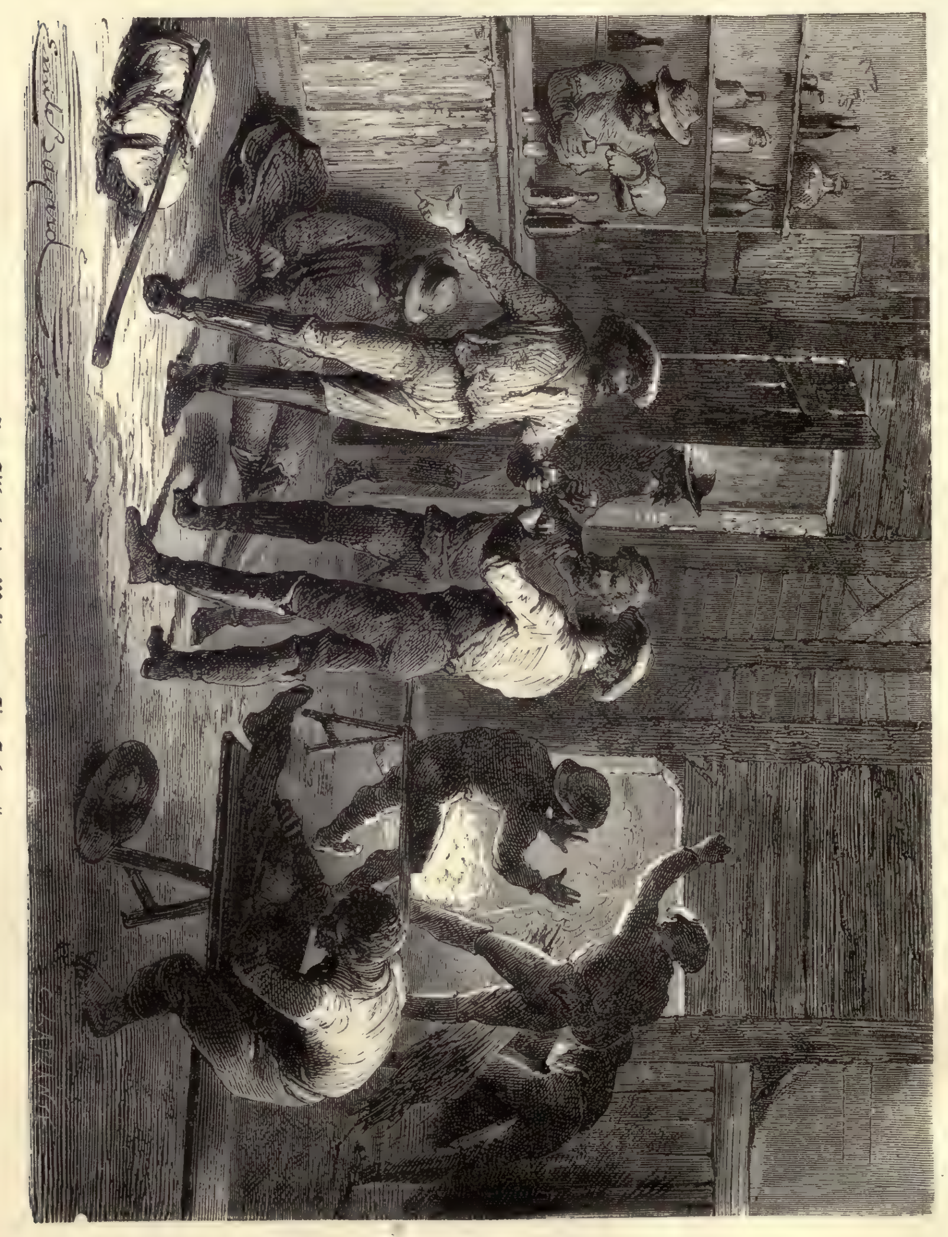
Die Minenspeculationen haben sich in den letzten Jahren jedoch meistens mit den anerkannt reichsten Gruben des Comstock-Ganges beschäftigt, deren Cours in beständigen, fast unglaublichen Schwankungen begriffen ist, und oft um 10 Mill. Dollars im Monat variirt. Die Actien der sogenannten „Wilde-Katze-Minen“, d. h. solcher Minen, die nie in Wirklichkeit existirten, welche vor zwei Lustren den californischen

Markt überschwemmten, sind alle verschwunden. Die früheren „Füße" (d. h. Bergwerksactien, von denen jede Mine so viele enthält, als ihr Minengebiet laufende Fuß im Erzgang) sind längst in „Shares" getheilt worden. Bei den größeren Minengesellschaften geschah dies zu wiederholten Malen, um die Actien leichter manipuliren zu können, indem z. B. ein „Share" von der Crown-Point-Mine zu 80 bis 120 Dollars leichter gekauft und verkauft werden kann, als ein „Fuß" derselben Mine zu 15,000 bis 20,000 Dollars. In der Crown-Point-Mine gehen jetzt 166²/₃ „Shares" auf einen „Fuß", in der Belcher 104, in der Empire sogar 666²/₃ rc. Um einen klarern Begriff von den Schwankungen im Werthe der Actien in den Comstock-Minen zu geben, mögen folgende Angaben dienen, welche ich der Einfachheit halber auf „Fuß" reducirt habe. Am 1. Nov. 1871 standen die Actien der Crown-Point-Mine auf 55 Dollar, im Mai 1872 auf 39,000 Dollar, am 1. Mai 1873 auf 20,000 Dollar. Die Actien der Belcher-Mine waren im October 1870 zu 10 Dollar notirt, im Mai 1872 zu 15,250 Dollar, am 1. Mai 1873 zu 8800 Dollar; die der Savage-Mine standen im November 1870 auf 500 Dollar, im April 1872 auf 15,000, später auf 1400 Dollar. Gould- und Curry-Actien waren 1862 von 5000 bis 6000 Dollar pro Fuß werth, heute bringen sie etwa 40 Dollar pro Fuß. Und solchen Coursschwankungen sind die Actien der Comstock-Minen mehr oder weniger alle ausgesetzt.

Der Comstock-Gang (Comstock-Lode), welcher den Namen seines Entdeckers führt, und den ganzen unermeßlichen Reichthum des Washoe-Districtes bildet, wurde vor zwanzig Jahren aufgefunden. Die Ader läuft am östlichen Abhang des Washoe-Distriktes, am Fuße des Mount Davidson hin und umfaßt bei 300 bis 400 Fuß Breite eine Länge von fünf Meilen. Die Städte Virgina und Gold Hill liegen direct über den Minen, und die Schachtmündungen befinden sich zwischen den Häusern. Durch die Comstock-Lode zieht sich in wellenförmiger Linie eine Erzmasse, die sich stellenweise bis an die Oberfläche erhebt, dann wieder 400 Fuß, 1000 Fuß bis zur höchsten erforschten Tiefe unter der Erde gefunden wird und eine Breite von wenigen bis zu mehreren hundert Fuß hat. Dazwischen liegen breite Zonen von Quarz, mit Porphylit und Porphyr versetzt, welche wenig oder gar kein edles Metall enthalten.

Der zu Zeiten so ganz verschiedene Ertrag der großen auf der Comstock-Ader liegenden Minen hat seine Ursache besonders in dieser allen Regeln spottenden Vertheilung der reichen Erzmassen. Diese zu finden ist das stete Bestreben bei allen derartigen Bergbauarbeiten, und oft sind unermeßliche Summen erfolglos dabei verpulvert worden. Das reichste Erzlager (Bonanza) im Comstock-Gang ist in einer Tiefe von 1100 Fuß angetroffen und erstreckt sich, die ganze Ledge ausfüllend, bis zu einer Tiefe von 1400 Fuß und weiter, und hinüber nach den angrenzenden

Minen. Solche „Bonanza's", deren reiches Erz leicht zerbröckelt, sind allemal mit einer viel Wasser enthaltenden Lehmschicht umgeben. Wird eine Lehmschicht in der



Im Silberlande Washoe: „Ein Saloon".

Ledge gefunden, so weiß der erfahrene Miner, daß das reiche Erz nicht mehr weit entfernt sein kann. Der Comstock-Gang wird, soweit derselbe verfolgt worden ist,

von Minengesellschaften, deren es dort ursprünglich einige vierzig gab, als Eigenthum beansprucht; doch sind gegenwärtig nur funfzehn große Minen auf der Ledge im Betrieb. Eine jede dieser Minengesellschaften besitzt eine Anzahl von Längenfuß der Erzader als ihr Eigenthum. Die ergiebigsten Minen befinden sich zur Zeit bei Gold Hill, am südlichen Ende des Comstock-Ganges. Die Hauptmine ist in Virginia-City die „Consolidated Virginia" (1160 Fuß), die reichste aller bisherigen Silberminen der Welt, die schon seit mehreren Jahren eine monatliche Dividende von über einer Million Dollars abwirft und noch immer kein Zeichen der Erschöpfung zeigt.

Der Reingewinn (Dividende), welcher den Actionären der verschiedenen Minengesellschaften aus diesen kolossalen Summen zugeflossen ist, hat von jeher außerordentlich geschwankt. Während viele Minen einen enormen Profit abwarfen, haben andere gar nichts erübrigt. Der Gewinn wird durch die nothwendigen, kostspieligen Maschinen, den hohen Preis von Brenn- und Baumaterial, Transportkosten und Arbeitslohn, namentlich aber durch die früher beschriebenen Manipulationen der Speculanten, Schwindler und „in den Rummel Eingeweihten" arg beschnitten. Die „Assessments", welche selbst von anerkannt reichen Minen erhoben werden, belaufen sich oft auf ungeheure Summen; die der Bullionmine z.B. in zehn Jahren auf 1,144,500 Dollars, und hat diese Mine während dieser ganzen Zeit ihren Actionären nie einen Cent Dividende eingebracht. Enorme Dividenden dagegen haben in letzter Zeit neben der oben erwähnten „Consolidated Virgina" die Belcher- und Crown-Point-Mine gewährt.


Placer-Miniren.

Der enorme Verbrauch von Bauholz zu Stützbalken 2c. in den Minen ist ein Hauptkostenpunkt beim Bergbau auf dem Comstock-Gang. Das Bauholz muß mit großen Unkosten aus den 25 bis 30 Miles entfernten Tannenwäldern auf der Sierra Nevada herbeigeschafft werden, da die Umgebung von Virginia City ganz und gar baumlos ist, es kostet an Ort und Stelle bei den Minen 22 Dollars pro 1000 Fuß. Jährlich werden an 16,000,000 Fuß Bauholz in den Gruben verbraucht, was einen Werth von 350,000 Dollars repräsentirt. Wo die Minengänge durch festes Gestein führen, ist der Verbrauch von Holz gering, aber an solchen Stellen, wo große Erzmassen gefördert werden müssen, ist derselbe ein enormer und verschlingt so zu sagen ganze Wälder. In den Lehmschichten verfaulen die Balken erstaunlich schnell und

müssen zwei bis drei Mal im Jahre ausgebessert oder durch neue ersetzt werden. Durch Wasser wurde das Abbauen der Minen mehr in den oberen als in den unteren Theilen der Gruben beeinträchtigt, da dasselbe nicht so sehr als Grundwasser auftritt, sondern meistens von der Oberfläche durchsickert. Die Temperatur in den Gruben beträgt in den unteren Gallerien 20 bis 30 Grad Reaumur, welche Hitze stellenweise bis über 34° steigt, und nimmt dort jede 53 Fuß um einen Wärmegrad zu. Demnach wären 3 – 4000 Fuß wohl die größte Tiefe, in welcher es Arbeiter auszuhalten vermöchten. Die größte auf dem Comstock-Gang erreichte Tiefe haben bis jetzt die in Virginia City liegenden Minen aufzuweisen, nämlich 1700 Fuß unter der Oberfläche. Die Ventilirung der Minen geschieht vermittelst Dampfkraft, womit die Luft in hölzernen Kasten hinuntergetrieben und in der Tiefe durch Metallröhren vertheilt wird. Die durch einen Schacht gedrückte Luft findet aus einem anderen mit demselben verbundenen wieder ihren Ausgang.

Was die Zukunft der Comstock-Minen arg beeinträchtigt, ist der daselbst in hoher Blüthe stehende Raubbau. Anstatt reiche und ärmere Erze mit einander zu fördern, beschränkt sich nämlich die Ausbeute fast allein auf die reichere Sorte. Eine Entschuldigung für ein solches selbstmörderisches Verfahren giebt nur der mit dem Bergbau in Washoe verbundene enorm hohe Kostenpunkt. Erze unter einem Ertrage von 20 Dollars pro Tonne können nicht nutzbringend gemacht werden, indem das Pochen und Verarbeiten derselben allein 12 Dollars für die Tonne beträgt, wozu die Ausgaben für den Grubenbau kommen. Ungeheuere Massen ärmerer Erze (low grade ore) sind in allen Theilen sämmtlicher Minen unangetastet verblieben, oder wurden als todtes Gestein benutzt, um die ausgeleerten „Bonanzas" wieder zu füllen.

Die meisten Erze aus den Comstock-Minen läßt man jetzt in den großen Pochwerken am Carsonflusse, in einer Entfernung von etwa 15 englischen Meilen von Virginia City verarbeiten. Der Transport dorthin findet auf der „Virginia- und Truckee"-Eisenbahn statt. Dieses geschieht namentlich deshalb, weil das in den Stampfmühlen in Menge nöthige Wasser am Carsonflusse, im Vergleich mit der ausgedorrten Umgegend von Virgina City im Ueberflusse zu haben ist. Auch ist das Brennholz dort in der Nähe der dicht bewaldeten Sierra weit billiger als in Virginia, wo es contractlich 13½ Dollars pro Klafter kostet. Freilich besitzen die meisten Minengesellschaften heute noch Pochwerke in der Nähe ihrer Gruben, aber diese Mühlen sind in kleinerem Maßstabe angelegt. Eines der bedeutenderen jener Pochwerke ist die „Rhode-Island-Stampfmühle" mit 25 Stempeln, worin täglich etwa fünfzig Tonnen Erz aus der Crown-Point-Mine verarbeitet werden.

Das von mächtigen Eisencylindern zu feinstem Mehl zerstampfte Erz kommt von den Stempeln zunächst in 2000 Pfund schwere große flache Eisenkessel, worin 3000

Pfund Erz mit einer Beimischung von 250 Pfund Quecksilber und anderen auflösenden Mineralstoffen mit einer Geschwindigkeit von neunzig Drehungen in der Minute ein paar Stunden lang geschlämmt werden. Alsdann wird das mit Silber und Gold versetzte Amalgam abgelassen und das edle Metall in Retorten von dem Quecksilber geschieden. Mehr als die Hälfte (etwa 60%) des aus den Comstock-Minen gewonnenen edlen Metalls (Bullion) ist Gold, welches in der Zweigmünze in Carson City und in den Läuterwerken in San Francisco vom Silber getrennt wird. Gegenwärtig betreibt man den Proceß des Ausscheidens der edlen Metalle aus den Erzen weit sorgfältiger als früher. Es giebt Quarzmühlen, welche den Abfall (tailings) von den alten Pochwerken nochmals verarbeiten, womit noch große Summen gewonnen werden. Die in früheren Jahren als werthlos fortgeworfenen Quarzmassen, welche in riesigen Schuttbergen (dumps) angehäuft sind, sowie das vom Carsonflusse fortgeschwemmte, in förmlichen Sandbänken abgelagerte Quarzmehl enthalten Millionen an Gold und Silber, welche zu gewinnen einer späteren Zeit bestimmt ist. Der gegenwärtig übliche Proceß des Gewinnens der edlen Metalle aus diesen Erzen hat einen sehr bedeutenden Verlust veranlaßt, den man aber bis jetzt noch nicht zu verhindern gewußt hat. Der Verlust an Gold beträgt $23^1/_{10}$, der an Silber 44 Procent. Das verloren gehende Gold besteht meistens aus diminutiven Goldblättchen (flood gold); das verloren gehende Silber ist in den „Sulphurets" (Schwefel- und Arsenverbindungen) enthalten, welche man nicht erschöpfend im Großen chemisch zu bearbeiten versteht.

Um die bergmännischen Arbeiten auf dem Comstock-Gang in größeren Tiefen zu erleichtern und die Herausschaffung des gewonnenen Erzes, sowie den Betrieb sämmtlicher Minen daselbst zu vereinfachen, wird gegenwärtig an einem nahe $2^1/_2$ Meilen langen Tunnel, dem Sutro Tunnel, gearbeitet, der von dem früher erwähnten Carson-Thale in horizontaler Richtung eindringend, die Minen in einer Tiefe von 2000 Fuß treffen wird.

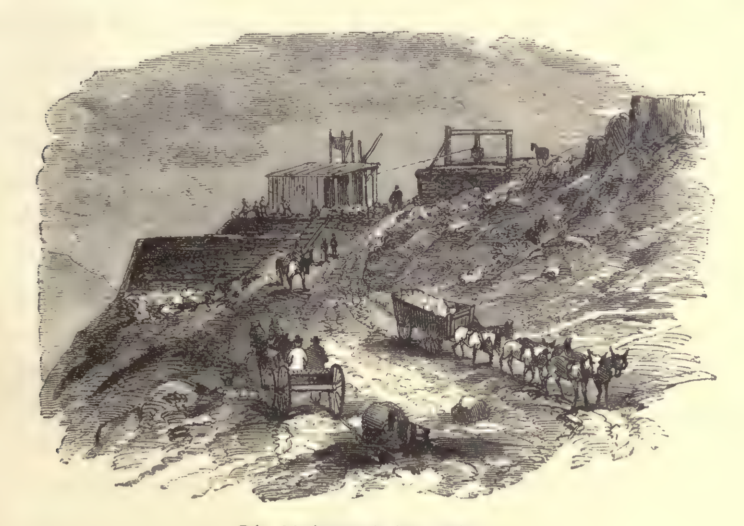
Aber wir wollen den Comstock-Silberminen und den wüsten Zwillingsstädten Virginia und Gold Hill Lebewohl sagen. Mancher, der uns im Geiste auf unseren Wanderungen durch jene wilden Regionen über und unter der Erde gefolgt ist, wird wohl zu der Einsicht gekommen sein, daß auch dort nicht Alles Gold ist, was glänzt. Liest es sich freilich recht hübsch von den Millionen ꝛc., so hat doch nur ein verschwindend kleiner Theil der Bürger jener Städte einen erheblichen Antheil an denselben. Die große Menge der Bewohner jener buchstäblich mit Silber gepflasterten Ortschaften muß, wie ja überall in der Welt, für die wenigen Auserwählten ein hartes Dasein führen. An neuen und überraschenden Lebensbildern jedoch bietet Washoe dem Beobachter ein Feld, wie nur wenige Punkte auf diesem Erdball, die Erinnerung daran wird bei seinen Besuchern niemals erblassen".

Ueber das Riesenwerk des Sutro-Tunnels, das inzwischen längst vollendet wurde, dürften folgende Notizen von Interesse sein. Adolph Sutro, der Erbauer, ein Deutscher, jetzt vielfacher Millionär und hochgeachteter Bewohner von San Francisco, das er mit großartigen Stiftungen in überaus edler Weise beschenkt hat, erfaßte schon Anfang der sechziger Jahre die kühne Idee zur Anlage dieses gewaltigen Unternehmens. Er hatte jedoch mit den Capitalmächten Californiens und den eifersüchtigen Minenmagnaten, obwohl der Tunnel gerade in ihrem Interesse, zur leichteren Förderung der Silberschätze der Comstock Lode angelegt werden sollte, einen zehnjährigen hartnäckigen Kampf, hauptsächlich vor dem Congresse in Washington zu bestehen, ehe es gelang, das 1869 begonnene und allen Anfeindungen zum Trotze rüstig fortgesetzte Werk zu einem glänzenden Erfolge zu gestalten und die vom Congresse verliehenen Gerechtsame sich und seiner Gesellschaft zu sichern. Ungeachtet der ungeheuren Bodentiefe von fast 2000 Fuß, bis zu welcher der Schacht der Comstock Lode damals (jetzt 3100 Fuß) in den Bauch der Erde eingedrungen, und ungeachtet der lokalen Schwierigkeiten und bedeutender Kosten der Anlage gelang es Adolph Sutro, den Tunnel Anfang des Jahres 1879 zu vollenden und seiner Bestimmung zu übergeben. Die Einnahmen der Tunnelgesellschaft bestanden in einer Tantième von 2 Dollars, die ihr für jede Tonne des geförderten werthvollen Erzes zu zahlen war. Es kam dann jedoch ein Vergleich mit den Minen-Compagnien zu Stande, demzufolge sie 2 Dollars à Tonne zahlten, wenn der Silberwerth über 40 Dollars p. Tonne betrüge, dagegen nur 1 Dollar, falls 40 Dollars und darunter. Der Haupttunnel, der die Totallänge war 20,489 Fuß (beinahe 4 englische Meilen) mißt, tritt bei dem Orte Sutro, wo sich die Erzmühlen befinden, in einer Höhe von ungefähr 150 Fuß über dem Bette des Carsonflusses horizontal in den Berg, läuft in demselben in einer nahezu westnordwestlichen Richtung und stößt an seinem Ende auf die Mitte des Comstock-Erzgangs in einer Bodentiefe von 1800 Fuß unter Virginia City, von wo sich dann ein südöstlicher (8423,69 Fuß langer) und ein nördlicher (4403 Fuß langer) Seitentunnel in verschiedene Comstockminen



In der Silber-Mine.

hineinstreckt. Schienengeleise durchziehen die drei Tunnelstraßen in einer Gesammtlänge von 33,315 Fuß, auf denen mittelst Gefährt, von Maulthieren gezogen, die geförderten Erzmassen bis zum Tunneleingange in die Stampfmühlen geschafft werden. Dadurch wurde also von dem Tunnel ein neuer Ausgangspunkt für die leichte Bearbeitung der Minen, schnellen Transport der Bergleute und des Erzes, bei vollkommener Ventilation (unter Hilfe von Luftschachten) geboten, und die Kosten des Bergbaues auf ein Minimum verringert. Der Hauptzweck war aber die Entwässerung der Minen, indem dieser Tieftunnel mit einem Fall von 2 Zoll pr. 100 Fuß das Grubenwasser ableitet, dessen Auspumpen nach Oben früher die Unsumme von 3 Millionen Dollars alljährlich verschlungen hatte. Eine Leitung unterhalb des Bodens, die mittelst Eindämmung in Gräben kalten Wassers gebettet sind, führt das sich aus



Die Außenwelt der Minen.

den 24 Minen (oder weniger, je nachdem solche noch in Betrieb stehen) ergießende theils beinahe kochend heiße Grubenwasser bis zum Ausgang des Tunnels, wo das abfließende Wasser gleichzeitig die Triebkraft für die Stampfmühlen liefert. Nicht weniger als 10 Millionen Gallonen Wasser können in 24 Stunden durch die Leitung des Haupttunnels abgeführt werden. 1882 betrug der tägliche Abfluß oft über 7 Millionen Gallonen, und im Durchschnitt 5½ Millionen Gallonen. Die Kosten für Anlage und Einrichtung des Sutro-Tunnels haben mindestens 5 Millionen Dollars betragen. Das Capital wurde zum größeren Theil durch englische Geldleute aufgebracht. Als Adolph Sutro in 1880 seinen Antheil an dem Unternehmen, das er bis dahin geleitet, sehr vortheilhaft veräußerte, standen die Actien des Sutro-Tunnels (Nominalwerth 10 Dollars pr. Actie) noch ziemlich gut. In den späteren Jahren,

als die Comstock-Minen ausgaben, fielen die Tunnel-Actien bedeutend. Die Vortheile, die der Tunnel in der verhältnißmäßig kurzen Zeit seiner Wirksamkeit den Minengesellschaften gebracht, waren geradezu unschätzbar — da ohne denselben die Minen überhaupt nicht mehr hätten bearbeitet werden können, — wenn auch seine Einnahmen an Tantièmen in Folge des Nachlassens der Minenergebnisse weniger bedeutend gewesen und den Erwartungen nicht entsprochen. Im Jahre 1884/85 hat der Tunnel jedoch die bedeutendste Tantième, nämlich 125,617$^{81}/_{100}$ Dollars gezogen, da eine große Masse niedergradigen Erzes gefördert wurde. Nachdem die großen Bonanzafunde aufgehört, scheint die Bearbeitung des niedergradigen Erzes die regelmäßige Industrie geworden zu sein. Herr Sutro selbst glaubt jedoch, daß die werthvolleren Erzlager des Comstock-Gebietes noch nicht erschöpft sind und dem Tunnel noch eine große Zukunft bevorsteht.

Aus den Minen wird jetzt noch genügend Erz gefördert, um die Pochwerke in Thätigkeit zu erhalten. Doch das öffentliche Interesse an den Minen-Unternehmungen ist augenblicklich erloschen, das verwegene Spiel an der Minenbörse San Franciscos ist für die Gegenwart nichts als Tradition einer vergangenen Zeit, und jene einst so großen Minenwerthe sind durch niedrige einstellige Ziffern, oft sogar bloße Bruchtheile eines Dollars repräsentirt. Was nur geblieben ist, das sind die Millionen der biederen „Eingeweihten", der „insiders", der Mackays, Fairs, Floods, O'Briens u. s. w., die von San Francisco oder anderswoher mit ihrem Gold heute noch die Geschicke des armseligen Salbeistaates Nevada lenken, und in deren Gnade und Gunst sich die verkommenen Existenzen und strebsüchtigen Handwerkspolitiker Carson's und Virginia's sonnen. —

5. In Californien.

Hoch oben in der schneebedeckten Sierra, zwischen den Städtchen Reno und Truckee sind wir in Californien eingefahren, in das Land, das seit zwanzig Jahren zu einem der blühendsten, reichsten und schönsten Staaten Amerika's geworden ist!

Kein Zeichen verräth uns, daß wir uns in Californien befinden. Dieselben Berge, dieselben Wälder, derselbe Schnee wie in Nevada; aber wir haben dennoch die höchste der Sierra's überschritten und fahren nun langsam den westlichen Abhang derselben hinab. Die Gegend ist feenhaft schön. Der Schnee wird spärlicher und macht allmählig den Wäldern Platz. Ueber thurmhohe Trestle-Brücken und durch riesige Durchstiche donnert der Zug. Hie und da saust er durch meilenlange Schneetunnel, sobald sich in diesen eine kleine Spalte oder Unterbrechung befindet, da er-

blickt das Auge herrliche Wälder, Triften, Schneegipfel, Schluchten und Seen. Doch den schönsten Anblick gewährt der im Schooße prächtig bewaldeter Berge tief unter dem Bahngeleise schlummernde Donnersee.

Der Krystall-See ist nicht minder reizvoll, als der genannte. Die Klarheit und Reinheit seiner Gewässer rechtfertigen seinen romantischen Namen. Er ist in der Nähe des Yuba-Flusses gelegen, und man begiebt sich von der Station Cisco aus an seine Ufer.

Wir überschreiten wieder eine Reihe von eleganten, kühnen, luftiggebauten Brücken und erreichen in der Höhe von 5300 Fuß Emigrant Gap, Blue Cañon 4700 Fuß, Alta 3600 Fuß. 67 Meilen von Sacramento, wieder auf der Hauptstrecke, fahren wir an der Station Dutch Flat vorbei, die 3400 Fuß über dem Meere gelegen und eines der bedeutendsten Minenlager der Sierra ist. Einen interessanten Anblick gewährt das in dieser wilden Umgebung im waldigen Thalkessel eingenistete Städtchen gleichen Namens, das nicht weit von der Station gelegen.

Die in seiner Nähe befindlichen von waldigen Höhen umkränzten riesigen Schutthaufen, die von unten nach oben gewühlten, mit entwurzelten Stämmen überstreuten gelben Sandberge sehen aus, als ob sie das Schlachtfeld von Titanen gewesen wären. Zahlreiche Dampfsägemühlen schnarren und lärmen seitwärts im Walde, fein geschnittene Balken, Dielen und Bretter liegen in kleinen Bergen auf den Lichtungen.

Dutch Flat war einer der Hauptorte für das „Placer“ und „hydraulische“ Miniren, und mehrere Kanäle bringen das hierzu nöthige Wasser aus den von Flüssen durchströmten Cañons der Umgegend. Das „Placer“ Miniren besteht in dem Auswaschen der goldhaltigen Erde in hölzernen Schüsseln, in früheren Zeiten wurden auf diese einfache Weise mehrere hundert Millionen Dollars gewonnen. Als jedoch die Oberfläche der Golddistrikte erschöpft war, begann das hydraulische Miniren, das in dem Abspritzen der goldhaltigen Abhänge mittelst großer Wasserstrahlen besteht, die durch eiserne Röhren geleitet werden und ihre Kraft durch die Pressung der hoch liegenden Wassermassen erlangen, aus welchen sie gespeist werden. Die californischen Mineure bezeichnen diese ebenso einträgliche Methode mit dem Worte „Hydraulicking“. Die abgespritzten Erdmassen werden von dem abfließenden Wasser durch lange hölzerne Leitungen geschwemmt, wo das schwere Gold liegen bleibt und dann eingesammelt wird. Das schmutzig-gelbe trübe Aussehen aller Ströme vom Westabhange der Sierra Nevada rührt von diesem „Hydraulicking“ her. Drei Meilen weiter, bei der Station Gold Run, 3200 Fuß über dem Meere, liegt ein altes berühmtes Minenfeld und das wüste Durcheinander von Schutthaufen, aufgewühltem Boden, tiefen Schluchten, Gräben, Goldwasch-Rinnen und schiefen Mineurhütten zeigt sich hier in nächster Nähe. Es ist, als ob ein böser Geist dort seine Fußstapfen in Gottes schöner Natur zurückgelassen hätte! — Eine Wasserleitung, auf hohen Holzböcken

ruhend, läuft, etwa 75 Fuß über dem Boden, quer über die Bahn. Vor ein paar Jahren ist das hydraulische Miniren gerichtlich verboten worden, da die im Thale wohnenden Ackerbauer und Obstzüchter durch die in Folge der Ansammlung von Minenschutt alljährlich eintretenden Ueberschwemmungen zu schwere Verluste erlitten hatten. Dieses Verbot und (abgesehen von örtlichen Uebertretungen des Gesetzes) das Aufhören des „Hydraulicking" bezeichnet den eigentlichen Uebergang des Goldstaates zum Frucht- und Weinstaat par excellence, während dem „Quarz"- (oder Schacht) Miniren noch ein großes Feld unbestritten bleibt. Immer noch producirt Californien vorzugsweise aus letzterer Quelle, von 15 bis 20 Millionen Dollars an Edelmetallen im Jahre.



Die Pacific-Bahn: Der Bloomer-Durchstich bei Auburn.

Immer tiefer donnert der Zug hinab, durch den majestätischen American Cañon mit seinen mehrere Tausend Fuß hohen Wänden, durch den künstlichen Cañon von Auburn, einem tiefen Eisenbahndurchschnitt, und endlich fahren wir zwischen den niedrigen Vorbergen der Sierra Nevada hindurch in das Thal des Sacramento-Flusses ein.

Der letzte Höhenzug ist überschritten. Die Hauptstadt Californiens liegt vor uns, schon erscheint die prachtvolle Kuppel des Staats-Kapitols vor unseren Blicken.

Wie in den meisten Staaten des Ostens, so wurde auch in Californien nicht die eigentliche Hauptstadt des Staates zum Regierungssitze gewählt, sondern das jetzt etwa 30,000 Einwohner zählende Sacramento. Viele Dampfer liegen auf dem gleich-

namigen Strome, am Ufer ziehen sich die Bahngebäude der Central-Pacific-Eisenbahn hin. Rechts laufen die Hauptstraßen der Stadt, besetzt mit Baumreihen, rechtwinkelig zum Fluß hinunter. Sie sind nach den fortlaufenden Buchstaben des Alphabets benannt, während die Querstraßen Nummern tragen. Die Häuser sind etwa zur Hälfte



Im Goldlande: Goldwäscher.

aus Holz gebaut und mit reizenden Blumengärtchen umgeben, deren Vegetation das südliche Klima verräth. Das schönste Gebäude der Stadt ist unstreitig das majestätische Kapitol, von dessen 220 Fuß hoher Kuppel man die herrlichste Aussicht auf die beiden Hauptthäler von Californien, das Thal des Sacramento im Norden und

jenes des San Joaquin im Süden genießt. Die beiden Flüsse könnten Pendants genannt werden. Der erstere im Norden, der letztere im Süden des Staates entspringend, münden sie beide unmittelbar neben einander in die Bai von San Pablo, die eine Fortsetzung der Bai von San Francisco bildet. Beide durchfließen in entgegengesetzter Richtung jene ungeheure Thalsenkung, die sich westlich der Sierra Nevada zwischen dieser und der Coast Range (dem Küsten-Gebirge) in einer Breite von 40 bis 60 Meilen in einer Länge von ca. 450 Meilen ausdehnt und die fruchtbarsten Gebiete des Goldstaates enthält. In diesem Thale, besonders um Sacramento herum, befindet sich ein ansehnlicher Theil der 900,000 Einwohner des Staates. Etwa 75,000 dieser Einwohnerzahl sind Chinesen. Von Indianern sind in Californien nur noch ca. 20,000 übrig, sie gehen rasch ihrem gänzlichen Aussterben entgegen. Einzelne Stämme irren frei umher, wie jene von Murphy, Nevada, Borax-See u. s. w., andere leben auf Reservationen, von denen drei (im Round-Thal, Noopa-Thal und am Smith River) im Norden und die vierte (jene des Tule-Flusses) im Süden Californiens liegen.

Eisenbahnen durchziehen bereits den ganzen 158,360 englische Quadratmeilen großen Staat. Dampfschiffe befahren den oberen Sacramento bis zu dem 140 Meilen weit entfernten Marysville, sowie den San-Joaquin, den Feather-Fluß und andere. Die wichtigste Dampfschiff-Verbindung ist jedoch die zwischen Sacramento und dem 108 Meilen entfernten San Francisco durch die Reihe von Meerbusen, die tief in das Land bis unweit Sacramento einschneiden. Auf dieser Fahrt sehen wir uns bereits in einer anderen, uns neuen Welt. Ueberall kleine Städtchen, überall Leben, Ackerbau, Industrie, Reichthum. Früher fuhr man über Stockton (12,000 Einwohner), die Hauptstadt des San Joaquin-Thales, wie Sacramento jene des Sacramento-Thales ist. Doch seit einigen Jahren führt eine directe bloß 90 Meilen lange Bahn von Sacramento nach San Francisco für die bei Benicia der Riesenfährdampfer „Solano", der größte der Welt, den ganzen „Overland Expreß" auf einmal über den oberen Theil der Bai setzt, so daß derselbe ungehindert die Fahrt dem Ufer der prächtigen Bai entlang, auf dem großartigen neuen Steinmolo bis zu dem unmittelbar in das Wasser gebauten mächtigen glasüberdachten Bahnhof von Oakland, der Nachbarstadt San Franciscos, fortsetzt. Hier sind wir am Ende unserer Bahnreise überland, verlassen den Zug und besteigen nun den eleganten Doppeldeck-Fährdampfer „Piedmont", der uns in circa 18 Minuten an der Landungsbrücke des Bahnhofs in San Francisco absetzt.

Wir hatten bisher auf unserer Ueberland-Route nur Gelegenheit, den unglaublichen Früchte-Reichthum und die herrliche Vegetation Californiens wahrzunehmen. Die mineralischen Reichthümer des Staates, zu denen außer den Edelmetallen auch Quecksilber, Kohle, Eisen, Kupfer, selbst Borax und Schwefel zählen, sind in den nördlichen und südlichen Gegenden zu finden.

Um den Borax-See zu besuchen, müssen wir uns in dem schönen, in die Bai von San-Pablo mündenden Napa-Thale gegen Norden begeben. Wir überschreiten die Bai diesmal bei Vallejo Junction, und erreichen das hübsche Städtchen Vallejo, dem gegenüber sich die Hügelufer der reizenden Insel „Mare Island", der wichtigen Marinestation der Bundesregierung an der Pacificküste, aus der Bai erheben. Die großartigen Magazinbauten der Regierung sind weithin sichtbar, ebenso das hohe, lange Hospitalgebäude, während an der Uferfront oft eine Anzahl Kriegsschiffe der Union vor Anker liegen. Berühmt sind auch die schönen Blumengärten und Anlagen der Offiziersquartiere, und einen hervorragenden prächtigen Punkt mit entzückender Aussicht nimmt der Leuchtthurm ein, wo in schmuckem Landhause, hoch am felsigen Strande gelegen, die Wittwe des Commandeurs Mc Dougal (Sohn des verstorbenen Admirals Mc Dougal für die Pacificküste), Inspectors sämmtlicher Leuchtthürme der Pacificküste, wohnt, der bei seiner Pflichtausübung und versuchter Landung in furchtbarer Brandung der felsigen Küste von Mendocino, sein Leben verlor. Die Eisenbahn bringt uns dann via Napa bis Calistoga, wo sich eine Anzahl interessanter, siedender Schwefelquellen befindet. Während der schönen Saison war früher dieser Ort das Rendezvous der eleganten Welt von San Francisco, und da jetzt vom Eisenbahnfürsten, Senator Stanford, ein prächtiges Riesen-Hotel errichtet werden soll, verspricht Calistoga wieder einer der besuchtesten Badeorte Californiens zu werden. Des Morgens entströmen der Erde jene weißen mineralischen Dämpfe, die Zeugniß geben von der hier unterirdischen vulkanischen Thätigkeit, welche von Zeit zu Zeit der ganzen Küste entlang heftige Erdbeben zur Folge hat. — In dem benachbarten Sonoma County, bei Healdsburg, befinden sich auch die berühmten californischen Geyser, die hier aus tausend Oeffnungen dem Boden entströmen, und besonders des Morgens das ganze Thal in Dampfwolken hüllen. Die Bewohner Californiens gaben den größten dieser Geyser bezeichnende Namen: Proserpina-Quelle, Plutonbach, Teufelsmühle, Hexenkessel u. s. w. Einer der Geyser, dessen Wasserstrahl mit bedeutendem Zischen und Pfeifen aus der Erde emporschießt, führt den Namen „Dampfschiff".

Eine Reise von 42 Meilen nordwärts von Calistoga führt uns zu dem sogenannten Borax-See, einem erloschenen, mit Wasser gefüllten Krater, in dessen Mitte die Borax-Krystalle gefunden werden. Die ganze Gegend hier wie um den nebenan befindlichen Clear Lake ist reich an Mineral- und heißen Quellen aller Art und Temperatur, die im Vereine mit den herrlichen Scenerien und dem angenehmen Klima hier eine Anzahl beliebte und vielbesuchte Badeplätze haben entstehen lassen. Ein reizender von Bergen umschlossener Sommerbadeort ist Blue Lake Park, 12 Meilen vom Clear Lake, mit seinen 3 Meilen langen „blauen Seen", an deren Ufer ein deutscher Edelmann auf prächtigem Besitz neuerdings sein Heim aufgeschlagen hat, und wo ein bequemes Sommerhotel alljährlich viele Kurgäste beherbergt.

Es seien nur noch einige Bemerkungen über den erstaunlichen Reichthum Californiens an Früchten gestattet, das hierin gewiß unerreicht dasteht: Orangen, Limonen,



Heiße Quellen im nördlichen Californien.

Citronen, Feigen, Oliven, Weintrauben, Aprikosen, Nectarinen u. s. w. werden im Ueberfluß gezogen. Californisches Obst ist ein wichtiger Stapelartikel im Weltmarkt geworden, berühmt wegen seiner verhältnißmäßig vorzüglichen Qualität und außer-

ordentlichen Größe. Californiens große, goldige, saftige Bartlettbirnen sind gewissermaßen seine Pionire im Obstmarkt gewesen; Weintrauben und Kirschen, Orangen und Citronen, die köstlichen Pfirsiche der Foothills (Vorberge) finden seit Langem gleiche hohe Anerkennung; die Oliven der südlichen Counties, eingebürgert aus der spanischen und südfranzösischen Olivenzone und auch in der nördlichen Hälfte des Staates gezogen, versprechen ein wichtiger Stapelartikel Californiens zu werden; die weißen Feigen der Riviera, Smyrna's und der Küsten des Adriatischen Meeres, deren Anbau in den südlichen wie nördlichen Counties Californiens mit Erfolg versucht ist, sind die neueste Fruchtsensation des Goldlandes. Obwohl das halbtropische Obst der Citrusfamilie, Orangen, Citronen, Limonen, vornehmlich südlich vom 35. Breitengrade gezogen werden, so gedeiht es auch vortrefflich in der Wärmezone der nördlichen Foothills. Californien besaß 1882 circa 6 Millionen Obstbäume, darunter 2,400,000 Äpfel-, 800,000 Pfirsich-, 300,000 Birnen-, 260,000 Pflaumen- und Zwetschen-, 130,000 Kirsch-, 100,000 englische Walnuß-, 250,000 Aprikosen-, 50,000 Feigen-, 1,000,000 Orangen- und 140,000 Citronen-Bäume. Jetzt hat sich obige Zahl von 6 Millionen Bäumen verdoppelt. Die Obstbäume erreichen in Folge des schnee- und eislosen südlichen Klimas Fruchtreife weit früher als im Osten, in 3—5 Jahren von der Pflanzung, worin der finanzielle Hauptvortheil liegt. Da die Orangen vom November bis April reifen, so hört die Obstlese in Californien das ganze Jahr nicht auf. Californien sendet nach dem Osten, bis auf den New-Yorker Markt, in jedem Sommer hunderttausende Centner frisches Obst, in Eiskühler-Waggons verladen, per Expreßzug (400,000 Centner in 1885). Gleich bedeutende Quantitäten werden eingemacht, (von 10—15 Millionen Blechbüchsen pr. Jahr), und das Uebrige wird theils in der Sonne, theils mittelst Dampfdarren getrocknet. Wie in Spanien und der Lombardei ist in dem regenarmen Südcalifornien ein regelrechtes System künstlicher Bewässerung eingeführt worden, mittelst dessen die großartigsten Ernteresultate erzielt werden. Die Orangenpflanzung



Californien: „Blue Lake Park“.

wird im Süden des Staates mit Hülfe dieser künstlichen Bewässerung in großem Maßstabe betrieben. Es giebt dort Orangenplantagen von Hunderten von Acres. Durch Pfropfung auf der Baumschule entnommene junge Bäume läßt sich schon in 5—6 Jahren eine hübsche Ernte erwarten, und obwohl die Anlage und Pflege eines Orangenhains mit größeren Kosten verknüpft ist, so ergiebt derselbe in soviel Jahren bereits eine jährliche Einnahme von 3—500 Dollar pr. Acre. Der Oliven- und der Feigenbaum versprechen noch reichlichere Ergebnisse.

Die leitende Industrie ist jedoch der Weinbau, da Californien von allen Staaten der nordamerikanischen Union für den Weinbau die günstigsten Bedingungen bietet, ein Klima gleich dem der berühmten Weinregion der Mittelländischen Küste, eine lange Wachsthum- und Reifperiode, eine hohe Sommertemperatur, ohne Regen von Mai bis October, Sonnenschein ohne Ende, und eine fast unerschöpfliche Fülle warmen lockeren Bodens, theils vulkanischen Charakters. Die berühmtesten europäischen Rebsorten, die deutschen Rießlings, Gutedel und andere Rheinweinsorten; die französischen Medocs, Roussillons, Sauternes, Burgunder; die spanischen Sherrysorten; die portugiesischen Ports, sie alle gedeihen vorzüglich und ihre allgemeinere Einführung verdrängt die seither gepflanzten geringeren Sorten, wie die spanische Missionstraube, die Malvoisie, ja selbst die beliebte Zinfandel, deren Weinproduct neben dem weißen Gutedel und Rießling, als guter Rothwein die californische Weinindustrie früh zu Ehren gebracht, macht jetzt dem Motaro, dem Carignane, Platz. Das Napathal mit St. Helena, einem Heim deutscher Winzer, das Sonomathal im Norden, Fresno, Los Angeles im Süden sind bis jetzt die Hauptsitze californischen Weinbaues gewesen, in den letzten Jahren sind jedoch mit gleich großem Erfolge Rebplantagen in allen Gegenden des Staates, vorzugsweise im Santa Clara-Thal und in den Foothills der Sierra Nevada und des Küstengebirges angelegt worden. Gegen die Reblaus, die in den San Francisco nahen Counties, Napa und Sonoma aufgetreten, schützt man sich durch Pflanzung widerstandsfähiger Wildreben, auf welche die edelsten Sorten gepfropft werden. Bisher sind erst 15 Millionen Gallonen (1 Gallone etwas mehr als 4 Liter) Wein pr. Jahr erzielt worden; doch in den nächsten Jahren wird sich dieses Erträgniß verdoppeln. Deutsche und Ungarn haben den Weinbau in Californien eingeführt, der ungarische Oberst Agoston Haraszthy brachte viele werthvolle Sorten nach Californien, der Deutsche Charles Kohler kelterte bereits in 1854 den besten californischen Wein. An schmackhaften, prächtigen Eßtrauben ist gleichfalls kein Mangel: „Flammender Tokayer", Rose von Peru, Marokko, schwarze Hamburg, Muskat, Sweetwater und andere gute Sorten werden bis nach New-York in frischem Zustande verschickt und dort zu hohen Preisen verkauft.

Aus diesen Verhältnissen kann man den ungeheuren Reichthum Californiens in jeder Beziehung entnehmen, und daraus auf die große Zukunft dieses Landes schließen, das schon nach einer kaum 30 Jahren alten Kultur zu solchen Resultaten gelangte.

---

6. San Francisco*).

Wohl über keine Stadt auf dem Erdboden sind so viele falsche Berichte von sensationssüchtigen Schriftstellern in die Welt hinaus gesandt worden und finden die fabelhaftesten Beschreibungen so leicht ein gläubiges Publikum, wie über San Francisco. Schon der Name des Goldlandes Californien webt einen Nimbus des Außerordentlichen, des romantisch-halbbarbarischen um Alles und Jedes, was auf diese Stadt Bezug nimmt. Daß sich in San Francisco die Leute in rothe Hemden à la Garibaldi kleiden, daß Jedermann hier einen geladenen Revolver im Gürtel und ein fußlanges Dolchmesser in den Stiefelschäften trägt, welche Waffen er bei der geringsten Veranlassung in Anwendung bringt, daß es in dieser Stadt zahllose öffentliche Spielhöllen giebt, in denen sich eine bestialische Rohheit breit macht, daß auf den Straßen eigentlich Niemand seines Lebens sicher und die Lynchjustiz hier eingebürgert ist, daß das Gold in San Francisco sozusagen in den Gossen liegt — alle diese und noch abenteuerlichere Vorstellungen spuken noch heute in den Köpfen von Tausenden in Europa.

Sogar in den älteren Staaten der Union herrschen immer noch die sonderbarsten Ansichten über diese Stadt, und es ist durchaus nichts Seltenes, Artikel in den angesehensten Zeitungen des Ostens zu finden, worin hiesige Zustände auf eine Weise geschildert werden, die einem Münchhausen zur Ehre gereichen würden. Die Welt kann sich eben noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen, daß das San Francisco von heute nicht mehr „die große Goldgräberstadt" ist, wie sie in Romanen verherrlicht zu werden pflegte. Versuchen wir jetzt, San Francisco mit kurzen Federstrichen so zu schildern, wie dasselbe heutzutage in Wirklichkeit aussieht.

Die Stadt San Francisco steht, was materiellen Aufschwung anbelangt, auf diesem Continente nur hinter Chicago zurück. Vor dreißig Jahren lag an der Stelle, welche jetzt die Königin des Pacifischen Ozeans einnimmt, ein armseliges spanisch-mexikanisches Dorf, Yerba Buena genannt. Da ging die Kunde von den Goldentdeckungen in Californien durch die Welt. Zu Zehntausenden strömten die Abenteurer aus allen Zonen hierher, das elende spanische Dorf wurde in San Francisco umgetauft, und aus den wilden ungeordneten Anfängen bildete sich schnell ein blühendes civilisirtes Gemeinwesen, eine Großstadt, deren Seelenzahl heute bereits 300,000 übersteigt. Mit ungeheurem Kostenaufwande und enormer Arbeit wurden die dem Hafen zunächst liegenden Dünen und Sandberge abgetragen und in die Gewässer der

*) Von Theodor Kirchhoff.

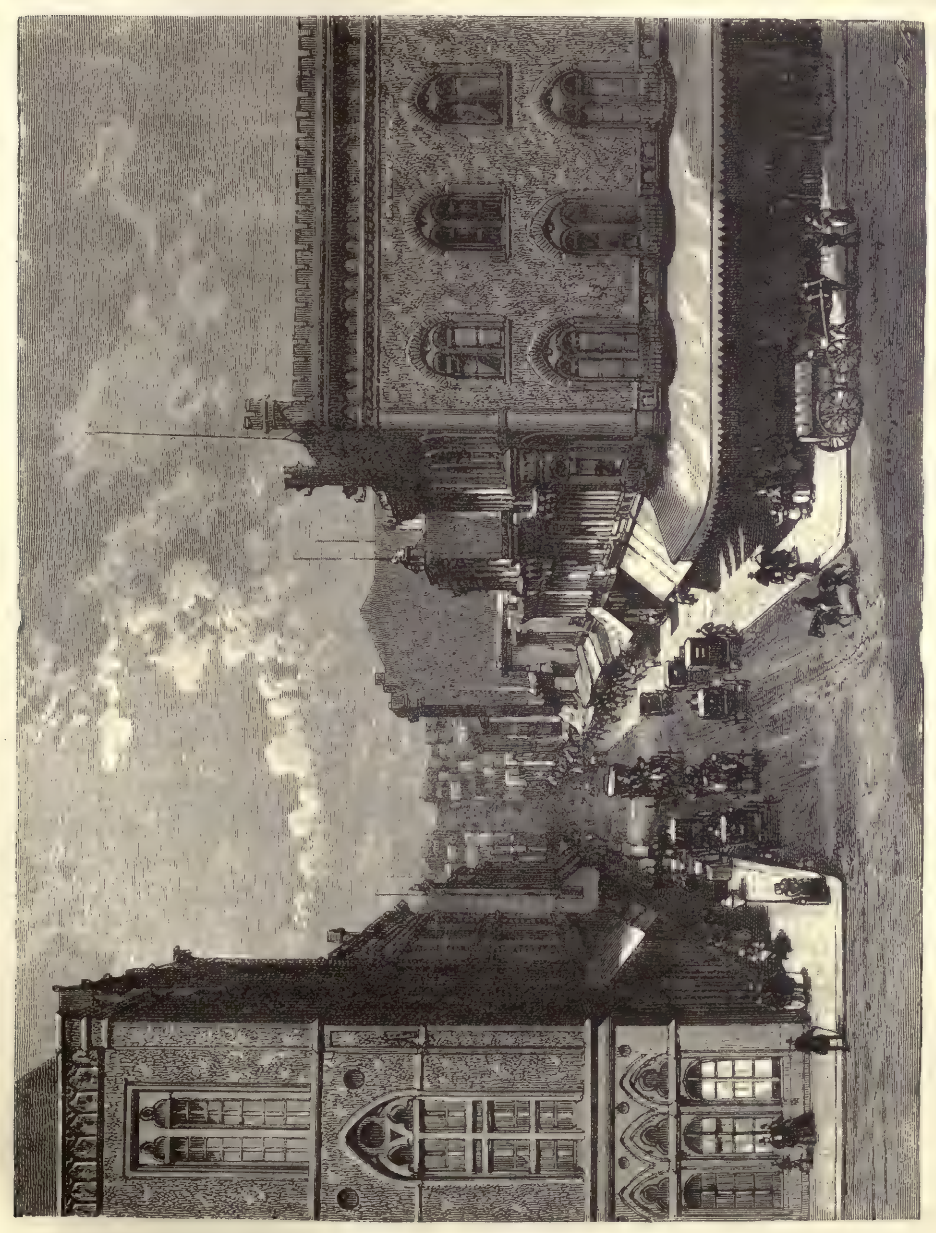
Bai geschafft und neue Straßen auf dem so gewonnenen Boden angelegt. Als sich die Stadt mit Riesenschritten vergrößerte, erweiterte man ganze Straßen, die für den Verkehr zu eng geworden waren, wie es z. B. mit der Kearnystraße, jetzt der schönsten Straße in der Stadt, geschehen ist. Alle Hauptstraßen sind in den letzten zehn Jahren durch prächtige Neubauten verschönert worden, und heute reiht sich die californische Handelsmetropole vollständig ebenbürtig an die Hauptstädte des Ostens, ja übertrifft sogar manche derselben an Eleganz und großstädtischem Aeußern.

San Francisco hat jedoch seinen rapiden Aufschwung seiner günstigen geographischen Lage fast mehr noch als den californischen Goldentdeckungen zu verdanken. An dem einzigen größeren und sicheren Hafen an einer Tausende von Meilen langen Küste, auf dem direkten Verbindungswege zwischen Ostasien, Nord-Amerika und Europa gelegen, bietet es dem Handel Vortheile, die kaum zu überschätzen sind. Außerdem finden die zahlreichen und produktiven Thäler Californiens, welch' letzteres sich in den letzten Decaden aus einem Minenlande mehr und mehr in ein reiches Agrikulturland umwandelt, hier ihren natürlichen Ausweg auf die Weltmärkte.

Der prächtige Hafen bildet ein großartiges, lebendiges Bild. San Francisco liegt bekanntlich auf einer Halbinsel zwischen dem Stillen Ozean und der sich an zehn deutsche Meilen weit in südlicher Richtung in's Festland hineinschiebenden großen Bai, welche von der Stadt ihren Namen nimmt und ihre Verbindung mit dem Meere durch das weltbekannte „goldene Thor" (golden gate), welcher Name von dem Goldfeuer der herrlichen Sonnenuntergänge daselbst (nicht vom Namen des Goldstaats) abgeleitet, findet. Wer auf der Pacificbahn das San Francisco gegenüberliegende Ufer der Bai, bei der malerisch gelegenen Stadt Oakland erreicht hat und alsdann auf einer der großen Dampffähren die hier an sechs englische Meilen breiten Gewässer durchschifft, hat eine überaus prächtige Rundschau. Zur Rechten des goldenen Thores liegt der langgestreckte dunkle Bergzug des 2597 Fuß hohen Tamalpais, im Hintergrunde der inmitten einer Menge von immergrünen Eichen liegenden Städte Oakland und Alameda bauen sich die malerischen Höhenzüge von Contra Costa empor, in weiter Ferne übergipfelt von der dunkelblauen Doppelkuppe des 3856 Fuß hohen Monte Diablo. In den breiten Gewässern der Bai liegt, als natürlicher Schutz der Hafeneinfahrt des goldenen Thores, die kleine Felseninsel Alcatraz, bedeckt mit Festungswerken, deren rothe Mauern in der Sonne schimmern; auf halbem Wege zwischen Oakland und San Francisco die größere aber kahle Insel Goat-Island.

San Francisco erstreckt sich amphitheatralisch am gegenüberliegenden Ufer, an welches ihre Straßen fächerartig hinunter laufen. Eine ganze Flotte von hochmastigen Klippern ankert zerstreut auf der Bai, welche von hin- und herkreuzenden Dampffähren und von Segelböten belebt ist, an den Werften der Stadt liegen zahlreiche See-Dampfer, welche den Verkehr mit China, Japan, Australien, den Inseln

der Südsee, Panama, Mexiko, den californischen Küstenstädten, Oregon und British Columbia vermitteln. Würden die an die Ufer sich lehnenden kahlen Höhenzüge



San Francisco: Die Montgomery-Straße.

mit grünem Baumwuchs geschmückt sein, so könnte kein Hafen in der Welt den von San Francisco an malerischer Schönheit übertreffen. Aber auch ohne eine solche

Zierde bildet derselbe ein überaus prächtiges Rundbild. Man vermißt bei den mit einem bläulichen Dufte bedeckten fern gelegenen Höhenzügen nicht die Waldungen, während ein wahrhaft italienischer Himmel das lebendige Hafen- und Städte-Panorama und die weiten Gewässer der herrlichen Bai überwölbt.

Betrachten wir jetzt das Innere der Stadt. An der Grenze des Occidents liegend, seine goldene Pforte den Völkern Ostasiens weit öffnend, bildet San Francisco, dessen Bevölkerung etwa zur Hälfte aus Fremdgeborenen, zur Hälfte aus Amerikanern besteht, mit seinem Völkergemisch einen höchst interessanten Beobachtungsort für den Ethnologen, wo die uralte stagnirende Civilisation des Reiches der Mitte mit dem frisch pulsirenden europäisch-amerikanischen Leben in enge Berührung tritt.

Für den Fremden ist die etwa 30,000 Köpfe zählende chinesische Bevölkerung von San Francisco jedenfalls das Interessanteste in diesem kosmopolitischen Hafenplatze. In allen Straßen sieht man die bezopften Söhne des Himmlischen Reiches in Menge auf- und abwandern, in jedem Stadttheil kann man chinesische Waschhäuser wahrnehmen, wo die in weiße, lose Gewänder gekleideten Asiaten vom frühen Morgen bis spät in die Nacht thätig sind, um die Wäsche der Weißen zu reinigen. Wer die hiesigen Fabriken besucht, findet dort die Asiaten zu Hunderten thätig und muß über ihren unermüdlichen Fleiß und das Geschick, womit sie alle Industriezweige bemeistern, staunen. Aber nur im engeren Chinesenviertel vermag man die Zopfträger in ihrer charakteristisch-nationalen Gesammtheit zu erblicken. Dasselbe setzt mit seinen wunderlichen, asiatischen Bestandtheilen, den mit chinesischen Schriftzeichen bemalten und mit großen bunten Laternen behängten Häusern, den Tempeln und Theatern, den Spiel- und Opiumhöhlen, den unbeschreiblich schmutzigen Kellerwohnungen, wo die bezopften Himmlischen wie eine gewisse Gattung Rüsselthiere zusammengepferdht hausen, den Läden voll mit tartarischem Krimskram, den unappetitlichen Schlächterbuden und der in den Gassen und Höfen sich drängenden ausländischen Bevölkerung jeden Fremden in Erstaunen.

In jenem unsauberen Stadttheil herrscht stets ein Gedränge, als befände man sich auf einem Jahrmarkt. Eine unbeschreibliche Atmosphäre herrscht in diesem Quartier. Wer die Chinesen als fleißige Arbeiter, als saubere Dienstboten kennen gelernt hat, möchte kaum seinen Augen trauen, wenn er sie hier in Massen zusammengeschaart wieder schaut. Wie eine Pestbeule vergiftet das Chinesenquartier diese blühende Goldstadt. Seine Bewohner bilden eine Kolonie für sich, wie kein Seitenstück dazu in irgend einem anderen Platze Amerika's gefunden werden kann. Die gemeinsten Laster und ein bienenartiger Fleiß, sonst die stärksten Gegensätze, finden sich bei diesem Volk auf eine Weise vereint, die den Begriffen von einer europäisch-amerikanischen Civilisation geradezu entgegen laufen.

Einen erfreulichen Gegensatz zu dem unsauberen Chinesenviertel bilden die Hauptgeschäftsstraßen und diejenigen Stadttheile, wo die wohlhabendere Klasse der weißen Bevölkerung ihre Privatwohnungen hat. Die Straßen sind nach amerikanischem Stil geradlinig angelegt. Die breite Marketstraße durchschneidet die Stadt in schräger Linie, wodurch zahlreiche Straßen entstanden sind, welche in einem spitzen Winkel in jene einmünden; von der entgegengesetzten Seite laufen die Straßen wieder rechtwinklig in die Marketstraße, welche einem großen Strome ähnlich sieht, dem die Seitengassen das lebendige Menschengewühl zuführen. Diese Straße wird immer mehr und mehr die Hauptgeschäftsstraße von San Francisco und macht der Kearny- und der Montgomerystraße Concurrenz. Die von der Hafenfronte in die Stadt führenden Straßen steigen eine, quer durch dieselbe laufende ansehnliche Hügelreihe empor, von deren höheren Punkten man eine entzückend schöne Aussicht über die Stadt und die weiten Gewässer der Bai bis nach Oakland hinüber genießt. Fuhrwerke aller Art und prächtige Pferde sind in San Francisco sehr zahlreich und geben dem Getriebe in den Straßen ein außerordentlich mannigfaltiges Bild. In der Kearnystraße ist zu jeder Tageszeit bis spät in die Nacht ein Leben, wie in einer Weltstadt ersten Ranges. Die breiten Asphalttrottoire dieser Straße sind der Lieblingsspaziergang der schönen Welt. Interessant ist es, inmitten des Sommers neben Damen, die in Sammet und Seide einherrauschen, andere zu sehen, welche mit Jacken aus kostbarem Pelz bekleidet sind, was in dem sich hier fast an jedem Tage unangenehm fühlbar machenden starken Witterungswechsel seine Ursache hat.

Durch die meisten Straßen der Stadt führen mehrgeleisige Schienenwege, deren elegante theils durch Pferde, theils mittelst Drahtseil gezogene Waggons bei der großen lokalen Ausdehnung des Platzes für den Personenverkehr unschätzbar sind. Nicht nur erklimmen mehrere Drahtseilbahnen die bereits erwähnten, im Innern der Stadt liegenden bedeutenden Höhenzüge, mittelst einer neuen Lokomotive, die zuerst in San Francisco vor jeder anderen Stadt der Welt zur Verwendung gekommen und sich auf dem hiesigen hügeligen Terrain als sehr praktisch bewährt hat, sondern auch die ebene Marketstreet und obere Querstraßen besitzen mehrere dieser überaus praktischen Kabelbahnen. Die Triebkraft von den auf diesen Bahnen laufenden Waggons liegt in einem unter der Erde hinlaufenden doppelten ununterbrochenen Stahlkabel, das von einer mächtigen Dampfmaschine in Bewegung gehalten wird. Vor jedem Waggon befindet sich ein offener Triebwagen, der auch von Passagieren benutzt wird, und in dessen Mitte ein eisernes Drehwerk aufgestellt ist. Durch eine gerade über dem Drahtseil an der Oberfläche der Bahn befindliche Rinne faßt der auf dem Triebwagen aufgestellte Mechanismus das im Boden fortlaufende Kabel, wodurch sich selbstverständlich der Wagen in derselben Geschwindigkeit wie das von ihm festgeklammerte Seil fortbewegt. Läßt das Triebwerk den Draht wieder los, so kommt

der Wagen durch Bremsen fast augenblicklich zum Stillstand. Ein Mann versieht den Dienst am Triebwerk mit der größten Leichtigkeit. Die den Berg hinauf- oder herabfahrenden Wagen werden an beiden Enden der Kabelbahn durch eine Weichenstellung oder Drehbrücke auf das andere Geleise gebracht. Bei den Bahnlinien der Marketstreet bilden Triebwagen und Waggon einen einzigen langgestreckten Wagen.

Diese Art Fahrzeuge laufen an dem in einer Länge von mehreren englischen Meilen stetig fortlaufenden Kabel ruhig entlang, ob auf ebener Fläche, oder bergauf und bergab, und nur das gedämpfte Rauschen des im Boden sich stetig fortbewegenden Stahlkabels deutet das Vorhandensein der bewegenden Kraft an. Für Solche, die auf den mehrere hundert Fuß ansteigenden Hügeln der Clay- und Californiastraße wohnen, auf welch' letzteren die Paläste der hiesigen Eisenbahnfürsten erbaut sind, haben sich diese Drahtseilbahnen als eine außerordentlich bequeme Einrichtung bewährt, da man jetzt von dort aus die unteren Geschäftsstraßen zu jeder Zeit binnen wenigen Minuten erreichen und ebenso schnell wieder heim gelangen kann. Die Kabelbahn an der Claystraße beförderte im ersten Jahre nach ihrer Eröffnung nahezu 2 Millionen Passagiere.

Auch der kahle, steile und felsige „Telegraph Hill", der sich 300 Fuß über der Uferfront der Bai erhebt, und der seinen Namen dem vormaligen Brauche verdankt, von seinem Gipfel mittelst Holzarmen die Ankunft des Dampfers von Panama zu signalisiren, hat unlängst eine völlig geräuschlose Kabelbahn eigenartiger Construction mit stets geradestehendem Waggon erhalten. In Verbindung damit ist ein Vergnügungslokal mit Ausschaustation (deshalb Observatory getauft) auf jener ansehnlichen Höhe, die eine prächtige Rundschau über Bai, Höhenzüge und Stadt bietet, angelegt worden. Von einem riesigen Mastbaum leuchtet hier allabendlich eine elektrische Sonne weit über Stadt und Bai, und von einem zweiten Mastbaum über dem Observatory fällt jeden Mittag, Punkt 12 Uhr, Sonnenzeit, eine Zeitkugel, um den Kapitänen der im Hafen ankernden Schiffe Gelegenheit zu geben, darnach ihre Chronometer zu reguliren.

Die Gebäude in den Geschäftstheilen der Stadt sind meistens aus Stein, die Privathäuser dagegen aus Holz erbaut. Neben vielen Prachtbauten gewahrt man oft unansehnliche Holzbaracken, die Ueberbleibsel des alten San Francisco, welche aber von Jahr zu Jahr mehr und mehr verschwinden und soliden Bauten Platz machen müssen. Die aus Holz errichteten Privatwohnungen der Reichen sind von außen so bemalt und cementirt, daß sie eleganten Steingebäuden täuschend ähnlich sehen. Der architektonische Anblick dieser Privatquartiere, besonders der älteren Stadttheile, ist oft höchst interessant. Die, die Eintönigkeit der Façade unterbrechenden Ausbaufenster, reich verzierten Gesimse, Säulenvorbaue, Eckthürmchen mit feiner Filigranarbeit kunstreicher Holzschnitzerei, hochumwallte Fundamente auf malerischen Terrassen vertreten



San Francisco aus der Vogelschau.

Baustyle, die uns bald an Italien, bald an Pariser Faubourgs erinnern. Dazu die chinesischen Behausungen, buntbemalte Restaurants in Chinatown, elegante Renaissanceschlösser auf stolzer Hügelkrone, unweit in kleineren Seitenstraßen halbverfallene Holzbaracken, dann wieder echt amerikanische mächtige Geschäftspaläste aus Holz, Eisen und Glas — All das bildet ein Stylgemisch und Bauconglomerat, das dem kosmopolitischen Charakter der Stadt sehr gut zu Gesicht steht. Das Innere der Wohnungen ist oft mit verschwenderischer Pracht eingerichtet. An der Van Ness Avenue, wo viele der in San Francisco lebenden reichen jüdischen Kaufleute wohnen, reiht sich ein solch' prächtiges Heim an das andere. Die in früheren Jahren übliche Bauart von niedrigen Häusern, welche in der Furcht vor Erdbeben ihren Grund hatte, ist in letzterer Zeit, seit man in San Francisco die Erdbeben als einen überwundenen Standpunkt betrachtet, in das Gegentheil umgeschlagen. Neue, vier und mehr Stockwerk hohe Gebäude, viele davon mit eisernen Fronten, sieht man jetzt in Menge in allen Stadttheilen.

Besonders hervorzuheben sind die prächtigen Bankgebäude an der Californiastraße und die an der Montgomerystraße liegende Nevada-Bank, welche letztere ein eingezahltes Kapital von fünfzehn Millionen Dollars Gold repräsentirt; das Safe Deposit-Gebäude, dessen Herstellung eine Million Dollars gekostet hat und welches, inmitten eines riesigen Stahlgewölbes, über viertausend einbruchsichere Eisenkasten zum Aufbewahren von Gold, Kostbarkeiten und Werthpapieren enthält; die im griechischen Stil erbaute neue Münze, wo die Schätze Californiens und Nevada's in Gold- und Silbermünzen umgewandelt werden; die neue Minenbörse, das Hauptquartier der nach Tausenden zählenden Spekulanten in Minenaktien u. s. w.

Unter den vielen prächtigen Privatwohnungen nimmt die von Leland Stanford, dem Präsidenten der Central-Pacific-Eisenbahn und derzeitigen Bundessenators in Washington, den ersten Rang ein. Dieser aus Holz erbaute Palast steht auf dem California-Hügel, er hat dem genannten Eisenbahnfürsten eine Million Dollars gekostet. An das Stanford'sche Palais auf „Nob-Hill" reiht sich das mit seinen Thürmen mittelalterlich gemahnende hölzerne Schloß des verstorbenen Eisenbahnmagnaten Hopkins, das neue elegante Braunsteinheim des Millionärs Flood u. v. a.

Die zahlreichen Hôtels in San Francisco, worunter das Occidental-, Lickhouse-, Baldwin's-, Grand- und Palace-Hôtel die bedeutendsten sind, stellen sich den berühmten Hôtels in den östlichen Unionsstaaten vollkommen ebenbürtig zur Seite. Baldwin's-Hôtel, dessen Herstellung anderthalb Millionen Dollars gekostet hat, enthält 500 Zimmer, auch eins der schönsten Theater San Franciscos innerhalb seiner Mauern. Das Palace-Hôtel hat dreieinhalb Millionen Dollars gekostet und ist eins der größten Hôtels der Welt. Dieser fast ganz aus Stein und Eisen konstruirte Palast erhebt sich mit sieben Stockwerken zu einer Höhe von 113 Fuß und hat eine Façade von 350 Fuß Länge, bei einer Tiefe von 275 Fuß. Vier „Elevators" machen den in den

oberen Stockwerken logirenden Gästen den Zutritt zu ihren Zimmern so bequem, als wohnten sie zu ebener Erde. Vom Dache des Riesengebäudes genießt man eine prachtvolle Aussicht über die Stadt und Bai. Der innere mit einem Glasdach bedeckte Hofraum ist von sieben, über einander wie die Ränge in einem Theater rings herum laufenden Gallerien eingefaßt. Es befinden sich außer den vielen, mit wahrhaft fürstlichem Luxus ausgestatteten Parlors, 755 Zimmer im Palace-Hôtel, und ist für die Unterkunft und Bewirthung von 1200 Gästen Sorge getragen. Schön ist der Bau, mit seinen in langen Linien ringsherum gleichsam angeklebten Vorbaufenstern, freilich nicht zu nennen; aber er imponirt durch seine riesigen Verhältnisse und durch die ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt entfaltete Eleganz von seinen kolossalen Räumlichkeiten. Das Hôtel dient vielen reichen Familien zum ständigen Aufenthalt, welche für eine Reihe prächtiger Zimmer und allen nur denkbaren Luxus und Comfort lieber tausend Dollars Miethe pro Monat zahlen, als sich in eigenen Wohnungen mit unzuverlässigen irischen und chinesischen Dienstboten abzuplagen. Als Kuriosität sei noch erwähnt, daß sich in diesem Riesenhôtel stets an 200 Pianos befinden, welche von hiesigen Pianohändlern den Gästen leihweise überlassen werden.

Unter den im Bau befindlichen Gebäuden nimmt das großartige mit hohen Thürmen geschmückte neue Stadthaus (New City Hall) den ersten Platz ein. Mit diesem Gebäude, dessen Herstellung mindestens sechs Millionen Dollars kosten wird, hat sich die Stadt im Uebermuthe ihres Reichthums einen Elephanten angeschafft, der für die hiesigen Steuerzahler noch auf viele Jahre eine nichts weniger als angenehme Acquisition ist. —

Die Einwohner San Francisco's haben bis auf den heutigen Tag dieselbe leidenschaftliche, leicht erregbare Natur in ihrem ganzen Denken, Thun und Handeln beibehalten, wie sie sich bei den Bewohnern von neuen Ländern kennzeichnet. Im geschäftlichen Leben herrscht hier zu Zeiten ein rastloser Eifer, der nicht vor den gefährlichsten Wagnissen zurückbebt. Glücklicherweise ist mit dem Niedergange der berühmten Comstockminen das gefährliche Spiel der Minenactienspeculation, der früher 99 Prozent der Bevölkerung gefröhnt hat, fast so gut wie verschwunden, und ist der Börsen- wie Geschäftsverkehr in geregelte Bahnen gelenkt worden.

Ein schöner Charakterzug der Bewohner von San Francisco ist ihre Gastfreundschaft, welche nicht minder wie ihre Freigebigkeit sprichwörtlich geworden ist. Es scheint etwas in der hiesigen Luft zu liegen, was selbst den verstocktesten Murrkopf veranlaßt, gesellig zu werden und dem Leben die heitere Seite abzugewinnen. Die europäischen Bewohner San Francisco's zeigen eine ebenso große Anhänglichkeit an ihre neue Heimath wie die Eingeborenen, nur in seltenen Fällen entschließt sich Jemand dazu, wieder von hier fortzuwandern. Das freilich im Sommer windige Klima behagt immer mehr, je länger man hier ansässig bleibt. Es giebt weder Frost noch

große Hitze, und die Regenzeit, der californische Winter, ist im allgemeinen die angenehmste Jahreszeit.

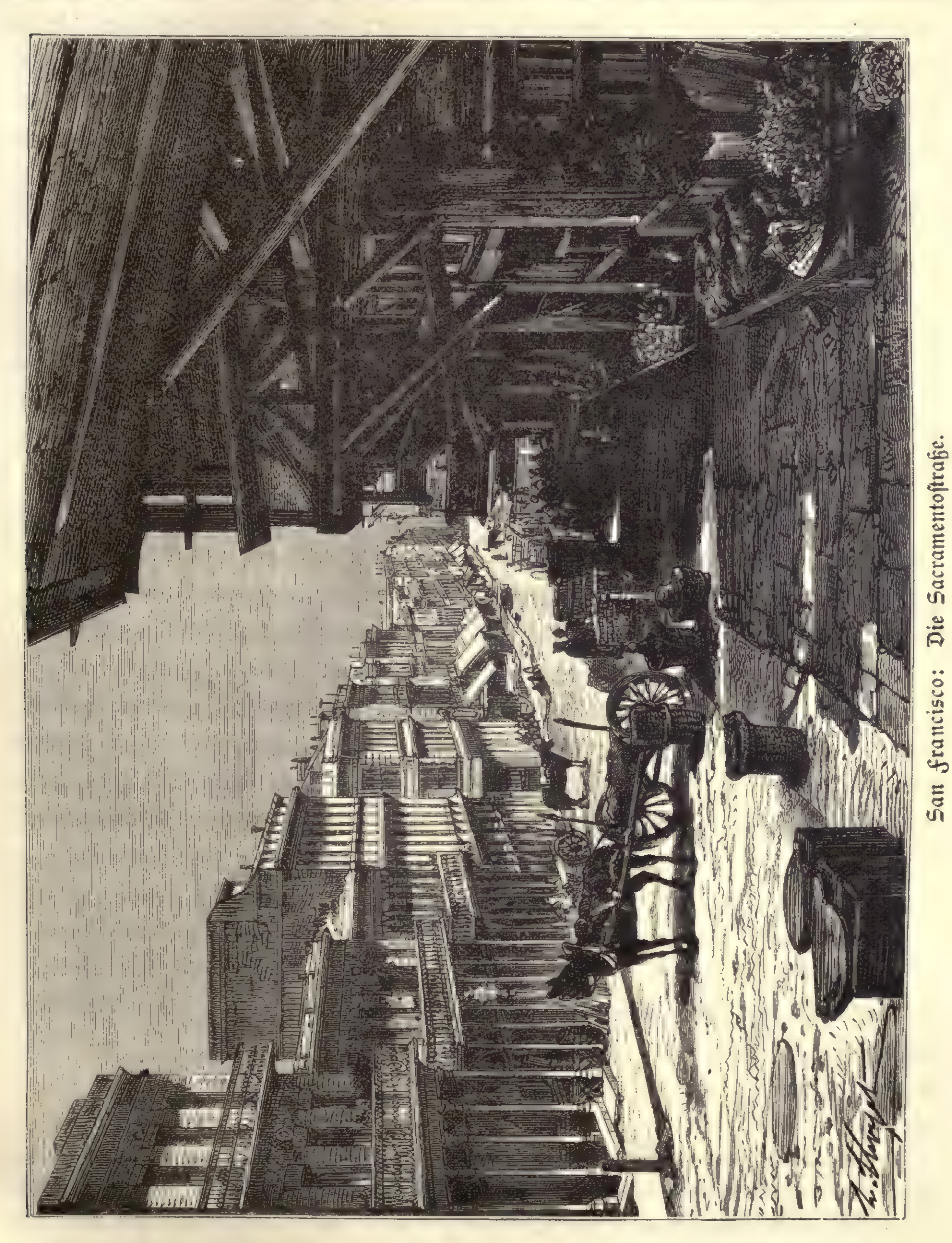
Das gesellschaftliche Leben kann in einer kosmopolitischen See- und Handelsstadt, wie San Francisco, natürlich nur ein außerordentlich mannigfaltiges sein. Selbstverständlich fehlt es hier nicht an Theatern und Concertsälen und jedes derselben erzielt als Regel allabendlich volle Häuser. Die Mehrzahl der hiesigen Bevölkerung betrachtet den Sonntag als einen Tag der Erholung und Freude, ja selbst in den englischen Theatern und Opernhäusern wird jetzt auch am Sonntag Abend gespielt, was sonst in Amerika nirgends geschieht.

Jede der verschiedenen Nationalitäten hat hier ihre Clublokale, ihre Feste und Picknicks für sich, und alle leben friedlich neben einander. Selbst während der aufregenden Tage, zur Zeit des letzten deutsch-französischen Krieges, blieb es hier bei unschuldigen Nörgeleien zwischen den erhitzten antagonistischen Parteien. Die etwa 30,000 Köpfe zählenden Deutschen sind im Goldland den geselligen Freuden der alten Heimath treu geblieben. Es giebt hier deutsche Gesang- und Turnvereine, Zeitungen und eine ganze Anzahl von prächtig eingerichteten Clublokalen. Im Frühling und Sommer ziehen die deutschen Gesellschaften und Militärcompagnien allsonntäglich mit klingendem Spiel und wehenden Bannern durch die Hauptstraßen nach den großen Dampffähren und fahren über die Bai nach den reizenden Landstädten Oakland, Alameda, das zum Theil an den Wurstelprater gemahnt, Saucelito u. s. w. um dort im Freien Picknicks abzuhalten und sich sonst nach vaterländischer Sitte zu erheitern. Gesellschaften anderer Nationalitäten stehen darin nicht zurück, und Tausende, welche nicht über's Wasser gehen wollen, besuchen die idyllischen Parks an der südlichen Pacificbahn und andere Vergnügungsorte in der Stadt, worunter Woodward's Garten der beliebteste Tummelplatz für die Deutschen ist.

Der interessanteste Vergnügungsplatz in der Nähe von San Francisco ist das Cliff House, welches nahe beim goldenen Thor und dicht am Ocean liegt. Eine Eisenbahn mit seitlich offenen Waggons und eine gute Straße führen aus der Stadt nach dem vor wenigen Jahren angelegten Golden Gate Park, aus dessen sandigem Boden bereits üppige Vegetation emporschießt. Auf vortrefflichen Kieswegen kutschirt man durch den Park nach dem Cliffhouse, dessen Hauptreiz in einer dort auf den Felsen im Meere angesiedelten Seelöwencolonie besteht. Frühmorgens und am Sonntag ist die Kliffhausstraße belebt von leichten Fuhrwerken und Reitern. In mondhellen Nächten dort hinaus zu kutschiren, ist die verwirklichte Poesie!

Von der breiten Veranda des Kliffhauses aus kann man das Familienleben der fremdartigen Meeresbewohner trefflich beobachten, die sich, kaum hundert Schritt entfernt, auf einer Anzahl von nackten und zerklüfteten Felseninseln niedergelassen haben. Es wimmelt dort förmlich von Seehunden und Seelöwen, deren weinerlich klingendes

Brüllen und Gekläff oft das Rauschen der nahen Brandung übertönt. Die größeren von den Thieren, welche an zweitausend Pfund wiegen, sind zugleich die Patriarchen



San Francisco: Die Sacramentostraße.

in der Kolonie. Sie halten die kleineren in guter Zucht und leben mit den oft ungenirt unter ihnen einherspazierenden langbeinigen Meeresvögeln in bester Freundschaft. Die Thiere schleppen ihre riesigen Leiber entweder höchst unbeholfen auf den

Felsen hin und her, oder halten ein Schläfchen in der Sonne, oder sie sitzen gemüthlich da und kratzen das Haupt mit den großen Schwimmflossen. Setzt sich ein großer Seelöwe mit hoch erhobenem Haupte hin, und reckt die mächtigen Schultern, so ist seine Aehnlichkeit mit dem Könige der Wüste einigermaßen treffend. Außerordentlich unterhaltend ist es, ihrem Treiben zuzusehen. Hier und da spielen die Alten mit den Jungen, die kaum zwei Fuß lang sind; andere versuchen es, mit ihren plumpen tatzenähnlichen Flossen aus dem Wasser auf die Felsen zu klimmen, was ihnen nur mühevoll gelingt; wieder andere stürzen sich von oben herab in die hochaufspritzenden Wogen oder schwimmen im Wasser umher.

Nie wird man müde, das Kliffhaus zu besuchen, welches in seiner Art kein Seitenstück in der Welt hat. Die Seelöwen-Colonie dicht vor den Thoren von San Francisco ist der Stolz jedes Bewohners dieser Stadt. Ungestört erfreuen sich die Thiere auf den sogenannten Seehundsfelsen (seal rocks) ihrer Freiheit. Niemand darf sie dort belästigen oder gar tödten, denn der Staat Californien schützt sie durch strenge Gesetze gegen jegliche Unbill.

Die Aussicht von der Veranda des Kliffhauses ist herrlich. Zum Horizonte erstreckt sich der schwellende große Ocean, mit zahlreichen weißen Segeln darauf, hochmastigen Klippern, kleineren Schiffen und mitunter einem mächtigen Dampfer. Rechts, nahe dem Kliffhause, liegt das geöffnete Bergportal des „goldenen Thores", der westlichen Eingangspforte von Amerika; an seiner Südseite Point Lobos und drüben im Norden Point Bonita mit dem weißen Leuchtthurm. Zur Linken zieht sich der von der schneeigen Brandung umrauschte Meeresstrand hin. Nach einem Sturme ist der Aufenthalt im Kliffhause namentlich über die Maßen anziehend, denn dann schlagen die Wogen des großen Oceans haushoch über den nahen Felsenklippen zusammen, unter dem Donner einer gewaltigen Brandung. Aber die schönste Zeit zu einem Besuche ist eine windstille, mondhelle Nacht. Wem es gelingt, alsdann in dem von Gästen leider stets überfüllten Hause ein einsames Plätzchen auf der Veranda am silberschillernden Meere zu finden, der wird sich bei dem fremdartigen Gebrüll der Seelöwen und dem ewigen Rauschen der nahen Brandung eines seltsamen, romantischen Gefühls nicht erwehren können, welche dort selbst das prosaischste Gemüth erfaßt.*)

*) Ueber die Bedeutung San Francisco's als kosmopolitische Großstadt und Welthandelsplatz dürften nachstehende Ziffern Ausweis liefern. Dem Census von 1880 gemäß waren 44,765 Stimmgeber eingetragen, wovon 10,467 Irländer, 6,704 Deutsche, 1,751 Engländer, und nur 2,527 eingeborene Californier waren. Im Vorjahre bezifferte sich die Waareneinfuhr auf 73 Millionen Dollars, die Ausfuhr, einschließlich der Edelmetalle, auf 79 Millionen Dollars. Von den drei Stapelproducten Weizen, Wein und Wolle wurden in 1884 ausgeführt 33 Millionen Centner Weizen, 15 Millionen Gallonen Wein, 37 Millionen Pfund Wolle. Ferner 23½ Millionen

Hiermit wollen wir Abschied nehmen von dem jüngsten Kinde unter den Großstädten auf der westlichen Hemisphäre, dem äußersten Vorposten amerikanischer Cultur an dieser Seite des Continents. Es ist noch ein junger Riese, voll von Uebermuth, der frisch und fröhlich in die Welt hinausblickt, dessen Manieren freilich mitunter noch etwas rauh sind, der aber ein offenes, warmes Herz hat und jedem ein gastfreundschaftliches Willkommen bietet. Ein gesegnetes Klima, eine großartige Umgebung sind sein Erbtheil. Seine Zukunft, als Gebieter des Stillen Meeres und eines der gesegnetsten Länder der Erde, winkt ihm im rosigsten Lichte, ja er möchte das, was ein gütiges Geschick ihm bereits gegeben hat, gewiß nicht mit den Errungenschaften irgend eines Rivalen in der weiten Welt vertauschen.

---

3. Die Chinesen in Californien.*)

Neben der aus geborenen Amerikanern und fast allen Nationen Europas zusammengesetzten, außerordentlich zunehmenden weißen Bevölkerung der westlichen Küstenländer Nordamerikas, welche im Allgemeinen auf's beste mit einander harmonirt und sich schnell zu einer speciell californischen assimilirt, bilden die Chinesen, wie allgemein bekannt, noch immer einen nicht unbeträchtlichen Bruchtheil der Gesammtbevölkerung, der eine Kaste für sich ausmacht.

Die chinesische Einwanderung nach Californien, welche zuerst durch die Entdeckung des Goldes in's Leben gerufen wurde, stand ganz unter der Controlle von sechs großen chinesischen Handelsgesellschaften, welche die Namen Sam Yup-, Yung Wo-, Bong Chow-, Wing Yung-, Hop Wo- und Yan Wo-Compagnie führten. Die Art und Weise, wie die genannten sechs Corporationen die Einwanderung ihrer

---

Buschel Gerste; 39,000 Arbeiter stellen Fabrikate im Gesammtwerthe von 86 Millionen Dollars her. Aus fremden Häfen trafen ein 727 Segelschiffe = 825,000 Tonnen Gehalt, darunter die größten Klipperschiffe der Welt, und 227 Dampfer mit 318,000 Tonnen. Nach fremden Häfen gingen 761 Segelschiffe = 905,000 Tonnen Gehalt und 225 Dampfer = 330,000 Tonnen Gehalt. Der Umsatz in Grundeigenthum in 1884 betrug 13 Millionen Dollars, 1127 neue Gebäude im Gesammtwerthe von 6 Millionen Dollars wurden in 1884 aufgeführt. Die Steuerpflichtigkeit des Grundeigenthums San Franciscos beträgt 228 Millionen Dollars (2/3 des wirklichen Werthes). Zolleinnahmen 9 Millionen Dollars. Die 11 Handelsbanken der Stadt repräsentiren ein Actiencapital von 36 Millionen Dollars, mit 30 Millionen Dollars baar eingezahlt. Die 8 Sparbanken haben 50 Millionen Dollars Depositen. Die Münze in San Francisco hat 24,278,996 Dollars Gold- und Silbermünzen geprägt, seit 1854 im Ganzen 764,758,746 Dollars. Totalertrag der Minen der Pacific-Küste 2,503,016,797 Dollars.

*) Von Theodor Kirchhoff in San Francisco.

Landsleute — früher aus Macao, später aus Hongkong — vermittelten, war meist in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt, welches zu lüften mittelst offizieller Untersuchungen nur theilweise gelungen ist.

Die Chinesen in Californien kamen fast alle aus der Provinz Canton und gehörten zu den niedrigsten Volksklassen der Bewohner des himmlischen Reiches. Die Annahme, daß die sechs Compagnien den Auswandernden das Reisegeld vorschössen, um diese dadurch in eine abhängige Stellung zu sich zu bringen, ist von den Compagnien stets entschieden in Abrede gestellt, allein amtlich mehrfach nachgewiesen worden.



San Francisco: Eine Opium-Hölle.

Die nach Californien kommenden chinesischen Frauen wurden dagegen ganz offen als Sclaven betrachtet. Man kaufte und verkaufte sie gleich nach ihrer Ankunft, für 400 bis 600 Dollars auf eine Reihe von Jahren, zu den schamlosesten Handelszwecken, und die Chinesen finden dies so natürlich, als ob sich das von selbst verstünde. War ihre Zeit abgelaufen, so waren sie doch immer noch der Gefahr ausgesetzt, aus irgend einem nichtigen Grunde auf's neue verkauft zu werden. Die Frauen lassen diesen schändlichen Handel mit ihrer Person mit einem stoischen Gleichmuth über sich ergehen und beanspruchen nur in ganz seltenen Ausnahmefällen

den Schutz der amerikanischen Gerichte. Ein Familienleben existirt unter den Chinesen San Francisco's fast gar nicht. Höchstens hundert verheirathete Chinesen befinden sich daselbst; alle anderen Frauen sind Prostituirte, unter denen die furchtbarsten Krankheiten in einer Menge und Intensität herrschen, die grauenerregend sind. Man muß diese Geschöpfe gesehen haben, um einen Begriff von der grenzenlos sittlichen und körperlichen Verkommenheit zu bekommen, deren ein menschliches Wesen fähig ist! Werden sie alt, krank oder hülflos, so werden sie von ihren Herren einfach auf die Straße geworfen, damit die Polizeibehörde sie ins Spital



San Francisco: Verpackung von Chinesenleichen.

bringe; oder man schafft sie in ein abgelegenes Zimmer, stellt eine Schale voll Reis neben ihr Schmerzenslager und verläßt sie dann, um sie dort sterben zu lassen.

Ein Spaziergang durch das Chinesenviertel in San Francisco ist genügend, um Jeden, der für chinesische Einwanderung geschwärmt hat, zum energischsten Widersacher derselben zu machen. Unsere Freunde im Osten, welche gelegentlich einmal ein paar Dutzend Chinesen zu sehen bekommen, die dort in Fabriken angestellt sind, begreifen nicht, was wir Californier an den charmanten Arbeitern auszusetzen haben, die so fleißig und so sauber sind! Könnten sie dieselben Asiaten an Plätzen sehen,

wo sie wie hier in Menge wohnen, so würde ihnen unsere Abneigung gegen die Herren Zopfträger wohl ohne weiteren Commentar begreiflich werden! — Der Schmutz in den Wohnungen, den düsteren Kellerlöchern mit ihrer verpesteten Luft, wo oft ein halbes Hundert und mehr Chinesen in einem Raume zusammen leben, der den bescheidensten Ansprüchen einer einzigen weißen Familie nicht genügen würde (die Lagerstätten sind weiter nichts als übereinander an den Wänden festgenagelte Bretter, ja es befinden sich unter den Straßen und Trottoirs Löcher von 6 Quadratfuß Bodenraum, in welchen sechs Asiaten ein recht gemüthliches Unterkommen finden). Auf dem kleinen Raum des aus wenigen Straßengevierten bestehenden Chinesenghettos, über und unter der Erde sind 30,000 Chinesen eingepfercht. Die mit betäubendem Dunst angefüllten Zimmer mit rußigen Wänden und schmierigen Fußböden, wo die ganz verthierten Opiumraucher auf den Pritschen daliegen und im Genusse der narkotischen Pfeife das Elend der Gegenwart zu vergessen trachten, (nicht weniger als 25 öffentliche Opiumhöllen sind amtlich festgestellt) die 102 scheußlichen Locale, mit zwei bis vier und mehr Prostituirten in jeder schmutzigen Kammer, die kaum groß genug ist, um sich darin umdrehen zu können; die 115 Spielspelunken, in denen die Geldgier allnächtlich ihre wüsten Orgien feiert, kurz, das ganze Ensemble der unsauberen Gassen und Wohnungen ist genug, um jeden civilisirten Weißen die Nerven erschüttern zu können. Das Hazardspiel namentlich ist ein chinesisches Nationallaster. Über den Thüren der Spielhäuser paradiren die Worte „Friede und Glückseligkeit" — „Reichthum und Zufriedenheit" in tartarischer Schrift, und in den Räumlichkeiten wird Tag und Nacht Hazard gespielt. Allnächtlich versammeln sich die Chinesen aus allen Theilen der Stadt in jenen Spielspelunken, in denen alsdann ein ganz unbeschreiblicher Bedlamsskandal herrscht. —

Das Getriebe in den Gassen und Gängen ist echt asiatisch. Wer aus der eleganten Kearnystraße in die Jackson- und andere Straßen des Chinesenviertels geräth, möchte wähnen, er sei plötzlich aus San Francisco nach Canton versetzt. Ein ganz unbeschreiblicher Geruch liegt dort stets in der Luft — eine Art Kelleratmosphäre, mit dem Dunste von verwesenden Fischen und verfaultem Obst geschwängert! — Das Chinesenquartier ist eine fortwährende Drohung von Epidemien für diese Stadt, und wir haben das Glück, bis jetzt davon verschont geblieben zu sein, nur den beständigen atmosphärischen Strömungen zu verdanken, welche hier die Luft das ganze Jahr hindurch reinigen. — Schwärme von bezopften Asiaten wandern die Gehwege (wo vor fast allen Thüren Lebensbedürfnisse für die Himmlischen ausgeboten werden) auf und ab und schnattern ihr Kauderwelsch; fast alle sind sie in vaterländischer Tracht, mit Holzpantoffeln, Zopf und blusenartigem Gewand — nur der Filzhut und hier und da eine Hose oder ein Paar Stiefeln sind von solchen Chinesen, die längere Zeit hier gelebt haben, als bequeme Neuerung adoptirt worden. — Die Frauen

tragen große Porzellanringe an Knöcheln und Handgelenken, sie nehmen sich in den oft fein gestickten Gewändern, den Pumphosen, dem zusammengekleisterten Schmetterlings-Haarputz 2c. höchst seltsam aus.

Die Häuser sind bunt von rothen und goldenen chinesischen Schriftzeichen und Schildern; in den Läden sitzen die Bezopften an jedem Fenster, schieben mit ernster Miene die Knöpfe auf den Rechenbrettern hin und her, lesen oder malen ihre Correspondenzen; aus den Theatern, wo dasselbe Stück mit Fortsetzung Wochen lang spielt, schallt der betäubende Lärm von Gongs und Tamtams; vor den Joschhäusern (Tempeln) brennen bunte Wachskerzen, und drinnen sitzen die dickleibigen Götzen, in ihrem Staat von Pfauenfedern und vergoldetem Krimskram, unter Drachen- und Ungeheuerköpfen, und schauen gar grimmig mit den schiefen Augen aus den rothen, mit riesigen Schnurrbärten gezierten Gesichtern den „Barbaren" (nämlich Weißen) an, der etwa die Frechheit hat, im Heiligthume herumzubummeln und dort (was öfters vorkommt) ungenirt seine Cigarre weiter zu rauchen. Und dann diese Schlachthäuser mit ihren in toto gebratenen, mit braunem Firniß überzogenen Schweinen, den Haufen von daumenlangen Fischen und unappetitlichen, regenwurmähnlichen Würsten, dem oft halb verfaulten Gemüse und Obst, den schmierigen hellgelben Kuchen, die Torten vorstellen sollen, und allerlei unbeschreiblichen Gerichten, die den Gedanken an Rattenschwänze und Hundefricassées wach rufen! — Die Kellerlöcher, in denen ein chinesischer Barbierkünstler die Köpfe seiner Kunden bis zum Scheitel glatt rasirt und ihnen elegant die Ohren ausspritzt; die Waschhäuser mit ihren fleißigen weißgekleideten Hemdenbüglern; die unterirdischen Gewölbe, wo Schaaren von Cigarren- und Pantoffelmachern thätig sind, und andere, wo an Hunderten von Nähmaschinen das Anfertigen von Kleidern fabrikmäßig betrieben wird: — das wogt und arbeitet und schnattert durcheinander und drängt sich in den schmutzigen Straßen und Gängen; die Johns mit stets grinsendem Lächeln, die Frauenzimmer mit den bemalten Gesichtern jeden ihnen begegnenden Weißen mit den Mandelaugen verschmitzt anblinzelnd. —

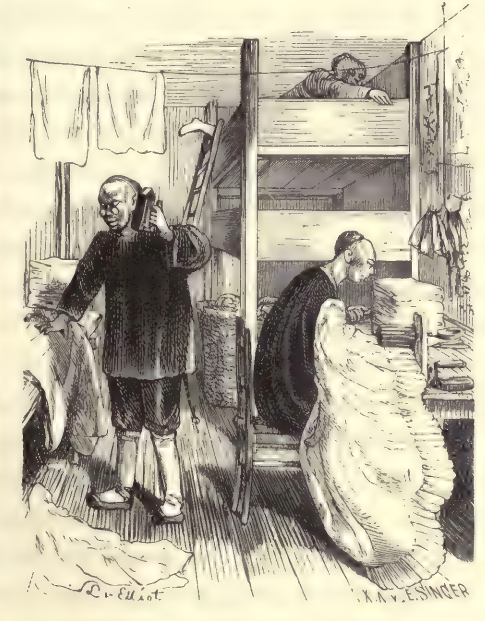
Indessen, man gehe in manche Privatwohnungen der wohlhabenderen Weißen, und man wird dort noch mehrfach Chinesen als Hausarbeiter angestellt finden (obwohl gute weiße Dienstboten, wenn deren nur genug zu bekommen wären, jetzt im Allgemeinen vorgezogen werden). Die chinesischen Hausdiener sind sauber gekleidet. Fleißig, ohne Widerrede und ohne viel Worte zu verlieren, kommen sie ihren Pflichten pünktlich nach. Was ihnen einmal gezeigt worden, verrichten sie mit ängstlicher Genauigkeit. In der Küche dienen sie als Köche, bei Tisch warten sie auf, sie putzen und reinigen Haus und Hof, sie sind mit einem Worte ganz vorzügliche Dienstboten. Geht man durch die verschiedenen Stadttheile, so wird man fast in jedem Häusergeviert ein chinesisches Waschhaus finden. Man mag dort vorbeigehen wenn man

will, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein sieht man die Chinesen fleißig beim Bügeln beschäftigt. In diesen Localen sieht es sauber und nett aus, es ist unbegreiflich, daß dies dieselben Menschen sind, die im Chinesenviertel, wo sie massenweise zusammenhocken, in Schmutz und Unrath fast verkommen. In vielen Fabriken, namentlich in den Wollenwaaren-, Cigarren-, Schuh- und Stiefel-, Kleider-Fabriken, 2c. überall, wo leichte Arbeit im Großen gethan wird, sind sie noch zu Hunderten thätig und als fleißige, zuverlässige und namentlich billige Arbeiter geschätzt. In den Agrikulturdistrikten ist es theilweise noch ebenso. Zur Erntezeit sieht man immer noch Chinesen auf Feldern in verschiedenen Gegenden thätig, und manche Landwirthe erklären, ebenso wie die Fabrikbesitzer, daß sie ohne die Chinesenarbeit gar nicht fertig werden könnten, da es ihnen nicht möglich sei, Arbeiter das ganze Jahr zu beschäftigen, und wenn sie solche massenweise zur Erntezeit plötzlich brauchen, so könnten sie die nöthigen weißen Arbeitskräfte auf so kurze Zeit nicht bekommen, und müßten den familienlosen, bedürfnißlosen Zopfträger aus San Francisco kommen lassen. Doch durch Ansiedlung ganzer weißer Arbeitercolonien wird dieser Uebelstand allmählig gehoben und dann der verhaßte Himmlische für die Landarbeit ganz entbehrt werden können.

Niemand traue übrigens der Ehrlichkeit der Chinesen zu viel zu! — Es ist eine traurige Erfahrung, daß der scheinbar ehrlichste Chinese, nachdem derselbe jahrelang treu in einer Familie gedient hat, plötzlich mit den silbernen Löffeln, mit Geschmeide u. s. w. verschwindet. Die Fabrikbesitzer machten wo möglich noch unangenehmere Erfahrungen. Mancher von diesen, der für Chinesenarbeit schwärmte, hat es später bitter bereut, die Asiaten beschäftigt zu haben. Sobald diese nämlich ein Handwerk erlernt, verließen sie meist ihre Arbeitgeber und fingen dasselbe Geschäft erst im Kleinen, dann im Großen (in Genossenschaften) an, hausirten ihre Waaren von Thür zu Thür, verkauften billiger als es den Weißen möglich war, und ruinirten die Preise. Die Fabrikation von Cigarren, die Waschanstalten, das Herstellen von Schuhen und Pantoffeln und von billigen Kleidungsstücken, das Anfertigen von Kisten, von Blechwaaren, Drechslerarbeit, Verfertigen von Tauen, Fußmatten, Frauen- und Kinderkleidern, Unterzeug u. s. w. war eine Zeitlang fast ganz in ihren Händen, bis die Arbeiteragitation und die Kearneyfraction Ende der siebziger Jahre darin allmählig einen Umschwung hervorbrachte, und es den weißen Arbeitern gelang, einen großen Theil des verlorenen Terrains zurückzuerobern. Die Chinesen scheinen sich stets vor harter Arbeit gescheut zu haben, welche hier zu Lande meistens die Irländer verrichten. Beim Häuserbau, in Quarzminen 2c. fanden die Chinesen nie Beschäftigung. Vor Pferden haben sie eine kindische Furcht, so daß die Kutscher und Fuhrleute vor der Concurrenz der Asiaten stets sicher waren. Ihr im Allgemeinen schwächlicher Körperbau verhindert sie, es bei harter Arbeit den kräftigen Irländern gleich zu thun.

Ihren ganzen Erwerb senden sie nach China. Alles, was sie zum Lebensbedarf nöthig haben, beziehen sie von dort. Ihre Kleidungsstücke, Reis 2c., alles importiren sie selbst und kaufen von den Weißen fast gar nichts. Die geringen Abgaben, welche man ihnen abzwingen muß, belaufen sich nicht einmal auf so viel, um die Polizei, die sie unter Controle halten soll, damit besolden zu können. Nach Angabe des Steuereinnehmers der Stadt San Francisco haben sämmtliche hier wohnenden Chinesen kaum 600,000 Dollars Eigenthum zu versteuern, worunter nur 100,000 Dollars Grundbesitz, während das gesammte Steuercapital unserer Stadt, wie angeführt, 228 Millionen beträgt. Für das allgemeine Wohl, für öffentliche und wohlthätige Anstalten, für Verbesserungen und Verschönerungen in Stadt und Land, für alle höheren Zweige der Wissenschaft, Kunst und Industrie haben die Chinesen factisch gar nichts gethan.

Der Chinese leugnet mit einer Gelassenheit und lügt mit einer Geläufigkeit, die Einen vor Staunen und Verwunderung nicht zu Zorn und Entrüstung gelangen läßt. Er lebt splendid von sage fünfzehn Cents pro Tag und führt ein behagliches Dasein von denselben Mitteln, bei denen ein Weißer umkommen müßte.



Volkstypen: Chinesische Wäscher.

Der Leser wird mit Erstaunen fragen: Wie ist es möglich gewesen, daß die Californier diese Chinesenwirthschaft so lange in ihrem Lande geduldet haben? — Leider muß den weißen Bewohnern des gesegneten Goldstaats selbst der größte Theil der Schuld für die Ueberhandnahme der Chineseneinwanderung zugeschrieben werden, denn es liegt klar auf der Hand, daß diese nie solche Verhältnisse hätte annehmen können, wäre sie nicht zu Anfang von hier aus ermuthigt worden. Man fand in den Asiaten bequeme und billige Arbeiter, Hausdiener u. s. w., die man ohne Gewissensscrupel anstellte, man kümmerte sich damals wenig um den Schaden, den das Gemeinwohl durch die alle Moralität verpestende Nähe des Chinesenviertels in dieser Stadt erleiden mußte; das Capital, welches stets die billigste Arbeit sucht, war nur auf eigenen Vortheil bedacht; die Sanitätsbehörden der Stadt drückten seiner Zeit bereitwillig ein Auge zu, wenn es sich um die mit jedem Jahre schwieriger werdende Reinigung des Augiasstalles im Chinesenviertel handelte; der hochlöblichen Polizei

waren die Dollars der reichen sechs Compagnien von jeher ein Heilpflaster auf ihr Gewissen und auf ihre Pflicht, wenn die Municipalgesetze gegen chinesische Spielhöllen-locale, überfüllte Logirhäuser, geheime Gerichte, Frauenverkauf und anderen himmel-schreienden Unfug ausgeführt werden sollten. Wurde es zu arg damit, so schleppte man allenfalls eine Zeit lang täglich ein paar Dutzend Himmlische bei den Zöpfen, zur Belustigung des Publicums, in's Gefängniß und schlug einen gewaltigen Lärm in den Zeitungen über die „Chinesenpest"; aber bald war wieder Alles beim Alten. Die größten Schreihälse gegen die Kuli-Einfuhr beschäftigten selbst die Asiaten; das Publikum kaufte die Waaren dort, wo sie am billigsten feil geboten wurden, Niemand frug darnach, ob sie von Weißen oder von Chinesen fabricirt seien. Die Chinesen machten sich selbstverständlich nichts aus den Fußtritten und dem Bewerfen mit Schmutz und Steinen, womit damals unsere „Hoodlums" (Straßengesindel) sie in diesem gelobten Lande empfingen, so lange ihnen nur der Eintritt in dasselbe frei stand; sie wußten daß hier Geld zu verdienen sei, und daß die Weißen sie trotz aller Schmähungen dennoch beschäftigen würden. Die Versuchung der chinesischen Arbeiter, welche daheim zehn Cents pro Tag verdienen, in Californien aber einen Tagelohn von fünfzig Cents bis zu anderthalb Dollars erhalten können, war zu verlockend, als daß die Furcht vor unseren „Hoodlums" sie von hier fortgehalten hätte.

Als die Chineseneinwanderung schließlich in bedenklicher Weise zunahm, versuchten es die Stadt- und Staatsbehörden, die Mongolenimmigration durch Antichinesengesetze zurückzuhalten und unseren unbeliebten asiatischen Gästen den Aufenthalt hier möglichst unbequem zu machen. Unter den damaligen Erlassen erregte das sogenannte Kubikfußgesetz, wonach jedem schlafenden Chinesen 500 Kubikfuß Raum gegeben werden mußte, bei den Weißen die meiste Zufriedenheit und bei den Chinesen die größte Bestürzung. Wäre das Edict damals in seiner ganzen Strenge durchgeführt worden, so würde damit das Zusammenhocken der Asiaten in ihren Kellerlöchern schon vor Jahren verhindert, dem ekelhaften Chinesenquartier eine seiner widerwärtigsten Institutionen genommen worden sein. Die Polizei schien zuerst wie besessen in der Ausübung ihrer Amtspflicht; man riß die Mongolen Nachts aus ihren Höhlen, band sie mit ihren Zöpfen zusammen und schleppte sie schaarenweise in die Gefängnisse. Die damaligen Municipalgesetze gegen die chinesischen Spielhöllen 2c., eine Taxe auf Waschhäuser 2c., wurden gleichfalls mit äußerster Strenge gehandhabt. (Die Specialia jener ersten Antichinesenbewegung habe ich im „Globus" 1875, Band XXIV, Nr. 15, 16 und 17 ausführlich behandelt.)

Die sechs Compagnien, welchen damals der Schrecken in die Glieder ging, beschränkten zeitweilig die Einwanderung ihrer Landsleute; aber bald war es wieder beim Alten. Die hochlöbliche Polizei wurde täglich lässiger. Was nützte es, den Asiaten einzusperren? Ein Quartier im Gefängniß war diesem ein Luxus, er

freute sich darauf, einmal ein paar Tage auf Staatsunkosten faullenzen zu können! Alle Uebelthäter einzusperren, ging nicht, denn es fehlte dazu an Platz in den Gefängnissen. Genug, man sah die Unmöglichkeit ein, das Chinesenquartier auf solche Weise zu civilisiren — vielleicht gaben auch die im Geheimen an der richtigen Quelle gespendeten Dollars der Compagnien schließlich die annehmbarsten Ueberzeugungsgründe.

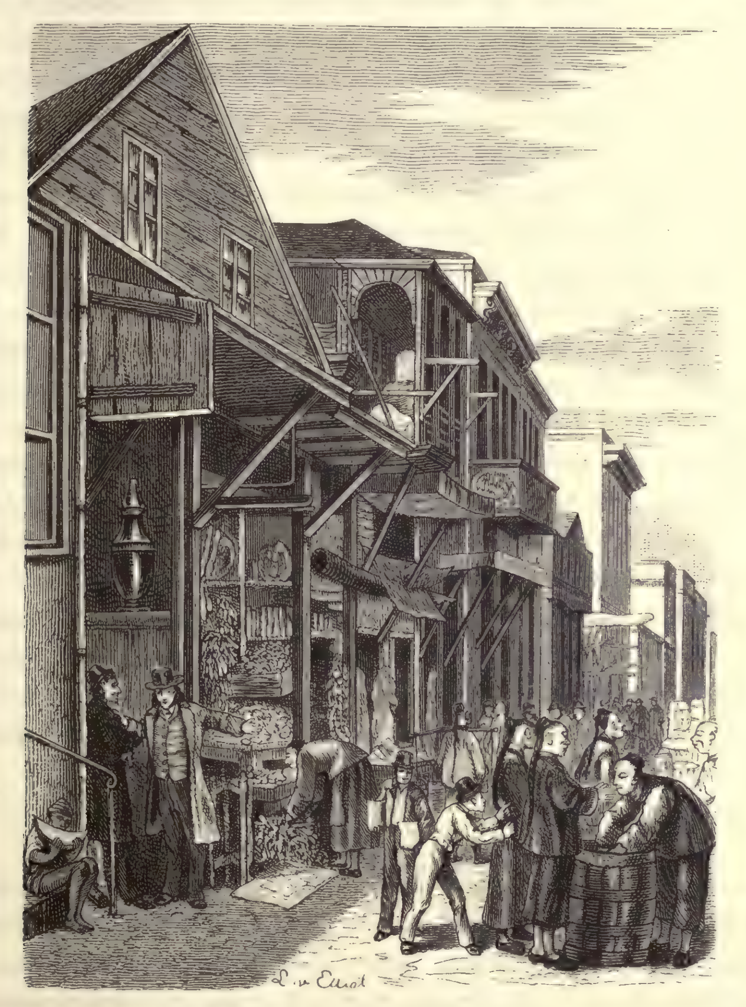
Nach einer Zwischenpause von etwa drittehalb Jahren, während welcher Zeit sich der Strom der chinesischen Einwanderung hierher stetig vermehrte, ermannte sich die californische Staatsregierung von neuem und erließ ein Gesetz gegen die Importation von chinesischen Dirnen, sowie andere speciell gegen die Chinesen gerichtete Anordnungen, um diesen das Hierherkommen gründlich zu verleiden. Die sechs Compagnien appellirten gegen die Gesetze, als gegen den Burlingamevertrag verstoßend, und das hochweise Obergericht der Vereinigten Staaten zu Washington annullirte im März 1876 alle gegen die chinesische Einwanderung und speciell die gegen liederliche Frauenzimmer gerichteten Gesetze des Staates Californien als unconstitutionell. Gleichzeitig mit dieser unsere Menschenrechte gleichsam verhöhnenden Entscheidung des Oberbundesgerichts, welche uns der asiatischen Ueberschwemmung abermals hülflos überlieferte, meldete der Telegraph, daß alle chinesischen Dampfer während der Sommermonate zur vollen Capacität für den Transport von Kulis nach San Francisco im voraus gechartert seien, daß Extra-Dampfer und Segelschiffe für den Transport von chinesischen Einwanderern gemiethet wären, daß bereits 500 von diesen Hongkong verlassen hätten. Diese Nachricht warf gleichsam den Funken in's Pulverfaß, jeder Vernünftige in San Francisco sah ein, daß sofort Mittel ergriffen werden müßten, um die uns bedrohende asiatische Masseneinwanderung zurückzuweisen, und die allgemeine Antichinesenbewegung nahm damit ihren Anfang.

Im Jahre 1879 wandte sich dann die Bevölkerung Californiens durch ihre Vertreter das erste Mal direct an den Congreß, um die Chineseneinwanderung zu beschränken, gegen welche sich die Staats- und Municipalgesetze als ganz erfolglos herausgestellt hatten. Der zuerst formulirte Gesetzesvorschlag bestimmte, daß kein Schiff mehr als 15 chinesische Passagiere befördern und in irgend einem amerikanischen Hafen an's Land setzen dürfe. Diese sogenannte „15 Passagiere-Bill" wurde nach grimmigen Debatten von beiden Häusern angenommen, aber vom Präsidenten Hayes mit dem Veto belegt, weil, wie dieser sagte, der in Kraft stehende „Burlingame-Vertrag", durch welchen den Chinesen das Recht der Einwanderung nach Amerika und die Freizügigkeit in diesem Lande zuerkannt war, erst gekündigt werden müsse, ehe die Vereinigten Staaten einseitig in dieser Sache vorschreiten dürften. Die Regierung in Washington faßte infolgedessen den Beschluß, mit China Verhandlungen anzuknüpfen, um den Burlingame-Vertrag abzuändern und die Chineseneinwanderung zu beschränken.

Im Jahre 1880 gelang es den drei amerikanischen Bevollmächtigten Angell von Michigan, Swift von Californien und Trescott von Südcarolina einen neuen Vertrag mit der chinesischen Regierung abzuschließen, der den Vereinigten Staaten das Recht gab, die Chineseneinwanderung zu beschränken oder zu suspendiren, ohne dieselbe aber absolut verbieten zu dürfen. Die Beschränkung oder Suspension sollte sich nur auf chinesische Arbeiter erstrecken, andere Classen sollten nicht davon betroffen sein. Auf diesen Vertrag fußend, brachte der californische Bundessenator John H. Miller eine neue Antikulibill vor den Congreß, der trotz aller Anstrengung der östlichen Chinesenfreunde endlich doch von beiden Häusern mit großer Majorität angenommen wurde. Dieses Gesetz verfügte, daß allen chinesischen Arbeitern (laborers) die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten verboten sei; dagegen sollte Einwanderung für Studenten, Kaufleute und Händler, Vergnügungs- und Gesellschaftsreisende, chinesische Beamte und deren Diener gestattet sein. Alle chinesischen Arbeiter, die zu Besuch nach China reisen wollten, müßten sich vor ihrer Abreise in irgend einem Zollhause der Vereinigten Staaten registriren lassen, die bevorzugten Classen dagegen hatten eine consularische Beglaubigung und einen Erlaubnißschein ihrer Regierung vorzuweisen, um einwandern zu können. Das Gesetz sollte für einen Zeitraum von 20 Jahren Gültigkeit haben. Der Präsident Arthur belegte diese „Bill" jedoch mit seinem Veto, indem er behauptete, daß die 20 jährige Klausel ein Vertrauensbruch sein würde und nicht als eine Suspendirung der Chineseneinwanderung angesehen werden könne. Die oben erwähnte Antikulibill wurde darauf von 20 Jahren auf 10 Jahre abgeändert und erbielt in dieser Form gesetzliche Gültigkeit (8. Mai 1882).

Die strikte Durchführung jenes Gesetzes hat sich aber leider als eine Unmöglichkeit herausgestellt. Das Paßsystem namentlich ist ganz unzulänglich, weil die Zopfträger für ein kaukasisches Auge alle einander so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern. Sollte ein Schwur die Identität feststellen, so ändert dies nichts an der Sache, denn nicht nur der Kuli selbst schwur das Blaue vom Himmel herunter, sondern Dutzende von hier lebenden Mongolen waren zu jeder Zeit bereit, einen Eid zu leisten, daß der Betreffende der richtige Mann sei. Die Neuankömmlinge standen auf den Päßen, die sie aus China mitbrachten, meistens als Kaufleute und Studenten verzeichnet, wenn man ihnen auch den Kuli auf hundert Schritte ansehen konnte. Wurden die Kulis von den Zollhausbeamten zurückgewiesen, so appellirten jene an den Schutz der Bundesgerichte, die sie unter einem Habeas-Corpus-Verfahren landen ließen und ihnen in neun Fällen unter zehn das Hierbleiben gestatteten. Die Certificate bildeten in China einen Handelsartikel, ein Mandarin in Canton trieb den Certificatsschwindel sogar geraume Zeit en gros rc. rc.; genug, es würde ein Buch füllen, um alle die genialen Schliche und Kniffe und falschen Eide der bei diesem Umgehen des Restrictionsgesetzes betheiligten Mongolen aufzuzählen.

Im Jahre 1884 nahm der Congreß ein Amendementsgesetz zu der Restrictions-acte an, worin bestimmt wurde, daß es keinem Chinesen gestattet sein solle, den Boden der Vereinigten Staaten ohne Paß zu betreten oder zu verlassen, daß jeder von China abreisende Mongole seinen Paß dort durch einen amerikanischen Consul bestätigen lassen müsse, und daß dieses Gesetz nicht nur auf Chinesen, die in China



San Francisco: Im Chinesen-Viertel.

wohnten, sondern auch auf solche aus allen anderen Ländern Anwendung finden solle. Der zuletzt genannte Passus bezog sich auf das unter englischer Oberhoheit stehende Hongkong, dem Einschiffungsorte aller nach Amerika reisenden Chinesen, in welchem Platze, wie erwiesen worden war, die meisten Schwindeleien mit den Certificaten stattfanden.

Aber auch diese Amendementsacte wurde bald auf alle mögliche Weise umgangen und von den Gerichten so beschnitten und ausgelegt, daß sie das Uebel der ungesetzlichen Einwanderung durchaus nicht beseitigte. Vor Allem wurde es den sogenannten durchreisenden Chinesen gestattet, das Gebiet der Vereinigten Staaten temporär zu betreten. Während ihres Aufenthaltes in San Francisco war es den z. B. nach Victoria in Britisch-Columbia reisenden Chinesen ein Leichtes, sich mit den hiesigen Verhältnissen bekannt zu machen und bei ihrer Rückkehr von dort ihre Eide so einzurichten, daß sie bei einem Habeas-Corpus-Verfahren den Richtern ein X für ein U vormachen konnten; oder sie kauften sich im hiesigen Chinesenviertel einen Retourpaß; wie er jedem zu Besuch nach China reisenden Zopfträger von dem Zollamt ausgestellt wird. Außerdem bescheinigte ein in Victoria wohnender amerikanischer Consul, der sich leicht überzeugen ließ, manchem schlauen Mongolen, daß dieser bereits vor der Annahme der Amendementsacte in Californien gelebt hätte, was dem Zopfträger dann den freien Eintritt in San Francisco sicherte, — und so ist es gekommen, daß sich die Asiaten mit Hülfe der Gerichte, durch ungezählte falsche Eide und durch ihre Freunde nach wie vor massenweise in das gelobte Land Amerika hineinschmuggeln.

Jetzt sollen nun nach Anordnung der San Franciscoer Stadtverwaltung abermals lokale Maßregeln zur Anwendung gebracht werden, um die Axt an die Wurzel des Uebels, das unbeschränkte Gewährenlassen dieses Barbarismus inmitten eines sonst völlig civilisirten Gemeinwesens, zu legen. Endlich wird es somit doch noch durch gesetzliche Mittel gelingen, das Chinatown der Goldstadt zu beseitigen, dieses Stück Asien hier verschwinden zu lassen, um so mehr, da fast die ganze Bevölkerung der Pacific-Küste wie Ein Mann die unwillkommenen Gäste los zu werden wünscht, und die Agitation für Verschärfung des Verbotgesetzes in jeder Congreßsitzung lebhaft betrieben wird.

* * *

Wenn irgend etwas in dem chinesischen Stadttheil San Franciscos einen Besuch verdient, so ist es eines der beiden Theater, welche die Bewohner des Himmlischen Reiches in der Jacksonstraße besitzen. Das populärste und ältere der beiden Gebäude ist das „Chinese Royal“. Ein langer, schmaler Thorweg, zu beiden Seiten mit schlitzäugigen Obst- und Kuchenhändlern besetzt, führt uns zu dem Eingang, an welchem uns das Entrée abverlangt wird. Die Höhe desselben richtet sich praktischerweise nach der Stunde des Kommens. Zu Beginn der Vorstellung wird den weißen „Barbaren“ etwa ein halber Dollar abverlangt, während den „Himmlischen“ die besten „Fauteuils“ und „Parquetsitze“ für einen viertel Dollar zur Verfügung stehen. Nach zehn Uhr, also in der Stunde wo die Ehemänner in Europa ihre Frauen abzuholen

pflegen, wird ihnen in dem chinesischen Theater rücksichtsvollerweise das Warten im Regen und Schnee dadurch erspart, daß man ihnen nur die Hälfte des Eintrittspreises abverlangt, eine Einrichtung, welche in Europa entschieden Nachahmung verdient. Uebrigens wird der schönste und interessanteste Theil des Dramas selten vor elf Uhr Nachts erreicht, und da das Stück häufig bis zwei oder drei Uhr Morgens dauert, so kann man sich hier viel billiger und viel länger langweilen, als in den europäischen Theatern.

Treten wir also ein. Im ersten Augenblick glauben wir uns in einem gewöhnlichen Theater zu befinden. Wir sehen dieselbe Einrichtung des Parquets, des im Halbkreis herumlaufenden erhöhten „Dress Circle“ ꝛc. Oberhalb des letzteren befindet sich eine Galerie, an deren einem Ende wir zwei Logen sehen, während das andere Ende für die Damen reservirt ist, denn dem schönen Geschlechte ist das Zusammensein mit den Männern selbst im Theater untersagt. — Der ganze Zuschauerraum ist ohne Decoration, aus rohem Holze gezimmert, das durch das langjährige Herumwetzen mit den Sitztheilen der „Himmlischen“ eine matte Politur erlangt hat.

Und die Bühne? — Obgleich ich noch vor dem Beginn der Vorstellung im Theater erschienen war, so konnte ich sie vom Zuschauerraum doch in allen Einzelheiten wahrnehmen, denn das chinesische Schauspielhaus besitzt keinen Vorhang. Im Allgemeinen erinnert die Bühnen-Einrichtung an jene, wie sie zu Zeiten Elisabeths in England gebräuchlich war, d. h. sie ist gar nicht eingerichtet. Von Decorationen, Seitencoulissen, Möbeln u. dgl. ist keine Spur vorhanden. Es ist eine einfache Plattform, in dessen Hintergrund das Orchester sitzt und fleißig darauf losfiedelt. Der Lärm, den diese Musikanten während der Pausen mit ihren Cymbeln, Tamtams, Fiedeln, Pfeifen u. s. w. hervorbringen, ist wahrhaft ohrenzerreißend; wenn mir etwas dabei unbegreiflich war, so ist es, wie die Musikanten diese verrückte Dudelsack-Pfeiferei selber anhören können, ohne das Gehör zu verlieren. Den komischsten Eindruck machte einer der langbezopften Geiger, dem es offenbar ungeheure Mühe machte, seine schwere Pfeife im Mund zu erhalten und gleichzeitig seinen Theil von der Violine herabzusägen. — Endlich beginnt die Vorstellung. Die Schauspieler kommen im Trabe aus einer Thüre, die sich zur Linken des Orchesters befindet und mit einem Kleiderfetzen verhängt ist. Zur Rechten des Orchesters ist eine ähnliche als Ausgang dienende Thüre. Die Möbel und Einrichtungsstücke, welche während des Spieles gebraucht wurden, standen zu beiden Seiten der Bühne, und die Diener, denen ihre Aufstellung oblag, spazierten gemächlich dazwischen auf und ab, um zuweilen hinter einer spanischen Wand zu verschwinden, welche die Toilette der Schauspieler den Blicken des Publikums entzieht. Natürlich konnte ich von der Handlung nur dann etwas verstehen, wenn irgend einer der Schauspieler erschlagen oder erstochen wurde. Dann blieb er gewöhnlich eine Minute unbeweglich liegen, stand dann auf und rannte

durch die Ausgangspforte davon, etwa wie Bottom im „Mid summer nights dream" es vor dem Herzoge thut. Die ganze Vorstellung hatte überhaupt mit diesem Shakespeare'schen Lustspiele große Aehnlichkeit — selbst der Löwe fehlte nicht, ja man hätte in der That auf die Vermuthung kommen können, das Shakespeare'sche Meisterstück in chinesischer Sprache vor sich zu sehen.

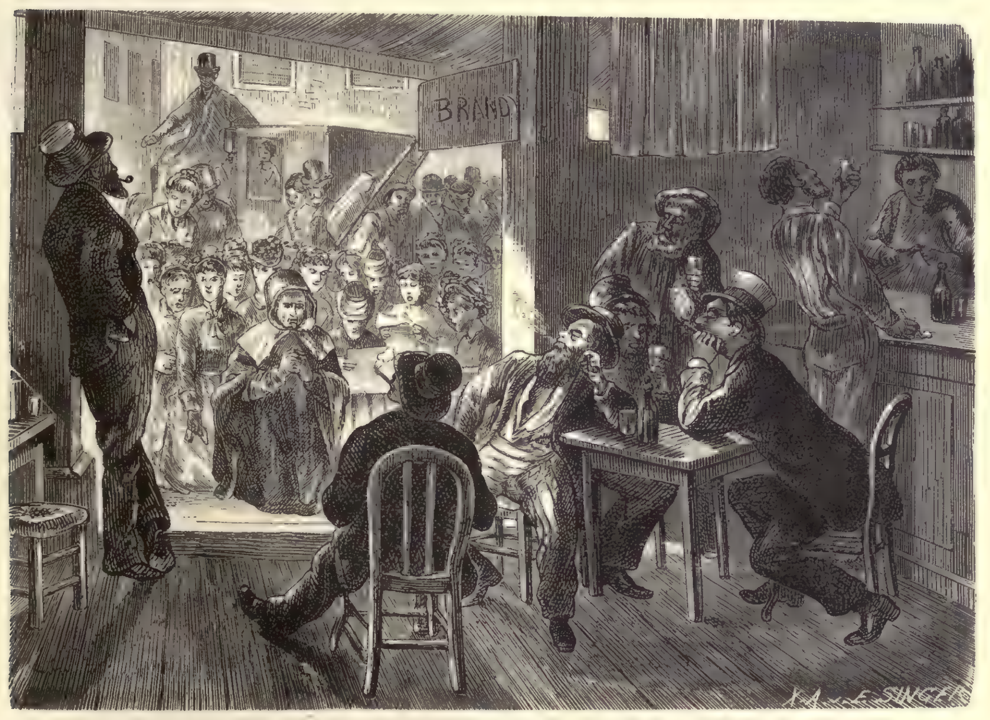
Die Tracht der Schauspieler erinnerte an die billige Ausstattung mancher Vorstadt- oder Dilettanten-Theater Europas, sie zeichnete sich vor diesen nur durch die höhere Glut der Farben aus, die selbst einem sumatranischen Paradiesvogel Augenschmerzen verursacht hätten. — Wie in der erwähnten Zeitepoche in England, so fehlen auch hier die weiblichen Schauspieler, und die Frauenrollen werden von Männern gegeben, die sich mit bewundernswerther Geschicklichkeit in Frauengewänder kleiden und im Falsetto die weiblichen Stimmen nachahmen. Ich hätte geschworen, Chinesinnen vor mir zu haben, denn erst als die Chinesen selbst mir das Gegentheil versicherten, glaubte ich an die Verkleidung.

Die meisten zur Aufführung gelangenden Stücke sind historischen, man könnte sagen, vorsündfluthlichen Charakters: Komplote gegen die bestehende Regierung, Thronumstürze, Kriege; nur höchst selten sind es Liebesgeschichten und Kämpfe zwischen Rivalen, die jedoch sich ebenso auf mehrere Abende vertheilen, wie die Nibelungen-Trilogie oder die historischen Dramen Shakespeare's.

Der erste Theil der Vorstellung, welcher ich beiwohnte, war eine chinesische — Oper. Man erschrecke nicht! Eine Oper aus Rezitativen bestehend, die unter der Begleitung von Tamtams, Guitarren, Hongs und verschiedenen Streich- oder vielmehr Säge-Instrumenten abgesungen wurden. Die ganze Musikleistung war für nichtchinesische Ohren zum Davonlaufen, soferne diese nicht an den Köpfen von Wagnerianern saßen. Es war jedoch Methode darin. Der Kapellmeister hatte sein in Hemdärmeln dasitzendes, tabakrauchendes Orchester vollkommen in seiner Hand, das letztere, wie die Sänger folgen genau dem Takte, den er mit zwei Elfenbeinstäben auf einem kleinen Ambos so hörbar schlug, wie im Lortzing'schen „Waffenschmied". Der Gesang war natürlicherweise ebenso höllisch wie die Instrumentalmusik, er erreichte seinen Höhepunkt in einem Triller, den die Hauptperson des Stückes, ein mit Federn und Seidengewändern geschmückter Mandarin zum Besten gab. Das Fürchterlichste war damit überstanden, die Krisis war für uns europäische Zuseher vorüber und wir bleiben. Die Vorstellung dauert ununterbrochen fort; alle zwei oder drei Minuten läuft einer der Schauspieler von der Bühne und kommt nach kurzem Fortbleiben bei der anderen Thüre wieder herein. In einigen Momenten waren mehr als zwanzig Darsteller gleichzeitig auf der engen Bühne beisammen, ihre bis an den Boden reichenden Haarzöpfe baumelten umher, wie Brunnenschwengel im Winde. Leider fiel hie und da einer der Darsteller aus seiner Rolle; so z. B. der König, der mit-

sammt seiner Krone häufig nach hinten eilte, um ein Täßchen Thee zu trinken, das er sich aus einer Art Samovar höchst eigenhändig einschenkte.

Das chinesische Publikum, etwa aus 700 bis 800 Personen bestehend, verhält sich während dieser theatralischen Vorstellungen gewöhnlich schweigend und anscheinend indifferent, nur selten giebt es Zeichen des Mißvergnügens oder der Freude. Der chinesische langbezopfte Theaterdirektor saß neben uns im Zuschauerraum, eine selbstgedrehte Havanna-Cigarre schmauchend; die Logenschließer standen theilnahmslos umher, kauten Zuckerrohr oder zermalmten Pea nuts (Erdnüsse). — Nur wenn die (in



Frauen-Procession vor einer Branntweinkneipe, zur Bekehrung von Trunkenbolden.

jedem Stück auftretenden) Clowns und Akrobaten erschienen und ihre komischen Kunststücke zum Besten gaben, gab sich das Auditorium ungezähmter Heiterkeit hin, die bei ernsteren Gelegenheiten wieder durch das laute Schluchzen der chinesischen Frauen auf der Galerie aufgewogen wurde.

Je weiter die Vorstellung vorwärts schreitet, desto theilnahmsloser wird das Publikum; Viele schlafen, die Mehrzahl raucht und gegen zwei Uhr Morgens ist der ganze Saal in eine Atmosphäre gehüllt, die selbst den Stärksten betäuben muß. Dann ist das Ende der Vorstellung erreicht, das Publikum entfernt sich schweigend, ohne den geringsten Lärm. In den chinesischen Straßen draußen herrscht noch Leben,

aber es ist geräuschlos. Die Fenster sind alle erleuchtet, auf den zahllosen Balkonen und in den Thorbögen sieht man einzelne Gestalten. Alles hat den Anschein der Solidität, des leidenschaftslosesten Lebens. Aber das ist nur in den Straßen so, die kalten Mauern verhüllen die Laster, denen zu dieser Stunde der Nacht in den labyrinthartigen Kellerlöchern, in den Prostitutionshäusern, den Opium-Höllen gefröhnt wird. Ein weißer Polizist öffnet uns auch zu diesen die Pforten. Wir wollen eine der letzteren besuchen.

Die Chinesen haben das Laster des Opiumgenusses aus ihrer Heimath mit herüber nach Amerika gebracht, sie fröhnen hier wie dort dieser verzehrenden, schrecklichen Leidenschaft. Ebenso zahllos wie die Spielhöllen sind in dem Chinesen-Quartier San Franciscos auch die Opiumhäuser, und leider muß es gesagt werden, daß es nicht die Mongolen allein sind, welche sich dem Opiumrauchen hingeben. Unter den Amerikanern ist das Laster beinahe ebenso verbreitet, ja es ist erwiesen, daß unter je hundert Amerikanern sich mindestens zwei Opiumraucher befinden.

Es ist eigenthümlich, daß fremde Racen oder selbst Nationen bei ihrer Vermischung sich stets zuerst ihre schlechten Eigenschaften gegenseitig ablernen.

Der Opiumgenuß ist den Chinesen in San Francisco von den Stadtbehörden ebenso erlaubt, wie den Weißen das Tabakrauchen, allein den Nichtchinesen ist er auf das Strengste verboten. Noch vor einem Jahre hatte das Laster unter den Weißen derartig überhand genommen und so große Verheerungen angerichtet, daß sich die Stadtbehörde im Interesse des öffentlichen Wohles zu dem genannten Verbote genöthigt sah. Den Wirthen der Opiumhäuser wird gegenwärtig eine Strafe von 100 bis 500 Dollars auferlegt, falls sie den Besuch eines Weißen gestatten, diesen letzteren wird der Aufenthalt in den Opiumhäusern als Verbrechen angerechnet. Seit der Einführung dieses Gesetzes machen die Opiumhäuser bedeutend schlechtere Geschäfte, denn sie sind gegenwärtig auf die schlechtzahlenden Chinesen angewiesen, die allerdings auch häufigere Besucher sind. Ihnen dient der Opiumgenuß als Arznei für jedwede Krankheit, die sie heimsuchen sollte; das Uebel wird in der That in den meisten Fällen momentan gelindert, um jedoch später einer vollständigen Erschlaffung und Abtödtung der Nerven Platz zu machen.

Wie bei den Restaurants, so giebt es auch von Opiumhöllen verschiedene Klassen, für die verschiedenen Grade der chinesischen „Gesellschaft" von San Frisco (dies ist die in Californien gebräuchlichste Bezeichnung der Stadt). Glücklicherweise kann man sich das Opium nicht in die Pfeife stopfen oder Cigaretten daraus drehen, sonst wäre das Laster vielleicht ebenso verbreitet, wie das Tabakrauchen. Der Genuß des Opiums ist mit einer gewissen Umständlichkeit verbunden, welche der Verbreitung der Leidenschaft einen wirksamen Damm entgegensetzt. Betrachten wir die Einrichtung einer „Opium Deu" für die vornehmste Klasse. In dem niedrigen engen Raum befindet

sich ein etwa $2^1/_2$ Fuß hoher, 8 Fuß langer und 5 Fuß breiter Tisch, mit feinen Matten und Teppichen bedeckt. In der Mitte des Tisches stehen auf einem Gestelle die Opiumpfeifen, Opiumbehälter und eine kurios geformte Lampe mit kleiner Flamme. Die Pfeifen bestehen aus einem dicken, circa 2 Fuß langen Ebenholz- oder Mahagonyrohr mit weiter Bohrung. Wie bei allen chinesischen Pfeifen, so ist auch hier der Kopf nicht am Ende des Rohres, sondern sitzt beiläufig sechs Zoll oberhalb auf einem messingenen Verbindungsgliede. Die Pfeifenköpfe kommen alle aus China und sind aus einer Art feuerfestem Thon in sonderbarer Gestalt angefertigt. Der obere Theil ist nämlich bis auf eine kleine Oeffnung in der Mitte vollständig geschlossen, und uns war es ein Räthsel, auf welche Weise die Pfeife gebraucht wird. Der Wirth des Opiumhauses ließ sich deshalb herbei, eine Pfeife zum Rauchen herzurichten. Er nahm hiezu mittelst eines spitzigen, netznadelähnlichen Eisenstäbchens aus einer Hornbüchse etwas Opium, legte sich neben der Lampe auf den Tisch und begann das Opium über der Flamme durch Hin- und Herdrehen des Stäbchens zu erweichen. Hierauf nahm er die Masse von der Stabspitze herab, formte sie zu einem kleinen, der Patrone eines Revolvers nicht unähnlichen Cylinder und steckte diesen in die Pfeife. Hierauf durchstach er den Cylinder durch die vorerwähnte kleine Oeffnung in dem Pfeifendeckel, um ihm Zug zu geben. Damit war die Pfeife zum Rauchen hergerichtet. Die ganze Operation hatte etwa drei Minuten in Anspruch genommen. Unser Wirth schien während seiner Beschäftigung unsere Gegenwart gänzlich vergessen zu haben, denn er legte sich nun auf den Teppichen, die über den Tisch gebreitet waren, zurecht, lehnte seinen Kopf auf ein hölzernes Kissen und begann zu rauchen, indem er die Pfeife gegen die Lampe hielt und lange, tiefe Züge daraus that. Nach jedem Zuge zog er die Pfeife vorsichtig von den Lippen, um den Strom des Opiumrauches im Pfeifenrohre nicht zu unterbrechen. Sollte dies dennoch geschehen, so wird die Pfeife mit dem vorerwähnten spitzigen Eisenstäbchen wieder geöffnet.

Es gehört jedoch nicht wenig Geduld zum Opiumgenusse, denn die Pfeife, zu deren Stopfen man drei Minuten Zeit braucht, ist nach zehn bis zwölf Zügen wieder ausgeraucht und man muß sie auf's Neue füllen. Da nun der Opiumraucher gewöhnlich erst mit sechs bis zwölf Pfeifen befriedigt ist, so kann man sich leicht einen Begriff von dieser Geduldprobe machen.

Die Chinesen huldigen, wie bemerkt, dem Laster des Opiumgenusses in schreckenerregender Weise. Gegenwärtig rauchen die Chinesen das Opium als sorgen- und schmerzstillendes Mittel. Nach dem Opiumgenusse tritt bald eine Erschlaffung aller körperlichen Funktionen, eine wunderbar erquickende und behagliche Ruhe des Geistes ein. Unempfindlich für Schmerz und Kummer, aller Sorgen und Angst ledig, überläßt sich der Geist einem träumerischen Wohlbehagen, und kennt für den Augenblick kein anderes

Gefühl, als das eines unsagbaren Glückes, das allmälig einem sanften Schlummer Platz macht. Dieser Zustand des Träumens währt gewöhnlich acht bis zehn Stunden. Dann erfolgt die unangenehme Reaktion, die sich in Uebelkeiten, Kopfschmerzen, Zittern der Glieder u. s. w. zu erkennen giebt und sich erst allmälig wieder legt.

Der Opiumgenuß hat in Amerika wie in England in der letzten Zeit sehr überhand genommen, aber es wird hier nicht geraucht, sondern gegessen — nur die Chinesen und einige kalifornische Weiße sind Opiumraucher. Es dürften bei dieser Gelegenheit wohl einige Bemerkungen über den Genuß des Opiums von Seite der Weißen gestattet sein. In Amerika wird dem Laster von allen Ständen der eingeborenen (nicht der eingewanderten) Bevölkerung gefröhnt. Man findet die Opiumesser in den höchsten Gesellschaftskreisen, wie in den niedrigsten, und sonderbarerweise ist das Laster gerade in den höchsten Kreisen am verbreitetsten. Die Anforderungen, die in Amerika, dem Lande des rastlosen Vorwärtsdrängens, an die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit des Einzelnen gestellt werden, bilden eine nie versiegende Quelle der Versuchung, sich dem Genusse des so verlockenden und doch unbedingt zerstörenden Reizmittels zu überlassen. Ganz besonders sind es Schriftsteller, Journalisten, Aerzte, Staatsmänner und Advokaten, die in der Armee der Opiumesser vertreten sind. Das Opium belebt ihre erschöpfte Kraft, es giebt ihnen, wenigstens auf Augenblicke, die frühere Energie und Spannkraft zurück, es läßt sie ihre körperlichen und geistigen Leiden vergessen, es versetzt sie in einen Zustand der Ruhe und Behaglichkeit, die so gänzlich außerhalb ihres gewöhnlichen Lebens liegt. Allen Leidenden und Heimgesuchten bietet das Opium für kurze Augenblicke scheinbares Glück, die Versuchung dieses Glückes theilhaftig zu werden ist gewöhnlich zu groß, um ihr zu widerstehen.

Wer sich einmal dem Opiumgenusse überlassen, dem ist es unendlich schwer, sich davon wieder loszureißen. Ob Chinese oder Weißer, sie befinden sich in der Gewalt eines Dämons, der sein Opfer mit eisernen Banden festhält, aus dessen Klauen das Entrinnen schwer möglich ist. Unaufhörlich muß die Gabe verstärkt werden, nicht um angenehme Empfindungen zu erregen, sondern nur, um die Qualen wieder los zu werden, welche die Entbehrung des zum Bedürfniß gewordenen Reizmittels bereitet. Elend im Besitze seines Betäubungsmittels und noch elender ohne dasselbe, wird der Opiumesser zum Urbild menschlicher Verkommenheit und Verzweiflung, sehnsuchtsvoll harrt er des Todes, der allein ihn von seinen Leiden zu befreien vermag. —

Trotzdem giebt es gerade in Amerika manche Fälle, wo sich Opiumesser, allerdings mit unglaublicher Willenskraft, von dem verderbenbringenden Uebel losgerissen haben, aber im Vergleich zu der großen Zahl der dem Opiumgenusse Ergebenen verschwinden sie. Bei den Chinesen kommt es äußerst selten vor, daß sie, einmal dem Opiumrauchen ergeben, demselben wieder entsagen.

Der Gesammtwerth des durch das Zollamt in die Vereinigten Staaten eingeführten rohen Opiums beträgt in einem Jahre über eine Million Dollars, jener des Rauchopiums der Chinesen 1 Million Dollars, also 2 Millionen jährlich zur Befriedigung einer Leidenschaft, die den körperlichen und geistigen Ruin der ihr Ergebenen zur Folge hat! —

8. Das Santa-Clara-Thal.

Die Stadt San Francisco ist in einem weiten Halbkreise, dessen offene westliche Seite das Stille Meer bildet, von einem Kranze überaus fruchtbarer Thäler umgeben, welche beim Goldenen Thor ihren natürlichen Ausgangspunkt finden. Nach Norden, an die Ufer der San-Pablo-Bai grenzend, liegen die Thäler von Sonoma und Napa, berühmt geworden durch ihren Weinbau; am östlichen Ufer der großen San Francisco-Bai lagern sich um den Fuß des Mount Diablo die anmuthigen Thalgründe von Contra Costa, geschmückt mit endlosen Obstgärten, wohlcultivirten Farmen und reizenden Hainen, und jenseits jener Hochwarte des Goldlandes erstrecken sich die Hunderte von Meilen langen, breiten Thalebenen von Sacramento und San Joaquin, deren unerschöpflicher Alluvialboden den Flotten von Klipperschiffen, welche alljährlich den Hafen von San Francisco verlassen, ihre nach Hunderttausenden von Tonnen zählenden Ladungen von Weizen liefert, womit das gesegnete Californien zur Kornkammer von Albion geworden ist. Im Süden liegt das an Cerealien nicht minder reiche S a n t a - C l a r a - T h a l, dessen Verzweigungen — die fruchtbaren Thäler des S a l i n a s und P a j a r o — sich bis nach der Bai von M o n t e r e y erstrecken und das man passend als den Garten der californischen Handelsmetropole bezeichnen kann.

Der Reisende, welcher San Francisco verläßt, um eines jener Thäler zu besuchen, wird bereits nach einer Fahrt von wenigen Meilen in ein so verändertes Klima gelangen, als sei er von den Gestaden der Atlantis plötzlich nach Syrien versetzt worden. Die Inlandthäler Californiens, durch ansehnliche Höhenzüge von den Küstenstrichen getrennt, in denen feuchte Nebel und kalte Seewinde das ganze Jahr über vorherrschend sind, erfreuen sich nach der Regenszeit des Winters einer milden Durchschnittstemperatur, dagegen sind sie im Sommer intensiv heiß und trocken. Während nach dem Eintritt der trockenen Jahreszeit häufig dichte Seenebel über die auf einer sandigen Halbinsel erbaute große Handelsstadt am Goldenen Thore wolkenähnlich hinfliegen und unangenehme kalte Winde den Staub und feine Sandtheile in Menge durch die Straßen wirbeln, breitet sich über das Inland ein reiner Azurhimmel aus, es herrscht dort eine milde, wahrhaft italienische Luft. Die in der Ferne liegenden Gebirgszüge sind in ein duftiges Blau gehüllt; in der parkähnlich mit Eichen ge-

schmückten Landschaft liegen grüne, schwellende Hügel und meilenbreite, wogende Weizenfelder, und die fast tropische Farbenpracht der Flora — die mit duftenden weißen Blüthen förmlich bedeckten Mandelbäume, die Pfirsichbäume ihn ihrem lieblichen rosigen Gewand, Heliotropen und Geranien, 6 bis 10 Fuß hoch, die mit bunten Blumen förmlich beladenen und kleinen Bäumen zu vergleichenden Fuchsien, die Pracht der Rosen und von Hunderten anderer Blumenarten, die in Deutschland nur in Treibhäusern gedeihen — entzückt das Auge. Wer nach der Regenzeit die romantischen Vorberge (foot hills) der Sierra Nevada oder die kaum minder herrlichen, prächtig bewaldeten Küstengebirge durchstreift hat, wo die rauschenden Bäche durch blühende Thalgründe herabbrausen, und die laue, und doch die Nerven stählende Luft eingeathmet hat, wird gewiß Californien als eines der schönsten Länder auf diesem Erdball preisen. Besucht er jedoch dieselben Gegenden nach wenigen Monaten wieder, so wird er in der alsdann in ein monotones Braun gekleideten Landschaft, wo ihn eine glühende Sonne versengt, sein früheres Paradies schwerlich wieder erkennen.

Californien ist ein Land der Contraste und derselbe Wechsel des Klimas, der in fast jeder Jahreszeit zwischen San Francisco und dem Innern herrscht, findet hier wiederum sein specielles Gegenstück. Daß sich unter so bewandten klimatischen Abnormitäten die Reisenden, welche Californien zu verschiedenen Jahreszeiten besucht haben, in ihrem Urtheil über dieses Land schnurstracks widersprechen, ist nicht zu verwundern. Selbst auf die Stadt San-Francisco findet dies seine Anwendung; denn bleiben dort, was häufig vorkommt, die Seewinde und Nebel einige Tage aus, so ist das Wetter daselbst ebenso schön wie in den geschützten Innenlandthälern.

Wir wollen das Santa-Clara-Thal, jenen herrlichen im Süden von Californien gelegenen Fleck californischer Erde im Frühjahre besuchen, um die Fruchtbarkeit in jenen Länderstrichen besser beurtheilen zu können.

Hinter uns liegen die Häuser von San-Francisco, weit zerstreut über die schwellenden Hügel, und ein Blick nach rückwärts zeigt uns den langgestreckten dunkeln Bergrücken des Tamalpais, dessen waldige Höhe mit einer Erhebung von 2600 Fuß von Norden her direct auf das Goldene Thor herabschaut. In den von den Winden geschützten Thalgründen haben sich nahe an der Eisenbahn italienische und chinesische Gemüsegärtner zahlreich angesiedelt. Zwischen den grünen Beeten blinken die Irrigationsgräben, denen das Wasser aus artesischen Brunnen durch kleine Windmühlen zugeführt wird, um den Pflanzen die für ihr Gedeihen hier so unentbehrliche Feuchtigkeit auch in der trockenen Jahreszeit zukommen zu lassen. Spargel, Blumenkohl, Radies, Erbsen, Bohnen, Tomaten u. s. w. bringen die fleißigen Gartenbesitzer auch im Winter täglich auf die Märkte von San Francisco und ziehen hier im Freien zu jener Jahreszeit Gemüsearten, die in Deutschland noch im Mai des Schutzes von glasbedeckten Wärmebeeten bedürfen. Zwischen den

vielfach sattelähnlich eingeschnittenen Höhenzügen blinkt zur rechten Hand ein Stück vom Ocean zu uns herüber, verschwindet aber bald wieder vor unserm Blick; zur Linken begleiten uns die seeähnlichen Gewässer der großen San Francisco-Bai, die von den weißen Segeln leichter Fischerbote und Küstenfahrer belebt ist. Jenseits derselben, die grünen Hügel von Contra Costa überragend, streckt der 3900 Fuß hohe Mount Diablo seine in ein duftiges Blau gehüllte Doppelkuppe hoch empor in den sonnenklaren Aether. Aber bald sind wir aus der Sphäre der californischen Hauptstadt heraus und mitten im offenen Lande. Wir fliegen an reizenden Städtchen mit prachtvollen Sommersitzen und schattigen Parks vorüber, erblicken durch lange Alleen von Eichen hin und wieder die schimmernden Fluthen der Bai und erfreuen uns an den von bläulichem Duft umlagerten Höhen der Coast Range (der Küstengebirge) in ihrem dunklen Mantel von Rothholztannen. Gegen Abend passiren wir das Städtchen Santa Clara, und bald darauf begrüßt uns der von den Strahlen der sinkenden Sonne beleuchtete Kuppelthurm des Stadthauses von San José, der californischen Gartenstadt.

Die Stadt San José ist von allen Binnenstädten Californiens die freundlichste, und jeder Fremde, der dieselbe besucht hat, ist entzückt von ihrem freundlichen Aussehen. An den breiten Straßen, die mit Asphaltgehwegen versehen sind, stehen schmucke Häuser, worunter Bankgebäude in großstädtischem Stile. Die Privatwohnungen sind von grünen Bäumen umschattet und die Stadt liegt wie in einem großen Garten. Die an den mit Blumen förmlich überladenen hohen Fuchsien auf und ab summenden Kolibris sind dem Fremden eine besonders liebliche Erscheinung. Der Ort hat einen vorwiegend südlichen Charakter, dem aber der rührige Geschäftssinn der Amerikaner den Stempel neueren Fortschritts, wie er vorzugsweise nördlichen Ländern eigen ist, aufgedrückt hat. Die arbeitsunlustigen Spanier und Mexikaner, welche bis zum Jahre 1846 in San José das vorherrschende Volkselement bildeten, haben den rastlos thätigen Angloamerikanern und den Deutschen vollständig das Feld räumen müssen. Die wenigen stehen gebliebenen Adobehäuser nehmen sich neben den eleganten Neubauten wie Denkmäler einer tausendjährigen Vergangenheit aus. Aehnliche Culturbilder, und in noch viel grellerem Contraste als hier, gewahrt der Reisende in allen südcalifornischen Städten. Die träge spanisch-mexikanische Race muß vor der sich in frischer Jugendkraft tummelnden neucalifornischen verschwinden. Im Laufe weniger Jahrzehnte wird von den bereits in Staub fallenden Mauern der alten Adobe-Wohnungen keine Spur mehr zu sehen sein und nur die uralten, solider gebauten Missionskirchen werden längere Zeit als Denksteine einer dann ganz verschollenen Race übrig bleiben. In einem so rapid wie Californien sich entwickelten Lande ist ein Stehenbleiben des Alten, des sich Ueberlebthabenden gerade so undenkbar als die Möglichkeit, den Zeiger der Weltgeschichte nach rückwärts zu schieben.

Spanier, Mexikaner und Indianer, ihre Gebräuche und Sitten, ihre Sprache und Wohnungen u. s. w. sind in diesem Lande dem Untergange geweiht. Angloamerikaner und Deutsche, welche das reiche Erbe jener verlotterten Nationalitäten angetreten haben, wirken jetzt in einem kurzen Jahre mehr für die Kultur von Californien, als jene während Jahrhunderten fertig brachten.

Die Stadt San José, welche gegenwärtig an 14,000 Einwohner zählt — worunter etwa 1500 Deutsche — bildet den Sommeraufenthaltsort für viele reiche San Franciscaner, die das herrlich milde Klima hierher lockt. Die mit allem neueren Comfort eingerichteten Hotels sind im Sommer stets von Fremden überfüllt, in den breiten chaussirten Straßen fahren Pferdebahnwagen und elegante Equipagen auf und ab, der Platz hat alsdann fast das Aussehen eines fashionablen Curortes.

Ein halbes Dutzend stattlicher Schulhäuser, zwei schöne Markthallen, das Courthaus und andere öffentliche Gebäude gehören der Stadt. Der Ort hat Gas- und Wasserwerke, Dampffeuerspritzen, ausgezeichnete Schulen — worunter die „Normal-School" (Lehrerseminar), die „University of the Pacific", die „Academy of Notre Dame", deren Anlage eine halbe Million, die Staatsnormalschule, deren Gebäude 200,000 Dollars gekostet haben, und sieben Freischulen; ferner ein Dutzend Kirchen, drei Banken mit prachtvollen Bauten, tägliche und Wochenzeitungen, eine Wollenwaarenfabrik, fünf Wagenfabriken, drei Mehlmühlen, drei Brauereien, eine bedeutende Handschuhfabrik und verschiedene andere Manufacturen. In unmittelbarer Nähe der Stadt sind 20,000 Acker mit Obstbäumen beflanzt, über 500 artesische Brunnen liefern das zum Berieseln nothwendige Wasser zu jeder Jahreszeit im Ueberfluß.

Das Städtchen Santa Clara, die ältere Schwesterstadt von San José, ist mit diesem durch die sogenannte „Alameda" verbunden, eine prachtvolle Allee von riesigen knorrigen Weiden und Pappeln, welche vor nun circa hundert Jahren von den alten Padres angepflanzt wurden. Früher verbanden sich die Kronen der mächtigen Bäume oben zu einem Laubengange. Um jedoch die alternden Bäume vor zu frühem Absterben zu schützen, ist man genöthigt gewesen, die Zweige theilweise abzuschneiden und die Kronen hier und da zu kappen, wodurch jene Allee einen Theil ihrer ehemaligen Pracht eingebüßt hat. Aber immer noch ist dieselbe eine „grüne Avenue", die in Amerika einzig in ihrer Art dasteht. Durch die ganze Länge der „Alameda" läuft eine häufig befahrene Pferdeeisenbahn und etwas abseits reihen sich Villen, schmucke Farmen, Lust- und Blumengärten an einander, von San José bis nach Santa Clara. Der Stolz von dem etwa 2000 Einwohner zählenden Städtchen ist das „Santa Clara College", eine von Jesuiten geleitete Schule und eine der besten an der pacifischen Küste. Die Schüler werden dort sowohl in classischen Studien als in den technischen Fächern unterrichtet.

Eine der Haupterwerbs-Quellen der Stadt wie der Bewohner des ganzen Thales ist die Versendung des californischen Obstes nach den östlichen Theilen der Union. Besonders sind es Trauben, Erdbeeren, Pfirsichen und Birnen, die hier in den unglaublichsten Massen und in ungewöhnlicher Größe und Pracht gedeihen.

Der im Santa-Clara-Thale für Ackerbauzwecke geeignetste Boden ist lehmiges sowohl wie das „Adobeland" (schwarzer schwerer Thonboden), welches bei reichlicher Bewässerung unerschöpflich zu sein scheint. Dem Mangel an natürlichen Wasserläufen hat man durch zahlreiche artesische Brunnen abzuhelfen gewußt. Mit dem Pflügen beginnt man hier, wie überall in Californien, in der Regel nach dem ersten Regenfall im October, da der Boden sonst zu hart ist, um von der Pflugschar leicht durchbrochen zu werden. Auf noch nie geackertem Boden ist das Pflügen fast so leicht als auf solchem, der bereits unter Cultur gebracht wurde, da es hier keine schwere Grasdecke giebt, wie auf den westlichen Prairien. Weizen wird vom November bis April gesäet; die Ernte beginnt im Juni. In trockenen Jahren pflegt man Weizen, Gerste und Hafer in den Halmen als Heu zu schneiden, weil dieses alsdann einen größern Marktpreis bringt, als sich durch eine voraussichtlich geringe Körnerernte erzielen ließe. Maschinen sind in Californien beim Ackerbau in ausgedehntestem Gebrauch. Da im Sommer zur Erntezeit keine Gefahr vor Regengüssen ist, so pflegt man den auf den Feldern durch Dreschmaschinen ausgedroschenen Weizen dort oft wochenlang in Säcken liegen zu lassen, ehe er in Speicher gebracht, oder nach San Francisco verschifft wird. Die auf den Stoppelfeldern in Menge daliegenden weißen Säcke geben einer californischen Landschaft zu jener Jahreszeit einen ganz eigenthümlichen Anstrich. Das Klima des Santa-Clara-Thales ist ein solches, wie es sich der verwöhnteste Südländer nicht angenehmer wünschen könnte. Frost ist im Winter (hier die Regenzeit) eine Seltenheit. Wegen seiner Nähe an San Francisco und der ausgezeichneten Communicationswege — zu Wasser durch die Bai, zu Lande durch die es in seiner ganzen Länge durchschneidende Eisenbahn — hat das Santa-Clara-Thal eine im Vergleich mit anderen Landstrichen Californiens hohe Cultur. Während Farmen von 1000 Acres in anderen Theilen dieses Staates klein genannt werden, gehört eine Farm von 200 Acres im Santa-Clara-Thale schon zu den größeren. Eine sorgfältigere Bodencultur ist hier die natürliche Folge der mehr gleichmäßigen Vertheilung des Landes unter kleinere Ansiedler gewesen, und der Werth des Bodens ist verhältnißmäßig hoch. Farmen in einer Entfernung von fünf englischen Meilen von San José haben z. B. einen Werth von 150 bis 300 Dollars pro Acre. Das Landschaftsgemälde mit den breiten Feldern und schwellenden grünen Hügeln und den parkähnlich darauf zerstreuten Eichen und Hainen, mit dem Duft einer südlichen Zone darüberliegend, in der Ferne die bewaldeten Höhen der Küstengebirge, ist entzückend schön. Eine etwas eingehendere Besprechung verdienen

noch die etwa dreizehn englische Meilen in südlicher Richtung von San José im Gebirge liegenden Quecksilberminen von Neu-Almaden.

Die Hauptausbeute derselben datirt vom Jahre 1850, als ein einfacher Grobschmied einen neuen Reductionsproceß erfand, und man gußstählerne Retorten einführte. Die Quecksilberdämpfe werden bei diesem Proceß in einer Kammer, die durch eine durchlöcherte Mauer mit den Heizungsöfen in Verbindung steht, condensirt. Eine solche Kammer ist jedesmal in sechszehn Räume getheilt, welche durch Wände getrennt sind, die abwechselnd nicht ganz bis an die Decke und nicht ganz bis an den Boden reichen. Die Quecksilberdämpfe, welche aus dem Schmelzofen durch die durchlöcherte Scheidewand in die Condensirkammer dringen, steigen in der ersten Abtheilung in die Höhe und treten, durch einen Luftzug fortgetrieben, durch die obere Verbindungsöffnung in den zweiten Raum; hier fallen sie wieder zum Boden herab, dringen von unten in die zweite Abtheilung, steigen aufs Neue empor und gelangen durch die nächste obere Oeffnung in den dritten Raum und setzen so ihren langsamen Zickzacklauf bis zur letzten Kammer fort. Auf dem Wege kühlen sich die Dämpfe ab und das Quecksilber setzt sich wie Thau an den Wänden fest oder tröpfelt in Kügelchen auf den Boden. Durch kleine Röhren wird es in einem langen Trog aufgefangen, der seinerseits in einem Kessel mündet, welcher das flüssige Metall aufnimmt. Die Dämpfe läßt man schließlich hinter der letzten Condensirkammer über einen mit Wasser gefüllten Behälter streichen und kühlt sie durch einen zerstäubten Wasserstrahl völlig ab. Hierdurch verdickt sich der letzte Rest von Quecksilber, ehe die ganz von ihm entblößten Dämpfe durch die Schornsteine ins Freie entweichen können. Gelegentlich werden die Wände in den Kammern vollständig reingebürstet und Ruß und Zinnober sorgfältig davon entfernt. Das so gewonnene Quecksilber wird in eiserne Flaschen von je 67½ Pfund verpackt und gewinnt man im Durchschnitt 153 Pfund gereinigten Mercurs aus einer Tonne (= 2000 Pfund) Zinnobererz. Es sind in Neu-Almaden vierzehn solcher Reductionsöfen im Gange. Das Erz wird aus einem über 1000 Fuß langen Tunnel, der eine Breite und Höhe von 10 Fuß hat und in den ein Gewirr von kleinen Schachten und Stollen mündet, gewonnen. Die Grubenarbeiter (tenáteros) transportiren das Erz in ledernen Säcken, die mit einem Riemen um die Stirn befestigt sind, ähnlich wie die Indianerfrauen Holzscheite und Mehlsäcke zu tragen pflegen, aus den Stollen und Schachten nach dem Haupttunnel, von wo es auf Eisenbahnkarren zu Tage geschafft wird.

Die Ausbeute der Quecksilbergruben ist indessen in stetem Abnehmen begriffen, und beträgt gegenwärtig nur noch ca. 20,000 Flaschen pro Jahr, aber immer noch liefert Neu-Almaden die Hälfte von dem in Californien und fast den vierten Theil von dem auf der ganzen Erde gewonnenen Quecksilber. Die Minenarbeiter von Neu-Almaden bestehen aus einem Conglomerat von vielen Nationalitäten, unter denen

Mexikaner und Cornishleute vorwiegend sind, eine uncultivirte und zanksüchtige Bevölkerung, die in einer aus rohen Holzhäusern erbauten Stadt oben auf dem Berge zusammenwohnt und ihr sauer erworbenes Geld am Zahltage so schnell als möglich mit Spielern, Bummlern und schlechten Weibern zu verjubeln pflegt.

---

9. Das Yosemite-Thal und die Riesenbäume von Mariposa.*)

Yosemite (sprich Josemmeti) ist ein Zauberwort, nicht nur in Californien, sondern überall in Amerika, ein Name, der bei jedem Reiselustigen auf dem weiten Continente als das Mekka seiner Wünsche gilt. Was die Schweiz für das große Touristenheer in Europa geworden ist, das bedeutet Yosemite für die Wanderfrohen Amerikas. Ja sogar bis über die Meere ist schon der Ruhm jenes Wunderthales gedrungen, und aus den entlegensten Ländern — namentlich aus England — pilgern jährlich bereits viele Hunderte dorthin, ohne die enormen Kosten einer Reise um den halben Erdball nebst einer mit großen Anstrengungen verknüpften zehntägigen Gebirgstour zu scheuen. In deutschen Landen ist jener fremdklingende Name dagegen wohl noch ziemlich unbekannt geblieben, und es wird, mit Ausnahme von Geographen und Reisenden, nur ein verhältnißmäßig geringer Kreis von Gebildeten davon gehört haben. In San Francisco und den übrigen Städten Californiens ist Yosemite, dessen Bilder uns dort zu Hunderten in Schaufenstern, in Privatwohnungen und sogar auf Theatervorhängen entgegentreten, längst etwas alltägliches, wenn auch der ziemlich zeitraubende und kostspielige Ausflug nach dem Wunderthale selbst noch nicht so häufig unternommen wird.

Der Besuch des Yosemite-Thales wird gewöhnlich in Madera, einem 185 Meilen von San Francisco entfernten, an der südlichen Pacific-Bahn in Californien gelegenen Städtchen begonnen, von dem das Thal noch weitere circa 90—100 Meilen entfernt ist. Die Monate Mai und Juni sind die günstigsten zu diesem Ausfluge, weil zu dieser Zeit die vielen Katarakte im Thale am wasserreichsten und großartigsten sind. (Früher führte die Hauptroute über Merced etwas nördlicher.) Diese interessante Route führt über Mariposa, das mit Calaveras den Ruf theilt, die größten Mammuthbäume der Sierra Nevada, und damit der Welt zu besitzen.

Die erste Tagereise legen wir in einer bequemen Stagekutsche zurück und fahren zunächst über die scheinbar endlosen Fluren der großen San-Joaquin-Ebene,

*) Von Theodor Kirchhoff.

dann durch die bewaldeten Vorberge der Sierra, passiren die alten jetzt ganz verwahrlosten Goldminenlager von Hornitos und Mariposa, wo Fremont in den fünfziger Jahren sein „Eldorado" hatte, und erreichen beim Dunkelwerden Clark's Ranch, die Karawanserei der Yosemite-Reisenden, 67 engl. Meilen von Merced und ca. 4000 Fuß über dem Spiegel des Stillen Oceans. Der folgende Tag ist dazu bestimmt, die nur 6 Meilen von Clark's Ranch entfernten Mammuthsbäume zu besuchen, und wir sitzen nach erfrischender Nachtruhe im Sattel, um auf dem schmalen Pfade in's Gebirge zu traben.

Wie herrlich das Stück saftig grünen Wiesenlandes dort unten im waldumbauten Thalgrund, wie schlank und stolz die bis zu 175 Fuß aufragenden Fichten, Cedern, Pechtannen und Kieferbäume, deren hohe Wipfel im Morgenwinde über uns rauschen! Die Fernsichten auf die dicht bewaldeten Gebirgskuppen sind überaus malerisch, und dabei begünstigt uns ein wunderbares Wetter, wie es schöner nicht gedacht werden kann. Die Vögel singen im Waldesgrün, hier und da glänzen die wie aus hellrothem Wachs geschnittenen schlanken „Schneeblumen" (snow plant; Sarcodes sanguinea) auf dem mit riesigen, oft einen Fuß langen Tannenzapfen besäeten Grunde, aus dem sie ja als rothe Flammen hervorzuwachsen scheinen; selbst die mit hellgrünem Moos bekleideten abgestorbenen Zweige der himmelanstrebenden Kiefern scheinen es darauf abgesehen zu haben, das heitere Bild des Waldgebirges nicht durch starre Nacktheit zu stören.

6541 Fuß über dem Meeresspiegel erreichen wir den sogenannten Mariposa-Hain der Mammuthbäume (Mariposa Grove of Big Trees), die dort aber keine abgesonderte Baumgruppe bilden, sondern, etwa 600 an Zahl, im Urwald zerstreut sind. Die Riesenbäume kommen nur in einer Höhe von 4800 bis 8000 Fuß über dem Meere, im Gebirgszuge der Sierra Nevada vor. Sie gehören zur Species der Rothtannen und der für sie angenommene botanische Name ist Sequoia gigantea. Der ihnen zuerst von den Engländern beigelegte Name Wellingtonia wurde von den Amerikanern mit Stolz zurückgewiesen und der eines Cherokee-Indianers erhielt den Vorzug vor dem des Siegers von Waterloo. Außer im Mariposa-Hain findet man die Sequoias noch an anderen Punkten auf der Sierra Nevada, und ist der etwa 100 engl. Meilen nördlich von der Mariposagruppe liegende bereits genannte Calaverashain der bekannteste Rivale des ersteren. Aber im Calaveras-Grove macht sich die neuere Cultur mit Hôtels, Tanzboden und Kegelbahn auf einem Riesenstamm, Theater, Comptoirs u. s. w. breit, wogegen im Mariposa-Hain alles Natur ist. Der Mariposa-Hain, sowie das Yosemitethal wurden dem Staate Californien von den Vereinigten Staaten als „Nationalparks" geschenkt mit der Bedingung, daß nie etwas an den dortigen Naturwundern geschädigt werden darf. Eine von der californischen Legislatur eingesetzte Commission bewacht die strenge Ausführung dieses vortrefflichen Gesetzes.

Der erste von den Riesenbäumen, den wir zu Gesicht bekommen, ist ein gefallener Koloß. Vermittelst einer Leiter ersteigen wir seinen gewaltigen Stamm und wandern wie auf einer Straße oben auf seinem Rücken hin, der breit genug ist, daß ein Fuhrwerk ihn entlang fahren könnte. Dieser Koloß, der den passenden Namen „Mammuth of the forest“ (der Waldriese) führt, hat über der Wurzel eine Dicke von 34 Fuß, mit einem Umfange von 102 Fuß. Vom Stamm ist nur noch ein Stück da, 150 Fuß lang, und die Rinde, 1½ Fuß dick, ist fast ganz von ihm verschwunden. Das fehlende Ende vom Stamm ist durch Feuer zerstört worden, aber die Höhlung, welche der fallende Riese einst im Boden gemacht hat, läßt sich heute noch erkennen.



In Californien: Block eines Riesenbaumes.

Als er in seiner Vollkraft aufrecht im Urwalde dastand, muß er ca. 40 Fuß dick gewesen sein, mit einem Umfang von über 120 Fuß. Seine ursprüngliche Höhe wird auf 400 Fuß geschätzt; das wäre nur 56 Fuß niedriger als das Straßburger Münster! Das Alter dieses Urwaldsriesen wird auf 3400 Jahre angenommen, was ungefähr bis in das Zeitalter von Sesostris zurückreicht. Diese Zahlen scheinen so unglaublich zu sein, daß man beim Aussprechen derselben unwillkürlich zaudert. Aber ein Irrthum ist nicht wahrscheinlich, da die Jahresringe im Stamm dessen Alter ziemlich deutlich bestimmen. Ein anderer von Agassiz gemessener Riesenbaum hat nach seinem Ausspruche das Alter von 1810 Jahren. Das ehrwürdige Alter der größeren

Sequoias reicht unstreitig bis weit über Christi Geburt hinauf und bis über den Zeitpunkt, wo der Name Germania in der Geschichte vorkommt. Ihre Jugend fällt in die Zeit, als Moses gelebt haben soll und Salomo den Tempel in Jerusalem erbaute. —

Zum Erstaunen ist es, wie leicht man sich in der scheinbaren Höhe jener Baumkolosse, namentlich wohl infolge ihres ungeheuren Umfangs, täuscht. Wir hätten sicherlich keinen derselben nach seinem Aussehen auf höher als 200 Fuß geschätzt; aber die größten unter ihnen sind oft gemessen worden, und ihre Höhe ist so genau festgestellt wie die irgend eines ansehnlichen Bauwerks von der Welt. Die Dicke der Riesenbäume ist weit mehr in die Augen fallend als ihre Höhe. Die kleinere Sorte hat einen Umfang des Stammes von 28 bis 50 Fuß; die dickeren variiren von 60 bis 100 Fuß und darüber. Ihre faserige Rinde ist 12 bis 18 Zoll stark. Von der Größe dieser Bäume erhält man durch bildliche Darstellungen keinen rechten Begriff, da sie alsdann wie alle anderen Bäume aussehen; man stelle sich bekannte Bauten neben ihnen vor, und man wird ihre Größe besser würdigen. In Mariposa giebt es Dutzende von Riesenbäumen, welche eben so hoch und höher sind als Kirchthürme, die sich 250 Fuß erheben. Ein nicht übles Unternehmen ist es, sich am Fuße eines jener Waldkolosse auf den Rücken am Boden hinzulegen und langsam am Stamm emporzublicken, der sich dann wunderbar in die Länge ausdehnen wird. Das Aussehen der Sequoias, deren Stämme in fortschreitender Höhe viel weniger als es bei anderen Bäumen der Fall ist an Dicke verlieren, läßt sich passend mit mächtigen hellbraunen Säulen vergleichen, die zerstreut im grünen Urwald dastehen, denn das ist die Farbe ihrer Rinde. „Es ist, als ob sie Sonnenschein in das Urwaldsdunkel brächten,“ hat ein Amerikaner poetisch gesagt. Ihre Zweige sind aber nicht so malerisch wie die von anderen Nadelhölzern und haben etwas Massiges, Gedrungenes. Oft haben die Aeste, von denen die niedrigsten in einer Höhe von 80 bis 100 Fuß aus dem Säulenstamm herauswachsen, die Mächtigkeit von ganz ansehnlichen gewöhnlichen Bäumen. Die Wipfel sind nicht selten, vielleicht schon vor Hunderten von Jahren, von den über den Urwald hinbrausenden Stürmen abgebrochen, und viele Sequoias sind durch furchtbare Waldbrände versengt worden, was ihre Schönheit sehr beeinträchtigt.

Langsam reitet unsere Cavalcade mehrere Meilen weit durch den stolzen Urwald und staunt die bald näher bei einander, bald zerstreut darin stehenden hellbraunen Säulen der Riesensequoias an. Mitunter führt der Weg uns quer durch einen halbausgebrannten Mammuthbaum, durch den wir, aufrecht im Sattel sitzend wie durch einen hohen Thorweg hindurchreiten. Die größeren Sequoias tragen Namen, die, meistens in Goldbuchstaben, auf Marmortafeln am Stamm paradiren. Ohne Zweifel hat die Benennung dieser Bäume ihre Berechtigung, weil man sonst

nicht von ihnen im Einzelnen oder vergleichsweise zu reden vermöchte. Aber die Namen sind meistens sehr unglücklich gewählt. Reiche Emporkömmlinge unter den Amerikanern und eitle Yankee-Frauen, die sich gern verewigen möchten, bilden die Hauptmasse von Namen auf jenen Marmortafeln. Unter den Namen an den Mammuthbäumen bemerkte ich die der Eisenbahnmagnaten Scott und Stanford, den „Emperor Norton" (dieser, der bekannte in San Francisco residirende Kaiser der Vereinigten Staaten und Protector von Mexico, liegt sinnreicher Weise auf der Erde), Fräulein Emma, Fräulein Mary, Brigham Young und seine Frauen u. s. w.

Jene Urwaldsriesen, welche zur Zeit der Pharaonen dem Boden entsproßten, mit solchen Namen zu taufen, ist entschieden lächerlich und die Benennungen nach Staaten wie Ohio, Illinois u. s. w., und selbst die „Drei Grazien", viel passender. Die letztgenannten drei, etwa 527 Fuß hohen prächtig schönen Bäume stehen in malerischer Gruppe nicht weit von einander.

Wir wollen nun diesem Vorhofe des Yosemite-Thales mit seinen tausendjährigen Baumkolossen Lebewohl sagen und auf einer sicheren, schönen Bergstraße, die an der Seite der dicht bewaldeten Gebirge durch malerische Gegenden zieht, uns nach dem Thale selbst begeben. Die Felsen und Bergrücken werden wilder, höher und romantischer, je mehr wir uns dem Ziele unserer Reise nähern. Unversehens gelangen wir auf ein hohes, felsiges Vorgebirge, den sogenannten „Inspiration Point", und von dort aus erschließt sich unserem staunenden Auge zum ersten Male das waldumgürtete Yosemite-Thal in seiner ganzen wilden Herrlichkeit. —

Dieser erste Blick in das etwa 7 Meilen lange und 1/2 bis 1 Meile breite Wunderthal der Sierra Nevada ist unvergleichlich schön. Allerdings fehlen dem Bilde die Schneegipfel und Gletscher der Alpen, kein Vierwaldstätter See spiegelt neben malerischen Bergen anmuthige Städte und grüne Gelände in blauer Fluth uns entgegen; keine Rheinlandschaft mit Schlössern, Burgen und tausendjährigen Culturstätten entzückt hier das Auge. Vor uns haben wir nur wilde, großartige Natur. In wunderbar scharfen Contouren treten unter dem klaren wolkenlosen Blau des californischen Himmels die nackten ungeheuren Felswände von Yosemite wie eine lange Vista in mächtiger Doppelreihe uns entgegen: auf der Nordseite zuerst der graue El Capitan, eine breite, fast viereckige, senkrechte Granitmauer, die mit einem Flächenraum von beinahe einer Quadratmeile, direkt aus dem grünen Thalgrunde aufsteigt. Neben dem El Capitan schlängelt sich das 1000 Fuß hohe Silberband des Virgin's tears-Falls (Jungfrauenthränen-Falls) poetisch zwischen den Felsen herunter; jenseits desselben blicken hinter einander die orginellen Fellshörner der three Brothers (drei Brüder) hervor, und im Hintergrunde steht der hellgraue, kuppelförmige, himmelanstrebende Norddom. Dem El Capitan gegenüber wallt der Bridal-Veil-Fall (Brautschleier-Fall) zwischen grünen Tannen zauberisch in den tiefen Thal-

grund hinab, die Granitzacken und schroff aufsteigenden Klippen der Kathedral-Felsen und -Thürme und des einer riesigen Warte ähnlichen Sentinel-Rock bilden auf der Südseite die hervorragendsten Punkte einer scharf crenellirten Felslinie, welche ihren Abschluß in der dem Norddom gegenüberliegenden kolossalen Halbkuppe des Süddoms findet. Alle jene Felsgipfel erheben sich von beinahe 3000 bis zu 5000 Fuß über das Yosemite-Thal, das seinerseits 4060 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Zwischen diesen großartigen Granitbauten schlängelt sich der Merced wie ein Silberband durch ein grünes, herrlich bewaldetes Thal. Der Duft des Hochgebirges über den fernen Domen umhüllt dieselben mit magischem, durchsichtigem Schleier, während sich die näheren Granitmauern und Felshörner in scharfen Umrissen aus dem grünen Thalgrund emporbauen, — ein wunderbar großartiges Bild wilder Naturschönheit. Von dem himmelhohen Katarakte des Yosemite-Falls und den prachtvollen Vernal- und Nevada-Fällen erblickt das Auge nichts auf dem Inspiration Point; aber trotzdem bleibt dieser erste Blick in das Wunderthal der Sierra jedem Besucher desselben unvergeßlich, kein anderer vermag die Erinnerung daran zu verwischen. —

Die Zeit drängt und wir eilen weiter. Auf einem bequemen Fahrweg geht es nun nach dem Thalgrund hinab. Der Weg führt nach dem noch 4 Meilen entfernten Hôtel, unter der nackten Felsmauer des El Capitan hin, die sich in wahrhaft kolossaler Form 3100 Fuß lothrecht über uns emporbaut. In der Mitte der hellgrauen Granitwand befindet sich in ziemlich deutlichen Umrissen das natürliche Bild eines riesigen Mannes mit schwarzem, fliegendem Haar und ernst thalaufwärts blickendem Antlitz. An dieses Bildniß, das jeder Vorüberpassirende, auch ohne viel Phantasie leicht erkennt, knüpft sich eine interessante indianische Sage. Der indianische Name des El Capitan ist Tutokanula, der zugleich als der Herrscher des Thales gilt. Lange ehe die Bleichgesichter ins Land gedrungen waren — so erzählt die Sage — lebten hier die Rothhäute, für deren Unterhalt Tutokanula väterlich sorgte, in friedlicher Abgeschiedenheit. Aber ihr Glück nahm ein Ende, als die liebliche Göttin Tissaak dem Tutokanula auf dem Gipfel des damals noch nicht gespaltenen Süddoms erschienen war und jenen zu sich winkte. Der nur noch an Liebesfreuden denkende Tutokanula verbrachte fortan all seine Zeit in der Nähe der reizenden Tissaak, er kümmerte sich nicht mehr um die Menschen und ließ die Ernten aus Mangel an Regen verderben, so daß eine Hungersnoth im Thale unausbleiblich schien. Das weiche Herz der Göttin ward jedoch von dem Elend der verhungernden Indianer gerührt, die sich, um Rettung flehend, an sie gewandt hatten. Sie riß sich aus den Armen des Tutokanula und rief den Großen Geist um Hülfe an für ihr Volk. Er zersplitterte den Süddom und ließ die Fluthen des Hochgebirgs durchs Thal rauschen, Regen strömte vom Himmel, die Ernten waren gerettet und alle Angst vor der Hungersnoth hatte ein Ende. Tissaak aber, die sich dem Großen

Geiste als Opfer dargebracht hatte, war auf immer verschwunden. Als Tutokanula seinen Verlust entdeckte, verließ auch er das Thal, wo er ohne seine Geliebte nicht



In Californien: Das Yosemite-Thal.

länger leben wollte. Ehe er fortging, meißelte er noch ihr Antlitz in die Felswand des zerborstenen Süddoms (wo dasselbe in schwachen Umrissen zu sehen ist) und sein

eigenes mächtiges Bildniß in die Granitmauer des El Capitan, von wo aus es immer noch ernst und traurig thalaufwärts, nach der ehemaligen Wohnung seiner verschwundenen Göttin hinüberblickt. —

Im Yosemite-Thale werden die Sagen der Urbewohner und die Namen, welche sie allen hervorragenden Felsen und Katarakten gegeben haben, fortleben, wenn der letzte von den Rothhäuten längst verschwunden sein wird. Yosemite bedeutet auf indianisch „der große graue Bär". Der dem El Capitan schräg gegenüberliegende Bridal-Veil-Fall wird von den Indianern Pohonó, d. h. der Geist der bösen Winde, genannt. Keine Rothhaut wagt sich gern dorthin, und Niemand von ihnen würde um alle Schätze der Welt eine Nacht am Katarakte verbringen. Die durch die herabstürzenden Fluthen in seiner Nähe stets heftig erregte Luft scheint den Indianern voll böser Geister zu sein.

Die Entdeckung des Yosemite-Thales im Jahre 1851 hatte schrecklicher Weise die fast gänzliche Vernichtung der dort wohnenden Indianer zur unmittelbaren Folge. Eine Abtheilung Milizen und Grenzler verfolgte eine Schaar vor ihnen flüchtender Rothhäute, die sich des Pferdediebstahls und Mordthaten an einigen Minern schuldig gemacht hatten, bis in ihre damals noch unbekannte Bergfeste und tödtete den ganzen Stamm bis auf einen kleinen Ueberrest. Die letzte Schlucht, in welcher die Indianer Schutz suchten und wo die meisten von ihnen niedergemetzelt wurden, führt noch heute den Namen „Indian Canyon". Durch ihre ungezügelte Raubgier und Mordlust hatten die Rothhäute selbst das Verhängniß gegen sich heraufbeschworen, — einen Feind, der kein Erbarmen kannte. Fürwahr ein wehmüthiger Gedanke, daß sich die Entdeckung des herrlichsten Felsthales in der Neuen Welt mit dem tragischen Untergange seiner alten Bewohner verknüpfen mußte! Heute sieht man nur noch wenige Indianer im Thale, kaum ein paar Dutzend, die vom Fischfang leben und in ihrer zerlumpten Kleidung einen traurigen Eindruck hinterlassen. Noch wenige Jahre und dieser kleine Rest des einst zahlreichen Yosemite-Stammes wird verschwunden sein; keiner wird alsdann noch die Geister am Pohonó fürchten und Tutokanula's Riesenbild wird vergebens von der Felsmauer des El Capitan nach den alten Bewohnern des Thales ausschauen.

Der Bridal-Veil-Fall (Brautschleierfall), den wir bei unserem Eintritt ins Yosemite-Thal ganz in der Nähe sehen, wird oft als der Staubbach der Sierra Nevada bezeichnet. Aber er ist weit wasserreicher und viel imposanter als sein Bruder in den Alpen. Die Höhe der beiden Wasserfälle ist fast dieselbe; der Staubbach ist 925, der gegen 70 Fuß breite Brautschleierfall 940 Fuß hoch. Während der Staubbach seine weiche milchige Fluth unaufhörlich über den Abhang in die Tiefe drängt, nur als ein diamantener Sprühregen die grünen Matten des Lauterbrunnerthals erreicht, rast der Pohonó mit donnerndem Brausen auf mächtige Granitblöcke in den waldum-

gürteten Thalgrund herunter. Wie leuchtende Raketen schießen die Fluthen hier und da aus dem vom Winde zertheilten Katarakte herab, der, aus der Ferne gesehen, einem riesigen silberdurchwirkten wehenden Schleier ähnlich ist — daher sein Name. Wenn die Sonne am hohen Nachmittage einen farbigen Bogen auf die sprühenden Fluthen des herrlichen Wasserfalls malt, über den sich die 3750 Fuß hoch ansteigenden Granitgipfel der sogenannten „Drei Grazien" (Three Graces) stolz erheben und auf die der kolossale El Capitan ernst hinüberschaut, so ist das ein Gesammtbild von wunderbarer, wilder Schönheit, gegen welches das des Staubbachs fast unbedeutend erscheint.

Wie wir am grünen Ufer des etwa 70 Fuß breiten klaren Merced zwischen zerstreut wachsenden Eichen und prächtigen Coniferen langsam weiterreiten, begrüßen uns zunächst an der Rechten die 2660 Fuß hoch aufstrebenden kolossalen Mauern der Kathedrale, neben deren steilen Klippenwänden zwei isolirte, sich ca. 500 Fuß über das Felsgesims erhebende Granitpfeiler (die Kathedral-Spires, d. i. Kirchthürme) seltsam in die Lüfte ragen. Dann treten uns an der Nordseite die 4300 Fuß hohen schrägen Gipfel der Three Brothers entgegen (von den Indianern die Pompompasus, d. h. die sprungfertigen Frösche, genannt), die aussehen, als ob sie jeden Augenblick in das Thal herabstürzen könnten, zu rechter Hand der furchtbar steile Sentinelfels, von den Indianern Loya, d. h. Schildwache, genannt. 3270 Fuß baut er seinen obeliskähnlichen Granitgipfel, der oben nur 300 Fuß breit ist, über das grüne Thal empor, das zu seinen Füßen mit prächtigen 150 bis 175 Fuß hohen Fichten geschmückt ist. Hinter dem Loya liegt die hellgraue Kuppe des 4500 Fuß hohen Sentineldoms.

Aber mehr noch als vom gewaltigen Sentinelfels wird das Auge von dem in drei Cascaden herabstürzenden Yosemite-Fall (2634 Fuß) gefesselt, dem höchsten bekannten Wasserfall auf der Erde. Unter den Fällen der Schweiz kommen nur die bei Reichenbach ihm an Höhe ziemlich nahe; aber es sind dies sieben aufeinanderfolgende unterbrochene Cascaden, keine von ihnen kann sich im entferntesten an Wasserfülle und Größe mit dem oberen Yosemite-Fall messen. Dieser ist 1600 Fuß hoch, oben einige 30 Fuß breit, und erweitert sich nach unten bis auf 300 Fuß. Der durch einen Felsenvorsprung von ihm getrennte mittlere Fall ist 600 Fuß hoch und stürmt über eine steile, rauhe Granitfläche herab, der untere, gleich auf ihn folgende, macht seinen Riesensprung von 434 Fuß direct in den Abgrund. Der obere Yosemite-Fall schwebt wie der Brautschleier-Fall im Winde hin und her. Sein laut hörbares Brausen und der Anblick der gleichsam vom Himmel herabstürzenden mit unzähligen blitzenden Tropfen und Wassergarben sich drängenden Fluth gab den schroffen Contouren der umliegenden Granitgipfel ein lieblicheres Aussehen, denen ohne den riesigen Katarakt gleichsam das pulsirende Leben fehlen würde.

Im Thale drunten — in den vom Merced-Fluß durchzogenen Hainen — entstanden in den letzten Jahren mehrere vorzügliche und wohlfeile Hôtels, in deren bestem wir unser Absteigquartier nehmen. Die mit jedem Jahr zunehmende Zahl der Besucher ließ sogar in diesem, inmitten der wilden Sierra verborgenen Thale östlichen Comfort entstehen, der sich in vortrefflicher Kost, einer schönen Badeanstalt, guten Schlafzimmern und eleganten Parlors äußert. Touristen-Cavalkaden von Herren und Damen

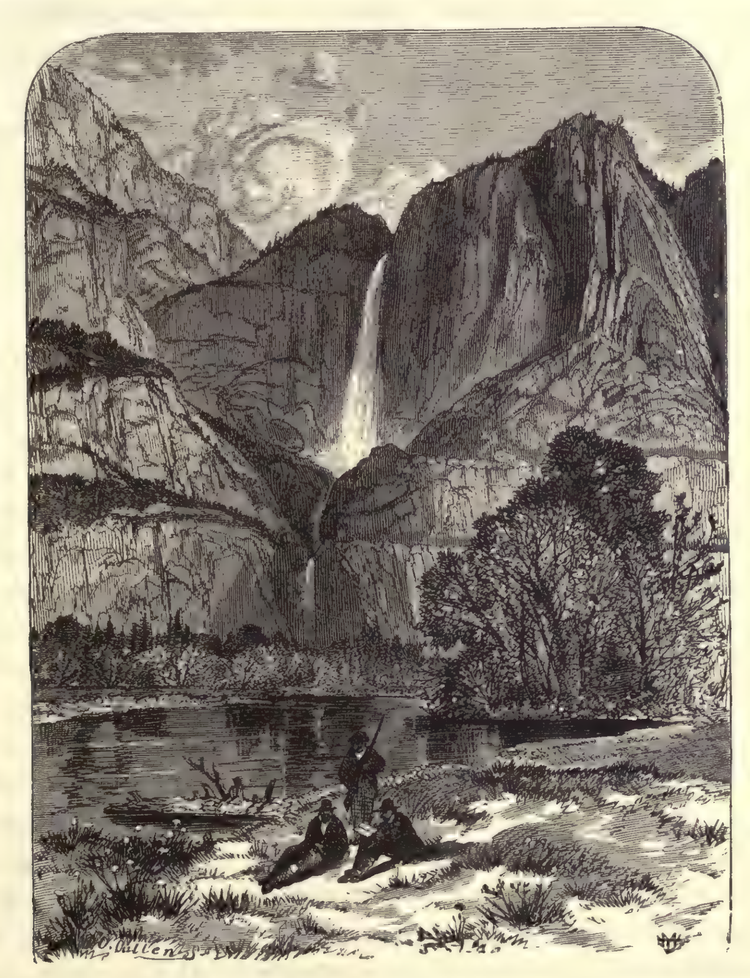


Im Yosemite-Thal: Der Brautschleier-Fall.

jagen häufig auf den nunmehr vielbetretenen Wegen vorüber. Spaziergänger kommen und gehen, und man könnte sich in der That ebenso gut in einen Kurort der Schweiz versetzt fühlen, wie hierher, eine Stelle die 7000 Meilen von der letzteren entfernt liegt.

Wir benutzen die letzten Stunden des Tages zu einem Besuche des nur eine halbe Wegstunde vom Gasthause entfernten unteren Yosemite-Falles. Durch einen

idyllisch grünen Thalgrund mit herrlicher Aussicht auf den großen Katarakt, den Nord- und Süddom, die Granitzacken des gewaltigen Loya und der Kathedral-Felsen und -Thürme führt der Weg über eine Brücke des Merced und durch ein Stück Wald von Weiden, canadischen Pappeln, Fichten, Eichen und rothstämmigen Manzanitabüschen an ein reizendes, lauschiges Plätzchen, mit bunten Wiesenblumen



Im Yosemite-Thal: Die großen Yosemite-Fälle.

geziert, wo der große Yosemite-Fall aus der Ferne das Orchester in grandiosem Stil aufführt. Das dort sich kesselartig erweiternde Felsthal macht mit seinen nackten zackigen Gipfeln den Eindruck, als befänden wir uns auf einer grünen Oase inmitten eines ungeheuren ausgebrannten Kraters.

Der von einem Sprühregen umgebene, auf mächtige Granitquadern aus einer Höhe von 434 Fuß herabstürmende untere Yosemite-Fall giebt ein prachtvolles Bild

des entfesselten Elements, das wir zu betrachten nicht müde werden. Von einem Punkte aus gesehen, scheint der untere Fall mit dem oberen eine ungeheure Linie von 3000 Fuß hoch herabtobenden Wassern zu sein, und hier überraschen uns die in Menge wie blitzende Raketen durch den Wasserschwall gleichsam vom Himmel herabsausenden getrennten Fluthengüsse, wie wir dieselben bereits am Bridal Veil bewunderten. Dieses eigenthümliche Schauspiel hat seine Ursache in der Cohäsion des aus so bedeutender Höhe herabfallenden Wassers. Beim Herunterstürzen setzen jene Raketenströme, die einander förmlich zu jagen scheinen, ihre Flucht in die Tiefe als getrennte Caskaden fort, ehe sie sich in weißen Schaum auflösen und ganz in einander verschmelzen. Das Getöse des Katarakts ist nicht dem Donnern eines Gewitters, sondern eher dem Niederprasseln von Schloßen auf Dächern ähnlich; mitunter nimmt das Geräusch bedeutend an Heftigkeit ab, bis es, auf's Neue anschwellend, wie das dumpfe Brausen eines durch den Urwald rasenden Orkans erschallt. —

Am folgenden Morgen unternehmen wir vor Allem einen Ausflug nach dem wildromantischen Tenaya-Cañon, um dort am sogenannten Mirror-Lake (dem Spiegelsee) die Sonne aufgehen zu sehen. Am Eingange des Cañon hält der aus hellgrauem Granit bestehende 3725 Fuß hohe Norddom (indianisch Tokoya) majestätisch Wacht, an dessen unterer Felswand sich mächtige, concentrisch geformte Bogen, die Royal-Arches, wie die 2000 Fuß hohe gewaltige Washington-Säule emporbauen. Der dunkelgrüne Mirror Lake (von den Indianern Awiya genannt), welcher jedoch mehr den Namen eines Teiches als den eines Sees verdient, liegt am Grunde des senkrecht gegen das Thal abfallenden Süd-Halbdoms (4990 Fuß) und ist von Sträuchern und hohen Bäumen malerisch umgeben, die sich mit den naheliegenden steilen Granitgipfeln in seiner stillen Fluth klar wiederspiegeln. Am frühen Morgen ist der Reflex seltsam scharf. Von hier aus gelangen wir nach kurzem Ritt zu dem Vernal- und Nevada-Fall. Diese zwei prächtigen Wasserfälle bildet der Merced am oberen Thalende, das sich vom Tenoya-Canyon in südöstlicher Richtung abzweigt. Der Yosemite- und der Brautschleier-Fall werden von Bergströmen gespeist, die von Norden und von Süden her das Hauptthal im rechten Winkel treffen. Der Weg nach dem Vernal-Fall führt durch einen dicht bewaldeten Thalgrund, unter der mächtigen Felsmauer des Glacier Point und am Ufer des sich über gewaltige Granitquadern brausend herabtummelnden Merced hinauf. Nach rechts hin schließt die Schlucht mit einem steilen Felsen ab, über den sich ein 600 Fuß hoher Wasserfall, der „South Fork Katarakt", hinabstürzt. Wir folgen jedoch dem brausenden Merced aufwärts nach der Felswarte des Mount Broderick hinüber. Die Fichten, welche sich hier und da an den himmelhohen Felswänden eingenistet, haben dort augenscheinlich eine zweifelhafte Existenz, und es ist wunderbar, wie sie es möglich machten,

an den schroffen Abhängen Fuß zu fassen. Von unten sehen die höher stehenden Bäume wie ganz kleine Tannenreiser aus, die an den Felshängen festkleben.

Am „Recordhouse", so benannt nach einem glatten Felsen, der die Rückwand eines Zimmers bildet, wo Touristen, die sich gern verewigen möchten, ihre Namen hinzukritzeln pflegen, gehen wir eine kurze Strecke zu Fuß in die Schlucht des Merced, um den berühmten Vernal-Fall in Augenschein zu nehmen. Dieser wunderbar schöne Wasserfall, von den Indianern „Piwaak", d. h. der Katarakt der blitzenden Krystalle, genannt, stürzt sich, 400 Fuß hoch und 60 Fuß breit, über eine die Thalschlucht quer durchschneidende senkrechte Felswand in eine prächtig bewaldete Kluft donnernd hinab. Auf seiner grünlichen Fluth spielt im Sonnenlichte ein kreisrunder, bunter Regenbogen, dessen immer wechselnde, bald hellere bald verschwimmende Farben wie in einem Kaleidoskop bald erlöschen bald sich neu beleben. Die den waldigen Thalkessel einschließenden und ihn hoch überragenden Felswände bilden einen Rahmen zu dem wilden Katarakte, wie er romantischer kaum gedacht werden kann. Nur eine kurze Strecke reiten wir auf schmalem Saumpfade höher ins Gebirge hinauf, als uns plötzlich der etwa eine halbe englische Meile oberhalb des Vernal-Falls 700 Fuß über eine schräge Felswand herabstürzende mächtige Nevada-Fall in großartigem Panorama entgegentritt. — Ein steiler, sich volle 2000 Fuß über das Thalniveau erhebender Granitkegel, die „Freiheitsmütze" (Cap of Liberty — ein von Amerikanern sehr bewunderter Name) genannt, steht links nahe an dem prächtigen Wasserfall, und der dem Matterhorn an Gestalt ähnelnde riesige Halb-Süddom ragt mit seinen nackten, hellgrauen Felswänden nicht weit von der „Freiheitsmütze" himmelan: ein grandioses Bild, dessen Vordergrund ein prächtig bewaldeter Thalkessel bildet.

Von dem Nevada-Fall rast der Merced zwischen glatten an dreißig Ellen breiten Granitplatten in furchtbarer Eile (250 Fuß Fall auf die Strecke von einer halben englischen Meile) thalab, als sehnte er sich danach, beim Vernal-Fall seinen zweiten Riesensprung zu machen. Wir überschreiten den wilden Bergstrom auf einer aus rohen Fichtenstämmen erbauten primitiven Brücke, ehe wir Snow's Gasthaus, das auf einem Felsplateau am Fuße des Cap of Liberty-Felsgipfels erbaut ist, erreichen, um dort unser Nachtquartier zu nehmen und noch einmal den majestätischen Anblick des Wassersturzes beim abendlichen Mondlicht zu genießen. Wir bedürfen der Ruhe, denn der folgende Morgen ist dem Besteigen der acht Meilen von Snow's Gasthaus entfernten Cloud's Rest (Wolkenruhe) gewidmet.

Cloud's Rest, 6450 Fuß über der Thalsohle und 10,510 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen, ist der höchste Berggipfel in der Umgebung des Yosemite-Thales. Wir befinden uns hier in einer schrecklich öden Gebirgswüste, in deren Mitte sich das aus mächtigen halbverwitterten Granitquadern aufgebaute Felsgerüste der Wolkenruhe wie eine natürliche Festung erhebt. Die fast wie von Menschenhand auf-

gehäuften Felsplatten geben dem Grat, der sich wie ein Vorgebirge weit hinausthürmt, eine seltsame nie gesehene Gestaltung. Vor Jahrtausenden, als hier noch der ewige Schnee sein Reich hatte, muß die Aussicht von diesem isolirten Felskamme eine ähnliche wie die vom Gornergrat gewesen sein. Aber jetzt fehlt ihm die winterliche Pracht, welche das Panorama von jener Hochwarte der Alpen so ergreifend macht. Das Bett des von kolossalen Felshängen eingeschlossenen riesigen Gletschers, der sich in längst vergangener Zeit am Fuße der Cloud's Rest hinzog, ist jetzt von dem lebendigen Eisstrome verlassen; die gespaltene Kuppe des gewaltigen Süddoms trägt heute nicht wie das Matterhorn einen blitzenden Eismantel: nackt und aller Vegetation bar, strebt sein bis vor Kurzem noch nie von Menschen betretener grauer Granitgipfel himmelan. Die Merced Range der Sierra Nevada, vom Mount Clark und den Minarets bis zum Mono Paß und Mount Hoffman, läßt den Beschauer kalt, mit ihren grauen, nur hier und da mit spärlichen Schneefeldern und dünnen Fichtenwäldern bedeckten Abhängen und kahlen Gipfeln, ja selbst der von ihr herüberblinkende Spiegel des Tenaya-Sees vermag nicht die Einförmigkeit dieses dabei doch großartigen Panoramas zu mildern. Die anderen in der Riesenrundschau hervortretenden Berge sind heute keine leuchtenden Schneegipfel mehr, wie die Monte-Rosa-Kette, sondern nackte Granitkuppen, wie z. B. der kuppelförmig gestaltete 5600 Fuß aufsteigende Mount Starr King, und das grüne Yosemite-Thal liegt in zu weiter Ferne, um dem todten Bergpanorama Anmuth zu verleihen.

Die bisher geschilderten Naturschönheiten sind die besuchtesten und anziehendsten Punkte des Yosemite-Thales; allein demjenigen, dem genügend Zeit zur Verfügung steht, bietet die Umgebung des Thales bis weit hinaus in die Berge und Schluchten der sagenhaften, romantischen Sierra Nevada ein reiches Feld von seltenen Genüssen. Wir selber müssen das Thal verlassen.

Auf steilem Saumpfade reiten wir in langer Reihe langsam an der Südseite des Thales bergan, blicken von dem 1800 Fuß hohen Felsvorgebirge des Union Point hinunter auf die uns lieb gewordenen, unter parkähnlichen Baumgruppen liegenden Gebäude, und erreichen endlich nach zweistündigem Ritt den Gipfel der sich 3700 Fuß jäh über den Thalgrund erhebenden Felswand des Glacier Point, auf dessen breitem Plateau ein herrliches Fichtenwäldchen steht. Die Aussicht von diesem erhabenen Standpunkt ist nächst der vom Inspiration Point unstreitig die großartigste über das Yosemite-Thal. Von einer überhängenden Felsplatte sehen wir direct unter uns in das Thal hinab, ohne die zu unseren Füßen aufstrebende gewaltige Felswand erblicken zu können. Wie auf einer Landkarte liegt das grüne Thal mit seinen ganz zierlich scheinenden Bäumen, Wiesen, Anlagen und Häusern tief unter uns, durchschlängelt von dem hellen Bande des Merced und umschlossen von den gewaltigen hellgrauen Felswänden und himmelanstrebenden Domen. Wie ein kleiner Spiegel blinkt der

Mirror Lake zu uns herauf aus dem Waldesgrün. Gerade uns gegenüber schwebt der große Yosemite-Fall wie ein im Winde flatternder Silberschleier an der mächtigen Felswand hin und her, und von rechts herüber grüßen uns die scheinbar dicht über einander liegenden, weiß schäumenden Katarakte des Vernal- und des Nevada-Falls aus einem anmuthigen Thalgrund, auf den die in duftiges Gewand gehüllte hohe Warte von Cloud's Rest aus weiter Ferne herabblickt. Es ist dies ein Panorama, wie es kaum ein zweites ihm ähnliches in der weiten Welt gibt: jener idyllische Thalgrund, umrahmt von den stolzen Granit-Mauern und -Domen, geschmückt mit den herrlichsten Wasserfällen!

Da die Legislatur des Staates kürzlich eine bedeutende Geldbewilligung zur Herstellung eines prächtigen großen Hôtels im Yosemitethal und schöner Anlagen gemacht, so wird die Beliebtheit der „Californischen Schweiz" als Zielpunkt der Sommertouristen noch zunehmen, um so mehr, als auch eine Bahn bis in's Thal gebaut werden soll.

---

10. Im nördlichen Californien.*)

Während die von San Francisco nördlich liegenden Küstencounties Lake, Mendocino, Humboldt — die beiden letzteren mit schroffen Gebirgen und kostbaren Rothholzwaldungen, — sowie das minenreiche Trinity noch keine Eisenbahnverbindung besitzen, führen in das Innere von Nordcalifornien, durch das circa 200 Meilen lange Sacramentothal in nördlicher Richtung, zu beiden Seiten des Sacramentoflusses, sogar zwei Eisenbahnen, die sich in Tehama, etwa 100 Meilen nördlich von der Stadt Sacramento, an die der Vollendung nahe Oregonbahn anschließen. Vor uns dehnt sich bei einer Bahnreise nordwärts von Sacramento das weite gleichnamige Thal mit seinen 5 Millionen Acres fruchtbaren Landes aus, östlich begrenzt von der Sierra Nevada, westlich von dem Küstengebirge. Beide Ketten sind von den, ungefähr die Mitte des Thals durchschneidenden Bahnstrecken aus sichtbar, in weiter Ferne die Schneekuppen der Sierra Nevada, und in unmittelbarer Nähe die lachenden Thalgründe, bestreut mit breitschattigen immergrünen Lebenseichen, zahlreichen Ansiedelungen und Dörfern, in dem schön profilirten Gebirgsrahmen ein überaus fesselndes Landschaftsbild. Nur fehlt es noch an hinreichender Bevölkerung, und wo jetzt noch vorwiegend die berühmten Riesenweizenfarmen nach dem Raubbausystem betrieben werden und unabsehbare Viehweiden sich noch

*) Von Theodor Kirchhoff und Paul Oeker in San Francisco.

ausdehnen, da werden im Laufe der Zeit vielleicht Hunderttausende fleißiger Farmer, Obstzüchter, Weinbauer, bei der großen Fruchtbarkeit des Landes und rastlosen Triebkraft des winterlosen Klimas glückliche Heimstätten und gedeihliches Fortkommen finden. Von gleicher Wichtigkeit für die stetig zunehmende Einwanderung und Ansiedlung, wie für das Sacramentothal selbst, sind die dasselbe östlich besäumenden „Foothills", oder Vorberge, die westliche Basis und die Gehänge der Sierra Nevada. Diese besitzen bis zu einer Höhe von 1500 bis 2000 Fuß über dem Meeresspiegel fast die gleiche Temperaturhöhe wie die Thallagen, ja im Winter noch wärmere Temperatur als jene, und überdies hinlänglichen Wasserreichthum. Der Boden ist hier wie in einem großen Theil des Sacramentothals von ziegelrother Farbe, reich an Eisentheilen und überaus productiv. Millionen Goldes sind in der Aera der Goldentdeckung Californiens bis auf die neueste Zeit aus diesem Boden gewaschen worden. Ueberall ist hier historischer Boden. Lag doch zwischen Sacramento und Marysville, unweit der ersten Stadt, das alte Fort des geborenen Badensers General Sutter, des Mitentdeckers der Goldminen; und unfern Marysville, 50 Meilen nordwärts, sieht man heute noch Sutter's Farm und die von ihm gepflanzten mächtigen Feigenbäume. Im Thale wie in den Foothills wächst das prächtigste Obst, und die Hügellehnen ergeben die schönsten und ertragsreichsten Weinberge des Staates.

Doch nicht allein mit Tröstungen auf die Zukunft braucht sich der vorüberziehende Tourist hier zu begnügen. Das beinahe 9000 Einwohner zählende Marysville, an dem Feather- und Yubaflusse gelegen und gegen das durch früheres hydraulisches Miniren verursachte Austreten der Wasser durch hohe Dämme festungsartig umwallt, die älteste Stadt des Thals, erinnert mit vielen schönen Orangen- und Palmenbäumen an Los Angeles. Die alte Goldstadt Oroville östlich in den Foothills ist gleicherweise von halbtropischen Obsthainen ganz überwuchert. Und das reizende Chico etwas weiter nördlich birgt sogar eine echt fürstliche Herrschaft, General Bidwell's herrlichen Rancho Arroyo Chico, das großartigste, schönste Gut Californiens und der Stolz des Staates, der sich mit den reichsten Gütern Europa's zu messen vermag. Und von Jahr zu Jahr verschönert und vergrößert sich dieses, über 23,000 Acres umfassende Rittergut, wovon der größere Theil sich in höchster Kultur befindet. Dieser Riesenrancho erstreckt sich von den Foothills östlich bis zum Sacramentoflusse westlich. Gegen 1300 Acres sind mit Obstbäumen und Weinbergen bepflanzt, die ein ungeheures Einkommen gewähren. Hier findet man fast alle Früchte und Nüsse der tropischen oder halbtropischen Länder: Orangen, Citronen, Oliven, Persimons, Pfirsiche, Pflaumen, Birnen, Aepfel, Aprikosen, Zwetschen, Mandeln, Englische Wallnüsse, Pecannüsse, Italienische Kastanien 2c. Kleinobst, wie Erdbeeren, Brombeeren, Himbeeren u. s. w., wird ebenfalls in Hülle und Fülle gezogen.

Aus den Bidwell'schen Obstplantagen gelangten im Vorjahre folgende Fruchterträge auf den Markt: 98,000 Pfund Kirschen, 100,000 Pfund Aepfel, 36,000 Pfund Aprikosen, 150,000 Pfund Pflaumen, 50,000 Pfund Pfirsiche, 14,000 Pfund Zwetschen, 55,000 Pfund Birnen, 45,000 Pfund Weintrauben, 60,000 Pfund Rosinen, 30,000 Pfund Brombeeren, 58,000 Pfund Mandeln 2c. 2c.

In den weiter nördlich gelegenen Counties muß der Reisende allerdings noch auf die Annehmlichkeiten einer Fahrt mit der Eisenbahn Verzicht leisten. Statt des eisernen Rosses, welches sonst fast überall in Californien längst ein alter Bekannter geworden, ist der Reisende dorthin auf die primitive Reisekutsche, die „Stage-Coach" angewiesen, falls er es nicht vorzieht, sich mit einem Reitpferde zu versehen oder seine Wanderung zu Fuß anzutreten, welche letztere Art der Fortbewegung hier zu Lande jedoch ein Privilegium der biederen Goldgräber zu sein scheint und fast nie von Touristen angewandt wird.

Zwei Straßen führen von dem nördlichen Endpunkt der California- und Oregon-Eisenbahn (derzeit Delta) nach der alten Minenstadt Y r e k a (Weirika), im äußersten Norden des Staates gelegen; die directe nördliche Linie läuft das obere Sacramento-Thal hinauf und am Fuße des Mount Shasta vorüber, die westlichere durch das Trinity-Thal, über Jones und die Scott's Gebirge. Es wäre schwer zu sagen, welcher von diesen Linien der Vorzug an Schönheit gebührt, denn beide sind reich an wunderbar pittoresken Landschaftsbildern.

Der Reisende, welcher die zuerst genannte Route wählt, hat vom Sacramento-fluß aus einen überaus prachtvollen Anblick der Sierra Nevada, wo der über 11,000 Fuß hohe „Lassen's Butte" sich mit blendend weißer Kuppe mächtig in den blauen Aether erhebt und mit seinen gleichfalls schneebedeckten niedrigeren Gebirgsausläufern ein wahrhaft schweizerisches Bild giebt. Der breite Sacramentostrom, dessen von waldigen Ufern eingeschlossene meilenlange Ansicht von jenem prächtigen Bilde des californischen Hochgebirges in weiter Ferne querüber abgeschlossen wird, tritt bei Redding dann in die große Thalebene, welche seinen Namen führt.

Die erste Tagereise bis zur Mündung des Pitt River, des größten Nebenflusses des Sacramento, führt durch die nördlichen Ausläufer jener Thalebene. Jenseits des Pitt-Flusses beginnt eine Gebirgsstraße, die an wilder Schönheit ihresgleichen sucht. Bergauf und bergab jagt die Reisekutsche, zuerst am Ufer des Mc. Cloud-Flusses entlang, eines Bergstroms, der in rasender Eile innerhalb gewaltiger nackter Sandsteinmassen im felsigen Bette hinbraust. In seinen klaren Gewässern ist in den letzten Jahren die künstliche Fischzucht in großem Maßstabe mit Erfolg eingeführt worden. In den Fischbrutanstalten werden meistens Indianer beschäftigt, welche jenem Geschäfte mit großer Umsicht und Zuverlässigkeit obliegen. Am jenseitigen Ufer des Mc Cloud-Flusses liegen mehrere Indianerdörfer in romantischer Umgebung,

und leichte Canots schaukeln sich, an Weiden befestigt, in der klaren Fluth. Es ist erstaunlich, mit welcher Geschicklichkeit die Indianer in diesem reißenden Gewässer ihre gebrechlichen Boote handhaben, man sollte glauben, daß ein Canote keine Minute in den tosenden Wasserwirbeln vor dem Umschlagen geschützt werden könnte.

Auf gewundener Bergstraße, bald nahe am Ufer, bald auf der Höhe entlang, geht die Fahrt weiter, am linken Ufer des Sacramento hinauf, der seine wilden Fluthen brausend und schäumend daherjagt. Oft führt die Straße dicht an steilen Abhängen hin, an deren Rande das muthige Sechsgespann sorglos fort galoppirt. Für Reisende mit schwachen Nerven wäre diese Stagefahrt allerdings nicht sehr empfehlenswerth, denn ein Blick in die felsige Tiefe, in welche ein Fehltritt der Rosse das Gefährt rettungslos hinabreißen würde, zeigt uns die Größe der drohenden Gefahr. Nebenbei sind kleine Schießaffairen zwischen den bis an die Zähne bewaffneten Schatzagenten der großen Transport-Gesellschaft „Wells, Fargo & Compagnie" und den Straßenräubern in dieser Gegend durchaus keine Seltenheit. Obgleich die Reisenden nur in seltenen Fällen von den Banditen ausgeplündert werden, welche es meistens nur auf die von den Minenplätzen nach den Eisenbahndepots in den „Stages" beförderten Goldtransporte abgesehen haben, so ist doch ein derartiges Rencontre nicht gerade angenehm.

Bei der Weiterfahrt entzücken den Reisenden die prächtig bewaldeten pittoresken Bergzüge, welche gleich jenseits des Flusses aufsteigen, während der „Mount Shasta" mitunter sein Silberhaupt über die grünen Baumwipfel in den blauen Aether emporhebt. Zahlreiche Lachswehre liegen im Flusse, an dessen Ufer sich hin und wieder eine alte Goldwäscherei zeigt. Die Fernsichten in das dichtbewaldete Felsthal des Sacramento sind oft von geradezu entzückender Schönheit, wenn die Straße eine höher gelegene Felsenbank erklimmen muß, während der wilde Bergstrom in der Tiefe zwischen mächtigen Steinblöcken tost und schäumt.

Eine herrliche Gebirgsscenerie überrascht den Reisenden etwa fünfzig englische Meilen von Yreka, wo sich die vielgezackte Felsmasse des Castle-Rock am jenseitigen Ufer des Sacramento imposant emporbaut. Die vielfach zerklüfteten schwarzen Felszacken zeigen uns ein Bild schauerlicher Zerstörung, als hätte ein gewaltiger Blitzstrahl das Gebirge dort zerrissen. Das Auge wird nicht müde, jene riesige zersplitterte Felsenburg zu betrachten und die kolossalen Mauern anzustaunen, welche von ihr aus in den wild daherbrausenden Sacramento abfallen. Die majestätischen Fichten, welche die Höhenzüge auf beiden Seiten des Flusses krönen, geben dem Bilde einen Rahmen, wie er herrlicher nicht gedacht werden könnte.

Einige Meilen weiter gelangt die Straße in einen dichtbewaldeten, hochromantischen Thalkessel, in welchem mehrere eisenhaltige Sodaquellen liegen. Ein daselbst errichtetes ansehnliches Gasthaus findet im Sommer viele Besucher, welche Mineral-

wasser trinken und in dieser herrlichen Gebirgs- und Waldgegend umherschwärmen. Mitten durch den Thalkessel fließt der Sacramento, hier ein schäumender, direct vom Mount Shasta herkommender Bergstrom, der im jugendlichen Uebermuthe mit seinen krystallhellen Fluthen thalab eilt.

Durch eine romantische Waldgegend weiter rasselnd, erreicht die Stagekutsche acht engl. Meilen von dort das „Hôtel Mount Shasta", ein von Touristen viel besuchtes Gasthaus, das nur sechs englische Meilen vom Fuße jenes prächtigen Schneebergs entfernt liegt. Der alte Bergriese, gewöhnlich Shasta Butte genannt, welcher uns schon öfters auf unserer Fahrt mit seinem schneeigen Haupte begrüßt hat, präsentirt sich hier plötzlich in aller Majestät. Ein Gebirge für sich, kolossal in den Aether empor strebend, den breiten Gipfel von riesigen Schneefeldern umkränzt und den Fuß von dunklen Urwaldungen umschlungen, die sich bis zur Schneegrenze emporziehen, steht der gewaltige Bergkoloß vor uns da, — der Stolz Californiens. 14,440 Fuß über den Meeresspiegel erhebt sich sein breiter Gipfel. Die relative Höhe des Mount Shasta, d. h. die über unserem Standpunkte, beträgt mehr als elftausend Fuß, ist also fast dieselbe wie die des Mont Blanc über Chamouny. Die isolirte Lage des Shasta Butte läßt diesen aber weit imposanter als den Mont Blanc erscheinen. Zur linken Hand ist unter seinem Gipfel eine Gebirgsmasse wie eine gewaltige Bastion gleichsam aus dem Berge herausgewachsen, — der sogenannte Krater. Eine breite Schneemulde verbindet den Krater dieses erloschenen Vulkans mit dem höchsten Gipfel, von dem sich eine lange gezackte Linie von schwarzen Felsen wie ein Riesenpfad am Bergabhange herabsenkt.

Den Anblick des nahen Shasta Butte muß der Reisende, welcher die Straße über Fort Jones und das Scott-Gebirge einschlägt, entbehren, denn er kann den gewaltigen Schneeriesen von dort aus nur gelegentlich und in größerer Ferne gewahren. Aber kaum minder schön sind daselbst die herrlichen Wald- und Gebirgslandschaften am Trinity-Fluß, einem wilden Bergstrome, der durch malerische Thalgründe seinen Weg nimmt. Ich möchte die dortige Scenerie mit der sächsischen Schweiz vergleichen, während die Umgebungen des Mount Shasta mehr den gewaltigen Charakter einer Alpenlandschaft tragen.

Die Stadt Yreka, der Ausgangspunkt beider Stagelinien, ist immer noch der Hauptminenplatz im nördlichen Californien, obgleich gegenwärtig nur noch ein Schattenbild seiner ehemaligen Größe. Der Goldertrag der dortigen Placerminen, welcher zur Zeit des Glanzes etwa acht Millionen Dollars pro Jahr betrug, hat sich auf kaum eine halbe Million Dollars im Jahr reducirt; die Stadt selbst, welche nur zwölf Mal seit ihrem Bestehen fast total niederbrannte, gewährt jetzt einen traurigen Anblick. Nach den großen Feuersbrünsten von 1852 und 1854, bei denen sogar die eben angekommenen und kaum von den Packthieren abgeladenen Waaren-

güter mitten in der Straße verbrannten, entstand Yreka jedesmal schnell wieder aus der Asche; im letzten Decennium wurden dort aber nach einer Feuersbrunst jedesmal nur die nothwendigsten Gebäude wieder aufgebaut. Der früher hier concentrirte Handel hat sich nach vielen neueren kleinen Minenplätzen vertheilt, die Miethe ist auf ein Zehntheil ihres früheren Betrags gefallen, Grundbesitz findet kaum noch Käufer zu wahren Spottpreisen. Unter den etwa anderthalbtausend Bewohnern sind die langzöpfigen Chinesen besonders stark vertreten, ein sicheres Zeichen, daß der Platz auf dem Aussterbeetat steht. Wenn die Weißen eine californische Minenstadt zu verlassen beginnen und John Chinaman dort einzieht, so sind die Aussichten auf eine Erneuerung der „guten Zeiten" dort sicherlich unter Pari angelangt.

Die eigentliche Goldgrube von Yreka, das berühmte Yreka Flat, ein ausgedehnter Minengrund in unmittelbarer Nähe der Stadt, wo in früheren Jahren Goldstaub im Werthe von durchschnittlich hundert Dollars aus einer Wagenladung Erde gewonnen wurde, sieht wie eine unterst zu oberst gekehrte Sand- und Steinwüste aus, sie ist mehr als zwanzig Mal überarbeitet worden. Diese Goldlager wurden von Fuhrleuten, welche ihr Vieh auf dem ehemaligen Wiesengrunde grasen ließen, zufällig entdeckt. Ein besonders hungriger Ochse soll einmal dort ein ganzes Grasbündel ausgerissen haben, dessen Wurzeln voll von Goldkörnern hingen, die lieblich in der Sonne funkelten. Jetzt durchwühlt hier und da ein vereinzelter Chinese diese verarmte Goldwüste und begnügt sich mit dem Ertrage von einem oder von anderthalb Dollar pro Tag.

Von dem Bilde der Zerstörung auf dem Yreka Flat und den verwahrlosten Geschäftsstraßen der alten Goldstadt sind es nur wenige Schritte nach den Nebenstraßen, wo die freundlichen Privatwohnungen stehen, welche meistens den verheerenden Feuersbrünsten entgangen sind. Vor jedem dieser ländlich-hübschen Häuser liegen reizende, mit weißen Stacketen umgebene Blumengärten, voll von blühenden Rosensträuchen, prachtvollen Georginen und hundert anderen Blumen; Weinreben mit saftigen Trauben beladen, ranken an den Birnbäumen empor; auf den von Epheu und anderen Schlingpflanzen umkränzten Verandas hängen niedliche Käfige, in denen Kanarienvögel ihr lustiges Liedlein singen; die reinlichen Wege sind von prächtigen Laubbäumen beschattet: — das Ganze ein Culturbild, wie es der Besucher am wenigsten an einem solchen Orte erwartet. Die verschiedenartigsten Bilder drängen sich in dieser Minenstadt durch einander. Hier ein vom Feuer verheerter Stadttheil mit geschwärzten Ruinen, neuen Bretterschuppen, die sich an die stehen gebliebenen Steinmauern der ausgebrannten Häuser angesiedelt haben, verbogene eiserne Thüren und Fensterläden, Schutt und Trümmer in chaotischem Durcheinander; dort die idyllischen Privatwohnungen und dicht dahinter die wüsten „Goldplacers"; verfallene Gebäude und elende chinesische Waschhäuser neben eleganten „Stores"; in den Straßen Kauf-

leute und Fremde in modischen Stadtkleidern und sonnverbrannte Miner, kräftige Gestalten, in Blousen und rothen Hemden und breitkrämpigen Hüten, große Frachtwagen, welche Waarengüter mitten in der Straße abladen. —

Eine staubige Stagekutsche, „Jones Flat and Yreka" steht in flammenden Lettern darauf gemalt, jagt die Straße entlang und hält vor dem „American Hôtel". Hier ist ein Schauspiel, wie es eben nur eine echte Minenstadt vor Augen führt! Der Wagen ist innen und oben mit Goldgräbern überfüllt, Weiße und Chinesen durcheinander, und die auf dem hohen Kutschendache zwischen den Postsäcken und Gepäck Sitzenden lassen die Beine seitwärts herunterbaumeln; der Staub liegt fingerdick auf den Kleidern und Gesichtern der Neuangekommenen. Bald ist die Stage von einer dichten Menge der Stadtbewohner umlagert. „Hallo, Charley! Struck it rich?" — „Wat's the news in the diggings, Jimmy?" — „How goes it, Bob?" — etc., so ungefähr lautet der gewöhnliche Gruß. Die wilde Gesellschaft springt vom Wagen, Postsäcke werden herabgeschleudert, bestaubte Koffer unsanft auf die Erde gesetzt, und aus der Stage kommen alte Mantelsäcke, Bündel von Wolldecken, Flinten, Pistolen u. s. w. zum Vorschein, als wäre ein Trödlerladen und ein Arsenal zugleich darin verladen, — während einzelne Glückliche, von Freunden umgeben, mit ihren schweren Goldtaschen an dem Arm langsam die Straße entlang schlendern. Hier tritt einer von jenen wild aussehenden, vom Glücke gesegneten Minern in ein elegantes Schenklocal, — tractirt sofort alle Anwesenden und ruft, da die Gesellschaft ihm nicht zahlreich genug ist, noch ein Dutzend Fremde von der Straße herein; das Gläschen, die Cigarre je einen Viertel-Dollar, dabei Champagner für Jeden, der ihn trinken mag! — Wie gewonnen, so zerronnen! —

Während so die Zeit zerstörend über die alternde Goldstadt hinweggeschritten ist, welche nur noch gelegentlich ihre glänzende Vergangenheit, wie in dem soeben gezeichneten Bilde, wieder vor den Blicken des Beschauers aufthut, ist die Natur dort, wo der Mensch nicht in ihr Heiligthum eingedrungen ist, dieselbe geblieben; in derselben Majestät schaut der Silberdom des Shasta in die herrliche Landschaft hinaus, wie die ersten Goldjäger ihn bewunderten, als sie sich, einer wilden Hochfluth ähnlich, über das Land ergossen, dasselbe zu Geröll und Schutt zerwühlend.

Von einem östlich in der Nähe von Yreka liegenden Berge hat man eine großartige Rundschau auf den Shasta Butte und seine Umgebungen, ein Panorama, welches von ergreifender Schönheit ist, und, namentlich beim Sonnenuntergange, einen unauslöschlichen Eindruck auf den Beschauer zurückläßt. Eine weite Landschaft, Shasta Valley, übersäet mit grünen Hügeln, dehnt sich im Vordergrunde aus, jenseits derselben zieht sich eine lange Kette von malerischen Bergzügen hin, unter denen der Schneeriese Shasta Butte sich gewaltig, wie ein Herrscher, himmelan emporthürmt. Fünfundvierzig englische Meilen liegt der Koloß von jenem Aussichts-

punkt, obgleich die Entfernung kaum halb so weit erscheint. Um seinen Fuß haben mächtige Urwälder einen dunkelgrünen Mantel geschlungen. Der dieser Richtung direct zugewendete breite Kratergipfel wird von der Hauptkuppe des Silberdomes hoch überragt, — ein wunderbar großartiges Bild! — Zu beiden Seiten des Mount Shasta liegen niedrigere, nur hier und da mit Schneefeldern gekrönte Bergzüge, die sich nach rechts und nach links in weitem Halbbogen erstrecken; eigenthümlich geformte Gipfel darunter der einer Pyramide ähnliche „Kleine Shasta" und der hochaufstrebende, dicht bewaldete „Zuckerhutberg".

Unter den Strahlen der sinkenden Sonne kleidet sich das Prachtpanorama in Violett und Purpur. Der Gipfel des Shasta Butte ist noch von röthlichem Schimmer übergossen, wenn sich die niedrigeren Berge und weiten Thalgründe bereits in die Schatten der Nacht gehüllt haben. Wahrlich! Californien hat ein Recht dazu, stolz zu sein auf seinen silbernen Shasta, der wie ein König in blitzendem Geschmeide an der Nordmark des Goldstaates thront. Seine unterirdischen Feuer sind längst erloschen und keine Lavaströme rollen mehr von dem gewaltigen Krater verheerend ins Flachland herunter. Aus nie versiegenden Schneequellen sendet er jetzt nur brausende Fluthen herab, die der derzeitigen Ackerbauperiode Californiens zu unschätzbarem Segen gereichen, und durch eines der reichsten Thäler auf diesem Continente meerwärts nach Süden, nach dem fernen „Goldenen Thore" von San Francisco strömen.

---

11. Monterey.*)

Nicht groß ist die Zahl der Seebäder an der Küste des Stillen Ozeans, die sich alle auf den californischen Ufersaum beschränken. Aber es giebt wenige an der Atlantischen Küste, die sich mit den wundervollen Meeres-Baien und -Buchten des Goldstaates zu messen vermögen, deren größter Vorzug ohne Frage darin besteht, daß zwischen ihrer Winter- und Sommer-Temperatur nur wenige Grade Differenz sind, und manche — wie beispielsweise Monterey, — sich vom Januar bis December fast ununterbrochenen Besuches erfreuen. Ist doch der Winter, abgesehen von etwas kühleren Nächten und gelegentlichen Regen-Tagen, nach denen die Natur in neuer Glorie prangt, ebenso schön, wie der Frühling oder Sommer. Kein Eis, kein Schnee deckt Land und Binnengewässer, keine wilden Orkane umtosen diese halbmondförmigen Buchten, die Natur stirbt nicht in den ewigen Blumen-Gärten und Rosen-Parks, und stolz wehen im Januar, wie im Juli die immergrünen Wipfel klassisch schöner Pinien

*) Von Paul Oeker.

und die schattigen Kronen breiter Lebenseichen unweit des sonnenbeschienenen Strandes des blauen Oceans!

Unter den wenigen Seebädern Californiens: Monterey und Pacific-Grove an der Bai von Monterey; Santa Cruz, Aptos und Camp Capitola an der Bai von Santa Cruz; Pescadero in San Mateo County; Santa Monirca, Los Angeles County, — ist Monterey, 125 Meilen südlich von San Francisco, das schönstgelegene, das fashionabelste und komfortabelste: das „Newport“ der Pacific-Küste, wie es gleichfalls das amerikanische „Mentone“ für die Winter-Saison ist. Das Floridaer Küsten-Klima mit seinem 45 bis 50 Zoll Regenfall von November bis April muß vor diesem nur 12 bis 14 Zoll alljährlich erhaltenden sonnigen, trockenen Klima der Bai von Monterey die Segel streichen, und selbst Mentone bleibt mit seinen Witterungs-Ziffern hinter Monterey zurück.

Monterey ist seit langer Zeit wegen seiner gleichmäßigen Temperatur und kräftigenden Luft rühmlichst bekannt, wurde es doch schon vor 115 Jahren von den spanischen Franziskaner-Missionären besiedelt. Die Regentage im Winter kommen nur spärlich; kaum ist die Wolkenspende gefallen, so lacht die Sonne wieder warm und strahlend aus heiterem Himmel, und es giebt nur wenige Tage im December, Januar, Februar, die der schwächste Patient nicht im Freien zuzubringen vermag. In dieser Thatsache allein, in der Einathmung so warmer, reiner, stärkender Luft im Freien, bei mehr oder minder Sonnenschein das ganze Jahr über, der Erlösung aus der durch Heizung verschlechterten, abgesperrten Stubenluft liegt schon das bedeutsamste Moment der Heilung.

Außerdem ist Monterey einer der schönsten Orte Californiens, — mit seiner wunderbaren Bai, der Fernsicht auf den unermeßlichen Ocean, reizenden See- und Fluß-Partien und Canyons, malerischen Gebirgszügen, schroffen Riffen und Vorgebirgen, lachenden Thälern und fruchtbaren Ebenen, mächtigen Eichen- und Cypressen-Hainen, alten spanischen Ruinen und historischen Reminiscenzen, und — last, but indeed not least, — dem palastartigen Kur-, Winter- und Sommer-Hôtel del Monte. Stolz ragen die Thürme desselben empor aus einem herrlichen, recht südlich gemahnenden Natur- und Kunst-Park, dessen Rosen-Parketts, Blumen-Arabesken, lauschige Bosquets und labyrintische Irrgänge in Cypressen-Pflanzungen, Spielplätze für die große und kleine Jugend (vom Lawn-Tennis bis zu Kegelbahnen), Rennbahn, schattige Gänge, Klubhaus, Bogen-Schießstand, Terrassen, Durchsichten, Lagune mit Fahrzeugen, und viele andere Annehmlichkeiten im Winter, wie im Sommer eine Fülle von Genüssen bieten, wie unter gleichen klimatischen Bedingungen wohl kein anderer Ort in Amerika. Kein Wunder daher, daß fast allwöchentlich im Mittwinter Extra-Fahrten von Boston an der unwirthlichen atlantischen Küste direkt bis Del Monte (dies gleichzeitige Bahn-Station) an der winterlosen pacifischen Küste unternommen werden, und Hunderte von Winter-Flüchtlingen aus allen Gegenden des Ostens, Nordens und Mittel-Westens daran Theil nehmen.

Del Monte ist einfach eine fürstliche Schöpfung, — das Hôtel, die Anlagen, die Bade-Einrichtungen am Strande, die Wasserleitung vom Gebirge, die Fahrwege auf zwanzig Meilen in der Runde, — all das zusammen hat bis jetzt ein paar Millionen Dollars verschlungen. Und zwar sind es die Eisenbahn-Fürsten der Pacific-Küste, die Millionäre der Süd-Pacificbahn, die im Interesse des Bahnverkehrs diese wunderbaren Anlagen ins Leben gerufen haben, und die Leitung des großartigen Ganzen von einer ihrer Zweig-Gesellschaften, der „Pacific Improvement Company", besorgen lassen. Immer weitere Strecken des Hôtel-Parks werden von deutschen Landschafts-Gärtnern zu den kunstvollsten Partieen gestaltet, oder neue Rosengärten hervorgezaubert, oder kostbare bunte Blumen-Teppiche und Arabesken gewoben. So sind diese Anlagen, der Stolz und Ruhm Del Monte's, ein Blumen-Paradies, ein Triumph der Landschafts-Gärtnerei, wie er in solcher Vollkommenheit nur in einem halbtropischen Klima möglich ist. Während an sonnigen Tagen die Farben-Harmonieen der ganzen Umgebung das Auge und die Seele entzücken, sind die Mondscheinnächte unter den hohen, an Italien und Griechenland gemahnenden Pinienkronen, durch deren geheimnißvolles Dunkel die Sternenpracht dieses südlichen Himmels bezaubernd herabstrahlt, und in dieser berauschenden, reinen Luft, in der man des Daseins ganze Wonne zu athmen vermag, von einer träumerischen Poesie, die uns der nüchternen amerikanischen Alltags-Wirklichkeit weltenweit entrückt!

Nie werde ich den überwältigenden Eindruck vergessen, den ich wieder kürzlich bei einem Besuche Del Montes beim Eintritt in das Hôtel erhielt. Eine Lichterfülle strahlte uns aus der mächtigen Vorhalle entgegen, und ein Schönheitskranz junger Californierinnen in reichsten Abend-Toiletten, die Freunde und Verwandte aus San Francisco erwarteten, umringten die Ankömmlinge. Blumenduft, Kerzenglanz, herrliche Frauen, elegante Räume, — gewiß ein bestechendes Ensemble, eine wohlthuende Abwechselung von der staubigen Schnellfahrt in noch so bequemem Waggon!

Das Innere dieses Muster-Hôtels läßt uns gleich seinen Charakter als Familien-Quartier im angenehmen Kontrast zu den großen Karawansereien Saratoga's im Osten erkennen. Wie die amerikanische „Bar" sich in einem eigenen Gebäude im Garten befindet, so haben auch die Damen, ebenso wie die Herren, von sämmtlichen gemeinschaftlichen Hôtelräumen Besitz. Selbst in der Office sitzen und promeniren sie; im Lesezimmer, im Billardzimmer nehmen sie an den Spielen Theil, während im schönen, großen, geschmackvollen Parlor und Musikzimmer am Samstag Abend „Soiree Musicale" ist, mit mehr oder minder freiwilligen Beiträgen, woran sich dann oft in einem besonderen, prachtvollen Ballsaal ein gemüthliches Tanzkränzchen schließt.

Das Hauptereigniß jedes Morgens ist natürlich das Seebad, und die Beach, der Strand, bildet das allgemeine Pilgerziel für Jung und Alt, männlich und weiblich. Doch der größere Theil unserer Najaden und Tritonen tummelt sich nicht draußen

im offenen Reiche Vater Neptuns, sondern zieht den am Strande errichteten, überdachten, bequemen Bade-Pavillon mit seinen vier großen Schwimm-Bassins vor, von denen zwei oder drei vermittelst eines überaus praktischen Röhren-Systems und Dampf-Apparats gerade genug erwärmt sind, um eine angenehm laue Temperatur des frisch eingepumpten Seewassers auf gleichmäßiger Wärme-Höhe zu erhalten. Auch Einzel-Badezellen sind vorhanden. Die Einrichtung des Pavillons ist elegant und geschmackvoll. Tropische Gewächse umlauben die Wände, und für jede nur denkbare Bade-Bequemlichkeit sind Vorkehrungen getroffen. Das zuschauende Publikum ist nicht minder zahlreich vertreten, als das badende. Die Schönen im Hôtel, die wir gestern Abend in feinster Toilette bewunderten, plätschern heute zu Dutzenden, in weniger kleidsamen Büßer-Gewändern, welche dennoch manche Reize entschleiern oder ahnen lassen, in den grünen Fluthen, ihren Anbetern Gelegenheit bietend, sie in verschiedenen Kostümen kennen zu lernen, was die schöngestaltete Californierin ja ungestraft thun kann.

Das Programm für den Nachmittag ist vor Allem „die Ausfahrt" über eine etwa 18 Meilen lange Strecke auf prächtiger Chaussee, eigens für diesen Zweck hergestellt, und ein Terrain, das immer noch zur ungeheuren Domäne der Herrschaft Del Monte gehört. Der Weg führt uns zuvörderst durch die sich jetzt auch allmählich modernisirende alte spanische Stadt Monterey mit ihren historischen Adobe-Bauten, an den Strand, dann wieder durch dichte Waldungen nach dem „Pacific Grove Retreat". Dies ist eine ganz eigenartige Anlage, eine Zeltstadt im Walde, ursprünglich ein frommes Methodisten-Camp oder Feldlager, wo sich aber auch „Heiden" den Sommer über aufhalten dürfen, wenn sie sich nur hübsch sittsam betragen und besonders öffentlich sich geistiger Getränke enthalten. Denn strenge Temperenz-Prinzipien sind in dieser Sommerstadt mit circa 2000 Einwohnern und regelmäßigen Straßen-Anlagen, eingeführt, obwohl gewiß Niemand darnach schnüffelt, was in verschlossenen Koffern in das Innere der niedlichen Leinwandhäuschen geschmuggelt und dort zum Durstlöschen vertilgt werden mag. Sonst geht es hier sehr ehrbar und tugendsam her, Tanz und Lärm sind verpönt, nur fromme Weisen ertönen des Abends durch die Waldstille, keine weltlich frivolen Charaktere dürfen ihren Launen freien Lauf lassen, und Nacht-Patrouillen durchstreifen die Avenuen und halten Wacht, daß keine profanen Eindringlinge den Schlaf der gerechten Methodisten-Jungfrauen zu stören wagen. Trotz all' diesen Beschränkungen dürfte sich für einen stillen Landaufenthalt zu mäßigen Preisen hier gute Gelegenheit bieten, denn der weite Seestrand liegt vor, und der große Wald hinter dem „Grove", das Klima ist kühl und angenehm, und prächtige Ausflüge lassen sich von hier in die interessante Umgegend unternehmen.

Bald gelangen wir im Lauf unserer Ausfahrt wieder an die Seeküste, sehen im Ocean die Pelikan-Felsen aus schäumender Brandung aufragen, machen bei

Point Pinos, einer schroffen Felsspitze, eine Biegung, die Bai von Monterey verlassend, und fahren jetzt nahe dem Strande des offenen Oceans grad südwärts. „Moß-Beach", so genannt wegen der farbenbunten feinen spitzenartigen Seemoose, die man nebst buntschillernden großen Avallona-Muscheln hier findet, ist der nächste Punkt von Interesse. Noch eine kleine Bucht, wieder ein Stück Waldfahrt und wir befinden uns am berühmten „Cypreß-Point", einem wild romantischen Fleck und schroffem Fels, jäh in's Meer abfallend, von tosender Brandung umspült, und gekrönt von den Monterey-Cypressen in gebogener, phantastischer, durch die Oceanwinde gestalteter Form, mit dachartig breitem Wipfel, gleich riesigen Regenschirmen, die der Sturm gefaßt und nach oben umgestülpt. An diese Cypressen-Vorposten schließt sich landeinwärts ein großer Hain, dessen an geschützten Stellen stehende, meist moosverschleierte Bäume dagegen von edelgeformter Regelmäßigkeit und Geradheit schöner aufwärts streben, als jene. Diese Cypressus makrokarpa — „mit großen Früchten" — ist von der orientalischen Cypresse Italiens wesentlich verschieden. Sie erreicht oft einen Umfang von über 18 Fuß — 5 bis 6 Fuß vom Boden gemessen, — und kommt in Amerika nur im kalifornischen Küstengebirge südlich von San Francisco und in Unter-Kalifornien vor.

Südlich von Cypreß Point bieten sich einem Maler bei hellem Wetter und blauem Himmel manche interessante Vorwürfe für Marine-Studien. Abermals eine Biegung auf diesem halbinselartigen Landvorsprung, und die liebliche kleine blaue Carmel-Bai liegt vor uns, während die felsigen Spitzen von Point Lobos und das kühn geschwungene Profil der Sierra Santa Lucia am fernen Horizonte auftauchen. Drüben in den Hügeln aber liegt die Carmel-Mission, die 115 Jahre alte Kirche und Stiftung der Entdecker und frühen Erforscher dieses Landes, der Franziskaner-Padres, die erst vor Kurzem ihre Renaissance gefeiert hat.

Dies führt uns in die historische Vergangenheit von Monterey zurück. Das moderne Monterey mit seinem Hôtel Del Monte bildet zu längst vergangenen Tagen einen ebenso starken Kontrast, wie das heutige Newport mit seinem Kasino. Newport stand bereits vor 200 Jahren in Blüthe und war das erste Seebad dieses Kontinents. Monterey war die erste Hauptstadt Californiens und das erste Seebad in früher Zeit auf dieser Seite des Kontinents. Das Haus, in dem Washington und Rochambeau 1780 sich begegneten, steht noch wohlerhalten in Newport; ein Kreuz, 1769 errichtet von Gouverneur Portala, befindet sich heute noch in Monterey nahe der Stelle, wo ein Jahr später die spanischen Missionäre, die muthigen „Pilgerväter" der Pacific-Küste, landeten. Das Gotteshaus, in welchem Berkeley 1725 in Newport predigte, steht noch unverändert; die Adobe-Kirche Monterey's, in der nur 50 Jahre später, Padre Junipero Serra die Hochmesse celebrirte, ist heute noch in Brauch nachdem sie vor einem Jahre zur Feier des hundertjährigen Todestages Serras, dessen Gebeine dort beigesetzt, wieder aus einer Ruine zu festem Gefüge ausgebessert worden.

Doch die früheste Geschichte Monterey's greift noch weiter zurück. Nachdem der kühne spanische Seefahrer Juan Rodriguez Cabrillo schon in 1542 diese Küste umsegelt, erschien im December des Jahres 1602 zum zweiten Mal ein spanisches Schiff in diesen Gewässern. Der Befehlshaber desselben, Don Sebastian Vizcayno, landete in der Bai von Monterey, mit zwei Priestern und seinen Soldaten, pflanzte die Fahne seines Landes sowie ein großes Kreuz am Strande auf und ließ im Schatten einer mächtigen Lebenseiche vor einem improvisirten Altar Messe lesen. Diese Stelle taufte er Monterey (auf Deutsch „Königsberg" oder „Königshain") zu Ehren von Gaspar de Zuniga, Grafen von Monte Rey, dem damaligen Vicekönig von Mexiko und Veranstalter dieser Expedition. 167 Jahre vergingen nach Vizcayno's Besuch, ehe wieder der Fuß eines Weißen den Boden Montereys betreten sollte, und zwar gelangte zuerst hierher, im Jahre 1769, Gouverneur Portala auf einer Forscher-Expedition, und zum zweiten Male im darauf folgenden Jahre, wieder zu Land, diesmal im Interesse der Gründung einer Missions-Station. Acht Tage später traf zu Schiff Padre Junipero Serra, der neue Präsident sämmtlicher Californischen Missionen in Monterey ein.

Am 3. Juni 1770 gründete Vater Serra die San Carlos- oder Carmelo-Mission, von den 21 Missionen Californiens die zweite, dem Datum der Errichtung nach, während San Diego die erste gewesen. Es war ein edler Bau von großartigen Dimensionen, mit zwei imposanten Kuppelthürmen, von dem heut nur ein kleinerer Theil wieder hergestellt ist, mitten in einer lieblichen Landschaft und üppig fruchtbaren Gefilden, die bewässert vom Karmelfluß, in kurzer Zeit die herrlichsten Früchte trugen. Die zeitliche Wohlfahrt der Mission erreichte im Jahre 1825 ihren Gipfelpunkt. Damals bezifferte sich das Eigenthum der rührigen Padres auf 90,000 Rinder, 50,000 Schafe, 2000 Pferde, 2000 Kälber, 370 Joch Ochsen, Waaren im Werthe von $ 50,000 und über $ 40,000 in Silber. — 1835 ließ der Kongreß der unabhängigen mexikanischen Republik dieses Eigenthum, wie alle andern Kirchengüter in Californien, konfisciren, und die Missionen, die frühesten Kultur-Stätten des Goldlandes, waren dem Verfall preisgegeben. Im verwitterten alten Friedhofe der Mission ruhen die Gebeine von fünfzehn Gouverneuren der Provinz und des Staates. Monterey war die Hauptstadt von Alta California während der mexikanischen Aera, und blieb es in den ersten Jahren der amerikanischen Okkupirung bis 1849, wo Californien die Würde eines Mitgliedes der Union erhielt, und die Hauptstadt verlegt wurde. Das letzte politische Ereigniß von Bedeutung, das in Monterey stattfand, war die Abhaltung des Konvents, der die Verfassung des Staates Californien entwarf, — worauf die alte Adobe-Kapitale in das süße Nichtsthun versank, aus dem sie erst wieder der Pfiff der Lokomotive und der Bau des modernen Kur-Hôtels Del Monte weckte. —

12. Bilder aus Süd-Californien.

Vielleicht giebt es irgendwo auf der weiten Erde ein Land, das an Schönheit und mannigfacher Abwechselung jener Strecke von Süd-Californien gleichkommt, welche sich zwischen San Francisco und der „Stadt der Engel" ausdehnt, und allmählig vom Stillen Ocean zu den schneegekrönten Ketten der Sierra Nevada emporsteigt. Aber hier auf dem Kontinent von Nordamerika ist dieses Land einzig. — In wenigen Minuten hat unser großes prachtvolles „Ferry Boot", der „Oakland" auf der Fahrt dahin die Bai von San Francisco gekreuzt, und während wir am jenseitigen Ufer landen, zeigt sich uns noch ein letzter Ausblick auf diese Metropole des Stillen Oceans und die schmale Meeresstraße, welche zum „Goldenen Thor", der Einfahrtspforte in den Ocean führt. Hier in Oakland besteigen wir den Zug der Südpacificbahn, um durch das Gartengebiet von San Mateo, Santa Clara und San José, die berühmten Quecksilbergruben von Neu-Almaden zur Seite lassend, nach dem weiten Thal des San Joaquin-Flusses zu fahren. Der erste Theil der Reise nach Süd-Californien ist allerdings nichts weniger als entzückend, denn das weite, an zweihundertfünfzig englische Meilen weite Thal ist flach wie ein Tisch und dabei trotz der berühmten Fruchtbarkeit des Bodens auch so vollständig baumlos, als läge es nicht auf der Westseite der Sierra Nevada, im goldenen Lande, sondern als bildete es einen Theil der großen amerikanischen Wüste, östlich der genannten Felsengebirgs-Kette. Der wunderbare pacifische Baumwuchs, der ja in den berühmten Wäldern von Mariposa und Calaveras die höchsten und mächtigsten Bäume der Welt aufzuweisen hat, verlangt hier die höheren Regionen des Berglands. In der Tiefebene, welche wir eben durchfahren, eine Art kalifornischer Puszta, vermag er sich nicht zu entfalten. Auch von der sprichwörtlichen Fruchtbarkeit des San Joaquinthales bekommt der Reisende während des größeren Theils des Jahres nur wenig zu sehen. Gegen Osten zeichnen sich in weiter Ferne die scharfen schneebedeckten Gebirgszacken der Sierras ab, und im Westen erheben sich die dunklen Massen des Monte Diablo, sowie der „Coast Range", die uns auf dem ganzen Wege bis nahe Los Angeles begleiten. Wir passiren die Stationen Merced und Madera, von welchen aus man gewöhnlich die Reise nach den Wundern des Yosemite-Thales und der majestätischen Sierra Nevada unternimmt, und gelangen nach mehrstündiger Eisenbahnfahrt in die Ebene des Tulare-Sees, der indessen der öden Landschaft auch keinen höheren Reiz verleiht. In der langen trockenen Jahreszeit ist der über siebenhundert englische Quadratmeilen große See kaum mehr als ein ungeheurer Sumpf, dessen ihm entströmende Feuchtigkeit allerdings hinreicht, um wenigstens bei der Station Tulare ein paar Gruppen großer stattlicher Eucalyptus-Bäume zu erhalten. Nur wenige Meilen weiter südlich tritt die scheinbare Oede wieder unge-

schmälert in ihre Rechte, obgleich die Süd-Pacificbahn, auf welcher wir hineilen, hier das äußerst fruchtbare Gebiet des Kernflusses und Kern-Sees streift, welches, in wahrhaft großartiger Weise durch Kanäle, artesische Brunnen und Windmühl-pumpen bewässert nächst der Mormonen-Oase am Salzsee vielleicht den größten aller bekannten Triumphe künstlicher Bewässerung darstellt.

Die bisher in blauer Ferne dämmernden Bergmassen der Sierra Nevada sind uns auf ihrer westlichen Schwenkung gegen den Stillen Ocean immer näher gerückt, und bald nachdem wir die Region des Kernflusses verlassen haben, müssen wir die Bergkette übersteigen, um in das jenseits derselben liegende eigentliche Südcalifornien zu gelangen. Wir stehen vor dem St. Gotthard Californiens, denn jenseits der Berge liegt das Land der Palmen und Orangen, das vielgepriesene Italien Amerikas. Die Sierra Nevada und die längs der Stillen Oceanküste hinziehende Coast Range treten hier dicht aneinander und bilden den felsigen Cañon des Tchachapi-Passes, den eigentlichen Abschluß des San Joaquin-Thales. Die Bahn steigt fast unmerklich aus der Tiefebene empor, führt durch den Cañon, später an Abgründen entlang, über Schluchten hinweg und durch eine Anzahl von Tunneln, unter welchen sich auch die bekannte Tchachapi-Schlinge, ein vollständiger Spiralentunnel nach Art des Gotthard-Tunnels, befindet.

Von der Höhe des Tchachapi-Passes haben wir den ersten Ausblick auf das subtropische Californien. Los Angeles County liegt vor uns, aber auch hier werden wir noch immer enttäuscht, wollten wir die subtropische Vegetation zu sehen verlangen, welche sich in Los Angeles selbst in solcher Ueppigkeit zeigt. Nur das milde Klima der Subtropen meldet sich sofort in seiner ganzen, allen Sinnen des Reisenden schmeichelnden Milde, und die verschiedenen mexikanischen Kaktusarten, sowie die stachlichen Yuca-Palmen treten immer zahlreicher auf. Die Atmosphäre ist von wunderbarer Klarheit; die fernen Schneeberge zeichnen sich scharf vom Horizont ab und gegen Süden und Westen schweift das Auge über braune, öde, sonnverbrannte Flächen von unmeßbarer Ausdehnung — die berüchtigte Mojavewüste. Drei lange Stunden durcheilt unser Zug dieses trostloseste Stück des „goldenen Landes" und die einzige Abwechslung, die sich hier zuweilen zeigt, sind die Fata morgana, die Wälder, Seen und Gärten, welche die Luftspiegelung über die heiße trockene Sandfläche hinzaubert. Am äußersten Westrande der Mojavewüste steigt der Zug mühsam über die Berge der Sierra San Gabriel und durcheilt dann donnernd die wilde Schlucht des Soledad-Passes abwärts nach Newhall, um einige Meilen weiter durch den 7000 Fuß langen San Fernando-Tunnel fahrend, auch die letzte der Los Angeles von der Wüste abschließenden Gebirgsbarrièren zu überwältigen. Jenseits des Tunnels liegt das vielgerühmte californische Paradies mit seinen Palmen-, Orangen- und Citronenhainen, seinen Obst- und Blumengärten und den blühenden, freundlichen

Städtchen Annaheim, San Gabriel, San Bernardino u. s. w. Der wichtigste Ort dieses Küstenstriches ist jedoch das Pueblo de los Angeles, die Stadt der Engel, unter welchem Namen die spanischen Jesuitenpadres im Jahre 1771 die hier errichtete Mission nicht dem Schutze eines einzigen Heiligen, sondern ganz gegen spanischen Brauch, gleich dem Schutz sämmtlicher geflügelten Heerschaaren empfahlen. Und diese Letzteren haben sich des in sie gesetzten Vertrauens in der That würdig erwiesen. Hunderte und Hunderte von kleinen und großen Orangenhainen, daneben Oliven-, Granaten-, Wallnuß- und Feigenpflanzungen, hin und wieder unterbrochen von dem rothbeerigen Pfefferbaum, der schlanken Fächerpalme oder gut tragenden Dattelpalmen, erheben sich überall, wo die nothwendige Bewässerung stattfindet, gleich saftgrünen Oasen aus der im Sommer kahl und braun gebrannten Ebene.

Und dennoch kann man nicht sagen, Los Angeles zeige sich dem von dieser Seite ankommenden Fremden in günstiger Weise. Man bekommt darin bei der Ankunft überhaupt nur wenig zu sehen, denn der Bahnhof und die sich ihm anschließende, hölzerne Vorstadt liegt ziemlich isolirt draußen auf der Ebene, wohin die Schönheit und Pracht des amerikanischen Nizza noch nicht gedrungen sind. — Anders ist es, wenn man von der Seeseite kommt, von dem etwa 24 englische Meilen entfernten Wilmington, dem Hafen von Los Angeles. Lange ehe man die letztgenannte Stadt erreicht, befindet man sich inmitten ihrer, von hohen Weidenhecken abgegrenzten Gärten und gewahrt mit dem freudigsten Erstaunen die dunklen Orangen-Alleen, die mit mattleuchtenden Früchten behangenen Granatgruppen, die Feigen- und Olivenbäume, die vereinzelten Palmen und die hohen, trotzig wuchernden Kaktusgruppen und vor allen Dingen die unabsehbaren Weingärten, von denen man sich von allen Seiten umgeben findet.

Das heutige Los Angeles zählt gegen 20,000 Einwohner. Ungeachtet der Eisenbahnen, der zahlreichen Neubauten und modernsten Anlagen, hat die Stadt doch etwas von ihrem spanischen Charakter bewahrt. Allerdings nur in ihrem ältesten Theil. Breite und unregelmäßige Straßen, lange, niedrige Adobehäuser mit flachen Dächern und hölzernen Vorbauten, geben demselben jenes Ansehen, welches uns in den Ortschaften des südlichen Arizona und Texas, in eine ganz neue Welt versetzt.

Dunkelbraune Kinder spielen in den sandigen Wegen; spanische Schilder — darunter eines, welches den Leichenbesorger unter dem wunderbar bezeichnenden Namen „Empresario“ empfiehlt — markiren die Hütten der verschiedenen Handwerker; lebende Mumien von alten Senoras kauern neben ihrem schmutzigen Kram von Früchten, spanischem Pfeffer und mächtigen Zwiebeln. Ueber dem Allem die hellste Sonne und die grellste Beleuchtung, in welcher selbst die schwarze Gewandung einer vorüberschreitenden Nonne oder eines Padre zu dumpfem Grau wird. Wer Doré's Bilder zum „Don Quixote“ kennt, würde sich durchaus nicht wundern, wenn, um-

geben von dieser Scenerie, plötzlich der hagere Ritter, seinen Unsterblichkeitsgefährten Sancho Pansa hinter sich, heran getrottet käme. Aber dies ist nur die alte Stadt. Sie verliert sich nach allen Seiten hin in unendliche Gärten, und es wäre ein hübscher Tagesspaziergang, sie in ihrer ganzen Ausdehnung zu umwandeln. Nach dem Bahnhof zu aber ist, wie schon gesagt, eine ganz neue, echt amerikanische Holz- und Ziegelstadt entstanden, und auch in der eigentlichen Stadt hat der „Americano“ bereits auf Schritt und Tritt die einstige Alleinherrschaft des Adobe-Baues durch stattliche Fluchten eiserner und steinerner Bankgebäude, Handelshäuser, Hôtels und moderner Cottage-Bauten gebrochen. Und an diesem neuen Los Angeles, welches in dem alten auf- und darüber hinwegwächst, treten nicht nur englische, sondern auch zahlreiche deutsche Namen an die Stelle der spanischen, vollzieht sich namentlich in Betreff des ausgewanderten Germanen der Beweis, daß er auch hier, im Süden, ebenso gut gedeiht, wie im Norden, und daß der Weingarten und der Orangenhain Süd-Californiens ihm ebenso willig ihre Ernten bieten, wie das Kornfeld von Illinois und der Weizenacker von Dakota.

Der Weinstock hat im mittleren und südlichen Californien ein solches Gebiet üppigsten Gedeihens gefunden, daß man kaum begreifen kann, warum er hier nicht schon einheimisch war, ehe die Eroberung und die Civilisation der alten Welt von der californischen Küste Besitz ergriffen. Erst mit den Mönchen kam der Wein nach Californien, und zwar war es zunächst die Malagarebe, welche sie in ihren Missionsgärten pflanzten, weshalb auch die sogenannte „Missionstraube“ in der That außerordentliche Aehnlichkeit mit der Malagatraube hat. Aber erst nach der modernen Eroberung Californiens durch die anglosächsische Civilisation kam der Weinstock zur richtigen Geltung, und fand rationellen Anbau sowie fachmännische Ausbeute. Ueber die Hälfte der achtzig Millionen Weinstöcke Californiens sind von jener Missionsrebe. Die von der Phylloxera und ähnlichen ungebetenen Gästen bisher verschont gebliebenen californischen Stöcke wachsen auf völlig ebenen Ackerflächen unaufgebunden, und erfordern reichliche Beschneidung. Läßt man sie sich frei entwickeln, so bilden sie in wenigen Jahren baumartige Stämme und jene riesigen Laubendächer, welche die Zierde jedes spanischen Gehöftes sind. Die mittelgroßen, lose sitzenden Beeren sind braunroth, mit flüssigem, wahrhaft honigsüßem Inhalt und das Getränk, das sie liefern, ist stark und feurig. Bis auf den allen amerikanischen Weinen anhaftenden Erdgeschmack erinnert der californische Wein lebhaft an die stammverwandten europäischen, nur daß sie noch viel reiner und unverfälschter sind, als die letzteren, denn bei solchen Rebenmassen würde selbst das billigste der Verfälschungsmittel theurer zu stehen kommen, als der reine Wein.

Die Stadt Los Angeles liegt reizend in einem Thale, umrahmt von hübschen Hügeln, denen entlang bereits die neuen Straßen des stets wachsenden Gemein-

wesens emporsteigen und deren Gipfel von prächtigen Villen und Gärten gekrönt sind. Uebrigens ist die ganze Stadt, mit Ausnahme einiger Geschäftsstraßen, ein einziger Garten, ganz wie Jacksonville in Florida oder wie das schöne italienische Bordighera. Während in der sommerlichen Dürre die Umgebung von Los Angeles in einförmiges Braun gekleidet ist, erblickt man selbst in der heißesten Zeit im Innern der Stadt frische Rasen, köstliche Blumen, immergrüne tropische Vegetation. Wo Schlingpflanzen einmal fest Wurzel gefaßt, dort wuchern sie auch ins Endlose fort, die Häuser oft über zwei Stockwerke mit dichten Epheu-, Geranium-, Heliotrop- und den buntfarbigen Fuchsiengewinden bekleidend. Auf den Vorplätzen oder am Straßensaume erheben sich hohe Oleanderbäume, Palmen, schattige Feigen- und schlanke australische Gummibäume. Mitten im Winter blühen im freien Rasen Kamelien und Jasmin, stehen mächtige Araukarien und Bananen in voller Pracht, erblickt man bunte große Schmetterlinge und graciöse Kolibris! Im Sommer bildet das nur 18 englische Meilen entfernte Seebad Santa Monica, an dem gleichnamigen prachtvollen Meerbusen gelegen, den beliebtesten Ausflug der Angelenos und ihrer Damen. Es findet dann regelmäßig ein Auszug im Großen nach den kühlen Seegestaden statt und in den von Sykomoren und Lebenseichen beschatteten, gegen die See zu sich öffnenden Schluchten sieht man oft ganze Zeltstädte, in welchen die genußsüchtigen Californier angenehme Tage und Wochen verleben.

Aber Los Angeles und der schmale Küstenstreifen im äußersten Südwesten des „goldenen Landes" bilden bei all dieser Herrlichkeit doch nur eine Oase am Rande jener ungeheuren Wüste, welche fast ganz Südcalifornien einnimmt. Setzen wir nämlich unsere Reise von Los Angeles mit der Süd-Pacific-Bahn weiter fort, so fahren wir schon 68 Meilen von der Stadt der Orangen und der Engel, nach Ueberschreitung des San Gorgonia-Passes in die Sahara des unteren Coloradoflusses ein, jenes ausgedehnten Sandbecken, dessen tiefste Einsenkung 300 Fuß unter dem Spiegel des nahen Stillen Oceans gelegen ist. Es bildet selbst einen Theil des großen Binnen-Salzsees, welcher einstens Nevada und Utah bedeckte und dessen Reste die Salzseen des nördlichen Utah sind.

Die aus einigen Bretterverschlägen gebildete Station, bei welcher die Bahn den tiefsten Punkt dieser Depression erreicht, hat den Namen „Dos Palmas" erhalten, der Ort der „zwei Palmen". Das einzige, was hier eine Ideenverbindung mit Palmen herzustellen vermöchte, wäre die Herbeiziehung des Lessing'schen Wortes, „daß Niemand ungestraft unter Palmen wandelt". Denn einen übleren Ort „zum Wandeln" als diesen Erdfleck und seine Umgebung wird man sich thatsächlich kaum wählen können. Zwar sind mit der Vollendung der mitten durch diese trostlose Wüste führenden Bahn die furchtbaren Schrecken des einstigen Ueberlandverkehrs theilweise verschwunden, aber man braucht nur einen der samumartigen Wüstenstürme

abzuwarten, um in den von unterst zu oberst gekehrten Sandbergen noch jetzt die gebleichten Gebeine von Menschen und Thieren zu gewahren, welche hier ihren Weg verloren und in der wasserlosen Oede um's Leben kamen Auch der Bahn können diese Wüsten ziemlich gefährlich werden, wie wir selbst an uns erproben konnten. Zwischen Mojave und Sumner wüthete der Sandsturm mit solcher Stärke, daß die Waggons unseres Zuges ins Schwanken geriethen und beinahe von den Geleisen gehoben worden wären. Die losen Sandmassen wurden gleich Wellen vom Winde umhergepeitscht, ihre Kämme wurden zerzaust, und ganze Sandwolken gegen unsere Waggons geblasen, so daß der Anblick der Gegend bei dem fahlen Mondlichte, und die ganze Situation einer Fahrt auf stürmischem, vom Winde gepeitschten Meere glich.

Unsere Furcht, von den Sandmassen eingeweht zu werden, sollte bald in Erfüllung gehen. Wir fuhren in der Dunkelheit in eine auf den Geleisen aufgethürmte „Sand-Drift" ein, und an ein Durchbrechen dieser losen, aber doch so festen Barrière war nicht zu denken. Der Zug blieb stehen und binnen einer Stunde waren wir bis an die Fenster der Waggons in Sand vergraben. Die Luft war furchtbar drückend und heiß, dabei derart mit Sandkörnchen und trockenem Staub geschwängert, daß wir feuchte Tücher, Schwämme und dgl. vor den Mund halten mußten, um überhaupt athmen zu können. Nach achtstündigem Warten inmitten der Wüste kam ein Hilfszug mit chinesischen Bahnarbeitern, welche den Sand mit großer Mühe fortschaufelten und die Bahn freimachten, so daß wir unsere Fahrt fortsetzen konnten.

Die ganze Strecke vom San Gorgonio-Paß bis zum Coloradofluß beträgt etwas über 160 englische Meilen. Wie man sie heute mit der Bahn in acht Stunden überfliegt, bietet sie sowohl in dem absoluten Wüsten-Charakter ihrer tiefsten Einsenkung bei Dos Palmos, wie auch in ihren höheren Strecken genug des Interessanten, um uns von dem, des feinen salzigen Staubes halber wohlweislich verschlossen gehaltenen Waggonfenster nicht fortkommen zu lassen. Aber trotz der herrlichen Beleuchtung der Gegend durch die glühende Abendsonne; trotz des Wasserspuks der beständig irgendwo auftretenden Fata Morgana, trotz der seltsamen Kaktus-Vegetation und anderer malerischer Eigenthümlichkeiten kann man es doch nur als eine Ironie ansehen, daß diese ausgedehnten Wüstenstrecken dem schönen, gesegneten Goldstaate Californien einverleibt werden konnten. Californien hat geradeso wie die vier anderen, an den Rio Colorado grenzenden Länder, wie Utah, Nevada, Arizona und Mexiko einen Theil der großen Coloradowüste, und zwar den trostlosesten, als seinen Antheil erhalten.

Im äußersten Südostwinkel des Staates überschreitet die Bahn den Rio Colorado nahe seiner Mündung in den Golf von Californien und damit verläßt sie auch das „goldene Land", um nach Durchkreuzung der Wüsten von Arizona sich an das Bahnnetz der großen Prairien anzuschließen.

II. Der Nordwesten.

1. Dakota.

Der Name „Dakota" heißt in der Sprache der Sioux-Indianer „Halsabschneider", ein Name, welcher den Sioux von anderen Stämmen nicht nur ihrer Grausamkeit wegen beigelegt wurde, sondern auch weil sie sich auf ihren Streifzügen durch die Prairien als Erkennungszeichen untereinander mit der Hand quer über den Hals zu fahren pflegten. Die Sioux-Indianer sind großentheils aus dem Territorium verschwunden, aber der Name „Dakota", „Halsabschneider", ist dem Lande geblieben. Vielleicht nicht ganz mit Unrecht, denn Dakota gehört im Verein mit Montana und Arizona zu den „wildesten" Gebieten der Vereinigten Staaten, zu jenen Territorien, in welchen der Indianer, der „Cowboy" und der „Trapper" ihre Rechte noch nicht ganz eingebüßt haben, und wo das Faustrecht in manchen Gebieten noch immer gehandhabt wird. Dakota wird durch den von Nordwest nach Südost fließenden Missouri-Strom der Diagonale nach in zwei Hälften getheilt, deren westliche Hälfte die sogenannten „Bad Lands" — „schlechte Länder" enthält. Dies ist abermals ein vielbezeichnender Name, denn es ist hier, sowie in dem an Canada grenzenden Nordwesten des Territoriums, daß sich noch das aus früheren Jahrzehnten berüchtigte tolle Grenzerleben theilweise abspielt, daß Revolver und Bowie-Messer noch ihr Uebergewicht über das geschriebene Gesetz behaupten. Der Südwesten des Territoriums wird von den vielgenannten „Black Hills", einer der ergiebigsten, aber auch wildesten Minendistrikte eingenommen, und nur der an Minnesota grenzende östliche Theil von Dakota hat bisher eine halbwegs entsprechende Kultur aufzuweisen. —

Bis vor wenigen Jahren war das von Sioux-Indianern durchschwärmte Territorium nur mittelst Dampfer auf dem Missouri bequem erreichbar, und längs dieses Stromes befanden sich auch die wichtigsten Militärforts und Indianer-Agenturen. Der große schlammige breite Strom ist indessen noch weiter über Dakota hinaus und tief nach Montana hinein schiffbar, wo bei Fort Benton die „Headwaters of Navigation", der Endpunkt der Schifffahrt erreicht wird. Erst mit dem Bau der Nord-Pacific-Bahn wurde das Territorium theilweise der Agrikultur und der Besiedlung eröffnet, so weit eben das rauhe Klima, und die furchtbaren Winterstürme eine Besiedlung hier wünschenswerth erscheinen lassen.

Dakota hat sich aus rauhen Anfängen entwickelt und jede einzelne Ansiedlung, jede Farm beinahe hat ihre bewegte, häufig blutige Geschichte zu erzählen, deren älteste kaum über fünfzehn Jahre hinausreicht. Nennen wir beispielsweise Fargo,

die größte und bedeutendste Stadt des nahe 400,000 Quadratkilometer umfassenden Territoriums. (Man denke also: ein das Königreich Preußen an Umfang weit übertreffendes Land, mit einer Hauptstadt von 8000 Einwohnern, vier oder fünf weiteren Städten von über dreitausend Einwohnern, und etwa vierzig Dörfern!) Fargo verdankt ebenso wie die Mehrzahl der Städte Dakotas und Montana's seine Entstehung der Nord-Pacific-Bahn. Im Jahre 1870 hieß es, die Eisenbahn würde den Red River des Nordens an der Einmündung des Elmflusses, etwa 25 Meilen nördlich der jetzigen Stadt Fargo übersetzen. Da an solchen Kreuzungspunkten gewöhnlich bedeutende Städte entstehen, zogen hunderte von Abenteurern mit ihrer Habe nach jenem Punkte, um ihr „Claim" zu machen, d. h. ihren Wohnsitz dort aufzuschlagen, und auf Grundlage dieser ersten Besiedlung das Land als Eigenthum zu beanspruchen. Sollte die Stadt wirklich hier gegründet werden, so müßte der Werth des Bodens sofort um das Tausendfache steigen und die Abenteurer wären reiche Leute. —

Aber Fargo sollte nicht dort gegründet werden. Die „Puget Sound Land-Kompagnie" und die mit ihr verbündete Nord-Pacific-Eisenbahngesellschaft wußten natürlich genauer, wo die neue Brücke und damit auch die neue Stadt angelegt werden sollte, und trachteten, den Squatters in der Besetzung des betreffenden Baugrundes zuvorzukommen. Indessen die tollkühnen Abenteurer, denen es um raschen Erwerb zu thun war, ließen sich nicht einschüchtern. Sie bewachten alle Schachzüge der Land- und Eisenbahn-Compagnie bei Tag und Nacht, hielten sich und ihre Habe stets reisefertig und kaum rührten sich die Leute der Eisenbahn-Compagnie um den Platz zu wechseln, so waren ihnen auch schon die Squatters voraus. Ja um diese letzteren zu täuschen wurden sogar an verschiedenen Stellen des Flusses mehrere Scheinbrücken erbaut und wieder abgerissen. Dieses ungewisse aufregende Spiel dauerte nahezu ein Jahr und noch immer wußte man nicht, wo die Bahn den Fluß kreuzen würde Im Sommer 1871 dachte man schon den Platz gefunden zu haben: es wurden Häuser, Hôtels, Trinkstuben errichtet — aber kaum waren die Squatters hierhergelockt worden, als auch schon der große Streich erfolgte: die Angestellten der Eisenbahn zogen eines Morgens — es war am 4. Juli — über Hals und Kopf nach der Stelle wo das heutige Fargo liegt. Alles andere Jäger, Squatter, Abenteurer, Wirthe stürzten ihnen nach oder eilten voraus, um durch erstes Ankommen nur ein Stück Baugrund in der neuen Stadt zu gewinnen. Fargo war über Nacht entstanden und die nahe, eben erbaute Ansiedlung war vollständig verlassen, und aufgegeben. Man taufte die modernen Ruinen derselben „Bogusville" („Humbugstadt"). Aber damit hatte die Gründungsgeschichte von Fargo noch nicht ihr Ende erreicht. Der weitaus größte Theil der Baugründe war in den Besitz der Eisenbahn-Compagnie übergegangen, die Stadt stand fix und fertig da, die permanente Eisenbahnbrücke ging ihrer Vollendung entgegen als man entdeckte, daß der Grund und Boden

auf welchem Fargo stand, einer Reservation der Wahpeton-Indianer gehörte, auf welcher nach Vereinigten Staatengesetz jede Besiedlung aufs Strengste verboten war. Die Regierung ertheilte den Befehl die Stadt abbrechen zu lassen und die Weißen sofort aus der ganzen Gegend zu vertreiben, ja eines Abends trafen die amerikanischen Regierungstruppen aus dem nahen Fort Abercrombie in Fargo ein und verhafteten die gesammte Einwohnerschaft, um sie am nächsten Morgen nach dem jenseitigen Ufer des Red River, nach Minnesota, abzuschieben. Im letzten Moment, während der Nacht, traf indessen ein telegraphischer Einhaltsbefehl von Washington ein und Fargo sollte also bestehen bleiben. Damit war auch das Signal zum Aufblühen der Stadt gegeben. Während der ersten vier Jahre verdoppelte sich die Einwohnerzahl in jedem Jahre, und heute hat sie acht- bis zehntausend Seelen erreicht, — ein Glied in jener nordsüdlich laufenden Kette von Städten, die im Norden mit Winnipeg beginnt, und gegen Süden Yankton, Omaha, Kansas City, Shreveport und andere enthält — sie alle hatten eine ähnliche Entstehungsgeschichte und ähneln einander in ihrem Aussehen, ihrer Bevölkerung und in den Einnahmequellen. Nur der östlichste Theil Dakotas ist vorläufig theilweise besiedelt und bebaut, ja es wurden gerade hier Versuche mit jenen viele tausende Morgen Landes umfassenden Riesenfarmen unternommen, welche sich nachher so schlecht bewährt haben. Der größere Theil Dakotas ist noch unbesiedelt, theils weil sich der Boden nicht zur Bearbeitung eignet, theils weil das Land noch in Händen der Indianer ist, theils des äußerst strengen Klimas wegen. – Die westlichste Stadt des Territoriums — zweihundert englische Meilen von Fargo, am Kreuzungspunkte der Nord-Pacific-Bahn und des Missouristromes gelegen ist Bismarck. Station Bismarck! —

Wie wunderlich das hier klingt, mitten in den Prairien des Territoriums Dakota, am Missouri, der hier noch nicht die Hälfte seines dreitausend Meilen-Laufes nach dem Mississippi zurückgelegt hat! Es heißt, daß der fürstliche Gevatter der nach ihm getauften Stadt am Missouri zu keiner Zeit, selbst damals nicht, als sie nur noch ein Eisenbahn-Camp war, besondere Notiz von ihr habe nehmen wollen. Wie viel Hoffnung hat sie jetzt darauf, da sie sich allen Ernstes aus den rohen Flegeljahren eines Bahn-Endpunktes und Grenzer-Gemeinwesens zu einem gefestigteren und geordneteren Handelsplatz des „goldenen Nordwesten" zu entwickeln begonnen hat?! Allerdings liegt sie in diesem Augenblick nur erst am alleräußersten Westrande dieses Gebietes, und wenn auch einige der größten Farmen ganz Dakota's, — Weizen-Bonanzen nennt man hier dergleichen, — die Steele- und die Troy-Farm mit ihren Quadratmeilen großen Getreide-Flächen vom Fargoer Weizen-Centrum, bis auf dreißig und vierzig Meilen an Bismarck heran vorgeschoben sind, so ist doch hier schon längst wieder die Prairie das vorherrschende landschaftliche Element. In der Höhe von neunhundert Fuß über dem Lake Superior, oder sechzehnhundert

Fuß über dem Meeresspiegel, rollen sie nach Westen in immer höheren Prairie-Wogen dahin, bis dieselben längs des hier seinen großen Bogen von Norden nach Süden beschreibenden Missouri, im sogenannten „Cotäus“ der Dakota-Bewohner, — dem „Plateau du Coteau du Missouri“ der Geographiebücher, — zu ganz stattlichem Hügellande emporschlagen, und dem Fluß ein mehrere Hunderte von Meilen langes Ufergeleit geben.

Aber wo bleibt diese hochlandartige Unterbrechung der Prairie durch den „Cotäus“ neben jener, welche ihr hundertundachtzig Meilen weiter, kurz ehe die Nord-Pacific-Bahn in das Territorium Montana übertritt, in Gestalt der ebenso viel genannten, wie wenig gekannten, „Bad Lands“ bevorsteht? Tausend, zweitausend und mehr Fuß hoch erheben sich diese in allen nur denkbaren Formen aufstarrender Bildungen in so befremdender Masse und Gedrängtheit, daß man ein Traumgebilde aus einer längst entschwundenen geologischen Epoche vor sich zu haben meint, da die Erde noch nicht der Schauplatz menschlicher Thätigkeit, sondern nur der Arbeit und des Grimms der entfesselten Kräfte der Titanen war. Das Land ist hier mit unübersehbaren Massen der abnormsten Erdbildungen bedeckt, welche hier, wie mit künstlerischem Vorbedacht und im groteskesten Wohlgefallen an ungeheuerlich-primitiver Plastik, auf die Breite von tagelangen Wanderungen in planlosem Wirrsal untereinander gewürfelt erscheinen. Tagelange Wanderungen, — ja, wer sich überhaupt unterfangen wollte, diese Wirrsale von Riesen-Kegeln, Pyramiden, Zacken, Wällen, Haufen, Thürmen, Klumpen und Bastionen zu durchwandern, in deren Zwischenräumen und Einsenkungen ein reicher Graswuchs wuchert, aus dem in bizarrstem Kontrast die Knorren und Stümpfe versteinerter Bäume aufragen? Nur ein endloser Ariadne-Faden, noch besser aber ein angeborner Pfadfinder-Instinkt, könnten dazu in Stand setzen. Und mit dieser Thatsache hätten wir auch das Geheimniß des Namens berührt, den man dieser geheimnißvollen Gegend beigelegt hat. „Mauvaises Terres pour traverser“, so lautete diese französische Bezeichnung, in wörtlicher Uebertragung des noch älteren indianischen Namens. „Bad Lands to cross“ — „eine schlechte Gegend, um durchzukommen,“ — hätte das Englische zu lauten. Aber man begnügte sich mit dem einfachen „Bad Lands“, und dabei wird es auch alle Zeiten sein Bewenden haben.

Das Material der Bad Lands ist ein reiner thonartiger Lehm, der hier vor unvordenklichen Zeiten durch die ungeheure Wascharbeit unendlicher Fluthen zu diesem Labyrinth abenteuerlicher Formen ausgeschlemmt und ausgewaschen worden ist. Aber das Wasser hat hier nur das erste, kleinere Wunder verrichtet. Das zweite, größere, wurde den Flammen vorbehalten. Und diese Flammen sind noch heute an ihrer Arbeit und werden nach Dem, was man an hundert Stellen dieses unvergleichlichen Natur-Capriccios mit eigenen Augen sehen kann, noch so manches Zeitalter, am

Werk ein. Sie entstammen ungeheuren Kohlen- und Schwefel-Lagern, welche sich unter diesen Aufthürmungen von Lehm und Thon hinziehen und, vor Aeonen in Brand gerathen, seitdem hier jene gigantische Töpferei unterhalten, welche nicht nur ein Elementar-Wunder für sich ist, sondern den Bad Lands auch ihren schönsten und eigenartigsten Zauber, die ganze Farben-Mannigfaltigkeit und Pracht eines regelrechten Terracotta-Gebirges geliehen haben. In Bändern, Streifen, Zacken, Einfassungen und ganzen Kappen-Krönungen der höchsten Gipfel treten diese Farben, welche sich vom grellsten Ziegelroth bis zum zartesten Thongelb und schimmerndsten Porzellanweiß abschattiren, sowohl an einzelnen Wänden und Abstürzen, wie an ganzen Hügeln und Kuppen hervor. An unzähligen Stellen ist das gebrannte Erdreich in Massen losgebröckelt, und man wandert über ganze Strecken eines aufgeschütteten Stoffes, von dem man schwören würde, daß es Ziegel-Schotter sei, wüßte man nicht, daß an der Grenze von Dakota und Montana von einer mit Ziegelöfen arbeitenden Civilisation vorläufig noch keine Rede sein kann. An anderen Punkten wieder scheinen — natürliche Vettern des berühmten Monte Testaccio in Rom, — ganze Berge aus rothen, braunen und gelben Scherben aufgeschüttet zu sein. An noch andern ragen scharfe Kuppen empor, deren Basis noch die unberührte Farbe des ursprünglichen gelben Lehms trägt, während die Spitze, der Riesennase eines Trunkenen gleich, in vielsagendes Zinnober getaucht scheint. Am schönsten, und vollends wie aus einem Märchenlande in diese seltsame Formen- und Farben-Welt hereinragend, erscheinen die sich terrassenartig über dem Horizont aufbauenden Wände, welche, diesem Labyrinth nach allen Seiten hin den Anschein der Unendlichkeit gebend, so lange immer wieder auf's Neue übereinander aufsteigen, bis auch das hellste Roth und Gelb ihrer Zeichnungen im blauen Duft der Ferne erlischt.

Von der Eisenbahn aus kann man von dieser wunderlichen Region der Bad Lands freilich nur einen höchst unvollständigen Begriff bekommen. Die Eisenbahn kennt keine „Terres mauvaises à traverser", keine Irrgarten, in deren endlos verschlungenen Thal- und Schluchten-Windungen die Himmelsgegenden zum Räthsel werden und die Findigkeit des menschlichen Ortssinns zu einer Art blinder Lotterie wird. Schnurgerade schneidet sie durch dieses Riesen-Wirrsal unter einander gewürfelter und geschachtelter Seltsamkeiten, und wenn sie nach mehrstündiger Fahrt über seine Westgrenze tritt, hat sie auch, die Westgrenze Dakota's überschreitend, das Territorium Montana erreicht, wo sich die Physiognomie in malerischer, klimatischer und sonstiger Beziehung mit einem Schlage ändert. Noch vor wenigen Jahren von hier aus auf Hunderte von Meilen hinaus, bis an die Ostabhänge der Felsengebirge heran, eine Domäne der Rothhaut, ist diese weitaus größere Hälfte Montana's erst eben durch die letzten Sioux-Kriege und den Bau der Nord-Pacific-Bahn der weißen Besiedelung eröffnet worden. Der von Norden nach Süden streichende Gürtel der

Bad Lands aber bildet hier eine klimatische Scheide zwischen den Prairie- und Ackergebieten Nord-Dakota's und den milderen, ein Ueberwintern der größten Viehheerden im Freien gestattenden, Gras- und Futter-Regionen Montana's, welches für uns, in diesen Breiten die große amerikanische Ueberlandreise machenden Westfahrern nicht zu den geringsten Ueberraschungen der ganzen Fahrt gehörte.

Das letzte Ziel unseres ganzen Ausflugs, während dessen Dauer wir durch ein ununterbrochenes Panorama von beständig wechselnden Veduten der frappirendsten Art — bald erdrückenden Aufblicken aus der Tiefe in die Höhe, bald schwindelnden Vogelschauen, – dahin jagten, bildete der Burning Mountain (der „brennende Berg") von Little Missouri. Hier durften wir ihm direkt in's Gesicht sehen: dem gigantischen Feuerheerde, welcher das Chaos dieser Lehm- und Thon-Pyramiden, Kegel, Mauern, Wälle, Dome und Zacken zu weißer, gelber, rother, brauner und schwarzer Terracotta brennt, und dessen äonenalte Arbeit es der Nord-Pacific-Bahn ermöglicht hat, ihren Bahndamm, viele Meilen weit durch ein Land, wo noch kein einziges Ziegel-Gebäude existirt, aus veritablem Ziegel-Schotter aufzuschütten! Aus enger grasiger Schlucht zwischen streifigen Lehm- und Ziegel-Wänden, wie wir sie schon zu Dutzenden passirt hatten, emporreitend, kamen wir auf ein kleines, gleichfalls mit krausem Büffelgras bewachsenes Plateau, jenseits dessen sich ein dunkler Hügel mit nach uns zugekehrt jäh abfallender Wand von brandrother Farbe erhob. Ein leichter vibrirender Qualm, welcher in der blendenden Helle der Mittagssonne vor dieser Wand emporstieg, gab derselben, als wir näher kamen, fast das Ansehen eines rothbraunen Bühnen-Vorhangs, vor welchem der an heißen Theater-Abenden den Gasflammen der Rampe entsteigende Dunst auf und nieder zitterte. Aber schon konnte hier von keinem Theater oder sonst einem menschlichen Schauspiel mehr die Rede sein, — schon waren wir der dunkelrothen Wand gegenüber angekommen, — und schon öffnete sich unter unsern Füßen die Erde in zahlreichen Spalten, auf deren Grund wir die ewigen Gluthen selbst sehen konnten. Und das nicht etwa in ferner Tiefe, sondern nahe, — so nahe, daß wir sie mit einem Stock erreichen, ja, daß wir, Prometheuse allerneuesten Datums, uns das Feuer für unsere Cigarren mit der Hilfe trockener Grasbüschel vom Herde der Ewigen selbst holen konnten!

Wir standen an dem etwa fünfzehn Fuß tiefen Rande einer breiten, muldenartigen Vertiefung, welche uns hier noch von der zuerst gesehenen Wand trennte. Die zitternden Dünste stiegen unmittelbar vor uns auf. Unmittelbar unter uns aber in dem kraterartigen Rande der großen Vertiefung, öffnete sich, wie ein gähnender Hochofen, eines jener „Feuer-Löcher" (fire-holes), von denen die Kenner der Bad Lands behaupten, daß sich ihre Zahl auf Hunderte beziffert, und durch welche die hier brennenden unterirdischen Fürstenthümer von Kohle und Schwefel die ihnen zu ihrer gigantischen Töpfer-Arbeit nöthige Luft beziehen.

Selbstverständlich ist die Hitze, welche den schmalen Erdrissen über dem Feuer-Herde entsteigt, und die wir uns in so blasphemistischer Weise zum Anzünden unserer Cigarren dienstbar machten, lange nicht so intensiv, wie die nach der kraterartigen Austiefung vor der offenen Hochofen-Oeffnung entströmende Gluth. Um diese zu genießen, — wobei Einem dann in nächster Nähe das Rauchen freilich vergeht, — muß man in die große Mulde selbst hinuntersteigen. Sie ist mit größeren und kleineren Anhäufungen, feinem Ziegelmehl ähnlichen, rothen Staubes angefüllt, der gelegentlich zu Schollen zusammengebacken ist, über die sich hier und da ein gelber Schwefel-Bezug gelegt hat. Und Schwefel, und Alles was diesem infernalischen Mineral sonst nahe liegt, athmet hier auch die übrige Atmosphäre. Selbst die leuchtende Mittagssonne und der tiefblaue Himmel, vermochten nicht das schweflige Etwas, das über dem Ganzen lag, zu bannen. Und erst als der Rückweg angetreten war, wich die eigenthümliche, ein wenig den Athem raubende Spannung, welche uns doch Alle mehr oder minder beherrschte, so lange wir den heißen Boden des Burning Mountain unmittelbar unter unseren Füßen hatten.

* * *

Während der Osten des Territoriums der Agrikultur, der Norden der Viehzucht gewidmet sind, ist der äußerste Südwestwinkel des großen Gebietes der Minen-Industrie gewidmet, und der rasche Aufschwung, welcher dieser, von den berüchtigten Black Hills eingenommene Theil des Territoriums durch die reichen Goldfunde genommen, veranlaßte die dortigen Einwohner während der letzten Jahre auf die Lostrennung der Black Hills von Dakota und Constituirung eines selbstständigen Territoriums unter dem Namen „Lincoln" hinzuarbeiten. Es ist noch ungewiß, ob diese Staatengründungsprojecte Aussicht auf Erfolg haben, aber nichtsdestoweniger warten dort bereits Hunderte angehender Gouverneure, Senatoren, Sekretäre 2c. Die Truppe dieser „Ehrenwerthen" hat sich zum großen Theil aus enttäuschten Aemterjägern von Colorado rekrutirt, die der Centennial-Staat nach seinem Entpuppungsvorgange, bei dem „diese Mohren ihre Schuldigkeit gethan", hat ruhig gehen lassen. Ewige Juden, wandern sie immer wieder nach neuen Feldern künftiger politischer Wirksamkeit, nachdem die anderweitige Aussaat ihnen nicht aufgegangen oder zu schnell abgeerntet ist. Sehen wir uns die Statistik etwas genauer an. Darnach sind während der letzten Jahre ungeachtet unaufhörlicher Indianer-Einfälle und der Beschwerlichkeiten, mit denen die Ansiedler in einer, der Civilisation so entlegenen Lokalität zu kämpfen hatten, über 40 Städte (was man hier Städte nennt) mit einer permanenten Bevölkerung von 18—25000 Köpfen und einem hin- und herziehenden, allerdings nur im Sommer für anwesend geltenden Element von 10—15000 mehr, entstanden. Ein regelmäßiger

Post- und Expreßdienst ist im Gange. Die Städte oder Flecken, Niederlassungen haben theilweise eine County-Organisation (d. h. was für eine!) und besitzen sogar Kirchen, Schulen, Tagesblätter, Telegraphen-, Post- und Expreßbureaus. Die Ernte des edlen Metalls, um dessentwillen dieser Embryostaat hervorgezaubert, wird für die letzten zwölf Jahre auf über 4 Millionen Dollars geschätzt. Noch sollen die zahlreichen Bergbäche goldhaltigen Sand in Menge führen, aber der Goldquarzgewinn, durch die Errichtung von ca. 40 dampf- oder wassergetriebenen Mühlen mit ca. 600 Stampfen befördert, überwiegt bereits die Resultate der Goldwäsche. Nach den bisherigen Ergebnissen, und bei verhältnißmäßiger Vermehrung der Arbeitskräfte und Stampfwerke, soll für das nächste Jahr ein Ertrag von ca. 6 Millionen Dollars allein aus den Quarzminen zu erwarten sein.

Indessen ruhten auch die Eisenbahn-Gesellschaften nicht. Mit verlockenden Farben werden die Aussichten des Goldwaschens und Goldgrabens, die lokalen Vortheile für Farmer, Viehzüchter, die Fülle des Wassers und Nutzholzes, die Gesundheit des Klimas und die Schönheit der Gegend, in den freigebig vertheilten Broschüren, in den hübschen, mit Goldreliefs übersäeten orographischen, wie in den mit blühenden Städtewesen, Eisenbahnen, Strömen &c. durchzeichneten geographischen Karten dargestellt. — Abgesehen von der letzterwähnten rosigen Ausmalung sind die meisten ersteren Zahlen, so weit sie sich eben überhaupt kontrolliren lassen, kaum zu hoch gegriffen. All' diese Goldländer sind fabelhaft in ihrer Entwicklung, ihrem Fortschritte. Das Gold hat sie geboren, vom Golde leben sie, im Golde wachsen sie. Würde dieser nervus rerum plötzlich versiegen, so wären auch ihre Städte-Gründungen bald verlassene Ruinen, falls nicht inzwischen andere Schatzquellen des Bodens geöffnet wären, ja sind diese nicht schon Ruinen, wenn diese Zeilen in den Druck gelangen. Schon vor einigen Jahren war unter den „Städten" der Hills ein Wettstreit um die Hegemonie, um die Ehre, die Hauptstadt des neuen Territoriums zu werden, entbrannt. Noch behauptet das im nördlichen Theile des Gebirgszugs an dem Zusammenfluß der Deadwood- und Whitewoodbäche erbaute Deadwood den ersten Platz. So lange sich bei beiden Bächen, den bisherigen Hauptquellen für Placer-Mining (Goldwäsche) in den Black Hills, noch keine Erschöpfung wahrnehmen läßt, oder so lange keine reichhaltigeren Goldfelder entdeckt worden, — so lange hätte Deadwood City keinen Nebenbuhler zu fürchten. Aber bekanntlich waschen sich solche Bäche über kurz oder lang aus, es versiegt diese Quelle leichten Erwerbes des kostbaren Metalls und es tritt an seine Stelle das mühseligere, komplizirtere „Lodemining", das Durchwühlen der quarzhaltigen Eingeweide der Felsenberge. Und so entstehen dem nur auf die Goldwäsche beider Bäche angewiesenen Deadwood in anderen auf solidere Grundlagen gebauten Städten gefährliche Rivalen, die aber vielleicht in den nächsten zehn Jahren alle zusammen wieder vom Erdboden verschwunden sein werden. Bei Minenstädten

oder vielmehr „Minenlagern“ ist jede Schilderung, jede Statistik schwer zu verfassen, denn im Handumdrehen ist ein Nichts in eine große Stadt verwandelt, eine große Stadt aber in ein Nichts zusammengefallen. So erging es beispielsweise dem in den siebziger Jahren so viel versprechenden Custer-City, einer Stadt mit mehreren Tausend Einwohnern, Kirchen, Banken, großen Hôtels — heute ist keine Spur mehr von der Stadt vorhanden. — Sie wurde weder durch ein Erdbeben noch durch Feuer zerstört, noch durch Wasser verheert, sie wurde einfach von den Einwohnern verlassen, und zerfiel in sich selbst.

---

2. Durch Montana und Idaho.

Der Name Montana ist für das nahezu anderthalb hunderttausend engl. Quadratmeilen große Territorium kaum gut gewählt. Zwar fahren wir, von Dakota kommend, schon von Glendive an auf der Nord-Pacific-Eisenbahn im Thal des Yellowstone-Flusses aufwärts, dessen steile Hügel und Felswände in ihrer kapriziösen und abgerissenen Gestaltung mehr oder minder zwingend an die barocken Lehm- und Terracotta-Bildungen der Bad lands erinnern. Aber von einem wirklichen Berglande, wie man es fast tausend Meilen westlich vom Mississippi doch erwarten sollte, darf man hier ebenso wenig sprechen, wie bei dem ausgesprochenen Prairie-Charakter des ganzen weiten Landstrichs von einem Waldlande. Das Territorium als Großes und Ganzes ist und bleibt hier auf Hunderte von Meilen Das, was man „offenes“ Land nennt. Man muß schon bis nahe an seine Westgrenze, in die dort sich ausbreitenden Höhenzüge der Felsengebirge vordringen, um einen dem Namen „Montana“ entsprechenden Charakter des Landes zu finden.

Die absolute Waldlosigkeit herrscht, wie überall im großen Westen, auch hier. Die schmalen Streifen Pappel-Gehölz, welche sich längs des Laufes des Yellow-Stone, wie der übrigen Flüsse des Territoriums hinziehen, und das gelegentliche und vereinzelte Föhrenwachsthum der Uferhügel sind dem Auge wohl ein Trost, aber sie nehmen den Prairien- und Grasland-Charakter des Ganzen an seiner gebieterischen Entschiedenheit nicht das Mindeste. Baum- und strauchlos, seinen einzigen wirklichen Vegetations-Reichthum — in jenem wunderbaren Graswuchs besitzend, welcher Montana einst zur Büffelweide des Nordwestens machte und es jetzt als Viehzuchtsland dicht neben Texas zu stellen begonnen, steigt sein riesiges Gebiet*) allmählig nach

---

*) Montana ist, Alaska nicht mitgerechnet, der Größe nach das vierte Gebiet der Union. Es rangiren: Texas mit 274,356, Californien mit 157,801, Dakota mit 150,932 und Montana, fast so groß wie ganz Neu England, New-York und Pennsylvanien zusammen, — mit 143,776 Quadratmeilen.

Westen zum plateauartigen Hochlande empor, aus welchem sich endlich unter majestätischer Vorlagerung der Snowy und der Crazy Mountains, die von Nordwesten nach Südosten streifende, die Grenze von Idaho und Montana bildende Hauptkette, die Wasserscheide der Rocky Mountains emporthürmt. Dort aber, wo beim Zusammenstoß der drei Territorien Montana, Idaho und Wyoming diese Hauptkette der Felsengebirge sich plötzlich theilt, breitet sich, noch mit seinen niedrigsten Wasserspiegeln und tiefsten Thalsohlen in mehr als Rigi-Höhe liegend, jenes Quellland des Yellow-Stone aus, das sich in seiner drohenden Fremdartigkeit den Namen des Wunderlandes, in seiner traumhaften Lieblichkeit aber den eines Parks, eines natürlichen Armida-Gartens, für die größte Nation der neuen Welt erzwang.

Merkwürdig genug ist, daß dieser westliche, keine fünfhundert Meilen mehr vom Stillen Ocean entfernte Streifen des Territoriums, das echte Montana der „Old Rockies", ungleich eher von der weißen Besiedelung erreicht worden ist, als die großen Prairien des östlichen Theils. Das scheinbare Räthsel löst sich einfach genug. Die californischen Goldentdeckungen und der in ihrem Gefolge eine ganze Welt von Abenteuersucht und Unternehmungslust nach der Pacific-Küste führende Argonauten-Drang rissen sehr bald auch die unmittelbar hinter dieser neuen Dorado-Küste liegenden Gebiete in den Bereich dieser Golderoberung. Auf diese Weise wurde von Idaho und Nevada aus auch das westliche Montana schon in den fünfziger Jahren von Prospektoren und Goldsuchern durchforscht, denen bald die Adepten eines regelrechten Minen-Baues und anfangs der sechziger Jahre eine Gründung von dauernden Niederlassungen folgte, welcher die im Augenblick vier-, fünf- und sechstausend Einwohner zählenden Städte Virginia City, Bozeman, Helena und Butte City entsprangen. Und diese einstigen Minen-Camps und zum Theil noch jetzigen Minen-Städte sind die Orte, welche der westliche Montana-Mann meint, wenn er von den „alten Plätzen" seines Territoriums spricht, und damit zugleich andeutet, daß es in demselben für ihn außer diesen Felsengebirgs-Nestern überhaupt gar keine Städte gebe. Nun, dieser wackere Montana-„Mountaineer", für den es außerhalb der Mountains, wie er die Felsengebirge nennt, — noch heute kein Territorium Montana geben will, fängt da doch nachgerade an, sich in einem verzweifelten Irrthum zu befinden, denn man hat sich in den Prairien des östlichen Theils in den letzten fünf und zehn Jahren ebenfalls aus jenem Zustand der Unschuld herausgearbeitet, in welchem es hier nur eine gigantische Büffel-Prairie und entsprechende Indianer-Wildniß gab. Die bis nach Fort Benton hinaufreichende Schifffahrt auf dem Missouri datirt sogar noch weiter zurück, und seit den letzten Sioux-Kriegen ist auch das enorme Weide-Gebiet, auf dem einst der gehörnte Ureinwohner dieses Landes in Massen gedieh, der erfolgreichen Viehzucht durch den weißen „Ranchman" eröffnet worden. Wir selbst haben nicht nur Viehtransporte von zwanzig bis dreißig Wagen an uns vorüberfahren sehen,

welche mit feisten Rindern für die östlichen Schlachthöfe vollgepfropft waren, wir fuhren auch in Miles City an einer, eben von einem Trupp in voller Gala sich präsentirender Cow-boys zur Verschiffung herein getriebenen Heerde Viehs vorüber, welche mindestens drei- bis viertausend Stück Rinder umfassen mußte.

Wie weit die Bedeutung reichen mag, welche Montana, neben derjenigen eines Viehzucht-Landes ersten Ranges, als Ackerbau-Gebiet zu gewinnen bestimmt ist, das läßt sich einstweilen noch kaum voraus- und absehen. Kein Zweifel, daß die eigenthümlichen klimatischen Verhältnisse, welche hier, — ganz ungleich den im benachbarten Dakota herrschenden meteorologischen Bedingungen, — dem Rindvieh-Bestand des Ranchmans ein ununterbrochenes Ueberwintern im Freien gestatten, auch dem Ackerbau wesentlich zu statten kommen müssen. Andererseits liegt Montana bereits jenseits jener Längengrade, mit denen der trockene Westen beginnt, welcher der bestehenden Annahme nach einen wirklich erfolgreichen Ackerbau nur mit Hülfe künstlicher Bewässerung möglich erscheinen läßt. Die Mormonen mit der großartigen Schöpfung ihrer Utaher Agri- und Hortikultur-Oase sind für diese allgemein herrschende Annahme maßgebend geworden. Das Kanaan, welches sie an ihrem Jordan ins Leben gerufen haben, wird, neben ihrem Bienenfleiß, und dem günstigen Klima des östlichen Salzsee-Ufers, in allererster Reihe dem großartigen Irrigations-System zugeschrieben werden müssen, das der auch in allen praktischen Dingen geniale Autokrat Brigham Young daselbst eingeführt hat. Es ist als ganz bestimmt anzunehmen, daß die Prairien Montanas, bei entsprechender Bewässerung für jede Art von Getreidebau alle nur nöthigen Gedeihens-Bedingungen bieten werden. Aber wer wird eine solche Irrigation auf diesen endlosen Grasländereien herstellen? Die beiden großen Landeigenthümer des Territoriums, die Bundesregierung und die Nord-Pacificbahn, wären wohl die nächsten dazu. Aber da die Regierung bis jetzt noch viel zu viele Millionen für Verbesserungen von Flüssen, Häfen und sonstigen Gewässern zu verausgaben hat, um schon an die Verbesserung ihrer Ländereien denken zu können, so wird man wohl seine Hoffnungen für Montana auf die Eisenbahn allein zu setzen haben.

In den breiten Thälern des Missouri, des Yellow Stone und seiner zahlreichen Nebenflüsse ist die Irrigations-Frage eine höchst einfache. Abgesehen davon, daß es in ihnen auf Tausende und Hunderttausende von Ackern überhaupt kaum irgend welcher künstlichen Bewässerung bedarf, so ist dieselbe, wenn nöthig, mit geringen Mitteln und selbst im kleinsten Maßstabe durchzuführen. Mit welchen Resultaten, das lehren die im Yellow Stone-Thale schon heute, nachdem eben die erste Besiedelung desselben begonnen hat, hier und da längs der Bahn auftauchenden Anbaue von Getreide, Kartoffeln und Gemüsen. Wie primitiv diese Besiedelung und ihre ersten ackerbaulichen Leistungen auch noch erscheinen mögen, über Das, was Boden

und Klima hier dem Lande zu gewähren vermögen, geben sie bereits genügenden Aufschluß.

Es ist nicht ohne Interesse, die verschiedenen Kulturstufen in diesen erst seit einigen Jahren den Indianern abgerungenen Ländern zu beobachten, die sich schon in der Anlage der Städte, wie in der Bauart der menschlichen Wohnungen geltend machen.

Mit dem „dug out", dem in die Thalwand gegrabenen Troglodyten-Heim, welches bisweilen noch höhlenartig offen, meistens aber doch schon durch eine in rohem Baumstamm-Rahmen hängende Thüre gegen die Außenwelt verwahrt ist, als unterster Stufe beginnend, steigen diese Bauwerke auf der Fortschrittsleiter des „Shack" genannten rohen Block-Kastens mit einem über dürren Baumzweigen festgestampftem Schmutz-Dach, der regelrechten, bisweilen schon den Luxus kleiner Glasfenster kennenden „Log cabin", und endlich der Mischlings-„Shanty" aus Logs und Brettern zum ausgesprochenen „Frame house" empor, welches hier und da, wie eine Prophezeiung wirklicher Wohnmöglichkeiten in die Zukunft leuchtet. Dazwischen blüht das für den großen Westen so charakteristische Zelt. Selbst die Eisenbahn-Etablissements und Großstädte Ost-Montanas, wie Glendive mit achthundert, und Miles City mit zweitausend Bewohnern zeigen durch ein reichliches Vorhandensein dieser ex-ovo-Architektur, wie sehr auch sie in ihrer anspruchsvolleren Bretter-, Pfosten-, Schindeldach- und Oelanstrich-Pracht solch embryonischen Zuständen noch nicht entwachsen sind. Ein Ziegelhaus vermochte ich im Jahre 1882 noch im ganzen östlichen Montana nicht zu entdecken, zweifle aber nicht, daß bei der dort eben wüthenden Städtegründungs-Epidemie seitdem mindestens ein halbes Dutzend backsteinerne Zukunfts-Chicagos aus der Erde gesprungen sind.

Und doch bewegt sich diese nagelneue, hier nur erst zwischen den ersten Schößlingen einer von ihr ins Leben gerufenen Civilisation dahinführende Bahn gerade in diesem eben erschlossenen Thale des mittleren und unteren Yellow Stone auf einem Boden, welcher bereits seine historische Weihe empfangen hat. Nicht nur, daß dieses Thal noch jüngst erst Zeuge so manchen blutigen Kampfes mit den Sioux-Indianern war, es sah auch schon vor mehr als drei Vierteln eines Jahrhunderts die große Pfadfinder-Expedition von Lewis und Clark, welche die Quellen des Missouri und des Columbia fanden, und bald danach auch die nicht minder heldenhaften Handels-Conquistadoren, welche Johannn Jakob Astor über Land nach dem Pacific entsandte. Beide Expeditionen zogen, wie heute der erste große eiserne Civilisationsweg dieser Gebiete, das Yellow Stone-Thal empor. Die beiden Wissenschafts- und Explorations-Pioniere haben hier eigenhändig und wie zu hoffen steht für alle Zeiten ihren Namen in Stein eingezeichnet. „Pompey's Rock", der Felsen des Pompejus, heißt ein nahe von Forsyth sich in weithin sichtbarer Massenhaftigkeit

und Steilheit unmittelbar aus der Flußniederung erhebender Felsen, in dessen Wand die beiden Erforscher in nicht sehr künstlerischer, aber darum doch an Deutlichkeit nichts zu wünschen lassender Weise ihre Namen und die für sie und die Kenntniß Amerika's so wichtige Jahreszahl 1804 eingemeißelt haben.

* * *

Pacificbahn-Städte! Ein Jeder, der seinerzeit die Geschichte des Baues der ersten amerikanischen Transkontinentalbahnen verfolgt hat, wird sich des jetzt fast legendenhaften Interesses erinnern, welches damals jenen absonderlichen Städte-Gründungen anhaftete, die den Namen von Eisenbahn-Städten par excellence führten. Heute vorgeschobenen Heer- und Kriegslagern gleich aus der Erde springend, hatten sie morgen eine Bevölkerung von Tausenden mit dem Treiben und der Zügellosigkeit von Zehntausenden, um schon übermorgen ihre Schuldigkeit als zeitweilige Bahn-Endpunkte gethan zu haben und nach kurzem Todeskampf bis auf ein dürftiges Ueberbleibsel von stabiler Prairie-Station für immer vom Boden zu verschwinden. Solche Städtegründungs-Launen des modernen Welt-Eroberers, Dampf, waren Julesburgh und Sydney an der Union Pacific-Bahn, und auch die Nord-Pacific-Bahn hat viele ähnliche Städte-Pilze aufzuweisen gehabt, ja hat sie heute noch. Vor Jahren, als der Bau dieses größten unter den amerikanischen Ueberlandwegen durch die verhängnisvolle Krisis von 1873 in ein ebenso plötzliches, wie vollkommenes Stocken gerieth, war Bismarck am Missouri ein derartiges Mittelding von Emporium und Pandämonium vorandringender Dampfcivilisation. Neuerdings ist es Miles City am mittleren Yellow-Stone, und noch später Billings, hundertundfünzig Meilen weiter oberhalb, schon im Gesichtskreis der aus dem bläulichen Duft des Westens herübergrüßenden Felsengebirge gewesen.

Um eine derartige „Eisenbahn-Stadt" auf den ersten Blick würdigen und verstehen zu lernen, ist es wünschenswerth, daß man daselbst in der Nacht ankomme. Während die Baulichkeiten des eigentlichen Hauptquartiers mit den Wohnungen des Ingenieurs und sonstigen Beamten-Stabes der Bahn gewissermaßen seitab, in diskretem Dunkel liegen, strahlt der übrige „Platz" in einer Beleuchtung, welche an die eines Samstags-Abends auf der New-Yorker-Bowery erinnert. Dazu klingt aus jeder dritten weitgeöffneten Thüre Musik, welche die nämlichen Reminiscenzen weckt. Und schließlich lassen überall, im Wiederschein greller Reflektor-Lampen oder noch grellerer elektrischer Lichter, die in den Vortrab einer neuen Kultur verschlagenen schwielhändigen Träger und Arbeiter dieser Kultur, der Sucht, ihren Erwerb wieder an den Mann, resp. an die Frau zu bringen, die vollsten Zügel schießen. Trink-, Spiel- und Tanz-Häuser reihen sich an Tanz-, Spiel- und Trink-Häuser. Und in

allen halten die Geier und Ratten des Ueberland-Bahnbaues ähnliche Ernten, wie ihre Vettern und Cousinen der Goldlager und sonstigen Barracken-Hauptstädte fernwestlicher Edelmetall-Gebiete. Sehr manierlich und gesetzlich geht es in diesen Tempeln des auf die Prairien und in die Felsengebirgs-Regionen hinausgeschobenen großstädtischen Nachttreibens freilich nicht zu. Es ist sogar nichts Ungewöhnliches, daß der Revolver dabei gelegentlich in Aktion tritt. Gewöhnlich ist es erst die sieghafte Frühsonne, welche die grellen Lichter dieser Vergnügungs-Tempel auszulöschen und ihre primitiven Bretter- und Zeltgefüge auch ihrer letzten Tempel-Glorie zu entkleiden pflegt. Maß und Ziel sind diesen Grenz-Lebemännern ebenso unbekannte Begriffe, wie eine städtische Polizeistunde oder ein Sonntagsgesetz. Bis der blendende Morgen auf den Grund der leeren Taumelbecher und der ebenso leeren Geldbeutel scheint, wird getanzt, gezecht und gespielt. Dann wird, so gut es eben angeht, von neuem an die Arbeit gegangen, bis eine neue Fülle der Geldbeutel auch wieder die Möglichkeit einer erneuten Füllung der Taumelbecher anbietet.

Wie bunt und malerisch in ihrer Art und wie hoch charakteristisch ist diese ganze Menschheit der Prairien und Berge des großen Westens zugleich! Von dem berittenen Cow Boy Montana's war schon früher die Rede. Aber wie originell er, und gleich ihm sein Berufsgenosse von Wyoming, Colorado und Texas, auch in seinem prahlerischen Aufzug auch immer sei, — ein sehr würdiger und empfehlenswerther Repräsentant der so eigenartigen und zugleich in sich so bunten Menschenwelt, von der hier die Rede ist, ist er gerade nicht. Er ist vielmehr neben dem, unter dem fast komisch beschönigenden Namen eines „Road agent" verstandenen Postkutschen- und Straßen-Räubers, der einzig wirklich anrüchige und desperate unter den eigenthümlichen, mehr oder minder „rough" gearteten Charakteren und Gestalten der Hochebenen und der Berge. Der Miner, der Prospector, der Ranchman, der Stagekutscher, der Jäger und der Trapper — mit ihnen allen ist leicht auf guten Fuß zu kommen und, wenn nicht der gerade hier besonders mächtige Genius des Whisky allerlei Mißverständnisse anrichtet, auch darauf zu bleiben. Selbst der meist äußerst vierschrötige und neben seinen Mischgefäßen auch mit dem Revolver äußerst fixe Ganymed der primitiven Trink-Bar, ja selbst der professionelle Spieler, der hier eine so große Rolle spielt, sind davon nicht ausgenommen. Sie Alle leben nicht umsonst mit einer unbegrenzten Natur im steten Kontakt, um nicht neben den wilderen Eigenschaften von Kampfhähnen, auch die wohlwollenderen offenherziger und offenhändiger Naturmenschen zu besitzen und unbewußt beständig weiter in sich auszubilden. Es ist nicht ohne Bezeichnung, daß sie mit derselben Unfehlbarkeit, mit der sie ihren Revolver tragen, auch Uhren besitzen, deren schwere Ketten mit gediegenen Gehängen sie weit sichtbar zur Schau stellen. Im Uebrigen sind sie keine Dandies in ihrer Kleidung, und in ihrer Sprache sind sie noch weniger

wählerisch, es sei denn, daß man in der unglaublichen Auswahl von Flüchen, über die sie verfügen, etwas Derartiges erblicken möchte. Aber sie werden mit einem solchen Gewohnheits-Fluch auf den Lippen auch auf die Brautwerbung gehen, oder einem Nebenmenschen mit Gefahr des eigenen Halses das Leben retten. Selbst das Kompliment, das sie dem Fremden wegen irgend Etwas, das ihnen an ihm auffällt, machen, empfängt seine wohl angebrachte Fluchwürze, und wenn sie ihm das Letzte aus ihrer Whisky-Flasche darbieten, so werden sie gewiß zu dem Durst, der ihnen die Kehle zuschnürt, auch noch einen ganzen Berg von Verwünschungen auf sich selbst und den von ihnen Gelabten häufen, um nur ja kein Mißverständniß darüber aufkommen zu lassen, daß sie ihn umgebracht haben würden, wenn er sich geweigert hätte, diesen letzten Trunk von ihnen anzunehmen und sie weiter dursten zu lassen. Natürlich sind sie leidenschaftlich und ungestüm, und der Revolver thut unter diesen „Menschen da draußen" an der Trink-Bar und am Spieltisch gar manches vorschnelle und oft nie wieder gut zu machende Werk.

Und doch ist das Leben und Reisen in den wilden Grenzgebieten der Zivilisation so schlimm nicht. Natur und Menschen wollen hier mit ihrem eigenen Maßstabe, nicht mit dem winzigen Zirkelchen gemessen werden, welches man etwa aus den am Erdboden klebenden, vollgepfropften Städte-Heerlagern des Ostens mitbringt.

Wie Raum und Zeit keinen Werth für diese längst allen östlichen Traditionen und Erinnerungen entwachsenen Zugewanderten des neuen großen Westens haben, so hat auch das Geld keine Bedeutung für sie, oder doch wenigstens nur in einem ganz andern Sinn als im Osten und in den großen Städten, wo der allmächtige Dollar mit ebenso absoluter, wie kleinlicher Tyrannei regiert. Von der Goldsucherei und Goldfinderei ausgehend, begann die Zivilisation und das Leben zivilisierter Menschen in diesen Bergen mit einer Preis-Skala für alle menschlichen Bedürfnisse, welche ein wahres Wunder von Mißverhältniß zwischen Leistung und Bezahlung war, und es bis zu einem gewissen Grade noch heute ist. Alles, was Luxus, ja nur simple Bequemlichkeit des Lebens nach unsern östlichen Ansichten heißt, ist ein vollkommner Fremdling, der nur erst in den größeren Orten und dort, wo die Ueberlandbahnen mit ihren Zweiglinien bereits hingedrungen sind, Fuß zu fassen und Heimathsrechte zu gewinnen begonnen hat. Fern von diesen bevorzugten Plätzen und Gegenden ist es nach wie vor das Gespenst des Transports und der enormen Kosten für denselben, welches eine Art Wucherzoll auf Alles legt, was „von da draußen" herbeigebracht werden muß. Es geht das soweit, daß schließlich Alles, was man zu bezahlen hat, buchstäblich „Fracht" ist.

Wenn die bis hierher dringenden Tagesblätter von New-York und Chicago, oder das bis in die entlegensten Bergwinkel verbreitete New-Yorker Skandalblatt, die „Police Gazette" hier statt mit fünf mit fünfundzwanzig Cents pro Nummer

bezahlt wird, so mag dies noch angehen. Empfindlicher ist es schon, daß für die Flasche Bier, die in Milwaukee fünfundzwanzig Cents kostet, in den „Mountains“, je nach Laune und Vorrath des Wirthes anderthalb bis zwei Dollars gefordert werden. Aber in welchem maßvollen Lichte erscheinen diese Preise, wenn Einem gleich danach für die elendeste Cigarre fünfundzwanzig und fünfzig Cents unter demselben kategorischen Imperativ: „The darned freight is in this yer darned Mountains so high!“ abgenommen werden?! Oder wenn gar, wie dies einem Mitglied unserer Reisegesellschaft thatsächlich passierte, für eine einzige Nähnadel zehn Cents verlangt werden, und auch dieser, eine Handelstransaktion von etwa 10000 Prozent repräsentirende, Preis von dem braven „Store-Halter“ ebenfalls dahin erklärt wird: „Dont ye see, tenderfoot, t' is not the blarsted needle, — t' is the confounded freight ye are paying for!“?

In seiner ganzen Lästigkeit und Bedrohlichkeit tritt dieses Fracht- und Theuerungs-Gespenst an den Reisenden freilich erst dann heran, wenn er die Eisenbahn verläßt, um seine für diesen Fall gar nicht fest und gesund genug zu wünschenden Glieder der Weiterbeförderung auf einer Gebirgs-Stage anzuvertrauen, oder gar mit eigener Ausrüstung — zu Wagen oder mit Pferd und Packthieren — nach irgend einer weltentlegenen Gegend fortzusetzen.

Sehr viele solcher Gegenden giebt es freilich selbst auf den ödesten Plains oder in den rauhesten Theilen der Gebirge nicht mehr. Und wo es deren ja noch giebt, kann man überzeugt sein, daß der über den ganzen großen Westen einherbrausende Fortschritts-Geist auch sie sehr bald ihrer Weltentlegenheit entrissen haben wird. Unglaublicher Weise hat auch das Wunderland der Yellow Stone-Quellen bis vor kurzem zu den Gegenden gehört, welche jeder irgendwie geregelten und fest etablirten Verbindung mit der übrigen heutigen Welt ermangelten. Heute allerdings fährt von der Station Livingstone aus eine Zweiglinie der Nord-Pacificbahn bis an die Grenze des Nationalparks. —

Die in Gestalt eines ununterbrochenen Hochgebirgszuges die Grenze von Idaho und Montana bildenden Bitter Root Mountains lagern sich auf eine Länge von etwa zweihundert Meilen den Felsengebirgen vor, aus denen selbst sie im Südwesten Montana's ihren Ursprung nehmen. Sie sind eines der geschlossensten Kammgebirge innerhalb des ganzen Rocky Mountain Systems. Ihre höchsten Punkte, wie der weithin nach Osten sowohl wie nach Westen sichtbare Lolo Peak, sind von stetem Schnee bedeckt, dessen schmelzende Massen selbst im trockensten Sommer den umliegenden Thälern zur befruchtenden Bewässerung werden. Nicht so wohlwollend hat sich diese mauerartige Hochkette dem Unternehmen der Nord-Pacificbahn erwiesen. Da es auf seiner ganzen Länge absolut keinen praktikablen Paß bot, sahen sich die Ingenieure der Bahn genöthigt, die auf ihrer ersten pacifischen Strecke längs des Columbia

hinführende und fast mit dem 46. Breitengrade zusammenfallende Linie, vom Zusammenfluß des Columbia und des Snake River an, in weitgeschwungenem nördlichen Bogen bis über den 48. Breitengrad hinaus, und hier um die in die Coeur D'Allene Berge verlaufenden Bitter Root Mountains herum wieder nach ihrer ursprünglichen Breite zurückzuführen, in welcher sie dann die Felsengebirge Montana's zwischen Helena und Bozeman überschreitet.

Nahe der Grenze zwischen Montana und Idaho wechselt die Gegend ihre landschaftliche Physiognomie. In die Ausläufer des Coeur d'Allene-Gebirges hineingebettet, liegen hier außer den beiden großen Hochlandsseen Coeur d'Allene und Pend d'Oreille ein ganzes Netz kleinerer Wald- und Bergseen, welche durch Zu- und Abflüsse mit einander verbunden, sich über die hier nicht mehr gar zu ferne Nordgrenze der Union nach British Amerika erstrecken, und alle wieder mit dem gleichfalls von dorther kommenden Columbia-Strom zusammenhängen.

Es war an einem Spätseptembertage, als wir längs des Ufers des vielzackigen, ein grünschimmerndes Binnenmeer für sich bildenden Lake Pend d'Oreille, dem Kalispelm-See der gleichnamigen Indianer, bald auf abgesprengtem Fels-Bahnbett, bald über endlose, noch vom frischen Harz duftende „Trestleworks" einherfuhren, und schon ragten die Gebirgszüge über die das gewundene Seeufer einfassenden Walddickichte in so festen Eis- und Schneepanzern empor, als sei dies Gletscherkleid ihr Alltagsgewand. Damit aber dem Alpenbilde gar nichts fehle, legte die untergehende Sonne auch noch jenes zauberhafte Gluth- und Farben-Spiel, welches man so gern als eine Sonderschönheit der ewigen Gletscherstirnen der Schweiz preist, über die frischbeschneiten Kämme und Zacken der Coeur d'Allene-Berge, als sei hier die eigentliche Heimath des wundervollen Phänomens.

Bis zum Eindringen der Eisenbahn in diese Regionen war der große Pend d'Oreille Wald mit seinen endlosen Dickichten von stolzesten Douglaß-Tannen, Cypressen, Pinien, Cedern und Tamarack-Bäumen ein durchaus jungfräuliches Gebiet. Die alte „Mullan Road", welche von Nordwest-Montana quer durch Nord-Idaho nach Washington hinüberführte und dieses Gebiet berührte, war der alljährlichen großen Frühlings- und Sommerfluthen in den Bergströmen und Bergseen halber selten vor Mitte Juli passirbar, und verschneite in ihren höheren Strecken schon vier Monate danach aufs Neue. Was sich aber von Trappern, Fallenstellern, Jägern und sonstigen weltverlorenen Pionier- und Hinterwalds-Existenzen schon früher von Canada und den Posten der Hudsonbay-Compagnie aus bis hierher vorgeschoben hatte, war zu vereinzelt, als daß es auf den Namen einer weißen Besiedlung hätte Anspruch erheben können. Um so unbeschränkter herrschte dafür der Indianer: die Flatheads, Nezpercés, Cootenays (Courtnez?), Piegans u. s. w., deren größter Theil sich heute auf der ihnen von der Regierung eingeräumten, anderthalb Millionen Acres um-

fassenden Flathead-Reservation zwischen den Bitter Root Mountains und den Felsengebirgen niedergelassen hat, und hier auf dem herrlichsten Ackerboden des ganzen westlichen Montana erfreuliche Farm- und Viehzucht-Resultate erzielt. Aber selbst diese vom großen weißen Vater in Washington gewährleisteten Indianer-Heimstätten sind vor dem heranschnaubenden Dampfroß nicht gefeiter gewesen, als die Waldjungfräulichkeit des Lake Pend d'Oreille. Mitten durch ihre Reservation hindurch haben sie das der Nord-Pacificbahn zustehende Wegerecht abtreten müssen. Allerdings nicht umsonst, — nachdem sie im ersten Athem eine Million Dollars dafür gefordert, erklärten sie sich im zweiten mit fünfzehntausend zufrieden. Sollten sie freilich fortfahren mit ihren weißen Vettern so ausgezeichnete Geschäfte zu machen, dann wird sehr bald die ganze herrliche Flathead-Reservation den Weg alles Indianischen gegangen sein.

Wenige Meilen weiterhin und die Eisenbahn selbst steigt aus ihrem sandigen Niederungsstreifen auf das schon heute als Ackerland berühmte Plateau des Spokane empor, welches in Cheney und Spokane Falls zwei heranblühende Hauptstädte besitzt, deren letztere zugleich in den Fällen des dem Columbia zuströmenden Spokane-Flusses eine Wasserkraft besitzt, welche in jeder Beziehung den Vergleich mit dem berühmten Mississippi-Fall von Minneapolis aushält. Im großen Ganzen ist kaum anzunehmen, daß sich Montana und Idaho jemals einer besonders dichten Besiedlung erfreuen, oder daß die beiden Territorien auch nur annähernd so schnell der Kultur erschlossen werden, wie seinerzeit Kansas und Jowa. — In Montana und Idaho (sprich Eidahoh) schlagen die Wogen der von Ost und West vordringenden Cultur zusammen, denn während wir bisher in den Prairiestaaten nur von aus dem Osten kommenden Ansiedlern sprechen konnten, gelangen wir in Idaho bereits in den Bereich der Cultur des stillen Oceans. In Oregon und Washington trafen wir auf zahlreiche Familien, welche im Begriffe waren nach Osten zu wandern, um sich im Thale des Columbia oder am Westabhange der Felsengebirge anzusiedeln. Aber das einen großen Theil von Idaho und Montana umfassende Gebiet der Felsengebirge selbst wird für lange Jahre hinaus aller geregelten Cultur bar bleiben müssen, und mit seinen in Colorado, Neu-Mexico und Arizona gelegenen Fortsetzungen die natürliche Scheide der atlantischen und pacifischen Cultur bilden. Dieser von Nord nach Süd laufende, von zweihundert bis gegen tausend Meilen breite Hochlandsgürtel wird Dank seiner Wildheit und Rauheit stets ein Gebiet der Jäger, Trapper, Holzfäller und Goldsucher bleiben. Deshalb entwickelt sich auch das Territorium Idaho, in welchem die Wasserscheide der beiden Ozeane gelegen, nur äußerst langsam. Die Ströme, welche es durchziehen, haben keine breiten fruchtbaren Thäler, sondern nur tiefe Cañons, und das Hochland ist für den Ackerbau zu wasserarm. Nur der schmale nördlichste Theil von Idaho, der sich wie ein Keil zwischen Montana und Washington einschiebt, und von der Nord-Pacific-Bahn durchschnitten wird, enthält ausgedehnte, ergiebigem Ackerbaues fähige Strecken.

3. Der Columbia und sein Stromgebiet.*)

„Wen die Götter lieben, den lassen sie nicht zu alt werden", sagt das Sprichwort. Ziemlich von der gleichen Länge, sterben Rhein und Columbia, der Rhein Amerikas, wie verschieden auch ihr Sterben an sich sei, — jenen ereilt es im Sande, dieser geht als kleines Meer im Ocean unter, — in verhältnißmäßiger Jugend. Geboren in der hohen eisigen Alpenlandschaft der Felsengebirge stürzt der Columbia in schäumenden Cascaden und brausenden Katarakten von den rauhen Höhen hinab in die herrlichen engen Flußthäler der großen Hochebene des Innern. Bald ein wenig zögernd, inmitten blumenreicher Wiesen, oder breiter, dürrer Salbeiwüsten, bald mit rasender Schnelligkeit und lautem Tosen durch die Engpässe der Gebirgsketten, welche seinen Weg zu verlegen suchen, jagend, eilt er dahin, der Berge wilder Sohn. Voll Jugendfrische und froher Wanderlust eilt er die terrassenartigen Abhänge des Plateau's hinab, kokettirt mit den Bäumen auf den malerischen Felsen, weckt das tausendstimmige Echo der tiefen dunkeln Gebirgsschluchten durch sein Brausen und Donnern, reißt alle kleinern und größern Bäche und Ströme in seinem Ungestüm mit sich fort, um endlich in der Fülle seiner Kraft jählings unterzugehen in den Fluthen des stillen Oceans. Das Alter mit seinem träge dahin schleichenden Leben durch flache prosaische Ebenen, fieberhauchende Sümpfe, labyrinthische Deltas und öde Sanddünen lernt dieser Rhein nie kennen.

In seinem Oberlaufe vorzugsweise nach Süden gewendet, durchströmt er nach der Aufnahme seines schönsten Nebenflusses, des Clarks Fork, im weiten nordsüdlichen Bogen das Territorium Washington von der canadischen Grenze bis zu jener Oregons.

Hier trifft er mit dem von Osten herankommenden Snake River zusammen, um mit ihm zur Strom-Majestät des pacifischen Gebiets vereinigt und als solche auf nahezu dreihundert Meilen die Scheidelinie zwischen Washington Territorium und Oregon bildend, westwärts dem Ocean zuzuströmen.

Wie der Columbia der Hauptstrom, und sein Thal der wichtigste und fruchtbarste Theil von Washington ist, ebenso innig ist der Snake oder Shoshonefluß mit dem Territorium Idaho verflochten, dessen Stromgebiet das letztere bildet. Dem Yellowstone-Park entspringend, wälzt sich der ansehnliche Strom zuweilen von dunklen Basaltwänden eingefaßt, durch das endlose Wüstenland Süd-Idahos eine Anzahl Schnellen und Fälle bildend, von denen der große Shoshone-Fall in einer Breite von 1500 Fuß und einer Höhe von 200 Fuß wohl einer der bedeutendsten Fälle

*) Newyorker Belletristisches Journal.

der Erde ist, und was Massenhaftigkeit anbelangt, vielleicht nur dem Niagara nachsteht.

Nahe der Einmündung des Snake River in den Columbia lenkt auch die Nord-Pacific-Bahn in das Thal des letzteren ein, um den Strom auf seinem ganzen Unterlaufe bis Portland, der Hauptstadt von Oregon, auf dem südlichen Ufer zu begleiten.

Ungefähr zweihundert und fünfzig Meilen oberhalb der Mündung, bereits zum breiten, mächtigen Strome angeschwollen, verläßt der Columbia die flachen, sandigen, salbeibedeckten Ebenen des Umatilla und stürzt sich in unvergleichlichem Engpaß durch das Cascaden-Gebirge. Von Meile zu Meile erheben sich höher, schroffer und wilder die düstern Basaltufer und die kahlen baumlosen Berge. Reißend eilen die grünen Gewässer durch die zahlreichen Strom-Schnellen an der Mündung des John Day-Flusses und brechen sich schäumend an den schwarzen Felsen, welche vereinzelt im Strombette stehen. Eine Meile unterhalb Celilo stürzt der Strom mit donnerähnlichem Brausen über eine zwanzig Fuß hohe Felskante. Bei hohem Wasserstande verschwinden diese Fälle und nur eine ununterbrochene Stromschnelle bleibt, über welche zuweilen verwegene Schiffer die leicht gebauten Dampfböte lenken. Mit voller Dampfkraft, getragen von den eilenden Wogen, schießt dann der schlanke Schiffsbau mit rasender Geschwindigkeit durch das kochende, sprudelnde Element, — und wehe dem kühnen Schiffer mit seinem Fahrzeuge wenn etwas eintritt, welches die Lenkbarkeit des Bootes hindert!

Das Flußbett erweitert sich jetzt zu einem See ähnlichen Becken. Am linken Ufer stehen drohend die tausend Fuß hohen düstern, senkrechten Felsenwände des Cap Horn, an deren Fuß ein scharfer Wind breite Flächen leichten weißen Sandes zu haushohen Bänken anhäuft. Dann verengt sich plötzlich das Becken. Der gewaltige Strom ist gezwungen, durch eine steinwurfbreite tiefe Schlucht sich hindurchzuzwängen. Schwindel erfaßt den Beobachter des gewaltigen Schauspiels, wenn er die brodelnden, gischtaufwerfenden, wirbelnden Fluthen ohne Rast und Halt dahinschießen sieht. Hier war vor Jahren ein Lieblingsrendezvous der Indianer. Hier zogen sie her zur Fischzeit von fernen Gegenden, um den Lachs zu spießen, während er sich mühsam gegen die Strömung aufwärts drängte. Hier lagerten sie zu Hunderten und Tausenden. Die Männer trieben Fischfang, hielten Wettrennen oder spielten, während die Frauen in rauchigen, übelriechenden Wigwams Mahlzeiten bereiteten, den Lachs reinigten, oder auf Schnüren gezogen in der Sonne zum Trocknen aufhängten. Etwas unterhalb der Enge, oder „the dalles," erweitert sich der Fluß und mehrere kleine, kahle, scharfe Felsen-Eilande treten hervor. Hier sind die Begräbnißstellen des rothen Mannes. In niedrigen, aus Schilf, Gestrüpp und Brettern gebauten Hütten, liegen die in Decken, Häuten und Matten, wie Mumien eingewickelten, aufeinander geschichteten Todten. Speisen, Waffen, Geräthe und auch

Spielzeug sind den Dahingeschiedenen auf der weiten Reise nach den ewigen Jagdgründen mitgegeben. Unweit davon, an den steilen Felswänden, finden sich die Spuren einer entschwundenen Halbkultur. Zahlreiche Hieroglyphen in weißer, gelber, rother und blauer Farbe, Sonne, Mond, Sterne, Waffen, Geräthe, Menschen, Thiere u. s. w. darstellend, geben Zeugniß von den Versuchen dahingegangener Generationen, ihre Ideen bildlich darzustellen. Nahebei, im Sande halb versteckt, liegen einige Steinplatten, in denen Menschengesichte mit großen Ohren und Hörnern eingegraben sind. Der matte Flüsterton einer halbverklungenen Sage sagt uns, daß ein Sonnensohn den Columbia heraufkam, hier seinen Wohnsitz aufschlug, einen Tempel baute, durch Eroberung einen großen Staat gründete und während seiner Regierung jene Felsen mit den Symbolen zeichnete. Waren es Asiaten oder Azteken, welche vom Sturm verschlagen, den Columbia erreichten und hier temporär das Licht ihrer höheren Kultur aufflackern ließen, das bald wieder in der Nacht des Barbarenthums ersticken sollte? Die Denkmäler sowie die Sage vom Sonnengott, deuten auf die unglücklichen Ureinwohner des Montezumareiches.*)

Einige Meilen weiter, und der Fluß fließt wieder in gefaßter Ruhe dahin. Links, im Grün von Obst- und Schattenbäumen versteckt, liegt das freundliche Städtchen, The Dalles, rechts die kahlen Vorberge der Cascaden und vor uns die bewaldeten, sich über einander thürmenden Berge der Cascaden-Kette. Durch dieses Gebirge, fast rechtwinklig mit der Achse desselben, hat der Columbia sich seinen Weg gebahnt. Zu beiden Seiten dieses Passes stehen die elf- bis zwölftausend Fuß hohen, mit ewigen Schneefeldern und Gletschern bedeckten Berge, Hood und Adams, wie ernste Schildwachen.

Auf elegant ausgerüstetem Dampfboote gleiten wir von hier den Columbia hinab. Schon umgeben uns die mit dichter werdendem Wald bedeckten zweitausend Fuß hohen Ufer-Berge. Eichen, Tannen, Fichten und Ahorn bekleiden die steilen Abhänge, während die kleinen Inseln und die niedrigen Ufer mit dem frischen Grün der Balsampappel geschmückt sind. Fast überall treten die steilen Gebirgsmassen unmittelbar an den eine Meile breiten Fluß. Hier und dort sind kleine Niederungen von einigen hundert bis tausend Acres, mit grünen Wiesen, goldenen Aehrenfeldern und weißen Farmhäusern, welche anmuthig aus Obstgärten und Weinbergen hervorlugen. Ungefähr fünfundzwanzig Meilen unterhalb The Dalles erweitert sich das Thal. Das sanft ansteigende Plateau des Hood-River eröffnet sich unsern Blicken nach links, und darüber hinaus, über Eichenhaine, Fichtenwälder, Getreidefelder, Obstgärten und liebliche Wohnsitze ragt in strahlender Majestät die Eispyramide des Mount Hood. Rechts bricht plötzlich aus dunkler, tiefer Schlucht der White Salmon

---

Henry F. Sucksdorf.

Fluß, dessen kalte, schäumende Fluthen von den Gletschern des Mount Adams dem Columbia zueilen. Ein Einschnitt im Gebirge zeigt uns auf einen Augenblick den weißen, gewölbten Scheitel dieses Bergkolosses.

Von hier abwärts nimmt die Großartigkeit der Scenerie zu. Bis zu einer Höhe von fünftausend Fuß steigen die dicht bewaldeten Berge empor. Ueberhängende Felsen; hohe senkrechte Wände, tiefe Schluchten; schräge, mit Geröll bedeckte Abhänge; scharfe Vorsprünge und Zacken; tiefe Rinnen und eine Anzahl Wasserfälle, welche



Oregon: Der Columbiafluß und Mount Hood.

über schwarze Felsenkanten plätschern oder herunterrieseln, — dies Alles und noch mehr zieht in allen möglichen Formen, Gestalten und Farben an dem bewundernden Auge vorüber. Wo nur ein Spalt, eine Ritze, ein Vorsprung dem sich ansammelnden Erdreich einen Halt bot, hat ein Strauch, ein Baum Posto gefaßt und treibt seine Wurzeln wie eiserne Keile in die zerklüfteten Basalt-Felsen. Die Ueppigkeit der Pflanzenwelt ist hier überhaupt erstaunlich. Wir haben die Grenze passirt, welche klimatisch die trockene, holzarme Ebene des mittleren Columbia von den Küstengebieten trennt. Wir sind in dem Bereich des lauen Passatwindes, der aus Südwest

seine Feuchtigkeit uns zuführt, um dieselbe in der kühlen Luft des Hochgebirges als beständige Niederschläge in Gestalt von befruchtenden Nebeln, Regen und Schnee fallen zu lassen. Ueberall, — auf den sturmgepeitschten Wipfeln, wo alle Aeste nach Osten gebogen sind; auf den schroffen Gehängen, in den finsteren Schluchten, selbst da, wo im ewigen Schatten des Gebirges ein Erdrutsch, seit Jahrhunderten nicht aufgethaute Schneebänke mit Kies und Geröll bedeckt sind, — sprossen und grünen riesige Nadelwälder und dichtes Unterholz.

Bei den oberen Cascaden angelangt, nehmen wir die sechs Meilen lange Eisenbahn nach den unteren Cascaden, um die reißenden Stromschnellen zu umgehen. Ein Schiffskanal wird hier gebaut, doch dürfte es anscheinend noch lange dauern, bis eine ununterbrochene Schifffahrt auf dem Columbia hergestellt ist. Bis dahin wird eine Eisenbahn-Gesellschaft von den Reisenden, Kaufleuten und Producenten exorbitante Zölle für die Passirung des Engpasses fordern, gerade so, wie im Mittelalter der grimmige Raubritter es machte. Andere Zeiten, andere Methoden, — nur das Princip, nach welchem der Stärkere den Schwächeren maßregelt, bleibt nach wie vor.

Wieder schwimmen wir den klaren, grünen Strom hinab. Rechts, hart am Ufer, erhebt sich der, an der Basis drei bis vier Acres messende, neunhundert Fuß hohe „Castle Rock" mit seinen senkrecht abfallenden Wänden. Oben auf dem platten Scheitel grünt ein Wäldchen von Douglas-Tannen. Links, am steilen Oregon-Ufer, erblickt man die viertausend Fuß dicke, dunkle Basalt-Schicht. In regelmäßigen, mächtigen, horizontalen Schichten übereinander gethürmt, liegen sie da, die succesiv erstarrten Fluthwellen eines Feuermeers, die beredten Zeugen der Titanenkämpfe grauer Vorzeit. Wie senkrecht übereinander gestapeltes Scheitholz stehen die sechskantigen Basalt-Säulen oder bilden, von Bergbächen durchbrochen, Erscheinungen, wie den Riesen-Fußweg Irlands oder die Fingals-Höhle Schottlands. Aus finsterer Schlucht stürzt plötzlich der Multonomo-Bach über eine 800 Fuß hohe Felswand, um unten angelangt, dem nahen Columbia zuzueilen. Das stark durchbrochene Gebirge ist voll von Schluchten, reißenden Bächen und zahllosen Wasserfällen von allen Höhen und Größen. Jetzt erhebt sich rechts die senkrechte, hohe, drohende Basaltwand „Cap Horn". Kleine Bächlein, von grünen Farrenkräutern umrauscht, rieseln munter herunter und verschwinden plätschernd im Columbia. Die unaufhörliche Brandung hat vorspringende Felsen zu schlanken Pfeilern und zierlichen Zuckerhüten gedrechselt. Etwas unterhalb, auf der andern Seite, ergießt sich der Latourelle-Bach über einen überhängenden, vierhundert Fuß hohen Felsen in ein rundes Becken, in welchem sich zahlreiche Bachforellen ergötzen. Wenn man unter dem Felsen hinter dem Wasserfall steht, genießt man ein herrliches Schauspiel. Wie aus den Wolken gegossen, schießt der Bach herab, löst sich auf in Nebel, Staub und Regenbogen, und verschwindet schließlich mit scharfem Gezisch in dem brodelnden Kessel.

Keine Feder, ja kaum der Pinsel des Malers vermag der überwältigenden, großartigen Pracht des Columbia-Cañons gerecht zu werden. Es ist nicht das Liebliche, das Freundliche, welches hier entzückt, — es fehlen hier dem pacifischen Rhein die Schöpfungen der Kultur, die malerischeu Dörfer und Städte, die herrlichen Burgen und Ruinen, die prächtigen Villen, die reizenden Weinberge und Anlagen seines europäischen Namensvetters. Das Idyllische weicht hier bescheiden zurück, und nur die titanenhaften Formen treten mit imponirender Gewalt in den Vordergrund. Es ist echt amerikanisch, das Land der Riesen-Wasserfälle und der Riesen-Schluchten.

Endlich haben wir die flacheren Ufer des Willamette-Thales erreicht. Die Vorberge der Cascaden werden niedriger und verschwinden allmählich im bläulichen Duft, während die blendend weißen Eiskegel der Kette vor unseren Augen scheinbar höher und höher in den blauen Aether hineinragen. Träumerisch, fast noch betäubt von der Macht der gewaltigen Eindrücke, gleiten wir auf der breiten, spiegelglatten Fläche dahin, — vorbei an dem freundlichen Städtchen Vancouver; vorbei an der Mündung des Willamette; vorbei an Columbia City, St. Helen und Kalama; vorbei an den schroffen Tertiärbildungen des Küstengebirges, welches der Columbia auch durchbrechen mußte; vorbei an Dampfböten, Fischerkähnen, Dampfern und bewimpelten Schiffen nach Astoria nahe der Mündung. Hier müssen wir bleiben, — aber der Columbia eilt rastlos in ungeschwächter Kraft weiter, um jählings, ohne die Gebrechen des Alters empfunden zu haben, mit kühnem Sprunge, selbst schon ein kleines Meer, in den Schooß des größten Oceans zu versinken.

* * *

Das vom Columbia und seinen Nebenflüssen bewässerte Gebiet des „Neuen Pacifischen Nordwestens" umfaßt, vom Stillen Ocean bis zum Hauptzuge der Felsengebirge reichend, die Gebiete von Oregon, Washington-Territorium, Nord-Idaho und West-Montana. Seine Grenze nach Norden bildet die Scheidelinie der Vereinigten Staaten und Britisch-Amerika's, nach Süden die Grenze Californiens und weiterhin die unregelmäßigen Züge der Blue-Mountains, welche sich von der Cascaden-Kette nach den Felsengebirgen hinüberwerfen und hier, als der Nordrand des einstigen amerikanischen Binnenmeeres, den fruchtbaren Pacifischen Nordwesten von den öden Hochsteppen des großen Continentalbeckens des Salzsees trennen. Alles in Allem sind das etwa 225,000 Quadratmeilen, — mehr als die Bodenfläche des ganzen Deutschen Reiches. Die Bevölkerung dieses Gebiets betrug nach der Zählung von 1880 gegen 260,000 Seelen, wird aber unter der gerade seitdem in stetigem Steigen begriffenen Einwanderungsfluth nach dem neuen Nordwesten zum Mindesten auf 300,000 angewachsen sein. Da sie sich im Jahre 1870 noch auf keine 125,000

belief, — von denen 90,000 allein auf Oregon entfielen, — so bietet dieses neueste Land der Union das Bild einer kürzlichen Bevölkerungszunahme, welche selbst innerhalb des Dampf-Aufschwungs, in welchem wir seit Kurzem den ganzen großen Westen begriffen sehen, unser Erstaunen erregen muß.

Oregon wurde von Napoleon I. an die Regierung der Vereinigten Staaten, damals unter Jefferson's Präsidentschaft, gleichzeitig mit Louisiana verkauft. Schon damals protestirte England dagegen, daß dieses nördlich von Louisiana beginnende, noch von keines weißen Mannes Fuß gekreuzte Gebiet sich so weit nach Nordwesten erstrecken solle, daß daraus eine Collision mit seinen, bis zum Stillen Ocean reichenden, canadischen Land-Ansprüchen erwachsen möchte. Und noch gar manches Jahrzehnt hat es genommen, bis diese Grenzfrage schließlich im Jahre 1846*) unter Präsident Polk dahin geregelt wurde, daß der 49. Grad nördlicher Breite auch westlich von den Felsengebirgen die Scheidelinie zwischen Britisch Amerika und der Union zu bilden habe. Aber nicht nur England im Norden, sondern auch Spanien hatte, auf die ersten Entdeckungen seiner alten Seefahrer gestützt, nach Westen hin das Recht der Vereinigten Staaten bestritten, ihren, unter dem Namen von „Oregon" einbegriffenen, französischen Landkauf als bis zum Stillen Ocean reichend zu verstehen. Erst lange nachdem die Amerikaner bereits durch die Erforschungsreisen von Lewis und Clark und die Gründung Astoria's und anderer Handelsposten am Columbia von dem Stromgebiet des letzteren faktisch Besitz ergriffen hatten, erst im Jahre 1819, war von der Madrider Regierung das nordwestliche Territorium bis zur Grenze Californiens in aller Form an die Vereinigten Staaten abgetreten worden. Und in dieser Ausdehnung den ganzen Felsengebirgs- und pacifischen Nordwesten der heutigen Union umfassend, wurde es in einer Größe von 308,000 Quadratmeilen im Jahre 1849 als „Territorium Oregon" organisirt. Die weiße Gesammtbevölkerung dieses kolossalen Landbereichs betrug damals etwas über 13,000 Seelen, die sich fast ausschließlich auf das Willamette-Thal beschränkten. Alles Uebrige, — sowohl die endlosen Wälder des Westens und Nordens, wie die nicht minder endlosen Hochprairieen des Ostens des ungeheuren Territoriums, — gehörte den Indianern, und die Wildbeute dieser Jagdgründe sowie die unerschöpflichen Fischereien des Columbia und des Puget-Sound lieferten Hunderttausenden genügenden Unterhalt.

Wo sind diese Hunderttausende heute hin? Die Antwort ist hier dieselbe, wie überall, wo der weiße Eroberer noch auf amerikanischer Erde in Berührung mit dem Ureinwohner derselben gekommen ist. Gegangen sind sie und vergangen, dem

---

*) Zum letzten Austrage wurde die Frage erst 1872 durch die Entscheidung des zum Schiedsrichter zwischen den beiden Mächten bestellten Kaisers von Deutschland gebracht, der die noch immer streitige Puget-Sound-Grenzlinie quer durch die San Juan da Fuca-Straße zog.

geheimnißvollen Naturgesetze gemäß, welches hier zu walten scheint, und das die bloße Nähe, den bloßen Athem des Kaukasiers zum Verderben des rothhäutigen Menschenkindes macht! Es mag viel sein, wenn sich heute noch 25,000 Indianer im Oregon und Washington Territorium befinden. Noch vor nicht langer Zeit machten sie den weißen Ansiedlern, namentlich östlich von den Cascaden-Gebirgen in den Modoc- und Nezpercès-Kriegen, genug zu schaffen, und fast nirgends ist im Munde älterer Bewohner das grausame Wort: „Nur der todte Indianer taugt etwas!" noch heute so lebendig, wie hier. Jetzt leben sie auf „Reservationen", oder man trifft sie auch gelegentlich in zigeunernden Trupps, welche an Schmutz und Verkommenheit mit den europäischen Pußten-Nomaden erfolgreichst wetteifern. Aber auch an lohnenden Civilisations-Versuchen hat es nicht gefehlt. In den fruchtbaren Prairieen des Big Bend des Columbia, wo unter andern auch der vielgenannte Chief Moses seßhaft ist, giebt es mehr als eine erfolgreiche indianische Acker-Kolonie. Bei Tacoma am Puget-Sound befindet sich eine blühende Indianer-Mission mit Schulen und allerlei industriellem Betriebe. Und endlich liefert die Indianer-Schule von Forrest Grove bei Portland den unwiderlegbaren Beweis, daß das rechtzeitig aus seiner wilden Umgebung entfernte Indianer-Kind durchaus gesittungs- und bildungsfähig ist, und dies auch bleibt, — bis es wieder in der Umgebung seiner Stammesgenossen des leicht und gern gewonnenen Kultur-Firnisses verlustig geht.

* * *

Die Hauptstadt des pacifischen Nordwestens und gleichzeitig auch die größte und wichtigste Handelsstadt sämmtlicher westlich der Felsengebirge liegenden Territorien von 40° nördl. Breite bis hinauf nach Alaska ist Portland. Vom Standpunkt des Landschaftlichen aus ist die Lage der Stadt von ganz ungewöhnlichem Reiz. An einem breiten gewundenen Fluß inmitten eines nicht zu weiten Wiesenthales gelegen, dessen Ränder zu herrlich bewaldeten Hügellehnen ansteigen, sitzt sie so sehr im Grünen drin, daß man sie unwillkürlich die „Gartenstadt des Pacific" nennen möchte. Dazu als weiterer Rahmen: die Ausläufer der Küstengebirge und die Uferberge des Columbia im Westen, im Osten aber das Cascadengebirge mit den in ewigem Schneepanzer in den Himmel hineinschneidenden Landwächtern des Mount Hood im Südosten, und des schimmernden Zwillingspaares Mount St. Helens und Adams im Nordosten, — in der That, man kann in den Vereinigten Staaten lange suchen, bis man eine zweite Stadt findet, deren Lage das Liebliche und Romantische so glücklich verbindet, wie die junge Oregoner Hauptstadt.

Portland liegt etwa hundert englische Meilen vom Ocean, und zehn Meilen vom Columbia-Strom entfernt, also sozusagen mitten im Binnenlande, ist dabei aber doch eine See- und Hafenstadt ersten Ranges. Portland liegt an dem das westliche

Oregon in nördlicher Richtung durchfließenden Willamette, zehn Meilen von der Mündung dieses tiefen und breiten Flusses in den Columbia, so daß die großen Seeschiffe ungehindert die Werften und Docks von Portland erreichen können. Wie überrascht den vom Inlande Kommenden der Anblick des großartigen See- und Hafenlebens inmitten von Wald und Hügelland!

Die zur ersten oregonischen Einwanderung gehörenden Pioniere, welche an der Stelle, wo das heutige Portland steht, ihre Blockhütten errichteten, dachten wohl selbst in ihren kühnsten Träumen nicht daran, daß sie hier den Grund zu einer Stadt legten, die schon so bald eine Rolle im Weltverkehr spielen würde. Und als dann die Niederlassung im Jahre 1851 als Stadt inkorporirt wurde und bald zu wachsen begann, ausländische Schiffe an ihren Landungsbrücken sah, Feuersbrünste, Handelskrisen und andere echt großstädtische Dinge erlebte, da war es plötzlich zu spät, ihre Lage zu ändern, und es blieb nichts Anderes übrig, als aus dem ursprünglich Versehenen wenigstens nachträglich das möglichst Beste zu machen.

Und das ist seitdem auch, soweit es thunlich war, geschehen. Die Stadt erstreckt sich nicht nur in verhältnißmäßig geringer Breite, dafür aber in so ausgesprochenerer Längen-Entwickelung dem Flußufer entlang, sondern ihr Wachsthum vollzieht sich auch auf's Entschiedenste nach Norden, also in der Richtung nach dem Columbia hin. Und da sie auf diese Weise bei einer heutigen Einwohnerzahl von 30,000 Seelen bereits eine Länge von nahezu drei Meilen erreicht hat, so liegt gar kein Grund vor, daß sie sich, bei dem ihr ja eigentlich jetzt erst bevorstehenden wirklichen Aufschwung, in nicht gar zu ferner Zeit bis in die unmittelbare Nähe des Columbia vorangeschoben und damit das weise Beispiel des Propheten nachgeahmt haben wird, der bekanntlich seinerseits zum Berge ging, da dieser nun einmal nicht zu ihm kommen konnte. Bezeichnend für die Zukunftsentwickelung Portland's in dieser Richtung ist die Thatsache, daß der eigentliche Hafen von jeher sein äußerstes Nordende bildet, und daß die „Northern Pacific" und „Oregon Railroad and Navigation Company" eine kleine Stadt von Werft-, Dock-, Brücken- und Bahnhof-Bauten gerade hier anlegten. Der Wasserstand des Willametteflusses ist sehr veränderlich, und man war deshalb in Portland bemüßigt, die Docks auf hohen Pilotenunterbauten anzulegen, welche bei niedrigem Wasserstand dem Hafen ein unschönes Aussehen geben. Dafür ist die innere Stadt desto imposanter, im Charakter der Straßen und Häuser an die beiden Portland nächstgelegenen Großstädte San Francisco und Minneapolis erinnernd. Die Stadt liegt auf dem ebenen Thalboden zwischen dem Fluß und den Bergen der Umgebung; die Straßen sind regelmäßig und hinreichend breit. Im Geschäftsviertel sind die Straßen mit Granitblöcken gepflastert, die Häuser sind dort aus Backstein oder Quadern erbaut, vier bis fünf Stockwerke hoch, und ganz von großstädtischem Ansehen. Wie in San Francisco, so

waren auch in Portland eine Anzahl Feuersbrünste die nächste Veranlassung, an Stelle der Holzgebäude so solide Steinfronten aufzuführen, wie sie heute die dem Flusse zunächst liegenden Langstraßen zeigen. Auf ihnen befindet man sich thatsächlich auf Heerwegen des mannigfachsten Großgeschäfts, von dem ein weites, in stündlichem Aufblühen begriffenes Hinterland mit seinen Civilisationsbedürfnissen abhängt. Aber wie viel Gutes hier auch schon der gefräßige Feuerdämon gestiftet, er scheint damit seine Aufgabe noch keineswegs für vollbracht zu halten. Es ist eine in Portland selbst am Wenigsten geleugnete Thatsache, daß es keine Stadt in der Union giebt, in welcher Brände so sehr zur Tages-, beziehungsweise Nacht-Ordnung gehören, wie hier. Ein Blick auf die hier jedes übliche Maß übersteigenden Prämienansätze der Versicherungs-Gesellschaften bietet die beste Illustration dieses feurigen Nothstandes.

Wie San Francisco hat auch die jüngere pacifische Hauptstadt ihre Chinesen und das von diesen gelben Ratten des großen Westens unzertrennliche Chinesen-Viertel. Und hier wie dort hat es sich mitten im Herzen der Stadt eingenistet, nur mit dem für Portland günstigen Unterschied, daß das für letzteres bei der geringen Breite seiner langgestreckten Anlage nicht so schlimme Folgen hat, wie in dem nach allen Seiten hin gleichmäßig arrondirten Stadtweichbilde am Goldenen Thor. Aber darum ist es an sich nicht weniger überraschend, auch hier das Himmlische Reich mit allen seinen Paraphernalien plötzlich, wie einen soliden Keil mitten durch das rege und großstädtische Bild amerikanischen Stadtverkehrs und Stadttreibens, wie es gerade die beiden Hauptgeschäftsstraßen Portlands bieten, hindurchschneiden zu sehen und diesen Keil selbst durchkreuzen zu müssen, um jenseits desselben wieder aus China nach Amerika zu gelangen. Da fehlt vom chinesischen Fleisch-, Frucht- und Cigarren-Laden bis zum Josh-Tempel, von der Opium- und Spiel-Hölle bis zum Theater, das sich fast zu allen Tages- und Nachtzeiten durch seine weithin gellende und dröhnende Musik dem Publikum anzeigt, nichts, dessen John Chinaman bedarf, um sich auf amerikanischem Boden ganz „bei sich" zu fühlen. Vor allen Dingen ist es die letztgenannte dieser mongolischen Institutionen, deren künstlerische Genüsse der auswandernde Sohn des Reiches der Mitte bekanntlich mit derselben Gewissenhaftigkeit überall mit hinnimmt, wie seine schmutzigen Schlafstätten und seine Opiumfreuden, auf welche die Portlander Chinesen besonders stolz sind.

---

4. Längs der Westküste des Continents.

Die Entfernung vom Goldenen Thor nach der Columbia-Mündung beträgt über See fünfhundert und fünfzig Meilen. Sie wird von den Dampfern der mit der Nord-Pacificbahn administrativ verbundenen „Oregon Railway and Navigation

Company" in zwei Tagen zurückgelegt. Die Fahrt bis Portland, welche in einer Länge von weiteren hundertundzehn Meilen erst den Columbia, sodann eine kleine Strecke den dem letzteren von Süden her zuströmenden Willamette hinauf auf denselben Dampfern zurückgelegt wird, nimmt einen anderen halben Tag in Anspruch. Obschon die ununterbrochene Eisenbahnverbindung zwischen San Francisco und Portland bereits hergestellt ist, so wird ein großer Theil des Verkehrs zwischen diesen beiden



Ansichten aus Alaska.

wichtigsten pacifischen Handelsplätzen noch immer durch die Dampfer-Flotille der genannten Compagnie besorgt. Dieselben gehen neuerdings regelmäßig alle vier Tage von den beiden Hafenplätzen ab. Außerdem unterhält die Compagnie eine regelmäßige Dampfer-Verbindung zwischen San Francisco und dem Puget Sound und in den Sommermonaten auch eine solche mit Sitka, der Hauptstadt Alaskas, welches, wie hier gleich bemerkt sei, durchaus nicht der in ewigem Schnee und Eis



Gebirgs-Scenerie in Britisch Columbien.

vergrabene arktische Platz ist, als welchen unsre Phantasie sich es häufig vorzustellen liebt. Die Landverbindung zwischen dem Columbia und dem Sacramento bildet in ihrer Vollendung eine der interessantesten Bauten des an anziehenden Bahnlinien ohnehin schon jetzt so reichen pacifischen Westens. In zwei der gesegnetsten Flußthälern, dem des Willamette, und, südlich von der Wasserscheide des Shasta Bergriesen, in jenem des Sacramento hinführend, mit dem steten Ausblick auf die Kaskaden-Kette und die sie südwärts fortsetzende Sierra Nevada, wird diese Bahn nicht nur die große Verkehrs-Pulsader eines der herrlichsten Kulturländer des nordamerikanischen Kontinents, sondern auch einen wahren Heerweg des Genusses für den Vergnügungsreisenden bilden.

Aber auch die Ocean-Reise bietet dem Letzteren gar Manches, was nicht jede Meerfahrt zu bieten vermag. Ihre verhältnißmäßige Kürze und die in jeder Beziehung vortrefflichen und zuverlässigen Dampfer, auf denen sie zurücklegt wird, machen es allein schon zu einer im Leben jedes Touristen interessanten Periode, auch einmal den Stillen Ocean befahren zu haben, der freilich nicht immer diesen Namen verdient. Aus dem von allerhand Befestigungen, Leuchtthürmen und sonstigen Hafenbauten flankirten Goldenen Thor herausdampfend, sieht man zur Linken die aus den Fluthen ragenden Klippen, auf denen die berühmten Mündel und Pfleglinge der San Franciscaner, die Seelöwen des Cliff House, ihr wunderliches Wesen treiben. Gerade aus, in weiter Ferne, dämmern die Felsen-Inseln der Farallones, oft nur gleich hellblauen Flecken über der dunkelblauen Meerfläche. Zur Rechten gegen Norden aber steigen jene braunen, in ihrer stellenweisen Jähheit wie zur Anlage eines amerikanischen Gibraltar auffordernden Felsen des nördlichen Thorpfeilers des Goldenen Thores auf, um welche der Dampfer in vorsichtigem Bogen herum gleitet, um das Fahrwasser des offenen Oceans zu gewinnen. Eine halbe Stunde noch, und auf des letzteren bewegten Fluthen beginnt er die nordwärts gerichtete eigentliche Meerfahrt. Wie ein ununterbrochener starrer Gebirgswall bleibt ihm die Küstenkette zur Rechten. Keine Einbuchtung, keine Lücke, — obgleich es deren an einigen Stellen giebt, — vermag das Auge von Bord des Dampfers aus in dieser geschlossenen Bergmauer zu entdecken. Keine Ortschaften, keine auch noch so dürftigen Kultur-Anlagen erscheinen am Strande. Hie und da ein Leuchtthurm, hie und da ein Fischer-Anwesen, — das ist Alles, wodurch die Hunderte von Meilen dieser malerischen Küste gelegentlich auch eine leichte Zuthat von menschlicher Staffage bekommen, welche darauf hindeuten könnte, daß jenseits dieses Gebirgswalles die gesegneten Gefilde Nord-Californiens und West-Oregons liegen. Es ist, als ob eine eifersüchtige Schöpfung dieselben gegen den Ocean habe sorglich abschließen wollen. Erst dort, wo sich der Columbia seinen Weg durch diese ununterbrochene Ufermauer erzwungen, öffnet sich zum ersten Mal der fest geschlossene Küstengebirgs-Zug, um zwischen weit

aufgeworfenen Berg- und Felsen-Thorflügeln diesseits der schäumenden Barre dem König der pacifischen Ströme auch eine wahrhaft königliche Mündungs-Breite freizulassen.

Ein großartigeres und zugleich anmuthigeres Fluß-Panorama, als das der Einfahrt in den Columbia, ist nicht leicht zu erdenken. Berge, bis zur vollen Gebirgshöhe ansteigend, auf allen Seiten. Die beiden äußersten Vorgebirge, Cap Hancock im Norden und Tillamock Head im Süden, etwa zehn Meilen von einander entfernt. Zwischen ihnen, durch lange Kämme weißen Schaumes angezeigt, die Linie der gerade bei diesem Fluß so sehr gefürchteten Barre. Hinter ihnen und den übrigen unmittelbaren Uferbergen und Uferfelsen höheres Gebirge mit mächtigen Rücken und Kämmen, über welche hinweg von Süden her der täuschend einem gigantischen mexikanischen Sattel ähnliche Saddle Mountain aus einer Höhe von 7000 Fuß herübergrüßt. Alle diese Berge, Bergrücken und Bergabhänge aber, mit einem Wort, dieses ganze Berg- und Gebirgsland, durch welches der meersundbreite Strom sich hier seinen Weg erzwungen hat, ist mit endlosen dichten Waldungen bedeckt, welche sich nach der Seeseite zu bis in die Brandung, an den Ufern des Flusses bis in die Wasser desselben hinunterschieben. Das Ganze ein Wald- und Bergstrom von solcher Herrlichkeit und Majestät, wie ihn die gemäßigte Zone unseres Erdballs kaum zum zweiten Male aufweist!

Wir haben dem Willamette und der an seinen Ufern hingelagerten Hauptstadt von Oregon, Portland, bereits unseren Besuch abgestattet und wollen nun per Eisenbahn und Dampfer einen Ausflug nach dem herrlichen Puget Sound unternehmen.

Von dieser im Ganzen etwa zweihundertundfünfzig Meilen betragenden Fahrt wird das erste Drittel, von Portland bis Kalama am Columbia, per Dampfer; das zweite, von Kalama bis nach dem an der Spitze des südlichsten Fjordes des Puget Sound liegenden Takoma, auf der ältesten pacifischen Strecke der Nord-Pacificbahn; der Rest endlich, von Takoma nach Victoria auf Vancouver wieder per Dampfer zurückgelegt. Jede dieser drei Arten der Reise hat ihre besonderen Reize und Schönheiten, die in der Erhabenheit der Wasser-, Wald-, Hügel- und Hochgebirgs-Scenerien des Puget Sounds ihren krönenden Abschluß finden.

Die erste von ihnen, die Fahrt auf dem Columbia in der Wald- und Hügel-Herrlichkeit seines unteren Laufes benutzen wir dieses Mal nur dazu, um im Vorüberdampfen einen Blick auf die weltberühmte Lachsindustrie dieses Flusses zu werfen, der man allerdings nach den keineswegs sehr eleganten, oft nur eben auf nothdürftigem Pfahlwerk zwischen den Fluß und das unmittelbar von ihm aufsteigende Ufer eingeklemmten Etablissements, den sogenannten „Canneries", zu urtheilen, diese Weltberühmtheit kaum ansehen würde. Aber Zahlen beweisen nun einmal mehr in diesen materiellen Tagen, als malerische Arrangements und imponirende Aeußerlichkeiten,

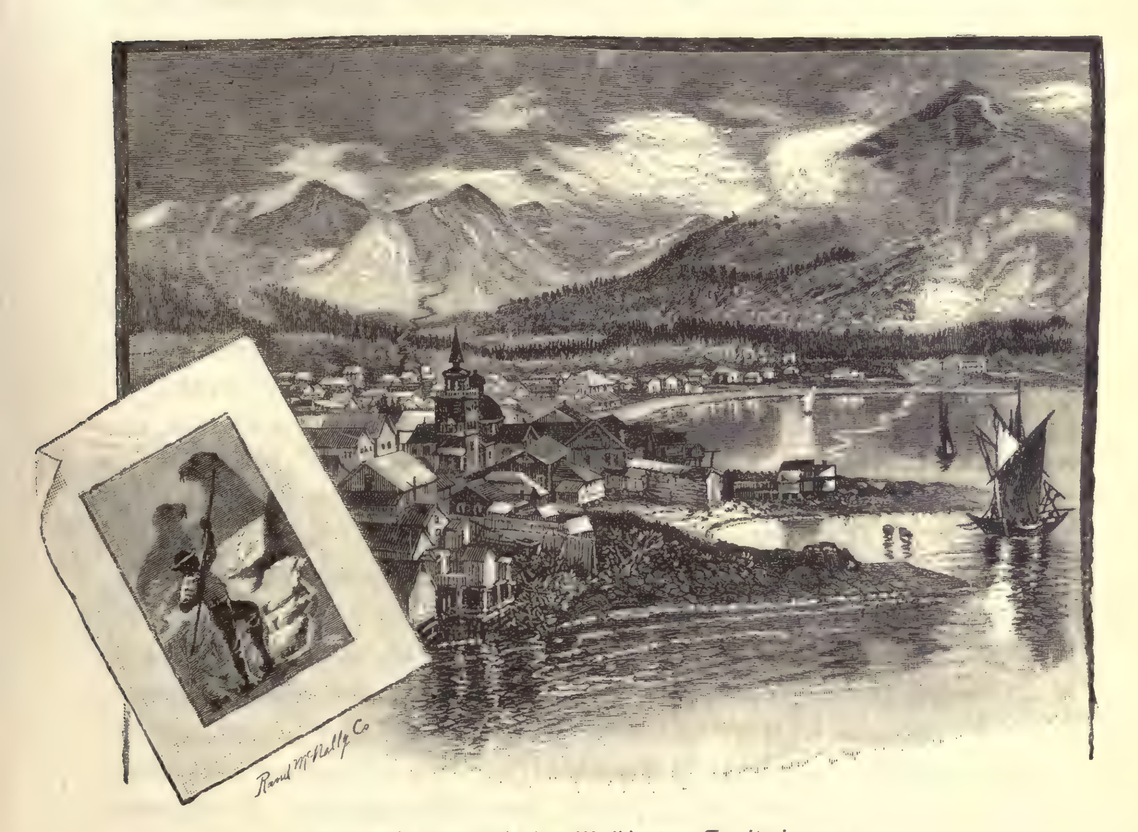
und so wird man auch aus den nachstehenden statistischen Angaben neuesten Datums über die große Lachs-Industrie des Columbia einen ungleich besseren Begriff von derselben gewinnen, als aus dem erfolgreichsten Versuch, die Lachs-Packereien mit ihrer chinesischen Arbeiter-Staffage zu beschreiben. Die von der Mündung des Columbia, wo die Lachsindustrie in Astoria ihren naturgemäßen Mittelpunkt hat, bis zu den Kascaden und den Dalles, vom 1. April bis zum 31. Juli jedes Jahres mit dem Fang des werthvollen Fisches beschäftigten Boote wurden 1883 auf dreizehn-



Der Hafen von Sitka, Alaska.

hundert, das in der Ausrüstung an Netzen und sonstigen Geräthen angelegte Capital auf eine und drei Viertel Millionen Dollars beziffert. Die Zahl der „Canneries" selbst, in denen die gefangenen Fische zertheilt, präparirt und dann in den bekannten Blechbüchsen gesotten, verlöthet und endlich dutzendweise in Kisten verpackt zum Versand fertig gestellt werden, betrug einundsechzig. Das von ihnen aber verfrachtete gesammte Campagne-Ergebniß belief sich auf 530,651 Kisten im Gesammtwerth von 2,800,000 Dollar. Wenn man bedenkt, daß diese Industrie erst etwa seit sieben bis

acht Jahren besteht, — so wird man sich angesichts solcher Zahlen eines gerechten Staunens nicht enthalten können. Freilich geht mit dem Staunen auch hier die nun einmal in Amerika auf keinem Gebiet der gewerbsmäßigen Naturausbeutung zu unterdrückende Sorge ob der damit verknüpften Verwüstung Hand in Hand. Und in der That hatte sich Ende der siebziger Jahre eine so bedenkliche Verminderung der alljährlich zur Erledigung ihrer Laichverpflichtungen vom Ocean in den Columbia einwandernden Lachs-Heerschaaren bemerklich gemacht, daß selbst die Behörden



Seattle, die Hauptstadt des Washington-Territoriums.

von Oregon von dieser Sorge ergriffen wurden. Es wurde eine auf vier Monate beschränkte Fangzeit fest gesetzt; gewisse Fangmethoden, durch welche die zwei- und dreifache Anzahl der zu verwendenden Fische zwecklos getödtet ward, wurden verboten, und noch andere Maßregeln zum Schutz und zur Förderung der Lachs-Industrie ergriffen.

Bei Kalama auf dem rechten Columbia-Ufer betreten wir den Boden des Territoriums Washington. Hier, wenn irgendwo im Bereich der Vereinigten Staaten,

wird man im Lauf der nächsten zehn Jahre sehen und studiren können, was die Worte „amerikanisches Wachsthum“ und „amerikanische Entwickelung“ zu bedeuten haben. Bis zu einem gewissen Grade kann man es freilich schon jetzt. Als es 1853 mit Idaho zusammen als ein großes eigenes Territorium von Oregon abgetrennt wurde, hatte es auf etwa 120000 Quadratmeilen 3965 zählbare weiße Einwohner. In seiner heutigen Größe von 64994 Quadratmeilen hatte es deren nach dem Census von 1880: 75120, ist es mithin unter Zurechnung der seitdem erfolgten neuen Zuwanderung längst zur „Verstaatlichung“ von Congresses Gnaden reif geworden.

Die Eisenbahnfahrt von Kalama nach Takoma führt den Reisenden direkt nordwärts, so daß er beständig das Kascaden-Gebirge mit seinen waldigen Langkämmen, aus denen von Zeit zu Zeit die, die unvergleichliche Sonderschönheit dieses herrlichen Gebirges bildenden, mit ewigem Schnee gepanzerten alten Riesenvulkane aufragen, zu seiner Rechten hat. Kann er beim Besteigen der Bahn in Kalama, halb rückwärts gewendet, noch den Mount Hood wie einen blendenden Eiskegel an dem blauen Horizont, und mehr zu seiner unmittelbaren Seite das schneeige Zwillings-Paar des Mount Adams und Mount St. Helens über die sie umgebende Wald- und Gebirgswelt aufragen sehen, so tritt schon nach wenigen Meilen der herrlichste von allen, der scheinbar aus der Tiefebene selbst, wie ein blendender Eiszacken, zu seiner vollen Montblanc-Höhe aufschießende Mount Reynier in seinen Gesichtskreis, um nicht wieder daraus zu verschwinden. Wie der unerschütterliche Wächter dieses ganzen Wald- und Seegebiets erhebt er sein stolzes Haupt über den Puget-Sound. Man meint, diesen letzteren auf flüchtigem Dampfer befahrend, der Berggigant stände unmittelbar an dem letzten Ausläufer desjenigen seiner Fjorde, in den man gerade hineinblickt. Und doch beträgt seine geringste Entfernung von irgend einem Uferpunkt volle sechzig Meilen! Diese Fjorde selbst aber in ihren hundertzackigen, von den coulissenartig in die grüne Meeresfluth hinein ragenden Tannenwaldungen eingefaßten Ausläufern zu schildern, das muß füglich dem Maler überlassen werden, vorausgesetzt, daß er über einen Proteus-Pinsel verfügt, der die proteisch-wechselnde Bilderfülle, durch welche uns der in Takoma wieder bestiegene Dampfer auf der Schlußfahrt bis Victoria hindurchführt, festzubannen vermag.

Nicht lange, und zum Mont Reynier in seiner unberührbaren Majestät gesellt sich weiter nordwärts der ihm gleiche Mount Baker. Im Westen aber, an der Küste des Oceans, steigen die Küstengebirge plötzlich zu der achttausend Fuß hohen Olympic-Kette auf, welche, von der Mitte des September an mit Schnee bedeckt, kaum noch des allabendlichen Alpenglühens bedürfte, um alle Zauber der europäischen Schweiz hier im äußersten amerikanischen Westen wieder lebendig zu machen. Und dazu an den Ufern des Sound und seiner Ausläufer selbst zahllose Sägemühlen,

aufblühende Städte, Eisenbahnlinien und Dampferdépôts, — fürwahr, wer hier, inmitten der herrlichsten Natur, nicht auch zugleich den vollsten Werde-Puls amerikanischer Civilisations-Eroberung fühlt, und unter den Schlägen desselben diese große Natur nur noch größer findet, als sie es ohnehin ist: dem wurde einfach der Sinn für Beides, für Natur- und Menschen-Schöpfung zugleich, versagt!

Seinen höchsten und unvergleichlichsten Reichthum besitzt dieser neue Pacifische Nordwesten entschieden in seinen Holzschätzen. In Oregon dehnen sich östlich und westlich des Kaskaden-Gebirges, vornehmlich aber in dem eigentlichen pacifischen Gebiet des Staates, Waldungen hin, welche noch nie der Fuß des Pioniers, Holzfällers, Jägers oder Fallenstellers gekreuzt. Ueberall ist hier, wie auch an den Nordabhängen der Blue-Mountains, der Ueberfluß an brauchbarem Nutzholz, vor allen Dingen an der herrlichen Waldkönigin des pacifischen Nordwestens, der Douglaß-Tanne, so groß, daß noch auf Jahrzehnte hinaus von hier aus drei und vier Mal so große, aber holzarme Gebiete mit diesem unerläßlichen Geschenk der Pflanzenwelt versorgt werden könnten. Und doch beginnt das eigentliche Waldparadies erst nördlich vom Columbia im Washington-Territorium, wo es sich von den Küstengebirgen über die Kascadenkette hinweg bis zu den hier die Felsengebirge flankirenden Bitter root Mountains erstreckt, um Berg, Thal und Ebene in eine Urwaldfülle und Urwaldpracht zu hüllen, welche sich am Ocean und den zackigen Fjorden des Puget-Sound bis unmittelbar in die brandende Weltmeerfluth selbst hinabschiebt. Man schätzt das Bauholz, welche die bis zu 200 und 250 Fuß kerzengerader Höhe aufgeschossenen Riesen dieser Tannen-Wildnisse liefern, auf 25000 Fuß per Acre, und die letzte große Ländermessung, welche zwischen dem Columbia und Puget-Sound stattgefunden, beziffert den ganzen hier angehäuften Schatz lebendigen Holzes auf 160000 Millionen Fuß, — eine Zahl, deren Bedeutung man sich erst durch einen Fachmann klar machen lassen muß, um einen Begriff von Dem zu bekommen, was sie vorstellt. Das bis jetzt, d. h. in den letzten fünfunddreißig Jahren aus dieser Holzschatzkammer mit der Axt entnommene und in den Sägemühlen des Puget-Sound und des Columbia-Flusses verarbeitete Holz wird auf 2500 Millionen Fuß geschätzt, — allerdings nur eine verschwindende Kleinigkeit gegen jenen 160000 Millionen Reichthum. Aber wie die amerikanische Civilisation in ihrem Schaffen und Hervorbringen in wahrhaft gespenstischer Hast voranjagt, so stürmt sie auch als Vernichterin mit losesten Zügeln einher. Und wie uneinnehmbar auch noch in diesem Augenblick die Waldbollwerke erscheinen mögen, mit welchen die Natur hier den ganzen Nordwesten bewehrt hat, so ist es, als sollte man angesichts der schon den ganzen Puget-Sound umschnaubenden Sägemühlen, und angesichts der unablässigen Waldbrände, die hier zum Himmel lodern, bereits jetzt die Frage aufwerfen: Wie lange wird nach der Vernichtung der Forsten Wisconsin's und Minnesota's wohl der große „Kulturkampf"

mit dieser reichsten aber auch letzten Holz-Schatzkammer der Vereinigten Staaten dauern?

Aber wie dem auch sei, für denjenigen, welcher den Puget-Sound und Washington mit offenem Auge bereist hat, kann kein Zweifel mehr bezüglich der Zukunft dieses Landes bestehen. Washington wird in nicht zu ferner Zeit zu einem großen, volkreichen Staate geworden sein, welcher vielleicht an der Küste des Stillen Ozeans dieselbe Rolle spielen wird, wie etwa Pennsylvanien an jener des Atlantischen Ozeans. Die jungen Städte Tacoma, Seattle u. s. w. werden zu Riesen heranwachsen, und selbst das bisher als öde und unfruchtbar gehaltene Territorium Alaska, weiter nördlich, ist berufen, in einigen Dezennien keine geringe Rolle zu spielen. Von Sitka, der Hauptstadt und gleichzeitig dem Hauptthafen des Territoriums aus, wurden in neuester Zeit mehrere Forschungsreisen unternommen, welche besonders die südliche Hälfte Alaska's zum Ziele hatten, und denen wir eine genauere Kenntniß des neuesten Territoriums der Vereinigten Staaten verdanken. Die Nachrichten großen Wald- und Wildreichthums, sowie die Entdeckung ungewöhnlich reichhaltiger Goldlager werden gewiß eine größere Auswanderung dorthin zur Folge haben, und den Grundstein zur Besiedelung dieses Landes bilden, dessen weiße Bevölkerung augenblicklich nur aus beiläufig vierhundert Seelen besteht. —

III. Der Südwesten.

---

1. Neu-Mexiko.

Wie die alte Republik südlich des Rio Grande, so war auch ihre ehemalige Provinz, das gegenwärtige Territorium der Vereinigten Staaten von Neu-Mexiko bis auf die jüngste Zeit ein Reich vergangner Herrlichkeit. Es ist ja das Land, über das einst Montezuma den Herrscher-Stab geschwungen, das Land romantischer Ruinen und Tempel, in dem noch heute Spuren einstiger Größe und Kultur zu finden sind. Den Göttern geweihte Paläste und Brunnen, Gefäße und Urnen sprechen von der vergangenen Herrschaft der Azteken, — alte Klöster, verlassene und zerfallene Kirchen und Festungen zeugen von der vergangenen Herrschaft alt-spanischen Mönchthums und spanischer Soldateska.

Neu-Mexiko ist sicher eines der interessantesten Länder der Vereinigten Staaten, denn es hat eine Geschichte, groß, bewegt und unglücklich, wie das Land der Incas. Es ist merkwürdig, daß all' die großen Territorien, über die einst Spanien geherrscht,

heute verfallen, verödet und von Bürgerkriegen zerrissen sind, wie das Mutterland selbst. Glücklich jene Länder, die aus den stiefmütterlichen Händen der Hidalgo's in die der thätig-schaffenden anglo-sächsischen Raçe übergegangen sind! Glücklich Neu-Mexiko, daß es von Amerikanern erobert wurde und gegenwärtig von Amerikanern der Kultur und Zivilisation wiedergegeben wird! Ich war auf meinen ersten Streifzügen im Jahre 1876 noch Zeuge des geistigen Kampfes zwischen Amerikanern und Mexikanern, hatte jedoch gelegentlich meiner späteren Reisen sechs und acht Jahre nachher die Genugthuung wahrzunehmen, daß der „White Conquest" bereits vollzogen war, und Neu-Mexiko mit seiner anglo-amerikanischen Bevölkerung wahrer Blüthe entgegensieht! —

Man darf sich den Charakter der spanischen Bevölkerung von Neu-Mexiko, ihre Lebensweise und ihre Gebräuche nicht wie jene Californiens vorstellen. Wohl war Californien ehemals auch ein Land der spanischen Sprache, aber seine Bevölkerung ist jetzt vermischt mit den amerikanischen Einwanderern, sie ist schon seit Dezennien in stetem Verkehr mit ihnen, sie hat ihre guten und schlechten Eigenschaften mit angenommen. Neu-Mexiko jedoch wird in seinen entlegeneren Theilen noch von den Abkömmlingen jener Spanier bewohnt, die einst unter Ferdinand Cortez in das Land gekommen. Abgeschlossen von jedem äußeren Einflusse, haben sie großentheils die Sitten und Gebräuche des alten Spaniens, wie es vor drei Jahrhunderten war, bewahrt. Und während sich die neu-spanische Bevölkerung Californiens mit der zivilisirten amerikanischen Raçe vermischte, ging in Neu-Mexiko die Vermischung seiner altspanischen Bevölkerung mit den dort ansässigen, angestammten Indianern, mit den Pueblos, den Navajos, Apaches, Comanches und Mancos, vor sich. Aber sie hob die Indianer nicht auf ihre höhere Kulturstufe, sondern wurde selbst auf den niederen Standpunkt der Indianer herabgezogen, so daß dadurch eine eigene Menschenklasse entstand, die in ihrem entfernten, bis vor wenigen Jahren wenig besuchten und wenig gekannten Lande von der anglo-amerikanischen Kultur bisher unberührt blieb*).

Erst in der neuesten Zeit, als der Reichthum des Landes an Gold und hauptsächlich an Silber etwas bekannter wurde, lenkte sich der Strom anglo-sächsischer Einwanderer nach den Bergen Neu-Mexikos westlich des Rio Pecos und des Rio Grande, und diese Mineure wurden auch zu Pioniren der amerikanischen Kultur, die dieses ungeheure, abgelegene Land allmählich zu erleuchten beginnt.

An dem Theil Neu-Mexikos, den wir vor zehn Jahren auf dem Wege von Trinidad in Süd-Colorado nach der Hauptstadt Santa Fé zu durchziehen hatten,

*) Das Territorium Neu-Mexiko umfaßt einen Flächenraum von über 120,000 engl. Quadratmeilen mit einer Einwohnerzahl von 111,000, von der etwa 28,000 Indianer, der Rest größtentheils Mexikaner und nur etwa 8000 Anglo-Amerikaner sind. Die Zahl der Deutschen beträgt etwa 1500.

war daran allerdings nur wenig zu bemerken. Damals war die große Eisenbahn, welche Neu-Mexiko heute von Nord nach Süd, dem Rio Grande entlang, durchzieht, noch nicht begonnen. Das Land sah im Gegentheil gerade so aus, als wäre es seit der Erschaffung der Welt von der schaffenden, aber auch gleichzeitig zerstörenden Hand des Menschen verschont geblieben. Die wenig belebte Route windet sich durch eine fruchtbare, aber vollständig unbebaute Ebene, viel schöner und wasserreicher, als die Steppen von Texas und Colorado. Alle Stunden kreuzt der Weg irgend einen Nebenfluß des fernen Red River, von denen der Cimarron und Ocate die bedeutendsten sind. Im Westen, kaum zwanzig Meilen von dem Trail entfernt, erheben sich die Frontketten der Felsengebirge. Eine Kette hinter der andern steigt hier empor, die erste mit Gras, die zweite mit Wald, die dritte mit Wolken, die vierte mit Schnee bedeckt. Im Norden begrenzen sie zwei ungeheure, in die Region des ewigen Schnees ragende Felsenkegel: Las dos Hermañas, die „beiden Schwestern", von den Indianern die „Zwillingssitze", von den Amerikanern „Spanish Peaks" genannt. Sie gehören zu den schönsten und höchsten Bergen des südwestlichen Amerika und sind in ihrer Form so schlank und symmetrisch, daß man sie in Egypten für ein Paar gewaltige Pyramiden ansehen könnte.

Die zweit-höchste Erhebung dieser gewaltigen Ketten ist der Turkey oder Sultan Mountain, mit seinen drei hohen, graziösen Spitzen. Wie diese prächtigen Gipfel zu dem türkischen Namen kamen, ist für den ersten Moment unerklärlich. Wenn man jedoch über die Zustände der hispanisch-indianischen Bevölkerung und die Stellung des Weibes in diesem Theile des Landes ein wenig nachdenkt, dann nimmt es einen Wunder, daß man dem ganzen Gebiete nicht den Namen Sultanland oder „Neu-Türkei" beigelegt hat.

Die ersten Menschen in diesem schönen, aber verödeten Theile von Spanisch-Amerika fanden wir erst in dem 90 Meilen von Trinidad entfernten am Rio Moro gelegenen Fort Union, und hier waren es zumeist Amerikaner aus den „States", Soldaten, Kaufleute und deutsche Juden. Die wenigen Mexikaner waren größtentheils Pferdeknechte und Fuhrleute, sonnverbrannte, verwitterte Gestalten mit indianischem Aussehen und zur Hälfte indianischem Blut in ihren Adern.

Fort Union war bis zur Eröffnung der Eisenbahn abermals einer jener Prairiehäfen, die man in den weiten Steppen, zwischen Mississippi und Felsengebirge jetzt noch überall da findet, wo noch keine Eisenbahn hingedrungen. Es ist gleichzeitig einer der größten Militärposten der westlichen Steppen und das Proviant-Dépôt von fünfzig anderen, im Umkreise von fünfhundert und mehr Meilen liegenden kleineren Forts und Militärposten, die alle von hier aus mit Truppen, Pferden, Munition und Lebensmitteln versehen werden, und deshalb bietet es einen den Begriffen eines europäischen Reisenden ganz verschiedenen Anblick dar. Von jenen mit Wällen und

Gräben, Bastionen und Flächen umgebenen, mit Kanonen gespickten Forts des hochcivilisirten Europa ist hier keine Spur vorhanden. Alle die sogenannten „Forts“ in den Prairien sind weiter nichts als Proviant-Magazine oder wenn der Ausdruck erlaubt ist „Militär-Hôtels“, wo die etwa auf Expeditionen gegen die Indianer begriffenen Truppen Unterkunft und Lebensmittel finden können. Die Gebäude liegen offen, frei von jeder Umwallung, in der Ebene und kommt es wirklich zu einem Kriege in diesen Länderstrichen, dann bilden die Bajonette der Soldaten Mauern und Wall.

Wie bemerkt, ist Fort Union eines der größten Feldmagazine und war zur Zeit unseres Besuches außer einigen Compagnien Truppen noch von mehreren tausend Menschen bewohnt, die ihr Lager in Zelten und Bretterhütten außerhalb des Forts aufgeschlagen hatten. Stündlich sah man große Wagenkolonnen aus Texas, Neu-Mexiko und Arizona kommen und gehen. Der Platz war voll des regsten Lebens, die Schmiedewerkstätten, Sattlereien u. s. w. in voller Thätigkeit. Von dem großartigen, hier im fernen Westen thatsächlich überraschenden Verkehr kann man sich leicht eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß die Sattlerei allein über tausend Werkleute beschäftigte.

Diesem Verkehre wurde freilich schon einige Jahre nachher durch die von Colorado nach Santa Fé zu erbauende Eisenbahn der Lebensnerv unterbunden. Das Volk von Neu-Mexiko befindet sich noch im Zeitalter der Postkutsche, mit dieser wurde es verdrängt um den Anglosachsen mit ihren Eisenbahnen Platz zu machen.

Von Fort Union führt der alte Santa Fé Trail am Fuße der Berge entlang nach dem zwanzig Meilen entfernten Las Vegas, einer ziemlich lebhaften, von etwa achttausend Halbblut-Mexikanern und Amerikanern bewohnten Stadt am Fuße der Gebirge. Hier ist die deutlich markirte Grenze der amerikanischen Prairie, die sich, wenn wir nordwärts blicken, in sanften, grünen Wellenlinien wie ein Ocean ausdehnt, so weit das Auge reichen kann. Wie Inseln ragen aus ihr einzelne erloschene Vulkankegel und Mesas empor, aber selbst diese verschwinden in der Ferne. — Las Vegas hat sich, seitdem es unter amerikanische Herrschaft gekommen, bedeutend gehoben, ja es hat seit der Vollendung der Eisenbahn sogar einen großen Theil des Handels von Santa Fé, der Hauptstadt, an sich gezogen.

Was man heute unter Las Vegas versteht, die etwa 8000 Einwohner zählende wichtigste Stadt des nördlichen Neu-Mexiko, ist ebenso ein Produkt der neumexikanischen Eisenbahn-Invasion, wie der einige Meilen weiter westlich am Fuße der Gebirge liegende Badeort gleichen Namens. Es war am 30. November 1878, an welchem die Atchison-Topeka-Santa-Fé-Bahn von Süd-Colorado her über den Raton-Paß die ersten Eisengeleise legte, welche den Boden des Territoriums je berührt hatten. Ein halbes Jahr darauf, im Sommer 1879, wurde das als Station des alten

„Santa Fé Ueberlandweges" seit Jahrzehnten bestehende Adobe-Nest Las Vegas Endpunkt und einstweiliges Hauptquartier des gewaltigen südlichen Pacificbahn-Baues, und damit war daselbst auch das große, zehntausend und mehrköpfige Eisenbahn-Heerlager mit allen seinen wüsten Paraphernalien, aber gleichzeitig auch mit allen Vorbedingungen des künftigen gefestigten und geordneten Gemeinwesens eine über Nacht vollendete Thatsache. Es bedurfte nur eines Jahres und des in seinem Verlauf erfolgten weiteren Voranschiebens des Eisenbahn-Pandämoniums, und die neue amerikanische Handelsstadt und wichtige Bahnstation Las Vegas stand so schmuck, stattlich und modern da, daß das alte verstaubte Lehm-Gewinkel, welches bis dahin diesen Namen getragen, ganz in Staub und Vergessenheit versunken wäre, wenn nicht die unternehmenden Neustädter es gnädig durch eine Pferdebahn mit sich verbunden hätten. Ob sich diese Pferdebahn rentirt, ist freilich eine andere Frage.

Die „Aguas Calientes" von Las Vegas, welche in dem nahen Cañon des Gallinasflusses entspringen, waren seit Menschengedenken den Indianern und den Spaniern des Territoriums ebenso bekannt, wie ihre segensreiche Heilkraft. Auch sind sie in Neu-Mexiko keineswegs die einzigen ihrer Art, wie denn überhaupt der ganze Große Westen, auch abgesehen von der gigantischen Hexenküche des Yellowstone-Wunderlandes, mit Thermen und Wasservulkanen der verschiedensten Art übersät ist. Aber die des Gallinas-Flusses leiten ihre Berühmtheit bereits ebenso aus der Zeit der Alleinherrschaft des rothen Mannes her, wie jene Wunderquellen in Arkansas, nach denen die Indianer, Ponce de Leon von Florida und De Soto von der Mississippi-Mündung aus als nach der ersehnten Quelle der ewigen Jugend wiesen. Auch von den heißen Wassern des Gallinas berichtet Coronado's Historiograph, der gewissenhafte Castaneda, Aehnliches, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Eingeborenen Neu-Mexiko's bereits zur Zeit des Cortez ihre Rheumatismen in den Wassern des heutigen Felsengebirgs-Wiesbadens von Las Vegas zu heilen verstanden.

Da die fünfundzwanzig heißen Quellen an der Stelle, an der sie an's Tageslicht treten, zu heiß waren, um eine andere Verwendung, als zum Kochen von Eiern, oder zum Abbrühen von geschlachteten Schweinen zu finden, leiteten die eines Bades Bedürftigen die siedende Fluth in einer einfachen Erdrinne in ein ebenso einfaches Erdloch, welches ihnen dann als Wanne diente. Seitdem jedoch das Dampfroß in das alte Montezuma-Gebiet eingedrungen, hat sich der primitive Zustand, welcher hier herrschte, wie mit einem Zauberschlage geändert. Selbst die Metamorphose, welche die Stadt Las Vegas in dieser Zeit aus einer im Staub vergrabenen mexikanischen Ueberlandweg-Station in eine bunte, lebendige, lärmende Handelsstadt mit Gas- und Wasser-Werken, großen Eisenbahn-Etablissements, Hôtels, Kirchen, Schulen, Pferdebahnen, täglichen Zeitungen und Taschendieben erfahren hat, läßt sich mit

der Verwandlung, die mit den nahen Thermen vor sich gegangen ist, nicht vergleichen. Ueber den Schmutzlachen und Wasserkratern des Wildbades am Eingang zum Gallinas-Cañon ist ein regelrechter Badeplatz, ein Kurort erwachsen, welcher, wenn einstweilen auch noch nicht an Umfang, so doch an Fertigkeit, Eleganz und Vollkommenheit aller Einrichtungen durchaus ebenbürtig neben den größten Kurplätzen und Sommer-Asylen des Ostens steht. Es ist unmittelbare „Schöpfung", evolutionslose Schöpfung, wie sie die Bibel lehrt, was dem den Platz Besuchenden in den heutigen „Las Vegas Hot Springs" entgegentritt. Schon die Verbindung mit der sieben Meilen entfernten Stadt durch eine Zweigbahn mit fast stündlich gehenden Zügen und das zierliche Bahnhofs-Etablissement an den Quellen selbst lassen den Gedanken gar nicht aufkommen, daß es die Südost-Abhänge der Felsengebirge von Neu-Mexiko sind, welche sich hier in einer Höhe von nahezu 6500 Fuß über dem Meeresspiegel in der Thalschlucht des Gallinas vor uns öffnen. „Wiesbaden im fernsten amerikanischen Westen!" oder „Saratoga in den Felsengebirgen!" müssen wir unwillkürlich immer und immer wieder ausrufen, je weiter wir nach Passirung der schmucken Holzbrücke, die hier über den Gallinas gespannt ist, auf saubern Kieswegen, zwischen Gruppen von Blumen und Sträuchern, von welchen sich die Mesas Neu-Mexikos bisher nichts träumen ließen, und zwischen üppigen Grasflächen voranschreiten, zu denen der Rasen sechshundert Meilen weit her per Bahn von Kansas gebracht worden ist. Vor allen Dingen sind die Quellen, welche früher natürliche Pfützen und Tümpel bildeten, vollständig regulirt, mit Ummauerungen umgeben und den Einflüssen der äußeren Elemente durch Eindeckungen mit Steinplatten oder pavillonartige Ueberdachungen entzogen. Nicht genug damit, werden ihre jetzt doppelt klaren und reinen Wasser durch ein völlig kunstgerechtes System von Röhren nach einem Badehause geleitet, welches an Umfang sowohl, wie innerer Einrichtung den Vergleich selbst mit den anspruchsvollsten und ältesten Anstalten dieser Art in Europa aushält. Aber trotz seiner Stattlichkeit ist dieses Badehaus ebenso wenig wie das in seiner Art nicht minder stattliche, in seiner unmittelbaren Nähe sich erhebende ursprüngliche Badehôtel, das alte „Hot Spring House", — alt, weil es eben jetzt seinen vierten Geburtstag begangen hat, — die Hauptmerkwürdigkeit dieses Rocky Mountain Spaa's. Diese besteht vielmehr aus dem neuen Hôtel mit den dazu gehörigen Cottage-Bauten auf dem linken Flußufer, welches selbst in Amerika, der Heimath der Riesen-Hôtels, einen vollgiltigen Anspruch auf den Namen eines Hôtel-Mammuth's hat. Im April 1882 eröffnet und in der Zeit von zehn Monaten erbaut, ist es mit Ausnahme des Palace und Baldwin Hôtel in San Francisco das größte und zugleich eines der besteingerichteten Hôtels westlich vom Mississippi. So sehr sieht es in Allem und Jedem den Kolossen von Karawansereien der östlichen Badeplätze und Küsten-Sommerasyle gleich, daß man es nicht für eine hier errichtete,

sondern durch irgend einen Zauber fix und fertig vom Osten hierher versetzte Hôtel-Anlage halten möchte. Und bis zu einem gewissen Grade ist es das auch thatsächlich, denn jedes Stück an diesem Koloß amerikanischer Holz-Architektur, von den mächtigen Tragbalken, Dachsparren und Veranden-Pfosten bis zu den Thüren, Jalousieläden, Teppichen, Billards, Polstermöbeln, Spiegeln, Vorhängen, Gasvorrichtungen u. s. w., u. s. w. hat den Weg vom Mississippi und noch weiter bis hierher auf der neuen Eisenbahn zurückgelegt, die damit ihrem Unternehmungsgeist ein doppeltes Denkmal gesetzt. Als das Ganze im Lauf von zehn Monaten fertig dastand, und schon während der Erbauung selbst, gestaltete es sich für die naiven Eingeborenen von Las Vegas und des gesammten nördlichen Neu Mexico geradezu zu einer Offenbarung, und es bedurfte nur noch des guten Einfalls der Erbauer des Hôtels, ihm den Namen „The Montezuma“ beizulegen, um die allgemeine Verwunderung, namentlich die der Indianer, zu einer wahrhaft abergläubischen zu steigern.

Ach ja, der gute Montezuma, — man kann sicher sein, daß er der Erste wäre, der sich beeilen würde, nach seinem alten Reich zurückzukehren, wenn er wüßte, wie königlich er in diesem nach ihm benannten Hôtel wohnen und gleichzeitig den Rheumatismus, welchen ihm vor dreihundertundfünfzig Jahren die Spanier in die kaiserlichen Glieder gejagt haben, aus denselben herauswaschen könnte! — Ich selbst kam gelegentlich meines zweiten Besuches von Las Vegas aus der Ueberraschung kaum heraus — obschon der Zeitraum zwischen meinen beiden Besuchen nur sechs Jahre betrug. Das erste Mal war auf dem Quellensumpf kaum ein Plätzchen vorhanden um mein Zelt dort aufzuschlagen, und diesmal sollte ich in einem Hôtelpalast Unterkommen finden, in welchen mich alles, von der elektrischen Beleuchtung bis zu der vorzüglichen französischen Küche an Newyork erinnerte. Es waren kaum einige Monate seit der Eröffnung des Hôtels verflossen, und ich war der erste Europäer, der seinen Namen in die Fremdenliste des neugeschaffenen Badeortes eintrug. Fast hatte ich erwartet, überhaupt der erste Badegast zu sein, und das Hôtel noch leer zu finden. Aber zu meiner Ueberraschung wohnten damals bereits über hundert Kurgäste in dem Riesenhôtel und zwar keineswegs Mexikaner, sondern Kranke oder Touristen, oder Vergnügungssuchende aus allen Theilen der Vereinigten Staaten, aus Florida und Californien, aus Canada und Neu England! Wie hatten sie erfahren, daß es in dem fernen, abgelegenen bis vor einigen Jahren fast unzugänglichen Lande einen Badeort und in diesem ein Hôtel wie das Hôtel Montezuma gab! Was war hier mehr zu bewundern — die Schnelligkeit, mit welcher die Eisenbahn den Badeort geschaffen, oder die Geschicklichkeit, mit welcher die Anzeigen, Lobpreisungen und Berichte davon auf Tausende von Meilen Entfernung in die Welt geschleudert wurden? Jedenfalls ist der Aufenthalt in Las Vegas ganz abgesehen von der erprobten Heilkraft der Quellen, höchst angenehm und ich denke mit Vergnügen an die dort ver-

lebten Tage und die zahlreichen Ausflüge in die Umgebung zurück, die mich auf flinken Indianerponies bald gegen Ost in die Prairien, bald gegen West in die Berge und Wälder der Sierra Blanca führten. Heute, drei Jahre später, ist das große Hôtel bis auf den Grund und Boden zerstört, niedergebrannt, um vielleicht schon wieder in erneutem Glanz fertig dazustehen, sobald diese Zeilen in den Druck gelangen! Das ist der Pulsschlag des modernen Amerika selbst hier unter den Ruinen zerbröckelnder spanischer Halbkultur! —

Bald nachdem man Las Vegas verlassen, führt die immer höher ansteigende Straße und neben ihr auch die Eisenbahn durch mit dichten Fichten- und Cedern-Waldungen bedeckte Thäler, in denen hier und da eine Mühle oder ein mexicanisches Dorf liegt. Fünfzehn Meilen von Las Vegas entfernt, gelangt man bei San José an die Ufer des größten Nebenflusses des Rio-Grande, den Rio-Pecos, in dessen Thal man weiter stromaufwärts die halb verschwundenen Ruinen des ältesten Pueblo sieht. Das Pecos Pueblo war von Montezuma auf seinem Kriegerzuge nach Mexico gegründet worden, und liegt jetzt in Ruinen, ebenso wie die daneben befindliche katholische Kirche, die im vorigen Jahrhunderte von spanischen Franziskanermönchen erbaut worden war. Seltsam! Ein heidnischer Tempel, von Sonnenanbetern gebaut, und eine katholische Kirche, dem wahren einzigen Gotte geweiht, von zwei Menschenrassen herstammend, sind in so kurzem Zeitraume auf einander gefolgt. Und wie diese Tempelruinen, so gehen auch beide Völker dem Verfalle entgegen, sie machen einem Volke Platz, das vielleicht auch hier an dieser Stelle, auf den Trümmern dieser Tempel, sein Gotteshaus errichten wird.

Unmittelbar hinter den alten Pecos Ruinen gelangt man an die Wasserscheide zwischen dem Rio Pecos und dem Rio Grande. Der Weg führt nun durch den tief eingeschnittenen, dicht bewaldeten Apache Cañon, und nach einer kurzen Zeit breitet sich das herrliche Thal des Rio Grande am Fuße des Bergrückens aus. Zur Linken die sanften Umrisse der goldigen Berge, in denen berühmte Placer-Minen liegen, zur Rechten der hohe El Pilone und die Ketten der Raton Mountains — in der Mitte die Hauptstadt des südwestlichen Amerika: Santa Fé.

Beim ersten Anblick dieser (nicht an den Ufern des Rio Grande, sondern zwanzig Meilen von ihm entfernt) an den Ufern des Santa Fé-Baches gelegenen Hauptstadt von Spanisch Nordamerika ist man ein wenig enttäuscht. Santa Fé ist weder romantisch gelegen, noch bieten seine Gebäude auch nur den geringsten Reiz. Von der Ferne gesehen, nimmt es sich aus, wie einige hundert Rasenziegel, auf einer einförmigen Fläche zum Trocknen ausgebreitet. Der erwähnte Bach fließt in einem weiten kiesigen Bette durch die Stadt, das durch seine Größe wohl den häufigen Besuch von großen Wassermassen verräth, aber das Flüßchen zur Sommerszeit dadurch nur um so kleiner erscheinen läßt. Der Baustyl von Santa Fé ist rein mexikanisch und

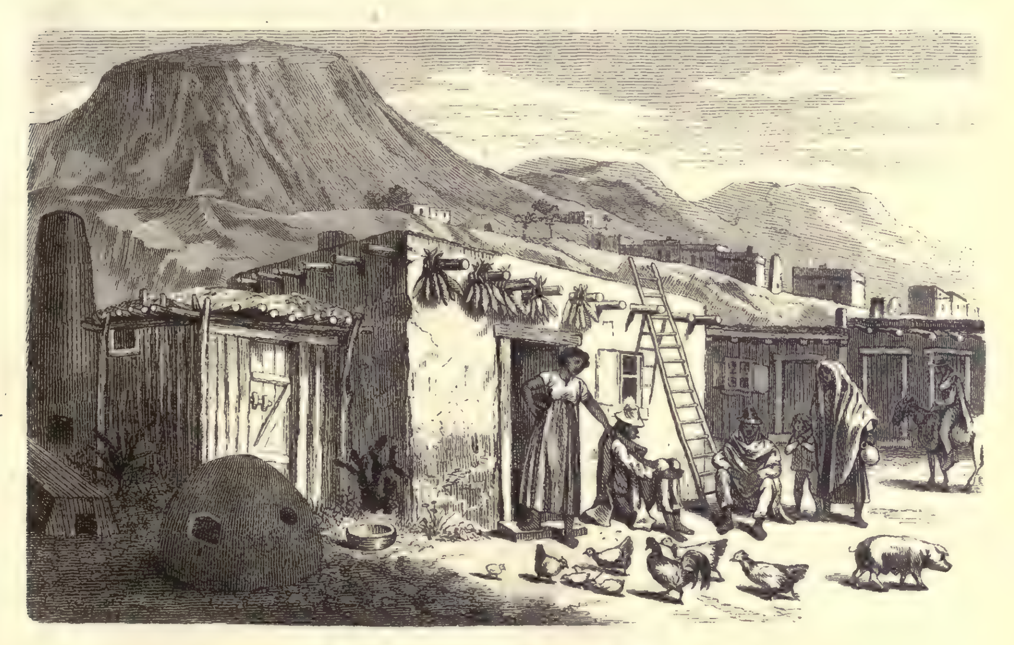
nur wenige Gebäude tragen den modernen amerikanischen Charakter an sich. Nahezu alle Häuser sind ebenerdig und mitunter so ausgedehnt, daß sie einen Morgen Land bedecken. Um den größten Theil der Häuser laufen breite Verandas und diese sind ihr einziger Schmuck, denn selbst der weiße Kalkanstrich ist nur bei wenigen Gebäuden vorhanden. Das Baumaterial ist bei allen Adobe, getrocknete Erdziegel, deren nacktes verwittertes Grau manchen Straßen eine schreckliche Einförmigkeit verleiht. Zudem sind in den Wänden kaum ein bis zwei kleine Oeffnungen zu sehen, die als Fenster gelten. Von Bäumen oder Gärtchen zum Schmuck der Häuser ist wenig vorhanden, und das einzige Relief der kahlen Häuserfronten bilden die hervorstehenden Dachrinnen, die zur Regenzeit das Wasser drei Fuß weit in die Straße schütten. Das Thor führt zu einem von vier Häuserfronten eingeschlossenen Hofe, (patio oder placita), um welchen herum eine Gallerie führt, gegen welche sich die Fenster und Thüren der einzelnen Zimmer öffnen. Kellerräume gibt es in keinem mexikanischen Hause, denn die Dicke der Wände hält die Sommerhitze vortrefflich von den inneren Räumlichkeiten ab, so daß diese stets eine angenehme Kühle besitzen.

Wie man sieht, ist der neu-mexikanische Baustyl mit dem noch gegenwärtig angewendeten maurischen Styl sehr verwandt. Und dies ist leicht erklärlich. Die Spanier erlernten ihn von den Mauren, und die Bewohner Andalusiens brachten ihn nach der neuen Welt.

Der einzige schöne Theil von Santa Fé ist die Plaza, ein viereckiger großer Platz in der Mitte der Stadt, dessen vier Seiten von den Hauptgebäuden der Stadt, darunter der „Gouverneurs-Palast", ein verwittertes Adobe-Gebäude, besetzt sind. Neue schönere Häuser mit den größten Kaufläden und Waarenlagern der Stadt schließen den Platz von den anderen Seiten ein, und hier ist auch eine Fonda (Hôtel), dann der unvermeidliche Saloon, sowie Kaffeehaus und Billardzimmer, in denen sich los Americanos meistens zusammenfinden. Der weite Platz ist von schönen Baumalleen beschattet, die große Rosenbeete mit einem Musikstand in der Mitte umfassen. — Das einzige moderne, halbwegs monumentale Gebäude auf der Plaza von Santa Fé ist die neugebaute katholische Kathedrale, welche ganz sonderbar von ihrer Umgebung und vor Allem von den anderen alt-ehrwürdigen ruinenhaften Kirchen der Stadt absticht.

Zwei Straßen von ziemlicher Breite münden auf der Ost- und Westseite auf den Platz; am äußersten Ende der östlichen Straße liegen die Ruinen eines alten Militär-Forts, Fort Marcy. Beide Straßen sind mit Baumalleen bepflanzt und von den hauptsächlichsten Regierungs-Gebäuden, wie Hospital, Offizierswohnungen, Kasernen und Artillerieſtallungen eingefaßt. Am oberen Ende steht das neue „State House", der Regierungspalast; das einzige steinerne Gebäude der Stadt, dahinter befindet sich der Friedhof. Weiter gegen Westen erhebt sich die einzige nicht katholische Kirche der Stadt, eine Baptisten-Kirche, und um diese herum sieht man einige amerikanische Häuser,

mit einem modernen amerikanischen theuren „Palace"-Hôtel. Aber ungeachtet des modernen Argonautenzugs der Yankees nach spanischen Landen ist der Charakter von Santa Fé doch noch gut mexikanisch — denn die Stadt liegt nicht an der großen Hauptverkehrs-Route, an der Eisenbahn, sondern einige Meilen nördlich derselben in den Bergen, und ist durch diese Thatsache allein schon zum Stillstand verurtheilt. Albuquerque und Las Vegas haben den Geschäftsverkehr bereits an sich gezogen, und Santa Fé flößt dem telegraphirenden, telephonirenden, elektrischen Yankee kaum mehr ein anderes Interesse ein, als das, die älteste Stadt des Continents von Nordamerika zu sein, und in seinem Weichbilde Bauwerke zu besitzen, welche von den Spaniern



Trinidad: Im mexikanischen Viertel.

schon vor 350 Jahren erbaut wurden. Santa Fé war die einzige Stadt, welche ich in meinen eigenen Pfaden wandelnd, 1882 fast ebenso wiederfand, wie ich es acht Jahre vorher verlassen. Dieselbe fremdartige Atmosphäre, dieselbe reine, weder von Gasen noch Kohlenstaub geschwängerte Luft, dieselbe alt-mexikanische Friedfertigkeit und Stille. Wie damals so war auch diesmal mein erster Gang nach der kahlen steinigen Anhöhe, auf welcher die Ruinen des alten Fort Marcy liegen, um die entzückende Aussicht auf die schneebedeckten Berge der Sierra Blanca zu genießen. Wie damals so besuchte ich auch diesmal wieder den armseligen alten Governor's Palace, in welchem Gouverneur Sheldon in liebenswürdigster Weise die Honneurs des Hauses machte, und mir die Archive und historischen Sammlungen des Territoriums zur

Verfügung stellte. Wie damals so waltete auch diesmal noch der ehrwürdige Erzbischof Lamy seines Amtes, verehrt von allen, welche mit ihm in Berührung kamen. Santa Fé ist eine der wenigen Städte des Continents, in welcher man nicht von der fieberhaften Thätigkeit der Amerikaner mit erfaßt wird, wo man, mit einem Worte, ruhen kann!

Die Grenze der Stadt zu bestimmen, fällt ziemlich schwer, denn über die Plaza hinaus wechseln die Häuser mit Getreidefeldern ab, die immer größer werden je weiter man sich von der Plaza entfernt, bis sie sich endlich mit den Feldern und Vegas der Ebene verschmelzen, an deren Ende die Wüste liegt. — Ein erfrischender Anblick inmitten der grauen Erdmassen von Santa Fé sind die vielen Acequias oder Bewässerungsgräben mit frischem, fließendem Wasser, auf die man bei den Wanderungen durch die Stadt häufig und zumeist unerwartet stößt. —

Santa Fé hat übrigens auch ein Markthaus, in welchem die Rancheros und Pueblos ihre Waaren feil bieten. Die Pueblo-Indianer, ein fleißiges, ruhiges, ackerbautreibendes Volk, versorgen die Bewohner der Stadt mit Früchten von ihren Feldern, mit Forellen aus den zahlreichen Bergströmen, mit Wild von den Bergen — und, mit ihren unvergleichlichen Töpferwaaren, Krügen, Tellern und Kochgeschirren, von denen viele derart schön bemalt sind, daß man beinahe annehmen könnte, sie stammten von den alten Egyptern und Etruskern.

Das soziale Leben der Mexikaner in Santa Fé wird natürlich von Jahr zu Jahr immer mehr von den Amerikanern beeinflußt, die hier alle Regierungsposten und hervorragenden Stellungen einnehmen. Odd Fellows und Freimaurer haben ihre Missionen bereits bis hierher ausgedehnt und besitzen Versammlungshäuser; die besseren Stände verkehren häufig untereinander, und Santa Fé hat bereits das, was man in den Städten des Ostens „Societé“ nennt. Allein so wohlthätig der Einfluß des gebildeten Amerikaners auf den Mexikaner auch sein mag, so sehr werden die guten Sitten der Stadtbewohner auch durch jene gräulichen Auswürfe der Menschheit, die Western-Frontier-Men und Rangers verdorben, die, aus den Vereinigten Staaten herüberkommend, hier wie in den anderen Städten Neu-Mexikos Trunkenheit, Diebstahl, Raub und Mord treiben, wie einst in Kansas und noch jetzt in Texas.

Es giebt auf Gottes weiter Erde keinen roheren, gemeineren Gesellen, als den amerikanischen „Loafer", und es erscheint in der That unbegreiflich, wie das Land inmitten so hoher Civilisation und geschäftlicher Thätigkeit derartige thierisch-rohe, bestialische Burschen hervorbringen kann. Sie, und nicht die Indianer, sind das wahre Unglück Neumexikos, indem sie nicht allein im offenen Kriege mit Gesetz, Militärgewalt und Bevölkerung leben, sondern auch die letztere in ihrem Kern verderben, wenn sie einmal in die Städte geschlichen kommen. Sie waren es, die den schönen decenten Fandango zu dem unästhetisch-gemeinen Baile herabzerrten, wie er allnächt-

lich in den zahlreichen Schänken getanzt wird. Sie führen Trunkenheit, Unmoral und rohe Sitten unter die friedliche Bevölkerung, und wenn die Mexikaner zu beschränkt sind, um den Fortschritten der weißen Civilisation zu folgen, und zu schwach um dem verderblichen Einfluß der weißen Rohheit und Bestialität zu widerstehen, so sind sie dem allmählichen Herabsinken und endlichem Untergange geweiht.

Schon jetzt sind ihre nationale Tracht und ihre nationalen Gebräuche größtentheils in dem Strome der westwärts dringenden Anglosachsen untergegangen, und nach zwanzig Jahren der Eisenbahn-Herrschaft wird von den gegenwärtigen Bewohnern des Landes ebenso viel übrig bleiben, wie von den Indianern östlich des Mississippi, d. i. die Nomenclatur. Nur die Namen der Flüsse und Dörfer werden uns sagen, daß einst spanisches Volk hier geherrscht, und dieser Namen giebt es gar viele. Die spanischen Mönche, diese Partisanen des Kreuzes, haben auf jeden Berg, auf jede Quelle, jedes Thal den Namen irgend eines Heiligen gestempelt, und damit deren ganze Reihe erschöpft. Glücklicherweise sind diese Namen schöner, als jene rohen anglo-sächsischen Benennungen von Texas und Colorado, wie „Hooked man's Prairie", „Buckskin Joe", Fair play", Strip-and at-him-Mine", „Bobtail" etc.

---

2. Neumexikanische Zustände.

Die nach Santa Fé bedeutendste Stadt in den ganzen, mehrere hunderttausend Quadratmeilen umfassenden spanischen Territorien ist Albuquerque. Sie liegt nahe an dem hier noch ziemlich unbedeutenden Rio Grande, auf einer niedrigen sandigen „Vega" (Rasenfläche) und ist wenig mehr als ein Dorf von Adobe-Häusern. Die alte Stadt ist so vollständig reizlos und uninteressant wie alle mexikanischen Städtchen des Nordens, vorausgesetzt, daß man schon zuvor in einer anderen mexikanischen Stadt gewesen, und somit der erste Reiz des fremdartigen Lebens geschwunden ist. Einige hübsche Adobe-Gebäude und die alte katholische Kirche auf der Plaza bilden den vornehmen Theil des etwa dreitausend Einwohner zählenden mexikanischen Viertels der Stadt, die vor drei Jahrhunderten von den Spaniern gegründet worden ist. Aber neben der altmexikanischen Stadt ist seit der Eröffnung der Atchison-Topeka- und Santa Fé-Eisenbahn eine neue ganz moderne amerikanische Stadt entstanden, die in ihrem Aussehen, ihrem Verkehr und ihrer rohen Bevölkerung ganz jenen zahllosen Eisenbahnstädten des fernen Westens gleicht, die wir schon in Nebraska, Dakota und Arkansas kennen gelernt haben. Der Umstand, daß Albuquerque zum Endpunkt der großen ganz Arizona durchkreuzenden und mit San Francisco direkt verbundenen Atlantic- und Pacific-Bahn gemacht wurde, hat der Stadt einen kräftigen Aufschwung gegeben, es aber auch zum Mittelpunkt eines rohen Prairie- und Grenzerlebens

gemacht, in welchem der Desperado, der Abenteurer und der die Gesetze fliehende Hallunke aus dem Osten eine große Rolle spielen. — Während meiner letzten Anwesenheit in Albuquerque war ich noch Zeuge eines großartigen Raubmord-Prozesses in dem alten, mexikanischen Gerichtsgebäude — und der Anblick der Portrait-Gallerie, der mir dort zu Theil wurde, wird mir kaum so leicht aus dem Gedächtniß schwinden. — Aber in diesen rohen Anfängen liegt hier wie überall im Westen der Keim einer künftigen Großstadt, mit welcher das alte Stadtviertel von Albuquerque gar seltsam kontrastirt. Man denke sich ein paar hundert ungebrannte mit Strohhalmen verknetete Ziegel, regellos und mit schwachen Versuchen, sie in Reihen zu ordnen, auf unebenem, gras- und baumlosem Boden zerstreut, so hat man Albuquerque aus der Vogelperspective gesehen. Natürlich ist dies nur ein Miniaturbildchen, das man sich auf das entsprechende Maß vergrößern muß: jedes einzelne Haus 2 Meter hoch und 3 bis $3^1/_2$ Meter lang. Nur die in eigenthümlichem Style gebaute Kirche bringt etwas Leben in diese Häuserwüste. Dazu verwittern die ungebrannten Ziegel der Gebäude so rasch, daß die letzteren sämmtlich nach kaum zehnjährigem Bestande ruinenhaft aussehen. Beim Hausbau werden in der Regel nur 30 Centim. tiefe Grundmauern gelegt, die Ziegel dann lose aufeinandergeschichtet und die Zwischenräume mit nassem Lehm verschmiert. Ueber diese Mauern werden meist unbehauene Baumstämme gelegt, welche die Grundlage für das Dach bilden; über die Baumstämme kommt eine Lage Stroh, darüber wieder eine Lehmschicht von einigen Centimetern Dicke. In eine Ecke wird ein Loch für den Kamin gebohrt und dieser aus kleinen Adobe-Ziegeln auf das Dach aufgesetzt. Dann werden noch die Außenwände etwas mit Lehm — jedoch ohne Kelle, nur mit der Hand — verschmiert und das Haus des Mexikaners ist fertig. Von einer Abtheilung des inneren Raumes für Küche oder Schlafzimmer ist natürlich keine Rede. Der Fußboden wird mit einer Lehmschicht überzogen und festgestampft, allenfalls noch eine hölzerne Thüre in das Haus gesetzt und das Fensterloch mit einer Glasscheibe versehen.

Soweit reicht der Luxus des Mexikaners. Ja, wo ist denn die Küche? werden die Hausfrauen fragen. Sie existirt nicht; nicht, daß die mexikanischen Feinschmecker etwa ein saftiges Huhn verschmähten und sich mit der mageren Indianerkost begnügten. Der Mexikaner will nur den Küchengeruch nicht in seinem Wohnraume haben, der ihm ja Schlafzimmer, Salon, Empfangszimmer und oft auch — Stall zugleich ist. Deshalb befindet sich vor der Hausthür gewöhnlich ein aus drei Stützen bestehendes Gerüst, in dessen Mitte ein Kochkessel herabhängt. Das Brot wird in eigenen Backöfen gebacken, die in halbkugelförmiger Gestalt aus Lehm hergestellt werden und etwa 1 Meter hoch sind. (Siehe Abbildung auf Seite 161.) Auch die Hühner, die Mormonen des Thierreiches, besitzen ihre eigenen Häuser, die ganz auf dieselbe Art erbaut sind wie die Wohnstätten ihrer Eigenthümer.

Von Indianern findet man in den Städten Neu-Mexikos nur die friedlichen Pueblos. Sie sind fleißigere Ackerbauer als vielleicht die Mexikaner selbst, wenn auch ihre Werkzeuge in das Steinzeitalter zurückdatiren. Sie stehlen und rauben niemals wie ihre Racengenossen, die Comanchen und Apachen, sondern leben ausschließlich von dem kargen Ertrage des mageren Ackerbodens.

Die Indianerinnen finden sich bei den Mexikanern am Rio Grande häufig noch als Sclavinnen vor, trotzdem der Sclavenhandel in den Vereinigten Staaten schon seit einem Jahrzehnt aufgehoben ist. Aber hierher in dieses Land, das vom Sitze der Staatsregierung mehr als 3000 Meilen entfernt ist, kann der Arm des Gesetzes noch nicht reichen. Diese indianischen Sclavinnen rühren größtentheils aus den Kriegen unter den einzelnen Indianerstämmen, den Ute's und Pueblo's einerseits und den Comanchen, Apachen und Navajos andererseits her, in denen sie von dem feindlichen Stamme gefangen genommen und dann an die Mexikaner verkauft wurden.



Neu-Mexiko: Feldbau.

Neu-Mexiko ist vielleicht das Land der ausgebreitetsten Schafzucht. Wie groß diese letztere sein muß, geht schon daraus hervor, daß noch im Jahre 1863 allein von den Indianern nicht weniger als 25 000 Stück geraubt wurden. Im gleichen Jahre nahmen dagegen die Vereinigten Staatentruppen den Indianern etwa 24 000 Schafe ab. Das Gleichgewicht der Racen wurde also, wie man sieht, wieder hergestellt. Augenblicklich dürfte die Zahl der Schafe in dem Territorium acht Millionen erreicht haben. Der Ertrag an ungewaschener Wolle beläuft sich jährlich auf 30 bis 40 Mill. Pfund. Es giebt in Neu-Mexiko Schafzüchter, wie Kapitän King, Colonel Maxwell, Lieut.-Col. St. Vrain und andere, welche Herden von je 50 000 Schafen besitzen.

Wie die Schafe, so weidet auch das Rindvieh natürlicherweise Sommer und Winter im Freien und könnte beinahe als halbwild bezeichnet werden. Jedes Thier

hat seinen Stempel, und sollte man während eines strengen Winters gezwungen sein, das Vieh einzutreiben, so kann man den Besitzer leicht an dem Brande erkennen, der in eigene Bücher eingetragen ist und von denen jeder Viehzüchter und Hirt eines besitzt. Sollten also beim Eintreiben der Herde sich fremde Thiere darunter befinden, so werden diese ihrem Eigenthümer übermittelt, selbst wenn derselbe auch viele Meilen weit entfernt wohnt. Diese strenge Rechtlichkeit beruht nicht etwa ausschließlich auf Gegenseitigkeit — sondern wahrscheinlich darauf, daß der Vieh- und Pferdediebstahl in diesen Gegenden durch das Hängen bestraft wird. Die Lynchjustiz hat hier noch größere Autorität als das Gesetz, sie wird ebenso prompt wie streng und grausam gehandhabt.

Daß es in den spanischen Territorien nur wenige Schlachthäuser giebt, kann man sich wohl denken. Der Handel mit dem Fleischer wird gewöhnlich auf folgende Weise abgeschlossen. Der letztere geht zu dem Eigenthümer einer Viehherde und kauft von ihm eine Anzahl Ochsen, die natürlich irgendwo (fünfzig Meilen weit in der Runde) weiden. Ist der Handel abgeschlossen, so wirft der Fleischer die Büchse über die Schulter, besteigt ein Pferd und reitet so lange in den Mesas umher, bis er Thiere mit dem Brande des Verkäufers angetroffen hat. Hierauf steigt er vom Pferde, schießt die fettesten von ihnen nieder und weidet sie gleich auf der Steppe aus. Die Gedärme bleiben das Futter der Adler und Geier, das Vieh aber wird zerlegt, auf Maulthiere verladen und so nach der Stadt gebracht.

Daß sich die Geier und sonstigen zahlreichen Raubvögel nicht immer mit den Gedärmen begnügen, davon könnte man viel erzählen. Sie werden häufig so gefräßig, daß sie auf das Rindvieh herabstürzen und diesem die Fleischstücke aus dem Rücken hacken. Wirft sich das arme Thier nieder, so wiederholen die Bestien ihre Anfälle auf den Bauch.

Auch von Prairiewölfen, den sogenannten Coyotes, haben die Herden viel zu leiden. Treffen sie eine Kuh vereinzelt an, so ist ihr bald der Garaus gemacht. Fühlen sie sich jedoch für den Angriff zu schwach, so folgen sie dem Thiere so lange heulend und keifend, bis sich eine größere Zahl von ihnen zusammengefunden hat. Auf Schafe machen sie stets gemeinschaftlich Jagd. Heimtückisch schneiden sie einige Thiere von der Hauptherde ab, umzingeln sie und schließen den Kreis immer enger zusammen, bis die Schafe nicht mehr entweichen können. Dann halten sie ihr Festmahl auf freiem Felde.

Uralt wie die Wohnungen, Sitten und Gebräuche der Neumexikaner, ist auch ihre Agricultur, denn sie datirt in der That nicht dreihundert, sondern dreitausend Jahre zurück, in jene Zeiten und Länder, von denen wir so vieles in der Bibel lesen. Die Ackerbau-Werkzeuge, welche in Neumexiko noch vielfach in Verwendung stehen, die Pflüge, Karren und Hauen stammen aus jener Zeit, ihre Einrichtung ist so biblisch

einfach, daß man sich in die Zeiten des alten Palästina zurückversetzt glaubt. Ist es glaublich, daß, während Amerika mit seinen vorzüglichen Ackerbau-Geräthschaften die ganze Welt überschwemmt, und seine glänzenden Pflüge den Boden Brasiliens und Australiens durchfurchen, in seinen eigenen fernen Territorien das Gras häufig noch mit der Sichel gemäht oder mit einer Haue abgeschlagen wird? Noch jetzt müssen die Quartiermeister in den Militärforts von Neumexiko bei der Contrahirung von Heulieferungen das letztere unter den Rubriken „Gemähtes Heu" und „Heu, mit der Haue gerissen" anführen. Ebenso wird auch noch das Getreide mit der Sichel geschnitten und mit dicken Stöcken gedroschen. Je älter und primitiver die Werkzeuge sind, desto besser werden sie von dem Neumexikaner gehandhabt, desto lieber hat er sie. Die meisten derselben stammen in Form und Material noch von den Azteken her.

Das originellste Werkzeug ist jedenfalls der Pflug, ein großer Baumstamm, an dem beinahe Holz genug ist, um einen Dachstuhl davon zu bauen. Ein schwerer, 3 bis 4 Meter langer Balken, an dessen einem Ende ein gabelförmiges Stück Holz mit Lederriemchen und hölzernen Nägeln befestigt ist — dies ist das Culturwerkzeug! Einzelne Kaufleute versuchten es, eiserne Pflüge einzuführen, allein sie konnten die Eingeborenen nicht zu deren Ankauf bewegen.

Eiserne Nägel oder Radreifen sind in den südlichen Theilen Neumexiko's ganz unbekannte Dinge. Wir sahen noch Karren, deren Räder aus hölzernen, sechs- oder siebeneckigen und noch dazu ovalen Scheiben bestanden, durch deren annähernde Mitte ein Loch geschlagen war, und dieses enthielt die hölzerne Achse. Vom Schmieren der Achse ist natürlich niemals die Rede, und die Räder kreischen so entsetzlich und nervenerschütternd, daß man dem Wagen meilenweit ausweichen möchte. Das ganze Fuhrwerk enthält außer einigen Holzstiften nicht einen einzigen Nagel, und wo etwas zu befestigen ist, geschieht es mit Riemchen aus ungegerbten Häuten.

Für größere Transporte sind die Fuhrleute immer gezwungen, ein halbes Dutzend hölzerne Achsen mitzuführen, da ja die Achsen der schwerbeladenen Wagen bei Einsenkungen und Löchern in dem wege- und straßenlosen Terrain in der Regel brechen. So müssen die Wagen etwa zur Zeit der Sündfluth ausgesehen haben. Als Gespann dienen gewöhnlich ein oder mehrere Paare Ochsen, deren Joch aus einem starken Holzblock besteht, der den Thieren auf die Schulter gelegt und an die H ö r n e r festgebunden wird.

Für kleinere Transporte ist Meister Langohr, im Spanischen „Burro", dem Mexikaner Alles: sein Pferd, Wagen, Ochs und seine Kalesche. Der Burro bringt aus den Bergen ungeheure Ladungen von Holz und Laub herab, die oft eben so schwer sind wie er selber sammt seinen Ohren. Kaum größer als ein Neufundländer Hund, trägt er Mehlsäcke, Whiskyfässer, Möbel und endlich die Mexikaner selbst

nebst Weib und Kind auf seinem geduldigen Rücken. Die Burro's transportiren auch stets das Getreide und Heu von den Feldern, so daß sie manchmal aussehen wie eine Karawane wandelnder Heuschober.

Ebenso wie die Ackergeräthe, datiren auch die Gesetze und die Art der künstlichen Bewässerung bis in die graue Vorzeit zurück. Von den 700 Quadratmeilen Landes, welche in dem 100,000 Quadratmeilen großen Territorium culturfähig sind, stehen nur etwa 300 unter Cultur, und selbst von diesem kleinen Flächenraume kann ein bedeutender Theil nur durch künstliche Bewässerung urbar gemacht werden. Diejenigen Felder, deren Bewässerung von Regen und Schnee abhängt, werden hier „Temporales" genannt.

Die Irrigation ist in Neumexiko eine Lebensbedingung der Bevölkerung, dicke große Folianten enthalten die darauf bezüglichen Gesetze, die theilweise schon unter den Egyptern in Wirksamkeit standen. So darf beispielsweise an einem zur künstlichen Bewässerung der Felder verwendeten Fluß niemals eine Mühle gebaut werden. Alles im Freien befindliche Vieh muß von Schäfern gehütet und irgend welche Beschädigung der „Acequias" (Wassergräben) von dem Eigenthümer der Heerde vergütet werden. Will Jemand Land bebauen, so kann er die zur Bewässerung desselben nöthigen Acequias auch durch fremden Grundbesitz führen u. s. w., alles Gesetze, welche die Natur hier den Bewohnern dieses Landes aufzwingt und die hier auf das Genaueste beachtet werden.

Wie diese Gesetze von Egypten nach Nordamerika kamen? — Das ist einfach erklärt. Von den Egyptern erhielten sie die Mauren, die sie bei ihrer Eroberung Spaniens in jenes Land verpflanzten. Als dann die Entdeckung Amerika's einen Strom von Auswanderern nach der neuen Welt, zunächst nach Mexiko lockte, da brachten diese auch die alten Agriculturgesetze und Werkzeuge mit, die sich nun in Folge der Abgeschlossenheit des Landes von jedem Fortschritt, von jeder Civilisation bis auf den heutigen Tag erhielten.

Es ist etwas ganz Wunderliches um das derzeitige Neumexiko. Mit Recht darf man angesichts seiner neuesten Dampf-Invasion und ihrer pilzartig neben und über uralten Adobe-Kraals und Adobe-Missionen aufgeschossenen Eisenbahnstädte, Hôtels, Badeplätze, Schmelzwerke und Maschinenwerkstätten sagen: daß es das älteste und neueste Territorium der Vereinigten Staaten zugleich ist. Fast ein volles Jahrhundert früher als die „Mayflower" ihre fromme Menschenfracht am Plymouth-Felsen ausgeladen, war Cabeza de Vaca bereits vom Süden her in das hochgelegene Binnenland vorgedrungen. Mit dem Schwert in der Rechten und dem Kreuz in der Linken hatte er davon für die katholische Majestät von Castilien Besitz ergriffen und war dann, reich beladen mit Wundergeschichten von den ersten Büffeln, — cibola, — die er hier gesehen, und den weitgedehnten, in Flußthälern sowohl, wie auf ab-

geplatteten Bergrücken und selbst in Felsenwänden liegenden Indianer-Gemeinwesen, die er theils selbst besucht, theils aus Berichten der Eingeborenen kennen gelernt hatte, nach der Stadt Mexiko heimgekehrt. In rascher Reihenfolge fanden dann verschiedene Expeditionen nach dem merkwürdigen, nicht nur an einer eigenthümlichen Kultur sondern auch an Edelmetallen reichen Hochlande statt. Darunter auch für heute noch als interessanteste diejenige des Francesco Vasquez de Coronado, von welcher der daran betheiligte Historiker Castaneda eine so getreue Schilderung des neuen Landes heimbrachte, daß man dasselbe daraus noch heutigen Tages Zug für Zug erkennt. In vollster Anschaulichkeit treten sie uns aus diesen jetzt dreihundertundvierzig Jahre alten Beschreibung entgegen: die baumlosen Tafelländer, — mesas —, die treppenartig übereinander aufsteigenden Plateau-Fluchten, der langsam zwischen fruchtbaren Uferstreifen südwärts fließende Rio Grande und die noch heute, wie aus den Urzeiten der amerikanischen Eingeborenenwelt in die Tage des Dampfes, der eisernen Brücken und des zur Menschenlippe gewordenen Blitzes hineinträumenden, schwalbennesterartig aus Erde und an die Erde selbst festgeklebten Adobe-Phalansteren der sanften und anmuthigen Pueblo-Indianer. Wir erkennen sie alle ganz genau aus den Federzeichnungen des wackeren Castaneda. Etwas Anderes ist es freilich mit der Frage: ob auch er selbst, wenn er jetzt plötzlich wiederkehren könnte, sich darin ebenso zurecht finden würde, wie sein ihm um drei bis vier Jahrhunderte nachgeborener Leser. Wohl kaum, — selbst dann wohl kaum, wenn auch der Yankee nicht in der Weise Hand auf dieses Land von Neumexiko gelegt hätte, wie er es in den letzten zehn Jahren, vornehmlich aber seit dem Novembertage des Jahres 1878 gethan hat, an dem die erste Lokomotive der Atchison-Topeka-Santa-Fé-Bahn über den Scheitel des Raton-Passes, von Colorado her, in dieses Spanien der Vereinigten Staaten hereinschnaubte.

---

3. Arizona.

Den äußersten Südwesten des nordamerikanischen Continents bildet ein ungeheures, nicht weniger als 113,000 Quadratmeilen umfassendes Territorium, von dem man weder in Europa noch in den Vereinigten Staaten besonders viel kennt. Ganz von unerforschten Wüstenländern umgeben, vom Meere abgeschlossen und ohne irgend welche schiffbare Flüsse, war es bis jetzt nur das Ziel einiger Forscher und unternehmender Mineure, die von dem fabelhaften Gold- und Silber-Reichthum dieses Territoriums gehört hatten. Arizona besitzt nur eine verschwindend kleine Bevölkerung

und selbst diese ist zum größten Theile nomadenhaft wild. Von den 40,000 Seelen sind nicht weniger als 32,000 Indianer, und der Rest zu mehr als zwei Drittheilen Mexikaner, Flüchtlinge aus den südlich des Rio Grande gelegenen Provinzen Sonora und Süd-Californien; Wegelagerer und Räuber, die mit ihren indianischen Landsleuten, den Apachen und Navajos, gemeinschaftliche Sache machen. Abgelegen, von wüsten Felsketten durchzogen, von Schluchten zerrissen, bietet dieses unbekannteste aller Länder Nord-Amerikas die auffallendsten Gegensätze dar. Ueberall die ausgedehntesten Weidegründe und kein Vieh, sie abzuweiden; Millionen Acker des fruchtbarsten Landes, und keine einzige Farm, denn der Regenfall ist zu spärlich. Die reichsten Gold- und Silberminen mit beinahe zu Tage liegendem Edelmetall, und kein Mensch, sie zu bebauen. Die Wüsten sind hier verhältnißmäßig volkreich, die Städte menschenleer und verlassen; die zu ihnen führenden Naturstraßen sind vorzüglich, aber dabei lebensgefährlich; jedes Thal hat seinen Fluß, und doch kann der Wanderer dabei verdursten. Zahllose Militär-Forts beschützen die Straßen und Ansiedlungen, trotzdem schweben Personen und Eigenthum in fortwährender Gefahr. An Stellen, wo man es nimmer erwarten würde, findet man Vegetation und Bewohner; die fruchtbarsten Länderstriche jedoch sind verlassen. Eis und Schnee an Orten, die ringsum von tropisch warmem Klima umgeben sind. Im Sommer herrscht bei Tag die furchtbarste Hitze, bei Nacht sinkt die Temperatur unter den Gefrierpunkt. Ueberall treten dem Reisenden Ueberraschungen der seltsamsten Art entgegen. Inmitten der trostlosesten Wüste Kirchen und Klöster mit imposanter Architektur; Militär-Forts ohne einen einzigen Soldaten; Minen ohne Goldgräber; Städte ohne einen einzigen Bewohner. An anderen Stellen begegnet man Kaufleuten ohne Waaren; Soldaten ohne Waffen; Hirten ohne Heerden; Geistlichen ohne Kirchen — alles umherwandernd, ohne Heimat, ohne ständiges Besitzthum.

Arizona besitzt unter allen Ländern Nord-Amerikas die sagenreichste, bewegteste, wildeste Geschichte. Zahlreiche altspanische Dokumente bewahrten sie uns bis auf den heutigen Tag. Die Kämpfe mit den Indianern, mit den Azteken und Spaniern, die großartigen Gold- und Silberfunde, die Entdeckungen märchenhafter, prächtiger Städte und Ströme, welch' letztere tief unter der Erde flössen u. s. w., gingen in ganz Amerika, Nord wie Süd, von Mund zu Mund. Bekräftigt wurden diese Sagen durch die thatsächlich großen Silber- und Goldmassen, die von Zeit zu Zeit nach Mexiko gelangten. Man fand Blöcke gediegenen Silbers 2 bis 4000 Pfund schwer! Und dennoch blieb Arizona verlassen! Dennoch blieb ihm der gelddurstige, gewinnsüchtige Amerikaner ferne, und das ganze Land besaß niemals mehr als dreitausend Bewohner anglo-amerikanischen Ursprungs. Wie ging das zu?

Das Territorium Arizona wurde im Jahre 1853 um 10 Millionen Dollars von Mexiko gekauft; es bildete damals den nördlichen Theil des mexikanischen Staates

Sonora. Es war zu jener Zeit noch vollständig unbekannt und unerforscht, als eine Einöde ohne jeden Werth verschrieen. Erst die von den Vereinigten Staaten der Reihe nach ausgesandten Expeditionen brachten Kunde von den Naturschönheiten, den Ruinenstädten, dem Bodenreichthum und den Indianerstämmen dieses Landes, und da stellte es sich erst heraus, daß man mit dem Ankauf Arizonas kein schlechtes Geschäft gemacht. Der einzige Uebelstand ist die Unzugänglichkeit des Landes. Man hatte es verabsäumt, einen Hafen an dem Meerbusen von Californien zu erwerben, und da der größte Strom des Landes, der Colorado des Westens, zur Sommerszeit nur für die kleinsten Dampfer fahrbar ist, so blieben bis auf die neueste Zeit die Salzwüsten des südlichen Californien, oder die Einöden von Neu-Mexiko die einzigen Wege nach jenem reichen Lande. Es war natürlich mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, durch diese Gegenden vorzudringen und die zum Minenbetrieb erforderlichen Dampfkessel und Maschinen von mehr als tausend Meilen Entfernung herbeizuschaffen, und so blieben auch die Minen bis jetzt ohne rationellen Betrieb. Dazu kamen die Indianer, die den Emigranten-Zügen auflauerten, von hundert gewiß neunzig beraubten und die Männer tödteten, sofern sie nicht starke militärische Bedeckung hatten. Die grausamsten und feigsten Indianerstämme durchziehen noch heute ungestraft die Länderstrecken Arizonas, haarsträubend sind die Thaten der Navajos und Apachen, deren einzige Beschäftigung das Rauben und Morden zu sein scheint. — Was den Indianern entging, fiel den Schurken in die Hände, die von Texas, Nevada und Californien vertrieben, in Arizona sichere Zuflucht vor dem Gesetze fanden, das natürlicherweise bei so geringer Militärmacht, so mangelhaften Verkehrswegen und so großer Entfernung von dem civilisirten Amerika nicht gehandhabt werden konnte. Tucson, die im südlichen Arizona mitten in einer Einöde gelegene Hauptstadt des Territoriums, wurde zu einem Sodom, wo Verschwendung, Laster, Verbrechen und Sinnesluft herrschten, wie nirgends. Diebe, Räuber, Mörder und Falschspieler bildeten die Mehrzahl der Bevölkerung dieser Lehmhüttenstadt, und es gab bis vor wenigen Jahren wohl kein Land der Erde, in welchem Gesetzlosigkeit und Verbrechen in einem höheren Grade zu finden gewesen wären, wie eben in dieser ehemaligen Provinz Mexikos. Zehn Jahre lang blieb Arizona vollständig dieser Bevölkerung überlassen, ohne daß es irgend welche Regierung, Behörde, Militärmacht oder sonst dergleichen besessen hätte! Es war mit einem Worte öffentliches Land, denn erst im Jahre 1863 wurde eine Territorial-Regierung von den Vereinigten Staaten eingesetzt.

Seit jener Zeit kam allmählich Ruhe und Ordnung in einzelne Theile des Landes, besonders längs der Flußläufe des Colorado und des Gila, und die Ausbeutung der ungeheuren Gold- und Silberschätze des Landes ist im Wachsen begriffen. Allein so lange dem Räuberunwesen der Mexikaner und Indianer kein Ende bereitet wird, so lange wird auch Civilisation und Kultur dem Lande fern bleiben, selbst in den

kleinen, aus Lehm- und Bretterhütten bestehenden Minenstädten Prescott, Tucson und Tubac ist davon keine Spur vorhanden. Es sind ehemalige mexikanische Dörfer mit altspanischen Adobe-Kirchen und halbverfallenen Hütten, in denen die Mineure,



Arizona: Der Riesen-Lehnstuhl.

einzelne Kaufleute und Schenkwirthe ihre Wohnsitze aufgeschlagen. In diesen Städten ist zum Mindesten die Sicherheit des Lebens größer, als auf dem offenen Lande, und dies ist bereits ein Fortschritt gegenüber den Verhältnissen früherer Jahre. Am meisten Kultur findet man noch bei den Mönchen der katholischen Missionen, welche



Arizona: Aztekische Ruinen.

hie und da, mitten in der Wüste, zu finden sind, und deren größte und bedeutendste die Mission San Xavier del Bac ist. Einige Meilen südlich von Tucson gelegen, erregt diese Mission mit ihrer prächtigen Kirche das Staunen jedes Besuchers. Sie wurde 1668 von den Jesuiten im reichen spanischen Style erbaut und gehört entschieden zu den schönsten und malerischsten Bauten jenseits der Felsengebirge. Die Mission von San Xavier ist von einem Dorfe der Papagoes-Indianer umgeben, einem fleißigen, zum katholischen Glauben bekehrten Stamm, der sich ausschließlich vom Ackerbau nährt, und etwa 7000 Köpfe zählt. Auch die übrigen Dörfer der Papagoes befinden sich zumeist in der Nähe jener katholischen Missions-Gebäude, wie sie von den spanischen Geistlichen vor Jahrhunderten im ganzen Süden — von Californien bis Texas und Neu-Mexiko erbaut wurden.

Ebenso friedlich wie die Papagoe-Indianer sind die Pimos, ein am meisten civilisirter Stamm Amerikas, mit reichem Landbesitz und vielem Vieh. Ihre Dörfer sind an den Ufern des Gila-Stromes gelegen, der auch ihre etwa 100 Quadratmeilen Landes betragende Reservation durchfließt. — Die Pimos bewährten sich bis jetzt ebenso gut als Ackerbauer wie als Krieger und Freunde der Weißen. Sie leben in kleinen halbrunden Hütten, ihre Kleidung besteht nur aus wenig mehr, als einem kurzen über die Hüften fallenden Röckchen. Ihre Lebensweise ist noch sehr urwüchsig, zeigt jedoch schon einen gewissen Anschluß an die anglo-sächsische Zivilisation. Ihre Zahl beträgt etwa 5000, die in sieben Dörfern vertheilt leben und über 600 Farmen besitzen.

Welch' fruchtbarer Boden in diesem südwestlichen Theile Arizonas zu finden ist, geht aus der erwiesenen Thatsache hervor, daß die Aecker der Pimo-Indianer nun schon seit drei Jahrhunderten bebaut werden und ohne jedwede Düngung oder künstliche Mittel jährlich zwei reiche Ernten gestatten. Der Weizen wird im Dezember hier gesäet und im Juni bereits eingeheimst; auf demselben Boden werden dann Mais, Kürbisse, Melonen u. s. w. gepflanzt, die des nun eintretenden Sommerregens bedürfen. Auch Tabak und Baumwolle gedeihen hier üppig, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Land einstens zu den schönsten Amerikas zählen wird, sobald nur die weiße Auswanderung hierher ihren Weg gefunden haben wird.

Die am häufigsten benützte Route nach den Minen Arizonas führt von Los Angeles in Süd-Californien aus, durch eine weite Salzwüste nach dem Militär-Fort Yuma, das an der südwestlichsten Spitze des Territoriums, an den Ufern des Colorado-Stromes liegt, der etwa 50 Meilen unterhalb in den Golf von Californien mündet. Ein kleiner Dampfer verkehrt zwischen Fort Yuma und dem Golf. Das Fort und die angrenzende Stadt gleichen Namens ist die bedeutendste Ansiedelung der Weißen für Tausende von Quadratmeilen Landes. Auf einem hohen, nahezu senkrecht aus dem Fluß emporsteigenden Felsen gelegen, beherrscht es die Umgegend auf

viele Meilen in der Runde, es gewährt mit seinen Offiziers-Häusern, Kasernen und Vorraths-Magazinen in dieser Wüste einen freundlichen, wohlthuenden Anblick. Dies ist aber auch alles Günstige, was sich über diesen verlassenen Außenposten Amerikas sagen läßt. Fort Yuma gilt in ganz Amerika als der heißeste, unerträglichste Aufenthaltsort, den man mit Cayenne und Neu-Caledonien vergleicht. Die Geschichten, welche man von der Sommerhitze in Fort Yuma erzählt, sind die haarsträubendsten, die je erzählt wurden, und wenn davon auch Vieles erfunden sein mag, so ist es doch Thatsache, daß selbst die Yuma-Indianer, von welchen das Fort den Namen erhielt, den Sommer über oft halbe Tage im Wasser zubringen, und sich fortwährend frischen Schlamm auf die Köpfe legen, um sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen.*) Desto angenehmer ist hier der Aufenthalt im Winter, und zu dieser Zeit werden auch gewöhnlich die Reisen von der californischen Küste nach dem Innern des Wunderlandes angetreten, dessen größtes Wunder der Flußlauf des oben genannten Colorado ist.

Bei Yuma überschreitet die Süd-Pacific-Bahn auf einer 500 Fuß langen hölzernen Brücke den Coloradostrom und erreicht nach einer traurigen Wüstenfahrt von etwa 300 Meilen Benson. In Benson, welches als Bahnstapelplatz für den nahen Tombstone-Minen-Distrikt schon eine beträchtliche Bedeutung hatte, ehe es zur Würde eines Bahnknotenpunkts erhoben wurde, hat der Reisende Gelegenheit, die Mexikaner, die

---

*) 110° F. (= 35° R.) im Schatten sind während des Sommers, der sich hier das Vergnügen macht, volle acht Monate zu dauern, die Regel; 120 sind schon ein wenig seltener, aber von Ende Juni bis Anfang September immerhin noch ziemlich häufig; und selbst die Weißglüh-Temperatur von 130° F. (43° R.) kommt in manchen Sommern etwa ein dutzendmal vor. Selbstredend ist der Zusatz: „im Schatten" bei allen diesen Grad-Angaben nöthig, obwohl sich Derjenige, der das südliche Arizona nur flüchtig bereist hat, beim besten Willen nicht vorstellen kann, wo die betreffenden Hitzepatrioten in diesen nackten Wüsten den zu einer solchen Thermometer-Messung nöthigen Schatten eigentlich hergenommen haben. Das Unglaublichste aber bei diesen unwillkürlich an den Rost des Heiligen Laurentius erinnernden Temperatur-Verhältnissen ist die Thatsache, daß sich nicht nur der Lokalstolz, sondern sogar der Lokalhumor derselben bemächtigt hat. Und doch ist es so, wie verschiedene in Yuma dem Reisenden mit schicksalshafter Unfehlbarkeit servirte, an sich allein schon schweißtreibende Anekdoten beweisen. Die bekannteste derselben, aber ihrer wahrhaft höllisch guten Erfindung halber immer wieder des Erzählens werth, ist die von dem Ver. St. Soldaten, der sich das Glück einer dreimonatlichen Sommer-Garnison in Fort Yuma derartig zu Herzen nahm, daß er beim Beginn des Herbstes starb. Aber auch im Grabe sollte er keine Ruhe finden, vielmehr versetzte er seine ehemaligen Kameraden wochenlang durch ein regelmäßiges mitternächtiges Erscheinen als Geist in Schrecken, bis endlich einer derselben den Muth fand, das Gespenst um den Grund dieses rastlosen Wiederkehrens zu befragen, und zur Antwort die bittenden Worte erhielt: „Gebt mir eine Wolldecke, ich kann es in der Hölle vor Kälte nicht aushalten!"

er in Yuma und Tucson in ihren Jacals und Adobe-Gehegen vorzugsweise nur in ihrem Schmutze und ihrer Schläfrigkeit gesehen, auch von einer etwas lebendigeren, wenngleich keineswegs viel sauberen Seite kennen zu lernen. In ganzen Schaaren, theils angekommen, theils auf dem Sprung weiter zu reisen, theils neugierig lungernd, füllen diese neuerdings so ungestüm in den Bereich des Weltverkehrs gerissenen Señores und Señoras den Platz um das Stationsgebäude und die staubigen Straßen zwischen den Holzgebäuden, Holzbuden und Zeltgefügen des Ortes an, die mit ihren Waarenlagern von tausend und einem Gegenstande, mehr noch aber mit ihren Trink-

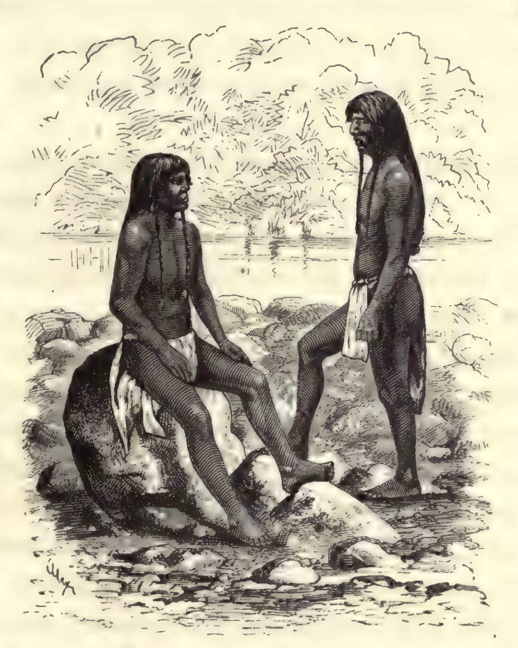


Arizona: Ein Pimo-Dorf.

stuben und Spielhöllen einen ganz ausgiebigen Vorgeschmack zu dem, vor fünf Jahren unter allen Auspicien eines jüngeren Virgina City, Helena oder Leadville ins Leben gerufenen, Tombstone selbst geben. Die glücklichen Entdecker dieses etwa 30 Meilen südlich von Benson, nach der mexikanischen Grenze zu gelegenen Silber-Distrikts waren zwei Brüder Schieffelin, von denen der Aelteste „Ed", obgleich er heute ein reicher Mann ist, doch noch zu den unverfälschten Charakter-Figuren dieses Schatzsucher- und Abenteurer-Rendezvous gehört. In diesem letzteren selbst aber hatte man bis vor Kurzem vielleicht die letzte Gelegenheit, das echte wilde Minenleben des großen Westens, in dessen Strudel Schätze und Leben gleich billig zu sein

pflegten, in jener ganzen Unverfälschtheit zu studiren, in welcher ihm die Eisenbahnen für immer den Garaus zu machen bestimmt sind.

Es war im Winter 1878, als die beiden Schieffelins sich durch gewisse Berichte über die im San Pedro-Thal gelegene, vor Zeiten mit Erfolg bearbeitete Bronco-Grube veranlaßt sahen, von Tucson aus eine Prospektoren-Tour dahin zu unternehmen. Da nur kurz vorher in den weiter nordwestlich gelegenen Santa Rita Minen des Santa Cruz-Thales verschiedene Gruben-Ingenieure und Bergleute von den Apaches ermordet worden waren, erklärte die in Tucson erscheinende Zeitung den unternehmenden Brüdern schwarz auf weiß, daß Alles, was sie im San Pedro-Thale finden würden, ein 'tombstone' sein würde. Sie gingen jedoch auf diese Vorhersagung nicht ein, zogen es vielmehr vor, statt des ihnen avisirten Grabsteines die „Tough Nut" und „Contention"-Mine zu finden, deren Entdeckung sofort eine ganze Völkerwanderung von Minen-Nomaden nach dem San Pedro-Thal zog und die glücklichen Finder, in dankbarer Anerkennung der ihnen gemachten und so wenig in Erfüllung gegangenen Prophezeiung, veranlaßte, wenigstens das daselbst über Nacht aus der Erde gesprungene Minen-Lager „Tombstone" zu taufen. Der Name fand so allgemeinen Anklang, daß er nicht nur sofort auf die gesammte Bergkette, in der sich die neuen Silberlager erschlossen hatten, und den ganzen Distrikt überhaupt übertragen wurde, sondern daß sich die Leute von Tombstone auch durch sechzehn gleich in den ersten drei Monaten verübte Mordthaten veranlaßt sahen, denselben noch eigens zu rechtfertigen. Weitere kleine Taufscherze vom Tombstone Caliber verstanden sich dann bei dem bekannten Revolver-Humor junger Minen-Bevölkerungen von selbst. So erscheint noch heute eine der beiden in Tombstone erscheinenden täglichen Zeitungen unter dem ermuthigenden Titel "The Epitaph", und in den sandigen Bretter- und Zelt-Straßen des Ortes bilden unter der in solchen Gemeinwesen sonst üblichen Salon-Nomenklatur der "Dew Drop", "Morning Glory", "Emerald", "Oriental" 2c. Namen wie "The



Arizona: Navajo-Indianer.

Coffin", "The Tombstone Gem" und "The Poison Box" eine echt „ortsgeniale" Abwechslung.

Achtundvierzig Meilen jenseits des lebhaften und trotz seinem im Augenblick noch durchaus wüstenmäßig-staubigen und primitiven Aussehen doch bereits von dem unverkennbaren Parfüm eines südwestlichen Zukunfts-Platzes umwehten Benson steigt die Süd-Pacificbahn in dem 4394 Fuß hohen Dragoon-Paß zu der höchsten Höhe an, die sie in Arizona überhaupt erreicht. Noch weitere vierzig Meilen und sie überschreitet bei San Simeon die Ostgrenze Arizonas. Wir befinden uns in Neumexiko, jenem Territorium, welches sich mit Florida um den Ruhm streitet, von allen Unionsgebieten zuerst der Sitz einer dauernden weißen Civilisation gewesen zu sein. Von der Südhälfte des Territoriums Arizona dürfte in Bezug auf Ackerbau und Viehzucht, und demgemäß auch auf Besiedlung des Landes, nicht viel zu erwarten sein.

Durch die Atlantic Pacific-Linie, die in Albuquerque, Neumexiko, beginnt und sich bei Mojave an das Eisenbahnnetz von Süd-Californien anschließt, wird jener nördliche Theil Arizonas erschlossen werden, von dessen höher gelegenen Nutzländereien, — in Gestalt großer Weideflächen und mit Hülfe von künstlicher Bewässerung zu gewinnender Ackerstriche — Arizonaer Patrioten, im Gegensatz zu den Sand- und Cactusgebieten der Südhälfte des Territoriums, soviel zu rühmen wissen. Wie es sich nach Vollendung der neuen Bahn mit diesen Weiden- und Ackergebieten verhalten wird, muß einstweilen abgewartet werden. Jedenfalls werden Diejenigen, die auf anderen, sowohl nördlichen, wie südlichen Bahnlinien, das große Kontinalbecken durchkreuzt haben, keine gar zu sanguinischen Hoffnungen, gerade auf diesen Gürtel des 35. Breitengrades setzen. Eines aber steht schon jetzt fest: dem Freunde und Bewunderer wilder und abnormer Naturschönheiten ist durch diese Bahn endlich auch jene ungeheuerliche Schluchten-Scenerie zugänglich gemacht worden, von denen die Vereinigten Staaten mit demselben Recht, wie von den Fällen des Niagara, den Wasser-Vulkanen des Yellowstone und dem Yosemite nebst den Riesenbäumen der Sierra Nevada, behaupten dürfen, daß sie darin ein Welt-Unicum besitzen.

---

4. Das Cañon-Land des Colorado.

Vor langer, langer Zeit, — es mag wohl Jahrtausende lang her sein, — lebte ein großer und weiser Indianer-Häuptling, der über die Stämme jenes sagenreichen, räthselhaften Landes herrschte, das heute das Territorium Arizona bildet. Er hatte sein Weib verloren, und dieser Kummer verbitterte sein Leben. Sein Gram rührte den Indianer-Gott Ta-owoats. Er kam zu dem Häuptling und sagte ihm, sein Weib

wäre in einem besseren Lande, und er wollte ihn dahin führen, falls er verspräche, nach seiner Rückkunft nicht mehr zu trauern. Der große Häuptling versprach es, und da brach denn Ta-owoats einen Weg durch die Gebirge zwischen ihm und jenem glücklichen Lande.

Durch diesen tief eingeschnittenen Bergweg führte nun Ta-owoats den Häuptling zu seinem Weibe und nahm ihm bei seiner Rückkehr das Versprechen ab, Niemandem von den Freuden des glücklichen Paradieses, das er gesehen, zu erzählen. Dann nahm er die Wasser der Umgebung, die Regenbäche von den Ebenen und die Schneewasser aus den Gebirgen, und rollte sie durch den Engpaß, einen wilden, tosenden Strom bildend, der alle verschlingen würde, die es unternähmen, ihn zu betreten. —

Das glückliche Land, von dem der Gott gesprochen hatte, war Californien, und der tiefe Stromweg, den er durch die Gebirge gebrochen, war der Colorado des Westens, der größte Strom der pacifischen Küste Amerikas. Die armen Indianer, die jenes traurige Land bewohnen, umspannen den seltsam merkwürdigen Strom mit ihren Sagen, sie wagten es niemals, die furchtbaren Erdschlünde zu betreten, durch welche er fließt. Die Weißen gelangten bis zur Eröffnung der Atlantic-Pacific-Eisenbahn nur alle Jahrhunderte einmal an den oberen Wüstenstrom, aber ihre Erfahrungen waren hinreichend, um alle weiteren Versuche seiner Erforschung für immer zu vereiteln. Haarsträubende Geschichten durchliefen die Lager des Trappers und die Hütte des Mineurs. Alle Boote, die bis jetzt den Strom zu befahren gewagt, wären mit furchtbarer Gewalt über Wasserfälle und durch Schlünde geführt und endlich in Strudel gerissen worden, aus denen sie niemals wieder hervorgekommen seien. Von all jenen Vielen, die es bisher versucht hatten, den Strom auch nur zu überschreiten, war Keiner je wieder gesehen worden. Vergeblich hatten sie es versucht, die tausend Fuß hohen Felsmauern zu erklimmen, sie waren elend verhungert. Vor etwa hundert Jahren hatte ein spanischer Priester das nördliche Arizona besucht, und in seinen Reisebeschreibungen theilte er mit, die Ufer des Colorado wären so hoch, „daß ein Felsen, der im Flusse lag, ihm von den Klippen aus nicht größer als eine Manneshand erschienen sei, während er in Wirklichkeit so groß war, wie die Kathedrale von Sevilla".

All' dies war nur geeignet die Neugierde der Forscher anzufachen. In den Jahren 1869 bis 1874 wurde deshalb von den Vereinigten Staaten eine Expedition unter Major Powell ausgesandt, um den bis dahin unbekannten mystischen Lauf des Colorado zu erforschen, und ihr gelang es, nach den furchtbarsten Anstrengungen und den unglaublichsten Gefahren, den Strom von seinem Ursprung bis zu der californischen Grenze zu durchforschen. Ihrer Aufopferung verdankt Amerika die Kenntniß jenes großen Wüstengebietes, das sich von dem Uintah-Gebirge am großen

Salzsee durch Colorado, Utah, Nevada und Arizona, bis zu dem Meerbusen von Californien erstreckt und die seltsamsten Gebirgs- und Boden-Formationen aufweist.



Arizona: Fort Yuma am Colorado-Strom.

Diese weiten, mehr als hunderttausend Quadratmeilen umfassenden Länderstrecken entbehren vollständig des Gras- und Baumwuchses. Es sind röthlichgelbe, verwitterte Steppen mit einigen Salzseen und Gebirgs-Ketten, nicht, wie die Steppen des

Platte und Arkansas mit fruchtbarem Erdreich bedeckt, sondern für ewig dazu verdammt, Wüste zu bleiben. Niemals wird der Pflug des Ackerbauers sie durchfurchen, niemals die Eisenbahn sie durchziehen. Kein Gold in den Bergen und Flüssen lockt



Das Cañon-Land am Colorado: Der Mu-Koon-tu-weap Cañon.

den Einwanderer, kein edles Wild den Jäger in diese Region. Sie wird ewig das Gebiet jener unsäglich armen, herabgekommenen Indianerstämme bleiben, welche als die einzigen Nachkommen der großen Azteken und Tolteken die Schluchten und Thäler von Nord-Arizona heute bewohnen. —

Der große Strom, welcher dieses Wüsten-Gebiet durchfließt, ist eines der merkwürdigsten Naturwunder. Er entsteht durch die Vereinigung des aus den Wind River Mountains in Wyoming kommenden Green River mit dem Grand River im südöstlichen Utah und ergießt sich in den Meerbusen von Californien.

Ungeachtet seiner bedeutenden Länge ist er doch größtentheils unschiffbar und wird zweifellos für die Ewigkeit so bleiben. Vor Allem schrumpft er in der heißen Jahreszeit bis auf Bachesstärke zusammen. Aber selbst wenn genügend Wasser vorhanden wäre, so würden doch die tausend ungangbaren Barrièren, Caskaden, Stromengen und Schluchten jedem Schiffe sicheres Verderben bereiten.

Die oberen zwei Drittheile des Colorado-Beckens erheben sich bis zu neuntausend Fuß über den Meeresspiegel. Dieses Becken ist gegen Nord, Ost und West von schneebedeckten Gebirgen eingeschlossen, die eine Höhe von 11 000—14 000 Fuß erreichen. Den ganzen Winter hindurch fällt auf diesem ganzen weiten Raume Schnee, alle Thäler und Schluchten füllend, alle Flußläufe und Abhänge halb begrabend, alle Bergspitzen in einem weißen Mantel hüllend, der von Wind und Kälte aus den Wellen des Meeres zu Wolken gewoben und hierher getragen wird. Fängt im Frühjahre die Sonne an, ihre heißen Strahlen hernieder zu senken, dann schmelzen diese Schneemassen und senden Millionen von Caskaden die Berg-Abhänge hinab.

Je größer diese Wassermassen nun sind, ein je größeres Gefälle sie haben, desto weniger können ihnen die Felsen Widerstand entgegensetzen. Sie sind dem nassen, anstürmenden Elemente gegenüber wehrlos und mögen sie auch noch so trotzig ihre Stirne entgegenstellen, mit der Zeit wird eine Bresche in sie gewaschen sein. Und so hat denn auch der Colorado sich auf einer Strecke von tausend Meilen solche Cañons durch die Felsen gegraben, Cañons, die in ihrer furchtbaren Tiefe und Schrecklichkeit den Indianern Ursache für Göttersagen und Mythen gegeben haben, — Weiße zu Ehrfurcht und Bewunderung nöthigen.

Und wie der Colorado selbst, so besitzt auch jeder seiner wasserreichen Nebenflüsse, der Virgin, Kanab, Paria, Escalante, Dirty Devil an der Westseite, und der Green, Yamba, San Juan und Colorado Chiquito an der Ostseite seine tiefen, engen, vielfach gewundenen und gekrümmten Cañons. Jeder Nebenfluß dieser Flüsse stürmt ebenfalls durch einen derartigen, viele hundert Fuß tiefen und wenige Fuß breiten Cañon. Jedes Bächlein fließt durch einen selbstgegrabenen Cañon; jedes Regenwässerchen, geboren und wiedergeboren durch den Regen, nur während des Regens bestehend, schneidet sich seinen Cañon! Danach kann man sich leicht den Charakter jener Sandsteinwüste vorstellen, welche das obere Becken des Colorado bildet. Es ist ein wahres Labyrinth der Natur, stellenweise unzugänglich für jeden Sterblichen. Es ist wie eine ungeheure versteinerte Stadt, deren Straßen sämmtlich von Wassermassen durchfluthet werden, und wo an den Stellen der Häuser zehnmal so hohe

Felsblöcke stehen, welche jeden Abstieg in die Straßen hinab unmöglich machen. Alle die szenischen Eigenschaften dieses Theiles von Utah und Arizona sind in riesenhaftem Maßstab, unheimlich und grossartig zugleich. Die Ströme fließen in unzugänglichen Tiefen — unzugänglich im wahrsten Sinne des Wortes, die Felswände unterwaschend, in deren Gefangenschaft sie sich selber begeben. In diesen engen Rinnen toben und jagen und tanzen die gefangenen Wassermassen über Katarakte und Fälle den tieferen Länderstrichen Californiens zu, und über ihnen, auf der Höhe der einschließenden Felsmauern sind trockene Ebenen, Mesas, ohne Baum und Strauch, den nackten festen Felsen bloslegend. An einigen Stellen, wo die Felsen aus Mergel bestehen, sind schon Flächen verwittert und zersetzt, man watet dann in dem losen feuerrothen oder gelben Material, wie in einem Bett von Asche. An anderen Stellen, wo die Felsen aus weichem Sandstein bestehen, ist die Oberfläche so zersetzt, daß sie mit Treibsand von der verschiedensten, meist hochrothen oder orangegelben Färbung bedeckt ist.

Das ist das Land der Cañons, — unbewachsen, selbst aller Wüstenpflanzen bar, unbewohnt von Thieren, gemieden von Menschen, — eine Wüste und ein Labyrinth zugleich, — ein Stück der Unterwelt auf den Erdboden erhoben. Mit Ausnahme der ewig in Eis und Schnee gehüllten Polarländer und der Wüsten von Thibet, giebt es kein Land der Erde, das trostloser, einförmiger und öde wäre, als jenes Cañon-Gebiet des Colorado, keine Sahara ist mehr Wüste, als das Land an der Südspitze des Staates Nevada.

Der einzige Weg durch dies Gebiet führt durch die Cañons, diesen Weg haben wohl bis jetzt gar Viele versucht und betreten, aber nur die Wenigsten gelangten wieder ans Tageslicht. Gewöhnlich gingen sie schon in den ersten Meilen ihrer Reise elend zu Grunde. Es ist als hausten böse Geister in den Schluchten und Katakomben des Colorado, die dem Sterblichen den Zutritt in ihr Gebiet, in diese Unterwelt, nicht gestatten. Die kühnen Jäger stürzten entweder über die senkrechten Wände in die Schlünde hinab und zerschellten am Grunde, oder sie ertranken in dem rothen, lehmigen Wasser, oder wurden von den Wirbeln hinab in die Tiefe gerissen, um vielleicht erst nach Wochen wieder als Leichname ans Tageslicht zu kommen. Die Boote und Flöße, auf denen sie herabzufahren wagten, wurden an den Felsen zerschellt. Und selbst jenen, welchen es gelang, sich der Wuth der Elemente zu entziehen, — ihnen entzogen die bösen Kobolde jener Regionen alle Nahrung, ja selbst das Wasser. Sie mußten sich kümmerlich von Kräutern nähren, im Angesicht des tausende Fuß unter ihnen befindlichen Wassers vom Durste leiden; — als sie aus diesen Regionen heraus und wieder zu Menschen kamen, da war der Verstand ihnen geraubt! Darum ist es als ein Wunder anzusehen, daß es der Expedition unter Major Powell gelang, mit dem nackten Leben und unter Verlust von all' ihrer Habe endlich den Lauf des Colorado zu erforschen. Ihre Mitthei-



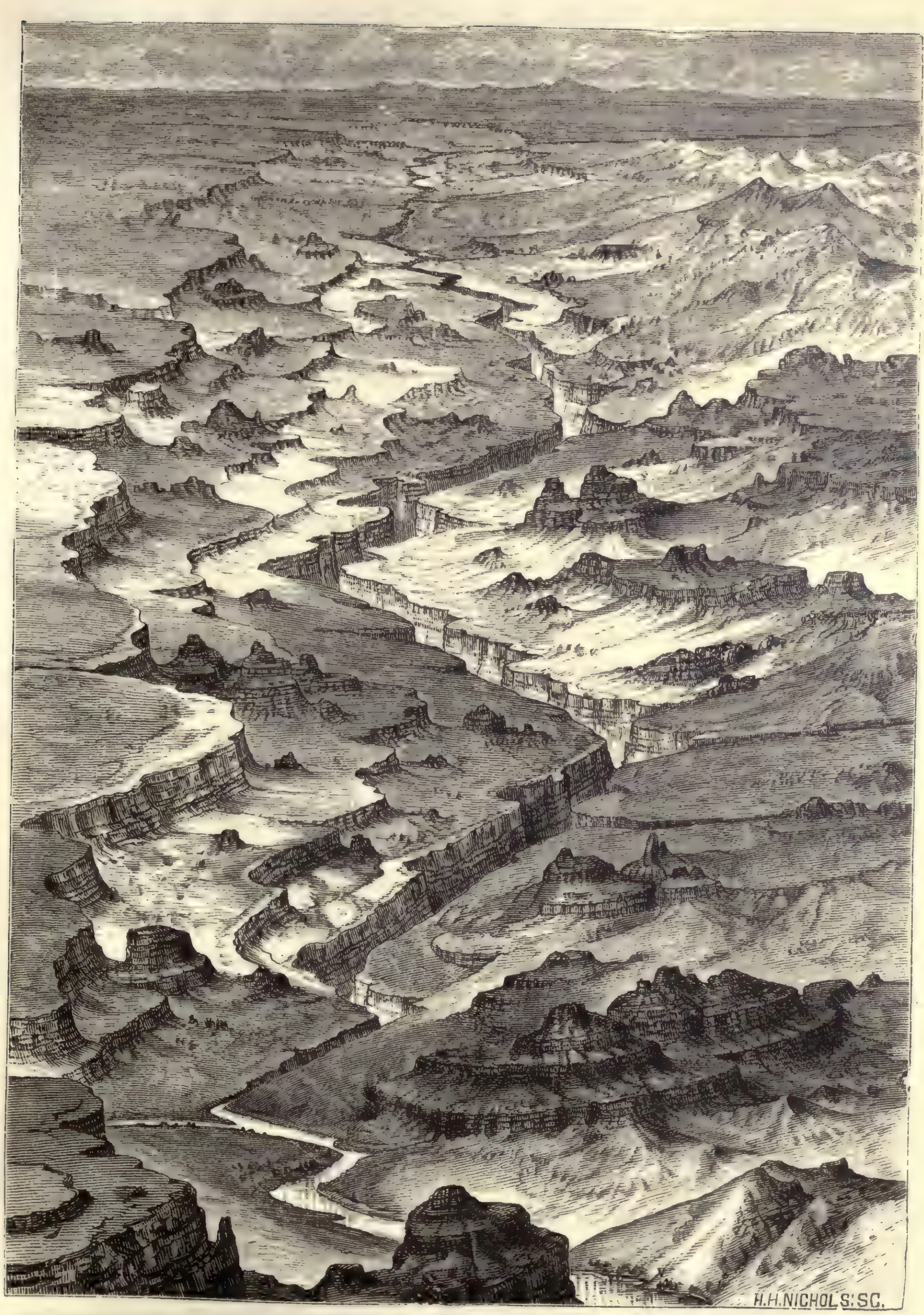
Das Cañon-Land des Colorado: Ersteigung des Great-Cañon.

lungen, vereint mit jenen des Lieutenant Ives, bilden die einzige Literatur über das Wüstenland.

Im Oberlaufe des Colorado sind die Cañons zahlreicher, aber von geringerer Tiefe, wenn man Felsmauern fünf Mal so hoch als der Thurm des Wiener Stefans-Doms überhaupt als niedrig bezeichnen kann. Nur in dem schönen Cañon von Lodore erheben sie sich zu etwa 3000 Fuß Höhe. Der einundzwanzig Meilen lange Cañon wurde nach Southeys Gedicht: „Wie kommen die Wasser herab bei Lodore" so benannt.

An einigen Stellen, weiter stromabwärts, wie am Fuße des Gray Cañon, erheben sich ungeheure Felsthürme senkrecht aus dem Wasser, als wären sie von Menschenhand erbaut und glatt gemeißelt. Es sind Felsen, von den Zeitaltern und den Stürmen bearbeitet, bis nur eine dünne Felsnadel, eine himmelragende Felsenruine übrig blieb, wie die vom Fleisch entblößten Rippen eines Vorweltthieres.

An den Klippen, und selbst an ihrem oberen Rande, weit in das Land hinein, sieht man kurios geformte Obeliske und „Buttes", als wäre es ein ungeheurer Friedhof von Titanen, über deren Gräbern sich kolossale Grab-Monumente erhöben. In den Wänden des Cañons findet man Grüfte und offene Gräber, als wären sie eigens für Jene gegraben, die es



Das Cañon-Land des Colorado aus der Vogelschau.

wagen, in die geweihte Ruhestätte der Geister einzudringen. Sie rufen ihnen ein Memento mori zu.

Von diesen Obelisken und Pyramiden erhielt der Cañon den Namen Monument-Cañon. Von der Mündung des Paria-Flusses an erhält der Cañon einen anderen Charakter. Der Strom ist in Kalkstein-Formationen eingetreten, die Wasser haben sich glatt durch die marmornen Felsen hindurch geschnitten, ohne die geringsten Seiten-Cañons oder Schlünde und Felstrümmer aufzuweisen. Es ist eine glatte Passage zwischen glänzend polirten, oft wundervoll gefärbten marmornen Wänden, deren Höhe von keiner Kathedrale der Welt übertroffen wird. Weiß, Grau, Saffran, Rosenroth und Purpur vermengen sich und durchziehen in Adern die kolossalen, eine halbe Meile hohe Mauern. Fünfundsechszig Meilen vom Paria-Fluß bis zum Colorado-Chiquito rahmen sie das enge Strombett ein und bilden gleichsam den Thorweg zu einem der großartigsten Weltwunder, dem nun folgenden Grand Cañon des Colorado.

Eine Meile tief unter der Oberfläche der Erde wogt der Fluß zwischen den senkrechten Mauern hindurch, dem zweihundert Meilen entfernten, offenen Wüstenlande zu, seine Wellen schrumpfen, von oben gesehen, zwerghaft zusammen, obgleich sie gegen die Mauern und Klippen wüthend branden, die sich zu der Welt über ihnen erheben. Sie sind winzige Tröpflein; der Mensch in dieser Tiefe ist wie eine Ameise unter den Felsentrümmern verloren. Man bedenke nur: eine Meile Höhe! Horizontal gemessen, schon eine bedeutende Distanz, ist sie nur schwer zu erfassen, wenn man sie in vertikaler Richtung nimmt.

Tausend Fuß — also etwa zwei Pyramiden hoch — bestehen diese vertikalen Wände aus Granit, deren Rippen wie von Titanenhand zu ihrer Verstärkung gemeißelt sind, auf diesem Piedestal aus Urgestein ruhen Klippen und abermals Klippen senkrecht übereinander bis zum Gipfel, und dieser Gipfel ist die Oberfläche der Wüste. Unten, an den Ufern, ist Alles schwarz, finster und enge, oben roth und hell, grau und orange, mit Seiten-Cañons und Klaffungen, ein unendliches Felsenwirrsal. Je weiter man vordringt, in desto tiefere Schluchten gelangt man, bis die Klippen sich 7000 Fuß über den Fluß erheben.

Von Zeit zu Zeit erfüllen Wolken den Cañon. Manchmal schweben sie in großen Massen herab und verhüllen Alles mit grauem, dichtem Nebel, dem nur die Nacht an Dunkelheit gleichkommt. Zu Zeiten hängen diese Wolken an den Klippen oben und überwölben den gigantischen Korridor mit einem dichten, grauen Sturmdache. Wolken sind das Dach, schwarzer Granit sind seine Wände, weißer, milchiger Schaum sein Boden, denn die Wasser und Wellen sind hier ewig zu Schaum gepeitscht. Plötzlich fährt dann die wüthende Windsbraut durch einen Seiten-Cañon herab, zerreißt das Wolkendach und läßt den klaren, blauen, sternenbesäeten Himmel herniederschauen bis auf den weißen Gischt am Fuße. Es erscheint uns als ruhte sein Gewölk

auf dem Rande des Cañons, so hoch erscheinen die Felsen, so tief braust der Fluß. Von Zeit zu Zeit fliehen die Wolken weiter, reißen sich von den Felsnadeln und Vorsprüngen und Ritzen los, in welche sie sich verwickelt. Dann verschwindet der graue Mantel, die Spitzen und Kanten und Kämme erscheinen wieder in scharfem Relief, ein Bild natürlicher Gothik. Kommt endlich ein Gewittersturm herab von der weiten Wüste droben, so fluthet und donnert der Regen in Bächen und Wasserfällen von gigantischer Größe die Felsenwände hinab in die schäumenden Fluthen, daß sie hoch aufspritzend, an den kalten Granitwänden des Cañons emporlechzen.

Und so geht es fort für zweihundert Meilen! Manchmal hört der Granit auf, und Marmor oder Sandstein treten an seine Stelle. Aber ob nun Granit, Marmor oder Sandstein, durch alles haben sich die wüthenden Wasser Bahn gebrochen, alle Felsen, selbst die härtesten, sind ihnen unterlegen. Hier liegt das Buch der Geologie offen aufgeschlagen. Hier sieht man die Lava-, Basalt- und Aschenschichten der Vulkane, Sandstein und Konglomerat des sedimentären Gesteins, wie den Granit der Ur-Epoche. —

Nirgends kann man größere Abgründe sehen, als in diesem Cañon. Was ist das Afrathal, was Via Mala und Camina-Schlucht gegen ihn? Man rühmt die Höhe und Masse des Pilatus oder Rigi. Nun denn, man durchschneide den ganzen Gebirgsstock von seiner höchsten Spitze bis zu seinem Fuße und dieser furchtbare viele tausend Fuß tiefe Schlund wird kaum so tief sein, wie jenes Bett, das sich die Wasser des Colorado durch die Felsengebirge gerissen.

Aber noch mehr als die Tiefe des Grand Cañons, noch mehr als seine ungeheuere Länge, noch mehr als die Felsenmassen, die sich an seinen Wänden aufthürmend, dem Himmel entgegenragen, muß man die Gewalt des Wassers bewundern, das im Laufe der Jahrtausende diese Wunder bewirkte. Wohl hassen die Elemente das Gebild der Menschenhand, ja ihre Feindschaft ist furchtbar und verderbenbringend, aber ungleich mehr hassen sie sich selbst, ungleich gewaltiger ist ihr ewiger Kampf unter einander, in den sie seit der Schöpfung verwickelt sind, und dessen großartigste Wirkung man in dem Grand Cañon des Colorado sehen kann.

---

5. Die Moqui-Indianer von Arizona.

Und dieses wunderbare Cañon-Land, halb tropisch im Klima, wie Palästina, und mehr Sandwüste, als Horeb und Sinai, ist zugleich das Babylonien Amerikas. Wer würde glauben, daß diese Wüsten einst mit Städten bedeckt, von einem Volke belebt waren, das an Civilisation und Kultur ihre gegenwärtigen Bewohner weit übertraf? Zahlreiche Ruinen von Städten, von Mauern und Wachtthürmen erheben sich noch

heute im nordwestlichen Arizona und in den angrenzenden Theilen von Neumexiko, Utah und Colorado, — den Touristen ein Wunder, den Archäologen ein Räthsel. Sie sind halb in dem Wüstensand vergraben, wie die Sphinxe Egyptens, oder die neuentdeckten Ruinen in der Wüste Gobi, zuweilen auch an den Felswänden der unzugänglichsten Cañons des Colorado und seiner Nebenflüsse: Rio San Juan, Rio de los Maucos, M'c Elmo und Rio de Cheley, wie Schwalbennester angeklebt. Ruinen, deren Alter vor die Entdeckung Amerika's zurückreicht, deren Architektur



Das Cañon=Land des Colorado: Die Elfenschlucht.

noch heute unser Staunen hervorruft. Warum die einstigen Bewohner dieser Bauten solch unzugängliche Plätze für ihre Heimat erwählten, ist uns noch heute ein Räthsel. Sie waren ohne Zweifel Ackerbauer. Aber es giebt in diesen Felswüsten kein Land, das sie hätten bebauen können. Im Westen von Ocaiby, einer der Städte in der Provinz Tucayan in Arizona, sieht man Ruinen von mühsam längs der Cañon=Klippen hingebauten Terrassen, auf welchen ihre Gärten angelegt waren. Es ist möglich, daß die alten Bewohner dieser Gegenden sich ihre Ackerländer auf diese



Das Cañon-Land des Colorado: Der Grand Cañon.

Weise bildeten. Aber warum sollten sie sich gerade solche Stellen ausgewählt haben? Das Land war sicher nicht so bevölkert, daß es die Nutzbarmachung dieser Wüsten nothwendig gemacht hätte! An anderen Stellen sieht man auf Sandhügeln und hohen Felsen, mitten in der Wüste, meilenweit vom nächsten Fluße entfernt, ganze Städte-Ruinen. Was hat das Volk veranlaßt, sich hier ein solches Wüsten-Grab zu bereiten?

Unter den armseligen Abkömmlingen dieses Volkes herrschen darüber verschiedene Sagen. Sie behaupten, schon in jener Zeit dieses Land bewohnt zu haben, „da die Erde noch eine kleine Insel war". Damals umfaßte ihr Gebiet den Lauf des San-Juan und Rio Dolores, westlich bis Utah, und südlich durch Arizona und Neumexiko bis Tehuantepec. Sie lebten friedlich und wohlhabend, die Thäler kultivirend, ihre Heerden an den fruchtbaren Flußufern ernährend. Sie beteten die Sonne an. Sie kannten keine Metalle und fertigten ihre Werkzeuge und Geräthe aus Holz und Stein. Etwa vor tausend Jahren wurden sie von nordischen Barbaren (Vorfahren der gegenwärtigen Utes) besucht, die gastfreundlich empfangen wurden. Aber bald begannen diese Besuche zu häufig zu werden, und, als ihnen die Gastfreundschaft verweigert wurde, da mordeten sie die Einwohner und verwüsteten ihre Ländereien.

Deshalb verließen sie das Land, das sie bis dahin bewohnt, und bauten sich Häuser in den unzugänglichsten Verstecken in den Schluchten und Cañons, wohin sie sich bei jeder neuen Invasion zurückzogen. Allein einmal brachten die Feinde ihre Familien mit und siedelten sich in ihren Thälern an, und so war das unglückliche Volk genöthigt, über die Mesas und Wüsten weiter nach Westen zu ziehen. Aber hier stellte sich ihrer Flucht der ungeheuere Flußlauf des Colorado entgegen, jedem weiteren Vordringen einen Damm setzend. So waren sie denn gezwungen, in den Wüsten-Plateaus des nördlichen Arizona umherzuwandern. Am Fuße des Cristone, einer scharfen Felsnadel am San Juan-Flusse, fanden sie sich wieder zusammen, möglicherweise in den Höhlenbewohnern dieser Gegenden Freunde gewinnend. Hier bauten sie sich steinerne Festungen, Wachtthürme und Wasser-Bassins und waren so abermals bereit, ihre Feinde zu empfangen.

Dieser Feind ließ auch nicht allzu lange auf sich warten. Er kam und belagerte die Festungen, in blutigen Kämpfen wogte der Sieg von einer Seite zur andern. Die Schlachten waren so mörderisch, daß das Blut die Felsen herab in die Cañons der Flüsse rann. Endlich wurde der Feind unter großen eigenen Verlusten geschlagen, der Rest der Belagerten zog sich auf die vereinsamten Kuppen des nördlichen Arizona zurück, wo ihre wenigen Nachkommen, die Moqui-Indianer, noch gegenwärtig leben.

Außer diesen überaus merkwürdigen Ruinen eines verschwundenen Volkes sind auch noch in den Thälern des Mississippi und seiner zahlreichen Nebenflüsse Spuren einer gewissen Civilisation zu finden, die einem gleichfalls verschwundenen, ausge-

storbenen Volke, den „Mound builders", angehören. Die bemerkenswerthesten Denkmäler alter Civilisation wurden jedoch bekanntlich in Central-Amerika und in den südlichen Provinzen Mexiko's gefunden. Hier wurden Ruinen von Städten entdeckt, die noch ganze Zeitalter vor der Herrschaft der Azteken verlassen und dem Verfall anheimgegeben worden sein mußten. Viele davon waren selbst den Azteken unbekannt und wurden erst zur Zeit der Eroberung Mexiko's durch Cortez entdeckt. Sie verriethen sämmtlich einen hohen Grad von Civilisation; die vielen Palast-Bauten mit ihren Skulpturen und ihrer inneren Einrichtung erwecken noch heute Bewunderung.

Die alte Civilisation des mittleren Amerika wird in drei Perioden eingetheilt: die der Colhuas, der Tolteken und nach ihnen die der Azteken. Die Mound builders des Mississipi-Thales werden als identisch mit den Tolteken angenommen.

Die Colhuas fanden das Land von einem Volke bewohnt, das unter dem Namen Chichimecs als das älteste Volk Amerikas bekannt ist. Wie diese von den Colhuas, so wurden die Letzteren von den Tolteken unterworfen, welchen der höchste Civilisations-Grad zugeschrieben wird. Ihre Nachfolger, die Azteken, blieben in dieser Hinsicht hinter den Tolteken zurück. Unglücklicher Weise wurden die toltekischen Urkunden und Chroniken von den Azteken zerstört, und was ihrer Wuth entging, das verfiel dem Fanatismus der unwissenden spanischen Priester.

Viele Ruinen von Arizona und Utah, sowie die noch bestehenden und bewohnten sieben Moqui-Städte *), ähneln bedeutend den Wohnhäusern der berühmten Pueblo-Indianer in Neumexiko. Sie sind entweder aus Adobe (ungebrannten Ziegeln), oder aus Stein ausgeführt, mehrere Stockwerke hoch, von denen jedes von dem unter ihm befindlichen um etwas zurückgezogen ist, so daß sie das Aussehen von Pyramiden haben. Jedes Stockwerk ist in einzelne Kammern und Wohnungen eingetheilt, die zusammen für mehrere Tausend Bewohner genügend Raum bieten. Von Außen sind sie nur durch an die Mauern angelehnte Leitern zugänglich, da sie keine Thüren besitzen. Auf dieselbe Weise sind auch die einzelnen Stockwerke unter einander verbunden. Jedes Pueblo ist in einem rechtwinkligen Viereck gebaut, in dessen innerem Hofe die Quellen sind, welche die Wasser-Reservoirs speisen. Die Häuser sind drei Gemächer tief und öffnen sich nach dem inneren Hofe, während sie nach Außen hin nur feste Mauern, ohne Oeffnungen, darbieten. Da sie überdies in der Regel auf hohen Fels-Bastionen angelegt sind, so ist die ganze Anlage vollkommen unzugänglich und gegen jeden Angriff gesichert. Auf den einzelnen Fels-Terrassen sind gewöhnlich Gärten angelegt, in denen Pfirsich-Bäume, Mais und andere Früchte gepflanzt sind.

*) Die Namen der sieben sämmtlich auf hohen, schwer zugänglichen Mesas (Felsen-Plateaus) liegenden Moqui-Dörfer sind: Oribi, Cimokpivi, Tewa, Citcumivi, Mecamivi, Cipolivi und das besonders malerische Volpi oder Walapi.

Steinwände umfassen diese Anlagen, die von den über ihnen befindlichen Reservoirs mit Wasser versorgt werden.

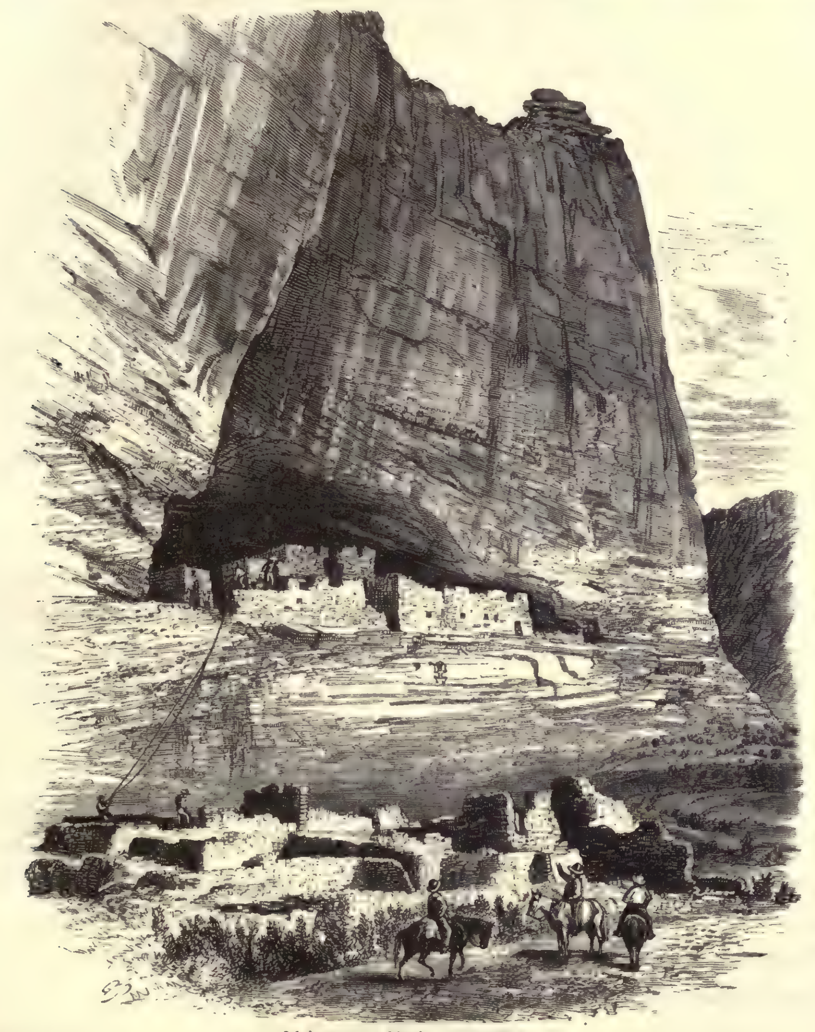
Viele von diesen merkwürdigen Städten an den Klippen des Colorado sind verlassen und verfallen, — einsame Ruinen eines vor Zeitaltern großen Volkes. Nur noch sieben von ihnen sind von je drei- bis fünfhundert Moqui's bewohnt. Diese Menschen sind von ziemlich heller Hautfarbe, sehr reinlich und nett. Die Männer verrichten alle Arbeiten außerhalb des Hauses, während den Weibern die häuslichen Arbeiten, wie Spinnen, Weben, Nähen u. s. w. obliegen. Jede Stadt hat ihren eigenen Häuptling und ist von den anderen vollständig unabhängig. Aber die Bewohner sind mit einander wohl vertraut, sprechen dieselbe Sprache, haben dieselben Gebräuche und dieselbe Religion. Sie sind friedlich und gastfreundlich, obschon nicht ganz frei von einigen barbarischen Gebräuchen.

Am merkwürdigsten ist ihr religiöser Glaube. Jeden Morgen steigen sie auf die Dächer ihrer Häuser, und, sich gegen Osten wendend, huldigen sie der aufgehenden Sonne. Zur selben Zeit versammeln sich viele Männer, mit Schellenriemen umgürtet, am Fuße ihrer Felsenwohnungen, und laufen etwa eine Meile weit und so schnell sie können, gegen Osten, der Sonne entgegen, während der Lärm und das Klingen ihrer Schellen die Luft erfüllt. Dann kehren sie zurück, das Volk steigt von den Dächern herab und die Ceremonie ist vorüber. Die Ursache dieses kuriosen Gebrauches ist eine Tradition, der zufolge an einem zukünftigen Tage Montezuma von der Sonne zu ihnen herabkommen und ihre alte Glorie wieder herstellen wird. Deshalb senden sie täglich Morgens eine Escorte aus, ihn zu empfangen, sollte er aus der Sonne herabgekommen sein. Armes Volk, selig in seinem Glauben! Jahrhunderte lang schon warten sie auf ihren Erlöser und tagtäglich sind sie zu seinem Empfang bereit, sie werden des Wartens eben so wenig müde, wie ihres unglücklichen aber rührenden Glaubens!

Nicht weniger seltsam ist ihr Glaube, daß die Zeit ihrer Erlösung von dem Zustande ihrer Wohnstätten abhängt. Je früher dieselben im Laufe der Zeit der gänzlichen, ruinenhaften Zerstörung durch die Natur anheimfallen, desto eher wird die Zeit ihrer Erlösung kommen. So wollte es ein Gebot ihrer Religion, Alles, was sie besitzen, ihre Wohnungen, Waffen und Einrichtung dem Verfalle anheimzugeben, an nichts zu rühren, nichts zu verbessern. Sie wiesen die Unterstützung der Vereinigten Staaten-Regierung zurück, nichts kann das traurige Schicksal von ihnen abwenden, das sie selbst über sich verhängten: das gänzliche Aussterben.

Woher kamen sie? Sie wissen es eben so wenig wie unsere Gelehrten, die sich vergeblich bemühen, aus ihren Ruinen und Ueberresten ihre Vergangenheit zu lesen. Von den nachbarlichen Indianerstämmen, den Navajos, Apaches und Comanches sind sie in Aussehen, Sprache, Gebräuchen, Religion und Sitten so verschieden, daß sie

gewiß einer anderen Race angehören. Unter ihnen zirkulirt eine eigenthümliche Legende hierüber. In längst vergangenen Zeiten erschien in den benachbarten Bergen ein Weib von göttlicher Schönheit. Alle Männer kamen aus Nah und Fern, um ihr zu huldigen. Sie brachten ihr Geschenke, als Tribut ihrer Schönheit gezollt,



Arizona: Ruinen=Städte.

und bewarben sich leidenschaftlich um ihre Gunst. Allein, obgleich sie alle Geschenke annahm, blieb doch ihre Tugend unverletzt, ihr Herz unempfindlich. Da kam große Trockenheit über das Land, die das Volk mit Hungersnoth bedrohte. In seiner Verzweiflung kam es da zu dem schönen Weibe, und siehe, es gab ihnen Korn, Brod und Schafe von seinen Vorräthen, und diese Vorräthe wollten gar nicht kleiner werden.

Ihre Güte war unbegrenzt. Eines Tages, als sie im Freien schlief, kam Regen hernieder auf sie, und ein Tropfen veranlaßte ihre Empfängniß. Ein Sohn war ihre Frucht, und der Sohn war der Gründer jenes Volkes, daß diese steinerne Festungen baute. In Volpi, einer der sieben Moquistädte, lebt noch ein altes Weib, in dessen Adern das Blut jenes wunderbaren Geschöpfes rinnen soll. Wie die Mutter ihres Stammes, so war auch sie von wunderbarer Schönheit und sie ist noch jetzt der Gegenstand eifriger Verehrung.

So romantisch diese Sage auch klingen mag, sie fand bei den Geschichtsforschern begreiflicher Weise nur wenig Anklang. Die Moquis scheinen, ebenso wie die Pueblos von Neumexiko, dasselbe Volk zu sein, das die Mexikaner zur Zeit der Eroberung durch Cortez waren. Obgleich von ihren mehr begünstigten Brüdern im Thale von Mexiko durch Gebirgszüge und Wüsten von über 2000 Meilen Länge geschieden, sind sie unzweifelhaft von ähnlicher Abstammung, Religion und Sprache. Allein mehr darüber zu sagen, ist unmöglich. Gelehrte Abhandlungen wurden bereits über diesen Gegenstand geschrieben. Einige behaupten, die Pueblos wären von aztekischer, andere von toltekischer Abstammung.

Die Pueblos besitzen eine Tradition, der zu Folge sie zuerst am Shipop, der nordwestlichen Quelle des Rio Grande erschienen seien. Damals wanderten sie umher wie die Nomaden und suchten Unterkunft in den Cañons und Höhlen. Sie verweilten eine Zeit lang in Acota, dem Geburtsort Montezuma's, der nachträglich ihr Führer und Häuptling wurde. Er lehrte ihnen Häuser und unterirdische Tempel bauen und heilige Feuer anzünden, die von Priestern unterhalten werden mußten. Taos war das von ihm zuerst gegründete Pueblo. Von dort zog er nach Süden, immer neue Pueblos gründend, von denen Pecos das bedeutendste war. Hier nahm Montezuma einen schlanken Baum und pflanzte ihn mit den Wurzeln nach oben in den Boden. Dann weissagte er, daß nach seinem Tode eine fremde Rasse über sein Volk herrschen, daß kein Regen mehr fallen würde. Er befahl ihnen, das heilige Feuer zu bewahren, bis der Baum fiele. Dann würde ein weißes Volk von Osten her das Land besuchen, um ihre Unterdrücker zu bezwingen, und er selbst würde dann kommen, sein Königreich wieder zu errichten, dann würde die Erde wieder durch Regen befruchtet werden und die Berge würden Schätze tragen.

Von Pecos aus zog Montezuma weiter nach Süden, bis zur Hauptstadt von Mexiko, wo er bis zur Ankunft der Spanier lebte. Seine Weissagung hat sich erfüllt, denn der Baum fiel, als die amerikanische Armee die Hauptstadt Neumexiko's, Santa Fé, betrat. Das Feuer, von Montezuma selbst angezündet, war bis dahin in Pecos Pueblo sorgsam unterhalten worden. Als aber die Indianer dieses Pueblos allmählig ausstarben, da gaben sie die Hoffnung auf ihre Befreiung auf und suchten sich andere Heimstätten. Nur ein Priester blieb zurück. Mit seinem Leben erlosch auch das heilige Feuer.

Die Weissagung Montezumas mag auch die Ursache von dem freundlichen Empfange der Amerikaner bei ihrem Einzuge in Neumexiko 1846 gewesen sein.

So leben denn die Moquis auf den hohen, kastellartigen, von dem mystischen Colorado unterminirten Felsen, ein sterbendes Volk in zerfallenden Städten. Und jemehr sie ihrem gänzlichen Aussterben, ihrem Verschwinden entgegeneilen, desto näher glauben sie die Auferstehung ihres Erlösers und damit die Wiederherstellung ihrer einstigen Kraft und Größe.

---

6. Die Zuni-Indianer.

Die weiten Landstrecken von den Küsten-Gebirgen des südlichen Californien bis zu dem hohen Tafellande östlich der Felsengebirge bilden eine einzige große Einöde, in welcher fruchtbare Strecken und menschliche Ansiedlungen nur in Oasen auftauchen. Die beiden großen Stromsysteme, der Colorado und der Rio Grande del Norte, durchfluthen zwar diese Gegend, einer auf jeder Seite, tragen indessen, einzelne Striche ausgenommen, wenig zur Befruchtung des Bodens bei. In den höher gelegenen Theilen des Landes ist das Klima ein gemäßigtes, im Winter jedoch öfters außerordentlich kalt, aber in den Wüsten und auf den Ebenen, wo die Sonne von oben sengt und der Sand von unten glüht, wird die Hitze fast unerträglich. Der spärliche Pflanzenwuchs, welcher den größeren Theil dieser Region bedeckt, versorgt den Menschen nur vorübergehend mit Nahrung, daher muß er wandern von Ort zu Ort oder Hungers sterben. Hier ladet die Natur mehr als anderswo zum Umherstreifen ein, und wie in der arabischen Wüste, so streichen amerikanische Beduinen über ungeheure Landstrecken, suchend, was sie verschlingen können. Hier zahlt so mancher unglückliche Bergmann, so mancher unbeschützte Reisende seine Verwegenheit mit dem Leben, hier trotzen, mehr als sonst in den gemäßigten Zonen Amerikas, die Eingebornen dem langsamen Vorschreiten einer schüchternen Civilisation. Jene Beduinen der neuen Welt, die „Cowboys" und „Desperados", fegen erbarmungslos hinweg über kleine Ansiedlungen und vereinzelte Niederlassungen, sie rauben, morden und zerstören und, in ihre festen Schlupfwinkel flüchtend, spotten sie der Ohnmacht ihrer Verfolger. Inmitten all dieser Wildniß finden wir die auffallende Erscheinung jenes halbcivilisirten, seßhaften Volkes von Neumexiko und Arizona, wie ein wogenumbrauster, friedlicher Archipel im weiten Ocean.

Neben den in Arizona ansässigen Moqui-Indianern sind die an der Westgrenze von Neumexiko wohnhaften Zuni-Indianer die interessantesten. Ihre Pueblos, oder festungsartige Dörfer, vier an der Zahl, liegen etwa sechzig englische Meilen südlich der Atlantic-Pacific-Bahn und ebensoweit östlich von der Grenze Arizonas. Das

bedeutendste der vier Pueblos ist Zuni selbst, das gelegentlich der spanischen Invasion 1540 erobert und zerstört, aber später wieder aufgebaut wurde. — Die ersten bestimmten Nachrichten über die Zunis erhielt die Welt erst durch die Expedition der Lieutenants Whipple und Ives, welche im Auftrag der Bundesregierung im Jahre 1853 die Erforschung des 35ten Breitengrades, auf dem sich jetzt die Transkontinental-Linie der Atlantic-Pacificbahn hinzieht, ausführten. Seit dem ist es in den letzten Jahren namentlich der unternehmende, aber etwas abenteuerliche Frank H. Cushing vom Washingtoner Smithsonian Institut gewesen, der längere Zeit unter den Zunis gelebt, ihre Sprache erlernt, ihre Religion und Sitten erforscht und 1882 die Zuni-Häuptlinge nach Boston geführt hat, wo dieselben die feierliche Begrüßung des Meeres vornahmen und das für ihre Zeremonie erforderliche Meerwasser holten. *)

Im Grunde genommen bewohnen die Zuni-Indianer nur ein einziges auch nach ihnen benanntes Pueblo, denn die drei anderen Zuni-Dörfer werden nur zur Sommerszeit bewohnt, und würden vielleicht schon längst gänzlich aufgegeben worden sein, würden sie nicht in fruchtbaren gut bewässerten Thälern liegen, welche sich für den Ackerbau viel besser eignen, als die Umgebung des Zuni-Pueblo. Die Namen dieser drei „Sommer-Residenzen" sind Las Nutrias, Pescado und Ojo Caliente. Ist die Zeit der Feldarbeit vorüber, so ziehen sich die Bewohner dieser drei Pueblos nach Zuni für den Winter zurück und lassen nur einige Leute zur Bewachung der Dörfer zurück. Die einzelnen Wohnungen oder Häuser werden nicht zugesperrt, denn Schloß und Riegel sind bei diesem urwüchsigen Volke noch unbekannt. Die Eingänge bestehen hier, wie bei den schon geschilderten Moqui-Häusern, aus einer Oeffnung im Dache, zu der man mittelst Leitern gelangt. Diese Oeffnungen werden nun mittelst einer Lage Stroh und Lehm zugemauert, und erst wieder im nächsten Frühjahr aufgebrochen.

Zuni erinnert mit seinen weißgetünchten fensterlosen Häusern, seinen schmutzigen, holperigen Straßen und Plätzen lebhaft an manche Dörfer im Orient, und nur die zahlreichen an den Häusern lehnenden Leitern, welche die Stelle der Treppen vertreten, verleihen ihnen einen seltsamen, eigenartigen Charakter. Rings um das eigentliche Pueblo befinden sich die mit Steinmauern, Palissaden oder Adobemauern umgebenen Corralls für das Vieh, hauptsächlich Schafe, sowie die kleinen Gemüsegärten, ebenfalls mit Mauern umgeben, um sie gegen die Schafe zu schützen. Jedes einzelne dieser Gärtchen ist kaum größer, als der Flächenraum des Hauses, zu welchem es gehört. Der gänzliche Mangel an Bäumen und Strauchwerk giebt den Zuni-Dörfern ein eigenthümlich trockenes und ödes Aussehen. Die Umgebung ist felsig und wasserlos, ja neunzehntel der ganzen zu der Zuni-Reservation gehörigen Länderstrecken sind öde Kaktus- und Steinwüsten. Glücklicherweise sind die Zunis ein zu-

---

*) N. Y. Belletristisches Journal. Richard Oberländer.

friedenes und genügsames Volk, die von dem Ertrag einiger Morgen Landes und einiger Schafe oder Ziegen mit Familie recht gut leben, und keine größeren Ansprüche machen.

Der Ackerbau, die Viehzucht und Jagd sind hier, im Gegensatz zu den Indianerstämmen der Prairien, ausschließlich die Beschäftigung der Männer, während die Frauen die Verwaltung des Hauswesens und die Pflege der kleinen Gemüsegärten



Arizona: Ein Moqui-Pueblo.

obliegt. Diese letzteren müssen den Sommer über künstlich bewässert werden, und die Knaben wie Mädchen jeder Familie sind gehalten, jeden Morgen einen Krug Wasser von der Quelle zu holen und auf die Beete zu gießen. Der Ackerbau der Zuni erinnert in ihrem Wesen wie in der Form und Handhabung der Werkzeuge ganz an jene der alten Aegypter. Mais und spanischer Pfeffer sind die hauptsächlichsten Feldprodukte, da sie auch die Haupt-Nahrungsmittel der Zunis ausmachen.

Eigenthümlich ist die Art und Weise der Mehlzubereitung. Der Mais wird zunächst von den Hülsen abgelöst und auf heißen Steinen ein wenig geröstet. — Hierauf werden mehrere Handvoll auf einen großen schräg gegen den Boden gestellten, muldenartig vertieften Stein geworfen, und mittelst einer Steinkeule zerrieben. In der Regel obliegt diese Arbeit den Zuni-Mädchen, und es gewährt einen ganz interessanten Anblick, diese seltsamen, mitunter ganz hübschen Gestalten in ihren malerischen Kostümen in einer Reihe neben einander zu sehen, wie sie auf den Knien ruhend, die Steinkeulen auf den Steinen auf- und niedergleiten lassen, ganz so, wie in südlichen Ländern an Flüssen und Bächen die Wäsche beim Waschen gerieben wird. Gewöhnlich arbeiten fünf oder sechs Mädchen in einer Reihe. Der in der ersten Mulde grob zermalmte Mais wird in der zweiten etwas feiner zerrieben, gelangt dann zwischen die glätteren Steine der dritten und vierten Mulde, und das so erzeugte Mehl steht an Feinheit jenem in modernen Dampfmühlen hergestellten nicht viel nach.

Eigenthümlich, wie alles, das dieses Volk treibt, ist auch die Zubereitung der Nahrungsmittel. Die beliebteste Speise ist gekochtes Schaffleisch mit rothem Pfeffer (Chile colorado) und Knoblauch vermengt, zuweilen auch gebratene Heuschrecken und Brot. Die Heuschrecken werden in großen Mengen in Töpfen gefangen und mit kaltem Wasser übergossen. Am nächsten Morgen wirft man sie in eine Schüssel, in der sie über dem Feuer unter beständigem Umrühren langsam geröstet werden. — Auch die Maiskörner werden auf ähnliche Weise geröstet, und bilden mit etwas Salz vermengt, eine ganz schmackhafte und beliebte Speise. — Das Brot wird auf zweierlei Weise gebacken. Für das He-per-lo-ki wird der Teig dadurch vorbereitet, daß die sorgsame Hausfrau und wo möglich, auch die Mädchen der Familie die Maiskörner zerkauen, und dann mit etwas Mehl vermischen. Die einzelnen Laibe werden in halbrunden, kuppelförmigen Öfen gebacken, die aus Lehm in der unmittelbaren Nähe des Hauses, zuweilen auch auf dem Dache gebaut werden, und zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Zuni-Dörfer gehören. — Schmackhafter und für den Europäer entschieden appetitlicher ist das He-we Brot, eine Art Oblaten, die jahrelang aufbewahrt werden können. Der Teig, aus einer dünnen Mischung von Maismehl und Wasser bestehend, wird über einen heißen Stein gegossen und bäckt in wenigen Sekunden. Ueber diese oblatenartige Brotscheibe wird eine zweite und dritte Schicht Teig gegossen, so daß binnen einigen Minuten vielleicht ein Dutzend und mehr Oblaten aufeinanderliegen. Diese werden nun zusammengebunden und so aufbewahrt oder sogleich verzehrt. Vor der Zubereitung dieses He-we sortiren die Weiber die zur Verwendung gelangenden Maiskörner je nach ihrer Färbung, und gießen diese verschieden gefärbten Teigsorten nach einander auf, so daß manche Oblaten grau, andere braun, blau oder weißlich sind. Fische werden von den Zunis nicht gegessen, da sie das Wasser, sowie alles, was dem Wasser ent-

nommen wird, heilig halten. In Anbetracht der trockenen Wüstenstrecken, die sie bewohnen, ist es begreiflich, daß das Wasser den Hauptgegenstand ihrer Verehrung, ja so zu sagen, ihre Religion bildet. Ist es ja doch das nützlichste und unentbehrlichste ihres ganzen Daseins. Sie betrachten den Ozean als die Quelle des Regens, und glauben, daß die Geister ihrer verstorbenen Vorfahren die Wolken vom Ozean herüberbringen. Ein Tropfen Meerwasser ist deshalb bei ihren Gebeten um Regen unentbehrlich. Vor Jahrhunderten hatten sie einen Zug nach dem Stillen Ozean unternommen, und eine Anzahl heiliger Gefäße dort mit Meerwasser gefüllt. Dieser sorgfältig aufbewahrte Vorrath war nun vor einigen Jahren vollständig erschöpft, weshalb sie den Eingangs erwähnten Zug nach Boston unternommen hatten.

Die Frauen sind in der Anfertigung von Gefäßen, Thonkrügen und Hausgeräthschaften sehr geschickt, und Formen wie Ornamente der Zuni-Gefäße werden allgemein bewundert. Sie sind auch geschickte Weber, und es ist ganz interessant, sie bei der Herstellung von Decken und Kleidungsstoffen zu beobachten, für welche ihnen ungemein primitive Webstühle zur Verfügung stehen. Die Stoffe sind ganz vorzüglich gearbeitet. Bewundernswerth ist vor Allem die Anordnung der Muster, die sie, ohne irgendwelche Vorlage ganz nach dem Augenmaße, mit derselben Geschicklichkeit einweben, wie die Orientalen und Indier in ihre Teppiche und Shwales. Jede Familie fertigt sich ihren Bedarf an Hausgeräthschaften und Stoffen selbst an. Aus diesen letzteren schneiden sie sich ihre Kleidungsstücke zurecht, oder sie verwenden sie zu Wand-Bekleidungen.

Die Häuser der Zunis werden von den Frauen äußerst reinlich gehalten, obschon dies auf Kosten der Reinlichkeit der Straßen geschieht. Aller Kehricht und Abfall wird vor den Häusern aufgespeichert, eine willkommene Labe für Esel und Hunde. Die Zunis sind im Ganzen viel zu arbeitsam und haben ihre Hände mit allerhand Verrichtungen viel zu voll, als daß sie irgend welchen Lastern im Übermaß huldigen würden. Die Frauen werden als tugendhaft geschildert; die Vielweiberei der nomadisirenden Indianerstämme ist bei den Zunis verpönt; sie sind sehr religiös und halten mit großer Strenge an ihren alten Gebräuchen und geheimen religiösen Zeremonien fest. Im Charakter sind die Zunis ehrlich und gutmüthig, das gerade Gegentheil der mit ihnen im gleichen Gebiete hausenden Apaches und Utes. Sie lieben das Familienleben und vergöttern ihre Kinder. Die Todten begraben sie angekleidet und ohne Sarg auf eigenthümliche Weise: Auf dem Boden einer runden, etwa sechs Fuß tiefen Grube graben sie zwei Aushöhlungen nach entgegengesetzten Richtungen, und stecken den Kopf des Leichnams in die eine, die Füße in die andere Aushöhlung, so daß von oben nur der mittlere Teil des Körpers sichtbar bleibt. Unter lautem Heulen und Schreien wird nun abwechselnd Erde zugeschüttet und Wasser aufgegossen, bis die Grube völlig aufgefüllt ist. — —

7. Die Rio Grande-Pueblos und andere Indianerstämme des Südwestens.

Die indianische Bevölkerung Neu-Mexikos wird vom vorjährigen Bericht des Indianer-Bureaus auf 28,500 angegeben, so daß es nächst Dakota die größte Zahl von Eingeborenen in seinen Grenzen hat, welche heute noch von irgend einem Unionsgebiet, mit Ausnahme des Indianer-Territoriums, aufgewiesen wird. Aber wie ganz und gar verschieden sind diese Indianer Neumexikos von den Sioux-Stämmen Dakotas! Mit Ausnahme der Mescaleros und Jicarilla-Apachen, die sich 900 und 700 Köpfe stark auf zwei weit von einander gelegenen Reservationen befinden, sind die Indianer Neumexikos die weitaus interessantesten, weil civilisirtesten und menschlichsten der ganzen Union. Selbst die heute noch 16,000 Köpfe zählenden, neuerdings sogar eine gewisse Zunahme aufweisenden Navajos, welche auf einer großen im Nordwestwinkel Neumexikos gelegenen zum Theil nach Arizona hinüberreichenden Reservation leben, treiben Ackerbau und Viehzucht, und üben mit den primitivsten aller Hilfsmittel gewisse Hand- und Kunstfertigkeiten. Unter diesen steht die Herstellung der mit Recht berühmten „Navajo-Blankets" der Dichtigkeit und Weichheit ihres Gewebes und der merkwürdigen Schönheit ihrer aus Pflanzenstoffen gewonnenen Farben halber obenan. Vollends ohne jeden eigentlichen Zusammenhang mit den nomadischen, lediglich jagd- und kriegstüchtigen, rothhäutigen Horden des Nordens, stehen die schon mehrfach erwähnten Pueblo-Indianer des Rio Grande-Thals und die ihnen verwandten schon geschilderten Zunis und Moquis da. Der nördlichste Ausläufer der einstigen Azteken-Bevölkerung Mexikos und Mittelamerikas, herrschten sie seinerzeit auf diesem vorgeschobenen Posten bis zum oberen Colorado und den Quellen des Rio Grande hinauf ausschließlich. Einzelne ihrer Pueblos, festungsartig auf abgeglätteten Bergrücken zusammengeschachtelt, oder gar in die Felsenwände von Fluß- und Thal-Schluchten heineingenestelt, legen noch heute ein unwiderlegliches Zeugniß dafür ab, in wie stetem Kampf sie sich der vom Norden her auf sie eindringenden wilden Stämme zu erwehren hatten. In diesen festungsartigen Gemeinwesen, deren platte Dächer eine ebenso unterbrochene Cirkulation gestatten, wie die winkligen Straßen und Wege zwischen den einzelnen Reihen dieser mit der Erde zusammengewachsenen Adobe-Gefüge, breiteten sie sich über das ganze Land aus. Wenn daher Coronados wackerer Castaneda in seinen Beschreibungen des neuen Cibola- (Büffel-) Landes von großen, nach vielen Tausenden zählenden Städten dieser Indianer spricht, so wird man ihm das wohl aufs Wort glauben können, in wie doppelt scheußlichem Licht dann auch die spätere, im Großen betriebene Unterjochung, Ausbeutung und Ausrottung der Eingeborenen durch seine eigenen

Landsleute erscheinen muß. Heutigen Tages zählen die Pueblo-Indianer Alles in Allem zwischen 9 und 10,000, und selbst diese Zahl ist, wie sehr ihnen im Lauf der Zeiten auch die Auffrischung durch spanisches Blut zu Hilfe gekommen sein mag, und wie völlig sicher und ungestört sie seit Jahrzehnten leben, in beständiger Abnahme begriffen.

Die im Thale des Rio Grande oder in unmittelbarer Nähe desselben gelegenen Pueblos sind achtzehn an der Zahl und in den Reservationen, welche diese Pueblos umgeben, haben die Indianer etwa dreißigtausend Acker Landes unter Kultur. Die hauptsächlichsten Indianerstämme, welche die Rio Grande-Pueblos bewohnen, sind die Toltos, Teguas, die Queres und die Jemes.

Die größten Pueblos sind Taos, San Domingo, Sandia, Isleta und Laguna. Da sie alle in der Nähe des das Territorium von Norden nach Süden in seiner Mitte durchschneidenden Rio Grande liegen, so hat auch die, dieser alten Haupt-Heerstraße, — dem alten Santa Fé Ueberlandweg — folgende Hauptlinie der Atchison-Topeka-Santa Fé-Bahn diese uralten Indianer-Gemeinwesen mit einem Schlage in den unmittelbaren Bereich des Weltverkehrs gezogen. Eines von ihnen, Cochiti, wird sogar von der Bahn in zwei Hälften zerschnitten, und ein anderes, Isleta, das von Touristen am leichtesten zu besuchende Pueblo, ist gar eine Eisenbahn-Station selbst. —

Man erreicht das Pueblo Isleta am bequemsten von Albuquerque aus, wo sich die Atlantic-Pacific-Bahn, deren erste Station Isleta ist, ihren Anfang hat. Albuquerque selbst ist die erste größere Stadt Neumexikos, nach welcher man von Arizona aus auf der in Deming*) sich an die Südpacific-Bahn anschließenden Atchison-Topeka-Santa Fé-Bahn gelangt. Isleta, Laguna und Acona waren die einzigen Pueblos, welche ich Gelegenheit hatte, in Gesellschaft des Generals Sedgwick zu besuchen, allein die Pueblos ähneln einander so sehr, daß die Schilderung des einen ebenso gut auf jedes andere Pueblo im Thale des Rio Grande passen würde. Isleta ist das Urbild eines Indianerdorfes im Thale, während Laguna und Acona ähnliche Felsenburgen sind, wie die der Zunis oder Moquis, aus der Ferne den Ruinen jener feudalen Ritterburgen nicht unähnlich, die man in Südfrankreich und Spanien häufig genug zu sehen bekommt. — Auch die Bewohner von Laguna und Acona ähneln in ihrem ganzen Wesen, ihrem Aussehen, Sitten und Gebräuchen den Zuni-Indi-

---

*) Deming in Südwest-Neumexiko ist der westliche Endpunkt der von Kansas City bis hier 1150 Meilen messenden Atchison-Topeka-Santa Fé-Bahn. Dieselbe benutzt, um ihre Transcontinentallinie nach Guaymas am Golf von Mexiko herzustellen, von Deming westwärts bis Benson, Arizona, in einer Länge von 170 Meilen die Geleise der Süd Pacificbahn.

anern, nur daß sie an Stelle des alten heidnischen den katholischen Glauben angenommen haben.

Wir besuchten das Laguna Pueblo unter der Führerschaft des Häuptlings desselben, der seltsamerweise kein Indianer, sondern ein guter Yankee aus den Neu-Englandstaaten war, und durch seine Ehe mit der Tochter des letzten Häuptlings ein Pueblo-Squaw-Man wurde. Er erreichte es, zum Mitglied der geheimen Priester-Sekte und schließlich von dem Stamme zum Häuptling erwählt zu werden. Wir waren in Laguna seine Gäste und seine Frau, eine Vollblut-Indianerin, gab uns vortreffliche Proben ihrer Kochkunst. Dank dem Einfluß des weißen Häuptlings besitzt Laguna heute neben dem kleinen katholischen Kirchlein auf der Plaza, oder besser auf dem Burghofe, auch ein Schulhaus, in welchem eine amerikanische Miß den Aztekensöhnen lesen und schreiben lehrt, ja sogar ein Baptisten-Missionär versucht es jetzt, die ehemaligen Sonnen-Anbeter und gegenwärtigen Katholiken ihrem Glauben abwendig zu machen. Aber bei ihrem katholischen wie baptistischen Gottesdienst kommt heute doch noch immer der Bocksfuß heidnischen Glaubens nicht selten zum Vorschein. Dies gilt vornehmlich von ihren heidnischen Festlichkeiten und von den Begräbniß-Zeremonien.

Das Haus des Laguna-Häuptlings, in welchem wir Unterkunft fanden, befand sich nicht im Laguna Pueblo selbst, sonder näher dem Fuße der Anhöhe, an den steilen Ufern einer Ravine, in deren Wänden zahlreiche Füchse ihre Schlupfwinkel hatten. Die Anhöhe und die ganze Umgebung des Laguna-Pueblo ist vollständig kahl, ja der felsige mit Steintrümmern bedeckte Boden zeigt nicht die geringste Vegetation. Einige Steinwürfe vom Pueblo entfernt, fanden wir die leeren Coralls der Schafe, kreisrund und von niedrigen, aus losen Felstrümmern erbauten Mauern umgeben. Nahebei befanden sich in den Felsen natürliche, von den Indianern künstlich erweiterte Mulden zur Ansammlung des Regenwassers, und zwischen diesen führte ein tief in den harten Fels eingetretener Fußpfad aufwärts zu dem Pueblo. Dieser Hauptzugang ähnelte in seinem Aussehen den Fußpfaden, die man häufig auf offenem Lande neben der Straße zu finden pflegt — kaum einen Fuß breit war seine Sohle, nahezu einen Fuß tiefer als die Oberfläche des glatten Felsens, ein Beweis, wie viele Jahrhunderte er wohl von den Bewohnern des Pueblo benutzt worden sein mußte. Wir begegneten auf unserem Wege einigen Pueblo-Frauen, welche mit schön geformten Wasserkrügen auf dem Kopf nach der Ravine am Fuße des Berges gingen — kleine gedrungene Gestalten mit nicht unschönen Gesichtern, großen dunklen langbewimperten Augen und herrlichen Zähnen. Ihr straffes, rabenschwarzes Haar fiel in dichten Strähnen auf die Schultern herab, und war schief gescheitelt, was besonders den jüngeren Mädchen einen eigenen Reiz verlieh. Als eigentliche Kopfbedeckung haben sie hier wie anderwärts das, als „Mantilla" höchst geschickt gehand-

habte, schwarze Wollentuch der spanischen Señora adoptirt. Ebenso sind Taillen-Bekleidung und der kurze, bis zum Knie reichende Rock europäischer Artung. Die Bein- und Fuß-Bedeckung, aus einer eigenen Combination von gegerbten Schafhäuten bestehend, zeigt dagegen das Muster der indianischen Mocassins.

Das vergessene Volk auf dem kahlen Felsplateau des Laguna Pueblo lebt ähnlich wie die Moquis und Zunis, nur womöglich in noch größerer Armuth, denn der Boden der Umgebung ist auf weite Strecken nicht ertragsfähig und kaum als Viehweide zu benutzen. Im Gegensatz zu den Felsenpueblos stehen in dieser Hinsicht jene des Rio Grande-Thales, die mit ihren äußerst reinlichen Häusern und Plazas, ihren wohlgepflegten Gärtchen und Coralls, ihren freundlichen Kirchleins und Missionshäusern einen wohlthuenden Eindruck machen. Dies kann vor Allem von dem Pueblo Isleta gesagt werden, wo wir mitten unter den Indianern als die Gäste des französischen Missionärs wohnten und von diesem in das sonderbare Leben und Treiben dieses eigenthümlichen Volkes eingeweiht wurden. Obschon ich vielfach mit verschiedenen Menschenrassen außerhalb Europas in Berühung gekommen, kann ich mich doch nicht entsinnen, ein friedlicheres, günstigeres Bild unter ihnen wahrgenommen zu haben, als jenes, welches das Pueblo von Isleta darbot. Die Thüren stehen überall offen. Selbst der Fremde darf unangemeldet in die Häuser treten und sich die freundlichen, mit Heiligenbildern geschmückten Wohnungen ansehen, deren Wände blendend weiß getüncht, und meist ringsum mit niedrigen Divans umgeben sind. Mais-, Aepfel- und Zwiebackvorräthe liegen in einer Ecke. Im Herbste hängen von dem flachen Dachrande der äußeren Häuserwände dicke Stränge mit weithin leuchtenden rothen Pfefferhülsen — Chili Colorado — oft in ganzen Festons herunter. An jedem Hause steht eine Leiter, mit deren Hilfe das Dach bequem erstiegen werden kann. Oben angelangt, kann man leicht nach dem nächsten Dach übersetzen und so ganze Häuserreihen abspazieren. Und in der That bilden diese Dachpromenaden auch ein Hauptvergnügen, ja eine Hauptbeschäftigung dieses indianischen Lotophagen-Völkchens. Ueberall tauchen auf den Häusern fremdartige Gestalten auf, die über das weite baumlose Hochland spähen und, sich scharf von dem wunderbar klaren Himmel abzeichnend, in ihrer Ruhe ein Stück eigenthümlicher Plastik in das beinahe orientalische Bild bringen.

So viel ich Gelegenheit hatte wahrzunehmen, sind diese Pueblo-Indianer noch nicht genügend durch den Verkehr mit den Amerikanern verdorben, um die Bettelvolks- und Raubvolks-Züge ihrer zigeunerhaften Vettern entwickelt zu haben. Zu jedem Eisenbahnzug, welcher an der Station Isleta anhält, eilen Frauen und Kinder mit Schüsseln und Körben voll Aepfel und Trauben, die sie in dem feuchten Sande des Rio Grande-Ufers ziehen, oder mit kleinen Gefäßen voll des nußartigen Samen des Piñon-Strauches und bieten sie zum Verkauf aus. Auch in

dem Pueblo Cochiti, das von der Eisenbahn mitten durchschnitten wird, sind die Indianer von der gleichen Bescheidenheit. Und doch haben sie außer Aepfeln und Piñones hier noch einen viel kostbareren Stapelartikel, nämlich die in den nahen Sandia-Bergen gefundenen Türkisen, von denen allerdings die Mehrzahl durch Risse und stark grüne Farbe viel an Werth verliert.

Im Gegensatz zu den Prairie-Indianern bedürfen die Pueblos-Indianer im Rio Grande-Thale ebenso wenig wie zur Zeit der mexikanischen Herrschaft, irgend welche Unterstützung von Seiten der Regierung. Sie ernähren sich selbst und beschaffen sich ihre sonstigen Erfordernisse an Kleidung, Geräthen u. s. w. aus den Ueberschüssen ihres Ackerbaus. Ueberdies sind sie von außerordentlicher Handfertigkeit.

Sie besitzen Geschick in der Anfertigung von einfachen Geweben, Lederarbeiten, Flechtwerken und ganz besonders in der Töpferei. Die großen, vasenartigen Gefäße, in welchen sie ihr Wasser holen und aufbewahren, sind in Form und Farbe von einer Gefälligkeit, die sich oft zu eigenartiger Schönheit steigert. Sie werden von den Frauen auf den Köpfen getragen, und die derartig zwischen den Häusern und dem nahen Flußufer hin und her wandelnden Gestalten bringen ein weiteres Stück anmuthender Plastik in das ohnehin so still-anmuthige, vom hellsten Licht des Südens übergossene, durch die vielfach rothen Geschirre der Thiere und Kleidungsstücke der Bewohner auch in coloristischer Beziehung fremdartig wirkende Gesammtbild eines solchen Indianer-Pueblos.

Es wäre in jedem Sinne zu beklagen, wenn diese friedlichen, anmuthigen und nützlichen Azteken-Abkömmlinge demselben unvermeidlichen Geschick des Unterganges entgegen gehen sollten, welchem die wilden Indianerstämme auf dem Boden der Vereinigten Staaten nun einmal geweiht sind. Und doch liegt auch für sie diese Gefahr nur zu nahe, seit sie durch die Eisenbahn mit der speciell amerikanischen Civilisation in so unmittelbare Berührung gesetzt sind. Man bedenke nur, was ihre Land-Titel jetzt werth sind, und welche Verlockung für den schlauen Grundeigenthum-Speculanten von Yankeeblut dieselben bieten, diese simpeln Rothhäute aus ihrem Jahrhunderte alten Besitz herauszulügen und zu betrügen. Und dann die anderweitigen Segnungen dieser Yankee-Kultur! Wie sollen diese noch an die Wiederkehr des alten Montezuma und des von ihm zu bringenden tausendjährigen Reiches glaubenden Indianer sich mit dem Millennium des Dampfes, des Telegraphen und des elektrischen Lichts abfinden? Zwar das Christenthum haben sie bis jetzt ganz gut vertragen. Aber es war das katholische Christenthum, welches sich seit Abschüttelung der Bergwerks-Sclaverei und Ackerfrohndienste, die es zuerst mit seinem Evangelium verband, damit begnügt hat, ihnen die Namen spanischer Heiligen zu geben, sie am Sonntag in der Kirche des Dorfes zu versammeln und jenen ihrer Kinder, die gerade Lust dazu haben, soviel vom Lesen und Schreiben beizubringen,

wie man in einem Indianer-Pueblo brauchen kann. Aber mit der Yankee-Lokomotive sind auch die Yankee-Philanthropen und die frommen Männer Neu-Englands nach den Indianer-Dörfern des Rio Grande gekommen, und diese nehmen es bekanntlich mit der Bekehrung, und was für sie darum und daran hängt, ungleich geschäftsmäßiger, als die spanischen Padres, welche selbst unter den ihre Sprache redenden Rothhäuten von Kind auf heimisch, sehr genau wissen, wie viel unter dem ewig blauen Firmament Neumexiko's dieselben schon auf Erden auch noch vom andern Himmel bedürfen, ohne daß sie gar zu schwer daran zu tragen haben. Bereits heute befindet sich, wie schon oben gesagt wurde, in einem der größten Pueblos neben der alten katholischen Adobe-Mission eine funkelnagelneue, mit leuchtender weißer Oelfarbe gestrichene und demgemäß in ihrem Betrieb auch durch ein Paar neuengliſche „Schoolmisses" verschärfte presbyterianische oder baptistische Mission und Schule. In Albuquerque aber hält dieselbe Sekte ein regelrechtes Pensions-Institut für indianische Knaben, welches überdies noch die ganz besondere Eigenthümlichkeit hat, daß es von der Bundesregierung in der Weise unterstützt wird, daß dieselbe 125 Dollars pro Jahr zur Deckung der Ausgaben für Unterhalt, Kleidung und Erziehung jedes Pensionärs beisteuert. Die Zöglinge dieses Instituts hat man sich aus den verschiedenen Pueblos zusammengefangen.

* * *

Während sich im Nordwesten von Neu-Mexiko und theilweise nach Arizona hinüberreichend, die große Reservation der Navajo-Indianer befindet, liegt im Südosten Arizonas die noch ausgedehntere Reservation der Apache-Indianer, des wildesten und grausamsten aller Indianerstämme des Continents von Nordamerika. Die Ver. Staaten sind seit Jahrzehnten im fortwährenden Krieg mit ihnen begriffen; in jedem Jahre werden von den Ver. Staaten-Truppen Feldzüge gegen die Apachen unternommen, Schlachten geliefert, Verfolgungen angestellt u. s. w., ohne daß es bisher gelungen wäre, dem Krieg ein Ende zu machen und den beiden großen Territorien den ersehnten Frieden zu geben. Die Hauptschwierigkeit in der Bekämpfung der ungemein schlauen, listigen und behenden Indianer liegt in der Beschaffenheit der großen Länderstrecken zwischen dem Rio Grande und dem Rio Gila. Es sind weite Einöden und Wüsten, von kahlen zerrissenen vulkanischen Höhen durchzogen, welche den Indianern vorzügliche Schlupfwinkel gewähren. Sie sind mit allen Pässen und Schleichwegen wohl vertraut, haben flinke ausdauernde Ponies, deren sie sich mit eben so großer Gewandtheit bedienen, wie etwa die Beduinen. Die Einöden am Gilaflusse gewähren mit ihrem Agaven- und Kaktuswachsthum den Indianern, wie den Pferden nothdürftige, aber immerhin genügende Nahrung, während die Truppen der Ver. Staaten-Armee genöthigt sind, Lebensmittel für sich und die Pferde

mit sich zu führen, wodurch sie in ihren Bewegungen sehr gehemmt werden. Obschon kaum einige Hunderte an der Zahl, werden die Apachen doch von äußerst schlauen und geriebenen Häuptlingen, wie der grausame Vittoria und der tollkühne Geronimo angeführt, die mit den amerikanischen Truppen einfach wie die Katze mit der Maus spielen. Jahrelang wußten sie sich den ihnen von allen Seiten auf den Leib rückenden Truppen zu entziehen. Seit Jahren stehlen, rauben und morden sie, ja es vergeht kein Monat, daß nicht irgend eine ihrer Unthaten das ganze Territorium mit Entsetzen erfüllt, und die Bewohner zur Bestrafung der Hallunken veranlaßt. In vielen Ansiedelungen des Südwestens wartet die Bevölkerung nicht erst auf das Eintreffen des Militärs, um Vergeltung zu üben. Die Männer werfen die Flinten um die Schulter, besteigen ihre Pferde und eilen den Indianern bis ins Gebirge nach. Ueberholen sie dieselben, dann beißen die Indianer gewöhnlich ins Gras. Aber im Gebirge selbst ist ihnen nichts anzuhaben. Als ich 1881 mittelst der Eisenbahn nach der Grenze Altmexikos fuhr, stand unser Zug in beständiger Gefahr, von einer Bande Navajos überfallen zu werden, welche von Norden, dem Rio Grande entlang, nach der San Carlos-Reservation der Apachen zog, um dieselben zu verstärken. Das ganze Land war in Aufregung. Ein Theil der Indianer hatte sich über die Grenze nach den Bergen bei El Paso del Norte in Mexiko geflüchtet, und ein Theil der Bürger jener Stadt befand sich zur Zeit meiner Anwesenheit daselbst gerade in den Bergen auf dem Kriegspfade gegen die Apachen.

Der erfolgreichste Streifzug gegen diese Hallunken war jedoch ein Jahr vorher unternommen worden, bei welchem Vittoria seine Schandthaten mit dem Tode büßte. In den Jahren 1879 und 1880 hatte seine Bande vierhundert weiße Ansiedler ermordet und skalpirt, eine enorme Zahl, wenn man die ungemein spärliche Bevölkerung Arizonas und Neu-Mexikos in Rechnung zieht. Das war den Amerikanern doch zu toll. Sie vereinigten sich mit den mexikanischen Truppen und mexikanischen Bürgern aus El Paso und Hermosillo, und lieferten den Apachen in den Castillos-Bergen eine Schlacht, bei welcher Vittoria nebst 80 Kriegern und 20 indianischen Amazonen getödtet und gegen hundert Gefangene gemacht wurden. Den gefallenen Indianern wurden die Skalpe abgezogen und dieselben beim Einzug der siegreichen Freischaaren in Chihuahua vorangetragen, ein entsetzlicher Anblick! — Aber wie gesagt, die Apachen scheinen unbesiegbar zu sein, denn schon in den beiden folgenden Jahren wurden wieder an fünfzig Weiße von ihnen getödtet und 1883 eine weitere Anzahl Morde begangen, sodaß sich in den beiden Territorien Neumexiko und Arizona eine geheime Gesellschaft gebildet hat, mit der Aufgabe, jede außerhalb der Indianer-Reservationen umherstreifende Rothhaut sofort niederzuschießen.

Andererseits muß jedoch auch wieder anerkannt werden, daß die Hauptschuld an der blutdürstigen Grausamkeit der Apachen und an der Mehrzahl ihrer Unthaten

auf die Weißen zurückzuführen ist. Die fortschreitende Besiedlung des Landes durch weiße Einwanderer verdrängte die Apachen von ihrem eigenen Grund und Boden, man nahm ihnen ihr Weideland, ihr Vieh, ihre Pferde. Sie stehen, obschon das Gesetz sie beschützt, in der Wirklichkeit rechtlos da; die Unterstützungen an Lebensmitteln, Kleidungsstücken und sonstigem Lebensbedarf, welche die Regierung in Washington ihnen als Entgelt für ihre Ländereien zusendet, werden ihnen nicht ausgefolgt; die Grenzen ihrer Reservationen werden nicht respektirt; jede von Cowboys oder mexikanischen Desperados verübten Raubmorde werden ihnen zugeschrieben. Ja, General Crook, der Commandant der amerikanischen Truppen im Südosten, sagt selbst in seinem Bericht an die Regierung Ende 1885: „Habgier und Geiz auf Seite der Weißen sind bei neun Zehnteln der Indianerunruhen der Hauptanlaß gewesen." Er verlangt die Unterordnung der Indianer unter die Militärgewalt und hofft dadurch den Widerstand der Apachen zu brechen. Aber wie die Politik der Regierung in Zukunft auch ausfallen mag, mit der gänzlichen Unterdrückung des Indianerkriegs im Südwesten wird es noch eine gute Weile haben.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.



Nord-Amerika

von

Ernst von Hesse-Wartegg.

IV. Band.



I. Die Golf-Staaten.

1. Texas.

Unter den fünf, die nördlichen Küsten des Golfs von Mexiko einnehmenden Staaten, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana und Texas, ist der letztgenannte der größte und bedeutendste in jeder Hinsicht, gleichzeitig auch einer der größten und bedeutendsten Staaten der ganzen Union. Sein Flächenraum, 265,000 Quadratmeilen (engl.) umfassend, übertrifft den nächstgrößten Staat der Union nahezu um das Doppelte, und seine etwa 2 Millionen zählende Bevölkerung wird nur von jener der Staaten New-York, Pennsylvanien, Ohio, Illinois und Missouri übertroffen. Seine heutige Größe und Bedeutung erscheint dabei um so auffälliger, als er noch vor kaum viel mehr als einem Menschenalter größtentheils das Gebiet wilder Indianerstämme war. — Zu Anfang dieses Jahrhunderts gehörte Texas gleich den mexikanischen Staaten Cohahuila und Chihuahua zu den am wenigsten bekannten Ländern der Erde. Humboldt hatte wohl einen Theil der flachen sumpfigen Küsten von Texas bereist, war aber über das Niederland nicht hinausgekommen. Die Gesammtbevölkerung des Staates betrug am Anfang des Jahrhunderts, die Indianer ausgenommen, etwa 7000 Seelen, von denen etwa 2000 in der größten damaligen Stadt, in San Antonio, wohnten.

Um das Jahr 1812 herum machten amerikanische Abenteurer mehrfache Versuche, in das damals nur von der See aus zugängliche Land einzudringen und es zu erobern, darunter ein ehemaliger amerikanischer Artillerie-Offizier Namens August M. Mayer, und ein Oberst Kemper. Sie kamen bis San Antonio, wurden aber dort geschlagen und zurückgetrieben. Durch diese Flibustier kamen die ersten Nachrichten über den unermeßlichen Reichthum von Texas nach Amerika, und diese machten den Wunsch nach dem Besitz dieses Landes unter den Amerikanern rege. Von da an datiren die Kolonisationsversuche im Osten von Texas unter Kontrakten mit der spanischen Regierung in Mexiko. Als sich Mexiko von den Spaniern befreit hatte,

schlug es eine liberale Einwanderungspolitik ein, unter welcher der Stammvater der amerikanischen Einwanderung in Texas, Moses Austin, eine bedeutende Landschenkung erhielt und die ersten dauernden Niederlassungen der Amerikaner in dem reichen Flußthale des Brazos gründete. Hier entstand das erste amerikanische Städtchen, Brazoria. Vom Brazos, dem natürlichen Grenzfluß zwischen Ost- und Westtexas, streckte der Amerikaner seine Arme nach allen Richtungen hin aus, bis er mit den Mexikanern in Streitigkeiten gerieth und den Kampf für die Unabhängigkeit des Landes aufnahm.

Die Geburt der unabhängigen Republik Texas fand am 2. März 1836 in dem Dörfchen Washington am Brazos statt. Am 17. Mai 1835 organisirte sich der erste Verein, der die Unabhängigkeit des Staates anstrebte, unter dem Namen Sicherheitskomitee zu Mina, dem jetzigen Bastrop. Ueberall, wo amerikanische Ansiedler wohnten, wurden darauf Sicherheitskomitees gegründet, obgleich die Mexikaner den Amerikanern nichts gethan hatten und nur die Sklaverei nicht wollten, da unter den Gesetzen von Mexiko alle Sklaverei verboten war. Am 1. März 1836 wurde eine konstituirende Versammlung nach Washington berufen, die von 52 Abgeordneten besucht war. Es war ein bitterkalter, texanischer Eis- und Schneetag, an dem die Konvention zusammentraf. Die erlauchte Versammlung saß in einem unvollendeten Blockhause, das weder Thüren, noch Fenster hatte, wohl aber die Oeffnungen für dieselben. An Stelle des Glases hatte man die Oeffnungen mit weißem Baumwollenzeug verhängt, um den Nordwind wenigstens etwas abzuschwächen, ohne des Lichtes gänzlich entbehren zu müssen. Am ersten Tage wurde die Organisation vorgenommen und dann ein Komitee ernannt, das eine förmliche Unabhängigkeitserklärung entwerfen und so schnell als möglich Bericht erstatten sollte.

Alles war im geheimen schon vorbereitet worden, denn trotz der bitteren Kälte war die wohlgesetzte Unabhängigkeitserklärung schon am nächsten Tage fertig. Das Dokument wurde vom Hause empfangen, im Gesammtkomitee angenommen, vom Hause ohne Amendements passirt, und in weniger als einer Stunde, von der ersten und einzigen Lesung der Unabhängigkeitserklärung an, war Texas als unabhängige Republik proklamirt worden.

Bis dahin hatte Texas eine klägliche Existenz geführt. Beständige Einfälle der Mexikaner, die den Friedensvertrag mit Santa Anna nicht respektirten, und Ueberfälle der Indianer machten das Eigenthum werthlos und das Leben unsicher. Dazu hatte der Unabhängigkeitskrieg ein Element in das Land gebracht, das zwar mit Büchse und Revolver umzugehen wußte, sonst aber nicht blos von keinem Werthe für die junge Republik, sondern der Entwicklung derselben sogar hinderlich war.

In den ersten Jahren der Republik war Texas nicht viel besser als ein Räuberstaat. Revolver und Bowiemesser führten die Herrschaft. Nach und nach ließen sich

bessere Elemente in dem gesegneten Lande nieder, und das Desperadothum zog sich nach der Grenze zurück. Da gab es dann oft Kämpfe zwischen den Regulatoren und den gesetzlosen Elementen. Die Regenten waren auch nicht immer Tugendhelden, aber sie hatten Eigenthum erworben, hatten eine Frau genommen, eine Familie gegründet und wollten nun in Frieden leben. Sie hatten mit der Vergangenheit gebrochen. So kommt es, daß man noch heute in einigen Grenzgegenden reiche und angesehene Leute findet, von denen man sich ganz offen erzählt, wie viele Menschen sie in ihrer Jugend umgebracht haben. Hatte doch die Hauptstadt des Landes, Austin, erst vor wenigen Jahren einen Mann, der als ein gefährlicher Desperado bekannt war und sich selbst rühmte, zwanzig Menschen das Lebenslicht ausgeblasen zu haben, zum städtischen Marschall gewählt. Er besaß eine elegante Residenz, war wohlhabend, bewegte sich in der besten Gesellschaft. Es giebt andere Beamte in Texas, die mehr als ein Menschenleben auf dem Gewissen haben und jetzt doch zu den ehrenwerthen Bürgern zählen.

Der große Uebelstand, an dem Texas von Anfang seiner Existenz zu leiden hatte, bestand in der Unzulänglichkeit seiner Gesetze, in seiner losen Gerichtsverfassung und in der beschränkten Macht seiner Exekutivbeamten. Es ist nachgewiesen, daß in den Jahren 1850—1870 mehr als zweitausend Morde innerhalb der Grenzen von Texas verübt worden sind, und doch wurden in dieser ganzen Zeit nur zwei Mörder gehängt, nämlich ein paar Mexikaner, welche keine Mittel hatten, Advokaten zu bezahlen. Von 1870—1878 wurden zwei Mörder gehängt; erst seit 1879 hat der Galgen angefangen, eine heilsame Thätigkeit auszuüben. Trotzdem der Gouverneur ungefähr ein Dutzend zum Tode verurtheilte Mörder begnadigt, hat doch immer noch ein anderes Dutzend baumeln müssen. Mehr als ein Dutzend Menschen, die den Strick zehnfach verdient hatten, wurden freigesprochen, weil sie die Geldmittel besaßen, um sich vom Advokaten vertheidigen zu lassen. Nach dem Bericht des General-Staatsanwaltes haben sich ungefähr 700 Mörder der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen gewußt und sind noch heute frei.

Es waren eben nicht die besten Elemente, welche Texas von der mexikanischen Herrschaft befreiten. Man thut wohl daran, den vortexanischen Lebenslauf der Helden des Freiheitskrieges nicht zu genau zu untersuchen. Selbst über die Vergangenheit Sam Houston's, über seinen Verkehr mit den Cherokees hängt ein gewisses Duster.

Die Viehzucht hat viel Schuld an der Verthierung eines Theiles der texanischen Jugend. Der sogenannte „Cowboy" liegt Monate lang im Freien und lebt fast ausschließlich von Rindfleisch, Wild und Maisbrod. Er befindet sich auf beständiger Wanderschaft, auf der Viehsuche, und trifft da fast allabendlich mit seinesgleichen zusammen. Abends am Feuer werden dann die Heldenthaten aus der Vergangenheit

jedes Einzelnen erzählt und diese bestehen gewöhnlich aus der Bravour, mit der man einen Mitmenschen niedergeschossen oder niedergestochen hat. „Did you ever kill a man?", fragte ein solcher Cowboy einmal den verstorbenen A. Siemering, einen der besten Kenner des Landes und tüchtigsten Geschichtsschreiber von Texas, und als er verneinte, entgegnete er: „Then you are no man". Ein Mord gehört unter dieser Menschensorte zum guten Ton. Sie führen monatelang ein einsames Leben. Während dieser Zeit verdienen sie sich eine hübsche Summe, die bei der ersten Gelegenheit verjubelt wird. Sie gehen in die Stadt und trinken sich voll Whiskey, den sie nach der langen Entbehrung nicht vertragen können. Schwerbetrunken suchen sie Händel, der Revolver hängt immer an der Seite, es knallt und ein Menschenleben fällt zum Opfer. Der Mörder schwingt sich auf's Pferd und sucht das Weite.

Die Jurisdiktion des texanischen Sheriffs erstreckt sich nicht über das County hinaus, für welches er gewählt ist. Hat er bei Verfolgung eines Verbrechers die Countygrenze erreicht, so kehrt er wieder um und überläßt es den Beamten der übrigen Countys, auf den Verbrecher zu fahnden. Die ganze Geschichte wird mit der äußersten Gemüthlichkeit genommen. Wird wirklich einmal ein flüchtiger Verbrecher eingefangen, so hat der Zufall dabei die größte Rolle gespielt. Es giebt auch ehrenwerthe Ausnahmen unter den Beamten, Sheriffs, die den Verbrecher bis in andere Staaten hinein verfolgen, aber diese sind selten.

Das texanische Gerichtsverfahren ist nach dem englischen des Mittelalters gebildet worden. Zuerst muß von den Großgeschworenen eine Anklage gegen den Verbrecher erhoben werden. Der Countyanwalt, welcher die Anklageschrift ausfertigt, ist gewöhnlich ein junger, unerfahrener Advokat, der keine Praxis finden konnte. Alte, gewiegte Advokaten geben sich zu diesem Amte nicht her, da es ihnen nicht genug einbringt. Dasselbe gilt vom Richterstand. Der Distriktrichter erhält jährlich 2500 Dollar, ein Gehalt, für das wirklich gute Advokaten nicht arbeiten. Richter und Staatsanwälte gehören daher meistens der untergeordneten oder mittelmäßigen Klasse der Rechtsgelehrten an.

Die Anklageschrift ist bisher ganz in der alten Form abgefaßt worden, wie sie vor Jahrhunderten in England Sitte war. „Instigated by the devil"*) und andere Redensarten durften nicht fehlen. Jede Anklage mußte mit den Worten „against the law and the dignity of the State"**) schließen. Jeder noch so kleine und für die Anklage noch so nichtssagende Formfehler genügte, um die ganze Anklage für ungültig zu erklären und den Angeklagten in Freiheit zu setzen. Vor einigen Jahren ereignete sich in San Antonio folgender Fall: Drei Mörder wurden auf dieselbe

*) Vom Teufel verleitet.

**) Gegen das Gesetz und die Würde des Staates.

Anklage hin zum Tode verurtheilt. Sie appellirten und das Appellationsgericht bestätigte das Urtheil. Da entdeckte der Advokat der Angeklagten, daß in der Anklageschrift statt des oben erwähnten Wortes „State“ das Wort „Statute“ stand. Offenbar war hier nachträglich eine Fälschung begangen worden, denn unzweifelhaft hätten die Advokaten und Richter einen solchen groben Schreibfehler während des Processes, bei dem die Anklage verschiedene Male verlesen worden, entdeckt. Trotzdem gestattete das Appellationsgericht eine neue Appellation, die Anklageschrift wurde für ungültig erklärt und die Gefangenen mußten in Freiheit gesetzt werden.

Die letzte Legislatur hat nun hierin eine wichtige Reform eintreten lassen. Sie hat verordnet, daß von jetzt ab Anklageschriften nur den Namen des Verbrechers und die Art seines Verbrechens anzugeben haben. Alles Uebrige wird dem Zeugniß überlassen.

Ebenso sind durch die Ansiedlung des Landes durch gediegene Elemente, durch das Verdrängen der Indianer, Desperados und Cowboys nach dem Westen und Südwesten geregelte Zustände entstanden, welche derlei Fälle immer seltener werden lassen. Auch das Verbot des Waffentragens hat hierzu beigetragen, und ich gestehe offen, daß ich selbst während meines letzten Besuches in Sherman eine Geldstrafe von 25 Dollars erlegen mußte, weil ich, meinen früheren schlimmen Erfahrungen in Texas zufolge, meinen Revolver mitgebracht hatte und an meinem Gürtel trug. Texas ist in jeder Hinsicht ein ganz anderes geworden, als es früher war, und wie in anderen Staaten, so waren auch hier die Eisenbahnen die Hauptträger der Cultur nach diesem entlegensten Staate des amerikanischen Südens. Sie durchbrachen die wilden Prairieländer und Waldungen; auf ihrem Wege entstanden Städte und Dörfer. Sie brachten geregelte Institutionen mit sich und verdrängten so die numerisch schwächeren, gesetzlosen Banden. In Texas ging in jeder Hinsicht dieselbe Umwandlung vor sich, wie in Nebraska und Kansas. Man braucht nur die in einem früheren Bande geschilderten Verhältnisse der Prairieländer auf ihr südlichstes Grenzland anzuwenden, um ein getreues Bild des texanischen „Einst und Jetzt“ zu bekommen. Die Culturgeschichte der Prairien ist überall die gleiche, am Rio Grande gerade so wie am Missouri und am Platte-Fluß. Das Gesindel und die gesetzlosen Zustände waren überall dieselben, — wie dort, so ist auch hier die soziale Umwälzung durch den starken Einwanderungsstrom herbeigeführt worden, welcher sich auf den Eisenbahnen weit in's Land hinein ergoß.

Heute ist Texas bereits durch fünf Eisenbahnen mit dem großen Westen und dem Mississippibecken verbunden. Innerhalb dreier Jahre wurden St. Louis und Kansas City dem größten Staate der Union durch die „Missouri-Kansas- und Texas-Eisenbahn“ um mindestens vier Tagereisen näher gebracht, und damit gleichzeitig der Menschheit ein Ländergebiet erschlossen, das bis dahin ebenso unbekannt und unbewohnt war, wie etwa Rupertusland an der Hudson-Bai.

Jetzt — kaum sechzehn Jahre nach der Fertigstellung dieser ersten Eisenbahn — wird dieses Land südlich des Red-River und des Indianer-Territoriums, wie gesagt, von zwei Millionen Weißen bewohnt. Dutzende von Städten und Dörfer liegen an den Eisenbahnen und Flußläufen. Die zweite Eisenbahn, die „Texas-Pacific Railroad" durchschneidet die erstgenannte, mit der Bestimmung, den Golf von Mexiko mit dem stillen Ocean zu verbinden. Am Kreuzungspunkte dieser Bahnen, der vor zehn Jahren in einer ungeheuren Wüste lag, steht heute die Stadt Dallas mit 30000 Einwohnern, inmitten eines üppigen Farmlandes. Bis zum Jahre 1873 beschränkte sich der von Weißen besiedelte Theil von Texas auf den Südosten — der Rest war Wüste, von Indianerhorden, mexikanischen Räubern und weißem Grenzvolk der elendesten Klasse, Verbrechern, Deserteuren, Mördern bewohnt, deren jeder seine Schandthaten kaum an den Fingern abzählen konnte. — Texas war vor zehn Jahren nur von der See aus zugänglich. Galveston war der große Einwanderungs- und Handelshafen, kein Mensch dachte daran, sich über den Bereich der größeren Städte im südöstlichen Texas hinauszuwagen. Es gab damals kaum ein Land, das einen übleren Leumund besaß als Texas. Die Urtheile über die einstige Republik und den nachherigen Bundesstaat Texas waren in seltener Einstimmigkeit abgefaßt, und Jeder, der Texas besuchte, war herzlich froh, wieder mit heiler Haut aus dem Lande herauszukommen. — Heute hat sich das Alles zu Gunsten des Staates geändert, und es ist die Pflicht jedes Reisenden, den schlechten Ruf von Texas der Wahrheit gemäß zu verbessern. Europäer, die heute nach jenem Lande kommen, sind überrascht von den geordneten und gesitteten Verhältnissen, die dort herrschen. Der Revolver und das „Bowie-Knife" haben ihre Rolle in Texas ausgespielt; die Indianer sind ausgerottet oder nach den unwirthlichen Gegenden am Rio Grande und im Westen des Staates zurückgedrängt, die weißen Banditen und sogenannten „Border Ruffians" (Grenz-Räuber) sind aus dem Staate schon längst über den Rio Grande hinüber auf mexikanisches Gebiet getrieben worden.

So bietet denn Texas in seinem östlichen und nördlichen Theile dasselbe Bild wie Kansas dar: das eines im Werden begriffenen, großartigen und einer großen Zukunft entgegensehenden Ackerbau-Staates. Nur ist es unendlich größer, unendlich reicher und mannigfaltiger in seiner Produktion, ja es ist ohne Zweifel dazu ausersehen, zum Schwerpunkt des südwestlichen Theiles des Continents zu werden. An Größe Frankreich oder Deutschland weit übertreffend, hat es die gleichen natürlichen Hülfsquellen, ähnliche mineralische Lager und Wasserstraßen, dazu im Süden und Westen ebenso ausgedehnte Hinterländer, für welche es einstens selbst als Kulturträger auftreten wird. Seine Bevölkerung ist in rascher Zunahme begriffen, und während die Indianer und mexikanischen Eingeborenen der anglosächsischen und germanischen Hochfluth immer mehr weichen, bringt diese letztere tüchtige, arbeitsame, thatkräftige

Elemente mit sich, die ganz dazu angethan sind, Gründer eines großen, mächtigen Staatswesens zu werden. Die Beweise hiervon sind schon jetzt vorhanden. Große Seehäfen, blühende Handelsstädte, ausgedehnte deutsche Ansiedlungen bedecken den östlichen Theil des Staates, überall dort wo die Eisenbahnen hingedrungen sind, während an der Grenze dieses civilisirten Theiles von Texas die Viehzüchter mit ihren nach hunderttausend Köpfen zählenden Viehheerden leben. Zu dem Ackerertrag der Prairie-Staaten kommt hier noch die Baumwolle, die ganz vorzügliche Ernten liefert und jährlich über eine Million Ballen, also ein Achtel der Gesammt-Produktion Amerikas, zur Ausfuhr bringt. Wenn man bedenkt, daß von den zwanzig Millionen Acker Baumwollenland heute nur erst ein kleiner Theil unter Kultur steht, so wird man schon aus diesem Produkte allein auf den künftigen Reichthum des Landes schließen können.

Die beste Baumwolle kommt auch hier, gerade so wie in Georgien, von den Küsten und den Inseln, welche sich dem Lande vom Sabine-Fluß bis zum Rio Grande der ganzen Länge nach vorlagern. Trinity, Galveston, Matagorda, Corpus Christi, Port Isabel, bieten in ihren Buchten die vortrefflichsten Häfen dar, durch die vielen Inseln und Nehrungen vor der hochgehenden See geschützt. Das ganze dahinter liegende Alluviallland ist auf viele Meilen einwärts Steppe — ebenso unabsehbar wie das Meer selbst. Nur die Wälder an den Ufern des Colorado- und Sabine-Flusses bringen einige Abwechselung in diese einförmige Flachlandschaft. Jenseits des Steppenlandes kommt die Zone der Prairien, deren Wellenland sich bis an den Red-River und das Indianer-Territorium erstreckt, im Nordwesten durch die Sierra Madre begrenzt.

Die flache Küstengegend erhebt sich nur wenige Fuß über die Oberfläche des Meeres, steigt aber mit der Entfernung vom Meere und erreicht ungefähr 100 Meilen vom Golf schon eine Höhe von 150 Fuß. Sie ist am breitesten zwischen dem Brazos und der Guadalupe; die ersten Hügel steigen hier 125 bis 150 Meilen vom Golf entfernt empor. Nach Osten zu bis zur Sabine ist der flache Gürtel nur 40 bis 50 Meilen breit; von der Guadalupe bis zum Rio Grande hin nimmt er stetig an Breite ab und mißt an einzelnen Stellen nur 25 Meilen.

Diese ganze Gegend, mit Ausnahme einer kurzen Strecke, ist angeschwemmtes Land, von der Sabine bis über die Matagorda Bay hinaus sind die Ufer des Golfs flach und die See tritt zuweilen meilenweit in das Land hinein. Die Insel Galveston ist zu verschiedenen Malen großen Ueberfluthungen ausgesetzt gewesen. Das Wasser des Golfs hat fünf bis sechs Fuß hoch in den Straßen gestanden, und das Festland, Galveston gegenüber, ist auf eine Strecke von 10 Meilen von der Galveston Bay aus überschwemmt gewesen. Auf einer Reise in die reiche Zuckerrohrgegend am Caney nahe der Matagorda Bay fand A. Siemering im Jahre 1863

einen alten spanischen Schooner, 25 Meilen von der Küste entfernt, im Sand vergraben. Der Bauart nach zu urtheilen, gehörte der Schooner dem siebenzehnten oder achtzehnten Jahrhundert an. Wie ist er so weit in das Land hineingekommen? Der Caney kann nur Flachboote, und auch diese nur auf eine Strecke von höchstens zehn Meilen aufwärts tragen. Offenbar hat ein heftiger Orkan die See 25 Meilen weit in's Land hineingetrieben und den Schooner schließlich auf festen Boden geworfen, wo er im Laufe der Zeit versandet ist. Das Städtchen Indianola an der Matagorda Bay ist im Jahre 1875 von einer Sturmfluth total zerstört worden, und vor zwei Jahren wurde auch Galveston abermals während eines Sturmes gänzlich überfluthet und der Zerstörungswuth der Elemente ausgesetzt.

Das Klima der Küstengegend ist milder, als jenes der Hügel- und Bergregion. Das erklärt, warum dort Orangen- und Citronenbäume fortkommen, die im Innern des Landes nicht gedeihen. Der Frost tödtet sie. Dagegen kann man auf der Insel Galveston zwanzigjährige, mit Früchten überladene Orangenbäume sehen. Ein Städtchen am Sabinefluß, Orange City mit Namen, liegt mitten in einem ausgedehnten Orangenhain. Die ganze Gegend vom Rio Grande bis zum Sabine eignet sich für die Kultur der Orange. Innerhalb der letzten Jahre wurden in Victoria, einer Stadt in Westtexas, 30 Meilen vom Golf entfernt, an dem Guadalupe gelegen, ausgedehnte Orangengärten angelegt.

Bei Rockport und Corpus Christi werden die Ufer steil und felsig. Während der ganze Landstrich vom Sabine Paß bis über die Matagorda hinaus der jüngsten Formation angehört und theils durch Hebung des Bodens, theils durch Anschwemmung entstanden ist, tritt bei Corpus Christi die tertiäre Bildung auf und zieht sich durch den äußersten Westen bis nach Eagle Paß am Rio Grande hin. Südlich von Corpus Christi werden die Ufer wieder flach und tragen ganz denselben Charakter, wie bei Galveston. Die Ebenen sind hier mit dem sogenannten Chaparal bedeckt, einem undurchdringlichen, oft zehn bis fünfzehn Fuß hohen Buschwerk, das aus Stachelsträuchern, Cacteen und Opuntien und immergrünen, vielfach verästelten Gebüschen so ineinander verwachsen ist, daß es dem Menschen unmöglich wird, sich einen Weg durch dasselbe zu bahnen. Die Landstraßen müssen aus dem Busch herausgehauen werden.

Das Flachland ist die Domäne des gelben Todes. So lange Texas unter der Herrschaft der weißen Rasse steht, ist das gelbe Fieber nicht bis in die Hügelregion hineingedrungen. Einzelne in das Innere des Landes verschleppte Fälle hatten nur den Tod des mit dem Fieber behafteten Individuums zur Folge. Der Krankheitsstoff verliert offenbar in einer gewissen Höhe über dem Meere, in Texas wenigstens, die Kraft der Ansteckung. Im Jahre 1867 erstreckte sich das gelbe Fieber bis La Grange in Fayette County. Seit 1872 ist Texas von dieser schrecklichen Krankheit

nicht wieder heimgesucht worden. Dazu hat unstreitig die strenge Quarantäne, welche seitdem gegen alle dem Fieber tributpflichtigen Plätze ausgeübt wird, ihr Theil beigetragen; am meisten aber für den glücklichen Gesundheitszustand der Küstengegend während des letzten Decenniums hat wohl die Drainirung und Pflasterung der



In Texas: Straße in San Antonio.

Stadt Galveston gethan, wo die Krankheit früher immer einen günstigen Boden fand. Jetzt wird die Stadt mit großer Sorgfalt sauber und rein gehalten.*)

*) Außer Galveston liegen folgende größere Städte im Flachlande: Sabine Paß, Beaumont, Liberty, Houston, Navasota, Washington, Richmond, Columbus, Neu-Ulm, La Grange, Fayetteville, Rutersville, Wharton, Matagorda, Hallettsville, Victoria, Powderhorn, Rockport, Corpus Christi, San Patricio, Brownsville.

Das Hügelland umfaßt den größten und schönsten Theil von Texas. Von dem niedrigen Küstenlande dehnt es sich bis zum Red River im äußersten Osten und bis zu dem bergigen Hochlande im Nordwesten aus. Zwischen den Flüssen Brazos, Colorado und Guadalupe erreicht dieser Landstrich eine Breite in der Richtung von Nordwest gegen Südost von 150 bis 200 Meilen. Der größere Theil desselben ist kultivirbar und bereits mit reichen, blühenden Niederlassungen bedeckt. In der Vogelperspektive würde das Hügelland wie ein regelmäßig wogendes Meer, das plötzlich erstarrt ist, erscheinen. Im Frühling und Herbst, wenn die Höhen mit saftgrünem Gras bedeckt sind, gewähren sie einen lieblichen Anblick. Im Sommer überwuchern Blumen das Gras und geben den Hügeln zuweilen eine blendend blaue, rothe oder violette Färbung. Die oft sehr ausgedehnten, meilenbreiten Thäler zwischen den Hügeln haben in einzelnen Gegenden ganz das Aussehen eines künstlich angelegten Parkes mit grünen Rasenplätzen, Bosquets von stattlichen Bäumen, die mit blühenden Büschen umkränzt sind, mit kleinen Hainen und entzückend schönen landschaftlichen Bildern, wie kein Kunstgärtner sie besser herstellen kann.

Im östlichen Theile von Texas, vom Red River bis zum Trinity, ist das Hügelland vorzugsweise mit dichten Waldungen bedeckt und hat hier mehr den Charakter der südwestlichen Staaten, namentlich des angrenzenden Arkansas und Louisiana. Hier herrscht die Pinie vor; sie schreitet über den Trinity hinüber und dehnt ihr Gebiet bis zum Brazos aus. Selbst noch am Colorado bei Bastrop, also schon im eigentlichen West-Texas finden sich große Fichtenwaldungen östlich und westlich vom Fluß.

Neben den Pinienwaldungen treten aber auch große Eichenwaldungen und Waldungen von Bäumen der verschiedensten Art, wie sie diesem Continente eigenthümlich sind, auf. Da sind Ulmen, Eschen, Lebenseichen, Fichten, Cedern, Rotheichen, Weißeichen, Pappeln, Platanen, Gummibäume, Magnolien, Catalpas und eine Menge kleiner, immergrüner, oft prächtig blühender Bäume, ein „Wald unter dem Walde". In den Fichtenwäldern spielt das schneeweißblühende Dogwood und die rothblühende Zwergkastanie eine große Rolle.

Im mittleren Theile der Hügelregion, vom Trinity bis zur Guadalupe, wechseln offene Prairien mit Waldungen, hauptsächlich Eichenwaldungen, in der anmuthigsten, für Texas so bezeichnenden Weise ab. Weiterhin über die Guadalupe und den San Antonio Fluß hinaus sind Hügel und Thäler vorzugsweise mit dem Mesquit-Baume oder -Strauch (Algorobia glandulosa) bedeckt. Nur die Flußthäler sind bewaldet. Hier tritt zum ersten Male in Texas die stattliche Cypresse (Cypressus disticha) auf. Sie wächst nur an den Ufern der Flüsse und Bäche des westlichen Texas.

Ein anderes Ansehen gewinnt das Land zwischen dem Nueces und Rio Grande. Der ganze weite Landstrich zwischen dem untern Lauf der genannten Flüsse wurde

früher als eine wasserarme, unfruchtbare Wüste betrachtet, und diesen Eindruck macht er noch heute auf den Fremdling. Aber statt der Mustang-Heerden (wilde Pferde), die früher hier ungestört hausen durften, sieht man jetzt überall große Schafheerden und stattliche Ranchos. Neben den dürren, stacheligen Gewächsen und den Cacteen trägt der Boden auch ein nahrhaftes, salzhaltiges Gras mit vielerlei Kräutern gemischt, das nahrhafteste und gesündeste Futter für Schafe. Auch hat man viele Quellen und sogar kleine Seen in jener Gegend entdeckt. Hier ist das Eldorado der Schafzüchter.*).

Das unfruchtbarste und trockenste, deshalb auch noch fast gänzlich unbesiedelte Gebiet von Texas ist die ganze westliche Hälfte des Staates vom Oberlaufe des Red River im Norden bis zu dem die Grenze gegen Mexiko bildenden Rio Grande im Süden. Der größte Theil dieses Gebietes heißt „Llaño estacado" (abgesteckte Steppen), deren Name von den hie und da noch aufzufindenden Pflöcken herrührt, mit welchen die von Mexiko kommenden abenteuerlichen Spanier auf ihrem Entdeckungszuge vor Jahrhunderten ihren Weg zur leichteren Orientirung bezeichneten.

Interessanter noch als das Land ist seine vielgemischte Bevölkerung.

Es giebt kaum eine Nationalität, die in Texas nicht vertreten wäre. Diejenigen Nationalitäten aber, denen Texas seine Entwickelung verdankt, sind jene, welche zur anglo-amerikanischen und zur germanischen Rasse gehören, vorzugsweise die Amerikaner, die Deutschen, die Irländer, die Engländer, die Norweger und Schweden. Die Mexikaner sind zwar an Zahl bedeutend, als Kulturelement indeß werthlos. Franzosen giebt es fast überall als Geschäftsleute; in dem für einen jungen Staat wichtigsten Stande, dem Farmerstande, sucht man sie aber vergebens. Vereinzelt findet man Spanier, Italiener, Dänen, Holländer, Belgier, Polen, Russen, Böhmen, Griechen, Japanesen, Chinesen u. s. w. Daß es auch Afrikaner in Menge in Texas giebt, brauche ich wohl nicht erst zu sagen.

Die Hauptbevölkerung des Staates bilden geborene Amerikaner anglo-sächsischer Abkunft, und unter diesen überwiegen die Einwanderer aus den Südstaaten. Sie haben sich zum großen Theil im Osten, in den Counties zwischen dem Trinity und der Sabine, und im Norden in den dem Red-River zunächst gelegenen Counties niedergelassen. Wo sie wohnen und herrschen ist die „dark corner" von Texas. Dort war vor dem Kriege die Sklaverei in höchster Blüthe, und heutzutage bilden die Farbigen daselbst fast eine Hälfte der Bevölkerung. Hier hat die Feindschaft gegen

---

*) Wie schon gesagt ist ein großer Theil des Hügellandes bereits cultivirt. In ihm liegen die Städte Marshall, Jefferson, Henderson, Rusk, Brackett, Tyler, Sherman, Denison, Dallas, Fort Worth, Waco, Georgetown, Austin, Bastrop, Brenham, Neu-Braunfels, San Antonio, Gonzales, Seguin, Castroville und Eagle Paß am Rio Grande.

die Freischulen ihren Sitz, hier will man keine europäische Einwanderung, und die Deutschen sind in diesen Gegenden so dünn gesät, daß man selbst in den größeren Plätzen selten einen findet. Sonntagszwang und Temperenz stehen in schönster Blüthe. Von daher kommen die Gesetzgeber, die sich wider jeden Fortschritt stemmen. Wer dies Gebiet durchwandert, wird über den Charakter und die Lebensweise seiner Bevölkerung erstaunen. Blockhäuser auf dem Lande und Holzbauten in den Städten sind die Wohnungen derselben. Nirgends ist eine Spur von Behaglichkeit zu finden. Man lebt von Mais, Speck, Molasses und zuweilen kondensirter Milch. Die Farbigen werden fast noch ebenso sehr unter Kontrole gehalten, wie zur Zeit der Sklaverei. Sie sind frei, aber sie wissen kaum selbst, was das bedeutet. Schulen haben sie nicht. Sie stimmen aber meistens, wie ihre Arbeitgeber es wollen.

Man darf nicht behaupten, daß diese Bevölkerung die Bevölkerung des Südens im Allgemeinen repräsentirt. Wer in Mississippi, Louisiana, Alabama u. s. w. arbeiten will, kommt dort ebenso gut voran, wie in Texas, und man hört daher selten von wohlhabenden Auswanderern aus jenen Staaten. Es giebt ja in all' diesen Staaten noch sehr viel freies, gutes und billiges Land. Was daher nach Texas kam, ist größtentheils der „white thrash", die arbeitsfaule, bedürfnißlose Klasse, die stets von der Hand in den Mund lebt und in Texas das Dorado zu finden hoffte.

Unter den Eingewanderten aus den Südstaaten giebt es indessen auch tüchtige Männer, fleißige Farmer und wohlhabende Familien. Sie haben sich aber nicht im äußersten Osten niedergelassen, sondern über das ganze Land bis zum Rio Grande hin verbreitet. Die werthvollste Klasse der aus den Vereinigten Staaten Eingewanderten ist jene, welche aus den West- und Nordstaaten nach Texas gekommen ist. Sie zeichnet sich durch ihre Energie, ihre Thätigkeit und Rastlosigkeit aus. Sie bringt Geldmittel sowie eine gute Erziehung mit sich und ist der Sauerteig geworden, der die alte texanische Bevölkerung aus ihrer Ruhe und Faulheit heraustreibt. Sie hat sich vorzugsweise in Mittel- und Westtexas niedergelassen.

Engländer sind erst in letzter Zeit in größerer Menge nach Texas gekommen und haben sich fast ausschließlich im Westen niedergelassen, wo sie große Länderstrecken angekauft haben, und dort vornehmlich Viehzucht im großartigsten Maßstabe betreiben.

Deutsche sind über ganz Texas vom Trinidad bis zum Rio Grande verbreitet. Sie bilden schon in den Städten Denison, Sherman, Dallas, Fort Worth u. s. w. große und respektable Gemeinden. Massenhaft finden wir sie, zuerst als das dominirende, Ackerbau treibende Element in Austin County zwischen dem Brazos und dem Colorado, dann in Fayette County zwischen dem Colorado und der Guadalupe, in Washington und Colorado County, zwischen dem Brazos und der Guadalupe. Der Hauptheil der Deutschen aber sitzt zwischen der Guadalupe und dem Nueces in den

Counties Comal, Blanco, Gillespie, Mason, Llano, Kerr, Kendall, Bexar, Medina, Atascosa, Dewitt, Guadalupe, Victoria und Calhoun.

Die Mexikaner sind vornehmlich an der Südgrenze des Staates an den Ufern des Rio Grande zu Hause, von wo sie vereinzelt wohl bis Dallas und Houston vorgedrungen sind. Sie suchen alle größeren Städte auf und siedeln sich an der Grenze derselben an, kleine oder größere Dörfer oder Vorstädte für sich selbst bildend. In San Antonio leben zwischen 3000 und 4000 Mexikaner, in Austin ungefähr 1000, in Victoria 500 bis 600, in Dallas 300 u. s. w.

Norweger haben sich im Norden von Texas bei Dallas und Mc Kinney in größerer Zahl niedergelassen und sind tüchtige Farmer geworden. Auch die Böhmen haben sich als gute Farmer bewährt. Sie wohnen in größeren Ansiedlungen in Fayette County; ihre wichtigste Ansiedlung ist Serbin. —

* * *

Die große Verkehrslinie zwischen Texas und dem amerikanischen Continent, gleichzeitig auch bis vor wenigen Jahren die einzige Verkehrslinie, ist die Morgan Line — eine der größten Dampfschifffahrts-Gesellschaften Amerikas, die zur Zeit ihrer Gründung durch den New-Yorker Charles Morgan nicht etwa die Folge einer kommerziellen Nothwendigkeit war, sondern ebenso wie nachher die Eisenbahnen, auf gut Glück in Betrieb kam. — Dieser Linie hat es Texas zum Theile zu danken, daß es sich binnen weniger Jahre zu solcher Bedeutung entwickelte.

Auf einem Dampfer dieser Linie hatte ich Texas, von New-Orleans aus kommend, zum ersten Male vor zehn Jahren besucht. Gelegentlich meines zweiten Besuches im Jahre 1884, war die Morgan Eisenbahn zwischen New-Orleans und Houston längst vollendet, und glänzende Salon- und Schlafwagen, mit Reisenden gefüllt, vermittelten den regen Verkehr. —

Beide Male war Galveston, der größte Hafen und Handelsplatz von Texas, mein erstes Reiseziel. Auf einer kleinen, der Galveston-Bai vorgelagerten Insel liegend, ist es ein treues Bild einer südlichen Stadt. Wenige Schritte von den weißen sandigen Ufern entfernt, giebt es schattige Parkanlagen mit Oleander- und Orangenbäumen, hübsche Sommerhäuschen oder Hôtels, ganz wie in einem modernen Seebade. Weiter unten, im geschäftlichen Theile der Stadt hingegen herrscht das rege Leben und Treiben eines großen Hafens; hier breitet sich ein ganzes Netzwerk von Werften und hölzernen Hafenquais aus, die sich weit in den seichten Meeresarm erstrecken, wo die zahlreichen Schiffe verankert liegen. Der „Strand", die Hauptverkehrsstraße, wurde bereits zweimal durch Feuer zerstört, entstand aber immer größer und schöner wieder auf dem losen Sande, auf welchem die Stadt liegt. Die Insel ist durch eine lange Brücke über den Meeresarm mit dem Festland verbunden. Deshalb wollen die

Texaner in Galveston stets ein amerikanisches Venedig erblicken, aber sie vergessen dabei, daß das Venedig Italiens — keine solchen Sandwüsten und Schmutzhaufen zur Umgebung hat, wie Galveston, und daß dort nicht, wie hier, ein Drittel der Bevölkerung aus zerlumpten Negern besteht, — ohne die beiden Städte selbst nur vergleichen zu wollen. Galveston ist eine rührige, derbe, lebenskräftige Handelsstadt, der Hauptstapelplatz der Baumwollenernte von Texas und im lebhaften Verkehr mit dem Auslande, mit Liverpool, Bremen und Hamburg, die ihre westindischen Dampfer und Segelschiffe stets mit Emigranten gefüllt hierher senden, um Baumwolle, Leder, Talg und Baumwollsamenöl als Rückfracht zu nehmen. Leider ist die Wassertiefe in den Zufahrten zu gering, um die schwersten Schiffe passiren zu lassen. Aber mit dem Aufblühen des Handels werden die Kaufherren von Galveston auch Mittel finden, um diesen Uebelstand zu beseitigen. Man würde kaum vermuthen, hier, an der Grenze der Civilisation, so viele Bildung und Gesittung, so viele Schulen, Kirchen und Vereine zu finden. Auch ein vorzügliches Journal, die „Galveston News" trägt viel zur Hebung der Stadt und des Staates bei. —

Wie Galveston der bedeutendste Hafen von Texas ist und wahrscheinlich auch bleiben wird, so dürfte das fünfzig Meilen landeinwärts gelegene, mit der Galveston-Bai durch einen Bayou verbundene Houston sich zu dem industriellen Centrum von Texas entwickeln. Heute liegen sich die beiden Städte etwa in ähnlicher Weise in den Haaren, wie St. Paul und Minneapolis in Minnesota, oder wie im großen Maßstab auch St. Louis und Chicago. Houston ist der Mittelpunkt des ausgedehnten, innerhalb der letzten Jahre entstandenen Eisenbahnnetzes von Texas. Ein seichter, üppig mit südlichen Gewächsen beschatteter Bayou (oder Meeresarm) verbindet es mit Galveston und gestattet kleinen Dampfern die Durchfahrt. Die Bewohner Houstons haben nun die Absicht, den Bayou zu canalisiren und ihm die nöthige Tiefe zur Passage von Seeschiffen zu geben. Deshalb, sowie auch wegen anderer localer Ursachen sind die beiden Städte nicht gut auf einander zu sprechen. Die Galvestoner werden von ihren Nachbarn in Houston „Sandkrabben" genannt, während sie selbst im Munde der Galvestoner den Namen „Schlammkröten" führen, womit auf den in Regenwetter ziemlich verwahrlosten Zustand der Houstoner Straßen angespielt werden soll. — Bis auf diesen Uebelstand zeigt sich Houston als eine hübsche, schön gelegene, freundliche Stadt mit großen Geschäftshäusern, auf denen man viele deutsche Namen liest. Das deutsche Element ist, wie überhaupt in ganz Texas, so auch in Houston, sehr zahlreich vertreten, und nicht in geringem Maße ist es den deutschen Einwanderern zu danken, daß der ganze Staat so schnell der Civilisation entgegen geht. In vielen Theilen von Texas — besonders im Westen, ist das deutsche Element das vorherrschende, ohne daß es, wie in den „States", die Neigung hätte, sich mit dem englischen zu assimiliren. Das texanische Deutschthum ist anerkanntermaßen lebenskräftiger,

gebildeter und wohlhabender als jenes der Prairie-Staaten; schreitet die Einwanderung über Bremen und Hamburg in demselben Maßstabe wie gegenwärtig fort, so dürfte das germanische Element mit der Zeit die Grafschaften zwischen dem Rio Brazos und dem Rio Grande gänzlich in Besitz nehmen.

Houston fühlt mehr wie irgend eine andere Stadt den Mangel der einheimischen texanischen Industrie und man beginnt auch schon in der That mit der Fabrikation von Waffen, Kleidungsstücken, Baumaterial und sogar Maschinen; Gießereien und Werkstätten aller Art mehren sich mit jedem Monate und helfen dadurch einem der ersten Bedürfnisse des Staates ab. Die Farmer und Viehzüchter ebenso wie die Städtebewohner haben für Manufactur-Artikel, des Tausende von Meilen langen Transportes wegen, das drei- und vierfache des eigentlichen Werthes zu bezahlen. Für unternehmende Industrielle mit einigem Kapital bietet Texas heute vielleicht ein noch besseres Feld, als für Farmer. Das wenige Meilen von Houston entfernte Zwangs-Arbeits-Haus (Penitentiary) mit seinen vielen Hundert Sträflingen ist mit industriellen Arbeiten überhäuft, es erwirbt mehr, als die Unterhaltungskosten betragen. Das System ist ähnlich jenem, welches bereits in einem früheren Kapitel geschildert wurde. Nur ist die Klasse der Gefangenen hier eine grundverschiedene. In der Namensliste der Sträflinge finden wir unglaublich viele, die für Mord und räuberische Anfälle, Todtschlag und Plünderung abgestraft werden, wir müssen über das geringe Strafmaß — von zwei bis zu zehn Jahren — staunen. Mexikaner, Indianer, Neger und Mulatten sind am zahlreichsten vertreten, und nur gegen diese wird übergebührliche Strenge angewendet. Da es im Interesse des Staates liegt, das Land von allen Dieben zu säubern und aus ihrer Zwangsarbeit noch Gewinn zu ziehen, so werden „Sammy" und „Cuffee" häufig für kleine Vergehen mit mehreren Jahren Gefängniß bestraft und truppweise an Unternehmer zum Eisenbahnbau, Holzfällen und anderen Arbeiten, natürlich nur unter der strengsten Bewachung überlassen. Die Folgen waren für den Staat sehr heilsam. Man kann über sein Eigenthum im Südosten von Texas vollkommen ruhig sein.

Houston ist, wie früher bemerkt, der Mittelpunkt des texanischen Eisenbahnnetzes, und die Strecke Galveston-Houston bildet so zu sagen den Stamm eines Baumes, der seine Zweige durch den ganzen Staat erstreckt. Uns stehen mehrere Linien offen. Jene nach dem nördlichen Texas, mit seinen neu aus dem Boden geschossenen Städten Fort Worth, Dallas, Denison und dem einstigen Indianerdorf und der heutigen Stadt Waco. Eine andere nach Süden an den Brazos-Fluß, endlich je eine nach Austin und San Antonio. —

Austin, die Hauptstadt von Texas, liegt ebenso wie San Antonio an der Grenze des civilisirten Landgebietes, es begegnen sich hier die wilden Bewohner der Steppen, die Jäger und Hirten, die Halb-Indianer und Mexikaner mit den besseren Elementen

des Ostens; sie steht als Stadt weit hinter Galveston und Houston zurück, ist aber dafür — als die ehemalige Residenzstadt der texanischen Republik — von historischer Bedeutung. Hier, mitten im Gebiete der wilden Indianer und der mexikanischen Räuberhorden, wohnten die Gesandten der europäischen Großmächte in elenden Bretterhütten, und man kann heute noch in dem Bureau des texanischen Staats-Sekretairs die Verträge sehen, welche Frankreich, England und andere Staaten mit dem Präsidenten der damaligen Republik Texas abschlossen. Damals übertraf sie wie heute an Größe ganz Deutschland, besaß aber auf dem ganzen Gebiete kaum mehr weiße Einwohner, als das Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt. Die ehemalige Residenz des Präsidenten ist heute das Wohnhaus des Staats-Gouverneurs. Es ist von ebenso spartanischer Einfachheit, wie das Kapitol, in welchem sich der Senat und das Repräsentantenhaus befindet. Die Scenen, die mitunter hier, unter den vom Pfluge oder mitten aus den Viehzüchtern des westlichen Texas herausgeholten Senatoren vorgehen, erinnern so recht an die rauhen Anfänge des jungen Staatswesens. —

Freundlicher ist der Eindruck, den Neu-Braunfels und Neu-Antonio, die zwei westlichsten Städte des besiedelten Gebietes von Texas auf den Besucher machen. Neu-Braunfels erreichen wir von Austin mittelst Eisenbahn in wenigen Stunden. Je mehr wir uns der berühmten deutschen Ansiedelung nähern, desto häufiger begegnen wir Deutschen, desto besiedelter und schöner wird das rauhe Farmland. Die Häuser sind viel solider gebaut und mit hübschen Gärtchen umgeben, die Straßen sind besser. Ueberall werden wir an die alte deutsche Heimath erinnert. Endlich erreichen wir den Comal-Fluß, und seine schäumenden, blaugrünen Fluthen überschreitend, kehren wir in Neu-Braunfels ein, das nach mancherlei Kämpfen und Unglücksfällen zu einer schönen, reinlichen Stadt von 3000 deutschen Einwohnern geworden. Die Deutschen waren die Pioniere dieses Theiles von Texas, ihrem Muthe und ihrer Ausdauer verdanken sie ihren gegenwärtigen Wohlstand. Während sich die nahe an 15,000 Köpfe zählende Bevölkerung der Umgegend mit Ackerbau und Viehzucht befaßt, sind in der Stadt selbst Industrieen in stetem Aufschwung begriffen, und es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß Neu-Braunfels mit der Zeit zu einem der wichtigsten Manufactur-Orte des amerikanischen Südwestens heranwachsen wird. Der Sclavenkrieg hielt die Entwicklung der deutschen Städte in Texas stark zurück; besonders hatte das in seinen ersten Anfängen höchst abenteuerliche Neu-Braunfels eine Sturm- und Drang-Periode durchzumachen. Prinz Karl von Solms-Braunfels war der Gründer dieser ersten und bedeutendsten Ansiedelung des bekannten Mainzer „Vereins deutscher Fürsten und Herren", welche in Texas neue Colonien gründen wollten.

Schon auf dem Wege vom Brazos bis zur Guadalupe wurden die Einwanderer 1845 von Indianern angegriffen, deren Zahl wuchs, je weiter jene ins Land

hineinzogen. An der Guadalupe wurde Halt gemacht. Vor ihnen lag ein prächtiges Thal, das im Süden von saftig grünen, rollenden Hügeln, im Westen von einer olivenfarbigen Waldung und hohen Gebirgsmassen, im Osten und Norden von den rauschenden Gebirgsströmen, dem Comal und der Guadalupe, mit ihren dichten, kaum von des Menschen Hand berührten Flußthalwaldungen begrenzt wurde. Es war das ein Stück Natur so lieblich, so malerisch schön und so reich ausgestattet, daß es unwillkürlich das Begehren der Einwanderer wach rief. Und in der That faßte Prinz Solms den klugen Gedanken, zunächst hier sein Zelt aufzuschlagen, die erste deutsche Niederlassung zu gründen und dann etappenweise weiter zu gehen, bis der „Grant" — das dem Mainzer Verein gehörige Gebiet — erreicht war. Nach diesem Plane handelten die Agenten des „Vereins deutscher Fürsten und Herren u. s. w." auch später. Neu-Braunfels wurde 1845 gegründet, Friedrichsburg, nach dem Prinzen Friedrich von Preußen, einem Mitglied des Mainzer Vereins, benannt, im Jahre 1846, und Castell, die einzige Niederlassung des Mainzer Vereins innerhalb des Grants, im Jahre 1847.

Siebenunddreißig Jahre sind seit dem Tage vergangen, wo die erste Blockhütte auf der theilweis bewaldeten Ebene, westlich vom Comal Fluß aufgeschlagen wurde, und heute steht ein freundliches Städtchen darauf mit ungefähr 3000 Einwohnern, breiten Straßen, stattlichen Wohngebäuden und herrlichen Blumengärten. Zur Zeit der Rosen, welche hier im März beginnt und bis Ende Mai dauert, scheint das Städtchen auf einem Meer von Rosen zu schwimmen. Vom blendendsten Weiß an durch alle Schattirungen von Roth und Lila hindurch, dann zum Rothgelb übergehend und bis zum intensivsten Schwefelgelb hinaufsteigend, findet man die schönste aller Blumen hier in jeder Form und in allen Größen, klein wie Gänseblümchen und umfangreicher wie die größten Georginen. Man hat Neu-Braunfels die Rosenstadt von Texas genannt, und das mit vollem Recht, wie man Galveston die Stadt der Oleander nennt.

Die Blockhäuser, welche Prinz Solms bauen ließ, sind längst verfallen. Freundliche Steingebäude sind an ihre Stelle getreten. Oben auf dem Vereinsberg, einem der die Stadt begrenzenden Hügel, liegt das „Schloß" des Prinzen, zu dem er am 28. April 1845, in Gegenwart seiner Leibgarde, unter dem Kommando des Herrn von Wrede, und der gesammten Bevölkerung, den Grundstein gelegt hatte. „Als schuldigen Tribut der Dankbarkeit gegen die durchlauchtigste Frau Sophie, verwittwete Prinzessin zu Salm-Salm, geborene Prinzessin zu Löwenstein-Werthheim-Rosenberg-Rochefort, welcher er sein Herz weihte, und, um ihrem Namen auch auf dieser Seite des Weltmeers ein bleibendes Gedächtniß zu stiften, nannte er die Befestigung, die zum Schutze von Neu-Braunfels angelegt werden sollte: „Sophienburg". So heißt es in dem Dokument, das er nebst dem Bildniß seiner Braut in

den Grundstein legte. Die Burg war ein sogenanntes doppeltes Blockhaus, an dem das einzig Schloß-ähnliche — das große Vorlegeschloß an der Hauptthür war.

Jetzt ist das Dach der Burg eingefallen, die Baumstämme haben sich verschoben und die ehemaligen Prunkgemächer des Prinzen sind mit Schindeln, Sparren, Schutt und Moder angefüllt, in denen Scorpione, Tausendfüße und Schlangen nisten . . . .

Die wichtigste Stadt des westlichen Texas und gleichzeitig auch seine älteste, ist San Antonio, am gleichnamigen Fluß gelegen. Im Jahre 1714 von den Spaniern gegründet, zeugen die Ruinen der alten spanischen Klöster und Kirchen — der sogenannten Missionen — von dem Alter der Stadt, deren Geschichte mit jener des Staates innig verknüpft ist. Die zwanzigtausend Einwohner von San Antonio bestehen aus Mexikanern, Deutschen und Angloſachsen; die ersteren bewohnen ein eigenes Stadtviertel, während die letzteren das Quartier von Alamo bewohnen. Die Stadt hat nur wenige hölzerne Bauten aufzuweisen, sie erinnert mit ihren soliden, steinernen, in den Geschäftsstraßen sogar mehrstöckigen Gebäuden und den alten Missionskirchen an eine Stadt des südlichen Europas. Das mexikanische Element ist hier ebenso wie in Neu-Mexiko im Aussterben begriffen; die Lebensweise und Sitten der Mexikaner sind hier dieselben, wie wir sie dort geschildert haben. Zwei herrliche Ströme, der San Antonio und der San Pedro, durchfließen die Stadt. Die blauen klaren Fluthen des ersteren strömen durch ein tiefes, reich mit schattigen Bäumen besetztes, von Brücken überspanntes Bett mitten durch die Stadt, und wenn man dem malerischen Lauf des Flusses, der in manchen Theilen der Stadt thatsächlich an die alten schönen Canäle von Brügge oder Leyden erinnert, stromabwärts folgt, so gelangt man in einen prächtigen natürlichen Park, zu welchem man die Stadt nur beglückwünschen kann. San Antonio ist eine der interessantesten und schönsten Städte des amerikanischen Südwestens, denn abgesehen von seiner Lage, trägt noch das gemüthliche, heitere Leben der zahlreichen und gebildeten Deutschen viel dazu bei, den Aufenthalt in der Stadt für den fremden Besucher wie für den Einwanderer sehr angenehm zu machen. Das Geschäftsleben liegt beinahe ausschließlich in ihren Händen. Sie besitzen ihre Clubs, Zeitungen, Buchhandlungen und Vereine; sie sind die Begründer eines ordentlichen Schulsystems, und Texas hat ihnen allein seine gegenwärtigen geordneten Zustände zu verdanken. —

San Antonio ist überdies der hauptsächlichste Viehmarkt des südwestlichen Texas, denn westlich der Stadt bis zum Rio Grande erstreckt sich das beste „Grazing-Country" (Weideland) von Texas; Millionen von Schafen und Hornvieh sind dort in nach Zehntausenden zählenden Heerden zu finden, von denen jede über ein Gebiet von vielleicht 500 bis 1000 Quadratmeilen ausgebreitet ist, durch berittene Hirten in Ordnung gehalten und vor den mexikanischen Viehräubern gesichert wird. Die Viehzucht ist nächst dem Ackerbau die größte Einnahmequelle des Staates; nicht

weniger als eine Million Stück Vieh wird jährlich nach den Prairie-Staaten westlich vom Mississippi getrieben, von wo die Thiere mittelst Eisenbahn nach den großen Schlachthäusern von Chicago, St. Louis und Cincinnati gebracht werden. Eine Kette von Militärforts, von amerikanischer Infanterie und Cavallerie besetzt, schützt die Weide-Ländereien gegen den Rio Grande und den Red-River hin. Das Hauptquartier der amerikanischen Truppen ist San Antonio. Außer diesen Verein.-Staaten-Truppen unterhält jedoch der Staat Texas noch sein eigenes reguläres Militär, die sogenannten berittenen „Rangers".

Der Ranger unterscheidet sich in mannigfachen Beziehungen von dem Soldaten, wie man ihn sich gewöhnlich vorstellt. Er ist gleichzeitig Soldat und Staatspolizist; in letzterer Eigenschaft vollbringt er alle Pflichten eines Hülfssheriffs und hat die Ermächtigung, alle Verbrecher und Justizflüchtlinge ohne Haftbefehle festzunehmen. Der Grenzschutz gegen Indianer und andere Desperados wird dabei indessen nicht vernachlässigt. Man muß es diesen Leuten lassen, daß sie in jeder Hinsicht ihrer schweren Aufgabe genügen. Sie haben sich als vorzügliche „Indianerkämpfer" erwiesen, und auch schon viele Verbrecher aufgespürt und der Justiz überliefert. In letzterer Beziehung sind sie vielleicht etwas übereifrig. Sie machen sich nichts daraus, Diebe und Mörder viele Meilen weit in die Republik Mexiko hinein zu verfolgen, sie dort zu packen und zurückzuschleppen, ohne vorher bei der mexikanischen Regierung um das Recht dazu nachgesucht zu haben; aber sie erreichen fast stets ihren Zweck.

Ohne diese gewaltsame Praxis würden die Amerikaner, die an der Grenze wohnen, schutzlos den vielen mexikanischen Räubern preisgegeben sein, welche beständig über die Grenze kommen und ja nur den Rio Grande zu überschreiten brauchen, um nach dem Völkerrecht wieder auf sicherem Boden zu sein. Der anständige Theil der mexikanischen Bevölkerung hat denn auch nichts gegen diese gelegentlichen Grenzverletzungen notorischen Verbrechern gegenüber einzuwenden.

---

2. Der Red-River und sein Stromgebiet.*)

Unter den zahlreichen Strömen Nordamerika's zeichnet sich der Red-River, der Rothe Fluß, von den Indianern nach seiner Farbe Ke-che-a-que-ho-no, der Strom der blutigen Wasser benannt — (nicht zu verwechseln mit dem in Minnesota entspringenden und nördlich strömenden, in den Winipeg-See sich ergießenden Red-River of the North) — durch ein ganz besonders gefährliches, den Dampfschiffen unheilbringendes Fahrwasser aus. Gingen doch binnen 10 Monaten seit der Wieder-

*) Von Theodor Kirchhoff in San-Francisco.

aufnahme des Handelsverkehrs nach dem großen Bürgerkriege auf seinem untern Stromlaufe, zwischen Shreveport und seiner Mündung in den Mississippi, 34 — sage vierunddreißig — Dampfboote zu Grunde! Und doch ist die Dampfschifffahrt auf diesem seinem unteren Stromlauf im Vergleich zum oberen nur Kinderspiel.

Auf den ausgedehnten „Salzebenen" im äußersten Nordwesten des Staates Texas und westlich von den Höhenzügen der Washita-Berge, in einer Entfernung von 2100 englischen Meilen von seiner Mündung in den Mississippi, liegen die Quellen des blutrothen Ke-che-a-que-ho-no. Scheinbar grenzenlose Ebenen, blendend weiß, wie mit frisch gefallenem Schnee bedeckt, lehnen sich zu beiden Seiten an die Ufer des jugendlichen Stromes.

Das diese Ebenen bedeckende Salz hat seinen Ursprung in unzähligen Salzquellen, die aus dem Boden emporsprudeln, deren Wasser sich auf der Fläche ausbreitet und schnell in der brennenden Sonne verdunstet. Das Salz bildet stellenweise eine tiefe Kruste, so daß man es buchstäblich aufschaufeln kann, und würde, wenn der Transport desselben nicht so kostspielig wäre und ein Schienenweg diese entlegenen Gegenden mit der civilisirten Welt verbände, bald einen bedeutenden Ausfuhrartikel des nördlichen Texas bilden, gewiß dem gegenwärtig von Liverpool aus nach New-Orleans und anderen Häfen des Südens in großen Quantitäten eingeführten Grobsalz eine nicht zu verachtende Concurrenz machen.

In Folge des Ursprunges des Red-River auf diesen Salzebenen hat sein Wasser einen eigenthümlich brackigen Geschmack. Für die Dampfboote ist das im Innern der Dampfkessel sich ansetzende Salz ganz besonders lästig. Da sie keine Destillirapparate, wie die Seedampfer, mit sich führen — was auch nicht nöthig ist, weil der Salzgehalt des Red-River-Wassers, namentlich im unteren Stromlaufe, nur gering — so ist ein häufiges Reinigen der Dampfkessel nicht zu vermeiden, was dem Red-River schon manchen ungalanten Fluch seitens der ihn gelegentlich besuchenden Mississippi-Dampfbootfahrer eingetragen hat.

Die Salzebenen hinter sich lassend, durchzieht der Red-River weite Prairien, die Wohnung der wenigen übrig gebliebenen Bisons, welche, von der unaufhaltsam nach Westen vorwärts schreitenden Civilisation aus ihrer alten Heimath, vom Colorado, Brazos und Trinity verdrängt, dort einen zeitweiligen Zufluchtsort gefunden haben. Aus der Ebene tretend, strömt er, bis zu seiner Mündung zwischen dicht bewaldeten Ufern fließend, am südlichen Fuße der Washita-Berge hin, bis er am östlichen Endpunkte der Ausläufer derselben den ihm an Größe gleichen Washita Fluß aufnimmt, der am nördlichen Fuße der Washita-Berge hinzieht, und diese mit dem Rothen Flusse zusammen gleichsam eingekeilt hat. —

Die Wassermenge des Red-River ist an diesem Punkt, etwa 500 englische Meilen von seinen Quellen, wo das Städtchen Preston steht, nur unbedeutend. Die von ihm

durchströmten Prairien sind sehr wasserarm und die Washita-Berge nicht bedeutend genug, um einen Fluß von der Länge des Red-River das ganze Jahr hindurch gleichmäßig mit Wasser zu speisen, was sich bis nach Shreveport hinunter bemerklich macht. Durch plötzliche Regengüsse und das gleichzeitige Schmelzen des Schnees auf den Washita-Bergen nimmt sein Wassergehalt jedoch mitunter dermaßen zu, daß er für Dampfboote bis auf eine Entfernung von 1200 englische Meilen von seiner Mündung, bis an den Einfluß des Kiamitia (Kei-a-misch), namentlich in den Frühlingsmonaten, zugänglich wird. Einzelne Dampfer haben bei besonders hohem Wasserstand sogar schon das Städtchen Preston erreicht.

Durch das plötzliche Schwellen seiner Gewässer richtet der Red-River mitunter ungeheure Verheerungen an. Am gefürchtetsten ist das sogenannte Juni-Hochwasser, welches durch das Schmelzen der auf den Washita-Bergen lagernden Schneemassen verursacht wird. Oft ist das obere Strombett halbe Jahre lang so wasserarm, daß Mann und Roß mit Leichtigkeit darüber ziehen können. Die Dampfschifffahrt ist gänzlich unterbrochen, und der Handel leidet großen Schaden. Plötzlich jedoch kommen gewaltige Wassermassen das gewundene Thalbett herabgebraust. Die Gewässer scheinen gleichsam lebendig zu sein von schwimmenden Baumstämmen, die sich oft ineinander festklemmen und natürliche Flöße oder halbverwitterte, unbeschreiblich wüst aussehende Baumstammbarrikaden, namentlich an den Uferströmungen, bilden.

Glücklicherweise sind solche Fluthen, wie sie besonders in den Jahren 1843, 1844 und 1849 sich ereigneten, eine Seltenheit, und nur in solchen Ausnahmefällen werden die Pflanzungen überschwemmt, da die Ufer an 30 Fuß über dem niedrigsten Wasserstand erhaben sind; aber Fluthen von 15 bis zu 25 Fuß Höhe giebt es in jedem Jahre, die, statt Schrecken einzuflößen, mit Freuden begrüßt werden. Das Hochwasser giebt nämlich den Dampfern die Möglichkeit, den Fluß hinaufzufahren und die an seinen Ufern auf Transport wartenden Baumwollenballen stromabwärts nach New-Orleans zu bringen. —

Da das Hochwasser jedoch fast eben so schnell wieder fällt, als es gestiegen ist, so ist es keine Seltenheit, daß einer oder der andere Dampfer, ehe er wieder stromabfahren kann, auf einer Sandbank festsitzen bleibt und dort mit seiner reichen Ladung auf das nächste Hochwasser warten muß.

Seinen Namen verdankt der Fluß, wie schon bemerkt, seiner braun-rothen Farbe, die er vom Boden, welchen er durchströmt, einer röthlichen Thonerde, annimmt, die für den Ackerbau ganz besonders ergiebig ist. Fruchtbareren Alluvialboden als den am Red-River, dürfte es sonst wohl kaum geben, selbst die Niederungen des Nil und die Mississippi-Bottoms nicht ausgenommen. Dreiviertel bis ein Ballen Baumwolle (der Ballen bis zu 500 Pfund gereinigt gerechnet = 1750 Pfund gepflückt)

pro Acker ist der gewöhnliche Ertrag des Bodens, der sich in einzelnen Fällen sogar bis auf 3000 Pfund gesteigert hat.

Wegen seiner beständigen Krümmungen gleicht der Red-River dem Mäander der Alten. Wer je auf seinen Gewässern eine Vergnügungs- oder Geschäftsreise gemacht hat, der hat sich sicherlich darüber geärgert, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, bei Tag auch nur ein halbes Stündchen gemüthlich auf dem Dampferdeck oder in seiner Koje im Schatten zu schlummern. Bald scheint die Sonne von rechts her, bald von links, bald brennt sie den Rücken und bald blendet sie die Augen, gerade als ob sie um einen herumliefe. An einer Stelle macht der Strom eine Biegung von 27 Meilen und kommt dem Halse der Krümmung wieder auf anderthalb Meilen nahe, ehe er in ähnlich planloser Weise weiter fließt. Doch sind die Krümmungen meistens nur kurz. Die Entfernung von Shreveport nach Rowland am oberen Red-River, die in gerader Linie etwa hundert Meilen beträgt, ist auf dem Fluß über sechshundert Meilen lang.

Alle jene Widerwärtigkeiten der Schifffahrt auf dem Red-River kommen jedoch nicht in Betracht gegen diejenigen, welche durch die unzähligen schwimmenden oder im Strombett festsitzenden Baumstämme verursacht werden. An den vielen kurzen Biegungen namentlich setzen sich diese leicht fest. Oft sieht man sie im wildesten Durcheinander dort aufgethürmt und in großen Strecken in einander verflochten, oder auch vereinzelt stromab treibend. Bei niedrigem Wasserstand rennen sich viele dieser schwimmenden Stämme mit ihren das Wasser einsaugenden und schwereren Wurzeln im Grunde fest. Der Stamm, von dem Aeste und Rinde bald von anderen vorbeischwimmenden Baumkolossen abgerissen werden, wendet sich mit der oberen Spitze stromab und steht wie eine Pallisade im Wasser da. Steigt das Wasser, so wird der Stamm von demselben ganz oder theilweise verdeckt, und der „Snag" ist fertig, der Todfeind aller, insbesondere der Red-River-Dampfer.

Ein nur schwach vom Wasser bedeckter Snag, der sich mitunter leise aus der dunklen Fluth hebt, die sein Haupt kräuselnd umspielt, ist ein sehr ungemüthliches Schauspiel für den Reisenden, namentlich wenn der Dampfer scheinbar gerade auf ihn losjagt, und der Pilot zum Spaß versucht, wie nahe er wohl an ihm vorbeifahren könne, ohne das Schiff aufzuspießen. Bei einer Schnelligkeit von zehn oder zwölf Meilen in der Stunde auf einen Snag zu rennen, kann einem Red-River-Dampfer jede Minute widerfahren. Den Erfolg, wenn jener durch die Planken in den untern Raum des Dampfers bricht, kann sich der Leser wohl leicht vorstellen.

Oberhalb Shreveport, wo der Fluß nur wenig Gefälle hat, hatten sich bis vor wenigen Jahren Millionen von Stämmen in einander geschoben, und eine feste Masse, das weit bekannte und berüchtigte sogenannte „Red-River-Raft", gebildet. Die Oberfläche des Flusses war dort von fest in einander geschobenen Baumstämmen überdacht.

Büsche und große Cotton-Wood-Bäume (Populus Canadensis) wuchsen mitten auf dem Raft, und große Thiere gingen wie auf einer Brücke hinüber.

Die Dampfboote, welche den oberen Fluß befahren, umgingen das Raft vermittelst einer Kette von Seen und Bayous, welche man durch Canalbauten der Schifffahrt mehr zugänglich gemacht hat. Sie bedecken das Land an dieser Stelle meilenweit, ohne sie wäre der obere Red-River durch das Raft gegen die Schifffahrt vollkommen verschlossen gewesen. Nach Westen hin dehnen sich die in einander verschlungenen Seen und Bayous 50 Meilen weit bis nach der Stadt Jefferson aus, dem Stapelplatz der reichen Counties am obern Red-River, welche, wenn die Schifffahrt auf dem obern Fluß unterbrochen ist, von hier aus mit Shreveport und New-Orleans in Verbindung treten. — In den Jahren 1884 und 1885 wurde das große Raft wohl durch Ingenieure der Vereinigten Staaten gesprengt und gebrochen, aber dasselbe bildete sich für kurze Zeit bei jeder folgenden Hochfluth dennoch wieder.

Von Shreveport aus, das sich zu einer blühenden Handelsstadt emporgeschwungen hat*), der bedeutendsten am Red-River, mit der nach südlichen Begriffen nicht unbedeutenden Einwohnerzahl von 5000 Seelen, welche jedoch den Handel einer deutschen Binnenstadt von wenigstens sechsfacher Bevölkerung vertreten, ist die Schifffahrt bis zur Mündung des Flusses, eine Strecke von 500 Meilen, das ganze Jahr hindurch offen. Nur die Jahre 1853—1855 bildeten eine Ausnahme, in denen das Wasser so niedrig war, daß Dampfer nur bis nach Alexandria gelangen konnten.

Der Red-River oberhalb Shreveport bildet die Grenze zwischen dem Staate Texas und der „Nation", wie das verschiedenen, halb civilisirten Indianerstämmen von den Vereinigten Staaten angewiesene Gebiet genannt wird. Die an den Red-River grenzenden Counties des nördlichen Texas sind ganz besonders fruchtbar, sowohl an Baumwolle, als an den verschiedenen Getreidearten, besonders Mais und Weizen, und die Viehzucht, namentlich von Schafen und Rindern, in ihnen ist bedeutend. 1500 Pfund gepflückter Baumwolle, 40 Bushels Mais und 20 Bushels Weizen sind der Durchschnittsertrag auf den Acker. Saftigere Melonen und Pfirsiche kann es nirgends geben. Die einheimische Rebe wächst hier aufs üppigste wild.

Ein reicher, schwarzer Boden durchzieht diese Counties in ausgedehnten Flächen, «the black lands», das schwarze Land benannt, zum Unterschiede von den meistens am Red-River belegenen «red lands» (rother Alluvialboden) und den «sandy lands» (mit Sand gemischter Boden) der Pine- und Post-Oak-Landstriche. — Er ruht auf

*) Zur Zeit des letzten Besuches des Herausgebers in Shreveport, 1884, ging die das fruchtbare, aber gänzlich verwilderte nördliche Louisiana durchziehende Vicksburg-Pacific-Bahn, welche die östliche Verlängerung und den östlichen Anschluß der Texas Pacific-Bahn bildet, der Vollendung entgegen, und man stand im Begriff, den Red-River hier zu überbrücken — die einzige Brücke des ganzen 500 Meilen langen Unterlaufes desselben.

einer von zwei bis zu zehn Fuß unter ihm lagernden Kalksteinformation, die öfters zu Tage tritt.

Das schwarze Land, welches so reich ist, daß es bei dem in den Wintermonaten häufigen Regenwetter sich fettartig anfaßt und in schweren Klumpen an die sich darüber hinbewegenden Wagenräder hängt, dehnt sich vom Red-River-County angefangen in einer Länge von etwa 130 Meilen von Ost nach West aus. Seine Durchschnittsbreite, die im östlichen Theile von 10 bis zu 15 Meilen schwankt, erweitert sich mit vielen Ausläufern im Westen bis auf 100 Meilen.

In den Sommermonaten bildet dieser schwarze Boden, namentlich in den Prairien, die besten Landstraßen, die man sich nur denken kann. Es ist eine Freude, in den Monaten Mai und Juni, wenn die Ebene ihr buntes Festkleid angelegt, im leichten Wagen über den glatten Boden hinzurollen, rechts und links sanft wogende, von Waldungen begrenzte Savanen, die mit schmucken Pflanzungen und hin und wieder mit Gehölzen wie übersäet sind.

Trotz aller natürlichen Bevorzugung dieses Landes leben die Leute hier im Allgemeinen sehr schlecht. Allerdings giebt es Ausnahmen; doch sind diese selten. Farmer, die Hunderte von Stücken Vieh besitzen, haben oft kaum Milch genug für ihren Kaffee; Obst- und Gemüsegärten sind fromme Wünsche; an Weinbau denkt Niemand. Jedermann ist auf den Anbau von Baumwolle bedacht, obgleich auch bei dieser auf jedem Acker etliche 100 Pfund von der Ernte verloren gehen, die aus Nachlässigkeit nicht ausgepflückt werden.

Vor dem Kriege legten die Pflanzer den größten Theil ihres Erwerbes in Negern und Mauleseln an; ihre Frauen und Töchter kauften allenfalls Hundert-Dollars-Seidenroben und Fünfhundert-Dollar-Pianos auf Credit. Die Pflanzer borgten was sie brauchten von den Kaufleuten auf zwölf Monate Zahlungszeit und liquidirten in der Regel erst nach vierundzwanzig oder dreißig Monaten.

Die Folgen des Krieges, namentlich die Befreiung der Schwarzen haben jedoch in allen bürgerlichen Verhältnissen eine gänzliche Umwälzung hervorgebracht. Das Borgsystem ist verpönt, und die Pflanzer, die, nachdem die alten Schulden abbezahlt sind, nicht mehr Neger kaufen können wie ehedem, und nicht wissen, was sie mit ihrem Geldüberschuß anfangen sollen, beginnen nach und nach sich das Leben bequem zu machen — to live like white folks, (leben, wie es Weißen geziemt) wie man sich hier zu Lande auszudrücken pflegt*).

*) Durch die Vollendung der Eisenbahnen, welche das nördliche Texas sowohl mit St. Louis, als mit Galveston und Shreveport in directe Verbindung gebracht haben, entwickeln sich jetzt jene Gegenden erstaunlich schnell Eine massenhafte Einwanderung besiedelt das Land und bringt seine reichen Hülfsquellen zur vollen Geltung. Wer nach einer Abwesenheit von nur zehn Jahren das nördliche Texas wieder besucht, der wird in allen Verhältnissen dort einen Unterschied finden, als sähe er sich aus dem Zeitalter der Postkutschen von Großvaters Zeit plötzlich in das der Eisenbahnen und Telegraphen versetzt.

Das Klima des nördlichen Texas ist ein eigenthümliches und ganz außerordentlich veränderliches. Die Luft erhitzt sich in den Sommermonaten durchschnittlich bis auf 20° R. Im Sommer 1860 stieg die Hitze während mehrerer Wochen bis auf 34° R., in anderen Jahren erreicht sie kaum die mittlere Höhe. Im Winter steht der Thermometer durchschnittlich auf 12° R., mitunter jedoch fällt das Quecksilber bis unter den Gefrierpunkt; der Schnee liegt bis zu 6 Zoll tief und Eis bildet sich 5 bis 6 Zoll dick. Dies sind aber Ausnahmsfälle. Die Jahre wechseln fast regelmäßig mit nassen und trockenen; der Boden verträgt aber sowohl anhaltende Dürre als große Feuchtigkeit in ungewöhnlichem Maße, so daß die Ernten nicht sehr darunter leiden.

Nicht zu verwechseln mit den aus dem Norden, über die großen Prairien, aus den unteren Luftschichten kommenden Schneeniederschlägen sind die mit Recht berüchtigten „Northers" *), Sendboten der oberen eisigen Luftregionen unsers Planeten, die auf Texas und das östliche Mexiko beschränkt sind. Es sind meistens trockene Winde, nur selten von Regenschauern begleitet.

Einige Stunden vor dem Erscheinen eines Norther lullt der Südwestwind, die Luft ist schwül und drückend. Von Norden herauf steigt eine finstere Wolke und sobald diese den Zenith erreicht hat, bricht der Norther los. Mitunter ist er anfangs von Regengüssen begleitet. Diese sind aber nur von kurzer Dauer, da der aus den oberen Luftschichten kommende kalt-trockene Wind schnell alle Feuchtigkeit auffaugt, die er findet. —

Wenn der Norther beginnt, stellt sich bei Menschen und Thieren heftiger Durst ein, und die Haut, welche sich schnell ihrer Feuchtigkeit entledigt, brennt und kitzelt. Der Fall der Temperatur ist tief und außerordentlich plötzlich, oft von 24° R. bis zu 5° R. und 10° R. innerhalb weniger Minuten, und ist wegen der ihn begleitenden Trockenheit für die Haut um so empfindlicher. An den Grenzen des Territoriums Washington habe ich bei mehr als 7° R. unter Null nicht halb so gefroren, als bei manchem Norther auf den Prairien von Texas.

Wehe dem unbeschützten Wanderer, den ein Norther auf offener Prairie überrascht! Bei dem ersten kalten Lufthauche wird der mit den klimatischen Verhältnissen des Landes Vertraute seinem Rosse sofort die Sporen in die Weichen drücken und nach dem nächstgelegenen Hause galoppiren. Sich von dort zu entfernen, ehe der Norther vorübergezogen, wäre Tollheit und wird auch Niemandem so leicht in den Sinn kommen. Alle Bewohner hocken mit klappernden Zähnen vor riesigen Kaminfeuern während draußen der Sturm heult. Sobald der Norther sich empfohlen, giebts vielleicht wieder das herrlichste Wetter, als ob man urplötzlich von Labrador nach Nicaragua

*) Nordwindes.

versetzt worden wäre; Alt und Jung wirft Mäntel und Decken beiseite und begiebt sich luftathmend in's Freie; das Feuer in den Kaminen erlischt und der Winter ist vergessen.

Wenden wir jetzt unsere Blicke zum linken Stromufer des Red-River, nach der „Nation" (dem Indianerterritorium*). Dort wohnt der Stamm der Choctaws, ein Indianerstamm, der vor dem großen amerikanischen Kriege über 12,000 Köpfe zählte, welche jetzt auf weniger als 8000 gesunken sind. Die Choctaws sind gute Nachbarn der Texaner. Im letzten Kriege standen sie dem Süden ohne Ausnahme zur Seite. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht, und es giebt unter den 3/4- oder 7/8-Weißen der Nation viele reiche Pflanzer, welche vor dem Kriege Hunderte von Negersclaven besaßen. Von den Pflanzern am gegenüberliegenden Texas-Ufer des Red-River werden die Choctaws im Herbst und Winter mit großen Nutzen beim Auspflücken der Baumwolle verwendet, worin sie die Neger bei weitem an Verläßlichkeit und Sauberkeit der Arbeit übertreffen. Den erworbenen Lohn vertrinken sie aber gewöhnlich sofort in „Feuerwasser", dessen Einfuhr in das Indianergebiet jedoch bei strenger Strafe untersagt ist. Von den Vereinigten Staaten werden den verschiedenen Stämmen jährliche Subsidien gezahlt; auch sind Agenten unter ihnen angestellt um „den großen Vater", nämlich den Präsidenten in Washington, würdig zu vertreten. Ihre innern Angelegenheiten leiten sie selber durch eigens erwählte Häuptlinge. —

Mit gierigen Augen betrachten die Bewohner der angrenzenden Staaten Arkansas und Texas die Reservation, deren Gebiet einen außerordentlich fruchtbaren Boden besitzt, Metalle, Petroleum und Kohlen enthält und von zahlreichen, immer gefüllten Bächen durchzogen wird, welche Fabriken eine unerschöpfliche Wasserkraft zur Bewegung von Maschinen geben würden. Aber es ist den Weißen streng untersagt, sich dort niederzulassen, und nur Indianern und Mischlingen, wenn sie auch nur ein paar Tropfen indianisches Blut in ihren Adern haben oder sich mit Squaws verheirathen, oder auch besondere Erlaubniß vom Häuptling erlangen, ist der Eintritt gestattet, und erlaubt, Handel und Ackerbau dort zu betreiben. —

Daß unter den geschilderten Verhältnissen und bei dem fortwährenden plötzlichen Wechsel des Wasserstandes, dem ungewissen, so häufig vorkommenden Versperren des ganzen Stromes durch Baumstämme, den hin und her ziehenden, bald hier bald dort erscheinenden Sandbänken eine Dampferfahrt auf den blutigrothen Fluthen des Red-River nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört, kann man sich leicht vorstellen. — Die Fahrten sind sehr ungewiß, und die Baumwollen-Pflanzer des nördlichen Texas müssen stets auf eine Hochfluth warten, um ihre Waaren auf einem

---

*) Siehe Band III. Die Indianer.

Dampfer verschiffen und nach New-Orleans transportiren zu können, wollen sie nicht die dem Red-River seit neuerer Zeit entlang laufende Red-River-Eisenbahn hierfür benutzen. Dann ist das Gut der Pflanzer der Geschicklichkeit der Dampfer-Piloten anvertraut, welche das Schiff durch diese ungeheuer ausgebreiteten, das ganze umliegende Land überschwemmenden Wassermassen zu geleiten haben. Häufig kratzt der Boden des Dampfers über eine Sandbank oder einen „Snag" hinüber, häufig auch bleibt er auf einer Sandbank sitzen, und die Strömung legt ihn quer über den Fluß. Dann heißt es, rückwärts fahrend, sich wieder von der sandigen Umarmung zu befreien. Ein Boot wird ausgesetzt, ein Kabel an irgend einem Baum an den Ufern befestigt, und das Schiff durch die Dampfwinde wieder in die Richtung des Stromes herumgezogen. Gleichzeitig geht es nach rückwärts. Ist das Schiff flott, so wird es eine Strecke stromaufwärts geleitet, um so zu sagen, Anlauf zu nehmen. Dann fährt man mit aller nur zulässigen Dampfkraft gegen die Sandbank an, um sie zu überspringen, welches Manöver die Bezeichnung «to jump a bar» führt. Daß aber bei diesem Springen des Dampfers den Passagieren nicht sonderlich wohl zu Muthe ist, kann man sich vielleicht vorstellen.

Und derartige „Aufsitzer" kommen auf dem oberen Red-River nahezu stündlich vor. Der Dampfer treibt willkürlich zwischen den schwimmenden Inseln und Baumstämmen umher, bald mit den Breitseiten, bald mit dem Bug in der Stromrichtung, bald am linken, bald am rechten Ufer anstoßend. Es ist ein förmlicher Tanz. Nicht selten gelangt man zu Bänken, wo auch das Jumpen nichts nützt. Der Dampfer muß dann ausgeladen und leer über die «Bar» gebracht werden, um unterhalb derselben die am Ufer stromabwärts transportirte Ladung wieder zu empfangen. Stunden und Tage vergehen auf diese Weise, ehe der Dampfer auch nur eine Meile zurücklegt.

In dem zwischen dem Indianer-Territorium und der Stadt Shreveport in Louisiana liegenden Theile des Stromes ist die Fahrt am gefährlichsten. Das ganze Stromgebiet ist hier bis weit ins Land hinein mit Millionen von Baumstämmen buchstäblich überdeckt, als wäre ein durch Blitzstrahlen zerschmetterter Urwald plötzlich vom Himmel gefallen. Es ist ein Bild der Zerstörung und Verwüstung, wie man es großartiger und schrecklicher kaum anderswo finden kann. Die Schiffe haben sich hier durch enge, reißende, ganz unglaublich gekrümmte Wasserstraßen, sogenannte „Bayous" durchzuwinden, über welche sich der Baumwuchs der Ufer legt, so daß zu den Gefahren des Stromes noch jene kommt, von einem Baumaste aufgespießt zu werden. Es sind enge, mit Wasser gefüllte Baumalleen und so vielfach gewunden, daß die Fahrt in der Dunkelheit sicherer Untergang wäre. Nur bei Tageslicht können die Dampfer hier fortkommen. Sind „Red-Bayou" und „Black-Bayou" passirt, so ist die größte Gefahr überstanden. Man tritt dann in die klaren, romantischen, durch das vorgeschilderte große „Raft" entstandenen Seen ein, und erreicht bald

Shreveport, wo man die elenden Hinterrad-Dampfer des oberen Red-River mit den großen Passagier-Dampfern von New-Orleans vertauscht. Auf diesen ist die Fahrt bis zur Mündung in den Mississippi und auf dessen breitem Rücken bis nach New-Orleans nur noch ein Kinderspiel.

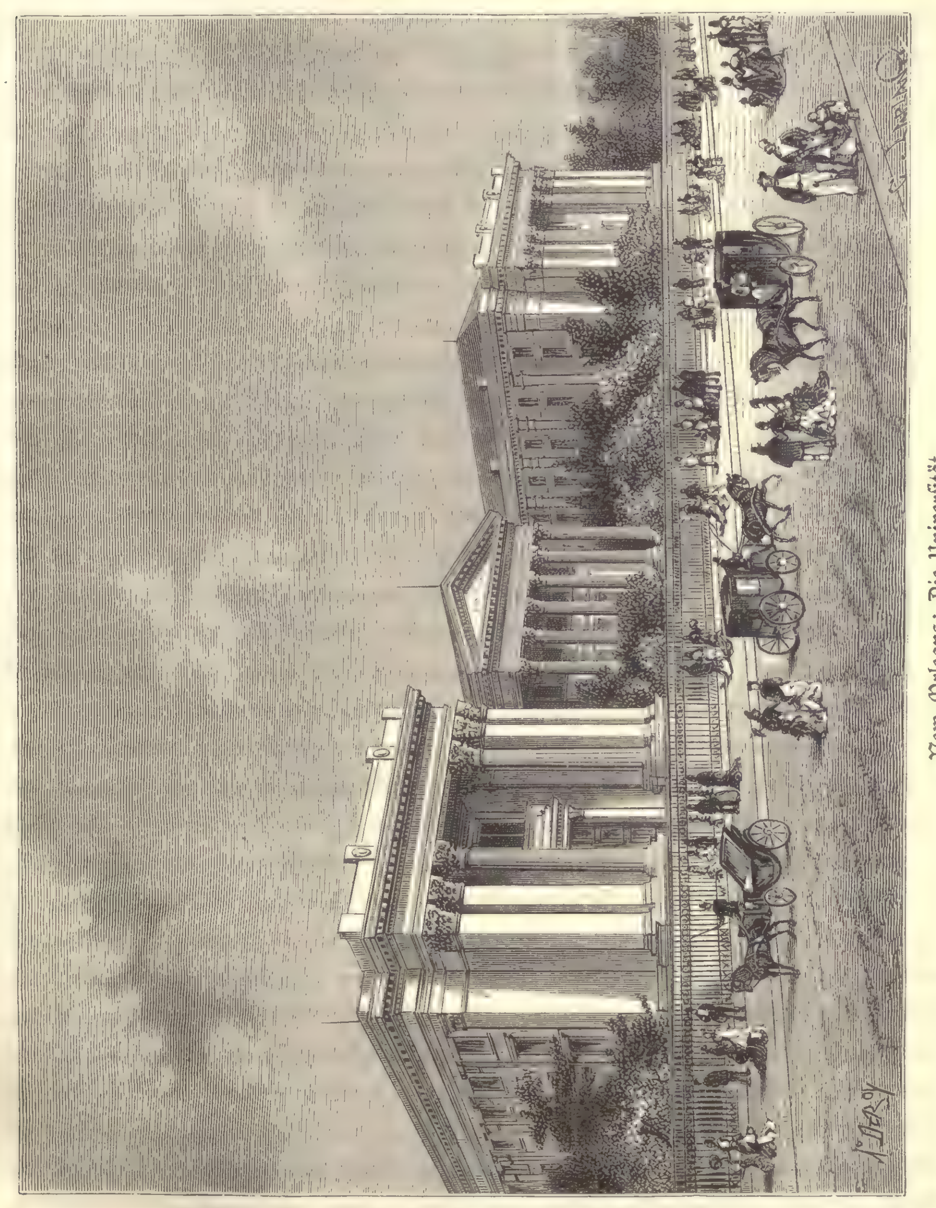
---

3. New-Orleans und die Südstaaten.

Die Metropole des amerikanischen Südens ist eine der bedeutendsten und interessantesten Städte, die man sehen kann, und nach New-York, der Hauptstadt des atlantischen, und San Francisco, der Hauptstadt des stillen Ozeans, die internationalste Stadt Amerikas. Schon seit nahe zwei Jahrhunderten bestehend, war sie bereits in ihren ersten Anfängen eine Handels- und Hafenstadt von außergewöhnlicher Bedeutung und nahm an der Entwickelung der Südstaaten, an ihrer Geschichte, ihrem Aufblühen und zeitweiligen Verfall den hervorragendsten Antheil. New-Orleans ist für den Süden Nordamerikas das, was New-York für den Norden, was Paris für Frankreich ist. — Beiläufig hundert Meilen von der Mündung des Mississippi entfernt, an dem linken Ufer dieses Stromes gelegen, bildet es den Schlüssel zu den ungeheuren Wasserstraßen des Continents, von den Felsengebirgen bis zu den Alleghany-Ketten, von den Kanadischen Seen bis Texas. Den schwersten Seeschiffen durch den hier an manchen Stellen 250 Fuß tiefen Mississippi zugänglich, bildet es den natürlichen Stapelplatz aller Produkte der umliegenden Länder: den Mittelpunkt des Baumwoll-, Zucker- und Reis-Gebietes, andrerseits wieder den Haupthafen für die Produkten-Einfuhr aus den westindischen und mittelamerikanischen Ländern. Es ist demnach natürlich, daß New-Orleans diese Handelsstadt par excellence, mit ihren Hinterländern in den innigsten Wechselbeziehungen steht, und daß nicht nur der große Sclavenkrieg auf den Handel und den Wohlstand der Stadt den nachtheiligsten Einfluß ausübte, sondern auch, daß die darauf folgenden politischen Wirren der Hauptstadt äußerst ungünstig auf die umliegenden Länder, insbesondere auf den Staat Louisiana wirken mußten; auf diese Weise hielten sich Stadt und Land wechselseitig in ihrer Entwicklung zurück. Wenn New-Orleans, ungeachtet dieser ungünstigen Verhältnisse, der ungesunden sumpfigen Lage und der gewaltigen Konkurrenz anderer Hafenstädte, sich dennoch zu solcher Bedeutung emporgeschwungen und im steten Aufblühen begriffen ist, so ist dies nur ein Beweis von der Lebensfähigkeit und außergewöhnlichen Wichtigkeit eines Handelsplatzes an der Mündung des Mississippi. Als solcher wird sich New-Orleans auch in Zukunft immer mehr und mehr entwickeln.

Doch nun zur Stadt selbst, die sich in einem ungeheuren, neun Meilen langen Halbmonde, einer Krümmung des Mississippi-Stromes anschmiegt, und sechs Meilen

tief in's Land hinein reicht, wenn man der Sumpfgegend zwischen dem Vater der Ströme und dem Pontchartrain-See den Namen „Land" überhaupt beilegen kann. Auf dieser bedeutenden Fläche wohnt jene Viertelmillion Menschen aller Racen und



New-Orleans: Die Universität.

Nationen, aus welcher die Bevölkerung der Stadt besteht. Amerikaner und Westindier, Spanier und Franzosen, Weiße und Schwarze, Mulatten, Creolen, Quadronen, Chinesen geben ein farben- und sprachenreiches Gemisch, das man in ähnlichen

Gegensätzen nur noch in San-Francisco findet. Die Zahl der Franzosen und Creolen in New-Orleans beläuft sich auf etwa 70,000, jene der Deutschen auf über 30,000, jene der Schwarzen und Mulatten auf 60,000, und weitere 10,000 entfallen auf Mexikaner und Spanier, Italiener und Indianer, so daß die eigentliche anglo-amerikanische Bevölkerung von New-Orleans kaum mehr als 80,000 beträgt. Dabei leben diese verschiedenartigen Nationen nicht vermischt unter einander, sondern die Stadt ist in zwei ungleiche Theile getheilt, von denen der ältere, ärmere Theil das französische Quartier, der neuere und belebte das amerikanische Quartier bildet, während die Neger-Bevölkerung sich über die ganze Stadt ausbreitet und deren Straßenleben ein eigenthümlich südliches Gepräge verleiht. Eine einzige sehr breite Straße, vielleicht die breiteste in Amerika, Canal-Street genannt, und von den Ufern des Mississippi aus quer den Städte-Halbmond durchschneidend, trennt das französische von dem amerikanischen Quartier, sie bildet gleichzeitig die Hauptverkehrsader der Stadt. Der Anblick dieser Straße ist wahrhaft großartig. Die Häuser sind größtentheils drei Stockwerke hoch, aus Ziegeln erbaut und hell angestrichen. Die Mehrzahl derselben besitzt weit über das Trottoir reichende, auf eisernen Pfeilern ruhende Vorbaue, die meist durch alle Stockwerke gehen und vor jedem einen breiten Altan bilden, während sich die Fußwege zu beiden Seiten der Straße auf bedeutende Strecken zu gedeckten Arkaden umgestalten, unter denen die Menge ungehindert durch Regenwetter oder drückenden Sonnenschein, hin und herwandelt. Die Reihe der Magazine und eleganten großen Kaufläden unter diesen Arkaden wird nur durch große Restaurants, Austernläden, französische Cafés und Billard-Salons unterbrochen, in denen es, dank dem unverwüstlichen Negerhumor, immer lebhaft und bewegt hergeht, während die Fußwege unter den Arkaden der Lieblingsaufenthalt von Blumen- und Obstverkäufern, Zeitungs- und Schuhputzer-Jungen bilden. Der Verkehr wird durch sie nur wenig gestört, denn die an den Häusern hinlaufenden mit schönen großen Steinplatten bedeckten Wege sind sechs Schritte breit, während die ganze Breite der Canal-Street nicht weniger als 70 Schritte beträgt. In der Mitte der etwas tiefer als die Fußwegplatten liegenden, ebenfalls mit großen Steinplatten gepflasterten Straße befinden sich ähnlich wie „Unter den Linden" in Berlin, schmale Rasenstreifen mit schattigen Bäumen, die der ganzen Länge der Canal-Street entlang laufen und ihr ein eigenthümlich schönes Aussehen verleihen. Zwischen den Fußwegen und der Fahrstraße liegt ein kleiner offener Abzugsgraben, der an den Straßenübergängen mit Steinplatten überdeckt ist. Die Fahrstraße selbst, durch die erwähnte Anlage in zwei Theile getheilt, ist von Dutzenden von Bahngeleisen durchzogen, auf denen der Pferde- und Dampfwagen-Verkehr, besonders in der Nähe der Statue des Redners Henry Clay, ein wahrhaft großartiger ist. Da sieht man erst, daß man sich in einer Handelsstadt ersten Ranges befindet, denn trotz der ungeheuren Zahl der

Waggons ist doch jeder gefüllt, und dabei bleibt der Verkehr auf den Trottoirs oder in Privat- und Lastfuhrwerken ebenso bedeutend. Die Pferde-Wagen sind hier mit Maulthieren bespannt, welche die Hitze des Sommers besser ertragen, als die Pferde.

In die Canal-Street münden nahezu sämmtliche Geschäfts-Straßen der Stadt, und wie in den meisten Städten Amerikas, so besitzt auch in New-Orleans jede einzelne Geschäftsstraße einen eigenen Handelszweig. Der Hauptartikel der Stadt, die Baumwolle, residirt in Carondelet-Street, wo sich auch die Cotton-Exchange, die Baumwoll-Börse, befindet. Diese ist immer der Schauplatz des regsten Verkehrs, denn hier werden von Stunde zu Stunde auf großen schwarzen Tafeln sämmtliche die Baumwolle betreffenden Neuigkeiten aus den Plantagen, den amerikanischen und europäischen Märkten, den Fabrikscentren u. s. w. angeschrieben, die natürlich für alle Händler u. A. m. von größtem Interesse sind. Etwas weiter stößt man auf den Sitz des Handels mit den Produkten des „Westens": Speck, gesalzenes Fleisch, Mais, Mehl, Getreide, und, wenn man auf der Canal-Street noch weiter gegen die Mississippi-Ufer zuschreitet, so gewahrt man in der östlich einmündenden schönen St. Charles Street eine majestätische, prachtvolle Säulenfaçade. Sie gehört dem Riesenhôtel von New-Orleans, dem St. Charles Hôtel an, welches das gewöhnliche Absteige-Quartier der Europäer und der vornehmen Pflanzer bildet, außerdem auch den schmeichelhaften Ruf besitzt, daß hier die beste Limonade zu haben ist; ein Vorzug, den nur derjenige richtig würdigen kann, der während des Sommers New-Orleans besucht. —

Auch das französische Quartier der Stadt besaß eine derartige riesenhafte Karavanserei, das St. Louis Hôtel, es wurde jedoch nach der Einnahme von New-Orleans durch Admiral Farragut im großen Sclavenkriege zum Sitz der Staats-Regierung bestimmt, die sich vor dem Kriege im Städtchen Baton-Rouge befand, nach demselben jedoch in New-Orleans verblieb.

Die Canalstraße noch weiter abwärts verfolgend, befinden wir uns bald vor einem noch gewaltigeren, massigen Steinpalast im wahren Bastillen-Styl. In ihm sind das Zollamt und die Post untergebracht; die Kosten mit denen er aufgeführt wurde, sprechen ebenso deutlich, wie das New-Yorker Rathhaus oder das Capitol von Albany von der grenzenlosen Verschwendung, mit welcher man bei ähnlichen Gelegenheiten in Amerika zu Werke geht. Obschon nämlich dieses einfache, jeder Verzierung bare Steingebäude noch nicht einmal vollendet ist, so kostete seine Einrichtung bisher doch bereits 12 Millionen Dollars (48 Millionen Mark)! Die gleichen Betrügereien, die gleiche Ausbeutung des Staats- oder Gemeinde-Säckels findet man leider nicht nur hier, sondern in vielen anderen amerikanischen Städten, überall wo Communal- oder staatliche Arbeiten und Lieferungen ausgeführt werden. In New-Orleans zeigt sich dies besonders auffallend, infolge der unwissenden, gänzlich

auf ihren eigenen Vortheil bedachten weißen und schwarzen Männer, welche die Regierungsposten vom Staats-Gouverneur abwärts ausfüllen. Ein augenscheinliches Beispiel hiervon sind beispielsweise die Nebenstraßen, deren Schmutz und stagnirendes Wasser entschieden nicht wenig zu den Fiebern und epidemischen Krankheiten beiträgt, welche das Sterbe-Verhältniß in der Hauptstadt des Südens um so viel höher stellen, als in anderen Städten. Es werden, so sagt man, zu wenig Geldmittel für Zwecke der Straßen-Reinigung bewilligt. Allein es würde darin auch nicht mehr geleistet werden, wenn diese Gedmittel verdreifacht würden, denn sie verschwänden einfach in den Taschen der Unternehmer und der mit ihnen im Einverständniß befindlichen Stadtbehörden.

Die Straßen von New-Orleans zeugen in ihren Benennungen noch am deutlichsten von der einstigen Franzosenherrschaft. Da giebt es eine Napoleon-Avenue, eine Baronne-, Toulouse-, St. Pierre-, Dauphin-, Royale-, Bourbon- und Chartres-Straße, ja selbst einzelne Schlachten, wie die von Austerlitz und Marengo sind hier in der neuen Welt durch Straßenbenennungen verewigt. Aber auch die neun Musen haben hier zusammen mit Halbgöttern und Feen, mit Bacchus und Apollo, am Strande des Mississippi ihr gastliches Heim gefunden. Die Terpsichore- durchschneidet die Chippewa-, die Erato- die Annunciation-Straße; St. Patrick- befindet sich nur zwei Häuserviereck weit von den Dryaden und Pitt knapp neben den Najaden. Dazwischen kommen die landläufigen amerikanischen Namen wie Jackson-, Madison-, Franklin- u. s. w. und endlich auch die praktischen Zahlenbenennungen von der ersten bis zur achten Straße. Daß es übrigens hier auch eine „Kraft"-, „Gesetzes"-, „Hoffnungs"-, „Tugend"-, „Wohlthaten"- und „Genius"-Straße giebt, beweist den guten Willen der schwarzen, afrikanischen Stadtbehörden, — all' das, was sie nicht besitzen, — wenigstens in Straßen anzulegen. Wahrscheinlich geschah dies nur zu gemeinnützigen Zwecken, um auf all' diese Bürgertugenden in jeder möglichen Weise aufmerksam zu machen, — während die Sokrates- und Homer-Straße in der Vorstadt Algier augenscheinlich die poetische Ader der schwarzen Neger-Jünglinge wecken sollen.

All' diese Straßen sind nur im Herzen der Stadt und in der Nähe der Canal-Street schön und mit großen Häusern besetzt. Je weiter man sie verfolgt, desto ärmlicher, schmutziger und verlassener werden sie, um endlich mit zerfallenen Bretterhütten in den Sümpfen zu endigen, die New-Orleans umgeben, und deren trauriges Aussehen im Sommer nur durch das üppige Grün der zahllosen Bäume gemildert wird. Man trifft jedoch in diesen Vorstädten auch die Residenzen der vornehmen Handels- und Pflanzerwelt von Louisiana. Die Aristokratie der Creolen hat ihre prachtvollen Wohnungen zumeist auf der Esplanade-Avenue — reizende, elegante Häuser, inmitten von Bananen, Magnolien und Palmengärten; die amerikanische Aristokratie hingegen hat ihr Quartier am entgegengesetzten Ende der Stadt, in der

Vorstadt Carolton. Hier und auch in anderen Straßen haben die meisten Häuser Hofräume mit kleinen Gärtchen, reizende, schattige Veranden und Blumen in den Fenstern. Man sieht da, daß die Bevölkerung des Südens ihren aus der Zeit des Krieges geretteten oder seither erworbenen Reichthum ebenso gut verwendet und ebenso vortrefflich genießt, wie jene des Nordens. Uebrigens bedarf es keines Reichthums, um in New-Orleans bequem leben zu können. Ein Besuch der höchst interessanten Fisch- und Früchtemärkte belehrt uns darüber. Im Ueberflusse kommen die Lebensmittel und Früchte aus Florida und den Inseln Westindiens herüber. Mehl und



New-Orleans: Die französische Kathedrale und der Jackson-Square.

Speck kommen auf den ungeheuren Dampfern den Mississippi herabgeschwommen, das Meer nebst den Landseen und Lagunen liefert der Stadt die größte Fülle und Auswahl von Fischen und anderen Seethieren. Hier und da stößt man in den Straßen auf geräumige, aus Eisen zierlich erbaute Markthallen, in denen all' diese Schätze zusammen mit Fleisch, ja selbst mit echten Jahrmarkts-Artikeln, wie Geschirr, Hausrath und Kleidern feilgeboten werden. Kaffee-Schenken, Austernbuden und Speisewirthschaften umschließen diese Hallen, die stets gedrängt voll sind. Natürlich bilden die Creolen und besonders die aufgeweckten, stets zu jedem bösen Streich bereiten tollen Negerjungen das Hauptkontingent der Besucher, während die Ver-

käufer des Obstes und anderer Früchte zumeist Indianerinnen vom Stamme der Choctas und Natchez sind, deren kümmerliche Ueberreste in dem Dorfe Mandeville am jenseitigen Ufer des Pontchartrain-Sees wohnen. Ihre gelbrothe Gesichtsfarbe, ihre breiten Köpfe mit dem dichten schwarzen Haar, ihr wild-umherblickendes Auge verrathen sie sofort als Angehörige der eingeborenen Rasse Amerikas.

Aber nicht nur das bewegte Leben und Treiben dieser so verschiedenartigen Bewohner der Stadt, auch die Früchte, die hier unter den Flugdächern zu kleinen Bergen aufgehäuft liegen, erwecken das Interesse des Besuchers. Vor allem die Bananen, diese billigste, nahrhafteste und verbreitetste aller Früchte des Südens. In großen Büscheln hängen diese grünen, gelben oder rothbraunen gurkenförmigen Früchte an den Säulen der Halle. Auf dem Boden sind duftende Ananas, Goldmispeln und saftige Orangen aus Florida oder Louisiana aufgehäuft, die zu staunenswerth billigen Preisen verkauft werden. Tamarinden, Riesen-Brombeeren, Erdbeeren, Erdnüsse (Pea-nuts), Kastanien bilden die gewöhnlicheren Fruchtgattungen.

Wie die sozialen Verhältnisse, so ist auch das Straßenleben von jenem der nördlichen Städte sehr verschieden. Hier, wie in allen Städten des Südens, bringen die zahlreichen Neger, oder besser gesagt die „farbigen Gentlemen" (colored gentlemen) mehr Abwechslung in das Straßenbild. Sie bringen die Hälfte ihres Lebens in den Straßen zu und alle offenen Gewerbe und Hausirer-Geschäfte ruhen in ihren Händen. Die Frucht-, Zuckerwaaren-, Zeitungs-, ja selbst die Blumenhändler sind farbige Gentlemen, und dazu kommen noch die prosaischen Beschäftigungen der Straßenkehrer, Eckensteher, Stiefelwichser, Kutscher, Dienstmänner, Arbeiter. Sie lungern an den Straßenecken umher, lehnen an den Pfeilern der Arkaden, flaniren (die Hände in den zweifelhaften Hosentaschen vergraben) rauchend und singend umher oder balgen und jagen sich mit der ihnen eigenthümlichen Kindlichkeit. Mindestens die Hälfte von ihnen führt ein ungewisses Dasein von heute auf morgen. — Sie sind die Lazzaronis von Amerika. Sie haben keine anderen Wohnstätten als ein Flugdach, eine Scheune, ein Magazin; keine andere Nahrung als irgend welche Abfälle von der Tafel der Hôtels, das „free lunch" oder die Früchte, die sie sich auf den Märkten und Landungsplätzen verschmitzt stehlen oder durch eine kleine Arbeitsleistung erwerben; sie haben endlich keine andere Kleidung als ein Hemd, eine kurze Hose und allenfalls einen Strohhut. Ihr größter Reichthum liegt in ihrer Lebenslust und ihrer ausgelassenen Fröhlichkeit. Sie sind zufrieden mit ihrem Dasein, das sieht man bei jeder Gelegenheit, und es gewährt in der That großes Vergnügen, sie in ihrem Treiben zu beobachten. Ihre größte Freude finden sie am Essen und darin leisten sie auch das Unglaublichste. Man setze einen von ihnen vor einen Schinken oder ein Kalbs-Viertel, er wird schwerlich früher aufstehen, bis nicht der letzte Rest aufgezehrt ist. Welche Schluck-, Drück- und Würgekraft! Alles arbeitet an ihrem Körper, die

Kinnbacken, Kopf, Hals, Schultern, Arme und Hände, und wenn sie nicht ein Hustenanfall unterbricht, so ist ihre Arbeit bald und gründlich gethan. Dafür können sie aber auch tagelang mit den geringsten Nahrungsmitteln auskommen.

Die Stellung der Neger in New-Orleans ist entschieden eine bessere, als die in Richmond, Charleston und in anderen Städten des Südens. Die Ursache davon war das freundliche, menschliche Entgegenkommen, das sie bei der französischen Bevölkerung Lousianas und den Creolen fanden; diese waren ihnen auch zur Zeit der Sclaverei gütige Herren, sie vermischten sich mit ihnen viel häufiger, als die Amerikaner, sodaß ein großer Theil der farbigen Bevölkerung Louisianas aus „yellow people", aus Mulatten und Quadronen besteht, denen von Seite ihrer „gemischten" Eltern oft eine vortreffliche Erziehung zutheil wurde, die auch nicht selten in den Besitz der Nachlassenschaft ihrer Eltern traten und zu Wohlstand gelangten. Es gilt dies besonders von den Quadronen, die bekanntlich aus der Vereinigung von Mulatten und Weißen abstammen, welche sich auch äußerlich durch ungewöhnliche Stärke und körperliche Schönheit vor ihren weißen und schwarzen Mitmenschen auszeichnen.

Besuchen wir die Ufer des „Vaters der Ströme". Die Canal-Street führt uns dahin. Ein gewaltiger Damm, „Levee" genannt, hält die Wassermassen des Flusses in Schach und verhütet die Ueberschwemmung der tiefliegenden, halb in einen ausgetrockneten Sumpf gebauten Stadt, sowie der weiter stromabwärts gelegenen Zucker- und Reisfelder. Vor dem Kriege wurden diese Dämme von den Plantagenbesitzern in gutem Zustande erhalten. Seit diese letzteren durch den Krieg verarmten, ging die Besorgung der Dämme auf den Staat über, allein dieser Staat mit seiner aus Negern und „Carpet Baggern" (abenteuerliche Schnappsäckler — nur für ihre Tasche besorgte Politiker aus den Neu-Englandstaaten) bestehenden Regierung ist nichts weniger als ein Muster von Oekonomie und guter Verwaltung. Trotz der ungeheuren Summen, welche zur Instandhaltung der Dämme verwendet wurden, verfielen dieselben mehr und mehr. Ritzen und Dammbrüche gestatteten den Fluthen des Mississippi den Eintritt ins offene Land, — aus den einst blühenden Pflanzungen wurden vielfach Moräste voller Wasserschlangen und Alligatoren.

Das Hafenleben von New-Orleans ist sehr von der Jahres- und Erntezeit abhängig, es wird besonders zur Zeit der Baumwollenernte unterhaltend. Nur die gewaltigen Passagier-Dampfer von St. Louis und Cincinnati, sowie einige transatlantische Dampfer, der Hamburger-, Bremer- und anderer Linien, liegen in den Werften. Die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft, sowie der Norddeutsche Lloyd besorgen einen großen Theil des europäischen Handels mit New-Orleans und ihre prachtvollen Dampfer werden auch von den Pflanzern zu ihren Europafahrten mit Vorliebe benützt. Die Bedeutung dieser wichtigen Verkehrslinien

ist indessen noch viel größer geworden, seit die nach Texas führende Louisiana- und Texas-Bahn, sowie die Red River-Bahn vollendet, und damit eine direkte billige Route nach Californien hergestellt wurde.

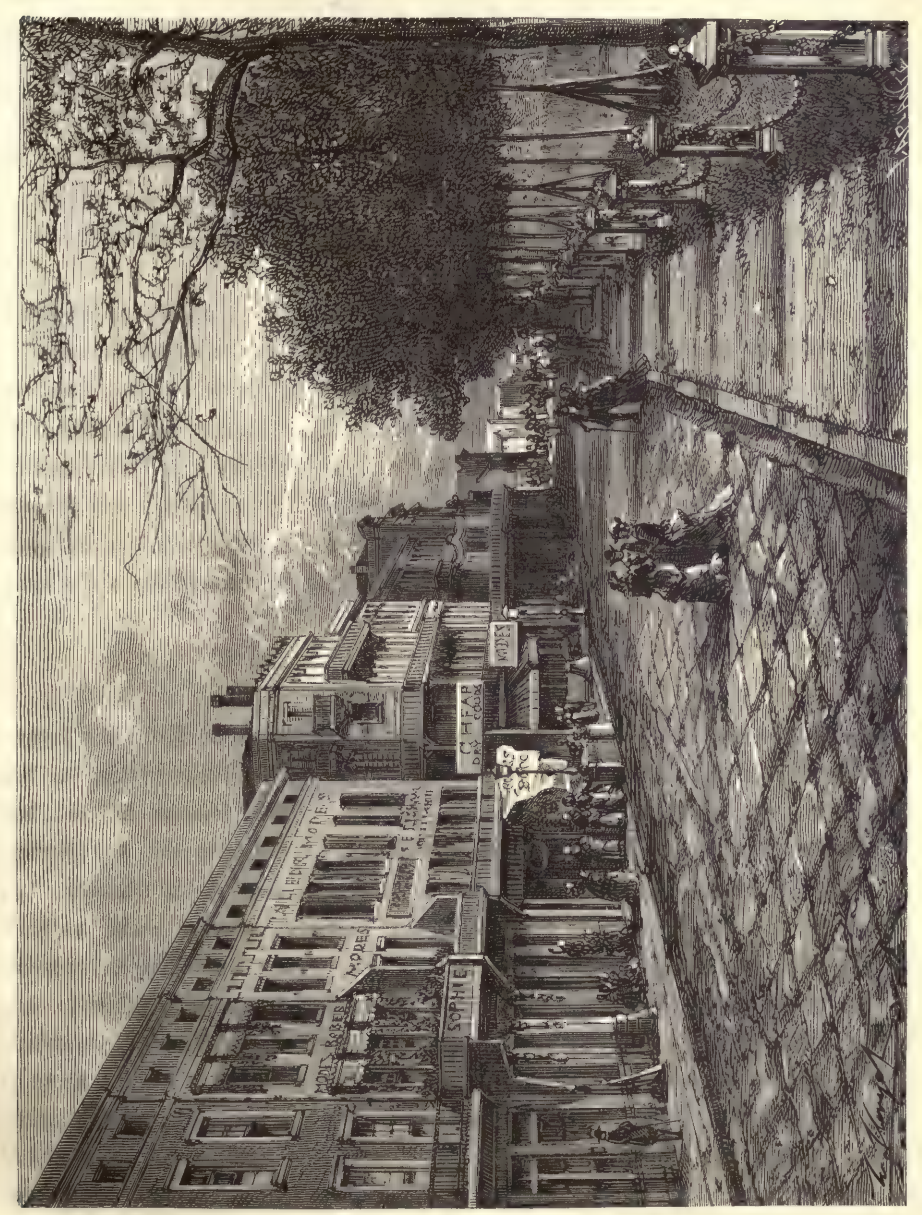
Leider wird auch den Hafenbauten von New-Orleans nicht die nöthige Sorgfalt zugewendet. Es ist Louisiana noch nicht ganz gelungen, sich aus den Händen der Carpet Bagger zu befreien, die das Land systematisch aussaugen. Innerhalb weniger Jahre hatte sich die Schuld der Stadt auf 53 Millionen Dollars erhoben, ohne daß diese Gelder zu irgend welch' vortheilhaften Zwecken verwendet worden



New-Orleans: Ein französischer Friedhof.

wären. Allerdings wurde diese Schuld durch ein geschicktes Manöver auf nominell 23 Millionen Dollars reducirt, allein die Stadt ist nichtsdestoweniger bankerott. Dabei besitzt aber das Gemeinwesen noch außerordentlich bedeutende Einnahmen, Zölle u. s. w., während das Eigenthum der Bewohner mit jährlich vier Prozent belastet ist. Mehrmals schon wurde der Versuch gemacht, diese Zustände durch Absetzung der Legislatur zu verbessern, ja die Bürger der einzelnen Parteien standen sich bewaffnet und im Straßenkampfe gegenüber. Allein die Regierung der Vereinigten Staaten unterstützte bis auf die neueste Zeit durch Militärmacht die bestehende

Mißregierung, und es dürfte erſt den kommenden Jahren vorbehalten ſein, eine Verbeſſerung dieſer Zuſtände mit ſich zu bringen. —



New-Orleans: Die Canal-Straße.

Von großem Intereſſe iſt der Beſuch der Friedhöfe von New-Orleans, die ſich alle weit außerhalb der Stadt befinden. Beinahe jede Glaubensgenoſſenſchaft beſitzt ihren eigenen Friedhof, während vor Kurzem eine große neue Ruheſtätte angelegt

wurde. Zwei hohe Palmen bezeichnen den Eingang, an welchem sich folgende Inschrift befindet: „Dies ist ein Friedhof. Es ist strenge verboten, innerhalb desselben mit Wagen schneller als 6 Meilen pro Stunde zu fahren!"

Die Merkwürdigkeit dieser Begräbnißplätze sind jedoch die ungeheuren oberirdischen, backofenförmigen Grüfte. Der Boden ist in New-Orleans nämlich zu sumpfig, um die Verstorbenen in der gewöhnlichen Weise beerdigen zu können. Man erbaute deshalb aus Marmor und Ziegeln ungeheure, viereckige Backöfen, die in einzelne Abtheilungen eingetheilt wurden, welche wiederum mittelst großer Marmorplatten geschlossen oder mit Ziegeln vermauert werden können. Jede dieser Abtheilungen ist zur Aufnahme einer Leiche bestimmt.

Da nun diese oberirdischen Gräber das ganze Jahr der tropischen Sonnenhitze ausgesetzt sind, so machen die Leichen so zu sagen einen natürlichen Verbrennungsprozeß durch, man findet von ihnen nach Jahr und Tag nichts als ein Häuflein Asche. Viele Kirchengemeinden oder Gesellschaften besitzen eigene gemeinschaftliche Grabgebäude, so z. B. die Freimaurer, Bäcker u. s. w. Einige von diesen sonderbaren Leichenhäusern besitzen über hundert Abtheilungen in der Länge und je vier oder fünf der Höhe nach, und wenn man die Vortheile dieser originellen Begräbnißart berücksichtigt, so könnte man vielleicht ihre Einführung in den Ländern Europas wünschen. —

* * *

New-Orleans ist unstreitig die Hauptstadt und der wichtigste Seehafen des großen südöstlichen Theiles des Continents, welcher vor dem großen Sclavenkriege in den Jahren 1861 bis 1865 die Sclavenstaaten umfaßte. Der sonnige Süden, das Land des ewigen Sommers, das Land der Orangen, der Baumwolle, des Zuckerrohrs! Ein Dritttheil des Continents, eine Vereinigung von vielen Staaten, das Paradies des Ackerbaues. Heute giebt es keine bestimmte Grenze mehr zwischen Nord und Süd; die scharfe, schroffe Demarkationslinie, welche einst längs der Stromläufe des Ohio und Missouri hinlief, und Freiheit von Sclaverei, Industrie von Ackerbau, Geschäftigkeit und bewegtes rühriges Leben von Trägheit und Herrschsucht sonderte, besteht nicht mehr. Der „Süden" war einst ein politischer Begriff. Er ist zu einem geographischen Begriff geworden. Die einstigen Grenzen des Südens sind verrückt; Industrie, Freiheit der Rassen, Gleichheit der Bürger sind südlich wie nördlich des Ohio und Potomacs zu finden, und aus einem Theile des ehemalig politischen Südens ist Norden geworden; ein anderer Theil ist im Begriff es zu werden. Die Staaten Missouri, Kentucky, Westvirginien, Maryland bilden gegenwärtig eine gemäßigte Zone zwischen Nord und Süd, und während man noch vor fünfzehn Jahren nur den Ohiostrom zu überschreiten brauchte, um nach dem Süden zu gelangen,

kann man jetzt auf den überall hin führenden Bahnen hunderte von Meilen südlicher reisen, ohne auf merkliche Kontraste zu stoßen. Nördliches Leben pulsirt überall, nördlicher Unternehmungsgeist, nördliches Kapital, nördliche Industrie hat dem Süden unter die Arme gegriffen, und, was der letztere einst nur durch Sclavenarbeit bewirken konnte, das thun jetzt die Maschinen, die Industrien. Den Eisenbahnen, diesen Hauptwegen jeder Kulturmission entlang, zog sich das nördliche rationelle Wirthschaftssystem; — bis nach Carolina, Georgien und Florida hinein pulsirt schon das frische, bewegliche Blut des Nordens, ja selbst über die Alleghany-Ketten und die gewaltigen Ströme drang es in die großen Städte des mexikanischen Golfes vor und setzte sich dort gleichsam als die Avantgarde der Industrie, des Verkehrs fest. Allerdings schreitet diese Verschmelzung der südlichen mit den nördlichen Verhältnissen nur langsam vorwärts, denn die alte, die Stamm-Bevölkerung der einstigen Sclavenstaaten setzt ihr Widerstand entgegen; aber die rege Arbeit, das geschäftige Streben wird ihren passiven Widerstand bald überwunden haben. Schon ist der Widerstand dieser ehemals souveränen Pflanzer-Aristokratie gegen die Staaten-Vereinigung, gegen die Union gebrochen. Die Reihen der alten Anhänger der Sclaverei, der ehedem reichen, durch den Krieg verarmten Sclavenzüchter und Plantagen-Besitzer lichten sich allmählich. Die junge, schon in den neuen Verhältnissen aufgewachsene Generation tritt an ihren Platz und neigt sich praktischeren Anschauungen zu. Sie sehen ein, die Schlacht ist geschlagen, die Sclaverei ist vorbei, aller Widerstand vergeblich. —

Für den ganzen Süden — und das ist ein Dritttheil des ganzen Continents — war die Abschaffung der Sclaverei allerdings ein solcher Schlag, daß man diesen Widerstand begreiflich finden muß. Früher gab es nur eine herrschende und eine dienende, eine träge und eine arbeitende Klasse; eine Aristokratie, die auf Grundlage der Sclaverei entstanden, reich und mächtig geworden war. Der Krieg raubte dieser Aristokratie ihren Reichthum, ihre Herrschaft, ihren Wirkungskreis — er zog ihr mit einem Worte den Boden unter den Füßen hinweg. Ihre großen Ländereien blieben ihnen, aber man raubte ihnen ihre Sclaven, die einzigen Mittel zur Bestellung ihrer Ländereien; die Mühlen und Pflanzerhäuser wurden zerstört, sie hatten kein Kapital, sie neu zu erbauen. Es blieb ihnen, die niemals arbeiten gelernt, die die Arbeit als eine Schmach betrachteten, nichts übrig, als sich zu unterwerfen, wenn sie nicht untergehen wollten. Und daher kommt auch ihr allmähliger Anschluß an den Norden, die Vereinigung der Geschäfts-Interessen, und mit ihnen auch die Annäherung an dessen Gebräuche und Sitten.

Zu diesem durch den Krieg geschaffenen Elend der ehemaligen Aristokratie gesellte sich das Elend der dienenden Klasse: der Neger. Was konnte aus diesen stets unter Aufsicht, unter der Zuchtruthe stehenden Millionen von Sclaven werden, als sie sich plötzlich frei sahen? Was thut ein Kind, wenn es sich selbst überlassen wird,

wenn die leitende Hand ihm plötzlich entzogen wird? Die Freimachung der Sclaven kam zu rasch, zu unvorbereitet. Unter der Sclaverei wurden sie regiert, oft mißbraucht, aber gleichzeitig auch gefüttert und gepflegt. Jetzt sollten sie, die niemals gelernt auf eigenen Füßen zu stehen, nun plötzlich sich selbst regieren, sich selbst ernähren und die weitgehendste souveräne Freiheit genießen! — Das war unmöglich, denn dazu waren sie nicht reif. — Die glücklichsten Schwarzen sind heute jene, welche auf den Plantagen unter gütigen Meistern verblieben: Ein kleiner Prozentsatz der anderen, denen milde Pflanzer die Erlernung von Lesen und Schreiben gestattet hatten, die sittlichen Ernst und Energie besaßen, kamen vorwärts und schufen sich annehmbare Verhältnisse. Die großen Millionen aber sanken auf eine noch tiefere Stufe hinab. Von dem offenen Lande, das sie aus Trägheit und Unverstand nicht mehr bebauen wollten, zog sich die große Mehrheit nach den Städten des Nordens und Südens, um in den ersteren wieder die dienenden Stellungen anzunehmen, in den letzteren jedoch ein drückendes Bettler-Proletariat zu bilden, das sich wie ein Bleigewicht an den Aufschwung, an das Wachsthum dieser Städte hängt.

Dieses Negerproletariat bildet, neben dem Mangel an Industrieen und der Abwesenheit des prunkenden Reichthums, die Hauptcharakteristik der südlichen Städte. Schon in Baltimore und Washington nimmt es seinen Anfang und wird immer schlimmer, immer drückender, je weiter man nach Süden vordringt. Dieses unwissende, die vollständigen Bürgerrechte genießende, von gewissenlosen Yankee-Politikern zügellos beherrschte Neger-Proletariat war auch die Ursache jener beispiellosen Rassen- und politischen Kämpfe, die in den Jahren nach dem Kriege die großen südlichen Städte, vor Allem New-Orleans zum Schauplatze hatten, und dem ganzen Süden noch viel tiefere Wunden schlugen, als es selbst der große Krieg gethan. Die numerisch bedeutenderen Neger wollten durchaus die herrschende Rasse sein; ihnen gehörte auch in der That eine Zeit lang das Land, und man denke sich nun ein Land europäischer Kultur und Bevölkerung von einer Rotte afrikanischer Sclaven geleitet, die weder lesen noch schreiben konnten und auf der tiefsten Kulturstufe standen. Schlaue, ehrlose, weiße Politiker, die sogenannten „Carpet-Baggers" wußten sich mit den Schwarzen zu vereinigen und die öffentlichen Aemter, vom Staats-Gouverneur abwärts zu erwerben, in denen sie nun ein System von Raub und Betrug walten ließen, das Staat und Stadt mit ungeheuren Schuldenlasten überbürdete und an den Rand des Bankerottes brachte. Erst in neuester Zeit nahm diese sitten- und zügellose Herrschaft der Neger und ihrer weißen Verbündeten ein Ende, und mit der Einsetzung rechtlicher, angesehener Personen in die öffentlichen Aemter ist auch das endliche Wiederaufblühen des Südens zu erwarten.

Unter dem Worte „der Süden" versteht man gegenwärtig hauptsächlich die das südöstliche Dritttheil des amerikanischen Continents einnehmenden Staaten Virginien,

Nord- und Süd-Carolina, Georgien, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana, im weiteren Sinne auch Arkansas, Tennessee, Maryland, Kentucky und Texas. —

Die Gleichheit ihrer Bodenprodukte, Tabak, Baumwolle, Zucker, Reis und Südfrüchte vereinigt sie gegenwärtig noch immer, während ihre politischen Verhältnisse, sowie ihre staatliche und Kultur-Entwickelung sehr verschieden sind. Im Allgemeinen herrscht in den Städten, infolge des Mangels der Industrieen und der größtentheils brach liegenden Plantagen, wenig von jener großartigen Thätigkeit, jenem selbstständigen Erwerb, jenem Reichthum der nördlichen Städte. Dabei ist das schöngeistige und wissenschaftliche Leben der südlichen Länderstriche äußerst gering. Selten findet man öffentliche Bibliotheken, Universitäten, Vereine für Bildungszwecke u. s. w., nur die Volksschulen wurden bisher vermehrt und verbessert. Auch das Leben ist mit Ausnahme der großen Hafenstädte, wie New-Orleans, Charleston, Savannah u. s. w., jetzt, nachdem die politischen Parteikämpfe vorüber sind, sehr ruhig, was wohl theilweise dem warmen Klima zuzuschreiben ist. Die Haupterwerbsquellen des Südens sind und bleiben auch für die Zukunft die ungeheuren Baumwoll-, Zucker-, Reis- und Tabak-Plantagen, und um diese dreht sich auch das ganze gesellschaftliche sowie geschäftliche Leben, das wir nun nachstehend in seinen Hauptphasen kennen lernen wollen.

---

4. Der untere Mississippi.

Die große Hauptarterie der Golfstaaten und des Mississippibeckens ist der Vater der Ströme selbst, der mächtigste aber auch gleichzeitig langweiligste Strom des Landes. Charles Dickens widmete ihm die folgende Beschreibung: „Ein ungeheurer Wassergraben, zwei bis drei Meilen breit, und flüssigen Schlamm enthaltend, der mit einer Schnelligkeit von sechs Meilen in der Stunde stromabwärts fließt. —" Andere, minder große Schriftsteller vor und nach Dickens haben sich den Mississippi doch zu etwas poesievolleren Schilderungen erkoren, aber so viel sie auch Dickens Darstellung in blumenreichere Sprache kleideten, sie blieb dennoch die treueste und kürzeste Beschreibung mit welcher jemals dieser größte aller Ströme abgefertigt wurde. —

Wie eine Schlange krümmt und windet sich der breite Strom durch den dichten Urwald. Sein Lauf ist nach Süden gerichtet, aber es ist, als scheute er sich direct darauf loszugehen. Er fließt nach Osten und Westen und allen sonstigen Richtungen der Windrose, nur nicht nach Süden. Er braucht zwanzig bis dreißig Meilen, um eine Strecke von kaum einer Meile zurückzulegen. Auf der Flußfahrt brennt uns die Sonne innerhalb einer Stunde bald in's Gesicht, bald auf den Rücken, bald

rechts, bald links, obschon wir stets in der Mitte des Stromes blieben. Mit der Zudringlichkeit einer Fliege quält sie uns, verschwindet und erscheint wieder, nur daß sich in diesem Falle die Fliege nicht um uns, sondern wir uns um die Fliege herumtummeln.

Niemals sieht man von dem Strome mehr, als eine Wasserfläche von fünf Meilen Länge und zwei Meilen Breite, ringsum mit dichtem Urwald umgeben. Man sieht das Wasser fließen, und wundert sich, wohin? Immer bleibt der Horizont nach allen Richtungen hin abgesperrt. Wie ein Zauberkreis, so verfolgt uns dieser fünf Meilen weite, vollständig geschlossene Urwaldring auf der ganzen Reise. Wir fahren zwölf Tage lang mit Dampfergeschwindigkeit und sitzen am zwölften Tage anscheinend in der Mitte desselben waldbekränzten Schlammsees, in dem wir am ersten Tage saßen. Wie unser eigener Schatten, so bleibt uns der Waldkranz auf der ganzen zwölfhundert Meilen weiten Reise immer auf den Fersen. Mit dem Flusse wenden wir uns nach rechts und links, aber ob wir nun schneller fahren oder langsam, ob wir auf dem Verdeck stehen oder uns auf dem Dach des Pilotenhäuschens auf die Zehen stellen, immer bleibt uns dasselbe Bild: die dichte, undurchdringliche, engumgrenzte Urwaldmauer und Wasser in der Mitte!

Vom Wechsel der Landschaft ist auf dem Mississippi keine Rede, und deshalb ist die Dampferfahrt nicht nur langweilig, sie ist sogar unheimlich! Der Mississippi ist der unheimlichste, hinterlistigste Fluß der Welt, trügerischer wie ein Armenier! Immer hat er das Bestreben uns in's Verderben zu ziehen. Ueberall legt er uns neue Schlingen, und kaum glauben wir, deren Lage zu kennen, als er sie alle schon im Handumdrehen nach kaleidoskopischer Manier wieder verändert uud verworfen hat, ohne sie jemals zu beseitigen. Die Geographen haben die größte Mühe, seinen Lauf festzustellen. Es geht ihnen damit, wie den Jägern mit dem Kukuk, der ihnen immer davonfliegt, wenn sie glauben, ihn schon zu haben. Kaum sind die Ufer markirt, als sie auch schon mit tückischer Schnelligkeit gerade die entgegengesetzte Form angenommen haben. Heute ist hier ein Landvorsprung, dort eine Bucht. In zwei Wochen darauf haben Land und Wasser ihre Lage gewechselt, an der Stelle der Bucht ist eine Halbinsel, an der Stelle der letzteren die Bucht!!

Seitdem sich der Mississippi aus den oberen Regionen Bahn nach dem Meer gebrochen, wechselt er auch seinen Lauf. Stets nimmt er ganze Acker, ja Quadratmeilen Land von einem Ufer weg und schwemmt es am entgegengesetzten Ufer an. Die Farmer und Baumwollpflanzer an seinen Ufern sehen mit Schrecken von Jahr zu Jahr Acker um Acker ihres Landes in dem gelben Naß des Stromes verschwinden, aber dafür kommt es dem Nachbar am jenseitigen Stromufer wieder zu gute.*) Wenn

*) E. v. Hesse-Wartegg, Mississippifahrten. Leipzig 1881.

immer das Wetter in den oberen Regionen sich verändert, oder das Frühjahr den Schnee im Gebirge schmelzen macht, sind regelmäßig Hunderte von Quadratmeilen Landes unter Wasser, und kein Damm der Erde würde den Riesen in seiner Ausdehnung festhalten. Nach Hunderttausenden und Millionen beläuft sich der Schaden, den der Mississippi alljährlich durch seine Ueberschwemmungen verursacht, ohne daß es dagegen eine Abhülfe gäbe! —

Memphis ist die bedeutendste Stadt des Staates Tenessee und gleichzeitig auch der wichtigste Hafen des Mississippi zwischen St. Louis und New-Orleans. Die lange, mit großen Waarenhäuserfronten besetzte Esplanade und die breiten landeinwärts führenden Straßen geben der Stadt vom Flusse aus ein stattliches Ansehen. —

In den Vereinigten Staaten ist Memphis weniger seines Handels und seiner Industrie, als des Carnevals wegen berühmt, der hier alljährlich in ähnlich festlicher und ähnlich origineller und großartiger Weise begangen wird, wie in Rom und Venedig. Und wie ernst es die Bewohner mit diesem Wintervergnügen nehmen, geht schon daraus hervor, daß zuweilen die Costüme und einzelne der Maskenaufzüge um theueres Geld aus Paris bezogen wurden. Nur New-Orleans besitzt außer Memphis einen derartigen Carneval, beide Städte sind zur Zeit, wo der lustige Faschingsprinz in ihnen sein Quartier aufschlägt, stets mit Fremden überfüllt, die in Special-Zügen und Special-Dampfern aus allen Theilen der Staaten-Union herbeieilen. Man hat eben in Amerika nicht allerorts und alle Tage Gelegenheit, große, ausschließlich dem Schaffen, dem Gelderwerb ergebene Städte drei Tage lang in einem leichtsinnigen Freudentaumel zu sehen. —

In Europa dürfte es ziemlich unbekannt sein, daß der mächtige Mississippi einige hundert Meilen weit in einem künstlich geregelten Flußbett fließt. Die Natur gab selbstverständlich das Wasser, der Mensch aber stellte seine Ufergrenzen her. Durch ein ausgedehntes System von hohen Uferdämmen, Levees genannt, wurde das Wasser des Flusses am Austreten und Ueberschwemmen des dahinterliegenden Landes gehindert, während gleichzeitig die so abgeschnittenen Sümpfe trocken gelegt und urbar gemacht wurden. Wie beim Po in Italien, so ist auch hier der Wasserstand zur Zeit der Hochfluthen um viele Fuß höher als das Land zu beiden Seiten, und die Dampfer befinden sich dann oft in einer Ebene mit den Dächern der Häuser hinter den Dämmen, ähnlich wie bei den Canälen in Holland. — Aber nur zu häufig werden diese Dämme wie Papier zerrissen, wird das Land hinter ihnen auf Hunderte von Meilen überschwemmt, Pflanzungen werden zerstört, Häuser und Ansiedelungen fortgerissen, Wälder entwurzelt. Doch geschieht dies hier nicht, wie bei den Flüssen Europas durch stürmische, plötzlich aus den Bergen kommende Hochfluthen; dazu ist der Mississippi zu groß, zu mächtig. Er ist wie ein Titane, dem es einen Fingerdruck kostet, um den mächtigsten Damm einzudrücken. Er bedarf dazu keiner An-

strengung, keines Anlaufes. Ruhig, majestätisch, allmählig schwillt sein Wasser an, und eben so ruhig giebt der starke Damm nach, ohne daß sich auch nur eine Welle auf dem tückischen, mächtigen Wasserspiegel zeigte. Dann ist aber alle Rettung für die Bewohner des Landes und für ihr Hab und Gut unmöglich. Denn wohin sich der Mississippi ergießt, da hilft keine Flucht. Der Fluß ist zwischen diesen Dämmen an manchen Stellen einige Meilen, niemals aber unter 800 bis 1400 Schritte breit und nicht weniger als 180 Fuß tief. Hunderte von Meilen weit grub er sich so tief in den Lehmboden ein, daß er wohl nirgends unter 100 Fuß Tiefe besitzt. Diese Auswaschungen und Abgrabungen in seinem Strombett sind es aber, welche sich an seiner Mündung festsetzen und jene Sandbänke und veränderlichen Untiefen bilden, die der Schifffahrt in der Nähe von New-Orleans so gefährlich sind. Außerdem reißen die Hochfluthen alljährlich Tausende von Aeckern Landes hinweg, die sie dann an der Mündung absetzen und so jenes Delta bilden, das sich alljährlich sichtlich vergrößert. So unglaublich es auch klingen mag, so wahr ist es doch, daß der ganze Süden Amerikas mit den Staaten Louisiana, Mississippi und Arkansas nichts als eine Anschwemmung des Mississippi-Stromes ist, Land, das aus den Felsengebirgen und dem Norden Amerikas herabgeschwemmt und im Golf von Mexiko abgesetzt wurde, diesen letzteren auf solche Art immer mehr verkleinernd. — Bei niederem Wasserstande erscheint der Mississippi verhältnißmäßig schmal, mit hohen sandigen Ufern auf beiden Seiten; allein die Frühlingsfluthen heben seine Wasser bis um 70 Fuß und dann kommen angstvolle Tage für die Bewohner der Staaten Louisiana und Mississippi. Leider wurden die bisher für die so wichtige Reparatur der Flußdämme ausgesetzten Millionen Geldes durch die corrupte Regierung unterschlagen, so daß eigentlich ihr ein großer Theil der Schuld an solchen Unglücksfällen zugeschrieben werden muß.

Hier in Louisiana sehen wir schon Alles mit Zucker-Plantagen bedeckt, in denen das junge Rohr in langen Reihen, jede Reihe von zwei Furchen begrenzt, sich tief in das Land hineinzieht, bis es endlich am Horizont durch den Urwald abgeschlossen wird. Auch Reis wird in den Niederungen von Louisiana viel gebaut und liefert reiche Ernten. Leider befindet sich jedoch seit dem großen Bürgerkriege ein großer Theil des schönsten Ackerlandes in den Händen der befreiten Sclaven, unter deren faulem und nachlässigem Betrieb es wieder gänzlich verwildert, ein anderer Theil kann wegen Mangel an Arbeitskräften nicht bebaut werden. Die schönen schloßartigen Herrenhäuser, die man in den Plantagen hier und da sieht, sind verwahrlost und verlassen. Das gewöhnlich neben ihnen stehende Zuckerhaus mit seinen zweifachen Dampf-Schornsteinen ist halb verfallen; um diese traurigen Kultur-Ruinen herum gruppiren sich die elenden Bretterhütten, in denen ebenso elend die „Herren" Neger leben, denen es selbst unter der einstigen Sclavenherrschaft doch noch viel

besser ergangen ist, als jetzt. Alles, die Häuser, die Landungsbrücken und Dämme, die Ansiedelungen und Plantagen — Alles spricht von Verfall, und Louisiana, der früher reichste und bestbebaute Staat des Südens, mit endlosen Plantagen, Gärten und Canälen ist seit dem Bürgerkriege halb verwüstet und verlassen, eine Beute von faulen, dummen Negern und verschmitzten, habsüchtigen Politikern, die das Land noch seines letzten Reichthums berauben. Erst seit den letzten fünf bis sechs Jahren macht sich ein Fortschritt und Wiederaufleben bemerkbar, hauptsächlich Dank der Einwanderung von Amerikanern aus den nördlichen Staaten.



Uferdämme am unteren Mississippi.

Wir sind nun in der Nähe von New-Orleans, dieser Hauptstadt des Zuckers, der Baumwolle, des Tabaks und Reis angelangt, und wie bei St. Louis, so zeigt uns auch hier das bewegte Flußleben und die Unzahl von Dampfern, Holz- und Kohlenschiffen, mit Baumwolle, Bananen und Südfrüchten aller Art beladener Barken, daß wir uns einer Metropole des Weltverkehrs nähern. In den mit Cypressen- und Magnolien-Gärten reich besetzten Vorstädten sehen wir schon die aus den Schilderungen amerikanischer Romanciers bekannten Pflanzerwohnungen, aus Holz erbaut, mit Säulen, Colonnaden und Veranden, weiß und grün bemalt, im Schatten hoher südlicher Bäume halb verborgen. Bald treten auch sie hinter den ungeheueren fensterlosen Lagerhäusern, den Docks und Hafenbauten zurück, und nur ein Blick hie und da in die senkrecht

nach dem Fluß führenden breiten Straßen zeigt uns, daß wir uns in New-Orleans befinden. Nicht lange mehr — und der Dampfer legt an einem gewaltigen Dock an, um die Passagiere ans Land zu befördern.

Aber damit haben wir den ganzen Lauf des Stromes noch lange nicht durchmessen, denn New-Orleans, das man in Europa gewöhnlich als an den Mississippi-Mündungen liegend glaubt, ist von ihnen nicht weniger als hundert englische Meilen entfernt, auf dem linken Stromufer in einer sumpfigen Niederung gelegen, die nördlich durch den großen Pontchartrain-See begrenzt wird. Unterhalb der Stadt, wo der Mississippi in das von ihm gebildete große Delta eintritt, wird der Strom erst am interessantesten, aber auch am gefährlichsten. Wir lassen also die bereits geschilderte Viertel-Millionen-Stadt mit ihrem interessanten südlichen Leben, ihrem großartigen Handel und Schifffahrts-Verkehr bei Seite und begeben uns weiter stromabwärts in die nur wenig bewohnten Marschen und Anschwemmungen rings um die Mündungen des „Vaters der Ströme". Der letztere verengt sich sonderbarer Weise um ein Bedeutendes unterhalb New-Orleans, seine Tiefe wird geringer und hundert Meilen von der Stadt hat der Mississippi aufgehört zu sein. Wie ein Greis siecht er langsam dahin und stirbt endlich an Altersschwäche, indem er sich in den Sümpfen seines Deltas verliert. Nur in drei größeren Canälen, den sogenannten „Pässen", bleibt ein Theil seiner Wassermassen beisammen, allein ihre Tiefe ist von Wind und Wetter abhängig und tiefgehende, nach New-Orleans bestimmte Seeschiffe müssen oft wochenlang vor den veränderlichen Schlammbänken an der Mündung liegen, gegen die noch keine Baggermaschine und kein Damm erfunden wurde.

New-Orleans, das seinen Bestand und seine Blüthe natürlich nur dem Mississippi zu verdanken hat, und noch gegenwärtig ausschließlich von seinen Launen abhängt, betrachtet den Strom etwa in ähnlicher Weise, wie die Egypter den Nil betrachten. Er ist ihr Segen, aber auch ihr Fluch, aber während sich die Egypter mehr der Anbetung als der Abhilfe der Uebelstände ihres heiligen Flusses hingeben, trachtet New-Orleans sich seinen Strom durch allerhand künstliche Bauten unterzuordnen und dienstbar zu machen. Der Mississippi und seine Fluß-Neuigkeiten haben in jeder Zeitung von New-Orleans ihre eigene Rubrik, die von den Stadtbewohnern stets mit dem größten Interesse verfolgt werden, denn von dem Zustand des Canal-, Seen- und Lagunen-Gewirrs des Deltas, sowie von den verschiedenen Nebenströmen hängt ja der ganze überseeische und Binnenhandel der Stadt ab. Bald wird der Zustand der Mündungen, bald der der Dämme und „Jetties", (Sporne) bald eine neue Sandbank oder Untiefe angekündigt, was dann regelmäßig mit schweren Schiffs-Unfällen begleitet ist. — Der Haupt-Uebelstand war bis gegen das Ende der siebziger Jahre die so häufige Versandung der eigentlichen Mündungen, denn mit einer solchen stockt oft der ganze Geschäfts-Verkehr der Stadt. Wohl liegen zahlreiche

Pläne zur Beseitigung dieses Uebelstandes vor, allein nur einer hat durch seine Verwirklichung eine das ganze Jahr hindurch hinreichende Wassertiefe für Dampfer von etwa 30 Fuß Tiefgang in dem sogenannten „Südpaß" geschaffen. Sehr kostspielige künstliche Dämme, oder „Jetties", verengern an der Mündung des Flusses das Bett desselben, ganz nach dem an der Sulina-Mündung angewendeten System, und zwingen so die Wassermassen, sich selbst ein tieferes Flußbett zu graben. —

Welch' ungeheure Summen der untere Mississippi schon verschlungen, geht daraus hervor, daß bis jetzt für die Dämme allein über 170 Millionen Mark verausgabt wurden. Allein diese Dämme wurden gewöhnlich dem Strome so nahe erbaut, daß schon die durch die großen See-Dampfer erzeugten Wellen sie untergruben und sich einen Weg in die dahinter liegenden, für Reis- und Zucker-Plantagen so vorzüglich geeigneten Ländereien bahnten. Die Kunst kämpft hier gegen die Natur mit ungleichen Mitteln, und selbst aller Technik gelang es nicht, den Vater der Ströme derart in seinem Bett zu leiten, daß er nur Nutzen und keinen Schaden bringt. Einen Riesen kann man nicht mit dünnen Fäden fesseln. Dazu gehören stärkere Mittel, hoffentlich bringt es Amerika bald dazu, den bei New-Orleans altersschwachen, aber noch in seiner Schwäche titanischen Mississippi-Greis seine Unarten abzugewöhnen.

---

5. Das Leben auf den Zucker-Plantagen.

Wie in den Staaten Georgien, Alabama und Mississippi „King Cotton", der „König Baumwolle" das Scepter schwingt und weitaus die reichsten Erträgnisse der Boden-Kultur abwirft, so ist es im Staate Louisiana das Zuckerrohr*), das alles Andere, selbst die Baumwolle, überflügelt hat und in dem ganzen südlichen Theile des Staates zur Quelle unerschöpflichen Reichthumes geworden ist. Schon der letzte Census von 1870 zeigt, daß von den 100,000 Hogshead („Schweinskopf", ein etwa 1300 Pfund betragendes Gewichtsmaß), welche in diesem Jahre in den gesammten Staaten erzeugt wurden, nicht weniger als 90,000 auf Louisiana entfallen und der verschwindend kleine Rest auf die Staaten Texas und Südcarolina vertheilt ist. Mit diesem Jahre stieg das Erträgniß noch um ein Bedeutendes, und mit dem Aufblühen des bis jetzt von Epidemieen, politischen Wirren und Kämpfen stark heimgesuchten Staates wird auch die Kultur des Zuckerrohrs bald ungeahnte Dimensionen annehmen.

*) Die Zuckergewinnung in den Vereinigten Staaten geschieht übrigens nur theilweise durch die Anpflanzungen von Zuckerrohr. Ein großer Theil des Zuckers wird aus Sorghum (Moorhirse) und Ahorn gewonnen. Der Ertrag an Sorghumzucker oder vielmehr an Melasse betrug 1880 20 Millionen Gallonen, der Ertrag an Ahornzucker 30 Millionen Pfund und an Ahornmelasse 1 Million Gallonen.

Der feuchte, fette Boden des südlichen Louisiana ist für die Pflanzung des Zuckerrohrs am vorzüglichsten geeignet. Die wasserreichen Uferstrecken der Mississippimündungen, in einer Ausdehnung von 50 Meilen ober- und unterhalb der Hauptstadt New-Orleans, bis zu einer Tiefe von mehreren Meilen landeinwärts, bilden das Hauptgebiet des Zuckerrohrs. Die Stadt Baton-Rouge ist vorderhand die nördliche Grenze des Zuckerdistrictes, und auf dem ausgedehnten Mississippidelta widmet man jeden Fußbreit des Bodens dieser einträglichsten aller Kulturen.

Um das Leben auf den Plantagen kennen zu lernen, müssen wir auf einer der zahlreichen Pflanzungen Gastfreundschaft suchen, denn dasselbe spielt sich innerhalb eines engumgrenzten Rahmens ab. Die Plantagenhäuser stehen dem Fremden offen. Auf dem ganzen Mississippi-Delta finden wir auf vielen Quadratmeilen Landes keine Stadt, kein Dorf, kein Gasthaus. Das ganze Land ist von Sümpfen, Flüssen und Nebenarmen des einzigen Stromes durchzogen. Alles trockene Land, das zwischen ihnen liegt, ist mit Orangenhainen, großen Gärten und Zuckerplantagen bedeckt. Alles sumpfige Land ist mit Reis bebaut. Außer den Negerhütten und ein paar kleinen Kirchen sind die Pflanzerhäuser die einzigen Gebäude, und wer zu Lande durch diese Gegenden reist, ist gezwungen, die Gastfreundschaft der Creolen in Anspruch zu nehmen.

Und sie wird dem Fremden, besonders dem Europäer, stets in ausgedehntestem Maße zu Theil. Die Plantagen ruhen ja hier in dem stillen, entlegenen Erdenwinkel so ruhig und abgeschlossen von aller Welt da, sie werden so selten von Reisenden besucht, daß ein derartiger Besuch von der Pflanzerfamilie fast als ein freudiges Ereigniß begrüßt wird. Je länger man sich auf der Plantage aufhält, desto lieber ist es dem Pflanzer und seiner Familie. Man wird wie ein Glied derselben betrachtet und nur mit Bedauern wieder fortgelassen.

Jede dieser Plantagen bildet in der That eine eigene Welt für sich. Die Barrièren, welche ihre Ländereien umgeben, sind wie die Säulen des Herkules. Das Völkchen, das sie bewohnt, lebt ein eigenthümliches, von aller Außenwelt abgeschiedenes Leben. Die Nachrichten großer Ereignisse in der Politik und im Geistesleben der Menschheit, der Kriege und Revolutionen erreichen sie kaum, ihr ganzes Thun und Trachten ist den paar hundert Ackern Zuckerrohr, die sich zwischen ihrem Wohnhaus und den „swamps“ (den Sümpfen) des Mississippi erstrecken, gewidmet.

Eine Anzahl kleiner Zweigbahnen führt von New-Orleans und Baton-Rouge aus mitten durch die Zuckerdistricte, ohne daß dieselben jedoch regelrechte Stationen besäßen. Diese Bahnen könnte man viel richtiger als „Dampfomnibusse auf Schienen" bezeichnen, denn man steigt ein und aus wo und wann man eben Lust hat. Ist man gesonnen, von seiner Plantage aus nach der Stadt zu fahren, so stellt man sich zu der ungefähren Fahrzeit der Züge an die Geleise und winkt dem

herankommenden Zuge mit dem Taschentuche. Der Zug hält so lange an, bis man eingestiegen ist, und fährt dann weiter, um bei ähnlicher Gelegenheit sofort wieder anzuhalten.

Die Plantage, welche wir besuchten, umfaßte etwa 2500 Acker (à 40,5 Are) Landes, allein nur etwa 800 davon standen in Kultur. Ihr Werth war seit dem Kriege auf den sechsten Theil herabgesunken und betrug kaum noch 70,000 Dollars. Das Wohnhaus des Pflanzers mußte zur Zeit der Sclavenherrschaft idyllisch schön gewesen sein; ein großes Viereck bildend, war das einstöckige Gebäude ganz mit einer hölzernen Veranda umschlossen und von einem reizenden Thürmchen im Schweizer-



Eine Zuckerplantage: Die Ernte.

style überhöht. Allein seit dem Sclavenkriege hatte sich der Pflanzer nach der Stadt zurückgezogen, in dem Garten wucherte das Unkraut, während das Gebäude gänzlich zu verfallen drohte. —

Ein paar Steinwürfe vom Herrschaftshaus entfernt erheben sich ein paar Dutzend kleine Häuschen. Sie sind alle in demselben Style und in derselben Größe gebaut und scheinen, wie überhaupt jedes Gebäude des Mississippi-Deltas, auf Stelzen zu stehen, da der feuchte Boden und die häufigen Ueberschwemmungen eine gemauerte Fundirung und die Anlage von Kellern nicht gestatten. Die Häuser stehen gruppenförmig und unregelmäßig beisammen, ohne aneinander angebaut zu sein, um die Ausbreitung von Schadenfeuern zu verhindern. Ein großes Gebäude ist für ein Hospital,

ein anderes zur Kirche bestimmt. Dies ist das sogenannte „Quarter,“ die Wohnung der Plantagen-Neger, der einstigen Sclaven. Hier wohnen sie mit ihren Familien, ihren Kindern, die sich draußen, hinter den Häusern, auf den Feldern herumbalgen. Des Morgens und Abends bieten die „Quarters“ ein recht lebhaftes Bild dar. Kaum hat die große Glocke auf dem Dache des Suppenhauses ihr zweites Morgensignal gegeben, als auch schon der weite schattige Platz vor den Negerhäusern sich zu füllen beginnt. Gerade wie zur Sclavenzeit werden die Arbeiter auch jetzt in Reihen gestellt, gezählt und von den Aufsehern hinaus auf die Plantage geführt. Aber heute haben sie mehr Munterkeit und Lebenslust, als sie damals hatten. Singend, lachend, hüpfend bewegen sich diese Schwärme der Plantage zu. Die Körbe auf dem Kopfe, die Werkzeuge auf der Schulter, tänzeln sie in der übermüthigsten Laune über den weiten Hof an dem Pflanzerhause vorbei nach den Feldern. Der Neger zeigt selbst bei den gewöhnlichsten, alltäglichsten Verrichtungen eine gewisse Würde, eine burleske Eleganz, die vortheilhaft von dem mürrischen, rohen Wesen der weißen Plantagenarbeiter absticht. Dazu verrichtet er seine Arbeit lachend, schwatzend, singend und kehrt ebenso fröhlich nach seinem „Quarter“ zurück. Am komischsten sehen sie aus, wenn ihnen ein paar junge Negerinnen begegnen, auf die sich natürlich das ganze Streben und Trachten ihres einförmigen Lebens konzentrirt; es gewährt den köstlichsten, heitersten Anblick. Alles kokettirt miteinander, wirft sich verliebte Blicke und Liebeszeichen zu, tänzelt und wiegt sich, als wollten sie einen Kotillon im Ballsaal miteinander tanzen. Die jungen, frischen Plantagen-Negerinnen sind in der That prächtige Gestalten! Die Natur, die warme Sonne des Südens hat ihnen eine gewisse Sinnlichkeit eingeimpft, die bei ihnen, nicht wie bei den Weißen als ein Laster, sondern in so bezaubernder Weise zum Vorschein kommt, daß da selbst kältere Herzen als jene der halbruinirten Creolenpflanzer Feuer fangen könnten.

Eine schlechte Eigenschaft haben sie mit ihren weißen Geschlechtsgenossinnen gemein: die Schwatzhaftigkeit. Sie müssen schwatzen, mit wem es auch sei, mit den Kindern, den sogenannten Picaninis, die am Wege spielen, mit den Ferkeln, die sie beschnüffeln, und wenn sie sonst Niemand haben, so schwatzen sie mit ihrem Spiegel!

Eine Stunde später arbeiten Alle draußen im Felde. — Wie in den Wohnungen, so sind die weißen von den schwarzen Arbeitern auch im Felde voneinander streng geschieden. Die Sonne brennt gar heiß hernieder, und die Menschen, wie die zahlreichen Maulthiere leiden schwer unter der drückenden Februarhitze; Pferde können diese gar nicht vertragen, und nur die Aufseher reiten auf Pferden auf den Feldern umher, um die Arbeiter zu überwachen. Aber sie schwingen nicht mehr die gefürchtete Peitsche in den Händen. Frei und furchtlos blicken die ehemaligen Sclaven zu ihnen empor, wenn sie ihre Bemerkungen machen und sie zur Arbeit anspornen. Ihr Rücken krümmt sich nicht mehr scheu, wenn sie den Gestrengen hinter sich daher-

galoppiren hören. Peitschenknall und Flüche haben aufgehört, und Gesang, Scherz und Heiterkeit sind an ihre Stelle getreten.

Wie anders ist das Bild zwischen Einst und Jetzt, — zwischen Sclaverei und Freiheit! Dazu wurde ihnen die Arbeit auch ungemein erleichtert. Große Dampfpflüge mit zwanzig und mehr Pflugscharen, von zwei großen Dampfmaschinen getrieben, graben die Furchen in den Boden und befreien die einstigen Sclaven von der schwersten aller Arbeiten. Dampf-Bagger-Maschinen reinigen die versumpften, von Alligatoren bewohnten Wassergräben am Waldesrande. Alles ist Dampf und Maschine, sie haben den Neger zum Menschen gemacht.

Die große, meilenweit hörbare Glocke läutet Mittag. Die Menschen werfen die Arbeit zur Seite; die Hunderte von Maulthieren wiehern fröhlich auf. Jeder Negerbursche schwingt sich auf das erste beste Thier, und hop, hop, geht es im Trabe fort, den Quartieren zu. Wie es den schwarzen Burschen auf dem knochigen, kantigen Rücken der ungeschlachten Thiere, ohne Sattel und ohne Zügel, gehen mag, kann man sich wohl denken. Aber die Thiere kennen ihren Weg und stürmen, wie ein paar Cavallerie-Eskadrons, auf den Pflanzerhof ein.

Im Handumdrehen ist der stille Hof wie in ein Militärlager verwandelt, auf dem es gar toll zugeht. Hier werden die rudelweise beisammenstehende Maulthiere und Pferde gefüttert. Dort stehen lange Tische mit dampfender Suppe, Fleisch- und Gemüseschüsseln bedeckt. Die weißen Arbeiter, vom Felde und von der Zuckerfabrik, haben ihren eigenen Tisch, und eine Zeit lang hört man nur das Klappern der Messer und Gabeln. Dutzende schwarzer Schweine umgrunzen die Tische. Hunde, Hühner, Tauben, die ganze Thierwelt der Plantage hat sich hier Stelldichein gegeben, nur die stolzen Pfauen und hochnasigen Truthühner rühren sich aus ihrer vornehmen Abgeschiedenheit im Pflanzergarten nicht heraus, ganz wie spanische Granden.

Eine Stunde später ist alles wieder draußen auf dem Felde. —

Die eigentliche Plantage befand sich hinter den Gärtchen der Neger-quarters, zwischen dem Mississippi und einem ungeheueren sumpfigen Walde, das Jagdgebiet von Alligatoren und Klapperschlangen, vor Allem jedoch der äußerst giftigen Mocassinschlange. Aber diese ungebetenen Gäste suchen den Menschen nicht auf; sie fürchten ihn und greifen ihn nur dann an, wenn sie selber angegriffen werden. Die Pflanzer könnten sich noch glücklicher schätzen, wenn dasselbe auch von den Mosquito's und den „Jiggers" gesagt werden könnte, welche das Leben in diesen sumpfigen Niederungen für den Menschen unleidlich machen. Man sagt, die Schöpfung sei für den Menschen geschaffen worden: Das ist in Bezug auf die Mosquito's zweifelhaft, denn viel eher ist der Mensch für sie, als sie für den Menschen geschaffen worden!

Das Zuckerrohr ist eine schilfähnliche, 2—4 Meter hohe Pflanze mit dickem, schwerem Stamme und dichten, schön grünen Blättern; der Stamm oder vielmehr das Rohr zeigt in Entfernungen von 5—7 Centimeter Knoten, die allmählig, vom Boden angefangen, reifen und dann eine violette Färbung annehmen. Die einzelnen Pflanzen stehen auf den Feldern dicht beisammen und bedürfen, um gut zu gedeihen, eben so sorgfältiger Pflege wie die Baumwolle. Den gewöhnlichen, an europäischen Feldbau gewöhnten Arbeiter dürfte die Besorgung einer Zuckerpflanzung anfänglich recht schwer fallen. Vor Allem ist auch hier ein System von Wasserabzugscanälen nothwendig, um den Boden zu drainiren. In den Monaten Januar und Februar wird das Zuckerrohr gepflanzt und während der folgenden Monate sorgfältig gepflegt. Erst im Juni überläßt man es sich selbst. Im Monate October ist es zum Schnitte reif, und dann beginnt auch die Fabrikation des Zuckers, die bis auf die neueste Zeit auf den einzelnen Plantagen selbst geschah und in der Regel 2 bis $2^1/_2$ Monate, also bis in den December hinein dauerte.

Hierzu wird das Rohr nach dem Siedehaus gebracht und dort auf mechanischem Wege unter die Preßrollen geführt, welche früher meistens durch Maulthiere getrieben wurden, jetzt aber größtentheils durch Dampfkraft bewegt werden. Unter diesen Rollen sondert sich der Saft von der Bagasse (so wird das ausgepreßte Zuckerrohr genannt) und läuft in ein Reservoir ab, von wo er durch ein System von Siedepfannen geleitet und bis zu dem gewünschten Grade raffinirt wird. Hat der Zuckersaft diese Siedekessel passirt, so wird er erkalten gelassen und dann in Tonnen mit siebartigem Boden gegossen, in welchen sich die Melasse von dem Zucker sondert und in ein eigenes Gefäß abläuft. Diese ganze Procedur erfordert im Durchschnitte zwanzig Tage. —

Zur Bearbeitung der Plantagen bedarf man eines Negers für je 7 Acker (2.8 Hektar), dessen Arbeitsleistung mit nicht mehr als 18 Dollars pro Monat und freier Wohnung bezahlt wird. Zwei Dritttheile dieses Lohnes erhalten die Neger am Ende eines jeden Monates, das letzte Dritttheil am Ende des Jahres. Die Arbeitszeit beträgt 12 Stunden pro Tag, die sich jedoch in der Periode der schweren Fabriksarbeit auf $8^1/_2$ Stunden verringert; kommt Nachtarbeit hinzu, so erhalten die Neger noch 20 Cents mehr. Die Negerinnen, welche dieselben Feldarbeiten wie der Mann, mit Ausnahme des Canalgrabens, zu besorgen haben, erhalten pro Tag nur einen halben Dollar. Der Neger genießt überdies häufig noch die Benützung eines Gartens und eines Stückchens Feld, auf welchem er Mais und Gemüse erbauen kann — wenn er nicht zu faul dazu ist.

Diese Bezüge wären für das Leben des Negers vollkommen ausreichend, wenn ihm Sparsamkeit und Ordnung nur einigermaßen bekannt wären. Allein er huldigt noblen Passionen, unter denen der Whisky die Hauptrolle spielt. Da die Pflanzungen

häufig weit von jeder Städteansiedlung entfernt liegen, so befindet sich in jedem Neger-„Camp" ein „Store" (Kaufladen), welcher die Neger der Plantage mit Werkzeugen, Kleidern, Lebensmitteln, Sardinen, Whisky und Brandy u. s. w. versorgt. Diese „Stores" sind natürlich ausschließlich in den Händen der Weißen, und nicht selten ist es der Pflanzer selber, der neben seiner Pflanzung auch das Storegeschäft versieht und daraus ganz bedeutenden Vortheil zieht.

Der Neger erhält den ihm zukommenden Lohn nicht baar ausgezahlt, sondern an dessen Stelle ein „Arbeits-ticket", auf welchem die Anzahl seiner Arbeitstage und die Summe des ihm dafür zukommenden Lohnes verzeichnet sind. Dieses Ticket tauscht



Ein Negerdorf in Louisiana.

der Neger nun in dem Store gegen eine Anzahl von Geldmarken von je 1 Dollar 50, 25 und selbst 10 Cents um, welche während der Woche beim Einkaufe der Lebensmittel in dem Store wieder als Münze dienen. Die nicht verausgabten Marken werden in dem Store theilweise am Ende eines jeden Monates, theilweise am Ende des Jahres gegen baares Geld umgetauscht. Diese Ersparnisse betragen in der Regel nicht viel, denn mehr als zwei Dritttheile des Gesammtlohnes wandern in die Casse des Store, des Kramladens.

Dieses in England unter dem Namen „truck system" bekannte Verfahren ist in den gesammten Südstaaten nicht nur in den Zuckerplantagen, sondern auch in

den Baumwolle- und Reispflanzungen eingeführt, und verhilft den Plantagenbesitzern nicht selten zu großen Reichthümern, während es gleichzeitig ihr Betriebskapital auf ein Geringes reducirt. Wohl wird unter diesem Systeme der Neger gewaltig ausgebeutet, allein dort, wo diese Store's nicht vorhanden sind, kommt er aus dem Regen in die Traufe. Er fällt den Juden in die Hände, und man darf nicht etwa glauben, daß der Jude in den amerikanischen Südstaaten weichherziger und edler geworden sei, als er es in Polen und Rußland war.

Louisiana bietet dem europäischen Ansiedler unter den gegenwärtigen Verhältnissen besondere Vortheile dar, und derjenige, der über einige Tausend Dollars Kapital verfügt, kann binnen einigen Jahren ein reicher Mann werden. Bei Zuckerrohrplantagen braucht man nicht Jahre hinaus auf den Ertrag zu warten, sondern er ist unmittelbar und so bedeutend, daß er dem europäischen Landwirth geradezu fabelhaft erscheinen muß. Größere Zuckerplantagen, z. B. solche über 1000 Acker (400 Hektar) liefern einen Ertrag von Zucker und Melasse im Werthe von 120,000 Dollars, wovon die Hälfte wohl als Gewinn zu betrachten ist.

Nun beträgt jedoch der Marktpreis einer solchen Plantage etwa 200,000 Dollars, und man sieht also, daß man das verwendete Kapital in drei bis vier Jahren vollständig hereinbringen kann. Ueberdies ist es oft nur erforderlich, ein Zehntel des Kaufkapitales baar zu erlegen, während der Rest in jährlichen Raten abgetragen wird.

Der Acker fruchtbaren Landes ergiebt bei mittlerer Ernte ein Hogshead (1300 Pfund) Zucker und 2 Fässer Melasse, welches Erträgniß sich jedoch bei guten Ernten beträchtlich höher stellt.

Die Zuckerplantagen waren ein Jahrzehnt nach dem Sclavenkriege zu wahren Spottpreisen zu haben, und Alle, die damals Käufe machten, wurden in wenigen Jahren reich. In den letzten Jahren stiegen jedoch die Preise erheblich; Kapitalisten von New-York und St. Louis legen ihre Gelder in diesen wahrhaftigen Goldgruben an und bringen mit ihren Familien den Winter in Louisiana zu, was dem ehemahligen Sclavenstaate nicht wenig zu Gute kommt. Bisher galten 200 Acker (à 40.5 Are) als das Minimum einer Plantage, die im Stande war, eine eigene Zuckerfabrik zu erhalten. Neuerdings versucht man es mit dem Parcelliren der großen Plantagen und trennt den Bau des Zuckerrohrs von der Zuckerfabrikation, eine Einrichtung, welche der Zuckerrohrkultur entschieden förderlich ist. Die Arbeit ist getheilt, und der Pflanzer kann seine Thätigkeit vollständig den Plantagen widmen, während zur Fabrikation des Zuckers größere Etablissements entstehen, welche mit den nöthigen Maschinen und besten Apparaten versehen, das Rohr besser auszunützen verstehen und besseres Product auf den Markt bringen. Durch die Parcellirung der Plantagen ist es jetzt auch dem minder bemittelten Ansiedler möglich, fünfzig oder mehr Acker sehr guten Landes um 500—800 Dollars zu kaufen, während der Ankauf

der Werkzeuge, Maulthiere ꝛc. sich auf einige Tausend Dollars beläuft, die jedoch in wenigen Jahren reichlich wieder eingebracht werden.

Neben diesem Hauptproducte findet man in Louisiana alle möglichen Getreide-, Gemüse- und Obstsorten, die alle unter der warmen Sonne des Südens vortrefflich gedeihen. Hierzu kommen noch die Bananen, Citronen, Feigen und hauptsächlich Orangen, deren Cultivation besonders vortheilhaft ist.

Wenn das Land trotz dieser vorzüglichen Verhältnisse doch nur schwach und langsam besiedelt wird, so findet dies neben der gräulichen politischen Mißwirthschaft noch seine Ursache in den Malaria's und den dadurch verursachten Wechsel- und bösartigen Sumpffiebern, die den Aufenthalt im Sommer hier nahezu unmöglich machen; allerdings können alle Feldarbeiten vor dem Eintritte der heißen Jahreszeit verrichtet werden, allein auch dann ist das Klima der Gesundheit des Weißen nichts weniger als förderlich, und nur der Neger scheint davon unberührt zu bleiben.

Die Bevölkerung dieser Zuckerdistricte im Süden Louisiana's ist sehr gemischt. Die farbige Bevölkerung ist dreimal größer als die weiße und diese letztere wieder aus Amerikanern, französischen Creolen, Yankees, Deutschen, Spaniern u. s. w. zusammengesetzt. In den Bezirken St. Marys, St. Iberia und an dem unteren Techefluß ist die amerikanische Bevölkerung vorwiegend, in St. Martin und St. Landry die französische. Die wohlhabenden Pflanzer sind größtentheils sehr gebildete, man könnte sagen vornehme Leute, deren Gastfreundschaft und Liberalität noch in ebenso ungeschwächter Weise besteht wie vor dem Kriege. Auf den Ruinen der zerstörten oder verlassenen Pflanzungen beginnt neues Leben zu blühen; neue freundliche Städtchen erheben sich schon sporadisch an den Flußläufen; neue Bahnlinien strecken ihre Arme weit in's Land hinein und auf ihnen dringt die Kultur immer weiter vorwärts. Die Civilisation und mit ihr die Industrie des Nordens werden dann das Land wieder emporheben, zu höherer Blüthe als früher, auf die es sich vor fünfundzwanzig Jahren durch grausame Mittel — durch die Sclaverei — emporgearbeitet hatte.

---

6. Alabama und die Mississippi-Staaten.

Wir verlassen New-Orleans, um nun eine Rundreise durch die Staaten des Südens, vor allem durch Mississippi, Alabama und Georgien zu unternehmen. Die Reise durch den erstgenannten Staat, auf der von New-Orleans nach der Haupthandelsstadt Alabamas, Mobile, führenden Eisenbahn ist eine der interessantesten und sonderbarsten, die man auf irgend einer amerikanischen Eisenbahn unternehmen kann. Es ist eine auf ihrer ganzen, 141 Meilen betragenden Länge, durch Sümpfe und Moräste, über Meeresarme und Bayous gebaute Bahn, die längs der Küste des

mexikanischen Golfes hinführend, die beiden größten Hauptstädte des Baumwoll-Handels mit einander verbindet. Die Stationen, die man auf der sechsstündigen Fahrt durchfliegt, sind meistentheils wenig mehr als Plantagen oder Negerdörfchen, deren Namen ihren französischen oder indianischen Ursprung verräth. Das ganze Land bis weit gegen Norden ist absolut flach und niedrig, mit mageren Feldern oder hier und da mit kümmerlichen Zucker-Plantagen und Reis-Pflanzungen bedeckt, in deren Nähe irgend ein Negerlager zu sehen ist. Um einzelne Stationen herum liegen hübsche Pflanzer-Besitzungen, mit ausgedehnten Veranden-geschmückten Häusern und Gartenanlagen. Hübsche Creolinnen in leichten, hellfarbigen Kleidern und Strohhüten kutschiren in eleganten offenen Wagen (sogenannten „Buggies") umher, und auf den weiten Rasenflächen vor den Häusern spielen zarte milchgesichtige Kinder das beliebte Croquet, während ein Haufen zerlumpter kleiner Neger und Mulatten ihnen aus der Ferne zusieht. Bald verschwindet dieses südliche Kulturbild, um einem Cypressen-Wald oder einem blumenreichen Sumpfe Platz zu machen. Aber hier vor uns erscheint das Meer! eine Bucht von 3 bis 4 Meilen Breite, deren Wellen mit weißem Schaum gekrönt sind, und deren jenseitiges Ufer wir kaum wahrnehmen können. Wird ein Schiff oder ein Fährboot uns hinüber bringen? Ehe wir uns nur von unserer Ueberraschung erholt haben, sind wir schon mitten im Meere, zwischen Himmel und Wasser, die Wellen bespülen die Räder unseres Waggons, als ob wir auf einem Schiffe dahinführen. Selbst Schwankungen verspürten, wir und blicken wir aus den Fenstern, so scheint es, als ob die Räder auf dem Wasser dahin rollten. — Wir befinden uns auf einer Brücke, die kaum über die Oberfläche des Wassers emporragt. Ihr Bau ist einfach; man fällte die größten und stärksten Tannen in der Umgebung der Bai und benützte sie zu einer doppelten Reihe von Pfählen, die oft auf 80 Fuß Tiefe eingerammt werden mußten. Ueber diese Piloten-Köpfe wurden auf jeder Reihe Balken gepflöckt, auf denen die Schienen befestigt wurden. Damit war die Brücke fertig. Giebt einer oder der andere der Piloten unter dem Gewichte des Zuges nach, — so stürzt der letztere eben ins Wasser. Da die Eisenbahn überdies nichts abwirft, so wurden alle Ausbesserungen aufgegeben, und die Brücken werden demnach mit jedem Tage gefährlicher zu befahren. — Glücklicherweise hält sie noch unter unserem Zuge, wenn auch mit einigem Gewackel, und wir haben sie hinter uns. Aber damit sind die Gefahren dieser Eisenbahnfahrt nicht vorüber. Ueber zahlreiche „Bayous" setzen wir hinweg, gelangen an eine zweite Meeresbucht, endlich an einen ungeheuren Sumpf, dessen Ende wir nicht absehen, aus dessen schmutzigem, schilfigem Wasser häufig der unförmlich-häßliche Kopf eines Alligators emportaucht. Zur Nachtzeit, wo diese Sümpfe wie ein Meer von Phosphor-Dämpfen und Irrlichtern erscheinen, das blasse Mondlicht über die ganze Gegend ausgebreitet liegt, gewähren sie einen feenhaften Anblick.

Endlich ist Mobile, der Haupthafen für die Verschiffung der Baumwoll-Schätze von Alabama und dem westlichen Georgien erreicht. Nirgends zeigen sich die Folgen des Unglücks, denen diese fruchtbaren und theilweise paradiesischen Regionen anheim gefallen, deutlicher und größer als hier. Die schönen Paläste und Residenzen der einstigen Pflanzer-Aristokratie sind verlassen, und alle die noch nicht in die Hände der Juden gelangten, werden um Spottsummen zum Verkauf ausgeboten. — Mobile exportirte vor dem großen Kriege jährlich bis zu 900,000 Ballen Baumwolle, gegenwärtig erreicht die höchste Ziffer kaum die Hälfte davon. Von den neunzehn großen französischen Kaufhäusern ist gegenwärtig nur noch eins übrig. Die weiten, schönen Straßen sind verlassen; die ungeheuren Hôtels leer. Es hat auch nicht den Anschein, als ob die blühenden Verhältnisse und der Verkehr von ehedem, in der ca. 35,000 Einwohner zählenden Hauptstadt Alabamas so bald wiederkehren würden.

Der Hafenverkehr wurde in den letzten Jahren von der Stadt abgelenkt und dem Hafen von Pensacola, einer kleinen schon in Florida gelegenen Stadt zugewendet. — Die Louisville-Nashville-Great-Southern-Bahn, welche Louisville in Kentucky zu einem Emporium des Südens zu machen sucht, hat neuerdings wieder einen bedeutenden Schritt nach diesem Ziele hin gethan, indem sie Pensacola zu ihrem südlichen Endpunkt gemacht und, da von jenem prächtigen Seehafenplatze aus jeden Sonnabend ein Dampfer nach Havana fährt, einen großen Theil der Staaten Alabama und Tennessee in direkte Verbindung mit den Antillen gebracht hat. Pensacola ist überdies der größte Holzmarkt an der Golfküste. Es werden jährlich von dort 65 bis 70 Millionen Fuß Bretterholz, 6 Millionen Fuß gefälltes und 14 Millionen Fuß Stabholz verschifft. Während des Winters liegen beständig 150 bis 200 Schiffe im Hafen vor Anker, um Holz einzuladen. All' dieses Holz ist Gelbfichte (Yellow pine), und die Umgegend ist mit den ausgedehntesten Urwäldern dieser Bäume bedeckt. Der größte Theil derselben gehört der Bundesregierung, und wenigstens zwei Dritttheile des von Pensacola verschifften Bauholzes ist auf Regierungsländereien gefällt.

Die Dampfschifffahrt auf den bei Mobile mündenden Strömen Alabama und Tombigby, die einst den ganzen Baumwollen-Transport aus dem Innern des Landes nach der See besorgte, liegt darnieder, nur zwischen der Hauptstadt und dem Regierungssitze Montgomery ist der Verkehr noch rege. Die Dampfer sind dieselben wie auf dem Mississippi: lang, schmal, mit geringem Tiefgang und zwei hohen eisernen Kaminen neben einander, sie sind aber bei weitem nicht so sicher und so elegant ausgestattet. Auch die Uferlandschaft an dem aus den Alleghanies herabkommenden Alabama-Strom ist ähnlich wie am Mississippi; überall dichter Wald auf niedrigen, häufig überschwemmten Ufern; verlassene oder nur von Negern kümmerlich bebaute Pflanzungen; wenige halbzerfallene Landungsbrücken. —

Montgomery, der Regierungssitz selbst, bietet ein gleich trauriges Bild des Verfalls und der Armuth dar, aber gegen Osten und Norden zu regt es sich lebhaft, pulsirt neues thatkräftiges Leben, eingeführt durch die Zuwanderer aus den nördlichen Staaten. In Selma, Opelika, Eufala ist südliche Indolenz mit nördlicher Energie gehörig versetzt worden. Binnen wenigen Jahren sind im Herzen von Alabama mitten in der Wildniß Städte von zehn- und fünfzehntausend Einwohnern entstanden, durch die großartigen Kohlen- und Eisenlager, welche dort gefunden wurden. Im Jahre 1884, zur Zeit meines Besuches, hatte das industriereiche Birmingham an zehntausend Einwohner, obschon es sich erst eines fünfjährigen Bestandes rühmen konnte. Ueberall rauchten Eisenwerke, dampften Schornsteine, pusteten und stöhnten Dampfmaschinen, mitten im Urwalde. Die Stadt hatte kaum Zeit gefunden, die großen Bäume wegzuhauen, die mitten in den Straßen standen. Neben dem prachtvollen aus Stein aufgeführten Opernhause gab es Urwaldboden mit hohen Bäumen, und die fünf Eisenbahnlinien, die in Birmingham zusammenlaufen, hatten einen Bahnhof, auf welchem die Baumstumpfen noch nicht ausgerodet waren.

Nächst der Baumwolle und der Holzgewinnung steht im Süden der Bergbau, die Kohlen- und Eisenproduktion in dritter Linie. Ganz abgesehen von den atlantischen Staaten enthalten zunächst Alabama, Arkansas und Tennessee einen geradezu unerschöpflichen Reichthum an diesen so höchst wichtigen Produkten. Das „Warrior Coal field" in Alabama erstreckt sich über 3000 Quadratmeilen, mit Kohlenschichten von 1 bis 3 Fuß Dicke; die Cahawba Kohlenregion, in der Mitte des genannten Staates umfaßt 700 Quadr.-Meilen, und die Kohlenlager sind hier 6 bis 8 Fuß dick. Das gesammte Kohlenareal von Alabama allein umfaßt 5500 Quadrm. mit vielen Distrikten, in welchen die Schichten 15 bis 20 Fuß stark sind. — Geologen sprechen von ebenso großen Lagern vorzüglicher Eisenerze, und man hat auch in der That schon in Alabama großartige Minen und Schmelzwerke angelegt.

Der Staat Mississippi steht, gleich der östlichen Hälfte des Staates Arkansas, weit hinter Alabama zurück und ist unter sämmtlichen Südstaaten entschieden von der Einwanderung am spärlichsten bedacht worden. Die Staaten Mississippi und Arkansas, die Ufer des Vater der Ströme, in beiläufig denselben Breitegraden einnehmend, ähneln einander überhaupt in vielen Beziehungen, hauptsächlich was die sozialen Verhältnisse anbetrifft. Beide sind auch in ihren an den Mississippi grenzenden Theilen das Gebiet der furchtbaren, alljährlich viele Tausende Quadratmeilen umfassenden Ueberschwemmungen. Beide Staaten werden, wie kein anderer in den Vereinigten Staaten, nach allen Richtungen hin von schiffbaren Flüssen durchzogen. — In beiden sind die Bodenprodukte die gleichen. Aber leider gehört auch die Bevölkerung in Arkansas wie in Mississippi zu den ungebildetsten und rohesten, weit hinter jener von Montana und Oregon zurückstehend, wo ich ganz gegen alle Erwartung höhere

Kultur und Gesittung vorfand, als in dem muckerhaften Jowa oder in Nebraska. Mit Ausnahme einiger größerer Städte wie Jackson (Miss.) oder Little Rock (Ark.) sind die gesellschaftlichen Zustände hier nichts weniger als vertrauenerweckend, und der Einwanderer, der den Anpreisungen der Land- und Eisenbahn-Agenten folgt, wird inmitten der eigenthümlichen Landbevölkerung schwer zu kämpfen haben. Das ist in Amerika wohl durch die Zeitungsberichte aus jenen Gegenden sattsam bekannt. Recht und Gesetz können in den entlegeneren Gegenden schwer gehandhabt werden. Die Regierung, die aus der Bevölkerung heraus gewählt wird, ist der Diener derselben, und statt sich ihres Berufs als Wächterin der Rechte und Freiheiten eingedenk zu sein, denkt sie nur an die Mittel, sich durch Milde und Nachsicht gegenüber den politischen Vagabunden und „Wirepullers“*) die Wiederwahl zu sichern. Bis zum Jahre 1812 bildete der über 52,000 engl. Quadratmeilen umfassende Staat Arkansas einen Theil des Territoriums Louisiana. Sieben Jahre nach dem Ankauf des letzteren durch die Vereinigten Staaten wurde Arkansas zu einem Territorium organisirt und 1836 endlich als Staat in die Union zugelassen.

Neben dem Staat Mississippi wird wohl kein Staat der Union und kaum irgend ein Land der anderen Welttheile von so vielen schiffbaren Flüssen durchzogen wie Arkansas, denn von den 73 Counties (Landschaften) des Staates werden 51 von solchen bewässert. Der Arkansas Strom ist die vorzüglichste Wasserstraße, den Staat von Nordwest nach Südost, der Diagonale nach, durchziehend; sein großer Nebenfluß, der White River, durchströmt mit seinen gleichfalls schiffbaren Nebenflüssen die ganze nördliche Hälfte des Staates; der Ouatschita und Red River, dessen südliche Hälfte. Dazu kommt noch der St. Francisfluß, welcher den „Mississippi bottom“ von Norden nach Süden durchschneidet. All' diese Ströme werden von New-Orleans, Memphis, St. Louis und anderen Häfen mit Dampfern befahren, so daß die entferntesten Gegenden des Staates mit den großen Seehäfen, mit den Industriestädten und Kohlendistrikten der Union in direkter Schifffahrtsverbindung stehen, ein Vorzug, der erst mit dem künftigen Aufblühen des Staates zur rechten Würdigung kommen wird. Und daß Arkansas eine derartige große Zukunft bevorsteht, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, ja ich möchte behaupten, daß die Staaten Missouri und Arkansas in einigen Dezennien alle andern Staaten des Südens und des „großen Westens“ verhältnißmäßig überflügelt haben werden. Heute schon hat man Gelegenheit, dies in den Städten, wie in Little Rock, Hot Springs (einem der bekanntesten Badeorte Amerikas) in Pine Bluff u. s. w. zu sehen. — Auch Mississippi hat die Natur mit ihren Gaben fast überreich bedacht, und es dürfte in den gleichen Breitegraden

*) Wirepuller = Drahtzieher, derjenige, der in Marionettentheatern mittelst Drähten die Figuren bewegt; ein in Amerika auf die tonangebenden Politiker übergegangener Name.

kaum ein anderes Land geben, welches ähnliche Fruchtbarkeit besäße. Die einstige Bevölkerung des Südens wußte dies nicht zu schätzen. Der Krieg hat sie eines Besseren belehrt; so traurig auch seine unmittelbaren Folgen waren, so segensreich dürfte er für die kommende Generation werden. Heute schon steht im Ganzen genommen der Süden auf einer höheren Stufe der Kultur und des Wohlstandes als zuvor. Der Reichthum ist nicht mehr vereinzelt vorhanden, sondern er liegt mehr in der ganzen Bevölkerung, und wenn auch, wie wir gesehen haben, die Verhältnisse im Süden noch sehr viel zu wünschen übrig lassen, so ist doch schon jetzt die Bahn vorgezeichnet, auf welcher der wirthschaftliche und soziale Aufschwung stetig fortschreiten wird.

II. Die atlantischen Süd-Staaten.

1. Florida.

Die Halbinsel Florida erstreckt sich vom nordamerikanischen Festlande gegen Süden zu weit in den atlantischen Ozean hinein, die Trennung desselben von dem Golf von Mexiko bewerkstelligend. Die Ausdehnung der Küsten Floridas ist am Golf von Mexiko nahezu doppelt so groß, als am atlantischen Ozean, denn ein schmaler Landstreifen greift längs der Nordküste des Golfes weit in das Gebiet von Georgia und Alabama ein, den ersteren Staat vollständig, den letzteren nur mit Ausnahme der Bucht von Mobile vom Golfe trennend. Der Küstenausdehnung nach wäre Florida also eher als einer der Golfstaaten Amerikas zu bezeichnen. Indessen sind seine Haupthäfen an der atlantischen Seite der Halbinsel gelegen, und dies mag seine Eintheilung unter die atlantischen Südstaaten rechtfertigen. Dem Klima und der Vegetation nach gehört er jedoch zu keinen von beiden, sondern viel eher zu Westindien, von dessen Inselgruppen es nur durch schmale Meeresstraßen getrennt ist. — Florida ist der einzige Staat des nordamerikanischen Continents, der mit seiner südlichen Hälfte in die Tropen hineingreift, und dieser Umstand allein macht ihn zu einem der interessantesten und in mancher Hinsicht wichtigsten Staaten der Union.

Es war am Sonntag vor Ostern des Jahres 1512, daß Ponce de Leon auf der Jagd nach Gold, wie die Einen, nach dem Quell der Verjüngung, wie die Andern sagen, zuerst von Westindien aus am Festland des nordamerikanischen Kontinents landete. Zur Ehre des im Spanischen Pascua Florida, Blumen-Ostern, genannten Palmsonntags legte er dem neuentdeckten Lande den Namen Florida bei, — ein Name, der um so bedeutungsvoller gewählt war, als es zugleich in Wirklichkeit eine wahre Tierra Florida, ein Blumen- und Blüthen-übersäetes Stück Erde war. Damit war aber für seinen Entdecker auch das Füllhorn des Segens erschöpft. Er sollte weder Gold, noch den Quell der Jugend finden. Beide lagen viel weiter westlich, und lange Jahre hatten zu vergehen, bis jenes in seiner leibhaftigen Gestalt

in den Felsengebirgen, dieser in Form der heißen Quellen von Arkansas von glücklicheren Landsleuten Ponce de Leons aufgefunden wurde.

Trotz dieser Würde, als ältester von Weißen betretener Theil der Vereinigten Staaten, ist Florida doch gleichzeitig eines der mindest bekannten Gebiete derselben. Nahezu 60,000 engl. Quadratmeilen groß, ist es nur von 270,000 Menschen bewohnt, und sein eigentlicher Culturbezirk beschränkt sich noch heute auf jenen nördlichen Festlandtheil, auf dem bereits die Spanier, um das 1564 gegründete St. Augustin herum, feste Niederlassungen hatten. Obgleich daher schon lange vor Virginien und Massachusetts die Stätte organisirten Gemeinwesens, ist es doch in weiter Ausdehnung ein noch ganz ursprüngliches Land. Gar viele Theile des Innern der riesigen Halbinsel sind noch bis zur Stunde von keinem weißen Manne betreten, und die Ueberbleibsel jenes Indianer-Stammes, der Seminolen, der so viele Jahre hindurch gegen die Gewalt der Vereinigten Staaten in grausam geführtem Kriege ankämpfte, treiben sich, soweit sie nicht nach dem Indianer-Territorium versetzt worden sind, in ihren letzten, im Aussterben begriffenen Resten immer noch in den Wildnissen und Sümpfen des „Blumen-Landes" umher.*) Man kennt eben gerade genug von Florida, um zu wissen, daß es ein interessantes Gebiet sein müsse. Und in der That ist es unter dem fast halben Hundert von Staaten und Territorien, welche die Union bilden, eines der interessantesten.

Freilich liegt das Interesse hier nicht in den Werken der Menschen, sondern in allererster Reihe in der eigenthümlichen Natur des Landes. Der nordwestliche Theil des Staates im Norden des Mexikanischen Golfes bietet allerdings nur wenig, das uns zu fesseln vermöchte. Dort liegt der Haupthafen West-Floridas, Pensacola, der Grenze von Alabama unfern, in unfruchtbarer, sandiger Umgebung, die nur Fichten trägt, aber mit ausgezeichnetem Hafen und Häusern altspanischen Anstriches, und Tallahassee, die völlig unbedeutende Hauptstadt des ganzen Staates. Wenden wir uns der eigentlichen Halbinsel zu, so ist dieselbe, von der Grenze Georgias bis südwärts etwa zum 27. Grad nördlicher Breite, eine wagerechte Ebene, in der die Wasserscheide zwischen den nach Ost und West abfließenden, sehr zahlreichen Gewässern sich nicht mehr als 150 Fuß über den Ocean erhebt und beim See Tohopkaliko ganz verschwindet. Etwas unebener ist das Land im nordwestlichen Florida, jedoch auch hier ohne beträchtliche Erhöhungen. Diese nördliche Abtheilung des Staates ist gewissermaßen ein einziger großer Fichtenwald, in dem kleine Seen, Teiche, Sümpfe, niedrige Savannen und sogenannte „Hummocks" (oasenartige, fruchtbarere Strecken) zerstreut liegen. Von diesen sind wieder die High-Hummocks mit Eichen, Magnolien und Sassafras-Bäumen bewachsen und eignen sich am besten zu

---

*) N. Y. Belletristisches Journal.

Niederlassungen. Die Cow-Hummocks, welche tiefer liegen, sind den Ueberschwemmungen ausgesetzt, aber viele derselben lassen sich entwässern und eignen sich dann zum Zuckerrohrbau. Diese Zuckerrohrfelder erheben sich ein wenig über die Moräste und haben manchmal eine Fläche von vielen hundert Acres. Die Einförmigkeit der Oberflächenbeschaffenheit erklärt sich aber daraus, daß Florida völlig der atlantischen Ebene angehört und sich nirgends höher als 180—200 Fuß über den Meeresspiegel erhebt.

Die Gestaltung des Landes ist sehr eigenthümlich. Vor den Küsten liegen viele Strandlagunen, im Süden und Südwesten starren Corallenriffe, sogenannte „Cayes" oder „Keys" aus der See empor und sind der Schifffart sehr gefährlich. Unter den Flüssen ist der St. Johns (San Juan) der größte; er kommt aus einem großen Cypressensumpfe und hat einen sehr gewundenen Lauf. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten Floridas, daß einige Flüsse plötzlich unter der Erde verschwinden, andere dagegen ein so mächtiges Quellwasser haben, daß sie, wie der Wakulla, sofort von Booten befahren werden können. Im südlichen Theile bilden die sogenannten Everglades eine merkwürdige Erscheinung. Sie reichen vom südlichen Ufer des Okechobee-Sees etwa 90 englische Meilen nach Süden hin und haben eine Breite von 30 bis 50 Meilen. Das Wasser dieser „nassen Wüstenei" ist süß, die Tiefe beträgt 1 bis 8 Fuß und aus derselben steigen hundert und aber hundert niedrige Inseln als grüne Oasen empor. Ein Theil der Wasserfläche der Everglades, welche einen Flächenraum von mehr als 8 Millionen Acker Landes bedecken, liegt einige Monate im Jahre trocken. Im mittleren Theile der Halbinsel finden wir die Region der „Swamps", deren zahlreiche Sumpfmoräste sich bis über den 29. Grad hinauf erstrecken.

Das ist das allerdings nicht einladende, traurige Bild eines schönen Landes, dem einstens — vielleicht schon in wenigen Jahrzehnten — für Amerika dieselbe Aufgabe zufallen wird, wie Italien für Europa. Schon gegenwärtig versorgt es Amerika mit den herrlichsten Orangen, mit Tabak, Zucker, Baumwolle und Feldfrüchten, während sein mildes Klima es im Winter zum beliebtesten Aufenthalt der leidenden Menschheit macht.

Es war auch im Winter, als ich auf meiner ersten Reise nach Florida dem von Savannah im Staate Georgia kommenden Dampfer dem Tropenlande zufuhr. Man glaubt sich in der That in die Tropen Brasiliens oder Westindiens versetzt, wenn man, von hoher See kommend, in die südlich der Staatengrenze von Georgien gelegene breite Mündung des St. Johns-Flusses hineinsteuert. Die frische scharfe Seeluft wird plötzlich durch eine Wärme verdrängt, die trotz des Wintermonates der Frühlingstemperatur unserer Heimat gleicht. Mit ihr harmonirt die üppige Vegetation der Tropen, denn so weit das Auge reicht, sieht man die niedrigen sandigen

Ufer mit der prachtvollen, immergrünen Lebenseiche, dem Palmettostrauch, allen möglichen Cactusarten nnd Aloën bewachsen, von denen die beiden letzteren ganze Flächen mit ihren aus der Ferne so anmuthigen Umrissen bedecken. Von Kultur ist hier, bis auf ein verfallenes Fort und den hohen, die Einfahrt in den Fluß bezeichnenden Leuchtthurm von Hazard, noch nichts zu bemerken, obschon wir uns nur wenige Meilen von der am St. Johns-Flusse gelegenen Staatshauptstadt Jacksonville befinden. (Der Regierungssitz von Florida befindet sich in Tallahassee.) Die Ufer des Stromes sind hier seicht und die Landungswerften, an denen unser Dampfer hier und da anlegt, reichen deshalb weit in den Strom hinein. Unter den Passagieren, die wir hier absetzten oder aufnehmen, zeigt sich selten ein weißes Gesicht, was unsere Täuschung noch vollständiger macht, und die mit elendem Baumwollzeug aufs dürftigste bekleideten, häufig halb nackten Neger (im Winter!) drängen sich massenhaft heran, um dem großen Ereignis ihres elenden täglichen Lebens, der Ankunft des Dampfers, beizuwohnen. Dumm, schmutzig, halb verhungert, mitunter ohne alle Bekleidung bis auf eine kurze Schürze, so repräsentiren sich diese ehemaligen Sclaven und gegenwärtigen „Gentlemen", diese Afrikaner, welche mit dem hochgebildeten Weißen die gleichen Rechte besitzen und mit ihm vor dem Gesetze auf derselben Stufe stehen. Ihre Hütten, die hier und da am Ufer entlang zerstreut liegen, zeugen von bitterster Armuth und Trägheit. Von Fenstern ist meist keine Spur zu finden. Lose, halb verfaulte, von irgend einem gestrandeten Schiffe herrührende Bretter werden zur Nachtzeit als Thüre verwendet, um dem scharfen Luftzug, aber auch den wilden Thieren den Zutritt zu verwehren. Ein Weißer könnte auf diesen schlammigen Ufern des St. Johns nicht leben, nur an einzelnen, höher gelegenen und trockeneren Stellen führt er ein elendes, durch Wechselfieber noch verschlimmertes Dasein. Der Neger aber wird von den Miasmen des Flusses nicht berührt, und selbst in den günstigsten Länderstrichen von Florida geht es ihm, in Bezug auf seine Gesundheit, besser als dem Weißen. —

Das Anhalten auf den Stationen des St. Johns währt nur kurze Zeit und geschieht in südländisch-nachlässiger Weise, die den Europäer anfänglich nicht wenig wundert. Der Bug des Bootes streift an der Landungsbrücke, in einiger Entfernung von ihr vorüber, dann heißt es: „Spring, Kerl!" und zwar umso weiter, je schwärzer die Farbe des betreffenden Passagiers ist. Der Neger hat bei dieser kategorischen Landungsmethode den weitesten Satz zu wagen, gewöhnlich erreicht er das Ufer gleichzeitig mit einem Hagel von Säcken, Fässern und Kisten, die ihm, als hierher gehörig, ohne Rücksicht auf den Inhalt nachgeworfen werden. Nicht selten bleibt er mit der Waare gleichzeitig auf der Landungsbrücke liegen oder fällt in den trüben Fluß hinab, um erst von seinen farbigen Landsleuten ans Land gezogen zu werden. Glücklicherweise weicht die Kleidung dieser „ackerbauenden Gentlemen" so



Altspanische Missionskirche in Californien.

wenig von unseren europäischen Badehosen ab, daß man bei dem bekannten Schmutz der Neger dieses komische Anslandsetzen derselben beinahe als civilisatorische Mission der Dampfer betrachten könnte.

Doch weiter! Der kleine Dampfer wühlt sich mühsam durch die trüben Gewässer des breiten Stromes. An einzelnen erhöhten, vom Walde befreiten Stellen sieht man hübsche, von Palmen überschattete Häuschen europäischer Einwanderer, die desto häufiger werden, je weiter wir stromaufwärts fahren, und nach wenigen Meilen haben wir Jacksonville erreicht.

Gelegentlich meines zweiten Besuches von Florida im Jahre 1884 war die Eisenbahn durch Georgien nach Jacksonville bereits vollendet, aber die Gegenden, die wir auf dem Wege dahin durchfuhren, waren auch weit entfernt davon, als das Paradies für Einwanderer oder gar für Brustleidende zu gelten, als welches Florida dank einer über alle Maßen großartigen Reklame heute verschrieen ist. Sandwüsten mit hochgewachsenen, dünnen Fichten, Sümpfe, Kaktus- oder Palmettosteppen bilden die Landschaft zu beiden Seiten der Bahn, und dieser Anblick wird auch Demjenigen zu Theil, der auf den in den letzten Jahren nach Süden und Westen gebauten Bahnen Ausflüge unternimmt. —

Jacksonville ist entschieden die erste und bedeutendste Handelsstadt, man könnte sagen das New-York Floridas; der Fingerhut voll Civilisation, dessen sich der Staat rühmen kann, ist hier in der Metropole des St. Johns-Flusses pillenweise recht sorgsam vertheilt. Die Eisenbahn war es, welche dieses Minimum nach Jacksonville brachte. Aber auch dies nimmt uns Wunder, denn zumeist laufen die Züge von den elenden sägeblattartigen Schienen rechts uud links in die Sümpfe oder ins freie Feld. Es giebt auf Gottes weiter Erde wohl keine elendere Bahn, als diese, und es ist durch die Statistik erwiesen, daß hier anfänglich jeder dritte Zug von irgend einem Unglücksfalle betroffen wurde. Die Hauptverkehrslinie von Florida ist deshalb auch noch immer der St. Johns-Fluß geblieben; dieser schönen Wasserstraße allein ist es zuzuschreiben, wenn in neuerer Zeit so viele Weiße sich im Innern von Florida angesiedelt haben.

Jacksonville zieht sich mit seinen breiten geraden Straßen, ziemlich stattlichen Gebäuden und großen Hôtels amphitheatralisch an dem Flußufer hinauf, und die weiten Balcons und Veranden an den Häusern und das überall durchschimmernde dunkle Grün der Palmen, Cypressen und vor allem der Orangenbäume geben dem Orte ein recht freundliches Aussehen. Aber auf dieses Aussehen beschränkt sich großentheils das Anziehende der Stadt. Das sahen wir, als wir uns in dem besten Hôtel der Stadt einlogirten. Jacksonville ist nämlich nicht nur die Hauptstadt Floridas, sondern gleichzeitig auch der Hauptsitz der scheußlichsten — Insekten, die nur jemals zum Aerger der Menschheit erschaffen wurden.

Vor Allem der Mosquito's. Man erzählte (und wir fanden diese anscheinende Münchhauseniade durch andere Quellen mehrfach bestätigt), daß diese Insekten in den heißen Sommermonaten manchmal so massenhaft erscheinen, daß ihre Schwärme nicht allein Lampen auslöschen, sondern auch das Anzünden von Feuern im Walde absolut unmöglich machen. Gewiß ist jedoch, daß weiter südlich, am Halifax-Flusse, neu angekommene Einwanderer ihre ganz bedeutenden Niederlassungen aufgeben mußten, weil sie sich dieses Ungeziefers nicht mehr erwehren konnten und Manche, durch die fortwährende Schlaflosigkeit, nahe daran waren, ihren Verstand zu verlieren.

Ebenso lästig, aber noch gefährlicher sind die Sandflöhe, die wie die Mosquito's ganze, sonst äußerst fruchtbare Länderstrecken durch ihr massenhaftes Auftreten unbewohnbar machen. Sie werden von den Amerikanern „Jiggers" genannt. Diese kleinen, kaum sichtbaren Ungethüme bohren sich durch Leder und Kleidung bis auf den Körper des Menschen und setzen sich unter der Haut fest, äußerst schmerzhafte, gefährliche Beulen von der Größe einer Erbse bildend. Das Herausschneiden dieser Eindringlinge ist mit großer Gefahr verbunden, es hat sich deshalb auch in Florida eine eigene Klasse von Jiggerdoktoren herangebildet, die für einige Cents amerikanischen Geldes diese Operation ziemlich geschickt vollführen.

Diese zwei satanischen Insekten bilden ganz entschieden ein bedeutendes Hinderniß der Besiedlung Floridas. Bei dem sumpfigen Terrain gesellen sich dazu noch alle möglichen Fieberarten, unter denen natürlich das Wechselfieber eine große Rolle spielt. Von den Alligatoren bekamen wir in Jacksonville vorderhand nur jene harmlosen jungen Thierchen zu sehen, welche zu Tausenden in den südlicheren Gebieten Floridas abgefangen werden, und hier in jedem Hôtel, jedem Barbier- oder Zeitungsladen in Glasbehältern eine zwischen Sand und Wasser getheilte Existenz fristen. Die jungen Alligatoren von anderthalb bis zwei Fuß Länge, bilden einen ganz ausgiebigen Handelsartikel Jacksonvilles, denn kaum ein Besucher Floridas verläßt das Land, ohne einige dieser jungen Thiere entweder lebend, oder doch ausgestopft mit nach dem Norden zu nehmen. —

Dank einer ausgiebigen Reklame hat sich Jacksonville zu einem „Winter Kurort" entwickelt. Um dem hübschen, mit Orangen bepflanzten Square stehen großartige Hôtels, in denen sich im Winter viel fashionables Leben zeigt, sowie ein neues Theater, das im Jahre 1884 auf eigenthümliche Weise eröffnet wurde. Minnie Hauk, die berühmte amerikanische Sängerin, war auf ihrer Reise durch den Süden auch nach Savannah gekommen. Den „Machern" von Jacksonville war es vom größten Werth, das neue Theater durch eine Berühmtheit eröffnen zu lassen, und dank einem brillianten Honorar-Antrage war es ihnen gelungen, die Künstlerin zum Besuch Floridas zu bewegen. Sie kam in Jacksonville an. Das Theater sollte am folgenden Abend eröffnet werden, aber der Bau war kaum bis zum ersten Stockwerk gediehen.

Den schlauen Yankees machte dies keinen großen Kummer. Statt in Stein weiter zu bauen, wurde der Bau in aller Eile durch ein hölzernes Flugdach provisorisch eingedeckt, zur Nachtzeit bei elektrischem Lichte mit einer Bühne, Stühlen und Bänken versehen, den folgenden Tag mit Blumen, Guirlanden und Fahnentrophäen geschmückt, und am Abende glücklich durch Minnie Hauk eröffnet. Das Ereigniß der Eröffnung eines Theaters in Jacksonville wurde hierauf nach allen Hauptstädten Amerikas telegraphirt, und ein weiterer Schritt zur Herbeiziehung des fashionablen Publikums aus dem Norden war damit erreicht. Am Tage nach der Eröffnung wurde die

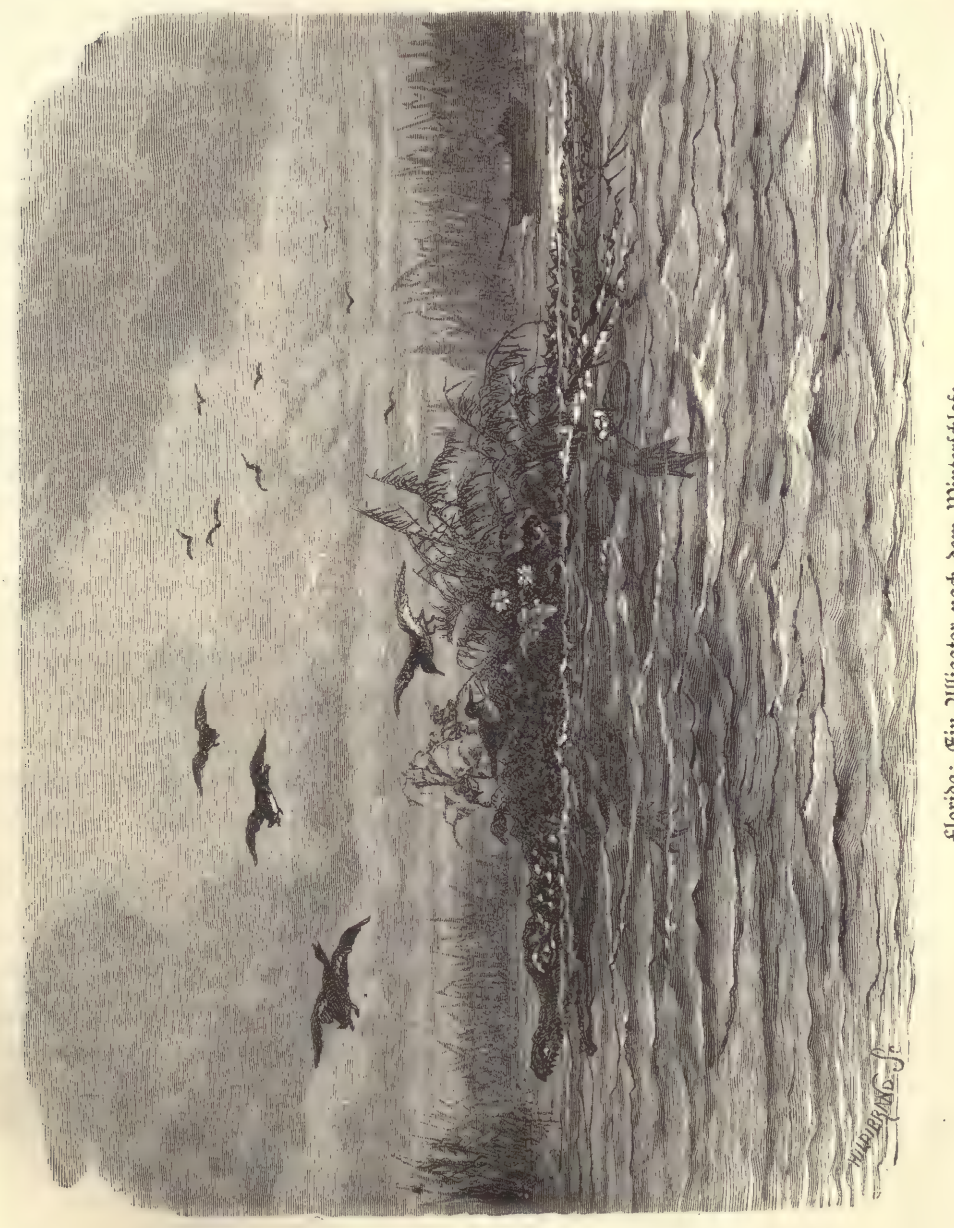


In Florida: Die „Everglades".

provisorische Construction wieder zusammengerissen und der eigentliche Theaterbau weiter fortgesetzt.

Jacksonville ist hauptsächlich eine Handelsstadt und ein viel besuchter Winteraufenthalt. Von Industrie ist jedoch nicht die geringste Spur vorhanden, ja selbst mit Schustern und Schneidern hat es seine liebe Noth. Alle Bedürfnisse des Lebens werden vom Norden eingeführt; die hier und da nothwendigen Flickereien der Kleider besorgt irgend ein schmutziger, alter Neger, wenn man den Muth hat, ihm dieselben anzuvertrauen. Aber im Handel, als die Durchzugsstadt aller für die Ansiedler Floridas bestimmten Waaren und als Hauptsitz des Landverkaufes an

Einwanderer, hat Jacksonville ziemliche Bedeutung. Diesen Ländereien mit ihren Tabak-, Baumwoll-, Reis- und Zuckerplantagen waren unsere folgenden Ausflüge



Florida: Ein Alligator nach dem Winterschlafe.

gewidmet und es seien hier nur einige Daten über den Preis der Ländereien und ihre Einrichtung angeführt.

Neben dem Waldlande, das weitaus den größten Theil des Staates bildet (von den 37 Millionen Ackern sind 30 Millionen Acker Waldland) findet man auf der Halbinsel noch „Swampland" und hohen und niederen „Hummock". Die Swampländer haben den reichsten und fettesten Boden, der in der That unerschöpflich genannt werden kann, sobald er mit Wasserabzugsgräben versehen wird. Am vorzüglichsten gedeiht hier das Zuckerrohr, dessen Ertrag das Doppelte der Plantagen von Louisiana erreicht. Der Preis dieser etwa eine Million Acker umfassenden Ländereien beträgt zwei Dollars pro Acker.

Die Hummocks unterscheiden sich von den Waldländereien dadurch, daß ihr Boden mit dem üppigsten Strauch- und Schlingpflanzenwuchs überdeckt ist, während das „Pineland" offen ist. Die niederen Hummocks unterscheiden sich nur wenig von sumpfigem Waldlande. Wenn ihr Boden sich auch sehr gut für Zuckerrohr und Reis eignet, so ist doch ihre Urbarmachung mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Deshalb ist auch ihr Preis so niedrig gestellt, daß man für 25 bis 30 Dollars hundert Acker kaufen kann. Besser ist der hohe Hummock, aber am günstigsten für die Urbarmachung bleiben doch die Swampländereien, deren Preis hauptsächlich von ihrer Zugänglichkeit abhängt.

---

2. Der St. Johns-Fluß und San-Augustin.

Der St. Johns-River ist der größte und bedeutendste Strom des „Italiens" von Amerika. Von Süden nach Norden, parallel mit den Meeresküsten das Land durchfluthend, bildet er gleichzeitig die Hauptverkehrsader desselben. Bei einer Strecke von über 150 Meilen besitzt er nirgends weniger als anderthalb Meilen Breite, er könnte eigentlich deshalb und seiner gewaltigen Wassermassen wegen bis an seine Quelle in den Cypressensümpfen von Brevard County, als eine Reihenfolge von großen Seen angesehen werden. Ein nur an sehr wenigen Punkten gelichteter Urwald bedeckt seine Ufer an beiden Seiten, aber dabei bilden diese Ufer doch die bevölkertsten Theile der ganzen Halbinsel, überall wachsen kleine Städtchen und Ansiedlungen aus dem Urwalde empor. Jacksonville ist natürlich der Haupthafen des Johns-Flusses, und wie sehr der Yankee aus New-York und Boston die landwirthschaftlichen und sonstigen Vorzüge Floridas würdigt und auszubeuten versucht, geht schon daraus hervor, daß trotz der äußerst geringen Bevölkerung des ganzen Gebietes (Jacksonville zählt 15,000 Einwohner und das ganze übrige Stromgebiet kaum ebensoviel) doch schon drei tägliche Dampfschifffahrtlinien auf dem St. Johns entstanden, zu denen noch zwei halbwöchentliche gezählt werden müssen. Auf diese Weise öffnet man ein Land dem Verkehre, der Kultur! — In Amerika wartet man nicht, bis ein Land

besiedelt und cultivirt ist; noch bevor das erste Tausend Ansiedler vorhanden, findet man bereits eine Eisenbahn- oder eine Dampferlinie. Die Eigenthümer derselben wissen sehr wohl, daß sie in den ersten fünf Jahren mit den größten Verlusten arbeiten werden; allein sie wissen auch, daß sie dadurch allein die Besiedlung des Landes möglich machen und in den zweiten fünf Jahren alle Verluste doppelt wieder erhalten. Dazu kommt für den Ansiedler der Segen großer Koncurrenz, der die Willkür der Dampferlinien in Bezug auf Abfahrtszeiten, Preise u. s. w. in das gerade Gegentheil verwandelt. So zahlten wir beispielsweise schon 1877 für die Fahrt von Jacksonville nach Tocoi, dem 53 Meilen entfernten Ladeplatz der Stadt St. Augustin, auf einem vorzüglich-eingerichteten schnellen Dampfer nur 2 Dollar.

Es war eine bunte Gesellschaft von Passagieren, die mit uns die breite Wasserstraße hinab nach dem Süden fuhr. Florida ist nämlich nicht nur das Ziel von Jägern, Ackerbauern und Einwanderern, sondern auch ein Hauptwallfahrtsort für Kranke und Brustleidende. Dazu kommen noch die zerlumpten einheimischen Neger, welche ja die Hälfte der Gesammt-Bevölkerung Floridas bilden. Die Fahrt auf dem tropischen Strome ist herrlich. Die üppige Vegetation, die Palmen, Orangen, Magnolien, Cypressen, die mit Schlingpflanzen überdeckt und von zahllosen Vögeln und Eichhörnchen bevölkert, die beiden Ufer begrenzen; die breite, ruhige Wasserfläche des Stromes, an einzelnen Stellen mit hohem Schilf, großblätterigen Sumpfpflanzen und Alligatoren bedeckt, die damals ruhig wie Baumstämme auf dem Wasser lagen und sich von der Sonne bescheinen ließen; hier und da ein Fisch oder der riesige Kopf eines Alligators oder einer Wasserschlange, die über die Oberfläche emporkamen und stets das Ziel einer Kanonade waren, die aus allen Büchsen und Revolvern der Dampferpassagiere auf sie eröffnet wurde, — alles dies verlieh der Stromfahrt, besonders für den Europäer, unendlichen Reiz.

Heute hat es mit den Alligatoren im Unterlaufe des St. Johns freilich ein Ende genommen. 1884 bekamen wir dort ebenso wenig von Alligatoren zu Gesicht, wie drei Jahre vorher auf der Nilfahrt zum ersten Katarakt an Krokodilen. Freilich sind sie noch in ansehnlicher Zahl auch im Unterlaufe des St. John Flusses vorhanden, aber sie haben Pulver und Blei kennen gelernt, und sobald sie aus der Ferne die Dampfer kommen hören, stürzen sie sich in den Fluß, unsichtbar bleibend bis die Gefahr vorüber ist. Hunderttausende, wenn nicht Millionen Alligatoren, sind in dem letzten Jahrzehnt in Florida erlegt worden. Die Mode hat sich ihrer Zähne und ihrer Haut bemächtigt. Alligatorenleder gehört zu den Stapelartikeln in europäischen und amerikanischen Hauptstädten, und die Hauptmenge desselben kommt eben aus Florida und Zentral-Amerika.

Längs der Ufer des St. Johnflusses sind in den letzten fünf bis sechs Jahren „Booms" (so nennt man in Amerika das plötzliche Aufblühen eines Landes), eine

ganze Anzahl Plantagen, Städtchen und Städte entstanden, zunächst Hibernia, wo ein ganz vortreffliches, hübsch gebautes Hôtel die dorthin bestimmten Curgäste aufnimmt. An demselben Ufer liegt das kleine, freundliche Oertchen Magnolia und noch weiter Green Cove Spring, wo sich dem Patienten in einer krystallenen Schwefelquelle ein herrliches und mindestens krokodilfreies Bad darbietet, denn die Flüsse waren früher derart mit Alligatoren überfüllt, daß sie an manchen Stellen den Stromspiegel buchstäblich bedeckten. Die Monotonie der Ufereinfassung bleibt dieselbe, so weit man auch kommt. Immer der hohe Urwald, mit dem lang herabhängenden Moos, seinen Fichten, Föhren, Magnolien und Palmen.

Es gab bis vor wenigen Jahren keinen Fußbreit Landes auf der ganzen Strecke vom Ufer des St. Johns bis nach dem Meere, der nicht mit Urwald bedeckt gewesen wäre. Mächtige Föhren, deren Baumkronen erst bei einer Höhe von 16 bis 20 Meter beginnen, schießen kerzengerade aus dem sandigen Boden. Hier und dort, wo eine leichte Vertiefung des Bodens es dem vegetabilischen Moder vieler Jahrhunderte gestattete sich zu sammeln, streben die köstlichsten Magnolien, die wilde Orange, die Palme und die Lebenseiche aus dem Marschboden hervor. „Hummocks" nennt man diese Punkte, in denen hauptsächlich sich die ungezügelte Wildheit des floridanischen Urwaldes darbietet. Zahllose Schlinggewächse winden sich um die kirchthurmhohen, schlanken Stämme, überbrücken häufig den Raum zwischen dem einen und dem anderen, steigen dann wieder bis in die Gipfel hinauf und hängen von dort in malerischen, prachtvollen Geflechten mit ihrem dunklen Grün zur Erde herab. Neben diesen üppigen Pflanzen zeigt sich das lichte, staubartige Grau jenes Mooses, welches nur der Urwald erzeugt und, das sich in langen, wirren Flechten, die häufig 3—4 Meter Länge besitzen, an die Zweige heftet. Der Boden ist über und über mit dem Palmettostrauche bedeckt, jener wunderlich-schönen Pflanze, deren einzelne Blätter im Norden Amerikas als Fächer verwendet werden und aus deren Fibern die Eingeborenen schöne Geflechte herstellen. Hohes Rohr, dem Bambus ähnlich, zeigt sich ebenfalls da, wo sich in einer Bodenvertiefung etwas Feuchtigkeit ansammelte, und zwischen all diesen Pflanzen wuchert das Unkraut in jeder Form und Größe.

Kein Wunder daher, daß bei dem Schutze, den diese endlosen, Hunderte und Tausende von Quadratmeilen großen Wildnisse sich selber angedeihen lassen, die Thierwelt Floridas, selbst bei dem gänzlichen Mangel aller Jagdordnungen, aller Thierschonung und bei dem schreckenerregenden Zustrom von Waidmännern keine wesentliche Verminderung erfährt. Das gewöhnliche amerikanische Reh ist in Ueberzahl vorhanden und bildet das hauptsächlichste Nahrungsmittel der „Cracker", wie man diejenigen Ansiedler in den südlichen Staaten nennt, die sich an irgend einem beliebigen Punkte niederlassen, um von der Jagd, dem Fischfang und dem Anbau des für ihre



Florida: Straßenscene in St. Augustin.

eigenen Bedürfnisse hinreichenden Maises ihren Lebensunterhalt zu suchen. Der schwarze Bär kommt hier häufig und in Exemplaren vor, die ihre 250 Kilogramm wiegen, der Panther und die wilde Katze werden, obgleich seltener, doch in jedem Jahre in erheblicher Zahl erlegt und — gegessen! Große Heerden wilder Truthühner durchziehen mit dem Reh die Wildniß und werden, obschon zur Tageszeit sehr scheu, spät Abends beobachtet, wenn sie sich zur Nachtruhe in die Bäume setzen, und bei Tagesanbruch geschossen. Wo es Truthühner und dabei auch unzählige Wachteln giebt, da fehlt Meister Reinecke natürlich auch nicht, und nicht minder zahlreich vertreten sind der Waschbär, das Opossum, das Fuchseichhörnchen, der Luchs und namentlich — wie erwähnt — die wilde Katze, die hier bis zu einem wahren Monstrum heranwächst und sehr viel Schaden anrichtet.

Von den gefiederten Bewohnern Floridas wären noch die verschiedenen Reiherarten zu erwähnen, die an den Sümpfen und an den kleinen Seen, die der Urwald aufweist, sehr zahlreich vorhanden sind, sich aber selten an die Seeküste wagen, wo jedoch andere verwandte Gattungen ihr Wesen treiben. Besonders hervorzuheben ist der große graue Reiher, ein ebenso schöner Vogel als köstlicher Braten. Auch die Waldtaube ist äußerst zahlreich und mit ihr eine Art Turteltauben, die in großen Schwärmen im Walde haust. Die schon geschilderten „Hummocks" sind die hauptsächlichsten Tummelplätze der Vierfüßler wie der erwähnten Vogelarten, welch' letzteren sich viele Singvögel von köstlichem Gefieder zugesellen, wie wir sie nur in Brasilien und Mexiko finden. Auch das Ungeziefer und die Schlangen liegen gerne in diesen gefährlichen Niederungen, mit Ausnahme der Klapperschlange, die den trockenen Boden vorzieht und leider auch diesen gefährlich macht. Dagegen sind sie das Hauptrevier der giftigen Mocassinschlange, während die Cypressensümpfe wieder das Paradies des Alligators zu sein scheinen.

* * *

St. Augustin ist die älteste Stadt von Amerika, denn sie wurde 1565, also vor mehr als drei Jahrhunderten von dem spanischen Gouverneur von Florida, Menendez, gegründet. — Besonderen Wachsthums hatte sich diese Urgroßmama unter den amerikanischen Städten gerade nicht zu freuen, denn sie zählt heute noch immer ihre stereotypen 2000 Einwohner, wie vor hundert und zweihundert Jahren. Wo der Spanier, der Franzose, der Neger und der Indianer zusammen wohnen, da kann es keine besonders productive Mischung geben, denn aus diesen genannten Völkern und Rassen ging jene sonderbare Menschenfamilie hervor, welche heute die Bevölkerung St. Augustins bildet.

Noch vor einigen Jahren hatte St. Augustin des Neuen, Modernen nur wenig aufzuweisen. Wohin man sich auch wenden mochte, überall eine Alterthümlichkeit,

eine Ruhe, die eher an einen alten Klosterhof als an eine Stadt Amerikas erinnerte. — Die Straßen waren so eng, daß nur mit Mühe ein Wagen dem anderen ausweichen konnte. Hier und dort zerbröckelnde Festungswerke, darunter das alte Fort Marion. Kleine ein- und zweistöckige Häuser mit weit hervorstehenden Altanen, niedrige Dächer, kleine Fenster, Seitenthüren, durch Dachvorsprünge gedeckt; Ruinen von Gebäuden in altspanischer Architektur, auf denen noch mancherlei alte Wappen und in Stein gehauene Inschriften prangen, sind noch in Menge vorhanden. Diese eigenthümliche Bauart der alten Häuser hatte entschieden einen gewissen behaglichen und zugleich vornehmen Anstrich. Die Wohnungen sind des heißen Klimas wegen sehr massiv, ihre dicken Mauern halten die inneren Räume auch im heißesten Sommer stets kühl. In den Hofräumen sieht man mit Fontainen geschmückte Rasenplätze; an den Mauern, Erkern und Pfeilern ranken schöne, blätterreiche Schlingpflanzen empor: Lianen, Vanille und Passifloren, die dem ganzen Straßenbilde einen malerischen Anblick verleihen.

Seit wenigen Jahren hat sich jedoch dieses Städtepanorama, dank der Einwanderung der Yankees, sehr verändert. Freundliche Villen, umgeben von Orangenhainen, von riesigen Magnolien, hohen Oleanderbäumen und anderen halb tropischen Gewächsen, liegen zu beiden Seiten der breiten Straße, welche vom Bahnhof aus nach der Stadt führt. Weiterhin dehnt sich die Plaza de la Constitucion aus, ein großes, mit schönen schattigen Bäumen bepflanztes Viereck, dessen Seiten von der uralten spanischen Kathedrale, hübschen Hôtels und reizenden Privathäuschen gebildet werden. Diese Plaza ist der eigentliche Cursaal von St. Augustin, denn unter ihren Bäumen sammelte sich Jung und Alt, flanirt der Curgast neben dem Einheimischen, seufzt der Kranke und lacht der Gesunde, vom frühen Morgen bis zum Abend. Es wird wenige Plätze in Amerika geben, auf denen man sich besser und angenehmer langweilen kann, als eben hier. Nur am Sonntag beim Kirchengange bietet sich dem Besucher Florida's ein interessantes Schauspiel: die verschiedensten Menschentypen und die schärfsten Gegensätze der Civilisation. Hier der Neger, nur mit einer Art Hosenschurz bekleidet, der nach oben bis zu den Hüften, nach unten bis an die halben Schenkel reicht, dagegen Oberkörper und Beine vollständig nackt läßt. Dort sieht man den weißen Trapper und Jäger, den rothhäutigen ernsten Indianer mit Mocassins und einem Ueberwurf aus Hirsch- oder Wolfsfell, den amerikanischen Pflanzer mit großem, breitrandrigem Strohhut und weißer Leinenjacke, endlich den unvermeidlichen Yankee in engen dunklen Beinkleidern, schwarzem Gehrock und hohem „Cylinderhut", diesem Symbol aller Civilisation. Zwischen diesen heterogenen Volkstypen sieht man Negerinnen mit kurzen buntfarbigen Röcken und ebenso bunten Kopftüchern um den schwarzen schmutzigen Krauskopf. Die Mulattinen und Mestizzen zeigen sich in noch viel weniger Toilette. Ein Stück geblümtes Kattunzeug, naqua genannt,

verbirgt ihre Hüften profanen Blicken und ein Kamisol mit offenen Armlöchern bedeckt ihren Oberkörper. Aber auch blonde, schöne amerikanische Misses stolziren in den modernen Toiletten umher, während die spanischen Señorita's noch die andalusische Mantille und den weiß und gelb gestreiften Reboso tragen. Kleine, schmutzige, zerlumpte Negerknaben und vagabundirende Mestizzen spielen im Sande oder wälzen sich mit den Schweinchen um die Wette auf der Straße umher. Ihre ganze Bekleidung gleicht jener ihrer vierfüßigen Spielgenossen, nur ist sie reicher — um einen Strohhut und eine Cigarre. Natürlich sind schwarzes Haar und dunkle Augen bei dieser Mischbevölkerung St. Augustins vorherrschend. Man hört Französisch und Spanisch in verschiedenen Dialecten, daneben ein schlechtes, gebrochenes Englisch, so daß man sich eher nach Algier oder Tripolis versetzt fühlen könnte, als nach den



Die Ruinen der Matanzas Citadelle.

Vereinigten Staaten von Amerika, wenn St. Augustin auch den Schmutz der orientalischen Städte besäße; aber darin zeigt sich die amerikanische Stadt. Ueberall ist Ordnung und Sauberkeit, sogar in den alten spanischen Straßen.

Auf dem Marktplatz kann man den Fisch- und Früchtereichthum Florida's am besten erkennen. Große mit Ochsen bespannte Karren bringen ganze Berge von Früchten und Gemüsen, die auf weißen Laken aufgehäuft oder in Körbe vertheilt werden. Schwarze Fischer in Strohhut und Schwimmhose bringen ihre in Austern, Fischen, Schwämmen u. s. w. bestehende Ausbeute auf langen Stangen hierher. Die Fleischer, in nichts weniger als anmuthiger Kleidung, stehen mit dem Messer bereit, um den bereits aufgehängten Lämmern und Ferkeln, Truthühnern und Enten den Todesstoß zu geben, denn alle diese Thiere müssen des heißen Klima's wegen lebendig

zu Markt gebracht werden. Alles ist in größter Menge, in prächtigen Exemplaren und zu fabelhaft billigen Preisen vorhanden, sodaß man sich — wenigstens in Bezug auf die Befriedigung des Gaumens und des Magens — das Leben hier paradiesisch vorstellen kann. Dazu kommen noch die weitberühmten floridanischen Früchte: Datteln, Riesenananas, Granatäpfel, Feigen, Orangen, Pfirsiche, Citronen, Bananen — alle in gewaltigen Haufen neben einander, die von den New-Yorker und Bostoner Frucht-händlern aufgekauft werden.

An Rindvieh ist der um St. Augustin gelegene Theil Florida's nicht sehr reich. Dagegen besteht in Rindvieh der Hauptreichthum des mittleren Florida, eines tropischen Gebietes von etwa 20,000 Quadratmeilen mit blos 9000 Einwohnern. Die meisten der letzteren wohnen nahe den Küsten in großen Farmen, die etwa 30—40 Meilen von einander entfernt liegen. Das ganze Land um sie herum bis an die jenseitigen Meeresküsten der Halbinsel ist eben, wie eine Tischfläche, es besteht aus von Hummocks und Wiesen unterbrochenen Cypressen- und Pinienwäldern und Prairien. Die Hummocks sind mit ihrem sandigen Boden und hohem Baumwuchs nicht für Weideplätze geeignet. Desto reicheres, fetteres Gras besitzen die Prairien, und darauf weiden Rindviehheerden von Hunderttausend und mehr Köpfen, von denen alljährlich ein entsprechender Theil nach dem Norden, nach Jacksonville und anderen Städten verschifft wird.


Die Kathedrale von St. Augustin.

Dringen wir nun in den Straßen St. Augustin's weiter. — Zwischen den kleinen niedrigen Balkonhäusern mit ihren Seitentreppen und ihren Thorwegen, inmitten alles dessen, was den alten spanischen Typus trägt, streben Neubauten hoch empor, so zierlich und so geschmackvoll, daß sie in anderer Umgebung als wahre Perlen gelten würden, hier aber den Eindruck machen, den etwa eine alte, mit neuem Tuch geflickte Hose hervorruft. Da stehen sie, diese modernen, in harmonischem Farbenschmuck prunkenden Häuser, mit ihrem Yankeeaussehen, ihrer der neuesten Zeit entnommenen Einrichtung mitten unter den Ueberresten einer Jahrhunderte zurück datirenden Kultur. Dazu kommt noch eine Anzahl gewaltiger Hôtelbauten wie das St. Augustinhôtel, das Magnolia-House u. s. w., von denen die beiden genannten allein die ganze Bevölkerung der Stadt in sich aufnehmen könnten. Selbst ein Nachtklub hat

sich hier bereits etablirt, sein zierliches Häuschen ist eines der hübschesten Gebäude der Stadt. Als den neuesten Bevölkerungszuwachs erhielt St. Augustin 1886 die letzten Reste der wilden, überwundenen Apachen, welche hier in dem Militärfort internirt wurden.

St. Augustin liegt unter dem 29. Breitengrade, am Eingange einer großen und sicheren Bucht, etwa zwei englische Meilen vom Meere entfernt. Leider ist die Einfahrt zu dem Hafen stark versandet, sie muß durch Baggern von Zeit zu Zeit vertieft werden. Der flache Strand erhebt sich nur wenig über das Meer, das hier an Fischen der verschiedensten Art überreich ist, und bei jedem Fischzuge eine unglaublich reiche Ausbeute gewährt.

3. Süd-Florida und die Keys.

Die Geographie von Florida ist in vielen Stücken noch sehr unsicher, und jeder Tag kann dort sehr wesentliche Berichtigungen der Landkarte bringen; ist doch im ganzen weiten Gebiete der Union, kaum im fernen Westen, kein Gebiet so völlig unbekannt geblieben, wie die Südspitze von Florida. Hier erfüllt ein ungeheurer Sumpf, nur wenig über das Meeresniveau erhaben, den ganzen Raum südlich vom 28. Grad nördlicher Breite, nur selten einmal an seinen Rändern betreten von streifenden Jägern, bewohnt dagegen von Unmassen von Alligatoren und Schlangen, die Luft erfüllt von unzähligen Moskiten. Diese „Everglades" oder Pay-hay-o-kee wurden einst viel genannt, als die letzten Reste der Seminolen, aus ihrer fruchtbaren Heimath in Georgia durch die Weißen verdrängt, sich neue Sitze in Süd-Florida suchten und, auch hier wieder bedrängt, sich endlich 1842 zu einem Verzweiflungskampfe erhoben, der die Unions-Soldaten zehn Jahre lang in Athem hielt. In dem Everglades fanden sie immer sichere Schlupfwinkel, in welche ihnen kein Weißer zu folgen wagte, und als sie endlich der Uebermacht erlagen und sich nach dem Indianer-Territorium verpflanzen lassen mußten, blieben immer noch einige Hundert in den liebgewonnenen Sitzen zurück. Ihre Nachkommen sind heute noch fast die einzigen Bewohner Süd-Floridas, besonders des Landes zwischen den Sümpfen und dem Mexikanischen Meerbusen; nur dicht am Meere finden sich Ansiedlungen von Weißen und einzelne Plantagen, die etwa 30—40 Meilen von einander entfernt liegen.

Erst die neueste Zeit hat die Aufmerksamkeit wieder auf diese Südspitze Florida's gelenkt. Der Verkehr mit den amerikanischen Südstaaten geht nämlich ganz durch den Bahama-Kanal und die Florida-Straße, das heißt zwischen Florida einerseits und den Bahama-Inseln, sowie Cuba andererseits, hindurch. Es ist dies ein gefährliches Fahrwasser, unsicher gemacht durch zahlreiche Korallen-Inselchen, Cays oder Keys genannt, die sich um die Südseite der Halbinsel als Kette hinziehen und in den nach den zahlreichen Schildkröten, Tortugas, genannten Fels- und Sandbänken

enden. Südlich davon, durch einen fahrbaren Kanal davon getrennt, liegt das Florida-Riff, eine Korallen-Bank. Schwere Stürme suchen häufig diese Gewässer heim, und in den Jahren 1847 bis 1881 sind an den Riffen nicht weniger als 900 Fahrzeuge gestrandet und zumeist verloren gegangen, zusammen im Werth von etwa 30 Millionen Dollar. Schiffen, die nach dem Mississippi bestimmt sind, wird die Fahrt ganz besonders durch den Golfstrom erschwert, der mit voller Gewalt aus dieser Enge hervorbricht und Segelschiffen nur bei ganz günstigem Winde die Durchfahrt gestattet. Dieser Uebelstand mußte zu dem Projekt eines Kanals durch die niedrige Halbinsel Florida drängen, und man hat die Kosten einer solchen 200—225 Meilen langen Wasserstraße, welche die Durchfahrt von zwei Dampfern erster Klasse gestattet, auf 45,000,000 Dollar berechnet. Ein solcher Kanal würde die Entfernung zwischen New-Orleans und Liverpool um 225 Meilen verkürzen und sowohl den Dampfern, wie Segelschiffen, die in den und aus dem Golf von Mexiko kommen, 3—7 Tage an Zeit ersparen. Bei diesem Projekt spielt der ausgedehnte See Okee-cho-bee, welcher am Nordende der Region der Everglades liegt, eine große Rolle, und es erschien daher wünschenswerth, ihn und die anstoßenden Everglades genauer zu erforschen. Zu diesem Zweck begab sich im vorigen Jahre eine von einer Zeitung in New-Orleans gut ausgerüstete Expedition über Cedar Keys und Punta Rossa nach Fort Meyers an der Mündung des Calcosahatchee und fuhr mit Booten diesen hinauf nach dem Okee-cho-bee-See, um sich von dessen Südende nach der Südspitze der Halbinsel durchzuarbeiten und so die Everglades in ihrer Länge zu durchschneiden. Doch ist der Erfolg des Unternehmens für die Reputation des betreffenden Blattes ein ungleich größerer, als für die eigentliche Erforschung oder gar für die schwebende Kanal-Frage gewesen.*)

An der Küste Florida's florirt auch die Schwammfischerei. Die besten Schwammfischer sind noch heute die Indianer. Das Fischen selbst wird zur Ebbezeit vorgenommen. Die Frauen und Kinder, auf den Schultern einen großen Sack, suchen unter den Felsen die Schwämme auf. Man könnte sie Lumpensammler des Meeres nennen. Die Männer besteigen einen Nachen und sondiren mit den Augen die Tiefe des Oceans; sie haben eine so scharfe Sehkraft, daß sie die Schwämme am Fuße der Felsen durch 6—8 Meter Tiefe bemerken. Sie lösen dieselben geschickt ab, und ziehen sie an einem mit drei Spitzen und zwei Haken, sowie mit einer sehr langen Handhabe versehenen Dreizack herauf. Können sie sich derselben nicht auf diese Art bemeistern, so nehmen sie ein geöffnetes Messer zwischen die Zähne, stürzen sich ins Wasser und schneiden sie von den Felsen ab, an welche dieselben angeklammert sind. Krüge siedenden Wassers erwarten die Schwämme bei der Rückkehr; in sie wirft

*) N. Y. Belletristisches Journal.

man sie hinein, worauf sich ein fettiger Stoff ablöst, der das Wasser trübt. Nach einer Stunde nimmt man sie heraus und taucht sie in Säuren, wodurch sie von den Kalksalzen befreit werden, mit denen sie überzogen sind. In diesem Zustande verkauft man sie auf den Antillen und in den Vereinigten Staaten für häuslichen Gebrauch; doch werden sie weniger geschätzt als die des Mittelmeeres. Mitunter bringen die indianischen Fischer auch verschiedene Muscheln aus der Tiefe herauf, namentlich Kamm- und Perl-Muscheln. Erstere eine Art Mollusken, mit glatter, gezackter, auf weißem Grunde roth marmorirter Schale, sind ein sehr delikates Essen. Die Kammmuscheln schwimmen auf sehr eigenthümliche Art: das Wasser mit Kraft abstoßend, werden sie zurückgetrieben, — die retrograde Wirkung einer Billardkugel. Die Perlmuscheln, größer als die unsrigen, sind grünlich-weiß gestreift. Sie sind an der Küste von Florida ziemlich selten, und man betreibt diese Art der Fischerei deshalb unregelmäßig.

Ein anderes Meeresgebilde, die Koralle, ist besonders reichlich in den obenerwähnten Keys vertreten, eine lange Kette niederer Inseln, welche sich nur wenig, 2—3 oder höchstens 4 Meter über den Meeresspiegel erheben. Sie beginnen beim Cap Florida, wo sie nach der Halbinsel zu konvergiren, indem sie sich in Gestalt eines flachen Halbmondes in südwestlicher Richtung erstrecken. Bei Cap Sable hat sich die Kette so weit von der Küste entfernt, daß ein 40 Meilen breiter Strich seichten Wassers zwischen ihr und den Keys liegt. Weiterhin strecken sie sich mit einigen Unterbrechungen bis 83° w. L., wo die Tortugas ihre westlichste Gruppe darstellen. Sie bestehen entweder aus Ansammlungen todter Korallen, oder aus Korallensand, welcher zu größerer oder geringerer Festigkeit zusammengebacken ist. Ihre Form ist verschieden, gewöhnlich sind sie aber schmal und lang; die größte Längenstreckung liegt zumeist in der Achse der Hauptkette, ausgenommen allein in der Gruppe der Pine-Islands, wo dieselbe rechtwinklig zu ihr steht. Die Mehrzahl dieser Eilande ist so klein, daß selbst die größten, wie Key West und Key Largo, nicht mehr als 10 bis 16 Meilen Länge haben. Viele erreichen kaum eine halbe. In der Breite schwanken sie zwischen 300 bis 700 Meter, und die breiteste hat kaum eine Viertelmeile. Wie verschieden indessen ihre Größenverhältnisse auch sein mögen, so stimmen sie doch alle darin überein, daß sie ihre steilere Seite dem Golfstrom zuwenden, während ein sanfterer Abfall nach den Schlammbänken stattfindet, welche innerhalb ihres Halbkreises liegen. Dieser Gegensatz des Abfalles kehrt überall wieder: er findet sich, so wie hier an den Inseln, auch an den Riffen und an den Steilküsten (Shore Bluffs) der benachbarten Theile der Halbinsel. Das eigentliche Riff zieht, wie schon bemerkt, parallel mit der Hauptkette der Keys, einige Meilen südlich oder südwestlich von derselben; der Abstand beider überschreitet nicht 7 Meilen, welche er bei Key West erreicht. Dazwischen liegt ein schiffbarer Kanal, der

6—12 Meter tief ist, und von der Marquesa- Gruppe bis Cap Florida sich erstreckt. Nur bei Love Key sind nicht mehr als 4 M. vorhanden. Einige kleine Keys erheben sich in größeren Zwischenräumen auf diesem Riff. Bei Cap Florida biegt das Riff gegen die Kette der Keys und die Küste der Halbinsel um. Wenige tiefere Stellen unterbrechen den Verlauf dieses gefährlichen, an Korallenklippen reichen Riffs, welches nur an wenigen Punkten über den Meeresspiegel ragt und die eigentliche Region der lebenden Korallen ist. Todte Korallen beginnen an den schon erwähnten hervorragenden Stellen sich anzusammeln und als Keys sich über das Meeres-Niveau zu erheben. Je nach der Richtung der vorwaltenden Winde, ist auch ihre Richtung und Lage verschieden.



Florida: In den „Swamps".

Key West, jetzt eine bedeutende Marinestation der Vereinigten Staaten, und wichtig durch die daselbst vorhandenen Anstalten zur Hilfe von in Noth befindlichen Schiffen, ist 6 Meilen lang und 2 Meilen breit; sein höchster Punkt liegt 5—6 Meter über der mittleren Fluthhöhe. Das Wasser seiner Brunnen, die nicht über 5 Meter tief sind, fällt und steigt

mit Ebbe und Fluth. Das Felsgestein, aus dem die Insel besteht, ist bröckelig, mit Ausnahme einer mehrere Centimeter dicken, sehr harten Oberflächenschicht. Es unterscheidet sich nur durch größere Festigkeit von dem Kalksand, der von den Wellen beständig an's Ufer geworfen wird. Man findet nur todte Trümmer, keine Koralle in ihrer natürlichen Lebenslage in diesem Gestein. Die Insel besitzt einen schönen Hafen, und bildet den Schlüssel zum Golf von Mexiko, daher ist sie auch stark befestigt. Die zwischen Buschwerk liegenden Häuser dieser südlichsten Niederlassung der Vereinigten Staaten sind hübsche Villen. Das Städtchen Key West ist bekanntlich auch der Hauptsitz der Cigarren-Fabrikation, jedoch nicht aus einheimischem, sondern von der Insel Cuba eingeführtem Tabak.

Die steten Unruhen und Revolutionen in Cuba, sowie die Höhe der Einfuhrzölle auf Cigarren begünstigten das Entstehen dieses Industriezweiges in dem sechs Seestunden von Havanna entfernten Florida'schen Städtchen. Das Durchschnittsgewicht von einem Tausend Cigarren beträgt nämlich ungefähr 14 Pfund. Diese sind mit einem amerikanischen Einfuhrzoll von 2½ Dollar (10 Mark) pro Pfund und außerdem noch mit 25 Procent ihres Werthes belastet (also etwa mit 20 Mark pro 100 Stück). Der rohe Tabak in Blättern dagegen zahlt blos einen Zoll von 35 Cent pro Pfund (M. 1,40), und man rechnet durchschnittlich 20 Pfund Tabak, um ein Tausend Cigarren von 14 Pfund herzustellen. Die Fabrikation der Cigarren in Florida erspart also schon an directem Zoll bei jedem Tausend Cigarren 28 Dollar (112 Mark), ohne des nach dem Werthe berechneten Zolles zu gedenken; dieser letztere dürfte jedoch durch höhere Löhne, Transport des Tabaks von Havanna nach Key-West u. s. w. aufgewogen werden. —

Dieser neu entstandene, bedeutendste Industriezweig Floridas ruht fast ausschließlich in deutschen Händen, und wuchs, wie bemerkt, zu riesigen Dimensionen an, denn die in Key-West fabricirten Cigarren stehen den echten Havannas in keiner Weise nach. Die Seereise, die der Tabak von Havanna nach Key-West zu machen hat, ist nämlich so kurz und unbedeutend, daß derselbe dabei nicht Schaden leiden kann, dabei ist ferner die amerikanische Großfabrikation der Cigarren jener der Cubaner überlegen.

Das ganze südliche Florida, von Key-West nördlich bis zu dem Schauplatz der neuen, mitunter schwindelhaften Städte-Gründungen, also weit über die Hälfte des Staates, ist eine Wildniß.

Es liegt auf der Hand, daß ein so eigenthümlich gestaltetes Land, wie Florida, ein Paradies für den Naturforscher — den Zoologen sowohl, wie den Botaniker — und den Waidmann ist. Schon an der Küste beginnt, wie schon vorher erwähnt, die Jagd-Gelegenheit. Dort streift der Sturmvogel (Procellaria Pelagica) mit weit ausgespannten Flügeln über die Wasserfläche hin, oft im Verein mit einem Schwarm

von Wasserscheerern (Puffinus obscurus), welche sich gierig auf den Köder stürzen. Im leuchtenden Meere selbst ziehen Boniten und Haifische ihre Streifen, große Spritzfische blasen mächtige Wassergarben in die Luft; auch phosphorescirende Mollusken fehlen nicht. Im Walde ertönt das Geschrei zahlloser Vögel. Da sind Kolibris, welche oft eine widerwärtige, schwarze, behaarte Spinne, die Riesenmygale, in ihrem Neste bedroht, dann der Scheerenschnabel (Rhynchops nigra), der sich durch sein lautes Geschrei bemerkbar macht; an den Flüssen zerhacken wilde, blutgierige Seeraben (Corvus ossifragus) gestrandete Fischleichen, oder es stürzt der Phaeton (Phaëton aethereus) aus beträchtlicher Höhe herab, um kleine Fische zu fangen. Ueberall macht sich der Aasgeier (Carthates aura) breit; er ist etwa so groß wie ein Truthahn, braun mit rothen Augen, weißem Schnabel und gelben Beinen. Zu Hunderten sitzen diese gierigen Raubvögel auf den Aesten, lauernd auf den Augenblick, wo sie auf ein gefallenes Stück Vieh oder sonst ein Aas herfallen können. In Verwesung übergehende Alligatorenleichen sind ihnen ein Götterschmaus. Auch der kahlköpfige Adler (Haliaetus leucocephalus), ein sehr muthiger Vogel, hält sich gern am Wasser auf. Dort trifft man auch in unzähliger Menge Pelikane, Möven, Enten und Seeschwalben. Die kleine Krickente (Anas discors) hat ein vortreffliches Fleisch; auch Bekassinen (Scolopax Wilsonii), größer als die europäischen, sonst aber denselben ähnlich, sind dort häufig. Ein großer Hahn (Tetrao cupido) ersetzt den europäischen Auerhahn; zur Begattungszeit kann man den Ruf des Männchens auf mehr als eine Stunde weit hören; er ist, dank den Luftsäcken, welche an seinem Halse hängen, eine Art von Bauchredner, und die Tänze, welche er vor dem Weibchen aufführt, nehmen sich nicht wenig komisch aus. In den Wallnußbäumen hausen massenhaft fliegende Eichhörnchen (Sciurus vollucella), die, nicht größer als eine Ratte, vermöge einer ausdehnbaren Haut zwischen Vorder- und Hinterbeinen zu fliegen, oder richtiger gesagt, durch die Luft zu gleiten im Stande sind. Wölfe, Füchse und Waschbären, dann Wildkatzen, Luchse, Opossums halten sich bei Tage im Dickicht auf. Der Wolf entflieht, sobald er Menschen wittert, wenn ihn aber der Hund bis an einen entfernten Schlupfwinkel verfolgt hat, wirft er sich über ihn her und frißt ihn auf. Der Waschbär (Procyon lotor), einem Miniaturbären ähnlich, hat graues Fell und fängt Krabben; der französische Reisende Poussielgue beobachtete einmal einen solchen bei dieser Jagd. Er saß wie ein Affe, schlug mit der Tatze in die Wasserpfütze, und, wenn eine Krabbe emporsprang, fing er sie auf, drückte ihr den Kopf ein und warf sie neben sich zu den andern, die er schon erbeutet hatte; nach einer kleinen Weile nahm er eine nach der andern, schälte das Fleisch aus dem Panzer heraus, hielt es zwischen beiden Händen, tauchte es ins Wasser und verzehrte es dann.

An Alligatoren zählt das südliche Florida noch Millionen. Wie schon zu Anfang dieses Kapitels erwähnt, sahen wir sie zu Dutzenden auf dem St. John. Oberhalb

der „Stadt" Palatka, wo der Fluß sich verengt und man von dem Verdeck der Dampfer aus die Ufer genau beobachten kann, schienen sich die letzteren zu bewegen, so wimmelte es von diesen furchtbaren Thieren. Von den Dampfern auf den kleineren Flüssen erschallt ein unaufhörliches Büchsenfeuer, denn der Alligator hat nicht einen Freund, der ein gutes Wort für ihn einlegt; selbst auf die Gefahr hin, die zarten Nerven der heilungsbedürftigen kranken Passagiere zu stören, sucht man mit der Büchse so viele als möglich zu tödten oder zu verwunden. Dieses Alligatorschießen ist auf jeder Dampferfahrt im südlichen Florida so beliebt, daß man die Gewehre von den Schiffsleuten für eine gewisse Summe geliehen bekommt, und daß sich Alle, Frauen, Kinder und Männer daran betheiligen. Dafür rächt sich aber auch dieses großmäulige Ungeheuer, wo es kann. Manch' schöner Hund wird von diesen Allesfressern in den Niederungen hinweggeschnappt, manch' kostbar fettes Schweinchen, das sich in dem schlammigen Koth seines Daseins freute, heimtückisch von ihnen verzehrt, ja noch mehr, eine ganze Anzahl Neger verschwinden alljährlich in den Alligatormägen. – In den „Everglades" und an den Flüssen hausen zahlreiche Alligatorjäger, welche Jahr aus, Jahr ein, die Bestien verfolgen und Häute wie Zähne nach Boston oder New-York senden, wo sie verarbeitet werden.

Die Zivilisation ist hier bis zur Südhälfte der Halbinsel vorgedrungen, und die von Enterprise durch Urwald und Sandwüste nach Tampa führende Eisenbahn bildet die Grenze der Yankee-Ansiedlungen. Dutzende von Städten sind hier auf den Landkarten verzeichnet, und die Städtegründer versenden die prachtvollsten Broschüren und glühendsten Schilderungen dieser neuen Ansiedlungen; auf den Städteplänen sind Parks und Gärten, Universitäten, Clubhäuser, Theater verzeichnet, alles nur, um neue Ansiedler herbeizulocken und das größtentheils elende Land an den Mann zu bringen. In Wirklichkeit bestehen diese Städte, wie z. B. das vielgenannte Saragota aus ein paar lumpigen Blockhäusern, mitten im Urwalde, und nicht einmal die Straßen der zukünftigen Städte sind von den Urwaldbäumen befreit worden. Weder Weg noch Steg führt dahin, und Tausende von bethörten Einwanderern kehrten in den letzten Jahren enttäuscht und um ein gutes Stück Geld ärmer nach dem Norden zurück.

Es hört sich so schön mit an, wenn von dem „sonnigen Süden" erzählt wird, von seinen Früchten und Blumen, seinen Orangen- und Magnolien-Hainen, seinen balsamischen Lüften und seiner Farbenpracht, in die sich ja selbst die nüchternen, kaltblütigen Fische tauchen. Aber nicht Alles ist Poesie in dem Lande der Cypresse und der Myrthe; man denke blos an die Moskitos und die vielen sonstigen geflügelten und ungeflügelten, größeren und kleineren Plagegeister, und man muß Naturforscher und sehr von zoologischem Bewußtsein erfüllt und durchdrungen sein, wenn man über dem Glanze und der Mannigfaltigkeit neuer Erscheinungen, mit denen die mittägliche Natur überwältigend an den Nordländer herantritt, die zahllosen Geduldsproben

übersehen und verschmerzen will, die sie ihm auferlegt. Zu diesen entomologischen Leiden oder Freuden — wie man es nennen will — die hier dem nordischen Fremdling Moskitos, Stechfliegen, Ephemeriden, Hühnermilben und zahllose sonstige Kerbthiere mit und ohne Flügel bereiten, kommen noch eine Schaar anderer, wie die unzählige Gattungen von Spinnen, oft von märchenhafter Größe, freche Ohrwürmer, gräßliche mehrere Zoll lange Tausendfüße, sammt und sonders mehr oder weniger giftig, und schlimmer als alle anderen, der Skorpion. Auch über die Ameisen des Südens ließen sich dicke Bücher schreiben. Hier aber sei blos erwähnt, daß vor den Verheerungen dieser Thiere nichts zu schützen vermag, als durchaus luftdichte Steinbehältnisse, und daß es innerhalb der Häuser ihrer kaum mindere Mengen giebt als außerhalb derselben.

Ein berühmter Naturforscher hat behauptet, daß das Gebrüll der Löwen dem Wald und seinen Bewohnern nicht so furchtbar sei, wie das Gesumme der Millionen von Mücken und Fliegen, welche darin hausen. In Florida giebt es nun, wie in ganz Amerika, keine Löwen, — sehr zahlreich und noch gefährlicher sind dafür die Schlangen, von denen der englische Kapitän F. T. Townsend in seinem „Wild Life in Florida“ recht erbauliche Dinge erzählt. Wenn Reisende sich des Nachts um ein Feuer lagern, fällt ganz unvermuthet von einem Aste eine ansehnliche Klapperschlange herab, betäubt von dem Rauche des Feuers, das zur Fernhaltung der Moskiten angemacht worden. Ein kleiner Schauer von Klapperschlangen folgt diesem Pionier; doch glücklicherweise befinden sich alle in demselben Zustande der Betäubung. Kapitän Townsend glaubte sich förmlich verfolgt von diesen Thieren, wenn er den Fuß auf eine Partie Schilf setzte, schoß sofort eines von ihnen in die Höhe; ging er auf die Jagd, so vernahm er das unheimliche Geklapper auf Schritt und Tritt. — All' das Gesagte läßt sich dahin zusammenfassen, daß das nördliche Florida für den Einwanderer aus den gemäßigten Zonen vielleicht günstige Gelegenheiten für Orangen-Kultur, für einzelne Industrie- und Handelszweige darbieten mag, und für den Touristen besonders im Winter sehr interessant ist. Das südliche Florida hingegen ist für den Touristen sowohl, wie für den Einwanderer unmöglich —, ein Land, das kaum in absehbarer Zeit irgend welche Fortschritte machen wird oder kann. Es sei dies an dieser Stelle besonders hervorgehoben, in Anbetracht der großartigen Anstrengungen, die von gewissenlosen Landspekulanten in neuester Zeit zur Herbeilockung harmloser Einwanderer gemacht werden.

4. Georgien und die Carolinas.

Die Reise von Jacksonville durch das südliche Georgien nach Savannah, der kommerziellen Hauptstadt und wichtigsten Hafenstadt von Georgien, ist im wahren Sinne des Wortes ein Unternehmen. Es war uns unmöglich, Sitze in einem Schlafwagen zu nehmen, da uns der Zugconducteur nicht gerade zu unserer Beruhigung versicherte, sie ständen alle etwa 60 Meilen von Jacksonville entgleist im freien Felde, man habe in der letzten Woche keine Zeit gehabt, sie zurück auf die Schienen zu schaffen. „Uebrigens", bemerkte er, „kam bei diesen Entgleisungen kein einziger Todesfall vor, ein paar Arm- und Beinbrüche waren Alles." Also unseres Lebens konnten wir sicher sein, aber jedenfalls erschien es uns sonderbar, daß beim Lösen der Billets kein Agent den üblichen „Lebensversicherungsschein" anbot, wie es doch auf den meisten amerikanischen Bahnen Sitte ist. – Wahrscheinlich waren die Verluste der betreffenden Gesellschaft so groß gewesen, daß sie es für Gewinn hielt, wenn man sein Leben nicht versicherte. Die Todesarten, denen man hier auf der Bahn ausgesetzt ist, sind übrigens sehr einfach. Entweder man stirbt rasch bei einem Zusammenstoß oder einer Entgleisung, oder aber man stirbt langsam — an Altersschwäche — bevor man das Ziel seiner Reise erreicht.

Wir waren diesmal glücklich, denn nicht der leiseste Unglücksfall hat unseren Zug betroffen, obgleich wir die Spuren früherer Zusammenstöße 2c. in den neben den Geleisen umherliegenden Waggontrümmern sahen. Wir konnten uns nach dieser Fahrt wenigstens die Ursachen der häufigen Unglücksfälle erklären. Die Schwellen waren nichts als längliche Splittermassen; die Schienen reine Sägeblätter, von denen verrostete Späne wie Schilfblätter abstanden. Von Stationen, Bahnwächtern 2c. war natürlich auf der ganzen Strecke keine Rede, man wußte wirklich nicht, ob man den Muth der Eisenbahn-Gesellschaft oder den der Passagiere mehr bewundern sollte; den Muth der ersteren, weil sie ihre Lokomotiven und Waggons wissentlich ins Verderben rennen läßt, der letzteren, weil sie sich wissentlich diesen Zügen anvertrauen.

Allein wir bekamen hier Gelegenheit, etwas von den Ackerbaugegenden des nördlichen Floridas und südlichen Georgiens wahrzunehmen. Entschieden ist das letztere kultivirter und fruchtbarer. Die Staatsregierung thut eben, wie jene der westlichen Prairie-Staaten, alles Mögliche, um die Einwanderung zu heben und den Ackerbau zu befördern.

Die Hauptprodukte der Gegenden, die wir durchfuhren, bestanden in Reis, Baumwolle und Zucker, dies erklärte uns auch theilweise die Unscheinbarkeit und das vernachlässigte Aussehen der Wohnungen der Pflanzer, die wir ursprünglich der Armuth und Trägheit der letzteren zugeschrieben hatten. Der Boden nämlich, wo der

Reis wächst, ist dem Organismus des Weißen tödlich, und so wohnt denn der letztere auch nur so lange auf seiner Plantage, als es die Nothwendigkeit erheischt.

Mit der Landwirthschaft geht hier in den großartigen, ausgedehnten Urwäldern die Holzgewinnung, oder richtiger die unsinnige Waldausrottung Hand in Hand. Es ist ja bekannt, daß in den Vereinigten Staaten bis gegenwärtig gar kein Forst- oder Waldschutzgesetz existirt, demzufolge mit den Waldungen von Carolina und Georgien auch in wahrhaft vandalischer Weise verfahren wird. Die Unternehmungen, die mit New-Yorker oder Bostoner Kapitalien hier gegründet wurden, sind von imponirender Größe, und überall, wo der Boden der Fortschaffung des Holzes zur Eisenbahn oder zur nächsten Wasserstraße günstig ist, sieht man ganze Batterien von Dampfbretsägen und Sägegattern aufgestellt. Terpentin wird hier aus den saftvollen Fichten auch in großer Menge gewonnen, ja man kann halbe Meilen lange Strecken hindurch jeden Baum angeschlagen sehen. Das ist Forstwirthschaft in Amerika! „Gewinn um jeden Preis" ist hier die Parole, und zu spät werden diese amerikanischen Vandalen einsehen, daß sie mit den Waldungen ihren eigenen Wohlstand vernichtet haben.

Der europäische Ansiedler wird im nördlichen Florida und Georgien, wie wir mehrfach zu erfahren Gelegenheit hatten, mit offenen Armen begrüßt. Es herrscht hier dieselbe Liberalität und Gastfreundschaft, wie in Kansas und Minnesota. Einwanderern kann es auch hier bald gut gehen, wenn sie Fleiß und vor Allem — Kapital besitzen. Ohne Kapital kann jeder Arbeit und Auskommen, mit Kapital aber bald Reichthum finden.

Die vielen Deutschen, die im südlichen Georgien wohnen, sind zum größten Theil Industrielle oder Gastwirthe. „Gastwirth" zu sein, ist für den gewöhnlicheren Deutschen in Amerika überhaupt häufig das Ziel seiner Wünsche; man wird nicht fehl gehen, wenn man drei Viertheile sämmtlicher Gastwirthe und Brauereibesitzer zu den Deutschen rechnet. So auch in Florida und Georgien, wo ihnen übrigens noch ein weites Feld offen steht.

Savannah verdient die Beinamen „Waldstadt" oder „Stadt der Bäume", die sie führt. — Nicht viele Städte dürften eine größere Zahl von Baumalleen, schattigen Parks und Squares in sich schließen, wie die Handelshauptstadt von Georgien. Breite, von Tramway-Geleisen durchzogene Avenuen kreuzen sich mit ebenso breiten, schnurgeraden Straßen. Avenuen wie Straßen sind sämmtlich mit den herrlichsten Alleen von schattigen, uralten Lebenseichen, Bananen und Magnolienbäumen durchzogen, welche die Häuserfronten oft vollständig vor den Blicken des Besuchers verbergen. Einige Straßen besitzen sogar Alleen mit vierfachen Baumreihen, von denen je eine zwischen dem Fußwege und der Straße läuft, die beiden anderen aber auf schön-grünen Rasenstreifen inmitten der letzteren hinziehen, so daß Fußwege wie Fahrstraße stets in kühlen, dunklen Schatten gehüllt sind, und man an einzelnen Stellen

glauben könnte, daß man sich in einer wohlgepflegten Parkanlage und nicht in einer größeren Stadt befände. Außerdem sind noch zahlreiche Squares und öffentliche Blumen- und Fontainen-geschmückte Gärten über die ganze Stadt zerstreut, die ihren ländlichen, idyllischen Charakter noch bedeutend erhöhen, während sie gleichzeitig das Weichbild derselben auf mehrere Quadratmeilen Flächenraum ausdehnen, wenngleich die Stadt kaum 30,000 Einwohner zählt. Mehr als die Hälfte der Einwohner sind Farbige.

Am Fuße der hochgelegenen, gegen den Savannah-Fluß steil abfallenden Stadt befindet sich der lange Hafenquai mit seinen großartigen Lagerhäusern und Dampfpressen, in denen das Volumen der aus dem inneren Georgien eintreffenden Baumwollenballen auf die Hälfte veringert wird, um sie leichter verpacken zu können. Nahe daran finden wir die allen Städten Amerikas eigenthümlichen Paläste der Banken, Versicherungs-Gesellschaften und großen Geschäftsfirmen; große Hôtels, die während des Winters, zur Zeit des Baumwollen-Handels, überfüllt sind, aber den Sommer über halb geschlossen werden, indem sie den wenigen Reisenden nur die Wohnung bieten, während die Küchen geschlossen bleiben; endlich zahlreiche große Kirchen, die noch in der glücklichen Periode vor dem Kriege mit erheblichem Kostenaufwande erbaut wurden und zum größten Theil den Methodisten, Baptisten und Katholiken angehören. Zu den erstgenannten beiden Religionen bekennt sich die Mehrzahl der Neger, obgleich auch der Katholizismus in der letzten Zeit unter dem farbigen Element festen Fuß faßt. Die Juden sind in Savannah verhältnißmäßig ebenso zahlreich wie in Atlanta und besitzen hier einige Synagogen. Wie überall, so sind sie auch in Savannah größtentheils Kaufleute und Bankiers, sie beschäftigen sich nicht im geringsten mit dem Ackerbau.

Die Stadt hat natürlicherweise durch den Krieg unendlich gelitten; was durch den Krieg verschont blieb, ward die Beute eines noch schrecklicheren Feindes, der urplötzlich im Jahre 1876 über die schöne Stadt zog und viele Tausende frischer Grabhügel erwachsen ließ: das gelbe Fieber. Das entsetzliche Verhängniß, welchem Savannah zum Opfer fiel, lebt noch in aller Munde. Scheu weist man nach den Stadtbezirken hin, in welchen es nicht nur ganze Familien hinwegraffte, sondern im wahrsten Sinne des Wortes ganze Straßen verödete. — Die Elasticität der früheren Jahre ist gänzlich aus der Stadt gewichen, die Straßen sind still und erscheinen bei ihrer enormen Breite wie verlassen. In den Parks sieht man einzelne Frauengestalten — von edlem, aristokratischem Wuchse mit blendendem Teint; die Kinder — bis zum zwölften Jahre größtentheils barfuß umherlaufend — haben zarte, schöne Gesichter wie Milch und Rosen, und die „Babies" von Savannah würden auf den bekannten „Baby-Shows" oder „Kinder-Ausstellungen" von New-York und anderen nördlichen Städten eben solches Aufsehen erregen, wie ihre schönen Mütter

auf den „Schönheits-Congressen“. In den Straßen bildet der faule, zerlumpte, umherlungernde Neger die Hauptperson. Auch hier haben diese ihre Schulen, Kirchen, Doktoren und Kaufleute, aber sie nehmen natürlich die niedrigsten Stellungen ein.

Die früher in Savannah so verheerenden Fieber und sonstige Krankheiten ließen die ärztliche Praxis hier sehr rentabel erscheinen; die sehr zahlreichen Aerzte der Stadt besitzen für ihre Thätigkeit einen eigenen gedruckten Preistarif, nach welchem der gewöhnliche Besuch zu einem Stadtbewohner 2 Dollar (8 Mark), zu einem Fremden 5 Dollar kostet. Die Abnahme eines Armes ist auf 50, eines Beines auf 100 Dollar berechnet, wobei diese Preise nur die Minima vorstellen und in gewissen Fällen erhöht werden können. Aber nur der diplomirte Arzt, der irgend eine medicinische Schule mindestens zwei Jahre lang besucht und seine Prüfung abgelegt hat, ist zur gerichtlichen Einforderung dieser Taxen berechtigt. Uebrigens ist in Amerika die Ausübung der ärztlichen Praxis jedermann gestattet; es giebt viele „Aerzte“ ohne die geringsten medicinischen Kenntnisse.

Der Savannah-Fluß ist in der Nähe der Stadt, also unmittelbar vor seiner Mündung nicht sehr breit, er wird von sandigen, mit Schilf umgebenen Inseln umgrenzt, aber nichts desto weniger ist der Schiffsverkehr, besonders im Winter zur Zeit des Baumwollen-Marktes und der Früchte-Ausfuhr, sehr bedeutend. Dazu kommt der Verkehr mit den längs der Seeküste Georgiens entlang ziehenden Savannen und Seeinseln, die übrigens bis nach Florida hinabreichen.

Hohes Röhricht bedeckt sie, hin und wieder zeigt sich eine Gruppe schöner Palmettos. Selten nur sieht man aus dieser prairiegleichen Ebene einen Hügel emporsteigen, wenn auch fast jede dieser sumpfigen Inseln sich gegen die Mitte zu sanft wölbt und dort trockenen Boden besitzt, auf dem sich nicht selten Farmgebäude erheben und auf denen sich in manchen Fällen eine höhere Kultur entwickelt, als auf dem Festlande. Diese Savannen bilden nämlich einen Theil der sogenannten Seeinseln (sea islands), auf denen fast allein die langfaserige Baumwolle gedeiht, und wo durch deren Anbau in früheren Jahren großer Wohlstand herrschte, wovon noch manches große Gehöft und manches einen herrschaftlichen Anstrich tragende Haus zeugt. Jetzt sieht es dort freilich ganz anders aus. Die meisten der Inseln befinden sich in dem unbestrittenen Besitz der Farbigen; zeichnet sich auch hier und dort Einer durch energisches Schaffen aus, so thut doch die Mehrzahl nicht mehr als zu ihrem absoluten Lebensunterhalt nothwendig ist. Viele dieser Farbigen führen ihren Besitztitel auf die Ereignisse des Krieges zurück; eine noch größere Anzahl erschien erst später auf den Inseln, setzte sich dort fest und spottet aller gesetzlichen Mittel, sie zu entfernen. An Baumwolle ziehen sie wenig. Mais und Hülsenfrüchte sind es, die ihnen die Nahrung geben und welche daher vorzugsweise gepflanzt werden. Auf einigen der Inseln sieht man große Viehherden, aber das Fleisch wird

meistens zum Verkauf aufs Festland gebracht, der Inselbewohner begnügt sich mit dem vielen Wilde, das sich dem Jäger überall darbietet.

* * *

Es ist ein ungemein ausgedehntes Gebiet, welches die drei Staaten Nord- und Süd-Carolina und Georgien umfasst, — nahezu das Dreifache des Staates New-York oder zwei Drittel des heutigen Deutschen Reiches. Trotz dieser großen Ausdehnung ist die Bodengestaltung dieses Gebietes eine so gleiche, daß der ganze Komplex, von diesem Standpunkt aus betrachtet, ein zusammengehörendes Ganzes bildet. Ihre Haupteigenthümlichkeit sind die schon im südlichen Virginien beginnenden großen Küstensümpfe, welche, weit in's Land hineinreichend, den Raum zwischen dem atlantischen Ocean mit seinem an Flußmündungen, Sunden, Bayen, Haffen und Einschnitten überaus reichen Ufer und den zu den Alleghanies hinüberleitenden, meistens mit Föhren bestandenen höheren Sandflächen ausfüllen. Diese Sumpfgegend geht, mit geringen Unterbrechungen, die ganze atlantische Küste hinab und über Florida den Golf entlang bis über die Mississippi-Mündung hinaus. In Nord-Carolina, wo die Küstenbildung am buntesten ist, gehen die Sümpfe zumeist in die obenerwähnten Bayen und Sunde, — so in den von Albemarle und Pimlico, — über, welche bei fast süßem Wasser Ebbe und Fluth haben und durch eine Kette schmaler nehrungsartiger, sandiger und unfruchtbarer Inseln vom offenen Ocean geschieden werden. Von ihnen aus erstrecken sich Untiefen weit in das Meer hinaus, welche die Seefahrt hier sehr gefährlich machen, und von denen das Kap Hatteras, welches den gefährlichsten Punkt an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten bildet, und an dem alljährlich eine Menge Schiffe verloren gehen, am meisten gefürchtet wird und dem Namen nach auch allen Denen bekannt ist, die selbst noch nie eine Seereise von New-York nach Charleston, Savannah oder dem Golf gemacht haben. Selbst der Haupthafen der ersteren, Charleston, ist vor seiner Einfahrt durch eine schlimme Sandbank versperrt.

Die der Küste meist nahe liegenden Sümpfe sind unter dem Namen „Pocosins“, „Dismals“ und „Savannas“ bekannt, und ihr bekanntester Typus ist der berüchtigte „Dismal Swamp“ auf der Grenze von Nord-Carolina und Virginien. Heutigen Tages gehört jedoch dieser schauerliche, große Sumpf zu den Dingen, die da bald gewesen sein werden. Zur Zeit der Sclaverei war er der sichere Zufluchtsort entflohener Sclaven und daher den Sclavenhaltern so sehr verhaßt, daß sie schon damals eine Million Dollar daran wendeten, einen Kanal durchzulegen und daran Schneidemühlen zu errichten, um den Cypressenwald, aus dem er vornehmlich besteht, zu Schindeln, Pfosten und Brettern zu verarbeiten und so den Zufluchtsort zu zerstören, den Boden zu entwässern und Ackerland daraus zu gewinnen. Bis zur Abschaffung

der Sclaverei war dies nur erst in geringem Maße gelungen, allein neuerdings gelingt das Unternehmen und zwar, weil das Nutzholz theurer geworden ist. Nur der in der Mitte des Gebiets auf etwas höherem Boden gelegene See Drummond trotzt noch in seiner alten Düsterheit der Axt. Durch unterirdische Zuflüsse stärker gespeist, als daß der schmale Entwässerungskanal ihn leeren könnte, ist er mit einem undurchdringlichen, von der Natur errichteten Zaun und Dickicht von riesigen Cypressen eingefaßt, deren durchschnittlich meterdicke Stämme so nahe zusammenstehen, daß kaum ein Mensch sich dazwischen durchzuzwängen vermag. —

Der „Great Dismal" ist an 30 Meilen lang und im Durchschnitt gegen 10 Meilen breit. Der „Little Dismal", „Alligator", „Catfish", „Green" und andere kleine Sümpfe an den Küsten des Albemarle- und Pimlico-Sundes enthalten mehr denn das Zehnfache dieses Flächenraumes. Der „Great Dismal"-Sumpf gehört einer großen Anzahl von Eigenthümern; die meisten freilich besitzen nur kleine Flächen, andere hingegen größere Striche, welche jedoch schon ein bedeutendes Kapital erfordern. Der Werth des Landes hängt eben ab von dem vorhandenen Holzvorrath und der größeren oder geringeren Schwierigkeit, es fortzuschaffen. Man macht den Sumpf nach jeder Richtung hin, wo Bäume wachsen, dadurch zugänglich, daß man Blöcke, die zu einer Länge von 2½ bis 3 Meter zerschnitten sind, auf der Oberfläche des Bodens oder „Schwammes" (sponge), wie er heißt, parallel neben einander legt. Außer auf diesen Knüppelwegen, ist der Sumpf an diesen Stellen der Dichtheit des Strauchwuchses wegen gar nicht zugänglich. —

Die zahlreichen heute noch bestehenden Moorsümpfe der Carolinas und Georgiens unterscheiden sich von den gewöhnlichen Sümpfen dadurch, daß sie nicht Anschwemmungsboden haben und nicht der Ueberfluthung ausgesetzt sind, – im Gegentheil: sie liegen oft hoch genug, um Wasserscheiden abzugeben. Ihr Boden besteht aus einer Anhäufung von verfaultem und verfaulendem Pflanzenwuchs, der wie ein Schwamm die Feuchtigkeit einzieht. Er ist mit einer üppigen Baum- und Strauch-Vegetation bedeckt. Die größeren dieser Sumpfgegenden schließen außerdem festes Land in der Form von Hügeln, Kegeln, Gürteln, Rücken 2c. gleich Inseln ein, und in der Mitte trifft man Süßwasser-Seen von ziemlichem Umfange. Großartig wild, aber auch großartig schön sind diese Sümpfe; die Vegetation erstickt hier geradezu in ihrer eigenen Ueppigkeit. Mühsam kämpft sich das Unterholz aus dem oft 3—4 Meter hohen Schilf hervor, dessen dichtgeschlossene Massen selbst die Hochstämme erdrücken zu wollen scheinen, und das bunte Gewirr der Schlingpflanzen verknüpft das Ganze zu einem so engmaschigen Netze, daß jeder Versuch, in das dämmerige Innere zu dringen, als Tollkühnheit erscheint.

Der Sumpf an den beiden Ufern des Peedee-Rivers in Süd-Carolina ist in seiner lebenstrotzenden Wildheit eines der ergreifendsten Landschaftsbilder, auf das

man in seiner Art blicken kann. Noch weit großartiger ist der große Okee-fino-kee-Swamp im Ware County Georgiens. Sein Flächenraum deckt nahezu ein Drittel des ganzen Countys und erstreckt sich noch weit nach Florida. Sein Name Okee-fino-kee bedeutet im Idiom der dortigen Indianer „zitternde Erde", weil der ganze Boden, wohin man tritt, sich bewegt, und nur aus einer Kruste von Baum- und Pflanzenwurzeln besteht.

Die ganze Gegend in Ware County ist ebener, sandiger Waldboden, von vielen Sumpfstellen unterbrochen, und Wild giebt es noch in großem Ueberfluß, besonders Hirsche und wilde Truthühner. Bären, Wölfe, wilde Katzen und Waschbären kommen gleichfalls vor, ja selbst der Panther gehört nicht zu den Seltenheiten. Die Wasser sind belebt durch Enten und alle Arten von Wasservögeln, Fischen und Schildkröten. Unter den Bäumen im Walde kommen auf den trockenen Stellen viele Eichenarten vor, und besonders die immergrüne, schöne Lebenseiche (Life Oak). Die Palmettopalme bis zu 24 Meter Höhe ist sehr häufig, sowie mehrere Nußarten, Kastanien, Tulpenbäume, Cypressen sowie viele immergrüne Bäume, schön blühende Sträucher, und der einheimische Weinstock von bedeutender Dicke und ungeheurer Ausdehnung läßt seine reifen Beeren in den Sumpf fallen, wo sie unbenützt verfaulen.

Das Rohr (Arundinaria macrosperma) wird sehr hoch und stark und liefert vortreffliche Angelruthen. Panicumarten kommen dort mehrere vor, und Nymphaea odorata bedeckt die Sumpfstellen oft so vollkommen, daß man beim Herumsteigen recht vorsichtig sein muß, sie nicht für festen Grund zu halten, denn jeder Fehltritt würde ein schmutziges, übelriechendes Bad zur Folge haben, wenn man dem gänzlichen Versinken glücklicherweise auch entkäme.

Daß die Sommersonne in diesen Sümpfen tödtliche Fieber ausbrütet, ist selbstverständlich. Das Gebiet der Fieber umfaßt jedoch auch weite Strecken des trockenen, sandigen Küstenstriches, der „Pine Barrens." Wer in diesen Distrikten von Süd-Carolina und Georgien die kleinen Friedhöfe der alten Ansiedelungen besucht und die verwitterten Inschriften auf den Grabsteinen entziffert, dem fällt es sogleich auf, daß ein außerordentlich hoher Prozentsatz der Leute in jungen Jahren und im hohen Sommer gestorben ist. Sie verstanden noch nicht die Tücken des Klimas, und sind dem sogenannten „Landfieber" erlegen. Selbst Negern und den schwächlicheren Mulatten, die in den Städten aufgewachsen sind, ist es auch heute oft noch tödtlich, während die Städte weit mehr dem ungleich größeren Schrecken des gelben Fiebers ausgesetzt sind.

Sümpfe trifft man in größerer oder geringerer Ausdehnung fast überall im Gebiete der Pine Barrens, die südlich von Richmond zwischen dem Meere und den südlichen Alleghanies einen großen Theil Nord-Carolinas bedecken, und deren einförmiger, vielfach recht nordisch armer Charakter sehr wenig in ein Gebiet passen will, welches bereits an der Palmen-Grenze liegt.

In der unteren Region Nord-Carolinas, einer fast mit dem Meere in gleichem Niveau liegenden Ebene, in welcher die Flüsse träge und trübe dahinschleichen, wechseln Föhrenwälder und Sümpfe, Sand und Lehm, — Lehm und Sand, Sümpfe und Föhrenwälder, — Hunderte von Quadratmeilen in ewigem Einerlei, so daß es dem Reisenden ist, als ob er in drei Wochen nicht so viel trockene, schwarze Erde sähe, um einen Blumentopf zu füllen. In einigen Distrikten ist der Sand so unsagbar sandig, daß es schwer zu verstehen ist, wie civilisirte Menschen sich dort niederlassen konnten, während nach allen Richtungen hin noch unendliche Strecken herrlichen Landes der Bebauung harren. Die wichtigste Stadt Nord-Carolinas, Wilmington, zugleich der Haupthafen, am Cape Fear River und etwa 30 Meilen vom Meere gelegen, ist z. B. nur ein gigantisches Sandfaß. Kreuzt man zwischen zwei Ecken die Straße, so sieht das frisch geputzte Schuhwerk aus, als sei man an einem trockenen Augusttage etliche Stunden auf der Heerstraße marschirt. Die Pferde ziehen auch an dem leichtesten Wagen



Eine „Squatter“-Hütte im „Swamp“.

schwer, und Kleiderbürsten sind hier im Grunde eine überflüssige Erfindung, da man doch wie ein Müllerbursche aussieht, sobald man sich aus dem Hause wagt. Die ziemlich zahlreichen und oft recht nett gehaltenen Gärtchen vor den Häusern scheinen ein Werk der Zauberei. Sie machen jedoch mehr einen rührenden Eindruck, als daß man sich recht an ihnen erfreuen könnte; das Grün der Sträucher und die bunten Farben der Blumen stehen in so grellem Kontraste zu dem unübersehbaren Sandmeere, daß man an das schrille Lachen eines Verzweifelnden erinnert wird. Die Blumenbeete sind meist mit kleinen Krügen und leeren Mineralwasser-Flaschen eingefaßt.

Was übrigens dieser Sand mit Hülfe von Guano und anderen Befruchtungsmitteln hervorzubringen vermag, daß sei hier gar nicht erörtert; aber auch ohne alles Dazuthun der Menschen gedeihen darauf die herrlichsten Föhrenwälder und die mächtigen Lebens-Eichen mit ihren knorrigen Stämmen, weit strebenden Aesten und länglichen Blättern, an die Olivenbäume erinnernd.


Eine Zuckerplantage.

Von den Zweigen dieser Waldriesen hängen die zahllosen Trauerschleier des grauen „spanischen Mooses" herab, dessen haarartiges Gefaser bei den armen Leuten zu ähnlichen Zwecken wie das Pferdehaar verwendet wird. Das üppige Wachsthum dieser Schmarotzerpflanze mahnt daran, das man nicht mehr weit von den Tropen entfernt ist; die Leute freuen sich an ihrem poetischen Aussehen und wollen es nicht glauben, daß sie schädlich ist. Man braucht jedoch nicht Forstmann zu sein, sondern nur die Augen aufzumachen, um sich bald vom Gegentheil zu überzeugen. Im Walde kann man ihrer freilich nicht Herr werden; aber daß man sie auch in den Alleen der Städte, auf den Schattenspendern in den Höfen der Plantagen und namentlich auf den Obstbäumen, die sie sehr schnell tödtet, ungestört wuchern läßt, ist eine Sünde.

Weit zahlreicher, als die abgestorbenen Eichen, die ihre riesigen nackten Arme mit den nun selbst verdorrten Blutsaugern vorwurfsvoll anklagend gen Himmel strecken, sind die Baumleichen der Föhren. Sobald der Stamm eine gewisse Stärke erreicht hat, wird er angehauen und zum Theil von der Rinde entblößt, um den Harzfluß hervorzurufen. Drei bis fünf Jahre entrinnt dem Baume langsam der Lebenssaft; dann hat er nichts mehr zu geben, und man läßt ihn in Ruhe vollends sterben, wenn er nicht gerade an einer solchen Stelle steht, daß es sich verlohnt, ihn

zu fällen und als Brennholz zu verbrauchen. Wie anderwärts die Kirche, so ist in diesen Distrikten der Harzofen der Mittelpunkt, um den sich die Häuser der kleinen Flecken sammeln. Ein Gang durch die Lagerräume der Harz-, Theer- und Terpentin-Fässer in den Häfen von Wilmington und Charleston genügt, um eine ungefähre Vorstellung von der ungeheueren Ausdehnung dieser Industrie zu gewinnen. Eine rege Phantasie kann sich leicht überreden durch die Begräbnißstätte eines untergegangenen Riesengeschlechts zu fahren, wenn der Zug beim schwachen Lichte des Mondes zwischen den fast astlosen todten Baumsäulen dahinbraust. Die spärlichen Kronen der noch lebenden Stämme lassen die vorangegangenen Kameraden nur noch düsterer erscheinen. So reich indeß die Quelle auch ist, wenn in der bisherigen Weise



Ernte auf einer Zuckerplantage.

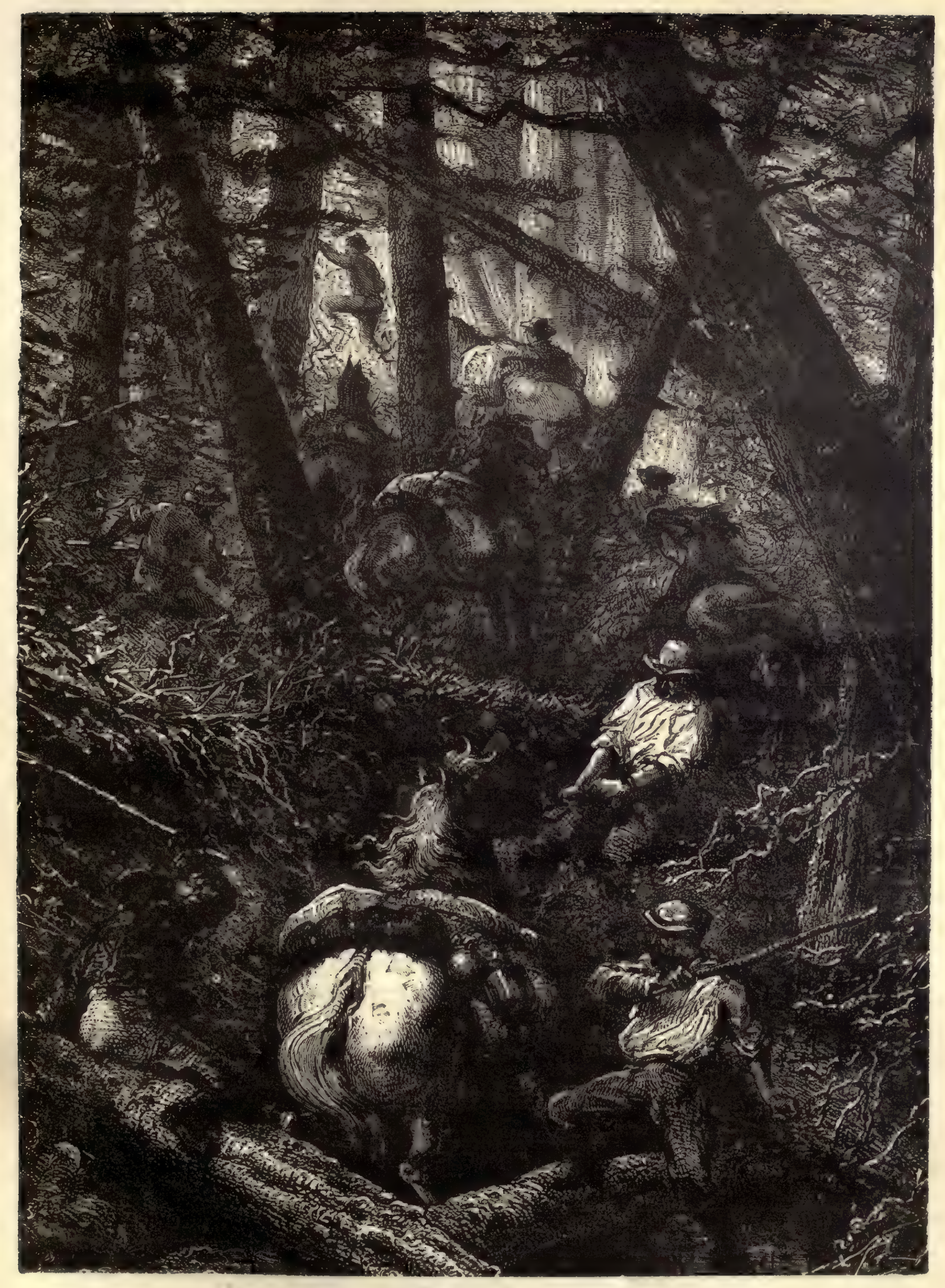
fortgewüthet und gewüstet wird, so muß sie doch nach und nach ausgeschöpft werden. Man denkt nur an das Heute; das Morgen mag für sich selber sorgen. Das ist nicht nur hinsichtlich künftiger Generationen, sondern fast buchstäblich zu verstehen. Oft fallen halbverkohlte Bäume auf, deren Kronen noch grüne Nadeln tragen. Hunderte von Feuern, oft auf einen ganz kleinen Raum zusammengedrängt, brennen an beiden Seiten des Bahngeleises. Viele Stämme glimmen mehrere Fuß hoch vom Boden, und hie und da steht eine hohe Fichte bis zum Wipfel hinauf in Flammen gehüllt, an die Riesenfackel erinnernd, mit welcher Heine seine Liebe an den Himmel schreiben wollte. Auf Befragen erfährt man, daß diese Feuer lediglich zu dem Zweck angezündet werden, um durch Zerstörung des dürren Grases — den frischen Graswuchs ein oder zwei Wochen früher zu erhalten. Daß dabei gelegentlich auch die

Wälder selbst in Brand gerathen und oft wochenlang brennen bleiben, kommt bei der bekannten amerikanischen Auffassung von dem Erhalten und vernunftgemäßen Ausbeuten natürlicher Hilfsquellen nicht in Betracht. Wie schon gesagt, heißt es auch hier: daß das Vorhandene unerschöpflich sei, so lange noch soviel übrig ist, um alles das daraus zu gewinnen, was nur irgend verkauft werden kann. Und wirklich sind im Augenblick noch so viel Fichten da, um die Fabrikation von irgend welcher Quantität Harz zu gestatten. Aber wie lange wird das noch der Fall sein? Geübte Statistiker werden jedenfalls schon jetzt den Zeitpunkt berechnen können, wann es in den dunkeln Pine-Wäldern der Carolina's ganz hell sein, und damit zugleich auch den thörichten Vernichtern derselben ein Licht aufgegangen sein wird darüber, was sie hier zu Wege gebracht haben.

* * *

Erst wenn man die Küstengegenden Georgiens verlassend, in das nordwestliche Gebiet dieses vornehmsten Staates des Südens gelangt, tritt uns wieder eine ähnlich blühende Cultur entgegen, wie im östlichen Texas, in Missouri oder Tennessee. Die Einwanderung von Nordländern, vorzugsweise von Neu-Engländern, sowie das Anlegen bedeutenden Kapitals in südliche Interessen haben hier seit dem Kriege Wunder gewirkt. Insbesondere ist dies in Atlanta, der Hauptstadt und einem Hauptknotenpunkte der Eisenbahnen von Georgien der Fall. Obgleich erst von dreißigjährigem Bestand, liegt eine große Geschichte hinter der jungen Stadt. In dem unglücklichen Kriege zwischen Nord und Süd spielte Atlanta eine hervorragende Rolle. Von General Sherman, dem sogenannten Attila des Nordens, eingenommen und ein Opfer des Krieges, wurde es von den zügellosen Horden seiner Armee ähnlich behandelt, wie einst Magdeburg. Es wurde geplündert, zerstört, verbrannt, von der 27,000 Einwohner zählenden blühenden Stadt blieb nichts als ein rauchender Trümmerhaufen übrig.

Aber der amerikanische Phönix besitzt lange Flügel. Er wächst schneller als in Europa, und so erhoben sich denn auch auf den Ruinen der alten Stadt bald neue Straßen mit schönen Häusern. Auf einem Hügel gelegen, von einem grünen Gürtel von Tannen und Eschen umschlossen, beherrscht es die umliegenden weiten Ebenen. — Der Boden ringsum ist fett und sehr ertragfähig. Nach allen Seiten hin erstrecken sich große Weideflächen, Tabak-, Reis- und Baumwoll-Plantagen. Der Himmel ist tiefblau und klar wie der Himmel Italiens. Hier grasen große Viehherden, von berittenen Schäfern bewacht, dort sieht man Neger mit Baumwoll-Ballen auf dem Kopfe. In der Umgebung der Stadt findet man zahlreiche hölzerne Villen in hübschem Baustyl und blendend weißem Anstrich, mit Colonnaden, Veranden und Gärten; Kinder spielen vor ihnen, Erwachsene ruhen in den Büschen und Lauben — alle von gleich blühendem Aussehen mit rosigen Wangen und feurigen Augen.



Im Urwalde.

In Georgien spielt der Neger wohl eine große Rolle, aber bei weitem keine herrschende. Im Gegensatz zu Louisiana, Mississippi und Süd-Carolina sind in Georgien die weißen Wähler in der Majorität, obschon diese Majorität noch sehr schwach ist. In einigen Counties jedoch besitzen die Neger noch immer die Oberhand.

In den letzten Jahren nahm in Georgien und besonders in Atlanta die Juden-Einwanderung aus Polen und Deutschland sehr überhand, ja der Handel mit Plantagen und Waaren ruht größtentheils jetzt schon in ihren Händen. Der Erfolg der Einen zog Andere herbei und so gelangte besonders der Kleinhandel im ganzen Süden, wie der Verkehr mit den einfältigen, kindischen Negern beinahe ausschließlich an die Juden, deren Zahl hier in stetem Wachsen begriffen ist.

Obschon die Georgier im Allgemeinen weniger vom Kriege gelitten haben, als ihre Nachbaren in Süd-Carolina und Virginien, waren sie doch erbitterter gegen den Norden, als die Bewohner irgend eines andern Staates. In ihren Augen waren der Brand von Atlanta, die Plünderung der ehemaligen Staatshauptstadt Milledgeville, die Zerstörung der Eisenbahnen, Brücken und Canäle mehr die Unthaten eines barbarischen Raubzuges, als eines durch die Umstände gerechtfertigten, rechtmäßigen Krieges. Solche Akte bleiben lange im Angedenken der von ihnen Betroffenen; und ich war deshalb auf meiner letzten Reise im Jahre 1884 höchlichst überrascht über den Umschwung der Anschauungen, welcher innerhalb des letzten Decenniums stattgefunden hat, und wie vollständig der Süden mit seinem einstigen Feinde, dem Norden, versöhnt ist.

Unser Weg führte uns von Atlanta über die hübsche Stadt Macon nach der am Savannah-Fluß gelegenen Grenzstadt Augusta, also durch den mittleren Theil des Staates.

Die Reise durch dieses Gebiet hat, im Vergleich zu der durch Nord- oder Süd-Carolina, viel Anregendes. Träten nicht hier und dort die langen Strecken dichten und öden Fichtenwaldes ein, so könnte man sich in einen der nordwestlichen Staaten versetzt glauben, so werkthätig ist der „Empire-Staat" des Südens und so reich ist er an Zeichen seines Wohlergehens. Am entschiedensten von allen Gegenden des Südens drückt sich hier das Bestreben aus, von den ökonomischen Lehren Nutzen zu ziehen, die der Krieg diesem Theil der Union in Fülle darbot. So z. B. ist und bleibt der Baumwollenbau das Hauptziel der Landwirthschaft Georgiens, aber man erkennt auf's deutlichste, wie thöricht es ist, sich auf eine Befriedigung der Bedürfnisse Anderer zu beschränken und die eigenen unbefriedigt zu lassen. Die während des Krieges so tief empfundene Abhängigkeit des Südens von den Kornkammern des Nordens existirt daher, was Georgien betrifft, heut' zu Tage nur dem Namen nach. Die Staatsverwaltung ist von der Gesetzgebung befugt, diese Bestrebungen

kräftigst zu unterstützen. Es geschieht viel in der unentgeltlichen Vertheilung von Sämereien, die sich besonders für den Boden von Georgien eignen. Mehr noch und Werthvolleres wird durch die Verbreitung von Schriften leicht faßlichen Inhalts im Interesse einer intelligenten Landwirthschaft bewirkt. Namentlich die Viehzucht hat in der Staatshülfe, die ihr durch starke Prämiirung ihrer werthvollsten Erzeugnisse unter die Arme greift und damit einen steten Antrieb zur Veredelung der Racen wach hält, einen mächtigen Hebel. Leicht erkennt man die Früchte des hier platzgreifenden vernünftigen Systems und thatkräftigen Schaffens, dem noch der Umstand zu Hülfe kommt, daß Georgien, trotzdem auch hier die politische Beeinflussung des farbigen Elements keineswegs zu den unbekannten Dingen gehört, sich diese doch in einer Weise geltend macht, durch welche der Arbeitskraft keine tieferen Wunden geschlagen werden. Nette, freundliche Farmhäuser, deren nächste Umgebung fast durchweg Ordnungs-, hin und wieder auch Schönheitssinn verräth, findet man in Fülle. Mit Getreide und Heu wohlversorgte Scheunen und Schober bieten sich überall dem Blicke dar und daneben das unvermeidliche Gin-Haus, in welchem die Faser der Baumwolle von den Samen gesondert wird. Auch die Individualität der Bevölkerung ist eine ganz andere, als man sie jenseits der Caroliner Grenzen findet, was dadurch erklärlich sein mag, daß wenigstens dieser Theil von Georgien, wie gesagt, das Ziel einer starken Einwanderung aus dem Norden, besonders von New-Jersey, war. Ein kräftiger, breitschultriger Menschenschlag tritt uns hier entgegen; frische, blutvolle Gesichter statt der abgemagerten, düsteren und grollenden Züge der Caroliner.

---

5. Nach Charleston.

Der aus den Alleghany-Ketten strömende Savannah-Fluß bildet seiner ganzen Länge nach die Grenze zwischen den Staaten Georgien und Süd-Carolina, dessen Hauptstadt wir nun besuchen wollen. Von Savannah aus führen Dampfschiff sowohl wie Eisenbahn nach Charleston. Wir wählen die letztere. Hier, wie auf allen andern Bahnen dieser Länderstrecken befinden sich in jedem Zuge für Weiße und Farbige eigene Waggons; die gesellschaftliche Scheidung der beiden Rassen prägt sich selbst auf den Verkehrswegen in so auffälliger Weise aus. Und doch ist Süd-Carolina derjenige Staat, in welchem die Herrschaft der Neger am drückendsten ist! In Louisiana stehen sich die beiden Rassen in annähernd gleicher Stärke gegenüber, und in einem Jahrzehnt vielleicht wird die Suprematie wieder auf die Weißen zurück gekommen sein, wozu bei der Einwanderung und raschen Vermehrung der Weißen, sowie der erschreckend großen Sterblichkeit unter den Negern die günstigsten Aussichten vorhanden sind. Auch im Staate Mississippi sind die Farbigen nur um ein Geringes

zahlreicher als die Weißen, aber nur in Süd-Carolina ist ihre Herrschaft erdrückend und absolut. Der Neger und sein Vetter, der Mulatte, sind die unumschränkten Herren des Landes, denn es kommen auf 7 Weiße durchschnittlich 10 Neger. In 7 Grafschaften sind die Weißen in starker Majorität, in 22 anderen hingegen ist diese Majorität in den Händen der Schwarzen und in den Grafschaften Rickland und Charleston sind sie im Verhältniß von 2 zu 1. In den Bayoux und Savannen der Meeresküste sind die beiden Rassen beinahe vollständig von einander getrennt, so daß beispielsweise in der Grafschaft Beaufort unter tausend Schwarzen nur hundert Weiße wohnen.

Die große Zone, die sich von Cap Fear in Nord-Carolina längs der Meeresküste nach Süden zieht, scheint die neue Heimat der Afrikaner geworden zu sein. Das feucht-warme Klima sowie der Boden jener Strecken sagt ihrer Natur am besten zu. Kürbis und Tabak, Zuckerrohr und Mais wachsen hier in Folge des fruchtbaren Bodens für ihren Bedarf von selbst, dierren Schwarzene brauchen sich also nicht wie einstens sclavisch abzumühen. Wohl ist ihr Leben bei dieser Unthätigkeit ein äußerst kümmerliches und viel elender, als zur Zeit ihrer Sclaverei, allein sie sind Herren, Gentlemen. Der Weiße zieht sich von diesen Negeransiedlungen allmählig zurück und überläßt ihnen das Feld. Auf wie lange, ist die Frage.



Ein schwarzer Senator.

In jenen Theilen nehmen die Neger an Zahl entschieden ab; während sie sich in viel geringerem Maßstabe als die Weißen vermehren, ist gleichzeitig ihre Sterblichkeit sehr bedeutend. Der Kindermord kommt, der allgemeinen Meinung nach, bei ihnen sehr häufig vor, denn sie verschmähen es, ihren geringen Erwerb zur Erziehung ihrer Kinder zu verwenden. Als Sclavin war die Negerin gezwungen, ihre Kinder aufzuziehen, da sie einen gewissen Werth darstellten. Frei ist sie sich selbst und ihrem Instinkt überlassen, der ihr häufig, wie bei anderen niedrig stehenden Völkerrassen, den Mord eingiebt. Unter der Sclaverei wurden die Kinder der Neger von den Pflanzern selbst verpflegt und so zu sagen gezüchtet. Der freie Neger hingegen muß für die Kleidung und Nahrung seines Kindes aus eigener Tasche sorgen; häufig ist er nicht Mensch genug, den Dollar, anstatt für Whisky und Tabak, für sein Kind auszugeben. Wie gesagt, die gesellschaftliche Trennung der weißen von der farbigen Rasse ist selbst

in diesem Negerstaate eine äußerst auffallende. Die Neger sind ebenso auf ihre eigenen Eisenbahn-Waggons angewiesen, wie sie ihre eigenen Kirchen und Schulen, wie sie ihre eigenen Friedhöfe haben. Selbst heute noch würde es kein Neger wagen, die Schwelle eines Hôtels zu betreten, in welchem Weiße wohnen. Nur in den Straßenwagen werden sie geduldet. Dieses Vorurtheil gegen ihre Rasse scheint noch eher im Zunehmen als im Fallen begriffen zu sein, ein Vorurtheil, das übrigens auch der Europäer theilt. Wohl ist es wahr, daß dies theilweise seinen Grund in der unangenehmen körperlichen Ausdünstung des Negers hat; aber es bleiben auch jene



Süd-Carolina: Charleston.

von dem Zusammenleben mit den Weißen ausgeschlossen, welche sich vielleicht auf dieselbe Stufe der Bildung empor geschwungen haben.

Wir kreuzen auf unserem Wege nach Charleston den Savannah und eine Reihe anderer Flüsse, Bayoux und Sümpfe, die sich auf ungeheure Strecken ausdehnen. Hier und da begrenzt sie dichter Wald, auf dessen trockenen Stellen irgend ein Sohn Chams die Bäume niedergebrannt und Mais gepflanzt hat. Negeransiedlungen, von kleinen Mais- und Reisfeldern umgeben, fliegen häufig an uns vorüber, aber im Allgemeinen liegen die ehemaligen Plantagen brach und meilenweite Strecken sind ganz unbebaut. Erst wenn sich der Eisenbahnzug der Hauptstadt des Staates, Charleston, nähert, wird das landschaftliche Bild freundlicher.

Die landwirthschaftlichen Verhältnisse Süd-Carolinas sind in diesem Augenblicke der Einwanderung recht günstig. Die Ländereien sind zu Spottpreisen zu haben; man kauft eine Plantage, groß genug für 5 bis 10 Familien, fast für den Preis, welchen die Gebäude darauf kosten. Schulen und Kirchen findet man allenthalben; speziell Deutsche sind angesiedelt in Walhalla, in der Nähe des Blue Ridge-Gebirges, am Endpunkt der Eisenbahn von Charleston. Auch in den anderen gebirgigen Grafschaften des westlichen Theiles findet man kleine deutsche Gemeinden, wo ein deutscher Missionär dann und wann predigt. Das Klima des Oberlandes ist sehr gut und für den Europäer geeignet, während an der Küste und unten im Staate Fieber häufig herrschen. Der Sommer ist nicht heißer als im Norden, nur dauert er länger, etwa sechs Monate. Der Winter ist unbedeutend, kaum zwei Monate etwas Frost und Schnee, so daß das Vieh fast das ganze Jahr im Freien ist. Der Boden ist ergiebig aber nicht so reich, wie im Westen, er verlangt Dünger, dann aber kann man auch alle Erzeugnisse zu vollem Preise verwerthen, bei der Nähe der Eisenbahnen, die wie ein Netzwerk den ganzen Staat umspannen. Gemüse zieht man das ganze Jahr, im Winter die nördlichen Gemüse wie Kohl zc. und im Sommer Tomaten und Okra. Erbsen und Kartoffeln erntet man im Mai und im November, so daß ein Farmer stets frisches Gemüse hat. Unbemittelte Leute können übrigens nichts dort anfangen, da es Arbeiter genug giebt. Die Neger miethet man als Feldarbeiter um geringen Lohn pro Tag oder Monat. Ein tüchtiger Farmer mit einem kleinen Capital von 2 bis 500 Dollars kommt rasch weiter. Er kauft sich ein kleines Stück Land oder mit mehreren zusammen eine größere Plantage und braucht nur eine kleine Anzahlung zu machen. Für das übrige Geld kauft er Viehstand und Ackergeräthe und in ein paar Jahren ist er ein gemachter Mann, da er auch, sobald er festsitzt, Baumwolle pflanzen kann, die stets gegen baar guten Absatz hat. Land kauft man von 1 - 10 Dollar pro Acker, je nach Bodenbeschaffenheit und Verbesserungen auf dem Lande. Hunderttausende von Ackern liegen brach und sind zu verkaufen, da die einzelnen Farmer durchschnittlich zu viel Land besitzen. Gute Weinbauer können bald unabhängig werden. Der Wein wächst wild und eine Anpflanzung bedarf nur wenig Arbeit.

Charleston selbst wird häufig mit New-York verglichen und seine Lage, auf einer Halbinsel zwischen den Mündungen der beiden Flüsse Ashley und Cooper, erinnert allerdings an die majestätische Metropole des Hudson. Ebenso wie dort trägt auch hier der am äußersten Ende der Halbinsel gelegene Park, ein herrliches Bild des warmen Südens, den Namen „Batterie". — Aber damit hat diese Aehnlichkeit ihr Ende. Während des großen Bürgerkrieges bombardirt und zur Hälfte zerstört, später von zwei furchtbaren Feuersbrünsten heimgesucht und im Jahre 1885 durch heftige Erdbeben theilweise in Trümmerhaufen verwandelt, gereicht es seiner

Bevölkerung zur Ehre, sich all' dessenungeachtet so ansehnlichen Wohlstand erworben zu haben. Leider sind hier die Neger in der Majorität, und sie, im Verein mit weißen Politikern schlimmster Art, waren bis jetzt die Verwalter der Stadt.

Gegenwärtig besitzt es 45,000 Einwohner, von denen 25,000 Schwarze und Mulatten sind. Das Deutschthum gelangte in Charleston zu hervorragender Bedeutung und großem Einfluß. Die Deutschen zählen hier etwa 3000 Seelen, ihr durch Fleiß und Ausdauer geschaffener Wohlstand ist derart bedeutend, daß ihr Steuerkapital ein Sechstel des gesammten Steuerkapitals der Stadt repräsentirt. Sie waren eben die Ersten, die durch die Schicksalsschläge von Krieg und Feuersbrunst nur wenig abgeschreckt, stets mit erneuten Kräften an die Arbeit gingen, und Dank dieser Arbeitslust, Eintracht und Ausdauer ihre heutige Stellung erreichten. Sie besitzen in Charleston ihre eigene Kirche, eine deutsche Schule und eines der schönsten Vereinslocale der Stadt. Leider wird es wieder Jahrzehnte brauchen, bis der unendliche Schaden, der Allen durch die furchtbaren Erdbeben des Herbstes 1885 entstanden ist, wieder gut gemacht sein kann.

Charleston ist in seinem Aussehen das Urbild der südlichen Städte, wie wir sie schon in Alabama und Georgien trafen, aber unzweifelhaft die schönste derselben. Dieselben sich rechtwinklig kreuzenden, jedoch engen Straßen, dieselben reizenden schattenspendenden Platanen-, Lebenseichen- und Ulmen-Alleen zu den Seiten der Trottoirs, dieselbe schlechte Pflasterung. Die Häuser sind dem südlichen Klima zufolge in ihrer Bauart von jener des Nordens vollständig verschieden. Luft und Licht sind bei ihnen die Hauptbedingungen. Sie übersteigen selten ein oder zwei Stockwerke und besitzen an ihrer ganzen, dem Hofraum zugewendeten Fronte entlang laufende Veranden oder sogenannte „Piazzas". Auf diese durch alle Stockwerke reichenden Veranden führen die meisten Thüren und Fenster, während die kleine unscheinbare Straßenfronte nur ein oder zwei Fenster besitzt. In den Straßen und Höfen ist jedes Plätzchen zur Anpflanzung von Bäumen, Blumen und Schlingpflanzen verwendet. Von der Höhe eines Thurmes gewährt die Stadt mit ihrem üppigen Grün und den freundlichen Villen und Sommerhäuschen einen überaus lieblichen Anblick. Allerdings findet man hier und da, in zerfallenen, mit wildem Wein überrankten Gemäuer, in alten hinfälligen Häusern Spuren der Verwüstungen von Krieg und Feuer. Aber sie werden durch die großen neuen Handelshäuser und reichen Privatgebäude, — diese Zeichen der Wiedergeburt der Stadt, wieder aufgewogen.

Am ärmlichsten und elendsten sind außer den Hafenstraßen natürlicherweise die Negerquartiere, mit ihren verfallenen schmutzigen Hütten und ihrer ebenso schmutzigen Bevölkerung, die hier auf engem Raum zusammengepfercht wohnt. Charleston, die einstige Residenz der Pflanzer-Aristokratie von Carolina, ist heute die Residenz der schwarzen Demokratie, die noch vor fünfundzwanzig Jahren in Ketten lag. Man begeg-

net hier den Farbigen in allen möglichen Nüancen, allen Stammes- und Rassenunterschieden, vom Congo-Neger bis zu jenem aus Guinea, vom Vollblut-Schwarzen bis zu dem blondhaarigen, blauäugigen Quadronen, an dem es Mühe kostet, die Spuren der schwarzen Abstammung zu entdecken, und doch wird er zu den Farbigen gezählt! Nun denke man sich dieses Neger-Proletariat von allen Altersklassen und Farben in die ärmlichsten, schmutzigsten Lumpen gehüllt, alte Strohhüte, durchlöcherte Cylinder, hellfarbige oder weiße Tücher auf dem Kopf und alte, ganz mit Löchern und Rissen bedeckte Schuhe oder Pantoffeln an den nackten Füßen, so hat man das getreue Bild der Bewohner jener Stadttheile. Es würde nicht selten nur geringe Mühe kosten, die Kleidungsstücke auszubessern und in guten Stand zu setzen; allein die Löcher bleiben offen, die Flecken ungewaschen und die Kleider eben so lange am Leibe, bis sie von selbst herabfallen. Dies sind die Herrscher von Carolina! Sie können weder lesen noch schreiben, die Guten! Als Kinder waren sie Sclaven; in Sachen der Politik sind sie so dumm wie die Indianer; die Gesetze der Gesellschaft, die Wissenschaften, sind für sie versiegelte Bücher; — aber der ärmste und niedrigste von ihnen versteht den Unterschied zwischen der Hütte und dem Palast, dem leeren Mittagstisch und der vollbesetzten Tafel, elenden Lumpen und warmen Kleidern, einem Platze in der Gosse oder im gesetzgebenden Körper. Und das ist ihr Unglück. Sie wollen all' das erreichen und besitzen, sie denken nicht daran, daß es gegen alles moralische Gesetz, — der Natur zuwiderliefe. Im Allgemeinen verachten nämlich die Neger alle Arbeit, sie würden ihre Zeit am liebsten mit Herumlungern und Schlafen verbringen, wenn sie nicht die Noth dazu zwänge, wenigstens so viel zu erwerben, um sich kümmerlich das Leben zu fristen. Die Oberherrschaft, die sie gegenwärtig in Süd-Carolina besitzen, versetzte sie in einen Freudenrausch, den sie noch nicht ausgeschlafen haben. Welch' ruhmvolle Tage für sie! Nichts gilt ihnen höher, als irgend eine politische Stellung auszufüllen, sich als „Euer Ehren" ansprechen zu hören, oder als Richter den Weißen Strafen auferlegen zu können.

Immerhin giebt es auch Ausnahmen unter diesen herumlungernden Nichtsthuern, die soeben geschildert wurden. Hier z. B. an der Straßenecke ein schwarzer Polizist, in tadelloser Uniform und in ernster Haltung, den weißen Stab unter dem Arme. —

Charleston besitzt zwei verschiedene Polizei-Corps, ein schwarzes und ein weißes, ebenso wie ein schwarzes und ein weißes Feuerwehr-Corps, schwarze und weiße Miliz-Compagnien; eine Trennung, die übrigens auch in den nördlichen Städten, z. B. in Philadelphia, zu finden ist und seine guten Gründe hat.

Leider besitzt Charleston außer diesen Corporationen auch seine weißen und schwarzen Politiker, seine Carpet Baggers, jene aus dem Norden eingewanderten Nichtsthuer, ohne irgend welche Habe als ihren Verstand, nur von dem Wunsche

beseelt, zu einer Senatoren- oder Beamtenstelle im Staate zu kommen. Die Scalawags, barfüßige, weiße oder schwarze Vagabunden, sind ihre getreuen Partisanen. In Süd-Carolina und Louisiana besitzen die Carpet-Baggers ihre letzten Domänen, denn aus den anderen Staaten des Südens wurden sie längst schon durch die rechtmäßigen, ehrlichen Regierungen verdrängt. Auch in diesen beiden unglücklichen Staaten werden sie bald das Scepter ihrer Herrschaft niederlegen müssen, und dies ahnend, saugen sie unter dem Anschein der Gesetz'ichkeit das Land vollständig aus. Die Geduld und Langmuth der Südländer ist unter solchen Umständen wirklich bewunderns-werth. Neger, Mulatten und hergelaufene Hallunken aller Art nehmen hervor-ragende Aemter im Staate ein, während die ansäßigen Weißen in verschwindender Minorität vertreten sind. Unter diesem „Ring", den die gesetzgebende und ausübende



Baumwoll-Ernte.

Gewalt im Staate bildet, wurde der letztere das Opfer einer systematischen Be-raubung. Im Jahre 1860 betrug der Werth des besteuerten Besitzes von Süd-Carolina 607 Millionen Dollar und die jährliche Steuer belief sich auf $^1/_2$ Million. Die Legislatur tagte während dreier Wochen und kostete dem Staate beiläufig 18,000 Dollar.

Heute wird der besteuerte Besitz auf nur 140 Millionen angeschlagen und selbst diese Summe ist künstlich hinaufgetrieben. Die jährlichen Abgaben für den Staat betragen $1^1/_2$ Millionen Dollar und die Legislatur kostet anstatt 18,000 Dollar das sechsfache dieser Summe. Die Regierungsstellen bilden mit ihren mehrfach erhöhten Gehalten wahre Sinecuren, sie kosten dem Staate nahezu 1 Million jährlich. Die Steuern, mit welchen das Eigenthum belastet ist, belaufen sich auf nicht weniger

als 22 Procent und es kommt nicht selten vor, daß man es für vortheilhafter findet, seinen Besitz aufzugeben, statt die Steuersummen zu erlegen. In Charleston fiel in Folge dessen der Werth der Häuser auf die Hälfte. Die Mehrzahl der Reispflanzungen ist ruinirt; die Neger kultiviren auf ihnen etwas Mais oder süße Kartoffeln und auch in den Zucker- und Baumwollpflanzungen ist ein bedeutendes Stocken eingetreten.

Wer Charleston von der Hafeneinfahrt aus, in der Nähe der Ruinen des berühmten Fort Sumter, betrachtet, dem scheint die Stadt allerdings ein wahres Paradies zu sein. Soweit das Auge reicht, erblickt man nur ebenes, kaum über das Meeresniveau emporragendes Land; Bäume, Häuser und Kirchen scheinen direct aus dem Wasser emporgewachsen zu sein. Ein wahres Venedig der neuen Welt ruht friedlich im Sonnenglanze auf der Halbinsel zwischen den Flüssen, und das üppige Grün der tropischen Gewächse, das überall hervorguckt, verleiht dem schönen Bilde einen passenden Rahmen.

Auch in Nord-Carolina sind die Zustände gegenwärtig nicht viel besser als in seinen südlichen Nachbarstaaten. Auf unserem Wege nach Virginien fahren wir fast durch ununterbrochene dichte Föhrenwaldungen dahin, die nur selten eine Lichtung oder eine nachlässig zusammengefügte Einhegung zeigen, in deren Mitte irgend ein ärmliches Blockhaus errichtet ist. Und ebenso düster sind die Eindrücke, die man auf der Fahrt durch den mittleren Theil des Staates von dem industriellen Leben empfängt. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß Nord-Carolina einer der ersten Staaten sein wird, der gleich Georgia durch weiße Einwanderung, durch nördliche Industrie und durch nördliches Kapital wiedergeboren und der Blüthe wieder zugeführt wird, jener Blüthe, deren er sich zu Zeiten der Sclaverei erfreute.

Schon sah ich gelegentlich meines Aufenthaltes 1885 in der schönen, großartig angelegten Staatshauptstadt Raleigh, in Greensborough und Charlotte, die ersten Spuren dieser besseren Zukunft. Neue Häuser, besuchte Kaufläden, gute von Nordländern geleitete Hôtels, Straßenbahnen, regeres Leben.

---

6. Eine Baumwoll-Pflanzung.

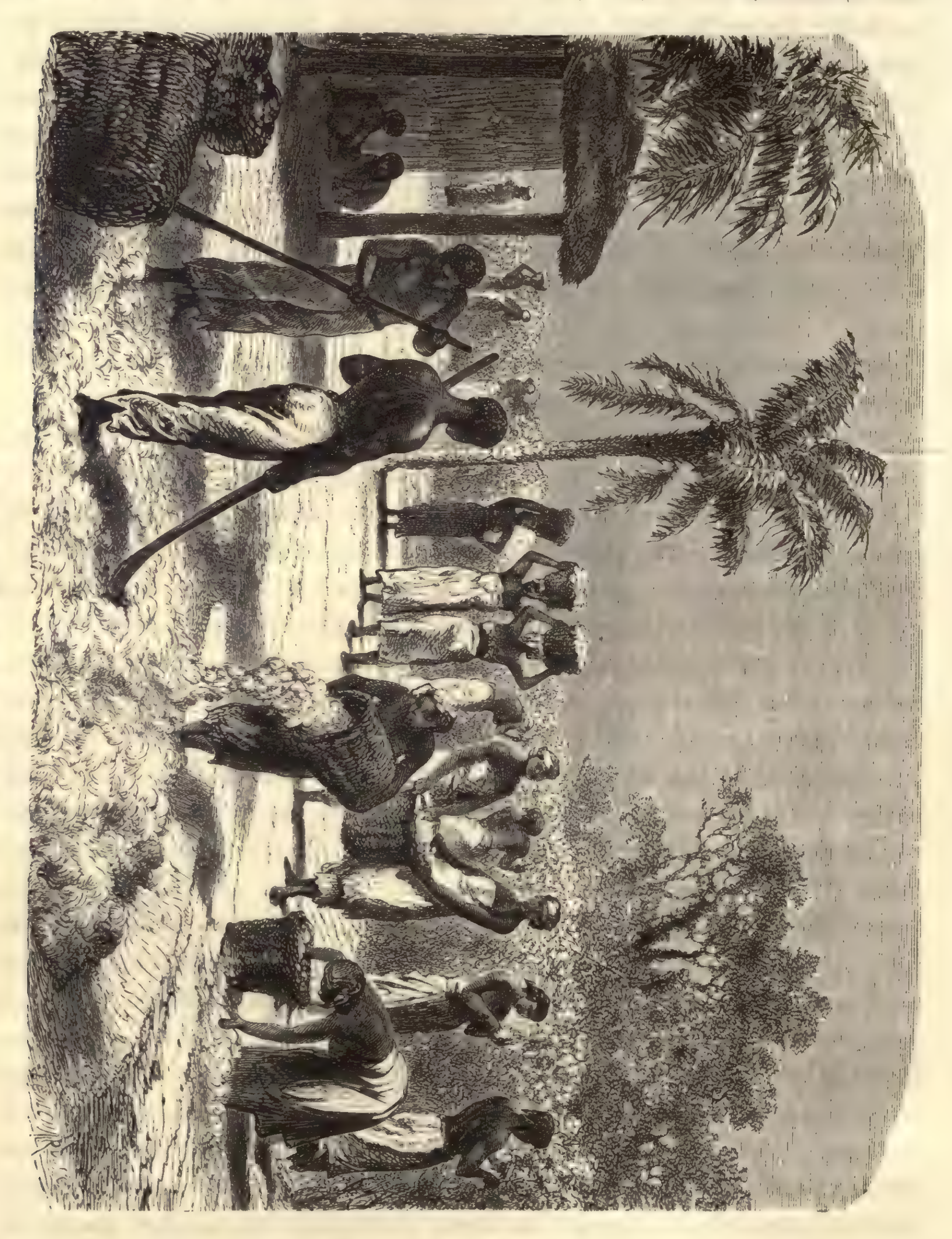
Am schnellsten und überraschendsten erholte sich, wie schon bemerkt, der größte und bedeutendste der amerikanischen Südstaaten: Georgien. Es ist die blühendste Provinz im Reiche des „King Cotton", des Königs Baumwolle. Es produzirt davon am meisten; unter allen Südstaaten zieht es dadurch auch die meisten Einwanderer an. — Hier war es auch, wo wir zum ersten Male eine größere Baumwoll-Plantage besuchten.

Es war eine solche in der Nähe von Augusta, dieses Haupt-Baumwollhafens des Staates Georgien, und nach den Städten New-Orleans, Mobile und Savannah der größte Baumwollenmarkt des Südens. Die ganze Umgebung der Stadt ist von Baumwollfeldern eingenommen, die ein Europäer ihrem Aussehen nach für Kartoffelfelder ansehen könnte. Hie und da, mitten in ihnen, zeigen sich prächtige, romantische Pflanzer-Wohnungen, zwischen Palmen und Magnolien-Bäumen halb verborgen. Unser Weg führt an ihnen vorbei und durch eine schöne, schattige Magnolien-Allee nach einem ausgedehnten, hölzernen Gebäude mit breiten Veranden, umschlossen von einem Blumengarten, wie man ihn in solcher Ueppigkeit und solcher Farbenpracht nur im Süden Amerikas finden kann. Schmetterlinge und hellfarbige winzige Vögel schwärmten umher, und über das ganze Pflanzenheim lag eine Ruhe und Behaglichkeit ausgebreitet, die mit unseren bisherigen traurigen Reiseeindrücken des amerikanischen Südens lebhaft kontrastirte.

Die Gastfreundschaft, die wir in dem Hause dieses wohlhabenden Baumwoll-Pflanzers genossen, wird uns stets in angenehmer Erinnerung bleiben; diese ist in den gesammten Südstaaten, wenigstens dem Europäer gegenüber, sprüchwörtlich. Es ließe sich viel über die eigenthümliche Lebensweise dieser Pflanzerfamilien und ihrer kleinen Diener-Gemeinde erzählen, wäre dieses Kapitel nicht der Baumwoll-Pflanzung gewidmet, die sich hinter dem Gebäude über Tausende von Ackern erstreckt.

Es war im August, und die Baumwollernte hatte bereits begonnen. Die schwachen, zarten Stauden sind in schnurgeraden, durch tiefe Furchen von einander getrennten Reihen gepflanzt und erreichen im Durchschnitt drei bis vier Fuß Höhe. Zwischen den großen handförmigen dunkelgrünen Blättern sieht man weißschneeige Blumen mit offenem Kelch, die nur während eines Tages diese Frische und Weiße behalten. Sobald sie welken, nehmen sie eine hellrothe Färbung an und geben endlich einer kleinen Kapsel Raum, die bis zur Größe einer grünen Wallnuß heranwächst. Diese Nuß enthält die Baumwolle. Sobald sie reif geworden ist und eine gelbe Färbung angenommen hat, springt sie auf und zeigt ein kleines Büschelchen Baumwolle von schneeigem, blendendem Weiß. — Zur Zeit als wir die Plantage besuchten, boten die Baumwollstauden einen überraschenden Anblick dar. Wir sahen einige, die nicht nur ihre Blätter und weißen Blüthen, sondern diese letzteren bis zur vollständig reifen Baumwollkapsel in allen Stadien zeigten. Weiße und rothe Blüthen in verschiedenen Nüancen, grüne und gelbe Büsche in allen Größen und endlich die halb offenen Kapseln mit dem kleinen weißen Barte — Alles in Allem durchschnittlich zwölf bis fünfzehn pro Pflanze. Es giebt jedoch auch Stauden, die fünfzig bis sechzig Kapseln pro Ernte tragen. Neger und Negerinnen in leichtem, aus einer Leinenhose oder einem dünnen Unterrock und einem großen Strohhut bestehendem Anzuge sind mit dem Einsammeln der reifen Kapseln beschäftigt, das sie mit bewunderns-

werther Geschicklichkeit besorgen, ohne dabei den eigenthümlichen „Plantation Song" (Neger-Gesang) zu unterbrechen, dessen Melodien, so einfach und harmlos sie auch



Eine Baumwoll-Plantage: Die Ernte.

sind, dennoch einen gewissen Charakter und Reiz besitzen. Jeder dieser schwarzen Arbeiter trägt einen um die Lenden geschnallten Sack, der zur Aufnahme der Baumwolle bestimmt ist, welche sie mit den Fingern aus den offenen Baumwollkapseln

vorsichtig herausnehmen. Es giebt Plantagen-Arbeiter, welche pro Tag nicht weniger als 400 Pfund Baumwolle einheimsen, allein die gewöhnliche Erntemenge pro Tag und pro Mann beträgt etwa 150 Pfund. Die Bezahlung der Leute geschieht pro 100 Pfund mit ca. 30 Cent amerikanischen Geldes. — Sobald die Säcke gefüllt sind, werden sie in große runde Körbe oder Pfannen geleert, in denen die Baumwolle nach den auf der Plantage selbst befindlichen „Gin-houses“ gebracht wird. Nichts ist einfacher und praktischer als diese großen Gebäude, in welchen sich die „Cotton Gins“ *) und die Dampf- oder hydraulischen Pressen zum Zusammendrücken der Baumwolle in Ballen befinden. Zuvor müssen die einzelnen Baumwollbüschel von den in ihnen befindlichen Samenkörnern befreit werden; es geschieht dies durch



Die Baumwoll-Staude. Kapsel und Blüthe derselben.

die sogenannten Cotton Gins, von denen hauptsächlich dreierlei Arten in den Vereinigten Staaten angewendet werden: die Saw Gin, die Roller Gin und die Mac Carthy Gin. Die erste Gattung, eine aus kleinen Sägen bestehende sinnreiche Maschine, reißt die Baumwolle von den Körnern los, ist aber nicht so vortheilhaft wie die Roller Gin, eine kleine Maschine, aus zwei gegen einander rotirenden Cylindern bestehend, welche die Baumwolle erfassen und zwischen sich hindurchziehen, während die Körner oberhalb derselben bleiben. Gewöhnlich werden diese Cotton Gins durch ein paar Maulthiere getrieben, obschon in neuester Zeit der Dampf

*) Gin, Abkürzung für Engine, Maschine.

ebenso häufig in Anwendung kommt. Die Samenkörner werden theilweise für die nächstjährige Saat aufbewahrt, theils zur Bereitung eines schmackhaften Oels verwendet, während die ausgepreßten Hüllen noch ein vortreffliches Viehfutter bilden.

Sobald die Baumwolle die Gins passirt hat, wird sie noch einer weiteren Reinigung unterworfen und endlich in große Ballen gepackt, deren Volumen durch Zusammenpressen so viel als möglich verkleinert wird. Sollte sich auf der Plantage selbst keine hydraulische Presse befinden, so geschieht das Pressen in den Häfen, wo die Ballen verschifft werden. Nach dem Pressen nehmen 5 bis 600 Pfund Baumwolle den Raum von etwa 12 bis 13 Kubikfuß ein.

Die Ernte richtet sich natürlicherweise nach der Güte des Bodens, und merkwürdig genug, der dem Meeresstrande nächstgelegene Boden, der für die Kaffeebäume tödtlich ist, begünstigt die Baumwollenernte ungemein. Auch Kalk- und Guano-Dünger leisten auf Baumwollpflanzungen vortreffliche Dienste.

Vor dem Aussäen werden die Saatkörner gewöhnlich einige Stunden in Wasser aufgeweicht. Die Saat erfolgt Anfangs April, und die Baumwollkapseln gelangen gewöhnlich Ende August und Anfang September zur Reife; aber die Ernte zieht sich bei dem ungleichen Reifen der Kapseln oft bis zum November und December hinaus.

Zwischen dieser Zeit der Aussaat und der Ernte liegen jedoch die schwersten und sorgfältigsten Arbeiten, denn die Baumwolle bedarf mehr Pflege als irgend ein anderes Nutzgewächs; auf den Pflanzungen herrscht das ganze Jahr über rege Thätigkeit. Nur durch diese und durch die sorgsamste Pflege kann man die Ernte ergiebig machen. Der Pflug und die Egge stehen lange Zeit im Gebrauch. Drei Monate nach der Aussaat, wenn der Stamm der Staude eine braune Färbung annimmt, müssen die Furchen, um jede einzelne Staude herum, gereinigt werden. Da die Kapseln zu verschiedenen Zeiten, nach einander reifen und sofort abgenommen werden müssen, sobald sie aufgesprungen sind, so ist man gezwungen, fünf bis sechsmal einzuernten.

Der Frost kann dieser Sommerpflanze wohl wenig Schaden thun, aber desto mehr ist sie den Insekten ausgesetzt, die manchmal wahre Verheerungen auf den Plantagen anrichten und auf die man auch gewöhnlich zur Nachtzeit, durch das Anzünden von großen Feuern oder Fackeln, Jagd macht. Das Licht zieht sie an, und in dieser Weise finden sie in den Flammen ihren Tod.

Die beiden Hauptbedingungen zu guter Bestellung der Baumwoll-Plantagen sind die Neger und die Maulthiere, denn die tropische, brennende Sonne des Sommers macht den Weißen wie den Pferden den Aufenthalt auf den Feldern während des Tages unmöglich. Nur die Neger und die Maulthiere können sie ertragen. Die Maulthiere werden hauptsächlich in den Staaten Kentucky und Tenessee gezüchtet,

sie kosten durchschnittlich 130 Dollar das Stück. Man braucht ihrer, je nach der Gattung des Bodens, je eines pro 25—30 Acker.

Vor dem großen Sclavenkriege und der Emancipation wurden die Neger ebenso wie Maulthiere gezüchtet, und es geschah dies hauptsächlich in den nördlicheren Südstaaten, den „Breeding States", zunächst Virginien, wo sie gepaart, gezüchtet und gefüttert wurden, um dann auf die südlichen Sclavenmärkte zu kommen. Gegenwärtig, wo sie „Gentlemen" geworden, züchten sie sich selbst, aber es braucht kaum gesagt zu werden: so elend als nur möglich. Die Kinder sterben oder „werden gestorben" in ganz erschreckender Zahl, denn sie sind nur eine Bürde für die Eltern, die kaum genug arbeiten, um sich selbst vor dem Hungertode zu schützen. Vor dem Kriege übernahm der Sclavenzüchter die Pflege und Ernährung der Kinder, denn jedes derselben repräsentirte damals einen Werth von mindestens 100 Dollar. Gegenwärtig jedoch müssen sie von den Neger-Eltern selbst groß gezogen werden, und das kostet Geld, welches Vater und Mutter lieber für sich selbst verwenden. Ihre Wohnungen sind entsetzlich und weichen im Allgemeinen nur wenig von denen ihrer Rasse-Genossen in Afrika ab. Sie befinden sich auch nur wenig in diesen elenden Löchern. Die Arbeitszeit dauert, mit Ausnahme kurzer Unterbrechungen für die Mahlzeiten, vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Die Löhne werden nicht auf einmal bezahlt, sondern theilweise monatlich, theilweise am Ende des Jahres, wenn der Ertrag der Ernte eingegangen ist. Außer den Löhnen — etwa 8 Dollar pro Monat — erhält der Neger noch gewöhnlich freie Wohnung und Kost, d. h. eine der geschilderten Hütten und etwas Mehl und Speck.

Es ist deshalb auch begreiflich, daß die Arbeitskraft des Negers bei weitem nicht mehr die gleiche ist, wie zur Zeit der Sclaverei, wo er gut gefüttert und gepflegt wurde; die Pflanzer rechnen seine Arbeitskraft gegenwärtig um ein Drittel geringer, als vor der Sclavenbefreiung.

Im Allgemeinen sind die Zustände der Neger-Bevölkerung, welche beiläufig die Hälfte der Gesammt-Bevölkerung der Südstaaten ausmacht, gegenwärtig beim größten Theil derselben viel schlechter, als vor der Emancipation. Dennoch macht sich in neuester Zeit eine Vermehrung bemerkbar.

Im Ganzen genommen giebt es in den Vereinigten Staaten keine bessere, lohnendere Feld-Anlage, als eine Baumwollen-Plantage, zumal gegenwärtig, wo Tausende der vorzüglichsten Plantagen aller Größen für geringes Geld erstanden werden können. Die Ernte ergiebt auf einem Boden, welcher etwa 10 Bushel Getreide pro Acker tragen würde, 500 Pfund Baumwolle pro Acker, aber in reichem Boden steigt sie auch auf 1000 bis 1200 Pfund. Dabei ist die Kapital-Anlage eine äußerst geringe, und oft ist der Ertrag der Plantage in einem Jahre eben so viel, als ihr ganzer Werth beträgt. Aber das Geld fehlt eben, um die Baumwollen-Anpflanzung

rentabel zu machen; sie lag zur Zeit des Krieges und eine lange Zeit nach demselben gänzlich darnieder, aber seit einigen Jahren macht sich ein steter Aufschwung bemerkbar. Dies geht schon aus den Berichten des Vereinigten Staaten-Census von den Jahren 1870 und 1880 hervor, demzufolge die Gesammt-Produktion der Vereinigten Staaten an Baumwolle im Jahre 1860 fünf und eine halbe Million Ballen (jeder Ballen zu 400 Pfund) und im Jahre 1870, also nach dem Kriege, nur noch drei Millionen Ballen war. Diese letzte Ziffer ist allerdings glänzend zu nennen, im Vergleiche zu jenen der Kriegsjahre 1861 bis 1865. — Im Jahre 1886 war jedoch der Ertrag an Baumwolle nicht weniger als zehn Millionen Ballen.

Dem Census von 1870 zufolge ist der Baumwollen-reichste Staat Mississippi mit 564,000 Ballen; ihm folgen Georgien und Alabama mit je 450,000, Louisiana und Texas mit je 350,000 Ballen.

Früher wurden diese Millionen von Ballen nahezu sämmtlich nach England zur Verarbeitung geschickt, um erst in fertigen Stoffen oder Kleidungsstücken nach Amerika zurückzukehren. Gegenwärtig jedoch wird der gesammte Bedarf zumeist in amerikanischen Fabriken selbst hergestellt; den Cotton-Lords von Manchester und Liverpool wurde dadurch gewaltig das Handwerk gelegt. — Sogar in den Südstaaten sind in neuerer Zeit eine Anzahl Baumwoll-Spinnereien und -Webereien entstanden, ein weiterer Beweis für die Entwickelung des Südens und seiner Loslösung von der industriellen Herrschaft der Nordstaaten.

7. Durch Virginien.

Virginien, einer der schönsten und reichsten Staaten der amerikanischen Union, ist zugleich ihr ältester, noch heute führt er, von der Periode der englischen Herrschaft her den Namen: „Old Dominion.“ Wie die Staaten Georgien, die Carolina's und Maryland, so erhielt auch Virginien seinen Namen von einem Regenten des alten Mutterlandes England: von der jungfräulichen Königin Elisabeth. Es wurde auch von englischen Einwanderern zuerst besiedelt. Die Geschichte des Staates seit jenen Tagen war bewegt und groß; sie war die Geschichte des ganzen Continents, an dessen Schicksalen Virginien den hervorragendsten Antheil nahm. Die größten Staatsmänner, Generäle und Redner nannten Virginien ihr Heimathland. Der Gründer der Republik, Washington, war ein Virginier; Lee, Jackson und die Mehrzahl der übrigen Generale der südlichen Armeen im Bürgerkriege waren Virginier. Das Land besaß eine Aristokratie, eben so reich an Ahnen, wie an irdischen Gütern; nirgends gab es in den Vereinigten Staaten einen schöneren, stolzeren Menschenschlag als in diesem ältesten Lande europäischer Kultur.



In den Alleghanies.

Virginien hat bis heute sein Aussehen als ehemalige Kolonie Englands bewahrt, seine Ländereien haben viel Aehnlichkeit mit den herrlichen Grafschaften von Surrey und Kent. Der Himmel ist klar und blau, das Klima köstlich. Welches üppige Grün in den weiten Ebenen, welche Frische und Klarheit in den zahlreichen Flüssen, welch' majestätischer Baumwuchs in den ausgedehnten Wäldern! Schon der Name des Staates, Virginien, birgt einen eigenthümlich-idyllischen Zauber in sich, der beim Besuche noch gehoben wird. Ueberall ist fließendes Wasser. Die aus den westlichen hohen Gebirgsketten der Alleghanies kommenden Ströme durchziehen das Land in seiner ganzen Breite; Ebbe und Fluth des Meeres dringen durch deren Mündungen bis weit in's Land hinein. Hunderte von sprudelnden klaren Bächen bewässern Wiesen und Felder; die Thäler bergen kleine Seen und fischreiche Weiher. Durch die Schluchten am Ostabhange der Gebirge stürzen sich die Schneewässer in Kaskaden und Wasserfällen. Die kleineren Flüsse sind mit allerhand Bauhölzern aus den Wäldern, die Ströme hingegen mit allerhand Schiffen des Oceans bedeckt. Das Land wird von einer Bergkette durchzogen, die das fruchtbare Thal des Shenandoa im Osten von jenem von Winchester im Westen trennt. Diese Bergkette — die östlichste der Alleghany-Ketten — erhielt den Namen „Blue Ridge", „Blaue Berge", der von der eigenthümlich blauen Färbung herrührt, welche die tagsüber purpurnen Bergspitzen bei Sonnenuntergang annehmen, die lebhaft an das intensive Blau des Golfes von Neapel erinnert.

Die Sonne prangt das ganze Jahr hindurch am Firmament; ihre Strahlen werden niemals durch Nebel, selten durch Wolken verhüllt; die lachenden grünen Fluren sind Sommer und Winter in warmem Lichte gebadet, mit dem die wunderbaren, bewaldeten Ketten der blauen Berge am Horizonte seltsam kontrastiren. Hier und da, außerhalb der Ketten, erheben sich einige isolirte Berggruppen, deren bedeutendste, die weiße Kuppe, 4000 Fuß Höhe erreicht. Vom Fuß bis zum Gipfel sind diese Berge mit Pinien, Ahorn, Eichen und Nußbäumen bedeckt, die im Herbste in dem grellsten Farbenschmucke prangen. Hier kann man den berühmten Indianersommer in vollster Pracht sehen: Hellgelb, Orange, Scharlach, Carmoisin und Rothbraun vermengen sich mit den verschiedensten Nüancen des Grün. Nirgends kann man sich den Herbst schöner denken, als hier in diesen Apenninen von Amerika.

Und mit der Schönheit des Landes geht auch seine Fruchtbarkeit Hand in Hand. Prachtvolle Trauben, wie auf dem Boden Italiens gereift; Melonen, wie aus dem südlichen Banat; Reinetten und Api-Aepfel, die sonst nur auf fürstlichen Tafeln prangen, in Hülle und Fülle. Dort sieht man Mais und Tabak, daneben ein Feld mit Haselsträuchern und Pataten. All' diese Früchte sind uns wohl bekannt, aber wir sahen sie niemals in solchem Gewande, in solcher Fülle im Freien wachsend.

Neben der Kultur des Weines ist jene des Tabaks eine der bedeutendsten Erwerbsquellen des Staates. Walter Raleigh war es, der den Tabak hier zum ersten Male anpflanzte und seinen Gebrauch in England einführte. Der Virginier Tabak ist zur Fabrikation von Cigarren weniger geeignet, als jener von Havana, aber er ist der beste zur Bereitung von Schnupf- und Rauchtabak. Auch der feinste Kautabak wird in Virginien erzeugt; die Fabriken von Richmond und Lynchburg versorgen damit beinahe den ganzen Continent. Der Kautabak, der in Amerika leider bei der Hälfte der männlichen Bevölkerung im Gebrauch steht, wird in Form von harten Kuchen erzeugt, denen man ihre Consistenz durch Beimischung von Melasse und etwas feinem Oel giebt und sie dann preßt.*)

So günstig nun auch diese natürlichen Verhältnisse des Staates sind, mit den socialen Zuständen ist es bei weitem schlechter bestellt. Zwischen zwei Feuern gelegen, verheert durch die Armeen des Südens, wie durch jene des Nordens, hat Virginien während des Bürgerkrieges ärger gelitten, als irgend ein anderer Staat der Union. Seine Hauptstadt Richmond wurde zerstört, verbrannt, geplündert, die größten Schlachten wurden auf Virginiens Boden geliefert, und nur wenige Gegenden entgingen den Verheerungen des Krieges; Verheerungen, die sich noch jetzt in Stadt und Land unendlich fühlbar machen. Der Mann hat es gelernt, zu vergeben. Bei den Frauen wird dies schwerer. In allen Städten des Südens haben die Frauen das Andenken an den Krieg, in dem ihre Väter und Männer fielen, frisch im Gedächtniß, überall erheben sich Monumente und Denkmäler zur Erinnerung an die Gefallenen und ihre Thaten.

Leider muß man zugeben, daß Virginien unter allen Staaten des Südens am strafwürdigsten war, daß das gegenwärtige materielle Siechthum, hervorgerufen durch den Krieg, nur eine gerechte Folge des moralischen Siechthums war, das vor dem Kriege hier herrschte. Virginien hatte wenig Ursache für den Fortbestand der Sclaverei in den Kampf zu treten, denn während in den südlicher gelegenen Staaten die Bearbeitung des Bodens durch den Weißen, der enormen Hitze wegen, unmöglich, die Negerarbeit hierzu nöthig ist, kann man diesen Grund für Virginien kaum gelten lassen. Virginien besitzt das beste Klima unter allen Staaten Amerikas; die Luft ist trocken; es giebt, ausgenommen an den Küsten, keine stagnirenden Wasser und Moräste; die Landplagen Louisianas und Carolinas, das Wechsel- und

*) Wie bei den Männern das Tabakkauen, so steht bei vielen Frauen des amerikanischen Südens das „Schnupftabak-Dippen" in Gebrauch, das darin besteht, mittelst eines hölzernen Stäbchens den Schnupftabak auf und zwischen die Zähne zu reiben. Der eigenthümliche, dadurch hervorgebrachte Nervenreiz wird bald zum Bedürfniß. Obschon dieses „Dippen" der Gesundheit ungemein nachtheilig ist, wird es doch von vielen Südländerinnen ebenso leidenschaftlich betrieben, wie von den Männern das Tabakkauen.

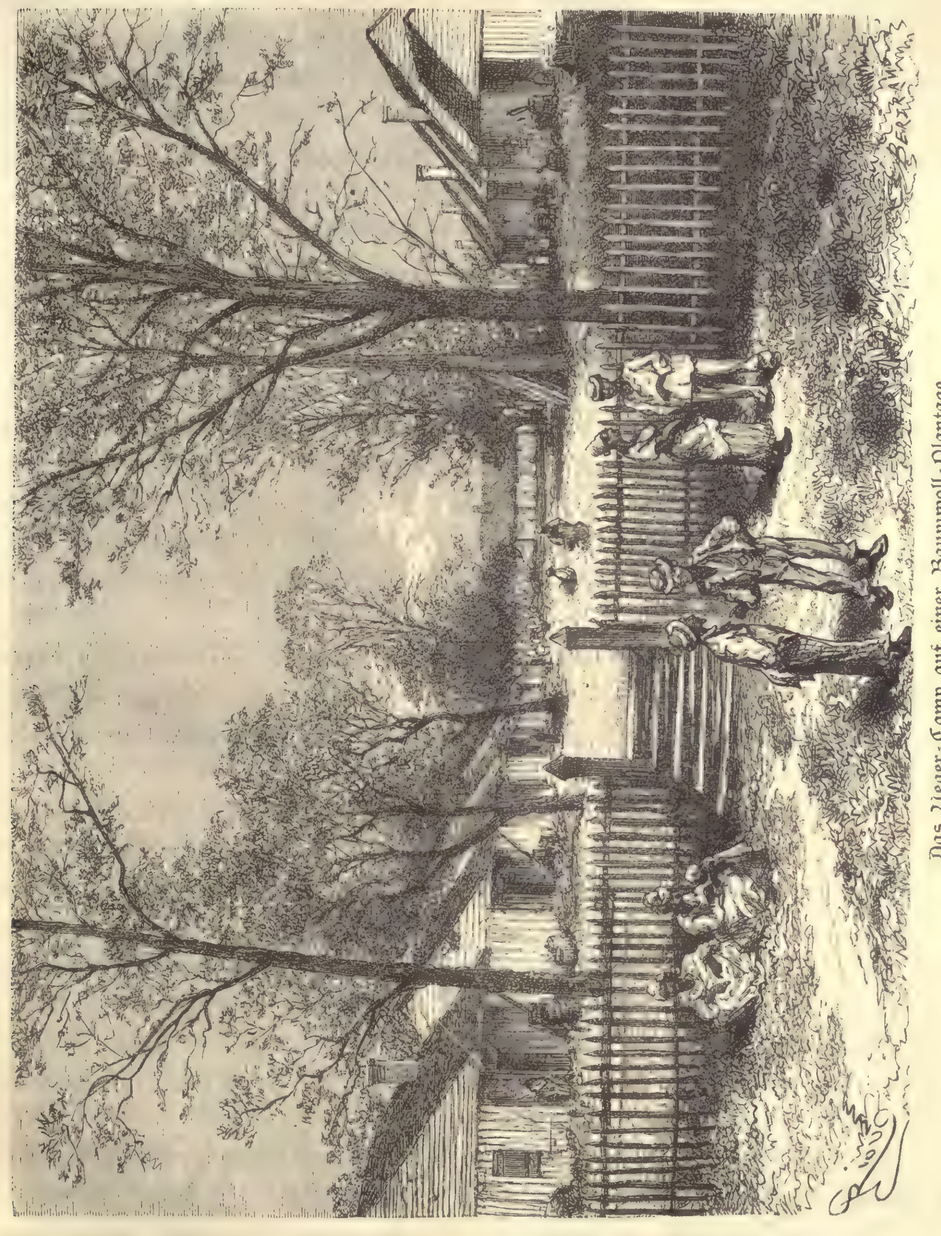
Broken-bone-Fieber treten in Virginien nur schwach auf, ja das Klima ähnelt jenem Siciliens. — Die Virginier bedurften deshalb der Neger zur Bearbeitung des Bodens nicht, aber sie verlegten sich auf ihre Züchtung; auf das Großziehen und den nachherigen Verkauf der Kinder, der ihnen große Reichthümer einbrachte. Als nun diese Hunderttausende von Negern plötzlich frei wurden, fiel demnach auch der ganze Reichthum, das ganze Einkommen der Pflanzer-Aristokratie in nichts zusammen, das Land wurde um viele Millionen beraubt, die es jetzt durch ehrlichere Mittel: durch Ackerbau und Industrie wieder einbringen muß.



Im Süden: Auf einer Eisenbahnstation.

Daß Virginien in dieser Hinsicht rasch vorwärts schreitet, sieht man schon bei einer flüchtigen Fahrt auf einer der zahlreichen Eisenbahnen, welche den Staat nach allen Richtungen durchziehen. Nicht allein im offenen Lande sieht man diesen Fortschritt, auch in den vielen Städten und Dörfern, die der volkreiche Staat besitzt. Vor dem Kriege gab es beispielsweise hier keine öffentlichen Schulen, denn die aristokratischen Familien betrachteten sie als die guten Sitten beeinträchtigend, sie hielten Privatlehrer für ihre Kinder. So wuchs der Neger damals ohne irgend welchen Unterricht heran. Nach dem Kriege jedoch wurden sofort öffentliche Schulen

für die Weißen und für die Schwarzen gegründet, Schulen, die vom Staate erhalten werden und in denen der Unterricht frei ertheilt wird.



Das Nieger-Camp auf einer Baumwoll-Plantage.

Richmond, die fünfzig bis sechszig Tausend Einwohner zählende Hauptstadt des Staates zeigt wenig mehr von dem Charakter der Städte des Südens. Durch Industrie und Handel, die sich hier rasch entwickeln, schließt es sich immer mehr den

Städten des Nordens an; ebenso wie auch die Bevölkerung des Landes sich nicht mehr mit der Bebauung der Felder allein begnügt, sondern die großen mineralischen Schätze: Eisen, Granit und Kohle auszubeuten beginnt. Richmond ist eine der malerischesten Städte von Amerika; es besitzt nichts von den abgezirkelten, schnurgeraden, ebenen Straßen-Anlagen, nichts von den kasernenartigen Häuserreihen. Ueberall ist Abwechslung in der Größe und Bauart der Häuser, in ihrem Reichthum und ihrer Umgebung. Häufig findet man neben den Hauptstraßen offene Rasenplätze, auf denen Kühe und Ziegen grasen und in deren Hintergrund man irgend eine vereinzelte Negerhütte erblickt. Aus den hügelauf- und hügelabführenden Straßen gelangt man an verschiedenen Stellen in die schmutzigen, ärmlichen Negerquartiere und Negerdörfer, welche den Zigeunerlagern ungarischer und rumänischer Städte an Schmutz und „pittoreskem" Aussehen wenig nachstehen.

Auf der höchsten Anhöhe Richmonds erhebt sich der stolze Bau des Kapitols von Virginien, in seiner Bauart einem griechischen Tempel gleichend. Dieses Kapitol bildet den schönsten Aussichtspunkt der Stadt, mit ihren vielen Kirchen, ihrem den Terrainwellen sich anschmiegenden Häusermeere, ihrem durch die breite Mündung des James-Flusses gebildeten Hafen. Es ist ein herrliches, großstädtisches Bild, welches besonders durch das breite, inselbesäete Flußbett mit seinen grün bewaldeten Ufern gehoben wird.

Wie vorbemerkt, haben wenige Städte der Union so sehr durch den Krieg gelitten, wie Richmond, die einstige Hauptstadt des Südbundes. Zahlreiche geschichtliche Denkmäler und herrliche Monumente halten die Erinnerung an die vergangenen Unglückstage wach.

Wir wollen nun noch die westlichen Bergketten Virginiens, die Apenninen Amerikas, besuchen, deren gewaltige Silhouetten wir am fernen Horizont erblicken. Eine der fünf großen, vom atlantischen Ocean nach dem Westen führenden Eisenbahnlinien, die Chesapeake-Ohio-Eisenbahn, bringt uns nach mehrstündiger Fahrt in das Herz der Berge. Es sind Gebirgsketten, die sich von Alabama und Georgien bis an den St. Lorenzo in Canada hinziehen, in Virginien aber ihre größte Masse und Ausdehnung erreichen. Viele Gipfel dieser noch wenig erforschten Gebirge erheben sich bis zu 6500 Fuß und ihre schönen Umrisse heben sich anmuthig von dem blauen, klaren Himmel des Südens ab.

Der Zug führt uns in raschem Fluge durch die entzückendsten Landschaften des berühmten Shenandoah-Thals. Die Hitze der Ebenen ist hier äußerst gemäßigt, und man freut sich bloß des Lichtes der Sonnenstrahlen, ohne daß ihre Wärme lästig wird. Wir stehen auf der Plattform des letzten Waggons und betrachten das großartige Durcheinander von Berg und Thal, von Flüssen und Wäldern, das sich durch das rasche Fortschreiten und die Wendungen des Zuges fortwährend ändert,

forwährend neue, überraschende Bilder zeigt. Je weiter wir gegen Westen kommen, desto größere Schwierigkeiten stellen sich dem Zuge entgegen: Schluchten und Tunnels, tiefe Thäler und Bergabhänge, Serpentinen und Steigungen. Bei White Sulphur Springs, dem bereits im Staate West-Virginien gelegenen bekannten Mineralbade, erreichen wir endlich die westlichen Abhänge der Alleghanies und verlassen hier den Zug, um das Bad und die unfern davon gelegene berühmte natürliche Brücke zu besuchen. Eines jener Riesenhôtels, wie wir sie an den Niagara-Fällen, in Saratoga und an anderen Orten bereits kennen lernten, öffnet uns die gastlichen Pforten. Wie überall, so ist auch hier viel für das Auge — wenig für den Magen zu finden. Ungeheure Tanzsäle, ein Speisesaal von 800 Fuß Länge, prachtvolle Zimmer für nahezu 2000 Gäste, allein wenig, ja außer den regelmäßigen Mahlzeit-Stunden gar nichts zu essen.

Das Bad White Sulphur Springs („weiße Schwefelquellen"), etwa 2000 Fuß über dem Meere gelegen, erfreut sich in Amerika eines bedeutenden Rufes und ist als das Saratoga des Südens viel besucht. In einem der schönsten Alleghany-Thäler gelegen, rings von bewaldeten, wild- und wasserreichen Gebirgen umschlossen, ist es der Lieblingsaufenthalt der Südländer im Sommer, zu welcher Zeit es auch in seinen großen Hôtels die eleganteste und vornehmste Gesellschaft des Südens beherbergt.

Aber auch der natürlichen Felsenbrücke wegen wird White Sulphur Springs viel besucht, denn von hier aus führt eine Omnibus-Verbindung nach jenem Naturwunder, das von den Virginiern gerne an Großartigkeit mit dem Niagara verglichen wird. Es ist ein Thorbogen, von etwa neunzig Fuß Spannung, der sich über die 200 Fuß tiefe, steile Schlucht des Cedar Creek, eines im Sommer wasserarmen Nebenflusses des James-Flusses wölbt.

In den letzten Jahren ist zu dem Naturwunder Virginiens auch die neuentdeckte Grotte von Luray, gleichfalls im Shenandoah-Thal gelegen, hinzugekommen, eine der ausgedehntesten und stalaktitenreichsten Riesenhöhlen des Kontinents. Ueberhaupt ist der westlichste Theil Virginiens ungemein reich an Naturschönheiten. Dafür ist die Bevölkerung dieses Gebietes von dem Segnungen moderner Civilisation noch wenig begünstigt worden. Das alte Pflanzerthum, das vornehmthuende, stolz-abgeschlossene, steht hier, wie in den benachbarten östlichen Theile Kentucky's noch in voller Blüthe. Auf ihre alte Abstammung von den ersten Ansiedlern des Landes pochend, unwissend, unzugänglich, heftig und aufbrausend, dagegen zuvorkommend und äußerst höflich gegen das schöne Geschlecht, bilden sie das letzte Bollwerk der alten Zustände, wie sie vor dem Sclavenkriege herrschten. Schlechte Geschäftsleute und nur zu häufig dem Trunk ergeben, lassen sie ihren ausgedehnten, aber im Werth sehr gesunkenen Besitz verfallen, und es wird einer zweiten Generation bedürfen,

um andere Zustände zu schaffen. In Danville war ich selbst Zeuge, als einer dieser einstigen Pflanzer-Aristokraten einen Neger über den Haufen schoß, und in Charlotteville, dem Sitz der Universität von Virginien, schlug einer derselben einem Neger auf den zu meinem Hôtel emporführenden Stufen, die Hirnschale mit einem Ziegelsteine ein, so daß er todt zusammenstürzte. Fälle, welche dort nur zu häufig vorkommen, und vom Gesetz mit einer ebenso unverzeihlichen wie unbegreiflichen Milde „übersehen" werden. Die Unduldsamkeit gegen die Neger ist nirgends auffälliger als gerade hier.

---

8. Baltimore.

Unter den großen Handelsstädten Amerikas steht Baltimore, die Hauptstadt von Maryland, neben New-York und Boston, Chicago und New-Orleans in erster Linie. Es ist das New-York des Südens, wenn es überhaupt gerechtfertigt ist, Baltimore als eine südliche Stadt zu bezeichnen. Wohl war es vor und zu der Zeit des großen Sclavenkrieges, als die Metropole eines Sclavenstaates, mit seinen Interessen an den Süden gebunden. Allein seit der Beendigung desselben hat es gleich Louisville und St. Louis immer mehr den Charakter der nördlichen Städte angenommen, und die kommerziellen Interessen Baltimores wenden sich immer mehr gegen den Norden und die westlichen Staaten, mit denen es durch eine der fünf ost-westlichen Hauptverkehrsadern Amerikas, der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn in Verbindung steht, und dadurch in den letzten Jahren zu einem großen Ausfuhrhafen heranwuchs. Die große Handelsstadt mit ihren 300,000 Einwohnern hat ungeachtet ihrer verhältnißmäßigen Jugend — sie wurde 1729 gegründet — bereits zwei Blüthezeiten erlebt. Die erste Periode begann vor dem Unabhängigkeitskriege und verlief in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, die andere begann ungefähr vor 20 Jahren. Jene wurde durch den Seehandels-Aufschwung herbeigeführt, diese ist vorzugsweise das Werk ihres Binnenverkehrs. In den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts blühte die junge Stadt am Patapsco rasch empor; ein stolzes Geschlecht unternehmender, weitsichtiger Kaufleute sandte seine Schiffe auf alle Meere und riß, durch die Gunst der Verhältnisse getragen, den reichen westindischen, mexikanischen und südamerikanischen Handel an sich. Baltimores Klipperschiffe wurden Modelle für die Construktionswerften der seefahrenden Völker; die anmuthigen Formen der Clyde-Dampfer, überhaupt der modernen Schiffsbaukunst, wurden zuerst in Baltimore eingeführt und so aus den unbehülflichen, schwerfälligen Kolossen schnellsegelnde Fahrzeuge gemacht. Die Eröffnung der Einwandererstraßen nach dem Westen, die Gründung neuer Staaten und Städte am Ohio, Missouri und Mississippi

war indessen von schicksalbestimmender Rückwirkung für die vier atlantischen Hafenstädte: Boston, New-York, Philadelphia und Baltimore.

New-York baute seinen Erie-Canal, das großartigste öffentliche Werk damaliger Zeit, es sicherte sich dadurch den Schlüssel zu der Kornkammer des Westens. Philadelphias Handel siechte, und die ehemalige Metropole wurde zur Fabrikstadt. Vom Jahre 1825 an ging es auch mit Baltimore rückwärts, seine größten Handelshäuser verlegten ihren Schwerpunkt nach New-York. In jener Zeit entstand die „Baltimore-Ohio-Bahn", von deren Verhältnissen und endlichem Aufblühen die Stadt in nicht geringer Weise abhängig war. Zwei Baltimorer Handelsherren, welche die Situation wiederholt besprochen hatten, kamen in der Mitte der zwanziger Jahre auf die Idee, eine Schienenstraße über das unwegsame Alleghany-Gebirge bis zum Ohio zu bauen, und der Stadt auf diese Weise einen Theil des Verkehrs mit dem Westen zu retten. Regelmäßige Dampf-Triebkraft war damals noch nicht erfunden, man dachte sich die Sache vielmehr so, daß die Postkutschen und Frachtkarren durch streckenweisen Pferde-Vorspann befördert werden sollten. Infolge dessen führen noch heute verschiedene Stationen der Bahn den Namen „Relais-House". Die Kapitalien waren bald gezeichnet, und im Jahre 1829 hatte Amerika in diesem, von Baltimore aus gegen Westen führenden Schienenwege seine erste Eisenbahn, auf welcher allerhand Triebkräfte: Pferde, Segel 2c. vorerst in Verwendung standen, um erst im Jahre 1830 von der eben erfundenen Locomotive befahren zu werden. Natürlich half unter solchen Umständen die Bahn der Stadt nur sehr wenig, denn erst als im Jahre 1842 die große Maryländer Kohlenregion durch die Bahn mit der Hafenstadt an der Chesapeake-Bai in Verbindung gebracht wurde, begann man, aus der Bahn und dem riesigen, zu ihrem Bau verwendeten Kapital, Nutzen zu ziehen. Es dauerte weitere zehn Jahre, bis die Bahn die ungeheuren Gebirgsketten der Alleghanies, mit zahllosen Brücken und Serpentinen, Steigungen und Tunnels überschritten und bei Wheeling im Staate West-Virginien den Ohio-Strom erreicht hatte.



Volkstypen: Im Speisesaal eines Hôtels im Süden.

Wohl war somit das Gebirge überspannt, der große fruchtbare Westen mit der Handelsstadt an der Atlantis in Verbindung gebracht, allein in der Zwischenzeit war ihr eine andere Stadt, nämlich Philadelphia, mit seiner großen Pennsylvania-Eisenbahn zuvorgekommen. Die letztere führte durch ein dichtbesiedeltes Gebiet, hatte mit weniger Terrain-Schwierigkeiten zu kämpfen und sicherte sich außerdem jenseits der Alleghanies, in Pittsburg, den Anschluß der mittlerweile in den Weststaaten entstandenen Bahnen.

Baltimore war in dem großen Wettrennen um den Handel des Westens zu spät gekommen, sein commerzieller Verfall schien außer Frage zu sein. Die Tabak-Ausfuhr und der Kaffee-Import, früher Baltimores Monopol, begannen zu schwinden. Der Magnet auf Manhattan-Island zog Alles an sich: New-York beherrschte den Markt und die Börse, besorgte Einfuhr und Ausfuhr; die Stapelproducte des Südens und die Cerealien des Westens fanden nur noch in New-York ihren Markt.

Der Bürgerkrieg drohte endlich der Stadt Baltimore und ihrem Handel den Todesstoß zu geben. Der Schiffbau, früher ihr Stolz, hörte ganz auf; die Ankunft eines größeren Schiffes wurde anfangs der sechziger Jahre fast zu einem Ereignisse, und ein Oceandampfer war den Baltimorern ein unbekanntes Ding. Was nützte der Stadt ihre Bahn bis zum Ohio; kein Cincinnatier, Chicagoer oder St. Louiser Kaufmann konnte daran denken, sie für seine Waarensendungen zu benützen, weil eben der direkte Import und Export mit Ausnahme weniger Häuser in Baltimore ganz eingegangen war. Die Bahn selbst war noch viel schlimmer daran als die Stadt. Keine Eisenbahn des Landes wurde durch den Krieg so empfindlich geschädigt, als gerade die „Baltimore-Ohio-Bahn". Eine große Strecke derselben führte durch streitiges Gebiet und wurde von beiden Armeen abwechselnd und gründlich zerstört. Während die nördlichen Bahnen durch Truppenbeförderungen und in Folge der commerziellen Blüthe, welche der Krieg mit sich brachte, reiche Ernten hielten, war die „Baltimore-Ohio-Bahn" gelähmt; nur die kleine Zweiglinie nach dem nahen Washington machte ein außerordentliches Geschäft und deckte einigermaßen den Ausfall. Die Gesellschaft hatte jedoch das Glück, von großen Finanz-Genies geleitet zu werden.

Der 379 Meilen langen Stammlinie wurden in den folgenden Jahren immer mehr Zweigbahnen in die an Boden- und Feld-Produkten reichen Länderstriche hinzugefügt, hier Baumwollen- oder Tabak-, dort Kohlen- oder Petroleum-Distrikte erschließend, deren Reichthümer nach Baltimore geschafft, den Seehandel der Stadt wieder zum Aufblühen brachten. Ja die Bahn-Verwaltung beschränkte sich nicht auf den Betrieb ihrer Schienenwege. Sie legte Kohlengruben und Bergwerke an, kaufte Dampfschiffe und Werften und baute ungeheure Maschinen-Werkstätten zur selbstständigen Anfertigung des Bahn-Materials. In den letzten Jahren gelang es ihr

endlich, einen Theil des Verkehrs von Cincinnati, St. Louis und Chicago an sich zu reißen, so daß sie in die Lage kam, transatlantischen Dampferlinien Nahrung zu geben. So entstanden in Baltimore, das aus diesem Durchfuhrhandel die bedeutendsten Vortheile zog, neben einer englischen auch die Linie Bremen-Baltimore, welche als Eigenthum des bekannten „Norddeutschen Lloyd" von dessen prächtigen und bequemen Dampfern befahren wird.

Wie nun die Blüthe jeder Stadt, insbesondere jeder Hafenstadt, hauptsächlich von ihren Verkehrsmitteln abhängig ist, so war es auch mit Baltimore der Fall, und mit dem Emporkommen der nach Westen und Süden führenden Eisenbahnen stieg auch der Handel und Verkehr, folglich auch der Reichthum der schönen Stadt.

Baltimore ist in der That eine schöne Stadt. Nicht nur seine geraden Straßen, sein prächtiges, aristokratisches Quartier, seine Monumente und Parks machen es dazu. Schon seine herrliche Lage, auf den Anhöhen der Chesapeake-Bai, verleiht der Stadt einen natürlichen Reiz, den man in dem einförmigen Philadelphia und anderen Städten der Union vergeblich suchen würde. Die Häuser sind in freundlicherem, künstlerisch schönerem Styl gebaut als in der „Zügelwüste" der Quäkerstadt; in den vornehmen Stadttheilen bildet Stein das Baumaterial und die Residenzen der Aristokratie umgiebt eine bedeutende, an europäische Großstädte erinnernde Eleganz. Die Stadt hat breite Avenuen, große mit Monumenten und Prachtbauten geschmückte Plätze, Alleen und Rasenflächen. In zahlreichen Straßen zeigt sich lieblicher Baumschmuck.

Die Hauptverkehrsstraße ist die Baltimore-Street mit den größten Hôtels, Kaufläden und den bekannten eisernen Zeitungs-Palästen, die wir bis jetzt in jeder Großstadt Amerikas gefunden haben. Von dieser Verkehrsstraße aus genießt man häufig den Ausblick auf breite, landeinwärts aufsteigende Avenuen, Plätze und Bauten, die in ihrer Großartigkeit nur mit wenigen Gebäuden Amerikas verglichen werden können. So z. B. die neuerbaute, marmorne „City Hall", das Stadthaus von Baltimore, das an Pracht und Stylvollendung selbst das Stadthaus von New-York überragt, die herrliche katholische Kirche ꝛc.

Von allen Städten Amerikas zeigt Baltimore am auffallendsten den englisch-soliden Charakter. Im Straßen- und öffentlichen Leben wie im geschäftlichen Verkehr machen sich Reclame, Marktschreierei, rasende Thätigkeit und — Schwindel weniger breit als anderswo; man erkennt leicht, daß der Erwerb hier auf einer breiteren, solideren Grundlage ruht, die nicht denselben Schwankungen wie in anderen Städten ausgesetzt ist. Auch der Charakter der Bevölkerung Baltimores ist ruhiger und trägt nur wenige Züge des „Yankee" an sich, was wohl theilweise dem starken Contingent der Deutschen, theilweise dem südlichen Element zuzuschreiben sein mag. Baltimore ist eine der hervorragendsten deutschen Städte Amerikas, ja es hält, in Bezug auf das

geistige und gesellige Leben der Deutschen, mit St. Louis und Cincinnati gleichen Schritt. Zahlreiche tüchtige Vereine: der Musik, der geistigen Ausbildung, der



Der Hafen von Richmond.

geselligen Unterhaltung gewidmet, ließen das Deutschthum Baltimores unter dem kräftigen Schutz einiger vortrefflich geleiteten Zeitungen erstarken. Auch Handel und Gewerbe liegen nicht nur zum großen Theil in den Händen der Deutschen, sondern

es zählen zu ihnen sogar die angesehensten und bedeutensten Firmen der Stadt. — Baltimore ist gleichzeitig die einzige der östlichen Großstädte, in welcher das deutsche



Natürliche Brücke in Virginien.

Schulwesen, dank der Bemühungen der Presse und der Vereine, zu Anerkennung gelangte. In allen Stadtbezirken entstanden eigene, auf Gemeindekosten erhaltene öffentliche englisch-deutsche Schulen.

Unter diesem vielsagenden, wohlthätigen Einfluß des Deutschthums siecht auch die einstige Bigotterie und Scheinheiligkeit, wie sie noch heute in Philadelphia und Boston viele Gesellschaftskreise umfaßt, dahin. Mag auch Baltimore als der Hauptsitz des Katholicismus in Amerika gelten, von einer so strengen Handhabung der Sonntagsgesetze wie in New-York und der Quäkerstadt ist hier keine Rede. Der Geist der Freiheit herrscht überall. Daß die in den Neu-England-Staaten so verbreitete Temperenz-Wirthschaft, der ausschließliche Wasser- und Limonadegenuß, in der schönen Metropole der Chesapeake-Bai ebenso wenig festen Fuß gefaßt hat, geht schon aus der Thatsache hervor, daß man hier nicht weniger als elfhundert Bierlocale zählt, die größtentheils von Deutschen gehalten werden.

Das Neger-Element ist in dieser einstigen Stadt des Südens natürlich ungemein zahlreich, alle untergeordneten Stellungen, vom Aufwärter in den Hôtels und Restaurants herab bis zu den Stiefelputzern, Straßenkehrern und Dockarbeitern werden von ihnen mit mehr oder weniger Geschick ausgefüllt. Allein selbst hier nehmen sie nirgends eine öffentliche Stellung ein, wäre es auch nur die des Straßen-Polizisten oder des Pferdewagen-Kutschers. Hier sind sie nach wie vor ebenso verpönt, wie in den Schulen und Kirchen, deren sie ihre eigenen haben. In den katholischen Negerkirchen versehen noch weiße Priester das Amt der Seelsorger, in den Baptisten- und anderen Kirchen verwalten es bereits Neger-Geistliche. Es gewährt einen sonderbaren Anblick, den kohlschwarzen Seelsorger in ebenso schwarzem Frack und weißer Kravatte, für seine afrikanischen Stammesgenossen „Divine service“ verrichten zu sehen. Wie sämmtliche Kirchen der Weißen, so werden auch jene der Schwarzen in ganz Amerika durch freiwillige Beiträge errichtet und unterhalten. Etwas auffallend war mir an einer Baptisten-Kirche die Anzeige: „In dieser Kirche ist das Rauchen verboten.“



Volkstypen: Ein schwarzer Kellner.

Die Schönheit der Frauen von Baltimore ist sprichwörtlich. Sie sind der allgemeinen Ansicht nach die schönsten Frauen Amerikas, und das will bei der bekannten Körperschönheit und Anmuth der letzteren viel sagen. Unter solchen Umständen ist es in der That zu bedauern, daß die Zahl der männlichen Einwohner der Vereinigten Staaten um mehr als eine Million größer ist, als

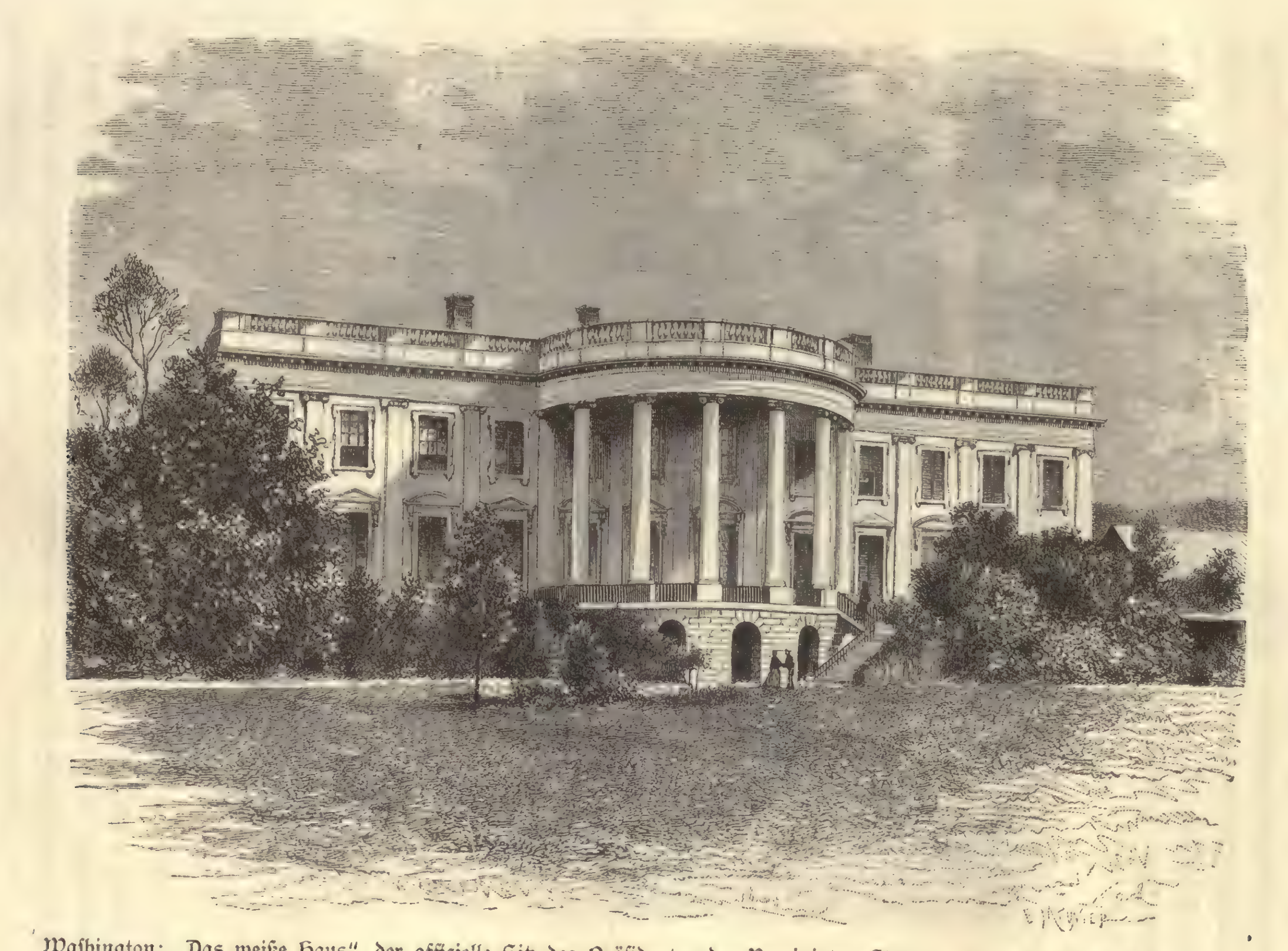
die der weiblichen, ein Mißverhältniß, das in keinem civilisirten Staate der Erde so bedeutend ist.

Unter allen Städten der Union ist Baltimore die reichste an Monumenten, was ihr auch den glanzvollen Titel „Stadt der Monumente" eintrug. Das schönste und großartigste dieser Monumente, ein hoher massiver Stein-Obelisk mit einer Colossalstatue, ist Washington, dem Gründer der amerikanischen Republik geweiht; es steht



Eine Neger-Kirche.

auf einer inmitten der Stadt gelegenen Anhöhe, deren Straßenanlagen und Privatbauten, geschmückt mit Baumalleen und Rasenplätzen, in der That großartig sind. Von der Spitze des alle anderen Gebäude weit überhöhenden Washington-Monuments ist das Panorama der Stadt und der östlich von ihr sich ausdehnenden Wasserfläche der Chesapeake-Bai überraschend schön. Die ganze ungeheure Stadt, mit ihren zahlreichen Thürmen, ihren Tausenden von großen Stein-Palästen, ihren Plätzen und mit Bäumen durchzogenen Straßen, mit ihrem prächtigen, von Dampfern und



Washington: „Das weiße Haus", der officielle Sitz des Präsidenten der Vereinigten Staaten. (Siehe Band I, Seite 219.)

Landschaft am Susquehanna-Strom.

Dreimastern durchfurchten Hafen liegt zu unseren Füßen, überspannt von dem hier ewigblauen, sonnigen Himmel des Südens, im Westen von sanft ansteigenden, mit köstlich grüner Vegetation bedeckten Hügeln begrenzt, in deren Nähe sich eine prachtvolle große Parkanlage, der Druid Hill Park, das Bois de Boulogne von Baltimore ausdehnt. So vereinigt denn die herrliche Metropole des Tabakstaates Maryland alle Vorzüge großstädtischer Bequemlichkeit, schöner Lage und reizender Umgegend in sich. Sie erscheint dadurch als einer der angenehmsten Aufenthaltsorte des Continents, zumal die große Nähe der Hauptstadt der Vereinigten Staaten, Washington, überdies noch das gesellschaftliche Leben derselben in ihren Bereich bringt.

III. Die Neu-England-Staaten.

1. Der Nord-Osten.

Seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts, noch lange vor der Erklärung der Unabhängigkeit der amerikanischen Kolonien, bis herab auf die neueste Zeit, bildete die nordöstliche Ecke der Vereinigten Staaten, das sogenannte Neu-England mit seiner industriellen und geistigen Hauptstadt Boston, auch den industriellen und geistigen Mittelpunkt der ganzen Union. Kunst und Wissenschaft, Industrie und Handel haben in den sechs kleinen Neu-England-Staaten*) und vor allem in den Staaten Massachussets und Connecticut zuerst ihren Hauptsitz gefunden. Allerdings entwickelt sich gegenwärtig, in den pilzartig emporstrebenden Mittel- und Weststaaten Amerikas, in New-York, Pennsylvanien, Illinois 2c. ein viel kräftigeres, mächtigeres und bedeutenderes Amerikanerthum, das in kurzer Zeit auch zum herrschenden Elemente herangewachsen sein wird; bis auf die letzten Jahre jedoch ging der Hauptanstoß zu dem industriellen und geistigen Leben Amerikas doch noch von Neu-England aus, geradeso wie das letztere im vorigen Jahrhunderte den Hauptsitz des Handelslebens bildete. Die Neu-England-Staaten können demgemäß in geistiger, industrieller und politischer Hinsicht als die Wiege des Kontinents betrachtet werden. Sie wurden, Dank ihrer günstigen geographischen Lage, und ihrer zahlreichen, sicheren Häfen von Europa aus zuerst besiedelt, und der ganze Verkehr mit den Kolonien, sowie die Besiedlung derselben koncentrirte sich in der ersten Zeit geradeso in Boston, wie es jetzt in New-York der Fall ist.

So entwickelte sich Neu-England auch in politischer Hinsicht zuerst, und gab der Mehrzahl der amerikanischen Unions-Staaten seine politischen Einrichtungen. Neu-England war die Wiege und der Herd der großen Revolution, welche die Kolonien,

*)

Connecticut	4,674	engl. □ Meilen	622,000	Einwohner.
Maine	31,766	„ „	650,000	„
Massachussets	7,800	„ „	1,780,000	„
Neu-Hampshire	9,280	„ „	350,000	„
Rhode Island	1,306	„ „	280,000	„
Vermont	10,212	„ „	332,000	„

wie es die Unabhängigkeits-Urkunde von 1776 besagt, „zu freien und unabhängigen Staaten“ machte, und der Geist der Freiheit, der damals unter seiner Bevölkerung herrschte, bewies sich wiederholt in der Epoche der Sklaven-Befreiung — achtzig Jahre nachher. In den letzten Jahrzehnten verloren die Neu-England-Staaten durch die Rivalität ihrer südlichen Nachbarn viel von ihrer ehemaligen Bedeutung. Der Völkerstrom, der sich vor und nach dem Kriege nach der Neuen Welt ergoß, ließ Neu-England abseits vom Wege liegen. Während er im fernen Westen neue Staaten schuf, die atlantischen Städte zu Weltstädten machte, das alte Amerikanerthum so zu sagen erdrückte, blieb dasselbe in Neu-England ziemlich unverfälscht; es erhielten sich damit auch veraltete, verschrobene Gebräuche und Sitten bis auf den heutigen Tag, ja es dürfte in der Union kaum einen Theil geben, welcher in Bezug auf das sittliche und religiöse Leben so viele Abnormitäten und Verknöcherungen aufzuweisen hätte, wie gerade Neu-England. Nur eine ausgiebige Einwanderung fremder Elemente wäre im Stande gewesen, diese bedauerlichen Verirrungen der sonst so arbeitsamen, denkenden, thätigen Bevölkerung auszumerzen und ihr den Stempel jenes freien, offenen liberalen Amerikanerthums aufzudrücken, das die Mittel- und Weststaaten so sehr kennzeichnet. Aber diese Einwanderung blieb aus, und so finden wir die unsinnigsten Temperenz-, Sonntagssperr- und Kirchen-Gesetze, Frauenrechtlerei, Spiritismus, religiöses Sektenthum und gesellschaftliche Absonderlichkeiten heute noch gerade in diesem Neu-England — das gleichzeitig auch den geistig am bedeutendsten entwickelten Theil Amerikas bildet, — das die besten, zahlreichsten und berühmtesten Schulen der Neuen Welt, die liberalste Presse, die größten Gelehrten und den ausgedehntesten Buchhandel besitzt. Allerdings bilden die Hauptstädte Neu-Englands Boston, Worcester, Hartford, Providence, rühmliche Ausnahmen, allein die drei nördlichen Staaten Vermont, New-Hampshire und Maine sind von dem großen liberalen Hauche der Großstädte gänzlich unberührt geblieben. Ja, es besteht eine sehr merkliche Verschiedenheit zwischen den drei höchst industriellen, geistig aufgeweckten, unternehmungslustigen südlichen Staaten Connecticut, Massachussets und Rhode-Island, und den Ackerbau- und Waldkultur treibenden genannten drei nördlichen Staaten. Die drei Südstaaten Neu-Englands besitzen zahlreiche große und geschützte Häfen, wie Boston, Providence, New-Bedford (der Sitz der amerikanischen Walfischfänger), New-Haven u. s. w. Sie werden von schiffbaren großen Flüssen durchzogen, überall giebt es kleinere Flüsse mit starkem Gefälle und stattlicher Triebkraft für industrielle Unternehmungen. Marmor, Eisen, Kupfer, Kohle sind in großen Massen vorhanden. Die Bodengestaltung erleichterte ungemein die Anlage unzähliger Eisenbahnen, und das Klima ist bei weitem gesünder, angenehmer und milder als jenes der drei nördlichen Neu-England-Staaten. Massachussets, Rhode Island und Connecticut (in ihrer allgemein gebräuchlichen Abkürzung „Mass.“ „R. J.“ und „Conn.“) sind demgemäß



Neu-England-Staaten: Landschaftsbild aus Vermont.

auch die drei bevölkertsten Staaten der Union mit einer durchschnittlichen Bevölkerung von 72 Seelen auf den □Kilometer, während die drei nördlichen Neu-England-Staaten deren etwa nur ein Siebentel, nämlich 11 Seelen auf den □Kilometer besitzen, und zu den am dünnsten bevölkerten Staaten der Union gehören. —

Das sind Unterschiede, welche man bei der Beurtheilung Neu-Englands wohl beachten muß. Es ist nicht das ganze Neu-England, welches allgebietend in Amerika auftritt, sondern nur der am Long-Island-Sund gelegene Theil. Alle drei Staaten zusammengenommen, erreichen kaum ein Drittel der Ausdehnung eines einzigen Staates des Westens, und dennoch halten sie in Bezug auf die Industrie, den Handel und die Schifffahrt — diesem ungeheuren Ländergebiete das Gleichgewicht. Von Neu-England aus werden die Prairiestaaten und Territorien mit Kleidung, Beschuhung, mit Werkzeugen und Waffen, mit Maschinen und Ackerbau-Geräthschaften versehen. Wohl treten in neuerer Zeit der Staat Missouri mit seiner Hauptstadt St. Louis, sowie auch Illinois mit Chicago industriell immer mehr in den Vordergrund und rivalisiren mit Neu-England in der Lieferung von Manufaktur-Artikeln an die neu besiedelten Länder, aber dies gilt nur von großen Artikeln, die des billigeren Transportes wegen aus den nahen St. Louis oder Chicago bezogen werden. Die kleineren Artikel der Massenfabrikation, Nadeln, Schrauben, Uhren, kleine Maschinen, Baumwoll-Waaren und Schuhe sind noch immer das Monopol Neu-Englands, oder vielmehr der drei südlich gelegenen Staaten Rhode-Island, Massachussets und Connecticut. Die drei nördlichen Neu-England-Staaten: Maine, Vermont und Neu-Hampshire sind von ungeheuren Eichen- und Fichten-Waldungen bedeckt, vielfach von Bergketten durchzogen, die dem Staate Neu-Hampshire zu dem Namen „Die Amerikanische Schweiz" verhalfen, obschon dieser Name von Colorado mit viel größerer Berechtigung getragen wird. Ackerbau und Viehzucht bilden den Haupterwerb der Bevölkerung, und die Neu-England-„Farms" sind in Amerika berühmt wegen ihres musterhaften Betriebes. Wie die drei südlichen Neu-England-Staaten die Union mit Industrie-Produkten versehen, so senden die drei nördlicheren Staaten ihrerseits wieder die besten Farmer nach den Weststaaten aus, deren man in Illinois und Ohio sehr viele in den glänzendsten Verhältnissen antrifft. Sie sind, wie alle Yankees, thätig und erfinderisch, vorsichtig und schlau. Ihre puritanische Abstammung verleugnet sich noch heute nicht in ihrer Kleidung und ihrem Benehmen, wie in ihrer einfachen Lebensweise.

Die drei nördlichen Yankee-Staaten sind auch reich an Granit, Marmor und Holz, sie versehen Boston und New-York mit Baumaterial, die großen Schiffs-Werften am Delaware-Fluß mit Masten und Planken. Das, wie der ungeheure Export Neu-Englands und sein starker Verkehr mit Westindien, entwickelte die Seeschifffahrt sehr bedeutend. Massachussets allein besitzt z. B. ein Viertheil sämmtlicher Schiffe der Union.

Die Familien in den nördlichen Neu-England-Staaten sind klein, d. h. aus durchschnittlich drei bis vier Personen bestehend, und ihre Auswanderung nach den großen Prairiestaaten oder an die pacifischen Küsten ist so stark, daß sich die Bevölkerung eher vermindern sollte. Die Statistik zeigt jedoch, daß sie ziemlich stationär bleibt, ein Umstand, dessen Grund in der massenhaften Einwanderung der französischen Kanadier aus der Provinz Quebec zu suchen ist. Nächst England und Deutschland hat Kanada und vornehmlich französisch Kanada zur Besiedelung der Vereinigten Staaten beigetragen, und der weitaus größte Theil der französischen Kanadier hat sich in Vermont, New-Hampshire und Maine angesiedelt. In allen Städten findet man französische Kanadier, die ein Drittel oder gar die Hälfte der Einwohner bilden, ihre eigenen streng katholischen Kirchen, ihre Schulen und Zeitungen besitzen, aber vornehmlich dem Arbeiterstande angehören. Dies ist beispielsweise in Burlington, St. Albans, Montpelier, Rutland und Concord der Fall. —

Landschaftlich sind die drei nördlichen Neu-England-Staaten von großem Reiz, und es ist Wunder zu nehmen, daß sie nicht häufiger zum Zielpunkt der Touristen gemacht werden. Die sogenannten „White Mountains" mit dem höchsten Berge des Ostens, dem über 6000 Fuß hohen, von einer Eisenbahn befahrenen Mount Washington, haben dem Staate New-Hampshire wie gesagt zu dem Namen „Amerikanische Schweiz" verholfen, und der Staat Vermont mit seinen grünen Bergen, seinen prachtvollen Flußthälern und dem großen herrlichen Lake-Champlain, (schon im ersten Bande geschildert), gehört zu den schönsten Gegenden Amerikas. — Vom Staate Maine ist nur der kleinere, an der Seeküste gelegene Theil zugänglich, der ganze Westen und Norden dieses großen vereinsamten Staates bildet ein unentwirrbares Labyrinth von Urwäldern, Seen und Flüssen, mit kaum nennenswerther Bevölkerung — in Klima, Charakter und Bodenbeschaffenheit dem benachbartem Kanada gleich. —

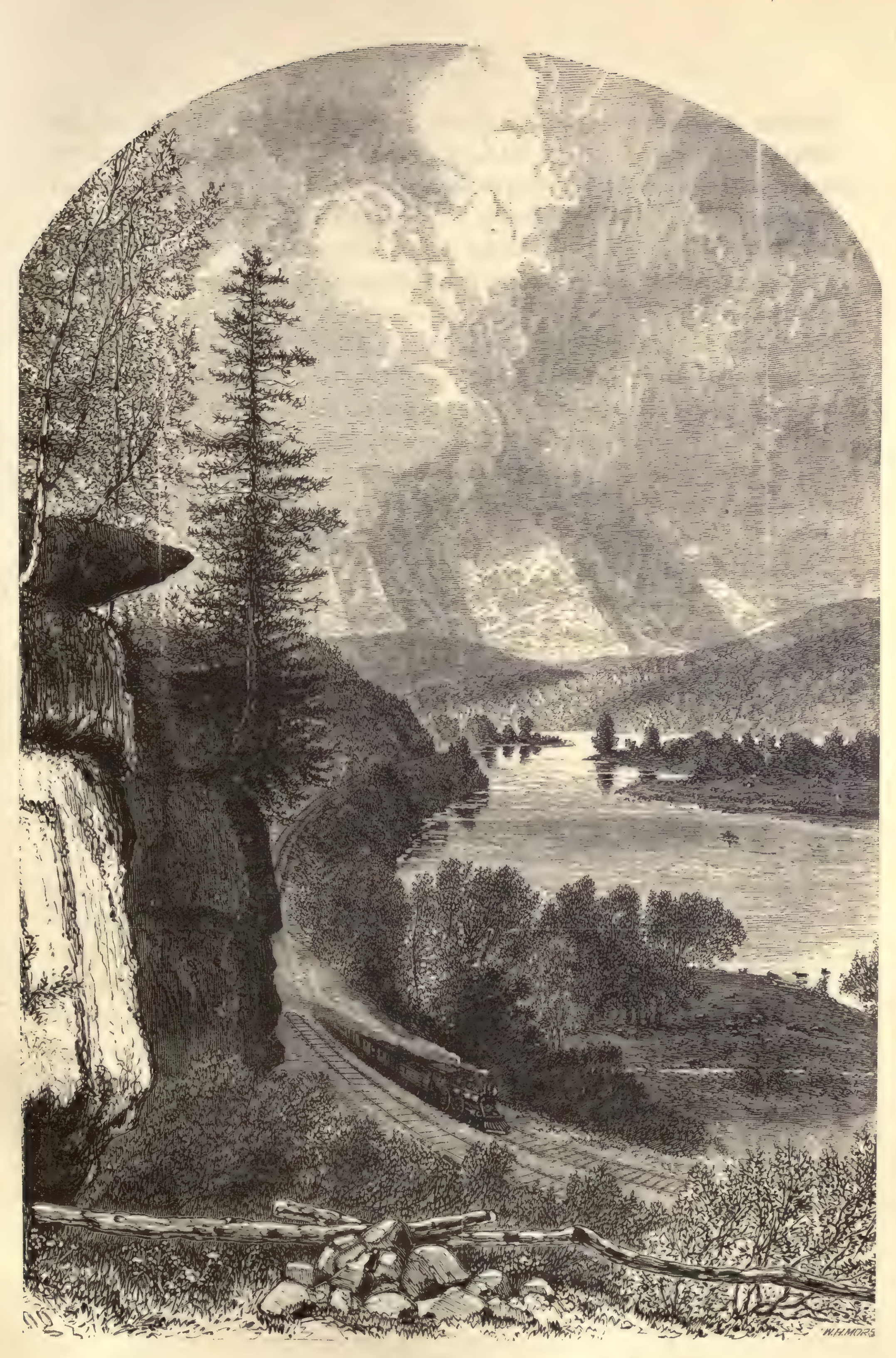
Der deutsche Ansiedler wird hier vergeblich nach Landsleuten suchen. Die Bevölkerung ist die alt angestammte neu-englische, nur wie bemerkt, stark versetzt mit Franzosen. An Ausländern irgend welcher Nationalität ist nur ein geringer Bruchtheil vorhanden. Auf meinen Reisen durch Neu-England wurde mir mitunter der Glaube schwer, daß ich mich überhaupt in Amerika befände. Die Städte mit ihren alten Häusern aus dem vorigen Jahrhunderte, die engen, krummen Gäßchen, der ganze Charakter, mit einem Worte, erinnerten mich vielmehr an die alten Städte des mittleren England, als an jene des modernen, jungen Amerika. — Neu-England trägt nicht den Charakter der neuen Welt an sich, sondern bildet etwa ein Stück England, in die neue Welt verpflanzt. Der Name Neu-England hat also vollkommen seine Berechtigung.

---

2. Boston.

Der Charakter der neu-englischen oder sogenannten Yankee-Bevölkerung konzentrirt sich natürlich in deren Hauptstadt Boston. Neben all' dem vorerwähnten gesellschaftlichen und religiösen Absonderlichkeiten finden wir hier die ersten Universitäten und Hochschulen des Landes. Die ersten Gelehrten und Literaten Amerikas, wie Longfellow, Holmes, Hawthorne und Emerson, die Geschichtsschreiber Prescott und Bancroft u. a. leben oder lebten in der Umgebung von Boston. Die größten Verlagshandlungen, die gediegensten Zeitschriften und Tagesblätter, Museen, Bibliotheken, Kunst- und naturhistorischen Sammlungen, die großartigsten Hospitäler und Wohlthätigkeits-Anstalten haben in Boston ihren Sitz. Boston bildet außerdem die Quelle aller wichtigen Minen-, Eisenbahn- und der sonstigen kommerziellen und industriellen Unternehmungen des großen Westens. Die Mehrzahl der Eisenbahnen jenseits des Mississippi, die Minen, die größten Städtebauten sind im Besitz Bostoner Kapitalisten, und wenn sich der Westen so schnell entwickelte, wenn Großstädte wie Pilze aus dem Boden schossen, wenn sich überall große Verkaufsläden und Waaren-Magazine eröffneten, wenn das in Asche gelegte Chicogo innerhalb einiger Jahre wieder größer und schöner erbaut wurde, als es jemals war, so ist das größtentheils Bostoner Unternehmern und Bostoner Kapital zuzuschreiben. Boston ist auch, als die Hauptstadt Neu-Englands, der eigentliche Sitz jenes amerikanischen Typus, den die West- und Mittelstaatler wie die Europäer, mit dem Namen „Yankee" belegen, und den man aus unzähligen Illustrationen „Onkel Sams" als eine hagere, hoch aufgeschossene Gestalt mit energischen, tief eingegrabenen Gesichtszügen kennt. Man wird selbst in New-York und Philadelphia den neu-englischen Yankee unter vielen Amerikanern leicht heraus finden: der für Männer sehr zarte, bleiche Teint, der eigenthümliche Schnurr- und Knebelbart, die mageren Hände, ja selbst die charakteristische dunkle Kleidung mit hohem Hut sind untrügliche Zeichen des „Yankee", wie man ihn im Westen, oder „Carpet-Bagger", wie man ihn im Süden spottweise häufig bezeichnet.

Der von der See kommende Besucher Bostons wird von der außerordentlichen Unregelmäßigkeit und Zerrissenheit des Stadtplanes nichts gewahr. Die Stadt bietet den Anblick eines sehr sanft ansteigenden Kegels, dessen Fuß die weite Bai und dessen Spitze die vergoldete Kuppel des „State-Houses" (Regierungsgebäudes) von Massachussets bildet. Die Umrisse sind nur hier und da von einem über das Häusermeer etwas hervorragenden Gebäude oder Kirchthurm unterbrochen. Desto unregelmäßiger ist das Innere der Stadt. Man würde kaum glauben, daß dieser anscheinend mit mathematischer Genauigkeit abgezirkelte Kegel ein wahres Labyrinth von Meerbusen,



Neu-England-Staaten: Fluß-Landschaft am Connecticut-Strom.

Sümpfen, Kanälen, Halbinseln, Hügeln und Inseln umschließt, in welchem man sich vielleicht noch schlechter zurecht findet, als in London. Ja selbst in den auf den einzelnen Inseln und Halbinseln gebauten Stadttheilen ist die Orientierung infolge der Unregelmäßigkeit, der winkeligen und krummen Straßen nur nach längerem Aufenthalte möglich. Erst das in der letzten Zeit entstandene West-Boston, die Residenz des wohlhabenderen Theiles der Stadtbewohner, zeigt Eleganz und Regelmäßigkeit.

Der Hafen der Stadt bietet einen prächtigen Anblick dar. Die offene Küste der großen Bai verliert sich allmählich in kleinen Dörfern und Vorstädten und endlich in dem Häusergewirr der Stadt selbst. Die Inseln sind mit hübschen Gebäuden und Gärten, mit stattlichen Forts und Leuchtthürmen, mit ausgedehnten Wohlthätigkeitsanstalten bedeckt. Das Grün der Bäume lugt überall hervor. Dahinter das Häusermeer der Weltstadt mit seinen Kuppeln und Thürmen. Zur Rechten erhebt sich der hohe Obelisk des Bunker-Hill-Monuments, das an die Entscheidungsschlacht von 1775 erinnert. Am Fuß des Bildes, zu beiden Seiten, sind die Werften und Docks, deren Boston sechzig besitzt, und in denen Hunderte von großen Seeschiffen, von transatlantischen Dampfern und Ostindienfahrern verankert liegen. Das rege Leben in dem großen Hafen zeigt uns, daß wir uns in einer der größten Seestädte Amerikas befinden. Der Verkehr beläuft sich jährlich auf 6000 Schiffe mit anderthalb Millionen Tonnen. Hier, in der Umgebung des Hafens, zeigt Boston seinen gewaltigen Handel, seine Industrie, sein großartiges geschäftliches Leben. Je weiter wir uns jedoch vom Hafen entfernen, desto mehr kommen ruhigeres Leben und Wohlstand zum Vorschein. Ganz anders endlich ist das Bild, das wir von dem höchsten Gipfel in der Umgebung der Stadt, von den Blue-Hills, genießen. Von hier erst werden wir gewahr, daß die Stadt sich auf drei conzentrisch gegen einander gelagerten, tief in die Bai eingreifenden Halbinseln befindet, an welche sich noch eine große, ganz mit Häusern bedeckte Insel anreiht. Lange hölzerne Brücken verbinden diese Halbinseln und die Insel mit den auf dem Festland gelegenen Vorstädten: mit Chelsea, Cambridge, Roxbury, Brooklyne, Dorchester und Somerville. Land und Wasser schieben sich hier in einander und machen sich gegenseitig den Boden streitig. Man kann keine Meile gehen, ohne nicht auf Wasser zu stoßen, keine Meile im Boot zurücklegen, ohne nicht an irgend einer Insel oder Halbinsel anzufahren. In früheren Zeiten war dieses Bild noch viel abwechslungsreicher. In den letzten Jahrzehnten jedoch wurden die Sümpfe und einzelne nur zur Fluthzeit mit Wasser bedeckte Meerbusen trocken gelegt, dann theils verbaut, theils zur Anlage von Parks verwendet, deren Boston zwei besitzt. Die „Commons" und die „Public-Gardens." Der erstere dehnt sich am Fuße des vom Staatsgebäude gekrönten Hügels, zwischen dem ältesten und dem jüngsten, dem häßlichsten und dem schönsten Theil von Boston aus, und bildet den

eigentlichen Mittelpunkt der Stadt. Der Park ist mit der Geschichte derselben innig verknüpft, aber leider steht die ehrwürdige alte Ulme nicht mehr, das Wahrzeichen Bostons, aus der Zeit der puritanischen Gründer-„Trimountain's", wie Boston infolge seiner drei Hügel damals hieß*). Sie war Zeuge, als die Bewohner der Ansiedlung Charlestown das Land, auf welchem Boston gegenwärtig steht, von dessen Eigenthümer, W. Blackstone, — um 30 Pfund Lstr. ankauften und besiedelten. Sie war Zeuge der Hinrichtung von Hexen, der Brandmarkung unsittlicher Frauen, der Kämpfe mit den Indianern und später mit den Engländern. In ihrem Schatten vielleicht wurde die berühmte „Boston tea party" geplant, als das schon vom Geiste der Unabhängigkeit erfüllte Volk den von England importirten Thee 1774 ins Meer warf. Zwei Jahre später wurde die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten erklärt! —

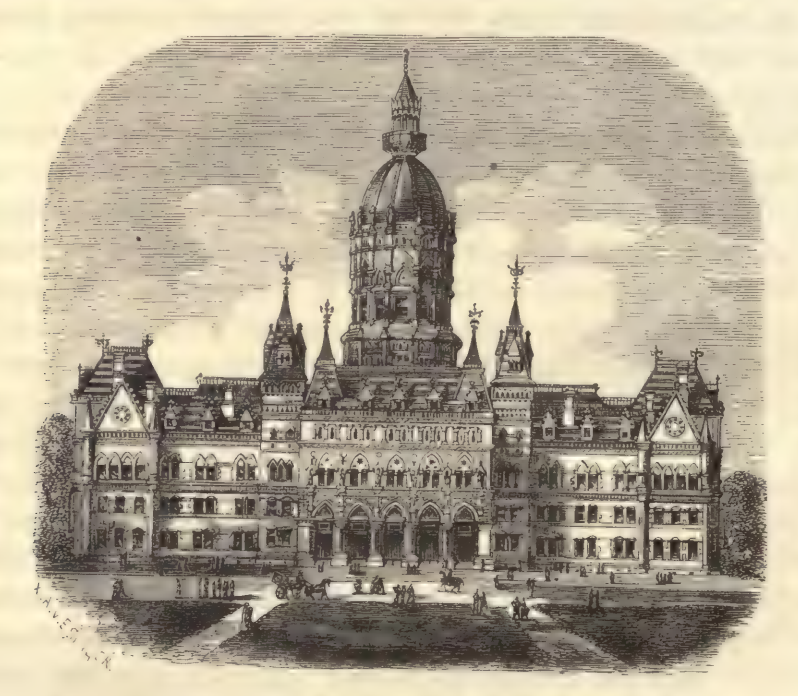
Damals beschränkte sich die Stadt auf eine einzige der drei Halbinseln. Seit jener Zeit hat sie jedoch die Meeresarme übersprungen und sich auf all' den Hügeln, Inseln und Landzungen ausgebreitet. Durch seine Unregelmäßigkeit sowohl, wie durch die altenglische Bauart der Häuser, die zumeist Rohziegelbauten sind, hat Boston nur wenig mit den andern so regelmäßig gebauten Großstädten Amerikas gemein, es ähnelt vielmehr einer englischen Provinzialstadt, wie etwa Bristol. Allerdings tritt dieser Charakter mit jedem Neubau immer mehr in den Hintergrund, und die Stadttheile, welche auf der Stelle der zwei großen Bostoner Brände von 1872 und 1873 aus der Asche erstanden, tragen ganz den Stempel des Chicagoer „neu-amerikanischen" Städtewesens, mit seinen kolossalen Straßenfronten, seinen blendenden Eisen- und Glaspalästen, seinen marktschreierischen Firmentafeln und monströsen Annoncen an sich. Dennoch macht Boston mit seinen vielen Denkmalen, offenen Squares und Plätzen, breiten gut gepflasterten Straßen und der abwechslungsreichen Architektur seiner in den vornehmeren Stadttheilen gelegenen Bauten auf den Fremden einen viel vornehmeren Eindruck, als irgend eine Stadt Amerikas. Dazu wird der Aufenthalt in Boston durch die zahlreichen wissenschaftlichen Institute, Theater, Museen und Bibliotheken, Clubs und geselligen Vereine viel angenehmer und abwechslungsreicher, als in dem schnelllebigen Chicago oder dem langweiligen, quäkerhaften Philadelphia. Wohl ist auch Boston der Sitz vieler Spiritisten, Quäker und „Shaker" und aller möglichen religiösen und gesellschaftlichen Abnormitäten, der Sitz einer unverkennbaren Scheinheiligkeit, des Temperenzwesens, der Frauenrechtlerei und des sozialen Einflusses der Pfaffen, die hier nicht weniger als 160 Kirchen

---

*) Von „Trimountain" = Drei Berge, stammt auch der in ganz Amerika verbreitete Name Tremont, den in Boston eines der ersten Hôtels, das Tremont-House und eine ansehnliche Geschäftsstraße führt.

besitzen. Gar vieles Absonderliche könnte von dem Leben und Treiben gewisser Gesellschaftsklassen in Boston erzählt werden, allein man kann in Boston leben, ohne mit diesen ungesunden Verhältnissen in Berührung zu kommen.

Boston besitzt nicht weniger als 400 Volksschulen, in welchen zumeist weibliche Lehrkräfte unterrichten, auch ihren Pflichten in sehr befriedigender Weise nachkommen. Das Unterrichtswesen liegt in Neu-England und selbst im Staate New-York hauptsächlich in den Händen der Frauen, die sich mit viel geringeren Einkünften zufrieden geben, als die Männer, und doch ihren Dienst ebenso gut wie die letzteren versehen. — Unter den Bibliotheken der Stadt besitzt die jedermann frei zugängliche „Public



Hartfort: Das Regierungs-Gebäude von Connecticut.

Library“ über 200,000 Bände und 100,000 Brochüren, das Athenäum 100,000 Bände. — Zu den höheren Bildungs-Anstalten Bostons zählen das technologische Boylston-Institut; das seit zwanzig Jahren bestehende und von den Jesuiten gegründete Boston-College; eine im Entstehen begriffene, von dem Bürger Isaac Rich mit zwei Millionen Dollars dotirte Universität, und vor allem anderen die in Cambridge befindliche berühmte Harvard-Universität, die älteste Amerikas. Auch das schwächere Geschlecht besitzt, wie in jeder größeren Stadt der Union, hier seine „Girl's High School“ (Mädchen-Hochschule), welch' letztere sich vor denen anderer Städte dadurch auszeichnet, daß der Unterricht an Alle, reich und arm, hoch und niedrig,

kostenfrei ertheilt wird, ja daß selbst der Unterschied der Farbe der in den südlicheren Städten so strenge gewahrt wird, hier unberücksichtigt bleibt. Neu-England hat die Gleichstellung der schwarzen mit der weißen Rasse bisher am weitesten



Boston: Ansicht der Stadt von Tremont-Street aus.

durchgeführt. Die jungen Mädchen erhalten in diesen Hochschulen von weiblichen Professoren Unterricht in denselben Lehrgegenständen, welche in den Schulen für das andere Geschlecht gelehrt werden, Chemie, Physik und selbst die klassischen Sprachen

nicht ausgeschlossen. Die modernen Sprachen, z. B. das in Amerika so nöthige Deutsch oder Französisch, werden jedoch merkwürdigerweise sehr vernachlässigt.

Die Tagespresse Bostons zeichnet sich weniger durch die Größe und Auflage der einzelnen Zeitungen, als durch deren verhältnißmäßig größere Gediegenheit des Inhaltes aus. Nur der „Boston-Herald" kann sich mit den großen New-Yorker Blättern, dem New-York Herald, der New-Yorker Sun und anderen in Bezug auf die Verbreitung messen.*) Dagegen gehören die Wochen- und Monatsschriften, welche in Boston erscheinen, zu den gediegensten Amerikas.

Boston vereinigt in der That hinreichend wissenschaftliche und Kunst-Institute, um es unter allen Städten Amerikas am meisten zu dem Namen des amerikanischen „Athen" zu berechtigen, welcher der Stadt gerne beigelegt wird. Nur in einer Beziehung steht es hinter den anderen Großstädten zurück: in Bezug auf das Theater und die Oper. Boston kann sich keines einzigen Theaters rühmen, das wie das Metropolitan opera House in New-York oder die Musik-Akademie in Philadelphia den europäischen Schauspielhäusern der Großstädte gleichgestellt werden könnte. Ebensowenig besitzt es eine ständige Oper; es ist zu verwundern, daß die Hauptstadt Neu-Englands, die ihre Musikliebe mehr als andere Städte durch zahlreiche Musik- und Gesang-Vereine kennzeichnet, nicht im Stande ist, eine Operntruppe zu unterhalten. Die Amerikaner zeigen im allgemeinen Vorliebe und gleichzeitig auch großes Talent für Musik, sie besitzen ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen, verfertigen vorzügliche Musik-Instrumente, haben große und schöne Opernhäuser, und dennoch finden wir in keiner Stadt, New-York ausgeschlossen, eine Oper. Die von Europa kommenden Operntruppen ziehen von Stadt zu Stadt, um sich in jeder zwei bis drei Wochen lang aufzuhalten, aber selbst die beste ist nicht im Stande, auf die Dauer hinreichende Einnahmen zu erzielen. —

---

*) Die Zahl sämmtlicher Journale in den Vereinigten Staaten beläuft sich auf 8000, von denen 7000 wöchentliche oder monatliche sind. Die Zahl der letzteren beträgt 800, jene der halbmonatlichen 105 und die der Vierteljahrsschriften 70.

Unter den einzelnen Staaten der Union erscheinen in New-York die meisten Zeitungen. Es giebt deren nämlich 1900, von denen der Stadt New-York allein 400 zufallen. Hierauf folgt Pennsylvanien mit 750 (hiervon Philadelphia mit 160), dann Ohio, Jowa, Missouri und Indiana. Dann erst folgt der Gelehrten-Staat Massachussets mit 550 Zeitungen.

Es ist bemerkenswerth, wie auch der Westen in Bezug auf das Zeitungswesen während der letzten Jahre aufgeblüht ist. Selbst in Californien ist die Zahl der Zeitungen derart gestiegen, daß der Staat bezüglich der täglich erscheinenden Blätter den vierten Rang einnimmt. Innerhalb der letzten fünf Jahre wurden in den Vereinigten Staaten nicht weniger als sechs neue Zeitungen pro Tag gegründet; aber ebenso schnell wie die neuen entstehen, verschwinden oft auch die alten, so daß der eigentliche Zuwachs nicht so bedeutend ist, als es den Anschein hat.

Die Einwohnerzahl Bostons beträgt gegenwärtig, nachdem die großen Ortschaften in der Umgebung der Stadt mit in ihren Verband aufgenommen wurden, über 450,000 Seelen. Dadurch hat sich auch der kosmopolitische Charakter der Puritanerstadt etwas gehoben. Ein Fünftel dieser Bevölkerung sind Irländer. Unter der nichtenglischen Bevölkerung finden wir nur etwa 10,000 Deutsche, die jedoch ihre eigenen Journale, Vereine und sogar ihr eigenes Theater besitzen.

* * *

Unter den anderen neu-englischen Städten steht Boston zunächst, an Größe, Reichthum und industrieller Bedeutung: Providence, die Hauptstadt des kleinen



Boston: Der Quincy-Markt.

Staates Rhode-Island, des kleinsten Amerikas. Der Ruf dieser Stadt als die verhältnißmäßig erste Industrie- und Fabrikstadt der Neuen Welt ist bekannt. Alles Denkbare wird hier erzeugt: Baumwollwaren und Stoffe, Maschinen und Eisengußwaaren aller Art, Kanonen, Revolver, Gewehre, Werkzeuge, Lokomotiven, Näh- und Dampfmaschinen; Goldwaaren von der feinsten bis zur schlechtesten Sorte; Schildkrot- und Silberwaaren, Bisquits, Präserven. Die Stadt mit ihren Hunderttausend Einwohnern lebt nur von der Industrie und ist durch sie zu sprüchwörtlichem Reichthum gekommen. Alles ist hier Fabrik, alles Maschinen-Werkstätte; wer die amerikanische Arbeit kennen lernen will, der muß Providence besuchen. Die Handarbeit hat hier keinen fruchtbaren Boden. Von der Dampfmaschine und der Loko-

motive an bis zu der kleinsten Schraube wird alles durch die sinnreichsten Maschinen erzeugt. Eine Anzahl von Ingenieuren ist ausschließlich mit der Construktion neuer Maschinen beschäftigt, die mit staunenswerther Genauigkeit schaffend, der Hand des Arbeiters immer mehr das Werkzeug entringen. Die Mehrzahl aller jener Verrichtungen, welche in Europa noch immer Millionen von Arbeitern erfordern, werden hier durch die Maschine besorgt. Bei jeder Ausstellung überraschen uns die neu-englischen Ingenieure durch die Produkte ihres bekannten großen Erfindungstalentes: Fairbank, Corliss, Brown und Sharp, Pickering, Sellers, Gatling, Colt,



Boston: Longfellow's Heim.

Remington — Männer, die der ganzen Welt bekannt sind, haben hier in Neu-England ihre Werkstätten; so manche Armee wurde von Providence mit Waffen, so manche europäische Eisenbahn mit Lokomotiven versehen. Es giebt in Amerika, vielleicht sogar in Europa keine größere Stadt, in welcher nicht wenigstens ein Artikel aus Providence — und sei es auch nur eine Schraube — zu finden wäre. Tausende von Schiffen fahren alljährlich vollbeladen mit Werkzeugen, Waffen, Munition, Schmuckwaaren und hauptsächlich mit Schrauben nach allen Ländern der Erde aus und machen den Hafen der Stadt zu einem der belebtesten Amerikas.



Die Zitterer (Shaker) in Neu-England: Trachten.



Die Zitterer (Shaker) in Neu-England: Religions-Uebung.

Die Stadt selbst ist so winkelig und hügelig, daß man kaum von irgend einem Punkte aus, eine rechte Vorstellung von ihrer Ausdehnung und Anlage erhalten kann. Die Kirchthurmspitzen einer Straße stehen mit den Hausthüren einer anderen Straße oft in gleicher Höhe. Die Durchfahrten sind steil und manchmal durch Treppen-Absätze unterbrochen. Die Stadttheile sind durch bedeutende, mit Häusern bedeckte Hügel von einander getrennt. Das amerikanische Sheffield ist vielleicht die einzige Stadt der neuen Welt, die noch zum größten Theil aus Holzhäusern besteht und — noch nicht abgebrannt ist. Chicago, Boston und eine Menge anderer Städte mußten zu wiederholten Malen aus ihrer Asche auferstehen. Providence jedoch steht in seiner alten ursprünglichen Holzarchitektur da, und nur die Privat-Residenzen der Reichen wurden in neuerer Zeit aus Stein erbaut, der sich gerade in Neu-England massenhaft vorfindet.

* * *

Außer Providence besitzt das kleine Rhode-Island noch eine andere berühmte Stadt, deren Charakter von jenem der Hauptstadt allerdings sehr verschieden ist. Es ist Newport, das erste und vornehmste Seebad Amerikas, auf der kleinen Insel Aquidnec gelegen. Nirgends anders vielleicht hält das Meer so viele Millionen umschlungen, als in Newport zur Zeit der Bade-Saison. Es ist der Rendez-vous-Platz der Millionäre Amerikas, das Sanssouci aller jenen, welche die Vorsehung mit Glücksgütern überreich gesegnet hat. Aber dabei ist es, geradeso wie Boston, gleichzeitig auch einer der wenigen Orte Amerikas, in welchem Geist und Adel die gleichen gesellschaftlichen Vorrechte besitzen, wie Gold.

Es ist eben diese Vermischung von Geist, Geburt und Geld, welche Newport den Stempel der Hegemonie unter den atlantischen Seebädern Amerikas aufdrückt. Man findet hier weder die großartigen Hôtelbauten amerikanischer Bäder, noch die prächtigen, dem Meere zugewendeten Straßenfronten. Der schönste Theil der Stadt liegt ganz außer Sicht, ja selbst außer Gehörweite des Meeres. Aber an Stelle dieser Strand-Avenuen und Pracht-Hôtels besitzt Newport eine Legion von Privatresidenzen, die mit der größten Eleganz ausgestattet, und von schönen, schattigen Gärten umgeben sind. Wenige dieser Villen dürften unter hunderttausend Dollar Kosten erbaut worden sein; bei vielen belaufen sich die Baukosten auf eine Viertel-Million. Kaum die Hälfte der Villen wird während der zwei Monate dauernden Saison von ihren Besitzern bewohnt; denn ein großer Theil dieser Millionäre von New-York, Boston und Providence befindet sich den Sommer über auf Reisen oder in irgend einem europäschen Bade. Dafür werden die Villen für 5 bis 10,000 Dollars die Saison über an andere vermiethet, auch von den amerikanischen Reichen mit

desto größerer Vorliebe aufgesucht, als sich Newport sozusagen im Mittelpunkte einer an Naturschönheiten sehr reichen Seeküste befindet. Östlich liegen die von New-York und Boston im Sommer stark besuchten Inseln „Martha's Vineyard", und „Nantucket", südwestlich die große Insel „Long Island", die man als den Garten des Staates New-York bezeichnen könnte. Zahllose große und kleine See-Bäder, „Coney Island", „Rockaway", „Sag Harbor" 2c. liegen auf ihr, sie bilden, neben einer Menge von kleinen lieblichen Inland-Dörfern und Badeorten, den Lieblingsaufenthalt der Bewohner New-Yorks und Brooklyns, das ja selbst auf Long-Island gelegen ist. Zwischen Long-Island und der Küste des Continents befindet sich der belebteste Meerestheil nicht nur Amerikas, sondern vielleicht sogar der Erde: der Long-Island-Sund. Zahllose Yachten und Vergnügungsboote bedecken hier im Sommer die Wasserfläche; zahllose Dampfer und Segelschiffe, von Europa und Kanada oder von den neu-englischen Häfen kommend, wählen diesen Weg, um durch das seit 1876 ungefährliche „Hellgate" nach New-York zu fahren. Zu gewissen Tageszeiten sieht man hier die Riesendampfer der mit einander konkurrirenden „Fall River"- und „Stonington"-Linien zwischen den kleineren Booten hindurch nach ihren Bestimmungsorten dampfen. Der größte Theil des Passagier-Verkehrs zwischen New-York einerseits, Boston und Providence andrerseits wird durch diese beiden Dampferlinien besorgt, deren Rivalität natürlich den Passagieren zu statten kommt denn der Fahrpreis zwischen den genannten Städten ist bereits auf einen Dollar herabgesunken.

Die Neu-England-Staaten sind überhaupt mit Eisenbahnen und Dampferlinien reicher gesegnet, als irgend ein Theil Nord-Amerikas. Insbesondere gilt dies von Connecticut und Massachussets, den beiden industriellsten Staaten der Union. Selbst bis in das Gebiet der White-Mountains (der weißen Berge) von Hampshire sind die Eisenbahnen vorgedrungen. Die Lokomotiven keuchen bis an die Spitze ihres höchsten Riesen, des über 6000 Fuß hohen Mount Washington, der etwa der Rigi dieser neu-englischen Schweiz genannt werden kann.

IV. Kanada.

1. Unter-Kanada und der St. Lorenz-Strom.

Das ungeheure Wasserbecken der fünf kanadischen Seen bildet, bis weit in das Herz des nord-amerikanischen Continents hinein, die Grenze zwischen den beiden Reichen, welchen das Territorium des letzteren angehört. Der Reisende betritt das nördliche dieser zwei Ländergebiete, Kanada, zum ersten Male gewöhnlich auf einer der zwei großen Kettenbrücken, welche sich unterhalb der Niagara-Fälle über den tief darunter hinwegeilenden, tosenden Strom spannen. Aber dieser Besuch ist in der Regel nicht Kanada, sondern dem herrlichen Naturwunder gewidmet, das bereits in einem früheren Bande geschildert wurde. Wir betreten Kanada erst wieder in Toronto, der am Nordufer des Ontario-Sees gelegenen Hauptstadt der Provinz Ontario.

Zwei kleine unbedeutende Festungen vertheidigen die Mündung des Niagara-Stromes in den Ontario-See. Das Fort Niagara auf dem amerikanischen und Massassanga auf dem canadischen Ufer, während die beiden Städte, die an diesen wichtigen Punkten entstanden, die Namen Lewiston und Niagara führen. In der ersteren, auf amerikanischem Boden befindlichen Stadt nimmt uns ein Dampfboot zur Ueberfahrt nach dem nur wenige Stunden entfernten Toronto auf.

Toronto ist nach Montreal die größte Stadt Kanadas. Ihr Name ist der Sprache des Irokesen-Stammes entlehnt und bedeutet so viel als „Versammlungsplatz". Die Stadt bietet dem Touristen nur wenig Interessantes. Ihre Straßen sind nach amerikanischer Manier in Schachbrett-Form angelegt, und die einfachen Häuser, die sie bilden, zeigen in ihrem Baustyl eine derartige Einförmigkeit, daß man eine Straße von der andern kaum unterscheiden kann. Der ungeheure Holzreichthum Kanadas zeigt sich schon in dessen Städten. Die Straßen sind mit Holzplanken bekleidet, die Hauptdurchfahrten mit hölzernen Würfeln gepflastert, deren Zwischenräume mit Kies und Sand ausgefüllt sind. An hervorragenden Gebäuden oder Monumenten hat Toronto nur seine schöne, in der Mitte eines uralten Parks ge-

legene Universität aufzuweisen, die 1827 von Wilhelm IV. von England gegründet wurde. Der Universitäts-Palast ist in dem in neuerer Zeit in Amerika häufig bei öffentlichen Bauten angewendeten normännischen Styl erbaut und ist eines der schönsten Gebäude Kanadas.

Die aus der englischen und französischen Geschichte entnommenen Straßennamen sagen uns schon, daß wir uns nicht mehr auf amerikanischem Boden befinden. Toronto war lange Zeit hindurch die Hauptstadt Kanadas, ist jedoch heute nur der Regierungssitz der Provinz Ontario, die das ganze Gebiet nördlich des St. Lorenz-Stroms und der Seenkette, vom Ontario-See bis zum Superior-See umfaßt. Ontario ist die weitaus bevölkertste der sieben Provinzen Kanadas. Wenn man indessen erfährt, daß auch sie nur etwa sechs Seelen pro Quadratkilometer besitzt, so kann man wohl ermessen, wie spärlich die Bevölkerung in Kanada gesäet ist.*)

Übrigens wohnen die zwei Millionen Seelen der Provinz Ontario fast durchwegs in dem südöstlichsten Theil derselben in der langen, zwischen dem Huron- und dem Erie-See vorgeschobenen Landzunge, sowie längs der Ufer des Ontario-Sees und des St. Lorenz-Stroms, innerhalb eines etwa hundert engl. Meilen breiten Landstreifens. Vier Fünftel des ganzen sich bis an die Küsten der Hudsonbai erstreckenden Provinz sind unbewohntes Waldland und Steppe. — Die vier und eine drittel Millionen Seelen Kanadas sind überhaupt nur im östlichsten, am atlantischen Ocean liegenden Theil der Dominion und im Strombereich des St. Lorenz zu suchen, welcher die wichtigste Verkehrsader Kanadas bildet. Der große Neben-Fluß des St. Lorenz, der Ottawa-Fluß, bildet die Grenze gegen die nördlich gelegene Provinz Quebec.

Toronto ist gleichzeitig auch einer der wichtigsten Häfen der kanadischen Seen. Hier schiffen wir uns auf einem der großen Dampfer der „Richelieu“-Ontario-

---

*) Die bisher organisirten Provinzen der kanadischen Dominion sind:

Ontario	mit	144,600	engl. Quadrat-Meilen	und	2,000,000	Einw.
Quebec	„	193,000	„	„	1,350,000	„
Neu-Braunschweig	„	27,300	„	„	321,000	„
Neu-Schottland	„	21,000	„	„	440,000	„
Manitoba	„	73,700	„	„	65,000	„
Prinz-Edward-Insel	„	2,130	„	„	108,000	„
Britisch-Columbien	„	390,000	„	„	50,000	„
Nordwest-Territorien	„	2,553,000	„	„	60,000	„
Zusammen		3,400,000	engl. Quadrat-Meilen	u. ca.	4,400,000	Einw.

Das Nordwest-Territorium ist, wie man sieht, das am spärlichsten besiedelte Land der Erde, mit einem Einwohner auf hundert Quadrat-Kilometer; also viel weniger als das nördliche Sibirien, die Kirgisen-Steppen oder Patagonien. Der größte Theil seiner Bevölkerung entfällt auf die südlichen Gebiete Saskatchewan und Assiniboia. Die große, Kanada vorgelagerte Insel Neufundland gehört nicht zu Kanada, sondern bildet eine selbstständige Kron-Kolonie Englands.

Dampfschiff-Gesellschaft, welche das Privilegium der Schifffahrt auf dem St. Lorenz besitzt, ein. Die Dampfer dieser Gesellschaft führen die Worte „Royal Mail" (königliche Post) auf ihren Flaggen, eine Bezeichnung, die uns jetzt — nachdem wir so lange die Staaten einer großen Republik durchwandert, wieder auffallen. Täglich fährt einer dieser „Royal Mail Steamers" von Toronto ab, um am Abend des folgenden Tages in Montreal, der eigentlichen kommerziellen Hauptstadt der Dominion Kanada einzutreffen. Unser vorläufiges Ziel ist jedoch Prescott, von wo wir den Regierungssitz Kanadas, die Stadt Ottawa besuchen wollen. Der Dampfer folgt ein oder zwei Meilen weit der flachen, reizlosen kanadischen Küste, und unser Auge wird nur durch die endlose azurblaue Fläche des Sees gefesselt, dem schon die Indianer in dem Worte „Ontario" den Namen „schönes Wasser" gegeben haben. Unterhalb Kingston, der zweitgrößten Stadt der Provinz Ontario, fahren wir in den St. Lorenz ein und winden uns während der darauf folgenden Stunden durch die sogenannten „Tausend Inseln" (Thousand Islands) hindurch, die hier die weite Fläche des Stromes bedecken. Diese Inseln sind in den transatlantischen Reisebüchern mit der den Amerikanern eigenthümlichen Begeisterung für ihr Land in so reizenden Farben gemalt, sie werden so sehr als das Schönste alles Schönen geschildert, so daß man in der Regel von ihrem ersten Anblick ebenso sehr enttäuscht wird, wie beim Anblick der Niagara-Fälle. Aber während diese letzteren sich dem Beschauer bei längerem Verweilen immer großartiger, immer schöner zeigen, kann man dies von den tausend Eilanden nicht sagen. Allerdings besitzen diese unzähligen, über den ganzen Strom zerstreuten Inseln, von denen einige mehrere Quadratmeilen umfassen, andere wieder kaum zwei Schritte im Durchmesser haben, mit ihrer üppigen Vegetation und ihren Nadelholz-Waldungen großen Reiz; sie sind auch für den Jäger und Fischer ein wahres Sporting-Paradies. Der Vergnügungs-Reisende jedoch kann sich für sie nicht so sehr begeistern. In neuerer Zeit trachteten einige Unternehmer die „Thousand Islands" (deren Zahl eigentlich 1692 ist) durch großartige Hôtelbauten, Eisenbahnen 2c. zu einem modernen Badeorte emporzuheben, was ihnen auch theilweise gelang. — Leuchtthürme von beinahe ebenso großer Zahl, wie die Inseln selbst, bezeichnen den Schiffen das richtige Fahrwasser durch dieses Labyrinth, und erst nachdem wir vierzig englische Meilen zurückgelegt, kommen wir ins offene Fahrwasser des majestätischen Stromes, der sich an manchen Stellen zu förmlichen Seen von 3 bis 4 Meilen Breite erweitert und kaum irgendwo unter einer Meile breit ist. Am nördlichen, dicht bewaldeten Ufer sehen wir zuweilen Eisenbahnzüge an uns vorbei eilen. Es ist die „Grand Trunk Railroad", die im Staate Michigan (bei Detroit) beginnend, ganz Ober- und Unter-Canada in nordöstlicher Richtung durchschneidet und bis nach dem 860 Meilen von Detroit entfernten, nahe der Mündung des St. Lorenz gelegenen Rivière du Loup führt. Sie berührt

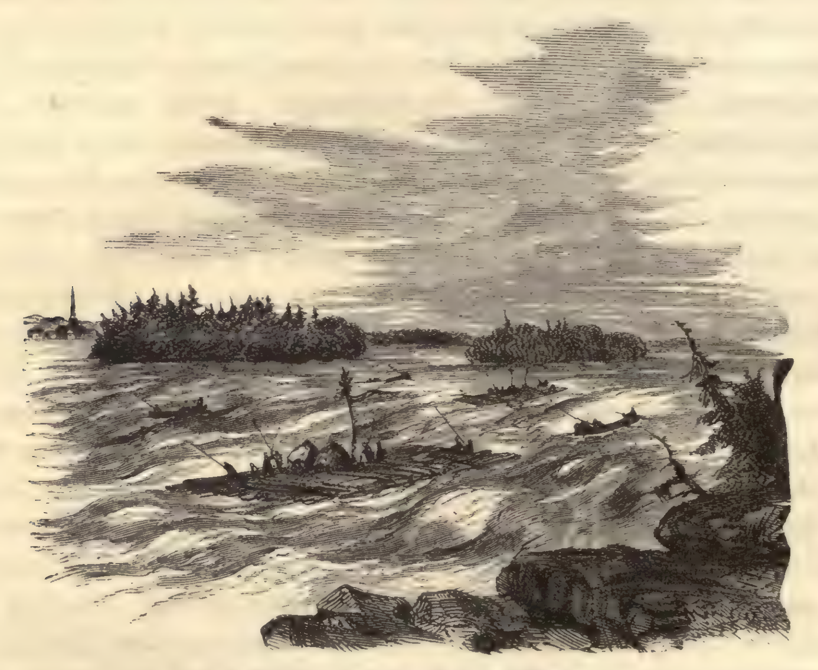
auf diesem Wege gleichzeitig auch die Städte Toronto, Prescott, Montreal und Quebec. —

Nach einer zwanzigstündigen Fahrt über See und Strom erreichen wir endlich Prescott, den Endpunkt der nach Ottawa führenden Eisenbahn. Hier verlassen wir den Dampfer, der sich nach wenigen Minuten wieder inmitten der Strudel und Stromschnellen des St. Lorenz befindet, und, von Piloten gelenkt, nach Montreal weiterfährt. Nach dreistündiger Eisenbahnfahrt auf kanadischem Boden, mitten durch die ausgedehntesten jungfräulichen Waldungen haben wir Ottawa, das Washington Kanadas, erreicht.

Ottawa ist thatsächlich in jeder Hinsicht ein kleines Washington. Es trägt ganz den Charakter der Hauptstadt der Vereinigten Staaten an sich. Ueber eine ungeheure Landfläche ausgebreitet, zeigt es dieselben öden, weiten Straßen, dieselben großen Regierungsbauten, dieselbe Unfertigkeit der Stadtanlage. Jenseits des breiten, klaren Ottawa-Stromes liegen die Vorstädte Hull und New-Edinburg, durch eine Kettenbrücke mit der Hauptstadt verbunden. Der Ottawa bildet hier die Grenze zwischen dem englischen und dem französischen Kanada, zwischen den Provinzen Ontario und Quebec; während in Ottawa die vorwiegende Sprache die englische ist, wird in Hull, sowie in der ganzen Provinz Quebec nur französisch gesprochen. Es war auch gerade deshalb, daß Ottawa zum Sitz der Regierung gewählt wurde, denn die beiden Kanada bewohnenden Nationen, die französische und englische, halten mit Zähigkeit an ihrer Sprache, an ihren Sitten und Rechten fest. Früher besaß auch das französische und das englische Kanada seine eigenen Regierungen und seine eigene Hauptstadt, das erstere Quebec, das letztere Toronto. Unter der Regierung des Lord Sydenham wurden die beiden Provinzen zu der heutigen Dominion Kanada vereinigt. Zur ersten Hauptstadt der Dominion wurde das kleine, an dem Ausfluß des St. Lorenzo aus dem Ontario-See gelegene Städtchen Kingston gewählt. Man sah jedoch bald ein, daß ein an der Grenze eines halben Kontinents gelegenes Dorf sich nicht zur Hauptstadt desselben eignen könne.. Montreal, das New-York von Kanada, wurde nun zur politischen Hauptstadt gewählt. Eine Revolution, welcher die Niederbrennung des Parlaments von Seiten des englischen Pöbels folgte, machte auch diese Stadt zum Regierungssitz ungeeignet, der nun bald nach Quebec, bald nach Toronto verlegt wurde, um dem Nationalstolz der beiden Bevölkerungen Genüge zu leisten. 1858 endlich wurde Ottawa, das an der Grenze der beiden Provinzen, zur Hälfte in der einen, zur Hälfte in der andern liegt, von der Königin Victoria zum ständigen Regierungssitz bestimmt, und seit jener Zeit befindet sich hier die Residenz des Gouverneurs (die Rideau-Hall in New-Edinburg), und das kanadische Parlament.

Ottawa hat sich seitdem zu einer bedeutenden Stadt von etwa 30,000 Einwohnern entwickelt, wo die offizielle Welt, die Beamten und Deputirten des halben

Erdtheils wohnen. Die imposantesten Gebäude der Stadt sind die auf dem Barrack Hill, am Ottawa-Fluß gelegenen „Government Buildings“, wahrhaft feenhafte Bauten, die man, aus der Ferne betrachtet, mit ihrer landschaftlich-prachtvollen Umgebung, eher als das Traumbild einer Fata morgana, als einen aus Sandstein massiv erbauten Palast anzusehen geneigt ist. Die Baukosten betrugen 4 Millionen Dollar, woraus man schon auf den Reichthum der Ausstattung schließen kann. Der Palast nimmt drei Seiten eines ungeheuren Vierecks ein, ist im gothischen Styl erbaut und von massiven Thürmen überhöht. Die Südseite wird von dem Parlaments-Gebäude eingenommen, während die beiden anderen Fronten das Patent-



Der Lorenzostrom: Fluß-Landschaft.

und das Postbureau bergen. Die Nordseite des Vierecks bildet ein eigenes Gebäude, welches die etwa 40,000 Bände zählende Landes-Bibliothek enthält.

Das Parlament hat in Kanada dieselbe Gewalt wie in den Vereinigten Staaten, und ist nahezu ebenso souverain wie dieses. Die Herrschaft Englands über Kanada beschränkt sich darauf, daß die Königin einen General-Gouverneur nach der Dominion entsendet, welchem von Seite der letzteren ein Jahresgehalt von 50,000 Dollar ausgesetzt wird, sowie daß die englische Regierung in Halifax eine Garnison von 2000 Mann unterhält. Kanada hat keinerlei Abgaben zu leisten, keine Truppen zu liefern und ist eigentlich eine Föderation von 6 Staaten oder Provinzen, welche von

einem verantwortlichen Ministerium, einem Senat und einer Deputirten-Kammer regiert wird. Die politische Organisation Kanadas ist jener der Vereinigten Staaten ganz ähnlich. Den Ministerium unterliegen die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der 6 Provinzen, die Eisenbahnen, Kanäle, Post und Zoll, das Patent- und Forstwesen zc., außerdem besitzt jede Provinz ihren eigenen Vice-Gouverneur und ihre eigene gesetzgebende Versammlung. Die Ausdehnung dieser Provinzen kann man schon aus dem Umstande entnehmen, daß Kanada an Größe beinahe dem ganzen europäischen Continent, oder den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas gleichkommt.



Der Lorenzostrom: „Rapids“ (Stromschnellen).

Dagegen beläuft sich die Gesammtzahl der Bevölkerung, wie gesagt, auf kaum 4½ Millionen, von denen nahezu anderthalb Millionen französischer Sprache und Abkunft sind.

Von dem Thurme des Parlaments-Gebäudes aus, kann man den Charakter der kanadischen Landschaft am besten kennen lernen. Zu unseren Füßen entrollt sich das weite Thal des wasserreichen, reißenden Ottawa-Flusses, ferner übersehen wir die Thäler des Gatineau-Flusses im Norden, des Rideau-Flusses im Süden. — Der Horizont ist von steilen, mit Tannengehölz bedeckten Bergen begrenzt, zwischen denen wir kleine, krystallene Seen schimmern sehen. Ueberall prägt sich der ernste Charakter der norwegischen Landschaften aus. Das Bett des Ottawa-Flusses ist mit Dampfern und Flößen bedeckt, die auf den stürmenden, schaumgekrönten Stromschnellen abwärts

tanzen. Jenseits des Flusses sehen wir das malerische Städtchen Hull an den Ufern emporsteigen, dessen Flußrand mit zahlreichen Sägemühlen bedeckt ist. Rings herum sind Holzmassen, Baumstämme, Schwellen, Bretter, Schindeln aufgeschichtet. Die Verarbeitung des in den Waldungen am oberen Ottawa gefällten Holzes bildet den Haupterwerbszweig der Stadt, die jährlich nicht weniger als 50 Millionen Kubikfuß Baumaterial aus ihren Sägemühlen nach den Vereinigten Staaten und nach Quebec sendet, von wo es nach England und Frankreich verschifft wird.

Am westlichen Ende der Stadt sehen wir das Eisengewebe der Kettenbrücke über den Fluß gespannt, und dahinter steigen die weißen Nebelwolken des großen Wasserfalles empor, welchen man als den kanadischen Niagara bezeichnen könnte. Wie alle Flüsse im Stromgebiet des St. Lorenz und wie dieser selbst, so gleicht auch der Ottawa-Fluß in Bezug auf die Beschaffenheit seines Strombettes und seinen Wasserreichthum dem Niagara-Fluß. Aus den Bergen des kanadischen Hochlandes herabkommend, eilt er in Stromschnellen und über Felsabstürze, durch Schluchten und Thäler in rasender Geschwindigkeit dem St. Lorenz zu, dem er die größte Wassermenge zuführt. An seiner Mündung, oberhalb Montreal, gleicht er einem großen See. Acht Meilen oberhalb Ottawa, in einer wilden, an die malerischen Landschaften Norwegens erinnernden Gegend, bildet er die „Dechènes Rapids.“ Wenige Meilen darunter schießt er durch das steil abfallende Bett von St. Remoux und gelangt hierauf zu den kleinen Chaudière-Fällen, wo er sich in einer Breite von 300 Fuß über einen Abhang von 14 Fuß Höhe herabstürzt. In Schaum gepeitscht und in ähnlich hochgehende, kurze Wellen zerrissen wie der Niagara gelangt er endlich zu den berühmten großen Chaudière-Fällen. Von den weit in das Strombett vorspringenden Felsen bis auf 200 Fuß Breite eingedämmt, schießen seine gewaltigen Wassermassen in weitem Bogen über einen 40 Fuß tiefen Felssturz in einen Kessel hinab, aus welchem der Sprühregen in Wolken emporsteigt. Man berechnet die pro Stunde hier herabstürzende Wassermenge auf nicht weniger als 16 Millionen Kubikfuß. —

Von der Mitte der Kettenbrücke, welche sich unterhalb der Fälle über den Strom spannt, ist der Anblick wahrhaft großartig. Die Felsvorsprünge und Trümmer, die kleinen schaumüberbedeckten Inseln, die ganze Umgebung vereinigen sich zu einem Bilde, das dem des Niagara, wenn auch in kleinerem Maßstabe, vollkommen gleicht.

Erst im Winter 1886—87 hatte ich wieder nach langen Jahren das Glück, diese herrlichen Fälle im großartigsten Eis- und Schneekleide zu betrachten. Von den steilen Felsenufern, welche die Fälle einfassen, hingen tausende riesiger Eiszapfen, umgekehrten Kirchthürmen gleich, herab; Felsen und Inseln waren mit mächtigen Eisdecken überkleidet, und unterhalb des Falles hatte sich der ewig niederschlagende und im Falle frierende Sprühregen des großen Wassersturzes zu einem gewaltigen

Eisberg von der Form eines Schwammes gebildet, vor welchem die tiefbraunen und dabei doch klaren Wasser des Ottawa Stromes in den Abgrund stürzten.

Die rasende Schnelligkeit des Wassers oberhalb der Fälle und diese selbst gestatten hier das Zufrieren auch bei der grimmigsten Kälte nicht, weshalb auch die zahllosen Säge- und Schneidemühlen unterhalb der Fälle jahraus jahrein ohne Unterbrechung im Gange sind. In unmittelbarer Nähe der Fälle besuchte ich die größte Zündhölzchenfabrik nicht nur Amerikas, sondern wohl der Erde. —

Von der erwähnten Brücke genießt man einen herrlichen Ausblick auf die Stadt mit ihren, auf dem höchsten Punkte der steilen Stromufer thronenden Parlamentsbauten, in ihrer Form und Anlage jenen am Westminster Quai in London nicht unähnlich. — Jenseits derselben, stromabwärts, befindet sich die hübsch gelegene Residenz Sir John Macdonalds, des großen Premierministers von Kanada, und noch weiter, etwa eine halbe Wegstunde außerhalb der Stadt, liegt in einem großen Parke Rideau Hall, die ziemlich unscheinbare Residenz des General-Gouverneurs der Dominion.

Den Chaudière Fällen verdankt die Stadt Ottawa ihre augenblickliche Blüthe. Die reißendschnell den Fällen zufließenden Wassermassen bilden eine vortreffliche Triebkraft, die Waldungen, die sie umgeben, enthalten das schönste Bauholz. So lag die Industrie der zukünftigen Stadt schon von der Natur gezeichnet da. Man baute Sägemühlen, fällte Bäume und verarbeitete sie zu Bauhölzern. Diese Industrie bildet nicht nur in Ottawa, sondern auch in der Mehrzahl der anderen, am kanadischen Red River, am Lièvre, Gatineau, Rideau und Nation-Fluß gelegenen Orten die Haupterwerbsquelle der Ansiedler. Das Holz und die Wasserstraßen zur Beförderung desselben sind ja in Fülle vorhanden. Dort, wo die Stromschnellen zu reißend waren, z. B. längs des Ottawa-Flusses, wurden sogenannte „Shoots" oder „Lumber Slides" angelegt, um den Flößen die gefährliche Passage der „Rapids" zu ersparen. Die Flöße werden oberhalb der Stromschnellen der Breite nach in zwei oder drei Theile zerlegt, alsdann hinter einander durch die „Slides" geschwemmt, da die letzteren viel zu schmal sind, um die Flöße ihrer ganzen Breite nach aufzunehmen. Am Ende der Slides werden sie dann wieder zusammengebunden und den breiten Strom hinab bis zum nächsten Fall geführt, wo sie abermals in „Cribs" zerlegt und durch die Seitenkanäle geschwemmt werden. Der Ottawa-Fluß enthält allein 13 solcher „Slides." Aehnliche Kanal-Anlagen mußten auch zur Umgehung der zahlreichen Stromschnellen im St. Lorenzstrom angelegt werden. Das Haupthinderniß der freien Schifffahrt an den kanadischen Seen nach dem Meere, die Niagara Fälle, wird mittelst des auf kanadischem Gebiet gelegenen Schleußen-Kanals, des vielgenannten, großen Seeschiffen zugänglichen Welland Kanals umgangen. In neuerer Zeit findet auch ein neues Projekt vielen Beifall, die Niagara-

Fälle auf amerikanischer Seite, d. h. mittelst eines im Staat New-York auszuführenden Kanals zu umgehen.

Die politische Hauptstadt der Dominion ist mit ihrer kommerziellen Hauptstadt, Montreal, durch die Wasserstraße des Ottawa verbunden, aber die zwischen beiden Städten verkehrenden Dampfer reichen für den stets steigenden Verkehr nicht aus. Heute führt bereits eine vortreffliche Eisenbahnlinie von Ottawa nach Montreal.

---

2. Montreal.

Der St. Lorenz (oder Saint Laurent, wie er hier genannt wird), ist weniger ein Strom als eine Reihe von Seen, durch welche die fünf kanadischen Süßwasser-Meere mit dem atlantischen Ocean zusammenhängen. Nur der Amazonenstrom übertrifft ihn in seinem Laufe an Großartigkeit. Die Wassermasse, die er stündlich an Montreal und Quebec vorüber dem Ocean zuführt, beträgt beiläufig sechshundert Millionen Kubik-Fuß. Dabei ist sein Wasser auf dem ganzen Laufe zwischen den Seen und dem Meere klar, durchsichtig, ungetrübt durch Erdmassen, wie jene, welche die Flüsse des amerikanischen Südens, den Mississippi und Rio Grande in fließenden Schlamm verwandeln. Zahllose Inseln der verschiedensten Größe, zumeist üppig bewaldet, bedecken das meilenbreite Strombett, dessen flache, gleichfalls bewaldete Ufer man der Entfernung wegen nur in ihren Umrissen erkennen kann. Hier und da wird man ein kleines Dörfchen oder das blanke Zinndach einer Kirche gewahr. An anderen Stellen steigen gewaltige Rauchwolken zum Himmel empor, von den Waldbränden herrührend, die in der heißen Jahreszeit oft Tausende von Ackern verzehren. Im Süden sieht man den Horizont von den unbestimmten Umrissen hoher Bergketten abgegrenzt. Es sind die Adirondacks im Staate New-York. Im Winter ist die Landschaft mehrere Monate hindurch unter einer dichten weißen Schneedecke verborgen; der Strom selbst ist zugefroren und verlassen. Quebec und Montreal sind dann für alle Schifffahrt verloren, denn die Eisdecke erstreckt sich vom Ontario-See, nur unterbrochen durch die zahlreichen Stromschnellen bis über Quebec hinaus. Von Quebec an bis an die Mündung friert der Strom niemals zu, infolge des heftigen Spieles von Ebbe und Fluth, das bis Quebec und sogar noch weit darüber hinauf bemerkbar ist. Im Frühjahr noch, selbst wenn die Eisdecke gebrochen ist, bleibt die Schifffahrt durch die ungeheuren Eisberge und zahllosen Eisfelder, die längs der Küste herabtreiben, noch immer sehr gefährlich. Großartig ist das Schauspiel des Eisganges auf dem St. Lorenz. Die Eisdecke bricht unter beständigem Donnern und Rollen, die Trümmer werden von den Fluthen in rasender Eile stromabwärts und hinaus in die Bai geführt, oder sie stauen sich an den Inseln zu gewaltigen Bergen

auf. Die gewaltigen Eismassen der canadischen Seen, allerdings durch den Sturz über den Niagara-Fall und durch die Stromschnellen und Klippen zerbröckelt, finden durch den St. Lorenz ihren Weg zum Meere, und die Dampfer, welchen der Strom zwischen dem Ontario-See und Quebec als Straße dient, hüten sich wohl, ihn zu befahren, so lange nicht die ganze Seenkette eisfrei ist.

Für kleine Dampfer und Holz-Flöße, Barken und Segelschiffe ist der St. Lorenz gar nicht befahrbar, nur die größten und stärksten Passagierdampfer können es wagen, ungefährdet die reißenden Stromschnellen und Strudel zu passiren. Deshalb wurde dem Strome entlang ein Schleußenkanal angelegt, der von Prescott bis nach



Quebec: Die Cidatelle.

Montreal führt. Unser Dampfer muß der Reihe nach über die Wellenberge, durch die Wirbel und reißenden Gegenströmungen der „Rapids" tanzen; durch enge Fahrstraßen, zwischen Felsklippen und Inseln hindurch schießen; über kleine Wasserfälle hinabfahren, die bald den Bug, bald das Hintertheil des Schiffes in die Fluthen tauchen, oder starke Wellen über Deck senden. Das Schiff, welches, so lange wir im Ontario-See waren, ruhig und kaum bemerkbar über die Spiegelfläche dahinschwamm, ist jetzt in ewiger Unruhe und ewigem Schaukeln, das bei weitem nicht so regelmäßig vor sich geht wie auf dem Meere. Hier und da wird der Bug ganz aus dem Curs heraus nach rechts oder links gedreht. Bald wird das Schiff selbst von

einer Strömung erfaßt und abseits geführt, bald erhält es erschütternde Stöße. Rings um uns schäumt und donnert der Strom, rast über die Felsklippen hinweg oder spritzt hoch an den Ufern der Inseln empor. So passiren wir der Reihe nach die Galop-, Long-Sault-, die Coteau- und Cêdre-Rapids 2c. und nähern uns endlich den größten derselben, den Lachine-Rapids. Schon vorher waren wir in einen Arm des St. Lorenz eingefahren, der die Insel Montreal vom Festlande abschneidet. Hier nehmen wir einen Piloten an Bord, der uns mit sicherer Hand durch die Strudel hindurchlenkt, die wir von oberhalb kaum wahrnehmen können. Die Stöße werden stärker, und die Schnelligkeit des Stromes ist so bedeutend, daß die Maschine abgestellt werden muß. Dennoch schießen wir mit einer Geschwindigkeit von zwanzig Meilen pro Stunde den Strom hinab und gelangen endlich in einen tosenden Wasserkessel, auf dessen Wellen der Riesendampfer wie ein Stück Holz herumgeworfen wird. Aber in derselben Minute noch sind wir wieder in ruhigem Wasser. Erst jetzt können wir, zurückblickend, die Größe des Wassersturzes und damit auch die Größe der Gefahr wahrnehmen, welche wir glücklich überstanden haben! —

Wir nähern uns Montreal, der Hauptstadt Kanadas. Gerade vor uns sehen wir die berühmte Victoria-Brücke, die längste Brücke der Erde. Mit ihren beiden Zufahrten mißt sie nicht weniger als 9000 Fuß in der Länge. Ihre 23 Bogen ruhen auf massiven, steinernen Pfeilern, die durch die stärksten Eisböcke gegen die alljährlich sich hier aufstauenden Eisberge geschützt sind. Der mittlere Bogen hat 330 Fuß Spannweite. Die eiserne Röhre, durch welche die Eisenbahngeleise führen, ist 22 Fuß hoch und 16 Fuß weit. Die Herstellungskosten der Brücke betrugen $6^1/_2$ Millionen Dollar. — Unter den gewaltigen Bogen hindurchfahrend, sehen wir Montreal, am Fuße eines hohen, dicht bewaldeten Berges ausgebreitet, vor uns. Vom Strom aus gesehen, ist der Anblick bezaubernd schön. Die Stadt wendet dem Flusse eine fast vier Meilen lange, ununterbrochene Straßenfronte zu, längs welcher sich eine breite Esplanade mit gemauertem Quai hinzieht. Die Häuser sind meistentheils aus hellfarbigen Quadersteinen erbaut, und die blanken Zinndächer und Dome, die zahlreichen Kirchen und hohen Thürme, die sie überhöhen, die herrlichen Villen, die sich im Hintergrunde auf dem Abhang des Mount-Royal emporziehen, vereinigen sich zu einem Städtebild, wie wir es in den Vereinigten Staaten kaum wiederfinden. In ihrem Innern zeigt die Stadt viel Aehnlichkeit mit New-Orleans, denn wie dort erinnert sie in ihrer Bauart und Anlage mehr an die Städte Frankreichs. Auch in Bezug auf die Bevölkerung haben die nördlichste und die südlichste Großstadt des Erdtheils viel Gemeinsames. Beide sind die ältesten Städte Nord-Amerikas, denn die Gründung Montreals fällt sogar in den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, in das Jahr 1535 zurück.

Das französische Element hat auch hier aufgehört, das herrschende zu sein, und obschon Montreal unter seinen 140,000 Einwohnern noch immer mehr als die Hälfte Franzosen zählt, so liegt doch der Handel, das Geld, das Geschäft in den Händen des anglo-sächsischen Elements. Die beiden Bevölkerungen bewohnen eigene Stadttheile, die von einander genau abgegrenzt sind, sie leben friedlich neben einander und kommen nur wenig mit einander in Berührung. Die englischen Clubs und die englischen Gesellschaften der Stadt werden nur von wenigen Franzosen besucht; es unterliegt keinem Zweifel, daß das französische Element in den Städten, infolge der mangelhaften Erziehung und der größeren Armuth, immer mehr zurückgedrängt und von Anglo-Kanadiern ersetzt wird, die neben praktischer Bildung größere Energie, größeren Unternehmungsgeist besitzen und über größere Geldmittel verfügen. Dieser Unterschied prägt sich sogar in den beiden Stadttheilen aus. Das untere französische Stadtviertel enthält enge winkelige Gassen, düstere Durchfahrten, und die Häuser erinnern in ihrem Aussehen und ihrer Bauart wie gesagt an die alten Bauten des nördlichen Frankreich, von woher ja die ersten Ansiedler Kanadas hauptsächlich auch stammten. Im englischen Stadttheil findet man nur breite Straßen, hübsche offene Squares, große, in modernem Styl gebaute Geschäftspaläste und freundliche Villen. Man darf indessen aus dem Zurückdrängen des französischen Elementes in Montreal nicht auch auf den Niedergang desselben im Lande schließen, denn dort findet das gerade Gegentheil davon statt. Die Franzosen hängen mit einer eigenthümlichen Zähigkeit an ihren Sitten und ihrer Sprache fest; mögen sie auch eine andere Sprache erlernen, die eigene französische Muttersprache verlernen sie nie. Sie tritt nur nicht so zum Vorschein wie die englische. Die Bibliotheken enthalten nur englische Bücher, die bedeutendsten Zeitungen Kanadas werden in englischer Sprache gedruckt und diese letztere bildet in Ober-Kanada auch in französischen Gegenden die Verkehrssprache. Dagegen ist Unter-Kanada mit seiner Hauptstadt Quebec beinahe ganz französisch geblieben. Die französische Bevölkerung ist durch eigene Vermehrung und nicht, wie die englische, durch die Einwanderung in steter Zunahme begriffen.

Zur Zeit, als Kanada an England abgetreten wurde (1763), zählte die Kolonie nur 60,000 Ansiedler, die zumeist aus der Bretagne und der Normandie herübergekommen waren. Obschon nun diese Einwanderung nach dem genannten Jahre nahezu vollständig versiegte, zählt man heute beinahe zwei Millionen französischer Kanadier, von denen eine halbe Million in den Vereinigten Staaten, hauptsächlich in Neu-England lebt. Der normannische Accent in ihrer Sprache ist heute noch in seiner ganzen Deutlichkeit vorhanden. Sollte diese Vermehrung in demselben Maßstabe auch fernerhin stattfinden, so müßte Kanada zu Ende des nächsten Jahrhunderts, selbst ohne das Hinzukommen von Einwanderern, ebenso viel Franzosen zählen, als

das heutige Frankreich. Glücklicherweise ist für sie hinreichend Raum vorhanden, und obschon die ungeheuren Länderstrecken, die ihnen östlich und westlich der kanadischen Seen zu Verfügung stehen, bei weitem nicht so gutes Acker- und Weideland umfassen, als die Länder südlich der Seen, so sind sie doch kultivirbar.

Montreal ist reich an schönen, monumentalen Gebäuden, die auch einer europäischen Großstadt zur Zierde gereichen könnten. Wie nahezu sämmtliche Städte des amerikanischen Kontinents, so zählt auch Montreal einen Freimaurer-Palast zu seinen schönsten Gebäuden. Das Freimaurerthum hat seinen Weg bis hinauf in die entlegentsten Ansiedlungen der Neuen Welt gefunden. Wohl hat es dort andere Principien und andere Formen als in der Alten Welt, aber es ist ebenso mächtig, ebenso verbreitet. Auch Ottawa besitzt eine Freimaurer-Halle, und nur in den rein französischen Gegenden, in der Umgebung von Quebec, hält das katholische Priesterthum die Freimaurerei noch zurück. Die katholische Kirche besitzt den weitgehendsten Einfluß und ist in Kanada das mächtigste Bollwerk gegen das Umsichgreifen des englischen Elements, aber auch gleichzeitig ein Bollwerk gegen den Liberalismus. Der Kirche gehört die Mehrzahl der Schulen und Universitäten, in welchen die französische Muttersprache und der Geist des alten Mutterlandes kultivirt wird. Sie besitzt große Reichthümer und Liegenschaften (worunter ein Drittheil der ganzen Stadt Quebec), zieht noch immer „la Dime“, d. h. das Zehent ein, und verwendet sie in der That zum materiellen und sittlichen Wohl der Bevölkerung, aber hält die letztere dafür wieder in einer Art geistigen Bannes, der es der intelligenten, flinkeren anglo-kanadischen Rasse möglich machte, den weitaus größten Theil des Handels- und Geschäfts-Verkehrs der Dominion an sich zu ziehen. Außerdem kommt als drittes Element noch die Yankee-Rasse mit ins Spiel, die mit ihren neu-englischen und New-Yorker Industrie-Produkten ganz Kanada überschwemmt, Zweiggeschäfte in den Städten errichtet, ihre Agenten und Reisenden durch die kanadischen Provinzen sendet und unzweifelhaft mit der Zeit die gesammte Versorgung dieses ungeheuren Ländergebietes mit Industrie-Produkten an sich gerissen haben wird. Dies wird um so leichter stattfinden, als Kanada in jeder Beziehung den Vereinigten Staaten erheblich nachsteht. Die Kanadier, ob nun englischer oder französischer Abkunft, sind lange nicht so energisch, lange nicht so thätig und unternehmend, wie die Yankees; sie sind hauptsächlich Ackerbauer, während die benachbarten Yankee-Staaten Industrie-Staaten ersten Ranges sind, große Städte und große Betriebskapitalien besitzen, welche den Kanadiern mangeln. Nördlich vom St. Lorenz ist der fieberhafte Gelderwerb, das Jagen nach dem Dollar, die Concurrenz unbekannt. Dort leben die zahlreichen kanadischen Familien friedlich, wohl entschieden zufriedener mit ihrem Schicksal, als die Yankees, auf ihren ausgedehnten Farmen und ernähren sich durch Ackerbau, Fischzucht und Holzindustrie. Für die Yankees haben sie nicht die mindesten Sym-



Ostende.



Montreal: Panorama der Stadt von Mont Royal aus.

Westende.

pathieen, ja selbst die französischen Kanadier ziehen zweifellos die englische Herrschaft dem verhaßten Yankeethum, mit seinen vielfach verdorbenen Sitten und korrupten Staats- und Städtewesen, vor. — Anders ist es freilich in der Provinz Neu-Schottland, und theilweise auch in Neu-Braunschweig, wo die Interessen der Bevölkerung, die Fischerei und der Mangel einer eigenen Industrie einen innigen Anschluß an die Vereinigten Staaten wünschenswerth erscheinen lassen, und sogar eine ganz bedeutende politische Partei entstehen ließen, welche auf die Loslösung von der englischen Krone und Einverleibung in die Union zusteuert. –

3. Quebec und seine Umgebung.

Die Reise von Montreal nach dem 260 englische Meilen entfernten Quebec, den St. Lorenz abwärts erinnert lebhaft an die Dampfschifffahrten auf dem Hudson, die in einem früheren Bande geschildert wurden. Dieselben großen, vierstöckigen Dampfer, mit ihren weiten Passagiersalons und den auf amerikanischen Flußdampfern einmal ganz unvermeidlichen Musikanten, dieselben Landschaften, dieselben kleinen Städtchen und Ansiedlungen an dem Ufer. Nur machen die englischen Städtenamen hier den französischen Platz. Chambly, Richelieu, St. Maurice, Argenteuil, Belleville, Montmorency . . . man glaubt sich förmlich auf der Seine zu befinden. — Die Katarakte und Stromschnellen, die oberhalb Montreals eine Karakteristik des St. Lorenz bilden, haben hier aufgehört. Die ausgedehnte Fläche des Stromes ist spiegelglatt, und wir fahren ruhig den bewaldeten Ufern entlang. Je mehr wir uns Quebec nähern, desto höher werden auch diese letzteren und erreichen endlich ihren Kulminationspunkt in einem mehrere hundert Fuß hohen, beinahe senkrecht in den Strom abstürzenden Vorgebirge, das von einer Citadelle gekrönt wird. Das Vorgebirge ist Cap Diamant, die Citadelle jene von Quebec.

Die Stadt selbst liegt am Norduser des Stromes, an der Spitze einer felsigen Landzunge, welche von dem St. Lorenz und dem hier mündenden St. Charles-Fluß gebildet wird, und deren höchster Punkt eben Cap Diamant (nach den hier zahlreich vorkommenden Bergkrystallen so genannt) bildet. Die Citadelle umfaßt einen Flächenraum von über 40 Acker, die stärkste Festung Amerikas und häufig das amerikanische Gibraltar genannt. Der General-Gouverneur von Kanada hat hier seine Sommerresidenz. Ueberall sieht man Batterien, Mörser und alte Feuerschlünde der verschiedensten Kaliber, Magazine, Kasernen, Wälle, Bastionen 2c. Vorwerke, in den Felsen gehauene Kasematten und bombenfeste Gewölbe machen die Citadelle in der That uneinnehmbar. Von hier aus führt eine alte Festungsmauer bis an die das Flußthal des St. Charles überhängenden Klippen und kehrt dann, am Rande der letzteren fortlaufend, an dem Gouverneurs-Garten vorüber, zur Citadelle zurück. Auch hier,

auf diesen von Champlain, dem Gründer Quebecs, erbauten Wällen stehen alte Kanonen, das ganze Flußthal beherrschend. Innerhalb dieser Mauern liegt der obere Stadttheil von Quebec, durch die steil abfallende Côte de la Montagne-Straße mit dem am Flusse gelegenen unteren Stadttheil und den Vorstädten verbunden. Quebec erinnert uns noch mehr als Montreal an die alten Städte der französischen Normandie, es ist von dem modernen amerikanischen Städtewesen so unendlich verschieden, daß man sich in der That in irgend eine Stadt Frankreichs versetzt glaubt. Von den 65,000 Einwohnern Quebecs sind nur wenige Tausend Engländer, und man hört fast durchwegs französisch sprechen. Die Straßen sind winkelig, eng und unregelmäßig, geradeso wie in den französischen Hafenstädten der Bretagne oder Normandie; die ein- oder zweistöckigen Häuser sind noch vielfach aus Holz erbaut, die Straßen schlecht gepflastert. Der untere Stadttheil ist von Magazinen und Handlungshäusern eingenommen, denn hier, an den Ufern des St. Lorenz, befinden sich die Werften und Landungsplätze der Flußdampfer und Seeschiffe. Es ist der belebteste und zugleich älteste Theil der Stadt. — Obschon Quebec noch 300 englische Meilen vom Meere entfernt ist, so ist sein Hafen doch groß und tief genug, um die größten Flotten in sich aufzunehmen. Der hier bereits dem Fluthwechsel des Meeres unterworfene Strom ist über eine Meile breit und ganz von hohen, bewaldeten Bergen eingeschlossen. Erst unterhalb der Stadt erweitert sich der St. Lorenz zu einer schönen Bai, die man mit mehr oder weniger Recht mit der Bai von Neapel verglichen hat. Die obere Stadt ist die vornehmere und enthält die eleganten Kaufläden, die Hôtels und Privathäuser, die Gebäude der Provinzial-Regierung, das schöne Palais des Erzbischof-Cardinals, mehrere Klöster, Kirchen und unter der Leitung der Kirche stehende Lehranstalten, darunter die vortrefflich geleitete Universität mit mehr als 700 Studirenden. Ueberall in der ganzen Stadt zeigen sich dem fremden Besucher Inschriften und Monumente aus der bewegten Geschichte dieser alten Stadt. Unter ihren Mauern fand im vergangenen Jahrhundert so mancher Entscheidungskampf statt. Innerhalb 150 Jahren wurde Quebec fünfmal belagert. Im Garten des General-Gouverneurs erinnert ein Obelisk an den ruhmvollen Tod der feindlichen Generale Wolfe und Montcalm, die beide an der Spitze ihrer Armeen fielen, die nun beide durch ein- und dasselbe Denkmal gefeiert werden. — Auf dem historischen Abrahams-Felde begegneten sich 1759 die beiden Armeen, die Schlacht, die hier geliefert wurde, entschied über die Zukunft Kanadas. Die Stelle, wo General Wolfe mit Wunden bedeckt den Geist aufgab, wird heute durch eine steinerne Säule bezeichnet. Ein anderes Monument erinnert „Aux Braves de 1760."

Quebec ist nicht nur die einzige größere Stadt Kanadas, sondern überhaupt des ganzen nord-amerikanischen Kontinents, deren ursprüngliche Bevölkerung vor der anglo-sächsischen Rasse noch nicht gewichen ist. Die Aufschriften und Firmentafeln, die

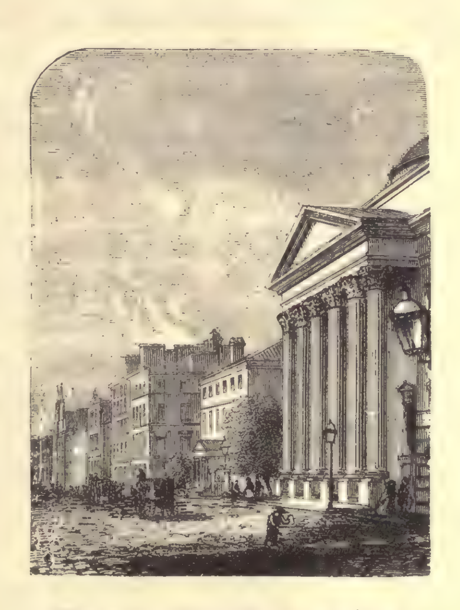
Mehrzahl der Zeitungen sind in französischer Sprache abgefaßt, ja die Quebecker haben noch die alten Kostüme und alten Sitten ihrer Väter beibehalten. Mehr noch wie in Montreal wird hier das alte Französisch des vorigen Jahrhunderts gesprochen, wie man es in Frankreich selbst nur noch in der Bretagne, und in der Umgebung von Chartres hören kann. Wohl sind die Quebecker auch vielfach der englischen Sprache mächtig, aber sie bedienen sich ihrer nur im Umgange mit den Engländern. Die offiziellen Dokumente und parlamentarischen Verhandlungen werden in beiden Sprachen in Druck gelegt. Darauf, wie auf die Zeitungen beschränkt sich die ganze französische Literatur des Landes. Die Engländer haben auch hier schon theilweise den Handel und das geschäftliche Leben an sich gerissen. Es stehen ihnen bedeutende Geldmittel zu Gebote, viele Banken Englands haben hier Zweighäuser etablirt, alle großen Unternehmungen können stets durch englisches Kapital unterstützt werden. Wer Geld besitzt, ist hier Herr im Lande, und man muß zugestehen, daß die Engländer nun schon auch in Unter-Kanada und Quebec in dieser Hinsicht Herren sind. Die englischen Zeitungen sind die einzigen, welche in den Straßen verkauft werden. Auch in den Vereinigten Staaten werden die französischen und deutschen Blätter mit sehr wenigen Ausnahmen nur an Abonnenten abgegeben, der Straßenverkauf wird nahezu ausschließlich von englischen beherrscht.

Wenige Städte der neuen Welt können sich mit Quebec in Bezug auf die Schönheit seiner Lage messen. In seiner unterhalb der Citadelle gelegenen „Dufferin-Terrasse" besitzt es einen Aussichtspunkt, der uns hiervon überzeugen wird. Die Terrasse, auf einem hohen, steilen Felsenvorsprung gelegen, nimmt dieselbe Stelle ein, auf welcher einst das Chateau St. Louis, eine von Champlain erbaute, 1834 durch Feuer zerstörte Burg stand. Heute stehen auf der Terrasse zwei alte russische Kanonen, die von den Engländern bei Sebastopol erbeutet wurden, und welche die Königin Quebec zum Geschenk machte. Die Aussicht, welche sich uns von hier aus darbietet, ist in der That unbeschreiblich schön. Der majestätische St. Lorenz mit seiner breiten, tiefblauen Wasserfläche und seinen hohen dicht bewaldeten Ufern, hinter welchen das Wellenland und die ersten Vorberge jener gewaltigen Gebirgsmasse emporsteigen, die sich bis in die Polar-Gegenden hinauf erstreckt, und deren tiefviolette Umrisse sich in weiter Ferne scharf von dem klaren Himmel abheben. Unendliche Länderstrecken breiten sich zu unseren Füßen aus. In nächster Nähe sehen wir die weite Bai des St. Lorenz mit der Mündung des romantischen St. Charles-Flusses; in der Mitte der Bai die schöne, mit dem üppigsten Grün bedeckte Orleans-Insel. Große Dampfer und hochmastige Segelschiffe durchfurchen die Wasserfläche, sie kommen und gehen von den Werften, die um die untere Stadt gelagert sind. Uns zur Rechten liegt ein schattiger Park, der „Place d'Armes", und über uns erheben sich die gewaltigen Mauern und Bastionen der Citadelle.

Doch schöner und anziehender als die Stadt selbst sind ihre Umgebungen. Die Ufer des St. Charles-Flusses, die Fälle des Montmorency, der seine Wasser in einer Breite von 50 Fuß über einen Abhang von 250 Fuß Höhe in den St. Lorenz stürzt; die Chaudière-Fälle, die Fälle von St. Anna unterhalb Quebec, die Klippen des Saguenay-Flusses, alles das sind Bilder, die in ihrer Wildheit und Großartigkeit nur mit den norwegischen Landschaften verglichen werden können. Der Charakter der Flüsse und der Berge ist ganz derselbe. Leider wird dieser an landschaftlichen Schönheiten so überreiche Theil Kanadas von Vergnügungsreisenden nur wenig besucht. —



Montreal: Der Bonsecours-Markt



Montreal: Great St. James Street.

Interessanter noch als der Sommer ist der kanadische Winter. Die Kanadier sind passionirte Sportsleute, und nirgends wird der Sport im Freien so sehr gepflegt, wie gerade in Montreal oder Quebec. Der Schnee bleibt in den beiden Städten während vier oder fünf Monaten ohne nennenswerthe Unterbrechung liegen, und der Schlitten ist das ausschließliche Verkehrsmittel in den Städten wie auf dem Lande. Auf den Flüssen treten häufig die Eisboote, Schlitten durch Segel getrieben, in Verwendung. Merkwürdigerweise fährt man in Kanada im Sommer wohl in geschlossenen Equipagen und Miethwagen, im Winter jedoch bei den schneidensten Stürmen, heftigem Schneegestöber und grimmiger Kälte würde es niemandem einfallen, in einem geschlossenen Schlitten zu fahren. Auf die Schlitten verwenden die Kanadier viele

Sorgfalt. Sogar die Miethschlitten sind mit kostbaren Pelzen behangen, und der Insasse kann wohl seine Glieder gegen die Kälte schützen, aber Kopf, Schultern und Hände bleiben der Kälte ausgesetzt; wehe demjenigen, der sie nicht durch Pelzkappen, Pelzkragen und Handschuhe zu schützen vermag! Binnen wenigen Minuten sind Nase, Ohren und Hände erfroren! —

Schlittschuhlaufen und Schneeschuh-trabben gehören zu den beliebtesten Vergnügungen der Kanadier. In jeder Stadt bestehen eine ganze Anzahl Schneeschuh-Klubs, welche zeitweilig mit den etwa zwei Quadratfuß großen, mit Netzen überstrickten Schneeschuhen gemeinschaftliche „tramps“ stundenweit querfeldein über den Schnee unternehmen. Damen wie Herren betheiligen sich daran oft in gleicher Zahl, in charakteristische weiße oder buntfarbige Flanell-Kostüme gekleidet, und die französische Zipfelmütze, die „toque“ auf dem Kopfe. —

Noch viel beliebter als diese beiden Sporte ist das tobogganing, ein von den Indianern übernommenes Wintervergnügen, welches darin besteht, auf etwa anderthalb Fuß breiten und zehn Fuß langen flachen Schlitten steile Abhänge herunter zu gleiten. Herren wie Damen setzen sich rittlings hintereinander auf einen solchen Schlitten, und mit Pfeilschnelle schießen sie dann die steile, glatte Bahn herab, weit in die Ebene hinaus. Wo keine natürlichen Abhänge, wie etwa am Mont-Royal in Montreal oder an dem Montmorenci-Fällen in Quebec vorhanden sind, da werden künstliche Toboggan-Slides errichtet; ich selbst war noch im Winter 1886—87 Gast des General-Gouverneurs, Lord Landsdowne, im Rideau-Park zu Ottawa, bei einem derartigen Tobogganingfeste, wo die fashionable Gesellschaft der Residenz sich mit Leidenschaft dem Tobogganing auf einer künstlichen, aus Holzbalken und Streben errichteten Bahn hingab.

* * *

Unweit von Quebec findet man heute noch einzelne, ganz von Indianern oder vielmehr von den Mischlingen zwischen diesen und den Weißen, den sogenannten Métis, bewohnte Ansiedlungen. Hier sind es die Nachkömmlinge der einst so tapferen Huronen, in der Nähe von Montreal die Nachkömmlinge der Irokesen. Das größte Huronendorf ist Lorette, dessen dreitausend Einwohner allerdings durchaus Mischlinge sind, die in ihren Sitten wie in ihrem Aussehen vielmehr den französischen Kanadiern als den Indianern ähneln. Auch haben sie das Zelt- und Nomadenleben ihrer Väter schon längst mit festen Wohnsitzen vertauscht, die auf eigenen, ihnen von der Regierung eingeräumten Reservationen liegen. Nur dem Ackerbau sind sie noch immer fremd und alle Versuche, sie dazu zu bringen, waren bisher vergeblich. Sie nähren sich von der Jagd, vom Fischfang und durch den Verkauf ihrer eigenen Industrie-Produkte wie z. B. der Bogen und Pfeile, Moccassins, Schnee-

schuhe 2c. an Fremde. Sie sind insgesammt, von ihrem Häuptling herab bis zum jüngsten „Papouse“, höchst friedlicher Natur, und man würde in ihnen wohl kaum die Enkel jener im vorigen Jahrhundert so mächtigen Huronen-Nation vermuthen. Nach ihrer Niederlage durch die feindlichen Irokesen flüchteten sie in die Nähe von Quebec und gründeten hier 1698 an den Ufern des schönen St. Charles-Flusses die Niederlassung, welche heute, wie gesagt, den Namen Lorette führt. Der letzte der Huronen ist schon längst nach den „glücklichen Jagdgründen“ gezogen. Die Mischlinge haben sogar ihre eigene Sprache verloren und nur an Sonntagen singen sie in der hübschen kleinen Dorfkirche ihre Hymnen in der alten Huronensprache, ohne sie jedoch zu verstehen. —

Ihre einstigen Feinde, die Irokesen, haben sich auf einer Reservation am rechten Ufer des St. Lorenzstroms, in der Nähe von Montreal, angesiedelt. Aber obschon sie in Caughnawaga (dies ist der Name ihrer Ansiedlung) noch Vollblut-Indianer sind und ihre Sprache noch immer beibehalten haben, so sind ihnen die Friedenspfeife und der Tomahawk, die Kriegstänze wie das häusliche Wigwam doch schon gänzlich entfremdet. Caughnawaga erinnert viel mehr an ein Dorf armer irländischer Einwanderer, als an eine Indianer-Ansiedlung. Nur die rothhäutigen Bewohner selbst, mit ihren eigenthümlich scharf geschnittenen Gesichtern, ihren dicken schwarzen Haaren, ihren dunklen Augen und das scheue Wesen erinnern uns daran, daß wir uns unter den Enkeln jener tapferen Nation befinden, welche gerade vor zweihundert Jahren den Schrecken der europäischen Soldaten bildete. Aber wie gesagt, ihr kriegerischer Geist ist vollständig geschwunden. Nur hier und da kommen ihre barbarischen Gebräuche noch zum Durchbruch, ohne sich jedoch jemals gegen die Weißen zu richten, wie dies leider jenseits der Grenze, in den Vereinigten Staaten so häufig der Fall ist. Nur die Unlust zur Arbeit erbten sie von ihren Vorfahren. Auch bei ihnen scheiterten alle Bemühungen, sie zu Ackerbauern zu machen; nach wie vor ist ihre einzige Beschäftigung Jagd und Fischfang, während ihre, in ihrer Jugend ganz hübschen Weiber allerhand Gegenstände aus Baumrinde und Leder mit rohen Stickereien aus kleinen Glasperlen verziert, anfertigen.

Die Indianer sind in Kanada, im Verhältniß zur weißen Bevölkerung, zahlreicher als in den Vereinigten Staaten, und doch hat man, wenigstens im östlichen Kanada niemals Gelegenheit, sich über sie zu beklagen*). Die Ursache dieses friedlichen Neben- und Miteinanderlebens zwischen den Indianern und Weißen ist die friedliebende, ehrliche Politik der kanadischen Regierung, die mit der grausamen,

*) Die Gesammtzahl der Indianer Kanadas beträgt ca. 130,000, von welchen 40,000 in Britisch Columbien, 40,000 in Manitoba, 12,000 in der Provinz Quebec und 17,500 in der Provinz Ontario wohnen. Der Rest ist über die Hudson-Bai-Länder und die atlantischen Provinzen Kanadas zerstreut.

betrügerischen, oft ganz unmenschlichen Behandlung der Indianer von Seiten der Vereinigten Staaten-Regierung sehr vortheilhaft kontrastirt. Es wurde dieser entwürdigenden Politik und des Vernichtungs-Krieges, welchen die Yankee-Nation gegenwärtig mit den Indianern führt, in einem früheren Bande gedacht. Hier in Kanada hat man Gelegenheit, die Vorzüge einer ehrlichen, gütigen und milden Politik gegenüber den einstigen Herren des Landes zu erkennen. Der Indianer steht vor dem Gesetze mit dem Weißen auf derselben Stufe, er hat dieselben Rechte. In den Vereinigten Staaten hingegen, die sich so viel auf ihre Sclavenbefreiung zugute thaten, auch dem Neger die gleichen Rechte mit den Weißen einräumten, ist der Indianer nicht besser als ein wildes Thier, das ausgehungert und ausgerottet werden muß. Die Indianerpolitik der Vereinigten Staaten wird stets ein dunkler Fleck in ihrer Entwicklungsgeschichte bleiben. Während demzufolge südlich der kanadischen Grenzlinie die Indianer allmählig ganz ausgerottet werden, sind sie in Kanada, allerdings vielleicht nur durch die Vermischung mit den Weißen, eher in Zunahme begriffen, ja sie bilden ein sehr wichtiges, in vielen Theilen der Dominion sogar sehr nützliches Element ihrer spärlichen Bevölkerung.

* * *

Die drei atlantischen Provinzen der „Dominion of Canada“ — dies der offizielle Titel Kanadas, — sind Neu-Schottland, Neu-Braunschweig und die verhältnißmäßig kleine Prinz-Edward-Insel, deren im Vergleich zum übrigen Kanada ziemlich dichte Bevölkerung hauptsächlich vom Fischfang und von der Holzgewinnung lebt. Die französische Bevölkerung dieses östlichsten Theiles von Kanada, des einstigen Akadien, ist vielfach von der englischen und schottischen verdrängt worden, ja die Hauptstädte Neu-Schottlands und Neu-Braunschweigs, Halifax und St. Johns sind durchaus englisch. Ebenso ist die ganze Bevölkerung von Prinz-Edward-Island, mit ihrer hübschen, etwa fünfzehn tausend Einwohner zählenden Hauptstadt Charlottetown ganz englisch. Neben Montreal und Quebec sind St. Johns und Halifax die wichtigsten Häfen Kanadas und gehören übrigens zu den wichtigsten des Kontinents, zumal Montreal und Quebec im Winter während der Vereisung des St. Lorenzstroms gänzlich unzugänglich sind. Allerdings friert der mächtige Strom nur in Montreal zu und ist bei Quebec infolge des steten Fluthwechsels Sommer und Winter offen, allein die Werften sind gefroren und die Fahrt den Strom aufwärts in Folge der ungeheuren herabtreibenden Eismassen wegen zu gefährlich. Auch der Hafen von Halifax ist mitunter infolge des Eises unzugänglich, und dann ist Portland, die Hauptstadt des amerikanischen Staates Maine, der Haupthafen für Kanada.

4. Manitoba und die Hudsonbai-Länder.

Der bisher geschilderte Theil Kanadas bildet kaum ein Zehntel der ungeheuren Länderstrecken, welche die britischen Besitzungen Nordamerikas ausmachen. Nur der südöstlichste Theil der Dominion ist besiedelt und spärlich bevölkert, während der Rest, westlich und nördlich des Ottawastromes, heute noch ebenso unbebaut, unbewohnt und unbesucht ist, wie es die Vereinigten Staaten westlich des Alleghany-Gebirges zu Beginn dieses Jahrhunderts waren. Damals boten das gewaltige Mississippi-Becken und die Küsten des Stillen Oceans mit ihren Steppen und Urwäldern ganz



Quebec: Die Montmorenci-Fälle.

denselben Charakter dar, niemand hätte gewagt, ihnen auch nur mehrere Jahrhunderte später einen ähnlichen Kulturzustand und eine ähnliche Bevölkerung zu prophezeien, wie wir sie heute dort finden. Kanada reicht allerdings zur Hälfte in die Polar-Region hinein, die ewig nur von Eskimos bewohnt bleiben wird, und keine Aussicht auf Kultivirung bietet. Aber die südliche Hälfte Kanadas kann an vielen Stellen bezüglich der Güte des Bodens, der Bewässerung und Fruchtbarkeit, mit den durchschnittlichen Ackerbau-Distrikten des amerikanischen Westens verglichen werden.

Das Klima des kanadischen Nordwestens ist sehr gesund. Der Winter dauert allerdings sogar in Manitoba, dem um den Winnipeg-See gelegenen, in dem Breitengrade von Paris befindlichen Gebiete fünf Monate, vom November bis zum April, während welcher Zeit das Quecksilber des Thermometers niemals über den Gefrierpunkt steigt, aber dafür ist der Schneefall sehr gering und die Schneedecke bleibt locker und körnig, so daß man es sich erklären kann, wie selbst am Athabaska-See, unter dem 55. Breitengrade Pferde im Freien überwintern können, indem sie ihre Nahrung unter dem Schnee suchen. In Jowa und Wisconsin ist dies kaum möglich.

Der Frühling wird durch die abwechselnden Nord- und Südwinde, bis Mitte Mai sehr unbeständig. Dann aber entwickelt sich der Pflanzenwuchs viel schneller und kräftiger, als in den gemäßigten Zonen Europas; während der vier folgenden warmen Monate gelangen nicht nur alle Feldfrüchte, sondern sogar Mais, Melonen und viele andere Pflanzen zur Reife, die man in Europa nur in den südlichen Gegenden vorfindet. Der Herbst, auf die Monate September und Oktober beschränkt, ist von sehr beständiger, trockener Witterung, und vielleicht die angenehmste Jahreszeit dieser Regionen. —

Die sprüchwörtliche Fruchtbarkeit der amerikanischen Prairien bewährt sich auch hier, in dem Gebiete des Winnipeg-Sees. Die zahlreichen Farmer am Red-River des Nordens verbrennen den Dünger, da die durchschnittlich vier Fuß dicke Schicht fruchtbarer Erde seiner nicht bedarf. Nur hat der Ackerbau hier zeitweilig in den Ueberschwemmungen der Flüsse, den Prairiebränden, den Heuschrecken ꝛc., ganz dieselben Feinde, wie in den Ebenen von Minnesota und Wisconsin.

Der einträglichen Bebauung des Bodens steht in diesem Theile Kanadas, sowie in dem sogenannten Nordwesten, ein Ländergebiet von der Ausdehnung des heutigen Frankreichs offen. Wenn man hierzu die Provinzen Ontario und Quebec, sowie die zwei See-Provinzen (Neu-Schottland und Neu-Braunschweig) rechnet, so wird man finden, daß Kanada vorderhand für die zehnfache Bevölkerungszahl nicht nur Raum, sondern auch Lebensunterhalt darbietet.

Die Diagonale, die man vom nördlichsten Punkte des Superior-See nach der Südgrenze des Territoriums Alaska zieht, bildet beiläufig die Scheidelinie zwischen dem fruchtbaren und dem Wüstengebiete Kanadas; das letztere, die Gebiete des Mackenzie- und Kupferminen-Flusses umfassend, muß noch für Jahrhunderte hinaus unberücksichtigt bleiben, während das südlich der genannten Scheidelinie gelegene Gebiet sich in drei verschiedene Theile zerlegen läßt — in die Steppe, Wald und Prairie. —

Das Steppenland ist eine Fortsetzung der amerikanischen „Bad lands“ und umfaßt, am hundertsten Meridian gelegen, über 50 Millionen Acker. Diese Länderstrecke ist, mit Ausnahme weniger Stellen, alles Pflanzenwuchses bar. Die Flüsse

sind nahezu das ganze Jahr über trocken, und der Regenfall ist nicht genügend. Dagegen bietet das Gras, mit welchem die Steppen an manchen Theilen bedeckt sind, ein vorzügliches Futter für Pferde und Vieh, geradeso wie das „Buffalo-Gras" auf den Steppen von West-Kansas und Nebraska.

Die Prairien sind nahezu von derselben Ausdehnung wie die Steppen, sie lehnen sich auf der einen Seite an diese letzteren, auf der anderen an die Waldregion an; ihr Boden ist ungemein fruchtbar, nur setzen sich die häufigen Stürme, begleitet von plötzlichem Temperatur-Wechsel, der Besiedlung und Bebauung sehr entgegen.

Die Waldregion ist bei einer Ausdehnung von nahezu 300 Millionen Acker die bedeutendste. Ein Viertel dieser Region ist der Urbarmachung leicht zugänglich.

Seit der im Jahre 1885 erfolgten Eröffnung der kanadischen Pacific-Bahn haben die nordwestlichen Ländergebiete an Bedeutung und an Besiedlung ungemein zugenommen, obschon ein solcher Einwanderungsstrom, wie jener, der sich in den letzten zwei Jahrzehnten über die amerikanischen Prairien ergoß, hier niemals stattfinden wird. Es wird hier in der Anlockung von Einwanderern viel zu viel Reklame getrieben, welche meinen eigenen Wahrnehmungen auf mehreren Reisen durch Kanada zufolge, gänzlich ungerechtfertigt ist. Nur die Provinz Manitoba, ein den großen Winnipeg-See einschließendes, im Süden an die Vereinigte-Staaten Grenzlinie stoßendes Viereck von etwa achtzigtausend engl. Quadratmeilen Ausdehnung kann hoffen, jemals eine den Vereinigten Staaten ähnliche Bevölkerung und Kultur zu erlangen. Der große Rest des Nordwestens wird in aller Voraussicht ebenso kultur- und bevölkerungslos bleiben, wie Wyoming oder Nevada. —

Durch die Herstellung der kanadischen Pacific-Bahn ist allerdings ein weites großes Ländergebiet erschlossen, und der Herrschaft der Hudsonbai-Kompagnie im Nordwesten theilweise ein Ende bereitet worden. Aber die kanadische Pacific-Bahn ist unter anderen Verhältnissen entstanden, als die südlicher gelegenen Pacific-Bahnen. Die kanadische Bahn ist nicht eine Pionierbahn für ackerbautreibende Einwanderer, sondern eine englische strategische Bahn, eine große und für das englische Reich wichtige Transportslinie für Truppen nach dem Stillen Ocean eventuell nach Indien. Die allerdings sehr begehrte Einwanderung wird sich auf Manitoba beschränken, in den westlicher und nördlicher gelegenen Territorien aber niemals eine größere Ausdehnung annehmen. Welche Wichtigkeit in strategischer Hinsicht die kanadische Bahn hat, geht schon aus dem Indianer- und Halbblut-Aufstande von 1885 hervor. Es wäre der kanadischen Regierung ohne diese Bahn unmöglich gewesen, schnell genug Truppen zur Unterdrückung der Blut-, Creek- und Sioux-Indianer nach dem Kriegsschauplatz zu senden, denn ein solcher Transport hätte, wie gelegentlich des Aufstandes von 1869—70, mehrere Monate in Anspruch genommen, ja wäre im Winter gänzlich unausführbar gewesen. Erst mit der Herstellung der Bahn ist es der

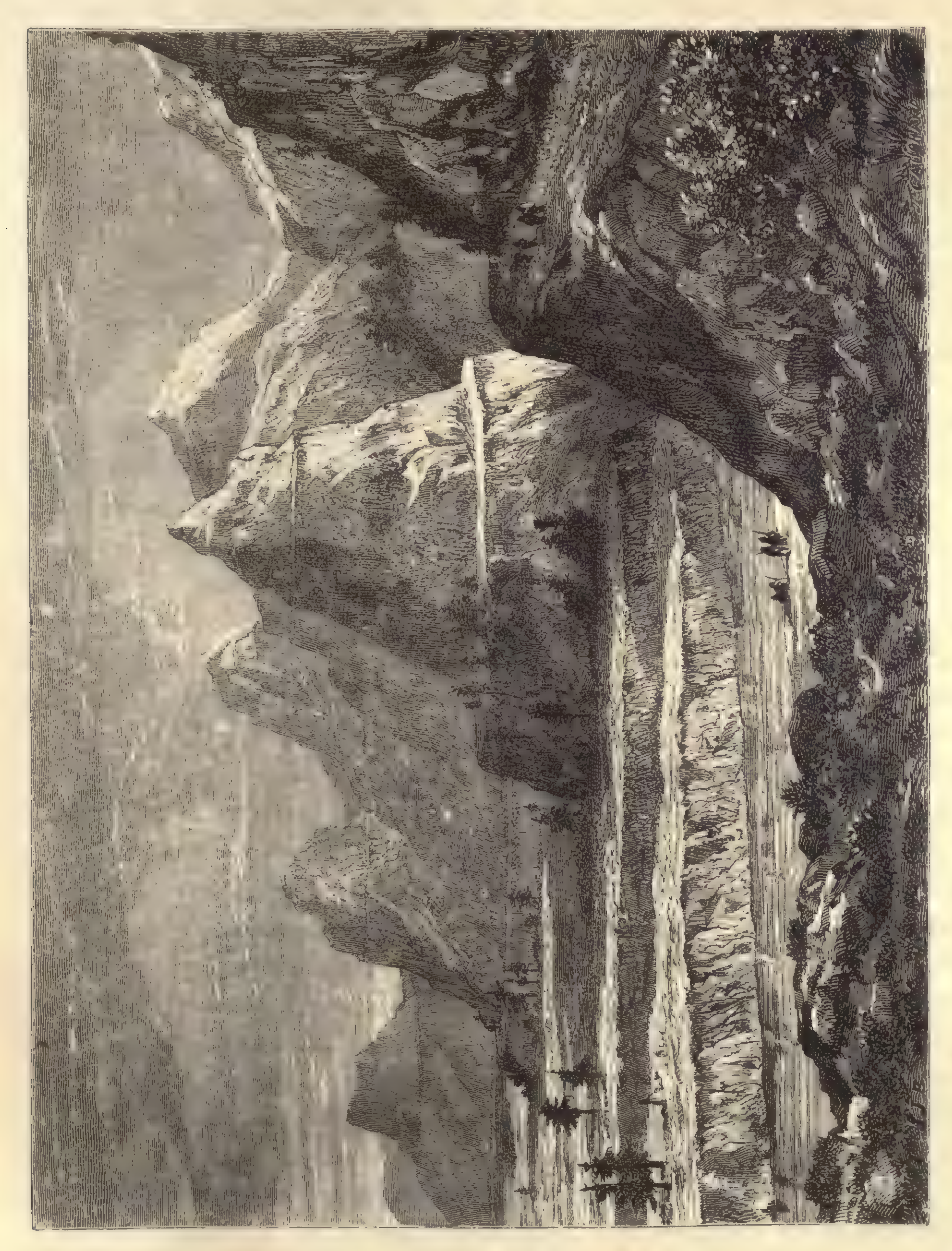
kanadischen Regierung möglich, ihre den halben Kontinent umfassenden Länder wirklich zu beherrschen. —

In jüngster Zeit ist der große Nordwesten, ähnlich dem Vereinigten Staaten-Systeme, in Provinzen und Distrikte eingetheilt worden und zwar: die Provinz Manitoba, mit der Hauptstadt Winnipeg, in ihrer Organisation den östlichen kanadischen Provinzen ähnlich, und wie diese unter der Verwaltung eines Lieutenant-Gouverneurs, eigener Minister und eigener Legislatur stehend, was bei einer Bevölkerung von etwa 70,000 Seelen wohl möglich ist. — Aus dem großen Reste des „Nordwestens" bis zu den Felsengebirgen wurden drei Distrikte herausgeschnitten: Assiniboia, das Flußgebiet des Assiniboine umfassend, und südlich an die Vereinigten Staaten grenzend, mit 90,000 □ Meilen und 22,000 Einwohnern. Dieser Distrikt wird der Länge nach von der kanadischen Pacific-Bahn durchzogen. Ferner Saskatchewan, nördlich von Assiniboia, mit 106,000 □ Meilen und 10,000 Einwohnern, endlich Alberta, westlich der beiden genannten „Distrikte" mit gleichfalls 106,000 □ Meilen



Landschaft am Saskatchewan-Strom.

und 15,000 Einwohnern. Nördlich dieser drei Distrikte wurde ein vierter, „Athabaska“, um den gleichnamigen See gelegen, abgegrenzt. — Der große Rest bis in die Polar-



Jn Britisch-Columbia: Terrassen am Fraser-Fluß.

region hinauf ist noch Territorium geblieben und wird es aller Wahrscheinlichkeit nach auch ewig bleiben.

Der große und unbestreitbare Fortschritt des Nordwestens innerhalb der letzten zehn Jahre kommt hauptsächlich Manitoba und seiner Hauptstadt Winnipeg zu gute. Ich besuchte die Provinz zum ersten Male vor elf Jahren, den Red River des Nordens von Fargo aus herabfahrend. Das Wort „herab" scheint in diesem Falle unnatürlich, aber doch richtig, denn im ganzen Flußgebiete der Vereinigten Staaten ist der Red River des Nordens der einzige in streng nördlicher Richtung fließende große Fluß. — Winnipeg war damals wenig mehr, als ein Durcheinander von Bretterbuden und Zelten, in der Nähe der Mündung des Assiniboine in den Red River gelegen. Hier stand auch das alte Fort Garry, der Hauptsitz der Hudsonbai-Compagnie. Das jenseits des Red Rivers gelegene französische Städtchen St. Boniface war bedeutend größer als Winnipeg, das man kaum dem Namen nach kannte.

Als ich 1883 Winnipeg zum zweiten Male besuchte, war die Eisenbahn von St. Paul dahin bereits hergestellt. Auf der Reise hatte ich aber dennoch das Vergnügen, auf der offenen Prairie Minnesotas mit dem ganzen Zuge eingeschneit zu werden, und zwei Tage wie drei Nächte dem in diesen Ländern ungemein heftigen „Blizzard", d. h. Nordweststürmen ausgesetzt zu bleiben. Winnipeg war zu einer Großstadt von 60,000 Einwohnern angewachsen, denn auch die kanadische Pacific-Bahn hatte von hier aus schon nach Ost und West große Strecken vollendet, und Winnipeg war damals mit Emigranten und Spekulanten ähnlich gefüllt, wie sich etwa fließendes Wasser in Reservoirs ansammelt, die keinen Abfluß haben. Aus der Zeltstadt war eine bedeutende Stadt mit steinernen Häusern, großen Banken und Hôtels geworden, und Boniface war zu einer Vorstadt Winnipegs herabgesunken. — Gelegentlich meines dritten Besuches im Herbst 1886 war die kanadische Pacific-Bahn bereits vollendet, der Überschuß der Bevölkerung von Winnipeg, die nur dieser Bahneröffnung wartete, war gegen Westen in die Prairien abgeflossen, und die Einwohnerschaft Winnipegs war auf ein stabiles Niveau von etwa vierzigtausend Seelen gesunken. Merkwürdig blieb aber der ausgesprochene englische Charakter der Bevölkerung. Im östlichen Kanada ist dies begreiflich. Die Einwanderung kam direkt von England und Schottland, und behielt die Eigenthümlichkeiten der Mutterländer bei. Den Kanadier erkennt man sofort an seinem englischen Aussehen, englischer Kleidung, englischen Sitten und Gebräuchen und hauptsächlich an der Sprache, die nichts mit dem nasalen, langgezogenen singenden Tenor der Yankees gemein hat. Aber in Winnipeg dieselben Merkmale Alt-Englands wieder zu finden, war merkwürdig, denn Winnipeg ist den Geschäfts- und Bevölkerungs-Zentren der V. Staaten viel näher, als jenen Kanadas, es war von dem bewohnten und besiedelten Osten Kanadas fast gänzlich abgeschlossen und grenzte fast unmittelbar an die Vereinigten Staaten, von wo auch die erste Bahn dahin führte. Dennoch hat Winnipeg eine kaum nennens-

werthe Einwanderung von den Vereinigten Staaten aus, und die Trennung zwischen beiden Ländern ist hier ebenso vollkommen, wie im Osten.

Winnipeg wird zweifellos auch in Zukunft die Metropole des großen Nordwestens bleiben, wie es auch in der Vergangenheit der Hauptsitz der Jäger- und Trapperbevölkerung war. Es ist eine der Hauptstationen der Pacific-Bahn; infolge der unendlichen Kette großer Seen und Flüsse in direkter Schifffahrtsverbindung mit einem Umkreis von mehreren hundert Meilen und soll demnächst auch noch eine dritte Eisenbahn nach der an der Hudsonbai gelegenen Faktorei Fort York erhalten. Das ganze Land bietet in seinen wasserreichen Strömen Verkehrsmittel dar, von deren Ausdehnung man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Dampfer und Seeschiffe können während der Sommer-Monate mit ihrer Ladung von Hamburg oder London direkt durch die Hudsonbai bis Fort York fahren. Von dort geschieht der Verkehr mit Winnipeg auf Fracht-Kähnen den Nelsonstrom hinauf, durch den Winnipeg-See bis in das Herz Kanadas, nahezu 2000 Meilen von der atlantischen Seeküste entfernt. Der Winnipeg-See ist aller Wahrscheinlichkeit nach dazu berufen, in nicht zu ferner Zeit ein zweites Chicago an seinen Ufern entstehen zu sehen und zum Mittelpunkt des kanadischen Handelsverkehrs zu werden. Die großen Wasserstraßen des Red-River und des Saskatchewan gestatten es, vom Winnipeg-See mit großen, flachen Frachtschiffen noch auf viele hundert Meilen weiter landeinwärts vorzudringen, schon heute werden diese Ströme, sowie der ferne Athabaskafluß von mehreren Dampfern befahren, welche den Verkehr zwischen den Ansiedlern an den oberen Flußläufen und der Außenwelt vermitteln. —

Assiniboia, Alberta und Britisch Kolumbien dagegen sind mit Winnipeg und mit dem Osten Kanadas durch die Kanada-Pacific-Bahn verbunden worden, und heute begegnet der Reisende auf dieser Bahn bereits netten kleinen Ansiedlungen und Städten, wie Brandon, Medicinhat, Regina und vor Allem Calgary, das am Ostfuße der Felsengebirge gelegen, das kanadische Denver zu werden verspricht. Die Hauptinteressen der genannten Distrikte ruhen einstweilen in der Viehzucht im Großen.

Das ganze Gebiet ist vorläufig noch immer im thatsächlichen, wenn auch nicht gesetzlichen Besitz der berühmten Hudson-Bai-Gesellschaft, welche in der Geschichte des Handels eine ähnliche Rolle spielt und bis auf die jüngste Zeit ähnliche Privilegien besaß, wie die englische East-India-Company (ostindische Gesellschaft). Die erstere Gesellschaft wurde vor zweihundert Jahren gegründet und hatte bis vor ein Dezennium das Handelsprivilegium, die Gerichtsbarkeit und bürgerliche Gewalt über die Länder an der Hudson-Bai, Labrador und das Rupertusland, bis hinauf an den Mackenziestrom und den Bärensee inne. Vor mehreren Jahren verkaufte die Gesellschaft ihre Rechte um die Summe von 300,000 Pfd. an die kanadische Regierung,

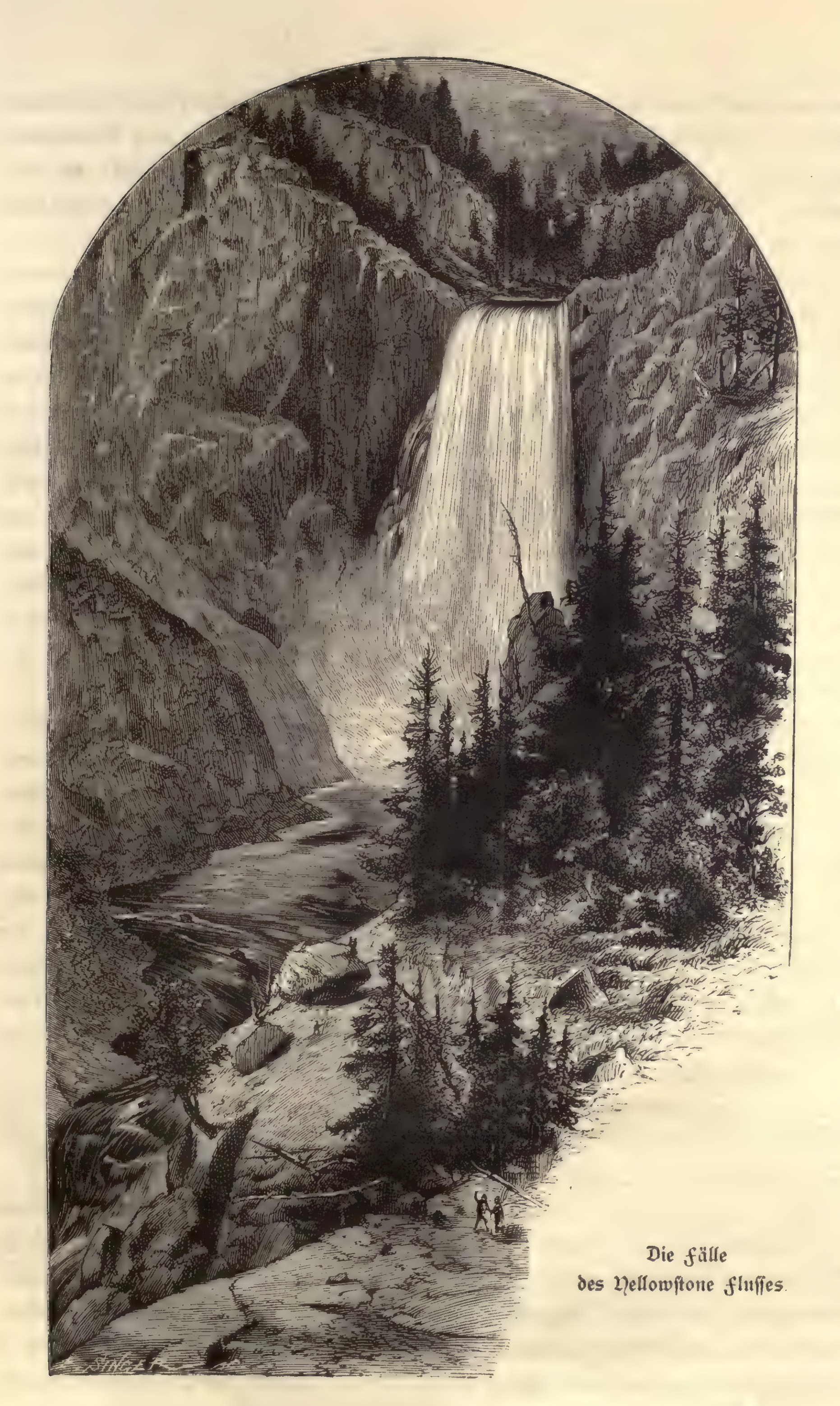
aber sie blieb dessenungeachtet im Vollgenuß ihrer Privilegien, da auf so unwirthbaren, unbesiedelten und ausgedehnten Ländergebieten nur eine so wohlorganisirte, über die bedeutendsten Mittel verfügende Körperschaft Handel treiben kann, und der Erfolg für den Einzelnen undenkbar ist. Das Hauptgeschäft der Hudson-Bai-Gesellschaft war und ist der Tauschhandel mit den Indianern jener Regionen, sowie der An- und Verkauf des Pelzwerkes der von den Indianern und den Jägern der Gesellschaft erlegten zahlreichen wilden Thiere. Die Compagnie steht mit den Eingeborenen des Landes in freundlichem Einvernehmen; sie gründete die ersten Ansiedlungen und Forts der Weißen bis hinauf an den Athabaska- und Mackenziestrom, ihre Schiffe und Schlitten bilden auch heute noch das einzige Verkehrsmittel zwischen den Ansiedlern und Europa. Alljährlich im Monat Juni verläßt ein Dreimaster mit Vorräthen aller Art beladen, den Hafen von London und erreicht den Haupthafen der Gesellschaft, das an der Mündung des Nelsonstromes in die Hudson-Bai gelegene Städtchen York, im Monat September. Dort werden die im ganzen Territorium gesammelten Häute und Felle, das Jagdergebniß des ganzen Jahres, auf das Schiff geladen, nachdem es seine eigene Ladung gelöscht. Gewöhnlich findet es noch das Meer in der Hudson- und Davis-Straße offen, um die Rückfahrt nach Europa zu unternehmen.

Von York werden die Tauschwaaren, die Zeitungen und Briefe den Nelsonstrom hinauf nach Winnipeg, dann auf Schlitten nach den Ansiedlungen der Jäger und Beamten der Compagnie am Athabaska- und Sclaven-See befördert. Die armen Weißen, welche dort droben, in der Nachbarschaft des nördlichen Eismeeres, 3000 Meilen von New-York, 7000 Meilen von Europa entfernt, wohnen, erreicht die Post nur einmal des Jahres. Die Schlitten, von Hunden gezogen, haben mehrere hundert Meilen durch Urwälder und Schneewüsten zurück zu legen, ehe sie diese äußersten Außenposten der weißen Civilisation erreichen, und so ist es auch begreiflich, daß, obschon mehr als ein Jahrzehnt seit der Aufhebung des Privilegiums der Hudson-Bai-Gesellschaft vergangen, diese letztere doch noch den ganzen Handel des Rupertuslandes in ihren Händen hat.

---

5. Britisch-Kolumbien und Alaska.

Der auf der kanadischen Pacific-Bahn von Winnipeg nach Westen reisende Tourist durchfährt während der ersten vierundzwanzig Stunden die einförmigen baumlosen Steppen von Assiniboia und Alberta, auf kleine Ansiedlungen, große Viehheerden und zahlreiche Lager von Indianern stoßend, die hier noch in ziemlichem Urzustande auf großen Reservationen wohnen und den weißen Viehzüchtern recht



Die Fälle
des Yellowstone Flusses.

unangenehme Nachbarn sind. Patrouillen der kanadischen „Mounted Police" (berittenen Polizei) in englischer, rother Uniformirung halten die Rothhäute nach Thunlichkeit im Zaume. — Wie die anderen Pacific-Bahnen, so ist auch die kanadische nur eingeleisig, und läßt täglich nur einen Passagierzug mit Personen- und Schlafwagen nach den beiden Richtungen hin laufen.

Bei Cassils gelingt es dem Reisenden an schönen klaren Tagen, die noch immer an zweihundert englische Meilen entfernten Schneegipfel der Felsengebirge zu erblicken. Hinter Calgary erreicht die Bahn den Bow-Flußpaß und der Zug donnert dann in die Felsengebirge hinein, um auf der äußerst kühn angelegten Bahn dieselben zu überschreiten. Bei Canore erreicht man bereits die großen Minen-Distrikte Britisch Kolumbiens, und etwas weiter westlich den seit kurzem berühmt gewordenen Kicking Horse-Paß, inmitten der großartigsten und wildesten Gebirgslandschaften gelegen, welche Nordamerika wohl aufzuweisen hat. Schnee- und Gletschermassen auf den bis auf fünfzehntausend Fuß emporsteigenden Höhen; die üppigsten dichtesten Wälder mit dunklen Nadelholzriesen an den Abhängen; rauschende Bäche in den zahllosen tiefen Schluchten, reißende Ströme in den Thälern. Wir passiren die zackigen Kämme der Selkirk-Range und der „goldenen Berge", und erreichen bei Farwell den Hauptstrom des westlichen Abhangs der Felsengebirge, den Oberlauf des Kolumbia-Stromes. Bei Craiglea wurde am 7. November 1885 die Verbindung des östlichen und westlichen Theiles der kanadischen Pacific-Bahn hergestellt, und der letzte Nagel in den nunmehr von Ozean zu Ozean laufenden Schienenstrang getrieben. — Auch weiterhin, den Thälern des Thompson- und des wasserreichen Fraser-Flusses folgend, läuft die Bahn durch die großartigsten Gebirgslandschaften, über zahlreiche Brücken und durch noch zahlreichere Tunnel, Naturhindernisse überwindend, wie sie sich keiner amerikanischen Bahn in solcher Menge und Großartigkeit entgegengestellt haben. Als Beispiel sei nur angeführt, daß, während der Bau der Bahn von Ozean zu Ozean 140 Millionen Dollar, also durchschnittlich etwa 30,000 Dollar pro englische Meile kostete, die Strecke längs dem Fraser-Flusse das Zehnfache, nämlich 300,000 Dollar pro englische Meile erforderte.

In ihrem letzten Theile durch sumpfiges Küstenland führend, erreicht die Bahn endlich bei der Station Vancouver die Küsten des Stillen Ozeans, oder vielmehr des herrlichen Puget Sunds.

Wie der Nordwesten der Vereinigten Staaten im Kolumbia den herrlichsten aller pacifischen Ströme besitzt, so wurde ihm gleichzeitig im Puget Sund das größte Meerbuchten- und Hafenwesen der Westküste Amerikas zu Theil. Das Territorium Washington von Britisch-Amerika scheidend, greift der Puget Sund mit zahlreichen, den Zacken eines Schierlingsblattes ähnlich ausgespreizten und verästelten Fjorden in das erstere hinein, und giebt diesem nordwestlichsten Winkel der Vereinigten Staaten

eine Küstenentwickelung, zu der selbst ihre an Buchten, Bais, Haffen und Sunden so reichen atlantischen Gestade kein Seitenstück aufzuweisen haben. Durch den Schiedsspruch des deutschen Kaisers, der in dem Streite um den Puget Sund zwischen England und den Vereinigten Staaten zu entscheiden hatte, ist ein großer Theil der an ihm gelegenen Länder der Union zugefallen.

Klima, Wasserreichthum, Bodenverhältnisse und jede sonstige Vorbedingung zu einer Alles umfassenden Landwirthschaft haben hier, in fast höherem Grade noch als im benachbarten Oregon, nur der ersten Erlösung aus ihrer dornröschenhaften Weltentlegenheit durch moderne Verkehrswege geharrt, um jene Wanderfluthwelle der Menschheit anzuziehen, welche die rastlose Jagd nach neuen Besiedelungsgebieten während der letzten Jahrzehnte vom Mississippi aus nach dem Stillen Ozean gewälzt hat.

Aber die aufblühende Landwirthschaft bildet nur eine der Reichthumsquellen von Britisch-Kolumbien und dem benachbarten Washington. Einen zweiten Schatz besitzen sie in den unendlichen Wäldern, wie sie noch heute, trotz der Hunderte von Dampfsägekolossen, welche den Puget Sund umschnauben, und trotz unablässiger Waldbrände, in überwältigenden Massen daliegen. Vor allen Dingen ist es der Nordgürtel des Territoriums Washington, in welchem sich dieser Waldreichthum zu einem wahren Krösusbesitz steigert. Am Ozean und dem Puget Sund beginnend, erstreckt sich dies Waldparadies weit in das Innere des Landes hinein und hüllt Seeküste, Tiefland, Berg und Hochebene in eine Urwaldsfülle und einen Urwalddickicht ein, welcher in den Gebirgen bis zur Schneelinie hinanreicht, am Meergestade aber sich so unmittelbar in die brandende Salzfluth selbst hinabschiebt, wie das Ufergras eines Baches in das friedliche Wasser dieses letzteren.

Und wie schön sind diese Meeresgestade, wie schön vor Allem die hundertfach gezackten Ufer des Puget-Sund in diesem Schmuck eines undurchdringlichen, von keinem Wechsel der Jahreszeit berührten Nadelholzgrün! Die lichtende Axt hat nur eben an dieser grünen Welt zu naschen begonnen, um für das Dutzend jener jungen Sundstädte Raum zu schaffen, welche in diesen Walddistrikten förmlich aus dem Boden springen.*)

Eine jede von ihnen träumt den Zukunftstraum eines jüngeren San Francisco, oder doch mindestens eines zweiten Portland. Und die eine oder die andere hat gewiß ein ganz gutes Recht dazu. Wenn man nur wüßte: welche? Ob Olympia, die Hauptstadt des Territoriums; ob Port-Townsend und Port-Madison, seine Sägemühlenemporien; ob Seattle, sein bedeutendster Handelsplatz und „Universitäts"-Sitz; oder ob Tacoma, der eigentliche pacifische Endpunkt der Nordpacificbahn:

*) Udo Brachvogel.

fürwahr, wer das nur heute schon wüßte! Zu welch' glänzenden, echt neuweltlichen Spekulationen in Land und Bauplätzen würde er durch ein solches Wissen befähigt werden!

Die Kaskadenkette mit ihren beiden Berggranden, Tacoma und Baker, folgt



In Britisch Kolumbien: Squatter im Urwalde.

ihren stolzen Weg nach dem arktischen Amerika östlich vom Puget-Sund. Westlich von ihm dagegen entfaltet sich das pacifische Küstengebirge zu kaum minderer Mächtigkeit, um dort zu seiner bedeutendsten Höhe anzuwachsen, wo es, von der San Juan da Fuca-Straße quer durchrissen, das nördliche Ende seines ganzen von

Süd-Kalifornien bis hierher sich erstreckenden Zuges erreicht. Es ist die „Olympic Range.“ In seinem Hauptkamme bis zu 8000 Fuß Höhe ansteigend, säumt dieses amerikanische Olympusgebirge das Südufer der San Juan da Fuca-Straße wie ein mächtiger Alpenwall ein, der nicht nur in seinen fast immer von Schnee bedeckten Scheiteln mit Macht das Bild der Firnen Tirols und der Schweiz wachruft, sondern auch durch das auf ihnen heimische Phänomen des Alpenglühens im Verein mit den bergseeartigen Wasserspiegeln der Sundfjorde den Vergleich mit den Landschaften jener beiden europäischen Gebirgsländer geradezu herausfordert.



Kalifornien: Ansicht von Monterey.

Etwa 1800 Meilen beträgt die gesammte Küstenlänge dieses vielgliedrigen Binnenmeerwesens, welches man unter dem Namen des Puget-Sundes versteht. Und es muß als ein Glück für das Land selbst betrachtet werden, daß es mit so zahllosen Wassereinschnitten durchsetzt wird. Es müßte sonst in seinen Tannenwäldern ersticken. Nun aber schaffen diese langgestreckten Wasserflächen und Wasserarme nicht nur Luft, sondern auch vorzügliche Verbindungswege, auf denen von hier aus eine ganze Welt mit Bau- und Nutzholz versorgt werden kann.

Die letzte große Landvermessung, welche zwischen dem Kolumbiastrom und dem Puget-Sund vorgenommen worden, beziffert den ganzen hier angehäuften Schatz lebendigen Holzes auf 160,000 Millionen Kubikfuß — eine Zahl, deren Bedeutung man sich erst durch einen Fachmann klar machen lassen muß, um einen Begriff von dem zu bekommen, was sie vorstellt. Das seit Anlegung der ersten Sägemühlen am Puget-Sund vor dreißig Jahren aus diesem Wald-Königreich bis jetzt mit der Axt entnommene Holz wird auf 2500 Millionen Kubikfuß geschätzt — gegen jenen, die menschliche Vorstellung geradezu verwirrenden Reichthum von 160,000 Millionen Kubikfuß, allerdings nur ein verschwindender Betrag.

* * *

Niemals werde ich die wundervollen Fahrten durch die Fjorde und Buchten dieser reizendsten aller Wasserflächen vergessen können. Weder die italienischen Seen noch jene der Schweiz lassen sich an Großartigkeit mit den feenhaften Landschaften am Puget-Sund vergleichen, vielleicht nicht nur dieser Szenerien allein wegen, sondern wahrscheinlich auch wegen der Urwüchsigkeit und Einsamkeit, die hier herrscht. Auf den hunderten großer und kleiner, dichtbewaldeter Inseln strotzt der üppigste Riesen-Baumwuchs, in dessen Schatten noch während meiner letzten Fahrt, 1886, hier und da die Zelte und Hütten von Indianer-Ansiedlungen sichtbar waren. Auf dem Sunde selbst tummelten sich die Indianer in großen und kleinen, eigenthümlich konstruirten Kanoes. Man fährt viele Meilen ohne auch nur ein Dorf, ein Haus weißer Ansiedler zu erblicken. Wie lange das wohl so bleiben mag? — Aehnlich wie die Ufer Britisch-Kolumbiens zeigen sich auch jene der dem Puget-Sund vorgelagerten großen Vancouver-Insel, an deren Südspitze, die Fuca-Straße beherrschend, die Hauptstadt von Britisch Kolumbien, die Stadt Victoria, liegt. Handel, Schifffahrt, Industrie und Regierung dieser an 400,000 Quadratmeilen umfassenden größten Provinz Nordamerikas konzentriren sich in Victoria. Sie ist der pacifische Haupthafen Kanadas, mit San-Francisco und Portland durch regelmäßige Dampferlinien verbunden. Binnen Kurzem wird es auch zum Endpunkt eines regelmäßigen Dampferverkehrs mit asiatischen Häfen geworden sein. In seinem Aussehen, der Bauart seiner Häuser und mit seinem interessanten Chinesenviertel erinnert Victoria

lebhaft an seine südlichen Schwesterstädte San-Francisco und Portland, und wenn es mit seinen fünfzehntausend Einwohnern ihnen bei Weitem nachsteht, so gleicht es ihnen doch durch seine wundervolle Lage, seine prachtvollen Gärten und Wälder, und die entzückende Aussicht auf die, Binnenseen gleichenden Theile des Puget-Sunds und die jenseits gelegenen Schneeberge. — Wohl niemand würde vermuthen, daß hier am Stillen Ozean, nahezu tausend Meilen von San Francisco, und viertausend Meilen von New-York eine ebenso hoch entwickelte Kultur zu finden wäre, wie in irgend einem Theile des Kontinents daß Victoria bessere Hôtels, schönere Theater



Eisenbahnfahrt durch die kanadischen Steppen.

aufzuweisen hätte, als andere Städte gleicher Größe, und daß seine bessere Gesellschaft sich mit jener in englischen Städten messen könnte.

Der Rest der Insel Vancouver ist, wie das Festland von Kolumbien selbst, noch äußerst spärlich besiedelt, ja fast unerforscht. Aber die großen mineralischen Schätze, der Fisch- und Waldreichthum und das vorzügliche, milde Seeklima werden ihre Wirkung nicht verfehlen.

Britisch-Kolumbien sieht unter allen Provinzen Kanadas vielleicht der glänzendsten Zukunft entgegen!

Druck von Grefsner & Schramm in Leipzig.







